Haus-Chronik.

Herausgegeben von

Kaspar Braun und Friederich Schneider.



München,

Verlag von Braun und Schneider.

Inhaltsverzeichniß.



Der weise Richter.

Vor vielen Jahrhunderten lebte am Rheine ein guter und gerechter König, der einen seiner Lieblinge zum Oberrichter setzte über eine ganze Provinz und ihm vertraute in Allem. Der Mann aber war habsüchtig und beugte das Recht um des Gewinnes willen, und wer ihm Geld oder Güter bot, der gewann seine schlechte Sache, und der Arme war verloren. So wurde er bald reich und zugleich immer gewissenloser. Nun wollte er zu seinem vielen mit ungerechten Mitteln erworbenen Lande einen Weinberg haben, der an seine Güter stieß, und er glaubte, der arme Edelmann, dem derselbe gehörte, würde leicht zum Verkaufe vermocht werden. Allein dieser wollte das Erbe seiner Väter, das er mit den Seinigen selbst bebauen half und damit sich und seine Familie dürftig erhielt, nicht verlassen, wies selbst glänzende Anerbietungen zurück, und eben so wenig ließ er sich durch Drohungen einschüchtern. Da starb aber der Edelmann plötzlich, und nun sann der Oberrichter, wie er den Weinberg an sich bringen könnte.

Nachdem er Alles reiflich erwogen, entbot er mehrere arme und arbeitsscheue Leute zu sich und sagte, daß er sie kleiden und nähren und für ihr ganzes Leben glücklich machen wolle, wenn sie versprächen, zu thun, wie er ihnen zeige. Als sie zu Allem sich bereit erklärten, schenkte er ihnen neue Kleider, gab ihnen mehrere Tage hindurch reichliche Nahrung mit Wein; dann sagte er eines Abends zu ihnen: „Nun kommt, und seid Zeugen eines Kaufes, den ich abschließen will, dann trinken wir den Kaufwein und halten die Mahlzeit." Darauf ging er mit ihnen auf den Kirchhof und hieß sie das Grab öffnen, worin der Edelmann lag, und der Leichnam wurde wieder erhoben und lag vor Allen ausgestreckt da. Jetzt nahte ihm der Oberrichter und sagte: „Ich habe mit Dir den Kauf wegen deines Weinberges abgeschlossen, aber Du hast die Unterschrift noch nicht gegeben, und der Tag, an dem die Sache vor den Zeugen sollte bekräftigt werden, ist der heutige. Ich frage Dich nun: Willigest Du ein, daß mir der Weinberg um die bereits Dir gegebene Summe gehöre? Rede, sprich!" Aber der Leichnam lag lautlos.

Da begann der Oberrichter wieder: „Willst oder kannst Du nicht reden, so gib ein Zeichen deiner Einwilligung." — Und einer der gedungenen Menschen ergriff, wie ihn der Oberrichter schon vorher belehrt hatte, den Arm des Todten, erhob ihn und machte damit ein bejahendes Zeichen, worüber Alle in ein unmäßiges Gelächter ausbrachen und riefen: „Der Kauf ist richtig, wir haben die Einwilligung erkannt, wir werden es bezeugen. Kommt zum Wein, zum Schmause!"

Alsobald warfen sie den Leichnam wieder ins Grab und bedeckten ihn mit Erde, dann kehrten sie in das Haus des Oberrichters zurück und zechten die Nacht hindurch. Am nächsten Morgen aber begab sich der Oberrichter mit ihnen zu dem Weinberg und ließ den Zaun niederreißen, der denselben bisher von seinen Gärten getrennt hatte. Als dieses die

Wittwe vernahm, lief sie erschreckt herbei und fragte nach der Ursache des sonderbaren Beginnens. Da schrie man ihr entgegen: „Der Weinberg ist von deinem Manne verkauft worden, wir Alle sind dessen Zeugen und wollen es beschwören.“ Vergebens betheuerte sie, daß sie davon nichts wisse, ihr Mann habe ihr nie etwas verschwiegen und den Weinberg ihr und ihren Kindern gewiß nicht heimlich entrissen. Aber man lachte und spottete ihrer. Da war es, als flüstre ihr eine Stimme zu: Geh' zum Könige, er ist der oberste Richter, der gemeinsame Vater und wird Keinem seiner Kinder Unrecht geschehen lassen. Und sie machte sich auf, empfahl ihre Kinder in Gottes und der Nachbarn Schutz, und eilte viele Meilen weit, ohne zu essen oder zu trinken, bis sie an den Hof des Königs kam. Sobald dieser davon gehört, ließ er die Wittwe rufen und sich die Sache erzählen, dann bestimmte er einen Tag zum Gericht, an welchem er Recht sprechen wolle.

An dem bezeichneten Tage kam der Oberrichter in großer Begleitung seiner Verwandten und mächtigen Freunde und der vielen Zeugen, und wie er stolz durch die Straßen der Stadt zum Palaste hinschritt, sammelte sich eine Menge Volkes, das auch dahin drängte, um die Entscheidung in dieser Sache zu vernehmen. Die Wittwe aber war in ihren Trauerkleidern allein erschienen und kein Anwalt wollte ihre Angelegenheit vertreten, die Jeder schon für verloren achtete. So harrten Alle vor dem Palaste, bis der König erschiene. Dieser war indessen in großen Sorgen, wie er das Recht finden möchte; er wußte, der Verstorbene war ein Biedermann, der den Armen so viel in seinen Kräften stand, Gutes gethan und jedes Unrecht von sich und Anderen fern gehalten hatte. Aber sollte der Oberrichter Macht und Ansehen so sehr mißbraucht haben, um eine Familie zu verderben? Ungewiß noch über den Ausgang der Sache trat er vor den Palast auf eine Erhöhung, setzte sich, die Richter standen ehrfurchtsvoll ihm zur Seite, und alles Volk harrte auf den Ausgang.

Der Oberrichter betheuerte, der Kauf sei geschlossen worden und rief die Zeugen, und Alle bekräftigten seine Aussage. Der König schwieg, blickte gen Himmel, dann erhob er sich plötzlich, betrachtete die Zeugen, rief den einen herbei, führte ihn etwas seitwärts gegen den Palast, so daß aber Alle ihn sehen und jedes laute Wort vernehmen konnten. Dann neigte er sich zu ihm und sagte freundlich mit leiser Stimme zum Zeugen: „Ich habe Dich zuerst gerufen, Du scheinst mir redlicher und gebildeter, als die Uebrigen. Nun sage mir: Weißt Du auch das Vater Unser?“

„O ja,“ entgegnete der Zeuge.

„Nun so sag' es mir doch.“

Und Jener begann leise: „Vater unser, der Du bist in dem Himmel.“ — Der König rief laut: „So ist's recht, dies ist schön! Fahre nur fort! —“ Und jener fuhr fort und sagte noch einige Bitten, worauf er inne hielt.

Der König aber begann laut: „Das ist noch nicht Alles.“ — Dann beugte er sich wieder zu ihm nieder und sagte: „Ich bitte Dich, fahre weiter.“ — Und als der Zeuge das ganze Vater unser leise hergesagt hatte, lobte ihn der König laut und befahl ihm, in das nächste Gemach zu gehen und dort eine Weile zu warten. Dann rief er den zweiten Zeugen und sprach zu ihm: „Dein Freund hat seine Sache gut gemacht, Du hast gemerkt, wie er sagte, was er wußte. Also, wie ist der Verlauf gewesen? Gestehe es auch Du, denn Du siehst, ich weiß es bereits.“

Da glaubte denn der zweite Zeuge, der Erste habe bereits Alles entdeckt, und gestand, was er wußte, was er selbst gesehen und gehört hatte. Und der König lobte ihn laut, hieß ihn in ein zweites Gemach gehen, und rief den dritten und den vierten Zeugen, fragte sie leise und sie gestanden. Zuletzt rief der König den ersten wieder und sagte laut vor dem Volke zu ihm: „Also Du warst auch dabei, wie man den Todten ausgrub und mit ihm den Kauf abschloß? Erzähle nun genau.“

Der Zeuge, bestürzt und in der Meinung, seine Gefährten haben Alles bekannt, wiederholte nun laut, was diese dem Könige leise vertraut hatten, und Einer nach dem Andern that dasselbe zum Erstaunen des Volkes, das in lautloser Stille stand. Dann wendete sich der König zu dem Oberrichter: „Dir habe ich die Waage und das Schwert der Gerechtigkeit gegeben, daß Du Jeden in seinem Rechte und in seiner Würde beschützest und ihm das Entrissene wieder zurückstellen lässest. Du aber hast Dich selbst zum Raube gewendet und meine Kinder in ihrem Frieden gestört: Du hast den Tod verdient. Aber ich will milde sein und heiße Dich blos das Land meiden Dein Leben lang und überlasse es Deinem Gewissen, Dich zu strafen. Geh!“

So sprach der milde weise König, und er gab der Wittwe ihr Eigenthum zurück und noch andere Güter dazu, und alles Volk pries ihn.

Das Bettelkind.

Ein Märchen.

Es steht ein Häuschen gar tief verborgen im Walde, da ist es so still und heimlich, man hört nichts als das Rauschen des Windes, der mit den Gipfeln der hohen Tannen spielt, welche um das kleine Häuschen gleichsam einen lebendigen Wall bilden, und wenn der Ostwind weht, das ferne Läuten vom nächsten Dorfe. Hirsche und Rehe fürchten sich nicht vor dem Häuschen und kommen, zumal im Winter, bis an die Fenster, ohne Scheu. Nicht weit davon ist eine Quelle, welche durch das Gärtchen geleitet ist, wo die Hasen oft schlimm hausen, wenn sie eine Lücke im Zaune finden.

Jetzt ist es aber Sommer, grüner, lustiger Sommer, das Bächlein rauscht und murmelt, wie es ihm gerade gefällt und die Blumen an seinem Rande lauschen seinen wunderbaren Erzählungen, die es von seiner Heimath, dem Berge mitbringt, ja auch Amsel, Drossel, Hirsch, Reh und Hase sind mit ihm gut Freund und besuchen es fleißig. Die Erdbeeren müssen es auch sehr lieb haben, denn sie strecken die rothen Köpflein dort in Unzahl empor und duften so lieblich, daß es gar nicht zu beschreiben ist!

Am Rande des Waldes liegt auch ein Häuschen, aber wie verschieden von dem Häuschen im Walde! Dort Fenster und Thür zerbrochen, das Dach verfallen, Zugluft und Spinnen und Fledermäuse in allen Ecken! Und doch war das Häuschen bewohnt! Ein Bettelweib hatte hier sich eingehaußt

mit seinem Kinde, einem Mägdlein von zehn Jahren! Beide leben vom Bettel, und es geht ihnen kümmerlich genug; denn das Weib ist immer krank und das Kind so schwach, der Arzt theuer und die alte Liese, weit berühmt in der Umgegend, weiß kein Mittel mehr für die Kranke. Eines könnte helfen, meinte sie, aber das sei gar so schwer zu finden für einen Menschen, das Lebenskraut, nur die Hirsche und Rehe fänden es, und heilten sich damit, wenn sie angeschossen wären.

Trudchen, so hieß das Bettelkind, war ein sorgsames kleines Ding. Gar zu gern hätte sie den weiten Weg zur Stadt zum Wunder-Doktor gemacht; allein da brauchte sie wenigstens acht Tage, und was sollte die Mutter unterdeß anfangen? Wer mochte sich um das zerlumpte Weib kümmern, ihm Essen bringen, es pflegen? Nein, das ging nicht! Auch ließ die Mutter ihr Kind nicht so weit von sich weg! Machte es ihr doch genug Angst und Sorge, daß Trudchen so allein auf den nächsten Dörfern herumwandern mußte, um ein paar Pfennige, ein Stückchen Brod, ein paar Kartoffeln nach Hause zu bringen!

Trudchen hatte so eben den letzten, wenig tröstlichen Bescheid der alten Liese ihrer Mutter gebracht, und ihr erklärt, sie wolle das Lebenskraut schon finden; denn da es im Walde wachse, so müsse es auch da zu finden sein. Die Mutter lächelte über des Kindes Unschuld und meinte, das Lebenskraut, welches hier helfen würde, wachse nicht im Walde, sondern in den Taschen und Kisten der reichen Leute, d'rum könne ein Mensch es gar so schwer finden! Allein Trudchen hatte einmal den festen Vorsatz, das Kräutlein zu suchen, und ohne es zu sagen, setzte sie ihn auch in's Werk.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als die Kleine in den Wald ging. Denn, hatte die alte Liese gesagt, nur am Morgen, eine Stunde vor und eine Stunde nach Sonnenaufgang könne man im glücklichsten Falle das Wunderkraut finden. Die Lerchen sangen und jubilirten in den Lüften, die Thautropfen blinkten so feurig im hohen Grase, der Himmel war so rein und die Luft so frisch! Klein Trudchen hätte singen und springen mögen, wenn die Mutter nicht gar so krank gewesen wäre! So aber ging sie forschenden Blickes in den Wald hinein und schaute jedes Blättchen am Boden neugierig und fragend an; denn das arme Ding wußte ja nicht, wie das Lebenskraut aussah! Das vermochte selbst die weise, kräuterkundige alte Liese nicht zu sagen! Allein, sie hatte den frischen, frohen Hoffnungsmuth der Jugend und zweifelte nicht im Geringsten, es dennoch zu finden; denn die Mutter mußte es ja haben!

Immer tiefer in den Wald kam sie irrend und suchend, die gefeite Stunde war längst vorüber, ohne daß sie es merkte, und noch hatte sie das Kräutlein nicht. Es waren aber auch der Kräuter und Gräser zu viele!

Trudchen wurde nachgerade müde und hungrig. Die paar Brodkrumen, welche sie zu sich gesteckt hatte, waren längst verzehrt, und so kamen ihr nun die prächtigen Erdbeeren ganz erwünscht. Pflückend und forschend ging sie am Bächlein fort und kam so zum Häuschen im Walde. Gar sehr verwundert schaute sie um sich. Wer hätte aber auch hier ein Haus, einen Garten vermuthen können? Sie ging getrost auf die Thüre zu, welche nur angelehnt war, trat in den kleinen Vorplatz und klopfte bescheiden an die Thüre. Niemand sagte: „herein.“ Nach wiederholtem Pochen öffnete sie zögernd, und hatte sie sich zuvor über das Häuschen gewundert, so war dieß jetzt um so mehr der Fall, als sie das Innere erblickte.

Auf einem seltsam geschnitzten Lehnstuhle schlummerte behaglich ein Mann von ehrwürdigem Aussehen; um ihn herum an allen Wänden waren Gesimse angebracht, auf welchen in hell geschliffenen Gläsern die verschiedenartigsten Blumen blühten. Manche herrlich und bunt, andere grau und dunkel. Wieder andere mehr oder minder welkend, einige ganz verblüht.

Trudchen konnte einen leichten Schrei der Ueberraschung nicht unterdrücken, und da erwachte der alte Mann.

„Ein Mensch,“ rief er, „ein Kind!“ und schaute klein Trudchen aufmerksam an. „Hundert Jahre sind verflossen,“ fuhr er dann wehmüthig mit sich selbst sprechend fort, „hundert Jahre, seit keines Menschen Fuß diese Einsamkeit betrat, und ein Kind, ein schuldloses Kind verirrt sich in diese Wildniß! Wie kommst du hieher,“ sprach er nun zu Trudchen gewendet, „hieher in die tiefste Mitte des Waldes?“

Trudchen sah ihm furchtlos in das forschende Auge und klagte ihm mit wenig Worten ihre Noth, wie daß sie ausgegangen, um das Lebenskräutlein zu suchen für ihr krankes Mütterlein, es aber nicht finden könne.“

Gerührt blickte sie der Alte an. „Das Lebenskraut,“ sagte er, nicht ohne die Mundwinkel, aber kaum merklich zu verziehen, „das Lebenskraut? — Und kennst du auch dieß Kräutlein?“

Trudchen verneinte es seufzend, und meinte, das sei eben das Schlimmste, sonst wolle sie es schon finden; denn das Suchen solle sie nicht verdrießen.

Lächelnd schüttelte der Greis den Kopf und fragte weiter, ob sie denn nicht Hunger habe? Diese Frage wurde schnell bejaht, und er brachte dann aus einem Kämmerchen Brot und Früchte herbei, welchen das Kind eifrigst zusprach, aber nicht ohne bei jedem Bissen immer verwunderter den alten Mann zu betrachten, und zuletzt konnte sie sich nicht enthalten ihn zu fragen, woher er denn die herrlichen Früchte habe, denn in allen Dörfern der ganzen Gegend, die sie doch genau kenne, wachse solches Obst nicht, und auch solche Blumen meinte sie, auf die Kristallgläser zeigend, solche Blumen stünden in keinem Garten in all den Dörfern, selbst nicht im Schloßgarten des Herrn Grafen!

Der Alte gab ihr keine Antwort, sondern wußte geschickt hievon abzulenken, und bald hatte er die ganze Geschichte des Kindes und seiner Mutter erfahren. Langsam ging er dann suchend und prüfend an den Gesimsen auf und nieder, nahm vorsichtig zwei Gläser von denselben herab und stellte sie vor sich auf den Tisch. In einem Glase befand sich ein Pflänzchen, üppig grünend und zarte Knospen treibend; in dem zweiten welkte eine Blume von matten trüben Farben. Die Blätter hingen traurig herab, der Stengel war gebeugt, und ein häßlicher Wurm nagte an der Wurzel.

Neugierig betrachtete Trudchen, ernst und traurig der Alte die beiden Pflanzen. Schweigen herrschte eine Zeitlang in dem kleinen Zimmer, und Trudchen wagte nicht, es zu unterbrechen. Endlich heiterten sich die Züge des Greises allmälig auf und er sprach:

„Liebes Kind, du bist vor Vielen begünstigt, Dinge zu schauen, welche besser dem sterblichen Auge verhüllt bleiben. Merke daher wohl und behalte, was ich dir jetzt sage. Dieses Pflänzchen, frisch und grünend ist deine Lebensblume, noch hat sie erst Knospen angesetzt, und bis zu ihrer Blüthe hat es noch Zeit. Diese Blume, matt und welkend, mit dem Wurm an der Wurzel ist die deiner Mutter! Sieh, wie die Blätter verdorrt und traurig nieder hängen! Jedes Blatt bezeichnet ein Jahr ihres Lebens. Alle sind sie bereits verdorrt, bis auf eines, und auch dieses ist krank und wird bald verdorren. Wenn dieß geschieht, dann stirbt deine Mutter und kein Lebenskraut vermag den Tod von ihr abzuhalten!“

Trudchen war bei jedem Worte des Greises ängstlicher geworden, und nun konnte sie ihre Thränen nicht mehr zurückhalten.

„Weine nicht, liebes Kind,“ fuhr nun begütigend der alte Mann weiter, „weine nicht! Es gibt ein Mittel, sie zu retten.“

„O sagt' es mir“, schluchzte Trudchen, und wenn ich die Welt ausgehen müßte.“ —

„Schon gut, liebes Kind!“ unterbrach sie der Alte, „schon gut, ich will es dir sogleich mittheilen. Es besteht darin, daß ich die Lebensblume deiner Mutter aus diesem Glase herausnehme und in dasjenige verpflanze, welches jetzt die deinige enthält.“ —

„O thut es, thut es doch sogleich!“ rief Trudchen mit blitzenden Aeuglein.

„Gemach, gemach,“ sprach der Alte, „höre mich weiter. So viel Blätter deine Pflanze zählt — es sind zehn, wie du siehst, so viel wachsen frisch an dem Stengel der andern Pflanze; allein, um so viel Jahre früher welkt auch deine Lebensblume und —“

„Genug, genug! Thut es nur, thut es nur!“ sprudelte das kleine Ding heraus, wie könnte man sich da nur besinnen. „Schnell, schnell, eh' es vielleicht zu spät wird!“

Hierauf erwiederte der Greis nichts, allein er blickte sie mit seinen mächtigen Augen so durchdringend an, als lese er in den geheimsten Falten ihres Herzens. Und gleichsam, als habe er hier gefunden, was er gesucht, lächelte er wieder still vor sich hin und schritt an's Werk. In kurzer Zeit war die Veränderung bewirkt, und Trudchen sah mit unendlichem Vergnügen zehn Blättchen frisch und saftig dem Stengel der so eben noch welken Blume entsprießen, ohne aber zu bemerken, daß ihr Pflänzchen traurig die Knospen senkte, und daß der Wurm in dem Glase zurückgeblieben war.

Jauchzend vor Freude dankte sie dem guten Alten, und dieser brauchte einige Zeit, sie wieder etwas zu beruhigen.

„Geh nun hin, mein liebes Kind,“ sprach er liebreich, geh hin und kehre zu deiner Mutter zurück! Bring ihr diese Frucht und sie wird gesunden. Allein auch dein Lohn für deine hochherzige Aufopferung wird nicht ausbleiben!“

Hiemit führte er das überselige Trudchen vor die Thüre des Häuschens, begleitete sie eine Strecke in den Wald hinein, und an einer Quelle angelangt, hieß er sie dem Laufe des Wassers folgen, es würde sie bald zur Mutter bringen. Beim Abschied küßte er sie auf die Stirne, und Trudchen eilte den Bach entlang.

Eh' sie es glaubte, war sie aus dem Walde gekommen, und ganz in der Nähe der verfallenden Hütte. Die Mutter



war nicht wenig in Sorge gewesen um sie; denn schon war die Sonne längst untergegangen, als Trudchen nach Hause zurückkam. Sie reichte die duftende Frucht der durstenden Mutter, welche wunderbare Stärkung nach dem Genusse derselben verspürte. Trudchen erzählte ihr dann seltsame Geschichten von verzauberten Blumen und herrlichen Gewächsen, allein unklar und verwirrt, und von einem alten Manne sprach sie und von einem Häuschen im Walde — so bunt

durch einander, daß die Mutter gar nicht klug werden konnte aus dem Kinde.

Allmälig war es völlig Nacht geworden, und die Mutter sanft eingeschlummert, da rief Trudchen plötzlich: „Hier ist er! Ade, lieb Mütterlein, ade! Ich gehe mit ihm und bringe dir wieder so eine herrliche Frucht!“

Die Mutter aber träumte so süß, und ihr Schlummer war so erquickend, sie hörte nicht des Kindleins Abschied!

Als sie erwachte, da lag Trudchen neben ihr, lächelnd und rosenwangig, aber sie war todt!

Saladin und die Johanniter.

Seit vielen Monaten bereits kämpften die Kreuzfahrer gegen die Macht Saladins, des gefeierten Helden der Mohamedaner, der sich endlich auch Jerusalem unterworfen hatte; aber weder die tollkühne Tapferkeit Richards, genannt Löwenherz, des Königs von England, der sich mitten in die feindlichen Schaaren stürzte, daß sie schnell nach allen Seiten hin auseinander stäubten, noch die Umsicht des Königs von Frankreich Philipp August vermochten bedeutende Vortheile zu erringen. Die Einzelgefechte dauerten indessen fort, und zeigten den ritterlichen Sinn der Franken, dem auch die Muselmänner Achtung zollten; am meisten aber ward gepriesen die Demuth und Wohlthätigkeit der Ritter des Hospitals vom heiligen Johannes, die eben so löwenmuthig in der Schlacht kämpften, als sie mit frommem Brudersinne jeden Kranken und Armen daheim aufnahmen und pflegten, bis er genesen war, und ihm, wo möglich, jeden Wunsch gewährten.

Da hinkte eines Morgens früh, als kaum die Thore von Acre geöffnet wurden, ein Greis auf seinen Krücken mühsam in die Stadt, und bat, man möge ihm den Weg zum Hospital zeigen. Er war kaum mit wenigen Lumpen umhüllt, der ganze Leib von der Sonne gebräunt und mit Narben bedeckt, und als er das gesuchte Haus erreichte, pochte er an der Pforte und sank an der Schwelle ermattet nieder. Die dienenden Brüder erschienen, trugen ihn hinein, legten ihn auf ein reinliches Lager, und als er die Augen aufschlug, brachten sie Wein und Früchte, daß er sich labe; aber er bat, sie möchten ihm nur Ruhe gönnen, und darauf sank er in einen tiefen Schlummer. Als er erwachte, da bot man ihm von Neuem zu essen und zu trinken, er aber wies alle Labung von sich, er könne nichts geniessen, er bedürfe nur der Ruhe. Am dritten Tage drangen jedoch die Brüder liebevoll bittend in ihn, daß er sich nun durch Nahrung stärke, sonst würde er hier sterben und sie hätten davon ewige Schande. Und als sie nicht nachließen mit Bitten, seufzte er und sprach: „Weh, ich bin mit einer sonderbaren Krankheit geschlagen und werde nimmermehr genesen, denn nie kann und wird mein Verlangen gestillt werden.“ Die Brüder aber drangen in ihn, er möchte ihnen sagen, wonach er sich sehne, und wäre es nur möglich, sein Begehren zu erfüllen, so würde es gewiß geschehen.

Da sagte der Kranke: „Mein Geist ist verwirrt, ich selbst fühle das Wahnsinnige meines Verlangens und gewiß ich werde erliegen; denn unmöglich wird es gestillt. Ich habe solch eine Lust, den rechten Fuß von dem Rosse des Großmeisters zu essen, und ich muß es mit eigenen Augen sehen, daß es der Fuß dieses Rosses ist; ohne dieß glaube ich nie zu genesen, darum laßt mich hier verscheiden.“ Die Brüder gingen darauf zu ihrem Meister, und erzählten ihm von der Krankheit und dem sonderbaren Begehren des Fremdlings; der Meister erhob bei ihrer Rede erstaunt und unwillig sein Haupt, denn das Roß, das sollte geschlachtet werden, war wegen seiner Schönheit und Schnelligkeit allgemein bekannt, und wie ein Wunderthier durch viele Sagen berühmt, wie es seinen Meister oft aus den größten Gefahren gerettet hatte. Nach einigem Sinnen aber sprach er mit milder Stimme: „Ein Mensch ist mehr werth, als tausend Rosse, bringt es dem Kranken und thut damit, was er verlangt, auf daß er genese.“ Und die Diener führten das edle Thier in den großen Saal, wo die Kranken lagen, vor das Bett des Armen; Einer trug einen großen Block, ein Anderer hatte ein scharfes Beil, ein Dritter einen schweren Hammer; und als sie sich näherten, erhob der Kranke sein Haupt, und seine Augen leuchteten vor Freude. Der Block wurde zurecht gestellt. „Welchen Fuß verlangst Du? —“ „Den rechten Vorderfuß. —“ Und der Fuß des Thieres wurde auf den Block ausgestreckt, das scharfe Beil darauf gelegt, und schon erhob der Dritte den schweren Hammer, da rief der Kranke plötzlich: „Halt! Ich habe nun ein anderes Verlangen. Gebt mir Hammelfleisch zu essen, denn ich habe großen Hunger.“ Man führte das Roß zum Meister zurück und brachte dem Kranken, was er begehrte; der aß mit großer Begier, und nach zwei Tagen dankte er den Brüdern für die ihm bewiesene Liebe, und verließ das Hospital genesen, wie es schien, von seinem Wahne und seiner Schwäche.

Kurze Zeit darauf brachte ein Bote das folgende Schreiben:

Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen, Allgütigen.

Saladin an die Ritter des Hospitals.

Wisset, ich war bei euch, um euch zu versuchen, und ich habe euch als wahr erprobt, als Söhne dessen, der da Alles geschaffen hat und erhält; ihr übt Barmherzigkeit und Liebe nach dem Beispiele und der Lehre eures Meisters, den auch ich ehre. Darum bestimme ich, daß fortan, so lange ich weile unter den Lebenden, an euer Spital alljährlich tausend Goldstücke bezahlt werden, damit ihr die Armen und Kranken beherberget, kleidet und tränket, und gesund machet. Diese Summe soll euch stets am Feste Johannes des Täufers, eueres Schutzherrn, zukommen und der Krieg soll daran nichts ändern. Gott sei gelobt!

Der Grenzlauf.

Die Urner und die Glarner, die stritten lange Zeit
Um ihre Landesgrenze; kein Ende nahm der Streit,
Bis endlich, Haders müde, der Gaue Väter sich
Zu einem Austrag einten. Hört, wie man sich verglich:
„Bei nächster Morgenfrühe, sobald mit hellem Krat
Der erste Hahn verkündet, daß Licht und Sonne naht,
Bricht von jedweder Seite ein Felsenklimmer auf
Und richtet nach der Grenze, die streitig, seinen Lauf:

Wo sie zusammentreffen, da stehe fort und fort
Der Lande heil'ger Markstein!" Drauf gab man sich das Wort
Und schied. — Nun ging's an's Rathen: „Weh, wenn um's Morgenroth
Sich unser Hahn verschliefe? Entsetzlich wär die Noth!

Erwägen wir drum klüglich, bedenken wir es gut:
Wann kräht man wohl am ehsten? Wenn man mit frohem Muth
Und tüchtig satt gegessen des Abends schlafen geht?
Wenn man noch flau und hungrig? Sprecht, wer am frühsten kräht?

Da meinten die von Uri: „Nur allzu oft vergaß
Am Morgen aufzustehen, wer Nachts zu üppig fraß.
Den leeren Magen treibet gewiß der Hunger wach" —
So meinten die von Uri und thaten klug danach.

Ganz anders die von Glarus: „Wir mästen unsern Hahn,
Dann kräht er recht hoffärtig den frühen Morgen an.
Wenn er zuerst uns krähte, wär's Futter nicht verlor'n!"
Sie steckten ihren Hahnen bis an den Hals in's Korn.

Die Nacht ist kaum vergangen, da tönt von Uri schon
Durch alle Alpenthäler des Volkes Jubelton:
„Das Hähnlein hat gekrähet, der Hunger jagt' es auf,
Nun rasch voran, der Vorsprung ist herrlich — rasch zum Lauf!"

Der Hahn von Glarus schläft noch; der Urner rennt schon gut;
Schon hebt sich hoch und höher die lichte Sonnengluth
Und färbt mit ihren Strahlen des Linthals Spitzen roth —
Der dicke Hahn von Glarus, noch liegt er stumm wie todt.

Die Glarner steh'n verzweifelt: „O Gott, da steigt ja schon
Hoch auf dem Scheideck Uri's unglücksel'ger Sohn!
O Hahn, willst du nicht krähen? Es ist mit uns vorbei!"
Da schlägt der Hahn die Flügel, lautgellend kommt ein Schrei.

„Nun rasch, du Mann von Glarus! Schon rennt in deinem Bann
Aufjauchzend der von Uri — rasch dort den Fels hinan!
Der Urner bringt uns Alle um Wiese, Hof und Haus" —
Der Glarner schwingt die Ferse, der Athem geht ihm aus.

Verloren ist die Mühe, der Vorsprung war zu groß,
Sie treffen aufeinander in allgewaltigem Stoß;
Wie nicht dem Urner Läufer das Herz auflachen muß,
So tief in's Land der Glarner trug ihn sein flücht'ger Fuß!

Da spricht zu ihm der Gegner: „Mit allem Recht und Fug
Hast du das Land erworben, soweit dein Schritt dich trug;
Du hast so viel errungen, daß ewig bleibt geschwächt
Das alte Volk von Glarus. — Laß Gnad' ergeh'n für Recht!

Du hast, was du erworben, erworben nur durch Glück,
Viel mehr, als je du träumtest — gib mir ein Theil zurück!
Fast müßt Ihr Euch ja schämen, sagt man: Der Urner Heil
Schreibt sich von einem Hahnen — gib mir zurück ein Theil!"

Das dünkt dem Andern billig, er spricht: „Wer Schweizersinn
Im Herzen trägt, will nimmer unrechtlichen Gewinn.
Komm, nimm mich auf den Rücken: So weit in's Land hinein
Du mich zurück wirst tragen, sei Alles wieder dein!"

Da rafft der Mann von Glarus sich freudig auf und faßt
Den Urner, wie gewaltig auch drückt der Schulter Last,
Doch auf der Höhe lachet der grüne gold'ne Ranft:
„Den muß ich uns erhalten, ist auch die Last nicht sanft!"

Er keucht bis an die Wiese, oft strauchelt schon der Fuß,
Doch winkt die Sennerhütte mit gar zu liebem Gruß,
Auch die noch zu erwerben gedenkt er seinem Bann,
„Und sollt' ich drüber sterben!" stöhnt der halbtodte Mann.

Dem Urner wird fast ängstlich, als auch den Tannenwald
Der Andre noch errungen: „Nun kommt das Bächlein bald,
Und dann wie nah schon Altorf!" Es sinkt ihm fast der Muth,
Da stürzt der Held zusammen, dem Hals' entströmt sein Blut.

Er hat nicht lang gelitten, so rasch der Tod ihn nahm —
Es steht die Landgemeinde umher in tiefem Gram,
Und selbst die Urner trauern, von solcher That erweicht,
Dann haben sie den Glarnern die Friedenshand gereicht:

„Wohl waren's nur zwei Männer, die schloßen den Vertrag,
Wohl tragen wir den Schaden, doch so, wer fragt danach?
Was sich mit seinem Blute der treue Held gewann,
Sei's auch mit seinem Blute verschrieben Euerm Bann!"

Alex. Kaufmann.

Ein Tag auf der Burg.

Motto: „Wanderer! es ziemet Dir wohl in der Burg Ruinen zu schlummern.
Träumend bau'st Du vielleicht herrlich sie wieder Dir auf!
Uhland.

Sinnend bleibt der jugendliche Wanderer stehen vor den ehrwürdigen Trümmer-Resten der alten, auf Felsen gegründeten Herren-Burg, und ernste Bilder einer großen, thatenreichen Vergangenheit steigen vor ihm empor, und das alte zerbröckelnde Gestein spricht laut und immer lauter zu ihm und berichtet ihm wundersame Mähren aus den Zeiten der Hohenstaufen, und von seinem Erbauer, der einst im Heerbanne Kaiser Friedrich des Rothbartes vor Mailand und Rom siegreich mitgekämpft hatte für Deutschlands Größe und Herrlichkeit.

Und hinwieder erzählt es ihm von seinen Zerstörern, einer Schaar wildempörter Bauern, und einer aus dem fernen Schwedenlande gezogenen Horde wüsten Kriegsvolkes, das fünf Jahrhunderte später, — lang nach dem segensreichen Landfrieden Rudolphs von Habsburg, nach den Kronenkämpfen Ludwigs des Bayern und den Siegen Maximilians I. und Karls V., nach den Glaubenszwisten und Verträgen Rudolphs II. und der beiden Ferdinande, — auch in diese hohen gastlichen Mauern mit plündernder Hand die lodernde Brandfackel geschleudert hatte, wie sie es damals, gleich den Franzosen und Dänen und gleich unser'n eigenen Landsleuten, durch dreißig Jahre des blutigsten Krieges allüberall in unserm deutschen Vaterlande zu verüben pflegte.

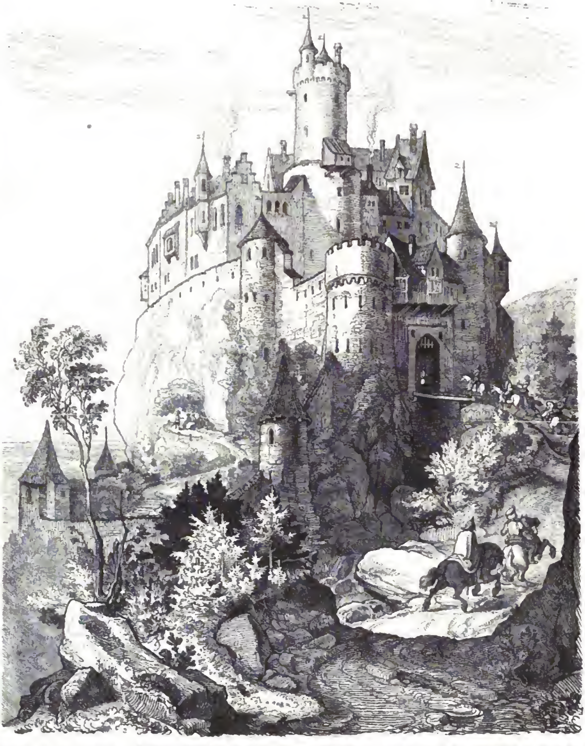
Alle diese Erinnerungen gehen rasch und in bunter Reihe, bald freudig erhebend, bald schmerzlich beugend an des Jünglings bewegter Seele vorüber: Ein Bild aber bleibt, — vor dem alle anderen verschwinden, — ein hohes stattliches Bild voll kühner Kraft und voll stillen Friedens, und

gewinnt immer mehr und mehr Leben und Gestaltung vor seinem inneren Auge; und stolz und herrlich, wie einst in den Tagen ihres Glanzes und ihrer Macht, spiegelt sich vor seinem erstaunten Blicke wieder die altehrwürdige Felsenburg mit all ihren Mauern und Zinnen, ihren Thürmen und Thürmchen und Erkern, in den grünen Wogen des stolz dahinbrausenden Stromes. Der Wanderer selbst aber verwandelt sich zu einem schmucken, ritterlichen Sänger, die provencalische Zither über die Schulter gehängt, der freundlichen Einlaß begehrt in den gastlichen Hallen. Der Wächter droben auf dem „Berchfrit," dem weit in's Land hinausschauenden Wartthurme, bläst seinen Morgengruß in lustigen Weisen, die Zugbrücke sinkt rasselnd herab an ihren eisernen Ketten, und über den tiefen Graben trägt den Sänger sein muthiges Rößlein vor die, durch ein Fallgitter geschlossene hohe „Porte" der Burg, an deren Zinnenschmuck ihm, aus rothem Marmelstein kunstreich gehauen, das Wappen des Burgherrn bewillkommt, während über demselben aus einer Lücke der „Wer", (des über der Porte sich fortziehenden gedeckten Ganges) schon ein paar Knappen neugierig auf den ankommenden Gast herunterschauen. Die Porte wird geöffnet, die Zugbrücke geht rasselnd wieder hinauf, — und durch den engen, dunklen Zwinger reitet der Sänger in den weiten lichten Burghof ein, in dessen Mitte auf grünem Rasenhügel, und beschattet von drei mächtigen Linden, der Brunnen steht. Aus allen von diesem Hofe eingeschlossenen „Wichhäusern" (niederen Gebäuden) begrüßt ihn allenthalben ein reges, geschäftiges Treiben. In der in einem Thurme der Mauer befindlichen Schmiede hämmern die rüstigen Gesellen, die rauhen Weisen eines alten Schlachtliedes singend, neue scharfe Klingen für die falsche Brust jedes Feindes, vor allem aber für die des räuberischen Sarazenen bestimmt, wie auch die Bolzen und Spitzen der Armbrüste und Lanzen, die nebenan im „Schnitzhause" unter der Leitung eines alten Knappen geschnitzt werden. Aus den geräumigen Ställen tönen die derben Späße der Knechte, aus der Küche und den anstoßenden „Vorraths-Gademen" (Kammern) schallen zwischen das Gedröhne der Kessel und Pfannen die hellen Stimmen der plaudernden Mägde und Küchenjungen. Aus der von West gen Ost erbauten Burgkapelle aber, auf der anderen Seite des Hofes, verklingen gerade die letzten Klänge der Orgel, und heraus tritt alsbald, nach beendigter Frühmesse, der ritterliche Burgherr, Frau und Kinder zur Seite, das Hausgesinde und etliche Knappen hinterdrein, welche letztere nun, sobald sie des Gastes ansichtig geworden, demselben dienstfertig aus dem Sattel helfen und sein leichtbepacktes Roß alsbald in den Stall führen. Nach freundlichem Willkomm und kräftigem Handschlag geleitet der Burgherr den Sänger auf den an der Außenwand frei hinaufstrebenden „Greden" (Stufen) hinauf in den „Palas", den größten und schönsten Saal in der Burg, der mit seinem buntfarbigen, weithin schimmernden Schindeldache und seinem mit bald dunklem, bald hellem Schiefer würfelförmig bedeckten Stockwerke eine ganze Seite des Hofes einnimmt. Der Fußboden des Palas ist mit blankem Estrich schön ausgelegt, die reichgetäfelte Decke ruht auf einer durch die ganze Saalbreite gehenden Reihe schlanker Säulen, an deren schön geschnitzten Knäufen manche rostbenagte, sichelförmig gekrümmte Klinge von Damaskus neben den mit dem Halbmonde oder mit Sprüchen des Korans geschmückten sarazenischen Schilden und Feldzeichen dem Enkel die Siege des Ahnherrn auf gottbegeistertem Kreuzzuge verkündet. Rings um die mit buntgewirkten Teppichen und vielarmigen Leuchtern behangenen Wände ziehen sich breite, weich gepolsterte Bänke zwischen den hohen mit schöner Steinverzierung versehenen Fensternischen (deren Seitensitz der Ehrenplatz der Burgfrau ist) und zwischen den beiden riesigen „Feuerrahmen" (Kaminen) hin, an welchen wohl die Alten, heimkehrend von Jagd oder Streifzug, am liebsten ihren kräuterduftigen „Claret" oder „Moratz" trinken. Hierauf wird nun, — während der Gast, nach dieser ersten Begrüßung, sich in dem für ihn bereiteten Bade erfrischt, und, nach alter Sitte, mit einem von der Hand der Hausfrau und ihrem Gesinde gewebten und gefertigten Mantel und Unterkleide beehrt wird, — der große eichene Tisch von den Knappen in Mitte des Saales getragen, mit weißem Linnen überdeckt, und mit Speise und Trank zum reichlichen „Imbiß" oder Frühmahle besetzt, wobei die Hausfrau selbst dem Gaste vorlegt und vorschneidet.

Nach genommenem Imbiß werden dem Gaste die an die beiden Giebelseiten des Palas anstoßenden „Kemenate" oder Wohnzimmer gewiesen, auf deren einer Seite der Burgherr mit seinen Söhnen und Dienstleuten, auf der anderen aber die Burgfrau mit ihren Töchtern und Dienerinnen in stillem Fleiße den Tag mit Spinnen und Weben, mit Stricken und „Rahmnähen" (Sticken) zubringt. Auch das „Berchfrit" (beffroi, balfredus, auch donjon geheißen), d. i. der hohe, auf dem kühnsten Vorsprung des Burgraumes frei von den anderen Gebäuden an die Mauer angebaute feste Thurm mit seinen acht Fuß starken Mauern wird besucht. Nur auf einer in seinem ersten Stockwerk befindlichen hölzernen Treppe gelangt man hinauf, die aber in bedrohten Zeiten weggenommen und durch Strickleitern ersetzt wird, und über welcher sich ein kleiner Erker erhebt, aus dessen beweglichem Fußboden man die unten Anstürmenden mit Armbrustbolzen und mächtigen Steinblöcken geziemend empfangen kann. Der untere, von Außen unzugängliche Raum des Thurmes enthält neben dem Verließ, dem Straforte für schwere Vergehen, auch noch einen Sodbrunnen, auf daß die muthige Schaar, die sich darin bis zum letzten Mann vertheidigt, in Kampfeshitze des labenden Trunks nicht entbehre. Im oberen Geschosse wohnt der Troß der Knappen, und ganz oben unter dem Dache schaut der Thurmwart aus seiner luftigen „Kemenate" ins weite Land hinaus. —

Unterdessen ist die Sonne bereits über die Mittagshöhe gerückt, und wir hören Hundegebell und Hörnerklang und sehen den Burgherrn mit seinen Söhnen und dem schnell befreundeten Gaste, die schwere Armbrust in der Rechten, dem Gefolge voran, aus dem engen Hinterpförtchen der Burg das traulich an Felsen geschmiegte Gärtchen und den fischreichen Weiher vorbei, dem nahen Walde zureiten, dessen friedlich stille Gründe bald vom Anschlage der Rüden und dem Waidruf der Männer wiederhallen.

Nach etlichen Stunden sehen wir die Jäger wieder zu-



rückgekehrt auf der wohnlichen Kemenate des Burgherrn, der sich, auf die weichen Pfühle des „Spannbettes" gelagert, mit seinem Gaste, wie vorher auf grünem Waldesgrunde, nun auf dem gewürfelten Brette des „Schachzabelspiels" mit gleicher Kunstfertigkeit herumtummelt.

Jetzt aber, da sich die Sonne allmählig gen Westen zieht, wird es wiederum lebendig auf dem Palas, und wiederum tragen die Knappen den großen, eichenen Tisch in die Mitte und decken ihn wieder mit frischem weißen Linnen, und besetzen ihn reichlich mit Speise und Trank zur zweiten und

letzten Mahlzeit des Tages, die schlechtweg „das Essen" heißt. Und abermals legt und schneidet die Burgfrau dem Gaste wieder die besten Gerichte vor, und reicht sie ihm mit freundlichem Neigen auf einer fein geschnittenen breiten Scheibe Weißbrodes hin, während ihm aus den schönen Händen der sittigen Töchter der Wein fredenzt wird. Nach dem Mahle geht es hinab in den Hof, unter dessen blüthenduftigen Linden auch das ganze Burggesinde schon längst des Sängers harrt, der, zur Ehre und zum Dank für die edle Milde und Gastlichkeit, die er heute gefunden, einige von seinen Liedern versprochen hat. Und er hält Wort, und singt zu den leise begleitenden Klängen der Zither gar viele und schöne Weisen von den Heldenthaten der Väter im Lande Italia und in den heidnischen Morgenlanden, vom König Artus und dem heiligen Gral, von den Siegen des Rothbarts und dem Tode König Konradins; und er singt hinwieder, — wie Walther von der Vogelweide, und Hartmann von Aue und Wolfram von Eschilbach, — vom Ruhme und der Ehre der deutschen Männer auf ihren Burgen und in ihren Städten, und von der züchtigen Tugend und der reinen Minne der Frauen in der schönen, lieben deutschen Heimath. Doch schon ist es spät geworden in der milden, gestirnten Frühlingsnacht, bis der Sänger, unter dem lauten Beifallsrufe der Männer und dem stillgeneigten Nicken der Frauen, in die für Gäste stets bereit gehaltene Kemenate hinaufwandelt, auf welche ihm noch ein Knappe mit einer Schüssel getrockneten Obstes den duftigen „Schlaftrunk", eine Kanne guten, mit Gewürz und Pflanzensäften gemischten Weines, bringt. Da lehnt nun der Sänger, im mondbestrahlten Erker des engen Gemaches, und Alles, was der heutige Tag ihm gezeigt und gebracht hat, geht noch einmal an seiner Seele freundlich vorüber, und die Nachtigall drüben im zierlichen Käfich vor den Fenstern der Frauen-Kemenate begleitet mit ihrem melodischen Liede seine tiefsten Gedanken. Und der Sänger sinkt bald auf das breite, weiche Lager hin in tiefen, friedlichen Schlummer, und beim Erwachen ruht — der junge Wanderer wieder vor den ehrwürdigen Trümmerresten der alten, auf Felsen gegründeten Herrenburg.

Verschwunden ist Zugbrücke und Palas, Imbiß und Burgherr, Jagd und Gesang unter der Linde, — und um das mählig zerbröckelnde Gestein der kahlen, ragenden Wände, wuchert wie vorher der Epheu und der Hollunderstrauch. Der kühle Brunnen in den vom leichten Morgenwinde durchstrichenen Räumen des verödeten Hofs ist längst verschüttet, die schattigen Linden dabei längst verdorrt und gefällt; selbst das feste Berchfrit ist von der Alles vernichtenden Zeit und dem donnernden Geschütze späterer Jahrhunderte zertrümmert; — in den leeren Erkerhöhlen der einstigen Kemenate singt jetzt des Nachts, statt des Geplauders und der Nachtigall der Uhu und die Eule ihr trauriges Lied; aber in dem steinernen Blumenschmucke des Rundbogens an der zerstörten Kapelle baut die Wander-Schwalbe vertrauend ihr Nest und da, wo vor dem Altare einst die geweihte Kerze brannte, hält, über das hohe thaubeglänzte Gras emporragend, die schlanke feuergelbe Königskerze vor dem verbleichten Marienbilde ihre fromme heilige Wacht.

Die dicke Agnes.

Eine Regensburger Sage.

Als man zählte nach des Herrn Geburt fünfzehnhundert Jahre und noch zehn darüber, lebte in der alten und weitberühmten Freistadt Regensburg die Tochter eines Blechschmiedes, welche man insgemein das „Liebfrauenbildlein" benamste, sintemal sie über die Maßen schön war von Antlitz und Gestalt. In der Taufe hatte man ihr den Namen Klara beigelegt, und als sie herangewachsen, pflog sie der Gottesfurcht und Ehrbarkeit, wie es einer feinen Jungfrau ziemt.

An einem Sonntage, als sie aus der Frühmesse heimkehrte, begab es sich, daß ihr ein stattlicher Junker in den Weg kam; der war in Sammt und kostbares Rauhwerk gekleidet und trug über der Brust eine schwere goldene Kette und auf dem Haupte ein Barettlein mit wehendem Federschmucke. Und wie er des holdseligen Mägdleins ansichtig wurde, blieb er stehen und schaute ihr fast betroffen längs der Straße nach, bis sie um die Ecke ging.

Folgenden Montags war Klärchen nach ihrer Gewohnheit zu St. Kassian in der Messe, und wie sie aus der Kirche trat, stand der Junker da und nickte ihr einen Gruß zu. Und am Erchtage grüßte er wieder und schob ihr unversehens ein Brieflein in die Hand. Darüber erröthete die Jungfrau hoch und meinte eine glühende Kohle zwischen den Fingern zu halten. Doch wollte sie das Brieflein nicht fallen lassen, um des Geredes der Leute willen. Sie verbarg es daher sorglich im Busentuche, mit dem Vorhaben, es daheim dem Feuer zuzutragen. Und wenn sie also gethan hätte, wäre ihr großes Leid erspart gewesen. Im Kämmerlein aber wurde sie andern Sinnes; denn es gefiel ihr das zierlich gefaltete Pergament, absonderlich das goldgestickte Band, mit welchem es umwickelt war. Und indem sie sann und das Brieflein hinum und herum drehte, ließ sich plötzlich ein Stimmchen vernehmen, wie das Zirpen einer Grille, und sprach: „Nun thörichte Dirne, was zögerst du lange? Frisch d'ran! Die todten Buchstaben beißen nicht." Wer aber so redete, das war ein winziges, kaum zollhohes Weiblein, welches in einer Ecke der Kemenat kauerte. Die Jungfrau entsetzte sich anfangs ob des Spukes; weil aber die Kleine sonder Arg schien und gar freundlich that, so ließ sie sich bereden und griff nach der Schere. Und in dem Augenblicke, da das Band losging, wuchs das Weiblein um eines Fingers Länge in die Höhe.

Am Mittwoche ging Klärchen nicht in die Messe, sondern riegelte sich in ihrer Kammer ein, als wäre sie unwohl. Mittlerweile aber suchte sie den Brief wieder vor und vernahm, wie der Junker von heftiger Liebe gegen sie entbrannt sey und nimmermehr von ihr lassen könne und um sie dienen wolle als ein ehrbarer, redlicher Freier. Solches stand mit gar schmucken Worten im Briefe geschrieben. Und während sie noch las, erschien das Weiblein abermals und rief: „Horch auf, mein Töchterchen! hörst du nicht Sporenklang auf der Gasse?" Und Klärchen eilte an's Fenster und sah den Junker einhergehen. Der gewahrte sie, wie sie hinter dem Vorhange lauschte; denn die verliebten Fante haben Falken-

augen. Und er grüßte herauf, und sie grüßte hinunter. Das Weiblein aber kicherte in's Fäustchen und wurde unter dem Lachen einen Werkschuh hoch, da es eben nur fingerlang gewesen.

Donnerstags, während des Essens, zankte der Blechschmied mit seiner Tochter und sagte: „Du träumst bei lichtem Tage und wirfst mehr Salz in die Suppe, als meinem Gaumen lieb ist und die Katze stiehlt vor deinen Augen das Fleisch aus dem Topfe." Gegen Abend, im Zwielichte, kam das Weiblein wieder und trug ein Kästchen von Ebenholz unter dem Arme und sprach: „Nimm hin! es ist eine Gedenkgabe von deinem Freier." Klärchen aber trat zurück und entgegnete: „Hebe Dich von dannen, Versucherin! Eine tugendsame Jungfrau soll nicht Geschenke nehmen." Da zog das Weiblein murrend ab; an der Thüre indeß wendete es sich nochmal und sagte: „Geschenkt ist wohlfeiler als gekauft! Besinne Dich wohl und sieh, was Du verschmähst." Mit diesen Worten öffnete es das Kästchen und, o Herrlichkeit! innen lag ein prachtvolles Halsgeschmeide, von eitel Gold und reich mit Perlen und Edelgestein besetzt. Das flimmerte und funkelte Klärchen gar verführerisch in die Augen, und sie nahm das Kästchen und trat vor den Spiegel und gefiel sich überaus in dem gleißenden Putze. Das Weiblein klopfte dazu in die Hände und rief: „Jetzt magst Du die Nase so hoch tragen, wie des Hausgrafen Monika."

Am Freitage war der Handel so weit gediehen, daß der Junker im Finstern über die Gartenmauer stieg und zu Klärchen in die Laube kam. Das Weiblein war heute schon eine Elle hoch. Der Junker koste gar traulich mit der Blechschmiedstochter und sagte ihr noch viel schönere Dinge, als er im Briefe geschrieben. Inzwischen hielt das Weiblein Wache am Eingange der Laube — und siehe da! bei jedem Liebesworte und bei jedem Händedrucke wuchs es um einen Zoll in die Höhe und einen Zoll in die Dicke.

Und als Sonnabends das Paar aus der Laube trat, stand ein übermenschlich großes Weibsbild da, vierschrötig wie ein Lanzknecht und an Umfang einer Biertonne gleich. Klärchen verhoffte und schrie: „Was schaffest Du hier, Du Ungestalt?" Die Riesin aber schlug eine helle Lache auf und entgegnete: „Wie, mein Töchterchen, kennst Du Deine alte Freundin nicht mehr? Ich bin die dicke Agnes, und Du hast mich wohl gehalten und ernährt, daß ich, vorerst ein winziger Däumling, also hochgewachsen und feist geworden bin."

Es ist aber zu wissen, daß die dicke Agnes ein höllisches Gespenst war, welches um selbe Zeit in der Stadt sein Unwesen trieb. Das machte sich an die Leute, anfänglich in Gestalt eines daumenlangen Weibleins, und verlockte sie vom rechten Wege durch jene Redensarten und Gemeinplätze, womit das Laster sein Thun zu beschönigen pflegt. Und wo es nicht kräftig abgewiesen wurde durch Gebet und frommen Sinn, da blieb es hangen, gleich einem Vampyr, und saugte sich voll und gedieh und wuchs heran zum ungeschlachten Monstrum.

Klärchen, das arme Klärchen — nachdem der vornehme Junker eine Zeit lang seine Kurzweil mit ihr vollbracht, verließ er sie, unbeirrt von ihren Vorwürfen und Thränen, und ehlichte die Tochter eines reichen Geschlechters. Aehnlich erging es andern Jungfrauen, die mit der dicken Agnes sich eingelassen, und manche von ihnen fielen so tief, daß man nach der Hand ihre Namen im Register des Reichstagsprofosen verzeichnet fand, welchem bekannter Massen die Obhut über die fahrenden Dirnen anvertraut war. Was das Mannsvolk belangt, so nahm das Gespenst sein Absehen insbesonders auf die Ladenbursche und sonst junge Leute, die ungezähltes Geld in dem Bereiche ihrer Finger hatten. Denen blies es ein: „Ein paar Pfennige schaden deinem Herrn nicht — er spürt's nicht. Ein Hellerchen ist noch lang kein Thälerchen!" oder: „Ein dummes Roß, das am Barn steht und nicht frißt!" — — und wie die Sprüchlein alle lauten, womit angehende Gauner und Diebe ihr Gewissen zum Schweigen zu bringen suchen. Und etliche von diesen bethörten Gesellen huben an mit einem Griffe in den Ladentisch und endeten als Straßenräuber.

Solch einreißendes Verderbniß machte dem wohlweisen Rathe großes Bedenken, und man dachte alles Ernstes darauf, wie man des Spukes Meister werde. Mit leiblichen Waffen aber konnte man ihm nichts anhaben, und so ging man denn die ehrwürdigen Väter Minoriten um Beihilfe an. Diese bannten, der Sage nach, das Gespenst, nicht ohne Mühe, in den tiefen Keller eines verödeten Hauses an der Bäckersprenг, wo man es noch lange Jahre nachher in der Zeit zwischen Gebetläuten und Hahnenschrei wimmern und ächzen hörte, zum Schrecken aller Vorübergehenden.

Adelbert Müller.

Ein keckes Wort.

König Konrad, durch die unglückliche Schlacht bei Harzburg nicht entmuthigt, war aufs Neue mit großer Heeresmacht dem Sachsenherzog Heinrich ins Land gefallen, machte jedoch den Versuch, denselben durch Gesandte nochmal zur Unterwerfung aufzufordern. Als diese vor dem Herzog erschienen und ihm die demüthigenden Bedingungen des Königs vortrugen, trat Dithmar Graf von Wettin, Burggraf zu Zorbeck, vor und sprach:

„Edler Herzog, laßt Euch durch Dieser Gerede nicht
„beirren, ich habe 30 Fähnlein frischer Sachsen mitgebracht,
„die bereit sind, Tag und Nacht für Euch zu streiten und
„Blut und Leben dran zu setzen für Euer Recht."

Als der Herzog dies hörte, gab er den Abgesandten eine ausweichende Antwort. Diese aber zogen heim und erzählten, was sie gehört. Da überkam das königliche Heer ein solcher Schreck, daß am folgenden Tage ein Haufen nach dem andern sich aufmachte und eiligst den Weg nach der Heimath einschlug, denn der blutige Tag von Harzburg war ihnen noch wohl im Gedächtniß. Als nun der König von allem Volke sich verlassen sah, machte er sich auch auf den Heimweg. So ward durch ein keckes Wort zur rechten Zeit viel Blutvergießen verhütet, denn Graf Dithmar war mit nichts weniger als mit 30 Fähnlein, sondern nur mit sechs Mann in das herzogliche Lager gekommen.

Goldener.

Ein Märchen.

Goldener's Heimath und Treiben.

Im wilden Forst, in Waldesnacht,
Von Rieseneichen überdacht,
Am Wildbach, der vorüber tos't,
Vor Alter grau und dicht bemoost
Ein Hüttchen steht; wer es gebaut,
Das meldet keines Mundes Laut,
Kurzum — es steht und stand seit Jahren,
Lang, eh' ich diese Mär erfahren.

Ein einfach schlichtes Köhlerpaar
Der Hütte Eigenthümer war,
Es haus'te drinn seit langer Zeit
In Frieden und in Einigkeit.
Ein Knabe sanft, zwei andre wild —
Der Alten treues Ebenbild —
Umgaben sie, sich still entfaltend,
Nach eigner Weise jeder waltend;

Der Eine mit Augen dunkelbraun
Und schwarzem Haar, wild anzuschau'n;
Ein kecker Bursch, dem nicht zu schwer
Der Schürbaum, wie zur Jagd der Speer,
Das Elenn jagt' er und den Ur,
Verfolgt den Bär auf seiner Spur
Und in des Waldes tiefster Mitte
Schlief er so sanft, wie in der Hütte.

Des Zweiten düst're Augennacht
Glich eines Wetter-Himmels Pracht,
An Lenden stark, am Wuchse groß,
Erkor er sich des Vaters Loos;
Am Meiler saß er, sah mit Ruh
Des Baches wildem Treiben zu,
So Tag, wie Nacht, stets unverdrossen,
Ob Sonne brannt', ob Wetter goßen. —

Gleichwie im stillsten Waldesthal
Gelockt vom Lenzessonnenstrahl
Eine Blum' erblüht in Wunderpracht,
Der nie ein Menschenkind gedacht,
Die Vöglein nur im grünen Haag
Umflattern sie mit leisem Schlag
Und Lenzesodem, warm und wonnig
Umweht die Stelle traut und sonnig. —

So wuchs der Dritte still heran
Und ging auch still die eig'ne Bahn;
Sein golden Haar, so zart gelockt
Glich Morgenwölkchen sanft geflockt,
Sein Auge blau, dem Veilchen gleich,
Sein Blick so träumerisch und weich —
Sein ganzer Sinn, sein ganzes Wesen
Im blauen Auge war zu lesen.

Spielt mit den Andern er vereint,
Wohl Keinem er ihr Bruder scheint;
Bei jenen alles rohe Kraft,
Unbeugsam, wie der Eiche Schaft —
Bei ihm wohl Kraft und frischer Sinn,
Doch Zierlichkeit und Anmuth drinn,
Und was er sprach, was er vollbrachte,
Ein zarter Sinn stets überwachte. —

So wuchs er auf in Einsamkeit,
In Sommers Lust, in Winters Leid;
Den Eltern, wie dem Brüderpaar
Er theurer, wie nichts d'rüber, war.
Mit bestem Sinn, zwar roher Art
Genoß er ihrer treusten Wart,
Und von der Locken reinem Golde
Hieß Goldener der Knab, der holde.

Was Goldener im Walde begegnete.

Und zwanzig Jahre ward er alt
Und kannte nichts noch, als den Wald,
Den Bach, die Vögel in der Luft,
Der Bäume Rauschen, der Blüthen Duft,
Die ringsumher in Menge blühn,
Und endlich noch des Meilers Glühn —
Die Welt, so außerm Wald gelegen
Ahnt' er noch nicht auf seinen Wegen. —

Es schmolz der Schnee bei lauem Wind,
Der Lebensodem sanft und lind
Durchdrang der Erde starren Schooß.
Maiglöckchen blüht' im dunklen Moos,
Der Finke schlug, der Häher schrie,
Jedwed Gethier, wie's Gott verlieh,
Ließ seiner Freude Ruf erschallen
Im Walde durch die grünen Hallen.

Auch Goldener, im Herz erfreut,
Daß wieder sich der Lenz erneut,
Entrinnt der dumpfen Stubenluft
Und badet sich in Licht und Duft;
Die Brust so eng und doch so weit,
Erschaut er Gottes Herrlichkeit,
Die prangt im Wald, am Fels, im Haage
Die lieben langen Frühlingstage!

Einst blieb er spät, bis in die Nacht
Gefesselt von des Anblicks Pracht
In einer Schlucht. Rings kahl Gestein,
Der Wildbach stürzte sich donnernd hinein,
Vom Sturz ein dünner Nebel wallt
In wirren Formen, mannichfalt.
Des Mondes Licht brach sich mit Schimmern
Darin, gleich Geisterschätze Flimmern.



Lang schaut' er hin und stand und stand
Mit trunknen Blicken unverwandt,
Bald dieß, bald jenes Bild er sieht,
Das kaum entstanden wieder flieht,
Da — ist es Wahrheit, ist es Trug,
Er weiß es nicht — im Nebelzug
Sieht er ein Wesen, niegesehen,
Ein Luftgebilde, vor sich stehen!

Es nähert sich. Vielfaltig wallt
Ein weiß Gewand um die Gestalt,
Ein Goldreif in dem dunklen Haar,
Der leuchtet seltsam und wunderbar —
Auf lichten Wolken schwebt sie sanft
Hernieder zu des Baches Ranft
Und blickt ihn an mit Blicken mächtig
Aus ihren Augen schwarz und nächtig.

Sie winkt ihm freundlich zu und sang
Ein Lied von zaubervollem Klang:
„Zieh aus, zieh aus in die Lande weit
Meine Boten sind längst für Dich bereit —
Mein Finke, weiß wie Schnee, harrt Dein,
Meine goldenen Rosen im Zauberhain,
Und strahlend leuchtet die Königskrone
Am Grunde des Meeres Dir zum Lohne!“ —

Da schwand sie schnell zurück in Nacht —
Wie vordem strahlt des Mondes Pracht,
Und Goldner ruht am Felsenhang,
Hört nicht der Brüder Rufen bang,
Sieht nicht des Nebels Silberschein,
Sieht nur das holde Bild allein! —
Sein feuchtes Aug', des Busens Wogen
Sagt, welcher Gast da eingezogen!

Wie Goldener die Heimath verläßt.

Seit jenem Abend ist die Schlucht
Der einz'ge Ort, den er besucht;
Ringsum die schönsten Blumen blühn,
Nicht sieht er ihrer Farben Glüh'n,
Die Vögel singen im Blätterdach,
Das Echo wird im Forste wach —
Er sieht, er hört nichts! Tief im Herzen
Trägt einzig er das Bild mit Schmerzen!

Die Worte, so die Holde sang,
Im Herzen tönt ihm stets ihr Klang,
Im Blättersäuseln, Sturmesweh'n,
Hört einzig er der Stimme Getön;
Aus jeder Blum' im Waldesplan
Blickt ihn das dunkle Auge an —
Kurz, was er denken mag und sinnen,
Zu Ihr, zu Ihr strebt sein Beginnen!

So schritt er einst am frühsten Tag,
Der Thau kaum auf den Blättern lag,
Die Vög'lein schliefen noch im Nest,
Weithin kein Ton sich hören läßt —
Der Bach allein der ohne Rast
Zum Strome eilt mit wilder Hast,
Durchbricht das feierliche Schweigen
Laut kosend mit den Weidenzweigen.

Vom Hüttchen weg, und vorwärts eilt
Er unermüdet, nirgends weilt
Sein Blick, sein Fuß. Die Sonne stand
Hoch über ihm, der Tag entschwand —
Er merkt' es nicht, vom Drang beseelt,
Das aufzufinden, was ihm fehlt.
Da fährt er auf, bleibt bebend stehen,
Als hätt' er wieder Sie gesehen!

Er blickt um sich — wie? Ist's ein Traum?
Weit hinter ihm der Waldessaum
Sich breitet, rings, so weit er schaut,
Ist's frei und licht! Den Augen traut
Der Jüngling kaum, denn, wie Ihr wißt,
Im Wald er aufgewachsen ist,
Und ohne daß er's ahnt' und dachte,
Sein Schritt ihn aus der Wildniß brachte!

Der Landmann müd nach Hause zieht,
Singt fromm sein einfach Abendlied,
Den Abendhimmel kleidet sanft
Purpurn die Sonn' mit güld'nem Ranft,
Und von den Dörfern ringsum all
Tönt feierlich des Ave Schall.
Dieß war der Ton, der nie gehörte,
Der ihn aus seinen Träumen störte! —

Die Einsamkeit, in der er stand,
Der Heimath fern, im fremden Land,
Das Wehgefühl, daß er allein —
Mit Macht dringt alles auf ihn ein!
Der Eltern Harm, wenn er nicht kehrt
Am Abend heim, zum trauten Heerd,
Der Brüder Suchen, ihre Schmerzen
Malt er sich aus mit bangem Herzen.

Dort ist der Wald, in dessen Schooß
Das Dach sich birgt bedeckt mit Moos,
Die Bäume rauschen im Abendwind,
Als riefen sie dem lieben Kind, —
Waldvöglein eilend heimwärts zieh'n
Zum Nest in Busch und Tannen grün —
Nur er allein bleibt rathlos stehen,
Wo ist der Weg, den er soll gehen?

Doch Dank sey es der frischen Kraft,
Die ihn dem Brüten schnell entrafft,
Die Jugend mag sich trösten leicht,
Wo Ält'ee Sorg' und Angst beschleicht!
Ein Ave spricht er zum Gebet,
Wirft sich, als wär's für ihn gemäht,
Auf's duftig frische Heu darnieder
Und Schlaf umfängt die müden Glieder.

Wie Goldener Vogelsteller und davon gejagt wurde.

Der Morgen graut, und allgemach
Ward alle Welt vom Schlummer wach;
Im Walde tönt der Morgensang,
Von Nah und Fern der Glocken Klang,
Der Landmann zieht zu Wies' und Feld,
Die fromm vertrauend er bestellt,
Nur Goldener sieht noch in Träumen
Sein theures Bild in schön'ren Räumen!

Da kam des Weg's beladen schwer
Ein alter Vogelsteller her,
Trug Garn und Netz und Schlag und Schling,
Womit der Gauch die Vöglein fing;
Des Morgens früh, wie Abends spät
Den besten Fang er machen thät,
Der weckt den Jüngling auf mit Schelten:
„Heda! Hollah! Wach auf — Potz Velten.

Wer schläft so in den Tag hinein
Trotz Vogelsang und Sonnenschein?
Die Nacht ist lang genug zum Ruh'n,
Hast für den Tag du nichts zu thun?" —
Verwundert wacht der Jüngling auf
Und blickt zum alten Mann hinauf,
Denn ach, des schönsten Traumes Wonnen
Sind bei des Alten Schrei'n zerronnen!

„Wer bist du, sprich, wo kommst du her?"
Fragt ihn gutmüthig polternd der —
„Was ist dein Thun, wo ziehst du hin?"
Drauf Goldener mit trübem Sinn:
„Vom Walde dort, ein Köhlerkind,
Verirrt' ich mich, und nimmer find'
Zur Heimath ich wohl mehr die Richtung
Seit ich gekommen in die Lichtung!" —

„Sey gutes Muths und bleib bei mir,
Brauch ich doch einen Knappen schier,
Der mir die Netze trägt zum Heerd
Und heim dann, was der Fang bescheert!
Ein fröhlich Leben, glaube mir,
Erwählst du dann für immer dir,
Nichts über dir in Feld und Aue,
Als nur das Firmament, das blaue!"

Und Goldener nicht lange sann —
Von Euch hätt's Jeder auch gethan —
Nimmt ab dem Alten seine Last,
Geht sittsam nebenher und paßt
Aufmerksam auf die Lehren, die
Der Alte ihm einpräget, wie
Man Schlag und Garne müsse richten
Im dichten Busch, im Feld, im Lichten. —

So kamen sie zum Vogelheerd,
Wo, was der Meister ihn gelehrt
Er gleich vollzog mit Lust und Fleiß;
Stellt' fein das Garn in einen Kreis,
Legt' Schlingen, wie man ihm gebot,
Und Beeren drauf, so blau, wie roth;
Der Alte mit vergnügten Blicken
Sieht ihn dazu sich trefflich schicken. —

Da sprang der Goldner froh heran:
„Seht her, seht her, was ich gewann!
Der Schlag, den ich im Busch versteckt,
Einen selt'nen Vogel hat ausgeheckt —
Sein ganz Gefieder glänzend weiß,
Ist er fürwahr des Fanges Preis,
Sein Sang — ich hört' ihn eben singen,
Ganz gleich dem Finkenschlag thut klingen!"

Der Alte wendet sich mit Hast:
„Hinweg mit dir du schlimmer Gast,
Hinweg mit dir du Teufelsgesell,
Du stehst im Bunde mit der Höll'!
Auf Gottes weitem Erdenrund
Ein weißer Fink sich nie erfund!
Ein Teufelsspuck ist's!" Und mit Beten
That er den Vogel schnell zertreten.

„Jetzt fort von hier und spute dich,
Versucher, der mich arg beschlich", —
Nimmt einen Prügel drauf mit Hast,
Schlägt Goldener zu Boden fast,
Der nicht begreift, wie ihm geschieht,
Und endlich doch behend entflieht,
Indeß der Alte sich besegnet
Ob dessen, was ihm erst begegnet!

Wie Goldener ein Gärtner ward.

Der Jüngling floh mit schnellem Lauf
Bis wieder ihn der Wald nahm auf;
Da setzt er sich und schluchzt und weint
Ueber die Maßen sehr, und meint,
Zu Hause wär' es besser doch,
Als draußen in dem fremden Joch!
Den ersten Schlag in seinem Leben
Hatt' ihm der alte Mann gegeben!

Im Waldesdunkel irrt umher
Nun Goldener gedankenschwer,
Das Bild allein, so ihn beseelt,
Den fast gebrochnen Muth ihm stählt,
In Blätterrauschen tönt das Lied,
Das kräftigend sein Herz durchzieht,
Der Zauberklang scheucht Schmerz und Kummer,
Und lullt ihn ein in süßen Schlummer.

Als er erwacht ist's hoher Tag
Und, wie er um sich schauen mag,
Ist ringsum weder Feld noch Wald!
Die schönsten Blumen mannichfalt
Umblühen ihn in reichem Kranz,
Ein Springquell spielt im Morgenglanz;
Und fremder Vögel süßes Singen
Hört er aus allen Büschen klingen.

Verwundert schaut' er alles an,
Den Quell, die Blumen; weiter dann
Geht er, und Schönes kaum geseh'n,
Sieht Schönres er schon neu ersteh'n.
Ein Wiesenplan, durch dessen Schooß
Ein klares Bächlein sich ergoß,
Liegt jetzt vor ihm, und mitten drinnen
Prangt stolz ein Schloß mit hohen Zinnen.

Er steht und schaut; noch weiß er kaum,
Ist's Wirklichkeit, ist es nur Traum;
Wohnt hier vielleicht das süße Bild,
Ob dessen hoch sein Busen schwillt,
Das er in jener Schlucht schon sah,
Ihm träumend, wachend, immer nah?
Da weckt aus diesen Schwärmereien
Ihn einer heis'ren Kehle Schreien:

„Was stehst du Bursche müßig hier?
Verlangst du Arbeit, komm zu mir,
Groß ist der Garten, und mit Recht
Braucht' ich schon lange einen Knecht;
Auch besser geht das Werk zu Zwei,
Die edle, freie Gärtnerei";
Und Goldener, wohl mocht's ihn freuen,
Trat gerne in den Stand, den neuen.

Wie man ihm heißt, so thut er still,
Und weil er kräftig, gut sein Will',
So fand er sich gar bald darein.
Was er begann, vollbracht er fein,
Bei seinem Schaffen, seinem Thun,
Der Gärtner konnt' gemächlich ruh'n,
Und unter seiner treuen Pflege
Gedieh sichtbarlich das Gehege.

Der Sommer floh, der Herbst entschwand,
Des rauhen Winters starre Hand
Ruht längst auf allen Auen schwer,
Der Garten trauert blumenleer,
Des Springquells stets bewegte Fluth
Gefesselt unter'm Eise ruht,
Und noch sah Goldener mit nichten
Wer hauset in dem Schloß, dem lichten. —

Der Lenz mit all dem Hofstaat sein
Zog wieder in den Garten ein,
Die laue Luft, sein Diener treu,
Beseelet alle Blumen neu,
Die Quellen murmeln da und dort,
Erzählen es von Ort zu Ort,
Daß er gekehrt aus fernen Reichen
Mit seinen Schätzen ohne Gleichen!

Da sprach der Gärtner: „Knappe fein,
Noch fehlet in dem Garten mein
Ein Rosenstrauch von selt'ner Art;
Von allen, die hier dicht geschaart
Im Garten blüh'n, ihm keiner gleicht,
Die Blüth' an Schönheit nicht erreicht;
Du, dem Jedwedes will gelingen,
Zieh aus, ob du ihn kannst erringen."

Und Goldener sucht gar nicht lang,
Da prangt an einem Felsenhang
Leis' schwankend in dem Lenzeshauch
In vollem Blüh'n ein Rosenstrauch —
Deß Glänzen blendet seinen Blick,
Denn hoch erhebend fein Geschick,
Mit Staunen sieht die gold'nen Rosen,
Die hier der Wildniß sich erschloßen!

Und um ihn weht ein süßer Duft
Balsamisch durch die warme Luft,
Er schlürft ihn ein mit heißer Lust,
Ihm bebt vor Seligkeit die Brust! —
Mit leisem Seufzen sinkt er hin,
Es blüht und duftet rings um ihn,
Und mitten unter Duft und Blüthe
Schloß sich sein Aug', das wonnemüde!

Was Goldener sah, als er erwachte.

Gar Mancher schlief oft sorglos ein
Und schaut' am Morgen bitter drein,
Denn aus des schönsten Traumes Pracht
Ist er gar arg getäuscht erwacht;
Wenn fast erreicht der Wünsche Ziel
Er schnell aus seinen Himmeln fiel!
Nur ungern mag er sich bequemen
Den Traum für — einen Traum zu nehmen.

Auch Goldener schaut' also drein,
Als ihn erweckt der Sonnenschein!
Er rieb sich schier die Augen aus,
Da war nicht Wald, noch Schloß, noch Haus!
Rings um ihn her ein öder Strand,
Statt weichem Moos ein feuchter Sand,
Verschwunden sind die gold'nen Rosen,
Statt Blätterflüstern — Wellentosen!

Er fährt empor — so weit er sieht
Kein Mensch zu schau'n! Die Möve zieht
Allein mit heis'rem Schreie dort
In's Meer hinaus vom Ufer fort;
Auf dunklen Wogen, schaumbekränzt,
Ein einsam Segel ferne glänzt,
Es flieht dahin mit günst'gen Winden,
Bald kann sein Blick es nimmer finden.

„Das ist ein seltsamliches Spiel,
Dem ich erkoren bin zum Ziel",
Denkt er bei sich — „schlaf' hier ich ein,
Wo werd' ich Morgen dann wohl seyn?
Was ich gesucht, und glücklich fand,
Wo mag es seyn, in welchem Land?
Wo liegt der Eltern stille Hütte,
Das Schloß in jenes Gartens Mitte?

Wie er sich so bedenkt und sinnt
Und Well' an Well' vorüberrinnt,
Sieht er nicht, wie am fernen Rand
Des Meers ein dunkler Punkt entstand —
Ein Schiff war es und seiner Fahrt
Noch andre folgen vielgepaart —
Da plötzlich hört er's leise klingen,
Wie in der Waldschlucht jenes Singen!

Es sang mit süßem Zauberton
Von einer gold'nen Königskron',
Von einer Kron im tiefen Meer,
Die sey bestimmt, zu finden, er!
Von einem Finken schneeig weiß,
Den er gefangen auf der Reis' —
Von goldenen Rosen wunderbar,
Die er sollt' flechten ihr in's Haar!

Mit frischem Wind auf blauer Bahn
Die Schiffe sich dem Ufer nah'n;
Er geht mit frohem Muth sofort
Gleich an des größten Fahrzeugs Bord.
Der Schiffer, wie der Steuermann,
Alsbald den Jüngling lieb gewann,
Und Beide waren schnell entschlossen,
Zu werben ihn als Schiffsgenossen.

Das wars, was Goldener gewollt,
Und freudig nahm er Seemannssold.
Er fuhr hinaus in's weite Meer
Darinnen lag die Krone schwer —
Konnt' er sie finden, war sie sein,
Däucht alles Glück der Welt ihm klein!
Drum fuhr er auch mit frohen Sinnen
Und hohen Muthes jetzt von hinnen.

Wie Goldener die Krone fand und König ward.

Weit draußen auf der hohen See
Zog man die Segel ein und eh'
Sich's Goldener versah, so stand
Das Schiff, als wär' es festgebannt.
Die andren Schiffe ringsumher
Vertheilten schnell sich auf dem Meer,
Und keine Hand sieht man jetzt ruh'n,
Den besten Zug will Jeder thun!

Auch Goldener ist schnell bereit,
Ein Netz wirft er im Schwunge weit,
Als hätt' er schon von Kindheit an
Nur dieses, und sonst nichts gethan.
Mit Staunen seh'n die Andren drein:
Das mag ein wackrer Fischer seyn!
Und alle schau'n mit Späherblicken,
Wie ihm der erste Wurf wird glücken.

Er zieht — das Netz ist mächtig schwer!
Doch zieht er's auf und um ihn her
Die Fischer stehen stumm und starr —
Von Fischen nichts zu sehen war,
Doch in dem Netze, weit und leer
Lag eine Königskrone schwer,
Die glänzte von Perlen und Edelsteinen,
Als käm' sie erst aus Schatzes Schreinen!

Und wie er aus der Maschen sie
Herausnimmt, stürzen auf die Knie
Die Fischer all und ihr Geschrei
Dringt jauchzend durch die Lüfte frei:
„Heil Dir, du Jüngling hold und fein,
Du mußt nun unser König seyn!"
Und schnell vom Maste flattert mächtig
Die Königsflagge stolz und prächtig!

Dies Zeichen seh'n die Schiffe all
Und laut dringt ihres Jubels Schall
Herüber zu des Jünglings Ohr,
Dem sich jetzt stellt der Schiffsherr vor
Und ihn mit unterwürf'gem Wort
Um diese Gnade fleht sofort,
Daß er ihm dürfe treu berichten
Von längst vergangenen Geschichten.

Die Geschichte vom alten König.

„Einst herrscht ein König hier mit Macht"
Hub er mit Fleiß an und Bedacht —
„Der rings, so weit der Himmel blau,
Auf Land und Meer, in Berg und Au
Den Scepter recht und streng geführt,
Und Jedem that, wie ihm gebührt;
Doch mocht' von allen ird'schen Dingen
Ihm Eines nimmermehr gelingen.

Kein Sohn, kein Erbe lacht ihn an,
Dem er die Krone lassen kann —
Nur eine Tochter, ein Gebild,
Wie Engel sind, so süß und mild. —
Liebt' er sie auch mit aller Macht,
Des Erben hat er stets gedacht,
Der einstens trüge seine Krone
Und säß' auf seinem Königsthrone!

Vor seinem Sterben, kurze Zeit
Hatt' um das Königskind gefreit
Ein Nachbarfürst, gefürchtet sehr
In allen Landen weit umher,
Denn unbekannt es Niemand blieb,
Daß er verbot'ne Dinge trieb,
Daß er im Bund mit finst'ren Geistern
Die Elemente könne meistern!

Was war zu thun? Der König sann,
Mit ihm die Räthe; Jedermann
Vergeblich auf ein Mittel denkt,
Das die Gefahr vom Reiche lenkt,
Doch Keiner, wenn auch noch so klug,
War für den Fall gelehrt genug!
Und tiefe Trauer herrscht im Lande,
Bis sich der König selbst ermannte.

Den Purpurmantel legt' er an,
Das Schwert, so manchen Sieg gewann,
Die Krone setzt er auf sein Haupt
Von Lorbeerkränzen dicht umlaubt,
Das gold'ne Scepter, reichgeziert
Er in der greisen Rechten führt,
Und sammelt seines Reich's Barone
Vor seinem hohen Herrscherthrone.

Und wie sie all' beisammen sind,
Nimmt Abschied er vom lieben Kind,
Gibt seinen Segen ihm und spricht
Mit kummervollem Angesicht:
Der Feind besteht in seinem Trutz —
Ich stell' mein Land in Gottes Schutz,
Mög' er auch Höllenkünste üben,
Dich, Kind, soll er doch nie betrüben!

Wohlan, ihr Herrn, zu Schiffe! Fort,
Hinaus in's Meer! — Vom schwanken Bord
Werf' ich die Kron' in die Fluth hinein
Und wer sie findet, soll König sein!
Da stimmten Alle mit Geschrei
Des alten Königs Worten bei —
Die Winde weh'n, die Segel schwellen,
Hin eilt das Fahrzeug durch die Wellen! —

In jener Nacht ein Sturm entstand
Mit arger Wuth auf Meer und Land,
Er wühlt' empor der Tiefe Schooß
Und warf die Wogen bergesgroß
Weit in das Land, daß ringsumher
Nicht Dorf, nicht Stadt zu schauen mehr,
Daß jetzt noch tief bedeckt mit Sande
Die vormals reichbeglückten Lande! —

Nach langer Zeit ein heil'ger Mann
Auf seinem Todbett' kündet' an,
Daß einstmals, doch in später Zeit,
In Freud' sich wenden sollt' dies Leid,
Daß die Prinzeß in Gottes Hut
So lang in sanftem Schlummer ruht',
Bis Einer hat die Kron' gefunden, —
Dann sei der Zauberspuk verschwunden!

Und solches werde vorausgeh'n:
Im Geist wird er die Holde seh'n,
Von heißer Liebe dann entbrannt
Sucht er sie auf im fremden Land;
Was Glück ihm däucht, kehrt sich in Leid,
Doch trägt er es mit Freudigkeit,
Bis er zuletzt erhält zum Lohne
Die lang vermißte Königskrone.

Doch wie man auch gesucht mit Fleiß,
Niemand gewann den hohen Preis!
Euch endlich ist der Zug geglückt,
Daß Ihr die Kron' dem Meer entrückt,
Euch gilt des alten Herrschers Wort,
Ihr seid, Herr König, sein Erbe dort,
Wo nach des heil'gen Mannes Rede
Jetzt blühend Land statt stummer Oede!“



Schluß.

Mit frischem Wind die Flotte kehrt
Lautjauchzend nun zum heim'schen Heerd;
Am Vordertheil der König stand
Den Blick der Küste zugewandt.
An seinem Aug' zieht Bild an Bild
Vorüber, und sein Busen schwillt —
Das Höchste, was er je erfahren,
Bald soll es sich ihm offenbaren!

Und sieh! Der ehdem öde Strand
Verwandelt ist in blühend Land —
Durch Felder reich, durch Auen grün
Sich silberklare Ströme zieh'n;
Es reiht sich Ort an Ort im Kranz,
Und dicht am Meer im höchsten Glanz
Prangt eine Stadt mit Prachtpallästen,
Geschmückt, wie zu den höchsten Festen!

Die Schiffe ankern. — Jubelklang
Zum Ohr des jungen Königs drang;
Ringsum das Volk am Ufer harrt
In bunten Massen, dichtgeschaart;
Mit Blumen ist der Weg geziert,
Der zu der Burg vom Hafen führt,
Und Liederchöre laut erklingen
Dem neuen König lobzusingen!

Der schaut verwundert all die Pracht,
Die ihm zu ehren war erdacht;
Er steigt an's Land, und schon bereit
Harrt sein ein Roß im Goldgeschmeid',
Er schwingt sich auf, es wiehert laut —
„Trag' schnell mich zu der hohen Braut!
Voran, voran, ihr Herren alle,
Führt mich zur gold'nen Königshalle!"

Da jauchzt das Volk: „Dem König Heil!"
Und drängt hinan den Schloßberg steil,
Von dessen Höh' mit güld'ner Zinn'
Die Burg' schaut über die Lande hin!
Dort hielt der Zug, und Jungfrau'n schön
Wohl hundert seiner wartend steh'n,
Und Jede hielt der Fleckenlosen
In ihrer Hand drei gold'ne Rosen!

„So ist's kein Traum?" ruft Goldner laut,
„So ist's kein Traum, was ich geschaut?
O sprecht, ihr Holden, kündet mir,
Find' ich sie in dem Schlosse hier,
Die mich erfüllt mit Himmelslust,
Die ewig herrscht in meiner Brust?
Darf ich zum Kranz die Rosen binden,
In's dunkle Haar ihn ihr zu winden?"

Da öffnet sich der Jungfrau'n Kreis, —
Und im Gewande schwanenweiß,
Einen Goldreif in dem dunklen Haar,
Der seltsam leuchtet und wunderbar,
Die Augen schwarz, voll Liebesglut,
Auf seid'nem Pfühl die Fürstin ruht! —
Er bebt — er schwankt — liegt ihr zu Füßen,
Hält ihre Hand mit tausend Küssen!

Erröthend spricht sie sanft und leis':
„Hab' Dank für Deine Liebe heiß,
Die mich aus finst'rer Zaubernacht
Zu neuem Leben hat gebracht!
Dir eigen bin ich, mit Seel' und Leib,
Nimm hin mich nun als Braut — als Weib!
Ich liebte Dich mit süßen Wehen
Seit ich Dich dort im Wald gesehen!"

Nun schweig' ich still mit meinem Sang —
Wo fänd' ich wohl so süßen Klang,
Als den, der nun in Gold'ners Brust
Ertönt in namenloser Lust?
Die höchste Freud', das tiefste Leid
Ergeht sich nicht in Worte breit;
Wer hat dies nicht schon selbst empfunden
In frohen, wie in trüben Stunden?

J. V. Vogl.

Wie des römischen Kaisers Majestät auf einem gestohlnen Pferde ritt.

Es begab sich einmal, daß ein Mönch gern Abt geworden wäre, nur wußte er nicht, wie er an den Kaiser Heinrich III. kommen und ein Geschenk auftreiben möchte, das seine Bitte angenehm machen könnte. Während er so sann und sich den Kopf schier zerbrach, kam Einer des Weges daher, der ritt auf einem prächtigen Apfelschimmel, desgleichen der Mönch in seinem Leben nit gesehen. Darum nahm er's für einen Fingerzeig von Oben und feilschte das Roß und erhandelte es von dem fahrenden Gesellen um schwere Goldgülden. Und wie er damit zu Hofe ging, trug der Kaiser großes Gefallen an dem schönen Thiere und gewährte dem Bittsteller alsobald die Abtei.

Es war nahe an Ostern, da dieß geschah, und der Kaiser zog gen Regensburg, um dort die Feiertage zu halten. Als er nun auf dem neuen Leibrosse in die Stadt einritt, fiel ihm unversehens Einer von Adel in den Zaum, vor den Augen des umstehenden Volkes, und rief: „Ich habe vermeint, Ihr seyd darum des Reiches Oberhaupt, daß Ihr den Unterthanen Recht ertheilet und erhaltet — so aber reitet Ihr selbst auf einem gestohlenen Gaule; denn wisset, dieser Schimmel ist mir vor Kurzem diebisch entführt worden."

Der Kaiser verhoffte nit wenig über diese Rede; doch besann er sich und gab zur Antwort: „Wenn das Pferd dein Eigen ist, so nimm es hin und den Reiter dazu, und behalte uns beide, bis der Diebstahl gebüßt ist." Der von Adel that, wie ihm geheißen, und führte Mann und Pferd nach seiner Herberge in Verhaft.

Alle Welt verwunderte sich über diesen Handel. Der Kaiser aber war sehr erboßt auf den, so ihm diesen Schimpf zugebracht hatte, und befahl den Seinigen, den Mönch stracks zu Handen zu bringen: Als derselbe erschien, ließ ihn der Kaiser hart an und sprach: „Warum hast Du mich mit einem gestohlenen Pferde begabet?“ Der Mönch entschuldigte sich sehr und erwiederte, wie er den Gaul um theueres Geld erkauft und nit gewußt habe, daß er seinem Herrn entfremdet sey. Damit aber ließ sich der Kaiser nit besänftigen, sondern gebot: „Du sollst alsbald des Krummstabes dich verzeihen, wie ich mich des Rößleins verzeihe, denn wir sind beide dazu gekommen, wie es sich nit gebührt.“

Doch schreibt man, daß er im Verlaufe der Zeit den Mönch wieder mit der Abtei begnadet. Aber von selbiger Stunde an nahm er nimmermehr einiges Geschenk, indem er sagte: „Weil mir Gott der Herr das Regiment umsonst gegeben, so ist es billig, daß auch ich die Aemter und Würden an taugliche Leute umsonst ablasse.“ Adelbert Müller.

Anecdote aus dem Leben Kaiser Sigismunds.

Stille Nacht hatte sich über Prags unzählige Giebeldächer herabgesenkt, in den Gemächern war der Lampen letzter Schein erloschen und der Schlaf hatte Tausende mit sanften Armen umfangen. Selbst die Schritte der gewaffneten Wächter waren verhallt; die feierlichste Ruhe und Stille ringsum. Der Mond war untergegangen. Nur ein Mann wachte. Und wer war dieser Mann? Ein Unglücklicher, dem der Jammer die Ruhe von seinen Kissen scheuchte? O nein! Ein Ueberglücklicher? dessen Seligkeit den Schlaf in zitternder Erregung von seinem Lager ferne hielt? O nein. Es war des deutschen Reiches Oberhaupt, der römische Kaiser Sigismund. Unruhig warf er sich auf seinem Lager bald hinüber, bald herüber, bald stützte er das Haupt in seine Hände, bald rieb er sich die Stirne, als wenn er sich bestrebte einen Gedanken festzuhalten, der in seinem Inneren ruhelos umherirrte. Es war vielleicht die Sorge um des deutschen Reiches Wohlfahrt, die ihm die Ruhe raubte; oder der Türke war drohend gegen des Reiches Gränze im Anzug, oder der König der Franzosen hatte ihm einen Absagebrief zugesendet, oder in Ungarn war ein blutiger Aufstand ausgebrochen? Nein, nichts von alle diesem. Der Grund seiner heutigen Unruhe war ein ganz anderer. Sigismund war ein Mann, der nicht so leicht aus seinem Gleichmuth gebracht oder gar in Unruhe versetzt werden konnte. Oftmals hatte er versucht sich der ihn quälenden Gedanken zu entschlagen und die Augen zu schließen, aber immer vergebens. Es war ihm, als wenn ein metall'ner Ring von tausend glühenden Schuppen gegliedert sich um seine Brust lege.

Endlich erhob er sich von seinem heißen Lager; er trat zum Fenster, und öffnete es.

Ein kalter Nachtwind durchzog ungestüm das Gemach; am Himmel da oben brannten die Sterne so roth, so trüb, so unsicher, so ängstlich; da unten am Horizonte wankten die Wolken so unheimlich, so drohend daher; es schien als wenn die ganze Nacht ein gespenstisches Leben gewonnen habe, und langsam über die schwarzen Giebeldächer einher gekrochen käme gegen das geöffnete Fenster, an welchem Sigismund stand.

„So geht's nicht“, sprach er halblaut vor sich hin, „und das geht auch nicht“; und schritt durch das von seinen Tritten wiederhallende Gemach.

Mit einem Male blieb er stehen; er hob sein Haupt in die Höhe, seine Hand fuhr über die umwölkte Stirn, sein Auge erglänzte in freudigem Feuer, er trat zur Glocke, und ein rascher Zug an derselben weckte seinen im Vorzimmer ruhenden Diener.

„Weckt mir meinen Kanzler und alle meine Räthe!“ rief er dem Eintretenden entgegen.

„Zu so später Stunde, Majestät?“ entgegnete dieser.

„Zu dieser Stunde, und auch meine Kriegsobersten, und bescheidet sie hierher.“

Nun ward es schnell lebendig in den weiten Räumen der kaiserlichen Hofburg, emsige Diener eilten mit flackernden Lichtern über die schallenden Gänge und rannten geschäftig aneinander vorüber; die Berufenen bemühten sich, den Schlaf aus den Augen zu reiben, und sich so schnell als thunlich anzukleiden; und es währte nicht lange, als sämmtliche Räthe und Feldhauptleute mit stiller Verbeugung in das kaiserliche Gemach eintraten, gewärtig die Befehle oder Wünsche der Majestät entgegenzunehmen.

Mit stillem Ernste, jedoch mit freundlicher Miene trat Sigismund ihnen entgegen, und nach einigen Augenblicken der erwartungsvollsten Stille begann er also:

„Meine lieben Freunde! Oftmals schon habt ihr in ernster Stunde, im Rathe sowohl, als auf dem Schlachtfeld mir eure Treue erprobt und manchen schweren Stein von meinem Herzen weggewälzt. Auch heute baue ich auf eure Liebe; denn heute plagt mich eine schwere Sorge, von der mich zu befreien ich euch hierherbeschieden.“

Mit diesen Worten trat der Kaiser zu einer Truhe und schlug ihren Deckel zurück. Sie war angefüllt mit neuen frisch gemünzten Ducaten, deren heller Glanz den Ueberraschten entgegenstrahlte; denn alle wußten es nur mehr als zu Genüge, daß Sigismund nicht nur niemals an Geld Ueberfluß hatte, sondern desselben immerdar bedürftig gewesen.

„Seht, fuhr der Kaiser fort, diese 40,000 Ducaten habe ich heute aus Ungarn erhalten, und diese gottlosen Scheime haben sich erkühnt, meinen Schlaf zu stören. Schon seit zwei Stunden quälte ich mich ab mit dem Gedanken, was ich damit beginnen soll, und konnte nicht ein Ende finden. Nehmet ihr sie hin, und theilt sie aus unter euch, nur sorget dafür, daß diese lästigen Gesellen schnell aus meinem Gemache und aus meinen Augen kommen!“

Nach diesen Worten des Kaisers langten die noch mehr Ueberraschten mit geschäftigen Händen in die goldblinkende Truhe; und die funkelnden Goldfüchse begannen ein so helles Geklingel, daß der Kaiser, der lachend an dem Schauspiele sich weidete, vermeinte die lustigste Reigenmusik zu vernehmen. Da wurden nun die Taschen gefüllt, und wer keinen Sack in seinem Wamse hatte, der mußte eben seinen Hut nehmen oder seine Haube, um so viel Geldes nach Hause zu schleppen, als er dessen habhaft werden konnte. Als sie nun geleert



und auch der letzte Ducaten aus ihr verschwunden war, da blies der Kaiser aus der Truhe den Staub aus, und klappte den Deckel zu.

Nach einigen Augenblicken war Sigismund wieder allein in seinem Gemache. Er trat zum Fenster. Die Sterne glänzten jetzt so mild, so freundlich, der Nachtwind wehte so angenehme Kühle um seine Stirn und um seine Brust, und er kehrte zurück zu seinem Lager; es war nicht mehr so heiß wie vorhin, der glühende Ring um seine Brust war geborsten und abgefallen. Seine Seelenruhe war wieder zurückgekehrt, und als der Schlaf sanft seine Augenlider schloß, sprach er leise vor sich hin: „So — warum geht's denn jetzt?"

Des Teufels Einrichtung zu Gent.

Es muß doch eine sonderbare Zeit gewesen sein, in der man sich für eine rechtsgiltige Verschreibung an Herrn Satanas auf eine bestimmte Frist Glück, Reichthum, Schönheit, kurz Alles, Alles verschaffen konnte, dann aber freilich dafür mit Haut und Haar jenem Herrn zu eigen wurde. Bestände diese Einrichtung heutzutage noch, ich glaube fast, so könnte Satanas immer auf einen guten Vorrath solcher Verschreibungsformulare halten. Eine große Menge will freilich gar nicht mehr an dergleichen Geschichten glauben, und erklärt diese Erzählungen für aus der Luft gegriffen und Erfindung müßiger Köpfe, aber wenn man dann wieder einmal in solch ein altes Buch schaut, wie z. B. in das Historienbuch der altehrwürdigen Stadt Gent in Flandern, und sieht es darin deutlich gedruckt mit schönen, ernsten, gothisch verzierten Lettern, die am Anfang eines jeden Satzes von einem gar stattlichen, brennend rothen Buchstaben angeführt werden, wenn man dazwischen nun gar die kräftigen Holzschnitte sieht, welche des Teufels Konterfei sauber darstellen und dann wieder die Zeugnisse der Magistrats- und andrer ehrwürdiger Personen liest, welche die Wahrhaftigkeit des Erzählten mit Leib und Seele verbürgen, da schwankt vielleicht eine Zeitlang Mancher, der an einer Wahrscheinlichkeit vorher gezweifelt hatte, weil er sich auch vielleicht nicht gern die Zeit der Spitzenkragen, der spanischen Mäntel, der Stoßdegen und der Hackenschuhe so ganz ohne die episodischen Teufeleien recht romantisch vorstellen mag. Heutzutage nimmt freilich jener Glaube immer mehr und mehr ab, und ich werde daher wohl eilen müssen, meine Historie an den Mann zu bringen, ehe der Rest jenes Glaubens ganz erlischt.

In Gent also lebte zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein reicher Kaufmann, Namens van der Neesen. Wenn auch die spanische Herrschaft hart genug auf dem armen Lande lag und den Reichen besonders manches schwere Geldopfer kostete, so hätte es doch einer langen, langen Zeit bedurft, um den Reichthum van der Neesens einen merklichen Abbruch zu thun. Aber was das spanische Regiment nicht vermochte, das schien die Verschwendungssucht und der Leichtsinn des jungen Herrn van der Neesen im vollsten Grade zu versprechen. Der alte Herr hatte sein Weib frühzeitig verloren und aus liebender Schwäche seinem einzigen Sohn so viel freien Willen gelassen, daß dieser bald die Zügel der Leitung dem Vater ganz aus den Händen gewunden hatte. Der Kaufmannsstand, dem sich der junge van der Neesen

widmen sollte, konnte ihm durchaus nicht behagen und bald lief er dem Antwerpener Handelsherrn, der seine Ausbildung übernommen hatte, aus dem Hause. Ein dummer Streich folgte dem andern, aber alle vergab der schwache Vater, wenn er auch erklecklich dafür zahlen mußte. Endlich starb der Alte, und nachdem kaum die kürzeste Trauerfrist vorüber war, begann auch das verschwenderische Leben des Sohnes, der jetzt Herr seiner selbst und eines bedeutenden Vermögens war. Aber von allen Sprüchwörtern ist das wahrste wohl dieß, wie ein jeder Brunnen, auch der tiefste einen Boden habe. Van der Reesen fand willige Gehülfen an seinem lustigen Werke und nach ein Paar Jahren standen die Truhen leer, die eingezogenen Außenstände waren verpraßt und in den Schuldbüchern kein Conto mehr offen, das noch Geld hätte einbringen können. Die früher so dienstfertigen Wucherer erklärten dem dringenden Wüstling, daß sie für seinen Namen in ihren Creditbüchern kein Plätzchen mehr fänden, kurz, daß sie ihm nichts vorstrecken wollten. Seine Freunde (es war damals just schon so, wie es noch heute ist!) verloren sich vorsichtig unter allerlei Gründen bei der ersten Kunde von der Endschaft seiner Herrlichkeit, und bald stand van der Reesen arm und allein da. Arbeiten konnte und wollte er nicht, denn nie hatte er des Wortes schwächste Bedeutung nur gekannt, und Darben hieß für ihn Sterben. Er war in Verzweiflung.

Da ging er eines Abends hinaus vor das Thor und war, ohne daß er es wußte, in ein Wäldchen an die Ufer der Lys gelangt. Er hatte sein Hirn umsonst angespornt; er fand keinen Ausweg aus dem Labyrinth seines Unglücks als — Selbstmord oder das Kloster. Zum ersteren fehlte ihm der Muth und das zweite schien ihm auch nichts anderes als ein Mord des an die üppigsten Lebensgenüsse gewöhnten Körpers. Doch war es ihm unmöglich, arm und als Bettler in demselben Gent zu erscheinen, wo man seiner Prachtliebe und Verschwendungssucht wegen bisher mit Fingern auf ihn gezeigt hatte. Also leben wollte er, daher blieb ihm nichts, als der Weg zum Kloster. Ein entfernter Anverwandter seiner verstorbenen Mutter war Prior des Klosters, welches im Mondschein dort unfern durch die Bäume schimmerte; nach hartem Kampfe beschloß er noch in dieser Nacht dorthin zu gehn und Einlaß und Aufnahme zu begehren; aber nicht aus Frömmigkeit, nicht um des Heils seiner Seele wegen, nicht um Buße zu thun, sondern nur um sein Leben zu fristen. Rasch wandte er sich jetzt nach jener Seite, um nicht durch die Bilder seiner glänzenden Vergangenheit noch einmal von seinem Vorsatze zurückgehalten zu werden. Schon erschienen die Umrisse des ehrwürdigen Gebäudes größer, schon konnte er die Pforte deutlich erkennen, die sich bald auf immer hinter ihm schließen sollte, da trat plötzlich ein Mann an seine Seite, dessen Schritte er hinter sich zwar lange schon vernommen, doch nicht beachtet hatte.

„Guten Abend, Herr van der Reesen," redete ihn der Fremde an, „wohin so eilig?"

„Wird Euch wohl wenig kümmern," entgegnete der Begrüßte mürrisch.

„Vielleicht mehr als Ihr glaubt," war die Antwort, „denn ich nehme Theil an Eurem Schicksale, wenn wir uns auch noch wenig kennen. Ich weiß von Eurem Unglück und es schneidet mir selbst tief in die Seele. Ich kann es nicht ertragen, den galantesten Cavalier, den schönsten jungen Mann Gents so traurig zu sehen; ja, sogar auf einem Wege zu treffen, der ihn von allem Glanze der Welt durch düstere Klostermauern auf ewig trennen soll."

„Wer sagte Euch, was ich vor einer Stunde noch selbst nicht wußte," frug erschreckt van der Reesen, der sich bemühte, die Züge des Fremden im Halbdunkel des durch die Blätter dringenden Mondscheins zu erkennen.

„Je nun, man hat so seine kleinen Helfershelfer," entgegnete der Andere mit verschmitztem Lächeln, „und ich bin gekommen, Euch zu helfen, Euch mit einem kleinen Darlehn zu unterstützen, bis Ihr auf bessere Gedanken kommt", und dabei ließ er einen schweren Beutel in van der Reesens Hand fallen.

„Ich bitte Euch, um des Herren Willen, wer seid Ihr," rief van der Reesen erstaunt und trat einen Schritt zurück.

„Ah bah, laßt den Herrn aus dem Spiele," fuhr der Fremde auf. „Wir wollen offen reden, denn ich hasse lange Umschweife. Ihr paßt eben so wenig für das Kloster, wie das Kloster für Euch; Ihr würdet darin bald elendiglich umkommen, oder in kurzer Zeit den Tod suchen, den Ihr jetzt noch scheuet. Ihr seid ein schmucker Herr und an ein heiteres Leben gewöhnt; seht, ich verspreche Euch zehn Jahre des herrlichsten Lebens, ich verspreche Euch Alles im Ueberfluß, die augenblickliche Erfüllung jedes Wunsches, wenn Ihr dafür wollt — mein sein!" rief der Fremde, der seine Rede kaum hörbar begonnen, doch immer mehr gesteigert hatte, so daß die letzten Worte donnergleich hinaustönten und ein Echo erweckten, das zitternd wiederholte: Sein!

Van der Reesen war seiner Sinne kaum mächtig, an einen Trug glaubte er nicht; denn schon oft hatte er von der Hilfe des Höllenfürsten gehört, doch war es ihm, als schwebten an der Klostermauer die Bilder seiner Aeltern im Lichtglanz auf und nieder, die Hände bittend und abwehrend nach ihm ausgestreckt.

„Du willst also nicht?" frug nach einer Pause der Teufel; denn dieser war es in höchsteigener Person. Und wieder warnte das Echo: Nicht!

Da erschienen dem Jüngling die Bilder der schönsten Tage, der wildesten Lust so verlockend, so reizend, daß sein verdorbener Geist nicht länger zu widerstehen vermochte. Noch ein kurzer Kampf, dann faßte er sich plötzlich und rief: „Wohlan, ich will! Nimm mich hin!"

Hin! tönte die klagende Stimme des Waldes nach.

Van der Reesen stürzte besinnungslos zu Boden und fieberhafte Träume hielten lange seine Sinne gefesselt. Als er erwachte, befand er sich wieder in seiner frühern Wohnung, rings von Glanz umgeben, wie es sonst gewesen. Seine ehemaligen Freunde umstanden ihn und wünschten ihm Glück zu der Erbschaft, die er, wie man sich erzählte, plötzlich gemacht habe.

Bald begann das alte, herrliche Leben von Neuem und womöglich noch glänzender als früher. Nur umdüsterte zu-

weilen van der Reesens Stirn eine Wolke, die er dann durch die lärmendsten Vergnügungen zu bannen suchte und sich abmühte, sein fürchtendes Herz zu übertäuben. Einer seiner Genossen, den er immer allen Anderen vorgezogen, und am liebsten um sich hatte, bemerkte bald die geistige Veränderung seines freigebigen Freundes, und drang so lange in ihn, bis Jener ihm die Wahrheit entdeckte.

„Und darum bist Du so traurig?“ lachte der Freund auf. „Possen! Wenn die zehn Jahre bald zu Ende sind, dann gehst Du in ein Kloster und betrügst so den Teufel um seinen Lohn.“

Der Vorschlag gefiel van der Reesen und seine Ausführung ward beschlossen. Aber nach längerer Zeit verliebten sich Beide, van der Reesen und sein Freund, in ein und dieselbe Dirne. Keiner wollte nachgeben, Keiner dem Andern das Feld räumen und jener Freund drohte endlich, van der Reesens Bündniß mit dem Teufel offenkundig zu machen, wenn er nicht seinen Ansprüchen auf das Mädchen freiwillig entsagen würde. Kaum waren jedoch diese Worte gefallen, so hatte auch der dadurch nicht eingeschüchterte, sondern wüthend gemachte van der Reesen seinen Dolch gezogen und ihn dem Freunde durch das Herz gestoßen. Da stand er nun bei der ihn gräßlich anstarrenden Leiche stumm und regungslos, so sehr bannte ihn der schauerliche Anblick seines ersten Mordes. Er ließ es ruhig geschehen, daß ihn die herbeigerufenen Gerichtspersonen fesselten und in den Kerker unter das Stadthaus brachten. Bald erschienen die Richter, die ihn, da er seiner That geständig, auch sofort zum Tode durch das Beil verurtheilten und die Hinrichtung auf den Morgen des dritten Tages festsetzten. Dann ließ man ihn allein.

Zwei Tage lang saß er hier in dumpfem Brüten, kaum sich seiner selbst bewußt. Am Abende des zweiten Tages endlich wurde es ihm klar und immer schaurig klarer, daß er schon am Ende seines verschwelgten Lebens stehe, von dem er doch noch nicht lassen wollte. Da durchfuhr seinen Geist ein aufblitzender Gedanke: „der Teufel muß zur Stelle, er muß helfen,“ rief er laut.

„Wenn er will,“ höhnte eine Stimme hinter ihm, die dem Gerufenen angehörte. Van der Reesen prallte entsetzt zurück, denn nicht wie damals vor dem Kloster erschien ihm der Teufel, nicht im spanischen Kleide, sondern nur in einen langen rothen Mantel gehüllt und mit einem gleichfarbigen Barett auf dem langen Kopfe.

„Nun, erkennst Du mich nicht wieder?“ frug der Teufel verächtlich; „hast wohl über die Klostergedanken, mit denen Du mich hintergehen wolltest, meine Züge ganz vergessen?“

Van der Reesen stand beschämt, seine Gedanken waren dem Mächtigen schon bekannt.

„Hilft Dir auch nichts,“ fuhr der Teufel fort, „unser Pact ist geschlossen auf Mannes Wort und das gilt, denke ich.“

„Wohlan, wenn jener Vertrag giltig ist, so erinnere Dich auch,“ sprach van der Reesen gefaßt, „daß Du mir zehn Jahre versprachst. Noch sind erst fünf verflossen, Du schuldest mir noch fünf und diese fordere ich von Dir!“

„Nur nicht so ungestüm, junger Herr. Also, was verlangt Ihr?“

„Fliehen will ich auf der Stelle!“

„Und die Hinrichtung,“ frug der Teufel spöttisch, „auf die sich schon ganz Gent und die Umgegend freut und Alles sich drängt, um recht bequem Euch köpfen zu sehn?“

„Das sei Deine Sorge, aber ich muß fort, weit fort von hier!“

„Nun wenn Ihr es denn gar so eilig habt,“ lachte der Teufel, „so fahret wohl und verjubelt noch Eure fünf Jährchen. Ich bin heute just aufgelegt, ein Späßchen mit zu machen und will mich daher anstatt Eurer hinrichten lassen.“ Dabei lachte er so sehr, daß man hätte glauben sollen, die Rippen in dem dürren Körper aneinander schlagen zu hören.

Van der Reesen fragte nicht nach dem Wie und Warum, sondern machte sich eilig auf den Weg, nachdem ihm zuvor sein Patron Thüren und geheime Gänge geöffnet hatte, von denen er, obgleich ein geborener Genter, noch nie zuvor weder etwas gesehn noch gewußt hatte.

Kaum war van der Reesen fort, so nahm der Teufel, denn das war dem Tausendkünstler ein leichtes, die Gestalt seines Schützlings an, und freute sich schon innig auf den Streich, den er auszuführen gedachte. Inzwischen war der Morgen herangekommen, die Straßen füllten sich mit harrenden Gaffern, und im Stadthause ward Alles feierlich vorbereitet. Jetzt wurde der Zug geordnet, der den Verbrecher zum nahen Schaffot begleiten sollte, und der Scharfrichter und seine Knechte begaben sich in den Kerker, um Jenen in Empfang zu nehmen. Von der Verwandlung ahnte natürlich Niemand auch nur das Geringste, und es muß dem Teufel ein großes Zeichen der Anerkennung seiner Mimik gewesen seyn, daß ihm auf dem Wege oft die Worte aus der Menge zudrangen: „Wie Schade ist es um den jungen van der Reesen — welch schmucker junger Herr und doch ein Mörder; aber wie stolz, wie gefaßt geht er einher — das nenn' ich Muth“ — und was dergleichen Reden mehr waren.

Das Armensünderglöcklein zitterte seine letzten Töne aus, mit denen es den Trauerzug begleitet hatte; man war auf dem Schaffot angekommen. Die spanischen Garden bildeten ringsumher eine dichte Mauer und stießen eben mit Geräusch die schweren Hellebarden zur Erde. Der Scharfrichter, ein Mann von riesigem Körperbau, nahm jetzt den vermeintlichen van der Reesen bei der Hand und führte ihn zu dem schweren Eichenklotz, wo er ihn niederknieen hieß; auch dieß ließ sich der Teufel noch gefallen, verwahrte sich jedoch standhaft, als man ihm eine Binde um die Augen legen wollte, bis man endlich seinem Ungestüm nachgab. Ein ehrwürdiger Prior des Benediktinerklosters trat zu dem Knieenden, um noch dessen Beichte zu hören, aber Jener, der dem Alten schon auf dem Wege hierher immer von der Seite zu gehen wußte, wies ihn barsch von sich. Die Menge ließ ein drohendes Murren hören, als sie dieß gewahrte; aber zu Weiterem ließ der Teufel nicht Zeit, sondern rief dem Scharfrichter zu: „Nun, Kamerad, mach' Deine Sache gut; ich bezahle nicht schlecht!“ Den Henker überlief es bei diesen Worten eiskalt, denn hatten ihm auch die damaligen, unglücklichen Verhältnisse des Landes schon Manchen unter

sein Beil geliefert, so war ihm eine gleich gottlose Geringschätzung des Lebens noch bei Keinem bisher vorgekommen.

„Wird's bald!" rief der Teufel, der schon den Kopf auf den Klotz zurecht gelegt hatte, bei der Zögerung des Scharfrichters. Da faßte dieser allen Muth zusammen; hoch schwirrte das Beil in die Luft, gellend sauste es nieder — weithin rollte das wohlgetrennte Haupt, das er jedoch alsbald wieder ergriff und der Menge zum Beweis seiner Geschicklichkeit mit der Linken, das blutige Beil aber mit der Rechten hoch empor hielt. Ein Geräusch, theils aus Abscheu, Mitleid und Beifallsbezeugungen gemischt, wurde von den Tausenden der Zuschauer hörbar, verstummte aber sogleich wieder und machte einem unbeschreiblichen Entsetzen Platz; denn plötzlich erhob sich nämlich der kopflose Körper, schritt auf den Henker zu und nahm diesem das Haupt aus der Hand, das sich mit einem Male wieder zum gewöhnlichen Antlitz des Teufels verwandelt hatte. Mit vielem Anstand setzte er sich sein Haupt wieder auf den Rumpf, wischte mit einem feuerrothen Schweißtuche, das er aus der Tasche zog, das Blut sauber ab und verbeugte sich spöttisch lächelnd nach allen Seiten. Dann zog er einige Goldstücke hervor, die er in des Henkers Ledertasche gleiten ließ, und verließ festen Schrittes das Schaffot. Obgleich Jedermann den Vorgang deutlich gesehn hatte und an eine optische Täuschung nicht wohl zu denken war, so war doch mit einem Schlage des Teufels Erscheinung verschwunden; wohin — das wußte man nicht und konnte es nicht begreifen; denn von der festgeschlossenen Reihe der spanischen Garden, die dicht das Schaffot umstanden, war auch nicht Einer nur einen Zoll breit von seinem Platze gewichen und doch war Jener fort — spurlos verschwunden.

Diejenigen, die in dem Glauben an die seltene Wunderkraft des Blutes von Hingerichteten jetzt mit Tüchern und Leinen auf das Schaffot eilten, waren gleichfalls betrogen; denn von dem Blute, das vorhin so reichlich aus den Hals-Adern strömte, war jetzt auch nicht ein Tropfen, keine Spur mehr zu sehn; Alles war so rein, wie zuvor. Der Scharfrichter hatte zwar seine Goldstücke noch in der Ledertasche, allein, als er dieselben heraus nehmen wollte, so waren sie so heiß, daß er sich die Finger sattsam damit verbrannte, sind auch durch viele Jahre hindurch so glühend heiß geblieben, daß Niemand sie hat angreifen dürfen, bis sie endlich bei den späteren Umwälzungen und Empörungen der Stadt Gent ganz verloren gegangen.

Im Volk aber war die Meinung allgemein, daß entweder van der Reesen der Teufel oder der Teufel van der Reesen gewesen sei, und man hat noch viele Jahre von der seltsamen Hinrichtung gesprochen, aber nicht ohne dabei das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Der junge van der Reesen hatte sich nach Spanien gewandt, wo er sein wüstes Leben fortsetzte, aber jetzt vor Allem im Spiel um hohen Einsatz seinem fürchtenden, geängstigten Gemüthe Zerstreuung zu schaffen suchte. Schon oft war die Inquisition auf ihn aufmerksam geworden, weil er nie eine Kirche besuchte, gotteslästernde Rede führte und vor den Heiligenbildern sich niemals verbeugte noch bekreuzte. Dann war auch seine Verschwendungssucht und seine Lebensweise Grund genug um die Blicke jener fürchterlichen Macht auf sich zu ziehen. Oftmals schon hatten sie ihn wollen verhaften lassen, allein stets war er entschlüpft, wenn man glaubte, ihn schon ganz sicher zu haben. Aus Madrid hatte man ihn zwar verbannt; allein er wandte sich doch immer wieder heimlich dorthin, bis ihm neue Späher den Aufenthalt verleiteten. Wohin er kam, war er trotzdem von Vielen gern gesehn, zumal von den reichen spanischen Edelleuten, die hohes Spiel über Alles liebten und daher van der Reesens gefährliche Gesellschaft stets im Geheimen suchten, wenn sie auch fast immer sicher waren, daß sie durch das fabelhafte Glück des Holländers mit leeren Taschen und zuweilen noch mit Schulden beladen heimkehren mußten.

So war er wieder in Madrid angelangt und wir finden ihn in dem Garten eines jungen Edelmanns, der, als ein leidenschaftlicher Liebhaber des Spiels, van der Reesen stets sein Haus willig öffnete.

Es war eine herrliche Mondnacht; die Wohlgerüche von tausend Blumen wetteiferten in ihren Balsamspenden; allein die duftige Orangenblüthe blieb Siegerin in dem schönen Kampfe. Auch der Chor der Vögel schien einen Wettkampf im Reiche der Töne auszufechten, wobei die Nachtigall durch ihre bald heiteren, bald melancholischen, immer aber gefühlvollen Töne die Siegespalme der Orangenblüthe zu theilen schien. Dazu umschwirrten bunte, trunkene Nachtfalter die Ampeln und Windlichter so lange, bis die Armen ihrer Leidenschaft zum Opfer meist todt und verbrannt dahin sanken.

Vor einem schönen Pavillon, von dem aus dunkle Zypressengänge nach allen Seiten des weitläufigen Gartens führten, hatte man die Spieltafel aufgeschlagen, um die sich ungefähr ein Dutzend Edelleute jeden Alters drängten. Van der Reesen saß oben an und hatte einen Haufen Gold und Pretiosen vor sich aufgethürmt; denn wie immer war auch heute das Glück ihm ausschließlich günstig. Allein, auf seinem blassen Gesichte war keine Spur sonderlicher Freude zu gewahren, nur von Zeit zu Zeit war höchstens ein wildes Auflachen Zeichen seiner Freude, die eben so rasch wieder verschwand und den starren Blicken Platz machte. Welche Veränderung seiner Züge! Wo war die Jugendfülle, wo die Anmuth seiner Züge geblieben? Er hätte jetzt können dreist es wagen, in sein Vaterland zurückzukehren, Niemand würde ihn dort wiedererkannt haben.

Auch der übrigen Gäste hatte sich ein Mißmuth bemächtigt, der freilich nur in den mehr oder weniger bedeutenden Verlusten seinen Grund hatte.

„Bei Sanct Jago," rief einer der Herren, indem er auf die Tafel schlug, „Ihr habt ein sonderbares Glück. Wer dem Ding so zuschaut, muß vermuthen, Ihr hättet falsche Würfel. Doch nein, nein!" fuhr er bei dem auflodernden Blicke van der Reesens fort, „Ihr habt uns dieselben oft untersuchen lassen; die Würfel sind richtig; also möchte man wahrlich glauben, Ihr stündet mit einem Engel oder einem Teufel im Bunde."

Van der Reesen unterdrückte gewaltsam seine Aufregung.

„Aber dennoch möchte ich es noch einmal mit Euch versuchen; denn mir sagt das Summen meines rechten Ohres, daß mir etwas Glückliches noch heute begegnen würde." Dabei wühlte er in allen Taschen. „Bei Sanct Jago, wieder rein ausgebeutelt, nicht eine Dublone mehr!"

„So laßt uns noch einen Wurf versuchen, einen Wurf um das Leben des Verlierenden," rief van der Reesen wild; „der Gewinnende erhält das Recht mit seinem Gegner anzufangen, was ihm beliebt; er mag ihn tödten, als Sklaven verkaufen, oder was es immer sei — er ist sein!"

Wenn auch Mancher der Anwesenden es nicht gescheut hätte, dem Tode auf dem Schlachtfelde, im Ehrenkampfe augenblicklich zu begegnen, so schreckten doch bei dem wahnwitzigen Vorschlage Alle zurück.

„Wie?" rief van der Reesen höhnisch, „hat Keiner den Muth, sein Leben zu wagen, weil ich zufällig bisher immer das Glück hatte, hohe Würfe zu thun? Mein Glück kann zu Ende sein. Nun, wagt es Keiner?"

Noch schwiegen Alle betroffen, da hörte man in dem feinen Sande des Gartens Schritte nahen, und fast in demselben Augenblicke trat ein langer, hagerer Mann zu dem Tische. Seine Kleidung war nach spanischem Schnitte und vom feinsten Zeuge, doch Keiner kannte ihn und Niemand wußte recht, woher er so plötzlich gekommen.

„Verzeiht, daß ich so ungerufen zu Euch komme;" sprach er mit einer höflichen Verbeugung zu den Gästen, „aber ich hörte hier so eben von einem hohen Spiele sprechen und das reizte mich; denn ich bin ein großer Freund der Würfel. Ihr habt eine Partie um das Leben des Verlierenden vorgeschlagen," wandte er sich jetzt zu van der Reesen, „wohlan, ich nehme die Partie an — wenn es die Herren erlauben," fügte er mit Höflichkeit gegen die Uebrigen hinzu. Eine stumme, bewilligende Verbeugung Mehrerer war die Antwort. Alle waren erstaunt über den sonderbaren Zwischenfall, nur van der Reesen war bei des Fremden Anblick noch bläßer geworden, als gewöhnlich, wenn dieß möglich war, und doch trieb ein heißer Sturm ihm das Blut durch die Adern.

„Ha, Schrecklicher," stöhnte er, „sind meine zehn Jahre schon um? Du bist schauerlich rasch."

Alles blickte den Fremden an.

„Was sprecht Ihr da, Sennor, von zehn Jahren; ich kenne Euch nicht," erwiederte der Fremde kalt, doch mit dem Zauberblicke einer Schlange, die im Stande ist, durch diesen Blick allein ihr Opfer erstarren zu machen. „Mich gelüstet nach den Würfeln! Lustig, fangt an; Ihr habt den ersten Wurf!"

Van der Reesen zögerte einen Augenblick, aber die verächtlichen Blicke seiner Freunde gaben ihm seinen Muth wieder. Hastig griff er nach dem Becher, und stürzte ihn um — die drei Würfel zeigten — drei Augen.

Ein Ruf des Entsetzens war zu hören, sonst kein Wort, und augenblicklich trat wieder Todesstille ein, als der Fremde den Becher ergriff. Er warf — drei Mal sechs Augen rollten auf. Van der Reesen sank in seinen Sessel zurück.

„Hast Du mich erkannt?" rief er mit Donnerstimme, „ja, Deine zehn Jahre sind um; Du bist nun mein!" Dabei faßte er van der Reesen an der Brust. Ein dichter Schwefeldampf umhüllte plötzlich die Gruppe, und als die Gäste ihrer Sinne wieder in Etwas mächtig, waren van der Reesen und der Fremde verschwunden.

Ohne ein Wort zu sprechen, verließen die Uebrigen den Garten.

Viele aber von Denen, die an jenem Abend noch zu so später Stunde auf der Straße waren, wollen hoch in der Luft eine feurige Gestalt eine andre nachschleppend und mit ihr ringend gesehn haben, die nordwärts nach den guadamarischen Gebirgen zog.

A. Belvern.

Teutscher Städte Chronik.



Keinem Lande in der Welt steht Teutschland nach, an Macht, an Reichthum und an Bildung. Wer die Teutschen jetzt noch Barbaren schälte, wäre selbst der ärgste Barbar.

Wie fleißig ist das Land angebaut, wie grünend und blühend, wie fruchtbar und volkreich! Von Danzig bis Bern, von Salzburg bis Lübeck, und von Breslau bis Straßburg, wie viele wohl gelegene Städte! wie groß, wie fest und prächtig! Venedig und Genua sind älter; jugendlich ist das Ansehen der teutschen Städte, und sie übertreffen die italischen an bürgerlicher Ordnung, Zucht und Sitte. Ernst und Weisheit ist in den Rathsversammlungen; Frohsinn und Redlichkeit im gemeinen Leben. Kein Wirthshaus, wo man nicht aus silbernen Bechern tränke. Die Könige von Schottland wohnen nicht so gut, als ein mittelmäßiger Bürger zu Nürnberg. Wer Teutschlands Zeughäuser gesehen hat, die Menge und Größe des Geschützes aller Art, und die Geschicklichkeit der Leute, die es bedienen, der muß die Kriegsrüstung der andern Völker dürftig finden. Treffliche Waffen hat nicht nur der Adel, sondern auch der Bürgerstand. Der Teutsche trägt die Waffen so leicht als die Glieder, unerschütterlich sitzt er zu Pferd, die Jungen lernen fast so frühe reiten als reden. Lübeck gebietet über Dänemark und Schweden. Der Bischof von Würzburg vermag 20,000 Mann ins Feld zu stellen; Lüttich eben so viel. Groß ist die Zahl der fürstlichen Geschlechter, und Helden sind daraus zu allen Zeiten hervorgegangen. Eines mindert und hemmt der Teutschen Macht nach Außen: sie sind nicht einig. (De mor. Germ.)

(Aeneas Sylvius (nachher. Papst Pius II., gest. 1464.)

Auszug aus der Chronik der Stadt Lindau.



593 war ein fast heisser somer und haben die Haischröken also alles auf den Feldern aufgefrezt und verderbt, daß nachgehnds ein erschröklicher hunger g'seyn.

604 auch händ sie in folgender Zyt in der alten römischen Burgk ein Kirchle erbaut unt selbiges St. Aureline genannt. Heind zu tag hat sie den Namen St. Jakobs Capell (steht nicht mehr).

905 kamen die Ungarn biß an den Bodensee und verwüesteten das land sehr, deßgleichen auch im jahr 925.

938 händ die Unger an beyden Seiten des Bodensees wider alles verheert, Constanz belagert und Sangallen geplündert.

951 ist ein solcher großer hunger in deutschen landen und auch um allhiesige gegend gewesen, daß die Eltern ihre Aigen Khinder for hunger zu essen, sich kümmerlich enthalten kennen.

1006 haben theurung, hunger und pestilenz regirt und seind auß großer forcht die Menschen halb lebendig mit de todten begrabe worden.

1159 Ist ein Kreuz im mond gesehen worden.

1218 Ist Wasserburg erbaut und ringsum mit starken Mauern gefaßt worden.

1253 wurde der starcke thurm, das burgthor erbaut.

1255 ist ain schuzgatter in das burgthor gemacht worden.

1271 es wurde auch ein Klösterle für Franziskaner-schwestern erbaut, welches zumal von den alten burgern Navicula St. Petri genannt worden, heint zu tag heißt's der Cloßmen.

1279 war allhie ein solch' wohlfle Zyt, daß man 14 Ayer um ein pfäning und a heun um zwo geben hat.

1300 hat der jung König von Böheimb, Wenzeslaus, die statt Lindau sieben monath mit viel Volk belagert, aber nichts ausgricht, als da er die stadt abflötzen wollte, in willens, sie zu wasser zu stürmen, da kam ein sturmwind und ertranken ihm über tausend Mann, darauf machte er friede und ließ es mit denen in Lindau gut seyn.

1301 kamen vermeynend heilige Leut gegen Lindau, die Gaißler genannt, welche sich selbs mit Gaißeln schlugen, und ihnen ainen unehrlichen Orden aus Mannen und Wibern machten, so aber wieder unehrlich zergieng.

1302 ist das schloß Langen-Argen von Grav Wilhelm zu der roten fahnen (Montfort) erbaut worde.[1])

1358 in diesem jahr hat die adelich Gesellschaft der Junckher ihr trinkstuben am Markt im Süßen genannt, erbauet.

1370 Wölflin von Wolffurth hatte hansen und hermann Schnell, zu Lindau burger, ohnverschuldtermaßen, gefangen. Alß nun solches die von Lindau erfahren, seynd sie mit einer anzahl Volcks auszogen und haben ihme dem Wölfle sein Vestung Wolffurth eingenohmen,

[1]) Ein Gerald soll der erste Graf vom Fahnen (Montfort) gewesen seyn, derselbe, der den Schwaben das ehrenvolle Recht des Vorstreites in der Schlacht erwarb. Das Stammwappen dieses ursprünglich rätischen Geschlechts war eine rothe Fahne im silbernen Feld; Nebenlinien führten dann noch eine weiße Fahne im rothen, dann eine schwarze im silbernen und wieder eine andere ein silbernes Banner im schwarzen Feld. Die Grafschaften Feldkirch und Werdenberg im Rheinthale, dann Hohenems, Bregenz, Wasserburg, Langenargen, Buchhorn (jetzt Friedrichshafen) und Tettnang gehörten dieser Familie. Der letzte kinderlose Sprößling dieses uralten Geschlechts, das einst Jahrhunderte lang, nicht nur die Geschicke der ganzen Seegegend gelenkt, sondern in die Wagschale der größten Weltbegebenheiten kein unbedeutendes Gewicht zu legen gewohnt war, starb krank und verlassen im Jahre 1787 als Bettler in Mariabronn (bei Langenargen), wo er ein Kämmerlein mit der Aussicht auf den Gottesacker bewohnt hat.

iber welche that sich Wölflin im folgenden jahr verglichen.

1370 In disem jahr kam die burg und veste Senfftnau an die familie Payger.

1370 machte Hug von Montfort zu Wasserburg ain jahrtag: der Schloßherr soll am tag Sancti Magni die zwey eingeladenen priester ob tisch ehrlich und wohl hau, soll ihnen tüchtig zu saufen geben, zur heimkehr noch jedem ain pfänig.

1359 Alß die pfarr zu Weissendperg nit provision gnug hatte, einen priester zu unterhalten, da ließe Bischoff Nicolaus zue Constanz zu, daß der spithal zu Lindau mit seinem kaplan oder früehmesser verseh'n möcht. Zu eben dieser Zeyt war Schuelmeister allhier Jakob Rühler, der gar ain beriemter und Weiser Mann soll gsevn seyn.

1396 Großer Auflauf in der statt: wurden die vierzen, dieweil sie sich gegen Obrigkeit und weisen Magistrat auffgelent, geköpft und ihre leiber in den Gallenbrunnen am baumgarten geschmissen.

1401 ist Grav Rudolph von Werdenberg für sich selbs, sodann mit denen Hofleuten zu Wyler und Schaidegg und deroselben Leuthen die nächsten fünf jahr lang der statt burger worden.

1405 am freytag vor Ulrich kauften des spithals pfleger von den herren Ulrich und Wolf vom Wolffurth, Ritersleut', die Veste und Burg zum Giessen samt der Mühle, Korn- und Wein-zehenten und aller zubehör, darzu über vierzig bauren mit ihren Wibern und Khindern, renten und gülden um 3000 rheinische Gulden.

1405 Alß etliche Kaufleute und burger von Basel ihre waaren und güeter von Lindau aus den Rhyn hinab führen lassen wollten, hat Herr Märken (Marquard) von Embß und seine hälfer auff dem see gefangen und geraubet.

1414 Alß auff dem Concilio zue Konstanz Johannes Huß verbraudt wurde, hatte nebst vilen anderen Schwäbischen Städten die Stadt Lindau ihre Gesantschafft auch darbey.

1415 in dissem jahr wurde Albrecht von Königsegg auff sein vieles betteln hin zu ainem gehorsamen burger aufgenommen.

1420 War der Stadt Seggel so reich, daß all burger ein jahr Steurfrey gelassen worden.

1422 den 2. Juni am tag S. Urbani war das Rathaus anfangen werden zu bauen.

1426 sind alernächst bey den pfälen vor der lucken 52 personen vertrunken.

1429 haben die Juden einen Kristenknaben umbracht, dann in ainem wald an Einer Dannen auff'g'henkt, wo ihn Schuellinder beim Vogelnest ausnehmen funden.

1430 Wurden dafür 15 Juden auff der Aachbruck in einem haus Elend verbrunnen, die übrigen, auch die jungen jüdinnen all ausg'wisen.

1432 haben die lindauer auff ainer Wolfshatz ein reh für einen wolf erschlagen, in Meynung, es sey ein solcher. Das war kain schwabenstreich.

1435 Am St. Thomastag fiel eine solche kälte ein, daß der bodensee überfror und ritte man von Arbon nach Langenargen und von Lindau gen Fußach und auch nach Reschach. Joseph Schneider und Joseph Rinzin mit der Armbrust 21 schuß an die pfehl gethan, hat jeder schuß ohngefähr 410 schritt gemacht: von fußach bis auhero gen Lindau Neunthalb Tausend schritt.

1439 Regierte die pesth am Bodensee und nahm Viel Volk weg.

1442 die erste schlaguhr auff unser Lieben Frauen Kirch-thurn gemacht und die burgerliche hochwacht auff gedachten thurm zu wachen und Alle stund an der großen Glogge mit dem hamer nachzuschlagen von einem wolweisen, edlen und gestrengen Rath verordnet worden.

1445 War ein so großer hagel und wind, dergleichen zuvor weder gesehen noch gehört worden, wodurch Grosser schaden geschehen: es wurden aber etliche Weiber verargwohnt, daß sie dieses Wetter angerichtet, deßwegen griff man nach ihnen und alß sie die that bekant, wurden sie nach Urthel und Recht verbrandt.

1451 hat Abbt Casbar zu Sangallen die burg, das dorff und grafschaft Neu-Ravensburg mit den Leuten und dem Bauhof der statt Lindau um 4500 gulden zu kauffen geben. Zinstag vor S. Galli tag.

1455 Am abend Simon und Judae wollten dreisig burger von Rafensburg und fufzehn von Byberach auff den lindauer jahrmarkt ziehen, wurden aber von hansen von Rechberg auf dem wege angehalten, gefangen und geschäzt.

1455 In diesem jahr hat Hanß von Höchst, burger allhie, daß schlößlein Allwind im Eberhards-Holz auf Degelstainer Vieh-Weid erbauen.

1455 Sonntag vor Martini zogen gemaine Städte vor Ruggburg, welches ein raubschloß war und Hansen von Rechberg gehörte, oben am bregezer berg liegend, davor machte man ein feldlager. Alß ihm nun die schwäbischen Bund-Städte mit schießen stark zusetzten, zunden die von Ruggburg das schloß selbs an, weil sie sich weiter nit kunnten wehren und zogen durch heimliche Wege unter dem boden heraus. Darauf marschirte der Bundt-Städte Volk hinein, fanden aber nichts darinnen als einen prister und eine magd, die liessen sie lauffen und zog ein jeder wider heimb. Also war auch das Schloß Hofen eingenummen und ausbrennt worden.

1456 Weil obiger Hanß Rechberg an die Stadt Lindau eine besondere ansprach hatte wegen seiner gebrochenen veste Ruggburg im vorigen jahr, als haben am Sonntag Lätare der Stadt Constanz drey Abgesandte und Ludwig Biberach, burgermeister von Ueberlingen, beyd theil dahin verglichen, daß die von Lindau dem Hansen von Rechberg für sain ansprach 700 gulden von friedens wegen geben solle und damit soll aller Widerwille und waß sich wärend der belagerung und Verwüestung zugetragen, todt und ab syn.

1456 Samstag vor Ottmari hat Herr Andreas Buninger in sainer predigt in St. Stephedkirche öffentlich von der kantzel gerueffen: „Ihr Räthe und Zunfftmeister, ihr seyd meineidige, diebe und Ehebrecher, ihr henket und richtet immerhin, der frömmer ist alß ihr und seynd etliche im Rath, die mehr gestohlen haben als sie" und so fort. Darauf ist er vor Rath zitirt worden und da er sich verantworten sollte, sagt er: was er geredet habe, sey dem also und er wolle es erweisen.

1460 Alß die Zürcher das Schloß zu Fussach gewonnen und verbrandt hatten, brandschatzten sie Bregentz, darum rüstete auch Lindau starck und war stets in armis. Obgedacht Fussacher Schloß wurde von einem Herrn von Milegg auß dem Allgäu männiglich vertheidiget; da die Schwizer es einnahmen, schlugen sie dem von Milegg trotz seiner mannhaften Wehr und seiner frauen kläglich bitten vor deren Angesicht den kopf ab.[2])

1474 Haben die von Lindau ohnweit der stadt zu Schachen ain Schwefelbad erfunden und daselbst auff Bewilligung des herrn hanß Druchsäß von Walpurg und landtvogt in Schwaben Badhütten erbaut.

1493 Ertrunken in der Kirch Weyh zu Schachen zehn persohnen.

1494 Geriet der Wein zu Lindau gar wohl und war dessen so viel, daß welcher zwey leere faß hatte, dem füllte man eins um ein leeres.

1495 Wurde Ursula Floßweinin, Konrad Müllers zu Arschach Husfrau darumb, daß sie aus dem Christlichen Glauben gefallen, Gott und alle Heiligen verläugnet und sich dem satan, ihrem Buben Barnabas übergeben, auch Leut und Vieh beschädiget, lebendig verbrunnen.

1496 Alß in diesem jahr die von Lindau das Schloß zum Giessen fest bauen wolten, wollte ain solches Grav Ulrich von Montfort nit leiden, deßwegen zogen die von Lindau all' tag mit Zwohundert Gewappneten Männern hinaus, machten es vest und mit gewalt ein Graben umb das Schloß.

1496 hatte Kaiser Maximilian I. zu Lindau ain reichstag gehalten und allhie die Reichs-Kamer-Gerichts-Ordnung zu Faden g'schlagen. Diese Camer-Gerichte sollten dem unwesen des Faustrechts ain End machen, dagegen sträubten sich die Schweyzer und rüsteten sich

1497 zum Widerstand, zum Krieg.

1499 war der Kaiser Maximilian wieder zue Lindau, erhielt allhie die Nachricht von dem unglückseligen Treffen am Bruderholz zunächst dem schloß Donach. 4000 Schwaben waren von den Schweyzern erschlagen worden. Auff diese leidige Bothschafft hin wurden die gemache der kaiserlichen Burg geschlossen. Am abend that sich des Kaisers Pfalz wieder auf, er speiste im Freyen und war nit traurig, kunnt es wol an sich halten!

1499 hat hanß Rißner, burger zu Lindau den Ehrsamen und Wolgelarten Herrn M. Mathias Rötheberg[3]) in einer effentlichen prozesion und Kreutzgang erwarthet, ihn nidergeschlagen und wund gehauen; deßwegen man nach ihm fahndete, nach rechten mit ihm prozediren wollen, er ist aber auff Fürsten, herren und großer stätte vürbitt, nachdem er zuvor ein Urphet (Urfede) von sich geben, wieder loß gelassen worden.[4])

1511 war der See so groß, daß man schiff am Rathaus gegen mittag zue hat anbinden mögen.

1512 Hanß Halder von Mallenberg, Grimm genannt, sagte der statt Lindau ab, wie sein vatter getan, gewann aber nichts damit, alß daß die von Lindau mit ihrem volk auszogen, Mallenberg einnahmen und niederrissen.

1512 Alß zu diser zeit der Schwäbisch Bundt für Hohen Kräen zog, wurde an St. Martinstag, das schloß daselbst von wegen der rauberey, so darauf getriben worden, beschossen, erobert und verbrandt. Kaiser Maximilian schenkte der statt all' Bixen, so da gewonnen worden; daraus ließe hernacher die stadt zwo große stuck, den Leuen und den Draken gießen.[5])

1516 haben die Baarfüeßer Mönchen in der kirch Ihres klosters das jüngste Gericht und under die verdammten den Pabst mahlen lassen.

1523 haben die Reichsstätte des Schwäbischen Bunds, dabey Lindau ihr volk auch hatte, im Frankenland 23 fest und wolgebaut schlösser, so ible Raubnester gewesen, zerstört und ausgebrennt.

1532 seynd ohnweit Lindau 52 personen elendiglich versoffen.

1534 In der pfarrkirch zu Reuti wurden von wegen der Reformation alle katholischen Bilder weggeraumt.

1534 In eben disem jahr hat ein Capitular und Klosterfräulein des Stifts allhier zu Lindau, Nahmens Catharina aus dem uhralten Ramschwagischen Geschlecht in Pünthen dem Kloster-Leben gute Nacht gegeben und sich an den fürnehmbsten prediger allhie, Nahmens Thomas Gaßner von Pludenz, ainen gesetzten, gelahrten und beredten Mann, verheuratet. Es war dis jahr ein so heißer somer, daß etliche Flecken vor Hitze selbs angangen. Im Christmonat fiengen die Vischer an ainem tag auff dem See 46,000 Gangfisch.[6])

---

[2]) Die Herren von Milegg hatten zwey Schlösser im jetzigen Landgericht Immenstadt; auch gehöete die Gundalpe auf dem Grünten dieser Familie.

[3]) Die Herren von Rötheberg waeen zu Hause auf dem Rottachsberge, welchee sich, von Kempten aus gesehen, in einer erstaunlichen Beeite als Voeberg vor den Grünten lagert. Dieses Schloß brannte am 11. September 1562 bei einer Gasterei ab. Unter diesee Ruine liegt dee Ort Großdorf, welchee eines der ältesten Pfarrbücher im ganzen Allgäu besitzt.

[4]) Urfehde war ein feyerliches Gelöbniß, einen anderen nicht mehr befehden, nicht mehr bekriegen zu wollen, mitunter auch eine Gegend eine Zeit lang zu meiden.

[5]) Den Leuen und den Draken haben im Jahe 1799 die Feanzosen mit spazieren lassen, wie sie auch sonst das übeeaus eriche Zeughaus leerten.

[6]) Der Blaufelchen (Salmo Wartmanni) ist ein vortrefflichee Fisch; macht die Hauptfischerey am Bodensee aus. Wird erwachsen den ganzen Sommer über, besonders bey Rumishorn, junger als Gangfisch von Lichtmeß bis April in der Bucht zwischen Lindau und Beegenz in sehe großer Anzahl gefangen.

1536 Es sind auch zu Weißensperg und Sigmarszell die Bilder aus der Kirchen gethun worden.

1541 Alß dises jahr ein starcker Zug in Ungarn wider den Türken war, wurde der statt auferlegt 10 Landsknechte mit 15 Pferdt auff Ihre kosten zu stellen und zu verhalten: Dieweilen sie aber keine Gäule überkommen mögen, hat sie Landsknecht dafür geben in Allem 225 Mann. In diesem zug haben Lindau, Memmingen, Byberach und Isni ein Fähnle gehatt. Memmingen gab den haubtmann, Lindau den Fendrich Laurenz Schludin, Byberach den Leutenambd und Isni den Feldt-Waibel.

1543 hat ein Vischer nahmens Eustach Mellin aus der Insul, in einem Erachen auf einmal 1500 stuk karpffen fangen. [7])

1546 Ist die heilige Meß zu Hergeschwüler, Ober- und Unter-Raitnau nimmer gelitten, abgeschafft worden.

1547 Im sommer am St. Johannistag ist Einer auß der stadt Nahmens Caspar Mandelöl ab unserem Land biß gen Fußach an das ufer geschwummen und da er hinkommen, hat er eine Sau auf seinen Buckel genommen und in das Dorf getragen, zum Zeugniß, daß er noch bey kräften wäre.

1547 den 1. Juli ist ain anderer Nahmens Caspar Vögelin ab der Burg gen Fußach geschwummen und ohngefähr an die fünf stund im wasser ohn' alle menschliche hülff gewesen und den anderen tag gesund in einem schiff hierher kummen.

1569 Umb St. Johannitag ist Michael Gellwer, burger allhier von der bruck an gegen Bregenz geschwommen, dieser alß er sich auf das schwimmen verließ, ist hernach anno 1572 bei Chur in dem Rhin elendiglich verkommen. [8])

1572 den 17. Januarius Nachts um 9 Uhr ist ein rägenbogen mit ungewenlichem Glast und glanz, so nicht vom Mond herkommen, am Himmel gesehen worden. Ist auch disser Zyt ain Jud an den Füessen zwischen zwo hund auffgehenckt worden.

1579 hat die neu erwelte Abbtissin des stifts, Frau Barbara von Breiten-Landenberg einen Ibelthäter, Namens Kudermann durch abschneidung des strickes, als man Ihn zur Richtstätte führen wollte, erlöst, ihm im Kloster wohl zu essen und zu trinken geben lan. Dieser ist aber hernach um Dibstals Willen anderswo im Hanf erstickt. [9])

1590 das neue Gerichtshaus wurde dises jahr glicklich unter tach gebracht und steht auff der eingemauert stainin dafel dran:

In Gottes Namen ein Haus gebaut
Verordneten Baumeistern anvertraut
Hans Caspar von Röthenberg und Hanß Furtenbach
Die es im Monat Juni bracht' unter Dach.
1590.

Dieser Hanß Furtenbach hat sich im jahr 1595 in sainem aigen Haus zum Storken genannt, über die stiege abe den Hals brochen.

1609 wurden zu Bregentz zu dreyen malen 15 Manns- und Wibs-Bilder um der hexerei willen geköpft und verbrennt.

1612 Im Monat August ist der Ganzen stadt burgerschaft in Ihrer Rüstung, 750 Mann, am baumgarten gemustert worden; es wurden ainem Jeden kopf zehn kreuzer zum vertrinken geben.

1615 Daniel Streng, ein Seckel-abschneider ward allhie zum Schwerdt verurtheilt, da erleste ihn die neie Abbtissin des stifts, Frau Susanna von Buebenhofen, nahm ihn mit ins Kloster, gab ihm zu essen und zu trinken. Gleich hernach schickte man diesen strolchen aus dem kloster gen Einsidlen mit dem strick um den hals.

1619 Da die Lindauer dem landfriden nit mehr länger traueten, so fiengen sie an die stadt recht vest zu machen nach den angaben des Wohledlen und Gestrengen herren Grafen von Solms, einem lutheraner; der ordnete auch in Bregenz, in der Kluse und auff dem pfannenberg [10]) viel an.

1624 Umb diese zeyt ließ der Kaiser für Mayland 3000 Fußknechte und 500 Reuter in Oberschwaben anwerben; an die spitze dieses hauffens setzte er den General Pappenheim.

1625 Gegen Bezalung erhielten diese pappenhaimer freyen paß durch die Montfortische und Fuggerische Besitzungen. Man sah die leut nit ungern, da sie für dem Mansfelder schützen mochten. Aber diese leut kamen nit auff Mayland, das war Mauimacherey, die blieben Jahr und tag in der umbgegend liegen und fraßen die bauren ab.

1628 War ain groß Sterbet allhie durch die vilen und auch krancken Kriegsvölker; es sturben in Lindau und nägster Umbgegend an die Zwotausend menschen, kunnt Niemand helfen.

---

7) Errachen sind nicht gar zu seichte Plätze in der Nähe des Landes, wo viele Pfähle eingeschlagen und dann durch Reisig ꝛc. mit einander verbunden sind, um den Fischen ruhige Plätze zum Laichen ihrer Brut zu verschaffen.

8) Im Sommer des Jahres 1835 versuchten es auch mehrere österreichische Militär-Personen von Bregenz nach Lindau zu schwimmen; um 10 Uhr verließen sie ersteren Ort, aber nur zwey, nämlich der damalige Oberlieutenant Cesarowitsch von Großherzog von Toskana Dragonern und der Korporal Tutoja von dem ungarischen Regiment Gollner hielten es aus und kamen troz des leichten Gegenwindes und dadurch erzeugten Gewelles Nachmittags 2 Uhr zunächst des Stoffelschen Landhauses an; die übrigen hatten während der Fahrt in das sie begleitende Beyschiff aufgenommen werden müssen. Der See soll hier breiter als der Hellespont seyn.

9) Die Aebtissin des reichsfreyen und unter Kaiser Friederich III gefürsteten Stiftes hatte das eigenthümliche Recht, einen Missethäter durch eigenhändige Abschneidung des Strickes von der Hand des Scharfrichters zu erlösen. Der Akt geschah an der Ecke des sogenannten Kabatzen, zunächst der jetzigen Hauptwache; das Messer war der Aebtissin auf einer silbernen Schüssel nachgetragen worden. Jede Aebtissin übte dieß Recht nur Einmal.

10) Wo ehedem vor der Zerstörung durch die Schweden das Schloß Hohen-Bregenz oder Pfannenberg stund, steht nunmehr das Wallfahrtskirchlein zu St. Gebhard auf dem Berge gleichen Namens mit einer entzückenden Aussicht über den See und das Rheinthal.

1629 Ist Lindau von den Kaiserlichen besetzt worden. Es lag allda ain thail des Regiments Tiefenbach gegen 700 Mann. Da der kayserlich haubtmann verargwohnte, die Stadt möcht sich hälinge (heimlich) mit den Ulmern einlassen, von denen bekannt worden, als daß sie den Kayserlichen die Thonau sperren möchten, bat er umb unterstitzung.

1631 den 5 Mayen kam der verlangte Suffurs, mit disem auch Garlesons-Kapellone, das waren Lauter Jesuiten, sah man nit gerne.

1633 den 8. Septembris fiengen die Schweden an Constanz zu belagern, zu beschießen, nachdem sie zuvor den Bischoff von Constanz ein schiff mit seinen allerbeßten sachen, vielen Kostlichkeiten weggenommen und er sich kümmerlich nach Lindau retten kunnte. Der schwer beladen segner mit dem Kirchenschatz, dem Ornat von Reichenau, einen herrlichen smaragt und dem bildnuß des Heiligen Markus (so einen werth von 35,000 Thaler soll gehabt haben) wurde säuberlich geleert. Endlich kam nach wochenlanger erschrödlich peinlicher Belägerung die freudig Nachricht, daß die Kaiserlich-Bayrische Armada unter dem Feldmarschalk Altringer durch Oberschwaben heranziehe; mit diesem alliirte sich das Spanisch-Italiänisch-Deutsche heer des Herzogs von Feria, so aus dem Tyrol über den Arlberg kommen. Da ließen die Schweden es gut seyn, packten ihr sach, und giengen nach Stain am Rhein, das sie auch wider am 2. November mit fried ließen.

In Lindau zogen die Kayserlichen widerholt verstärkung an sich und der Obrist König wurde, sintemalen man ihme von oben herab nit recht trauen mocht, durch den Obrist Vitzthumb von Eckstadt ersetzet.

1646 Kamen die Schweden unter dem General Wrangel zum Zwoten Mal wieder an den See und es gelüstete sie vor allem auff Bregenz. Am Christtag stürmten dieselbigen die Klause, die Verschanzungen am Hacken ober Lechau und das Felsenhäusle, hieben etliche Tausend Bauren der Umbgegend nieder und nahmen Bregenz ein, wobey viel bauren und Kayserliche im See vertrunken. Die Schweden machten guet Beute. Ueber 500 Wägen, auff denen sich insonderheit das Mobiliare der drey Graven von Hohen-Embs, von den Zeil und Königsegg befanden, wurden genommen und schwer beladen über die Thonau in sicheren gewarsam gepracht.

1647 Wrangel gieng aber nicht, wie man vermuthen wollte, ins Rheinthal hinauf, sondern umb den See herum und lagerte sich vor Lindau. Man vermaß sich nichts Guets, da man über der Stadt schon lange ein fuiriges schwerdt wie ein Ruethen gesehen — man salvirte möglicherweise Weiber und Khinder in die Schwenz. Commandant war der Oberst Grav Max Willibald von Wolfegg-Waldsee, ein hertzhaffter und kluger Mann, der liß in eyl am 4. Januarii die Schiff von Fussach holen, vermahnte die stadt zu Männlicher wehr und that sein beßtes. Am 8. Jan. erschien Wrangel selbsten an der Aach-Brucken, die gegend abzukundschaften, ließ hier, in der Todtengaß und iber dem Reh-berg ein brustwehr machen für kanonen und Feuermörsel, Bommenkübel; und befal, daß man sollt frischweg anfangen zu kanoniren und bommen werfen. Die Besatzung war schwach, zählete mit Einschluß der passarolanten (Offiziersdiener) Marketender und sonstigem Anhänkfel, armselig 2000 Mann. Der von Wolfegg hatte auf eine kräftige unterstitzung gehofft, bekam statt selbem nur den Obersten Baron Crivelli vom bauwesen, einen Italiäner, der verstund aber sein Sach gut, besichtigt gleich all bosten und hofft das Beßt, obgleich der See umb die Stadt herum fast seicht und gefroren war. Der General Wrangel ließ zu Bregenz Kriegs-Schiff ausrüsten und zeigte sich vor der statt. Die Lindauer aber nit faul, giengen ihnen auch zu wasser entgegen und wurden den Schweden herr; der unterluft machte, daß die Schweden noch fortkommen kunnten, sonst wär es ihnen schlecht gangen; den nägsten tag kamen sie wider, waren aber etwas fürsichtiger und geschahen nur ein paar eiende Schutz. Von der steinin bruck mit ihrem thurmb, stund numme vil, maistens nur mehr die joch. Am brückenkopf war ein Reduit gemacht worde, das macht den Schweden vil kopf-Arbeit, sintenmalen es den Ein- und Ausgang der Soldaten wohl schützte und trutz des nidern wasserstandes den Feind hinderte den Pasteyen der stadt näher zu kommen. Die Schweden und Lindauer machten sich allhier zum Trutz Minen und Gegen-Minen ohn groß Vorthel.

Am 5. Februari geschah ain glicklicher ausfall, wo dem Feind Viel Verderbet, auch Viel leut nidergestosse wurden.

Am 9. wurden die Schwedische bey einem versuch, sich dieses Reduits zu bemächtigen, mit bluetigen köpfen heim geschikt, liessens für den tag guet seyn. Am 11. verriß ein Minen von dem Reduit ein drittel; aus dem rest giengen die übrigen aber doch nit, waren recht bastand. Indessen wurde die statt selbsten seit vielen wochen mit Grenaden, steinin und eißern kugeln in continuo arg beschossen, insonderheit am 14. Januari, wo innerhalb Dreyer stunden 350 glühige Kugeln in selbe fielen; wie durch ein großes Wunder entstund keine brunst; viele viele Häuser waren von den kugein arg mitgenommen worden, aber Gott wachte über der Stadt augenscheinlich, nur ein altes frembdes Mensch wurde von einer bommen erschlagen. Am 1. Februari war Herr General Wrangel mit 11 Schiffen, 1000 Musketen und vier stucken von Bregez den See hinab und recta gen die Insul Meinau gefahren: Selbigen Tages gleich des landts und folgenden Tags des schlosses sich bemächtiget. Darinne ist eine Große Quantität Vivres, Munition und eingeflehntem silber Geschirr gefunden, auch dardurch Constanz und Iberlingen sehr erschrökt worden. Die in der Insul gelegene Völcker wurden untergestoffen.

In der stadt machten indessen die Kayserlichen allerhand Ausfälle so am 14. Februari, wo sie in Haard bey Fussach einen Haubtmann aufhoben — am 19. deß gleichen monats bey frisch gefallenem schnee in wissen hembden, so es ihnen gelang die batterie an der aachbrucken zu vernageln. Am 15. Februari ging durch ein Minen der rest des Reduits fliegen. Da endlich die Schweden der Einsicht wurden, daß sich mit der statt keine geschäfte machen ließen, so führeten sie am 6. Martii ihre stuck und Mörsel fort, sprengten das Schloß Pfannenberg und die Klausen, verbrannten im Unmuth auch zwo Schiff zue Bregez und zogen am 8. deßselbigen monates, von der statt aus noch mit Spott-Schüssen verfolgt, gen Detlang und Ravesburg. Dafür mußte das flache land herhalten, die Schweden brandschatzten die Gegend unbarmherzig und im Vorbeyziehen steckte Weangel noch eine kleine besatzung ins schlößlein zum Giessen. Durch Schwedenhand waren nit viel leut umbkommen, wohl aber an 700 Einwohner durch eine ansteckhende krankheit.

Am 10. Martii hielte man ein te Deum laudamus und läutet man mit all Gloggen.

Im May ließ sich wieder kaiserliches Volck unter dem General Enkenfort verspüren, hatten aber nit viel zue thun, deßwegen zunden sie Jßny an, daß es ganz verbrunnen, plünderten das stättlein Wangen, und zogen dann vor das schlößlein zum Giessen, dessen besatzung sich männiglich wehrte, allein viele hunde sind des hasen Todt; sie mußten sich am 17. Augusti ergeben, waren noch starck gewesen 5 Offizirer und 21 Soldaten.

Der Waffenstillstand, so dem Westfählischen Friedens-Schluß voranging, verwandelte die ganze Umbgegend, Offizirer und Kommandanten von freund und feind machten lust-fahrten zu einander, hielten Schmäuse, tänze und große Gelage.

1648 am 30. Septembris bezalte in der Stadt der Graf von Montfort den Soldaten rückständigen sold von drey Monaten aus. Der Schwedische General leutenambt Robert Duglaß kam per Schiff auch in uns're statt. Zwo halbe Kartaunen gaben das Zeichen zum Abzuge, die andern stätt schoßen nach und so zogen zu gleicher zeyt die besatzungen von Lindau, Langenaegen, Iberlingen und Meinau mit klingendem Spicle ab.

1672 War ein so heißer und truckener sommer, daß man sich nit hat denken mögen; am Furloch war ein großer Stein vom wasser frey, in den grub man die jahrszahl ein.

1719 den 3. Juny wae ein schweres Donnerwetter und schlug der fuirige Strahl zu Weißensbeeg in den Kirchthurm, wobey der Meßmer samt vier Personen (welche wegen des Wetters geläutet) übel beschädiget worden, dann der fuirige Strahl dem Meßmer das Haar auf dem Kopfe verbrunnen, die übrigen Personen aber hat der Dunscht also niedergeschlagen, daß sie todt da lagen.

1720 Eine große Feuersbrunst.

1728 den 16. September brach während der Nacht wieder eine scheeckliche Feuersbrunst aus. Als die Kuppel des protestantischen Kirchthurms zu brennen anfing, warf sich der dritte Prediger M. Bonaventurà Riesch auf dem Kirchenplatze vor der zum Löschen versammelten Menge, worunter auch viele schwangere Feauen waren, auf die Knie und rief mit lauter Stimme und hocherhobenen Händen, daß der Allbarmherzige dieses Gotteshauses, seines Tempels, darin ja seine Ehre wohne, schonen und solches aus dem grossen Brande reißen möchte. Ein großer Theil der Kirche wurde in Folge fast übermenschlicher Anstrengung gerettet, aber Lindau selbst glich fast einem Schutthaufen.

1729 den 30. März ist Anna, Catharina Beendlinin, ledigen Standes, weilen sie während der erschrecklichen Feuersbrunst viele Sachen gestohlen, zu ganz wohlverdienter Strafe von dem Scharfrichter eine halbe Stunde auf den Peanger und hernach an einem Strick mit eingesteckter Ruthe zur Stadt hinaus geführt und auf ewig verwiesen woeden.

1731 den 30. März gegen Abend haben Jakob Oberreit und Heinrich J. Calder, Fischer, 3000 Stück Bearmen gefangen. Das Schifflein war also mit Fischen angefüllt, daß man ihnen zu Hülfe hat kommen müssen.

1732 Da aus Salzburg viele tausend Menschen um des Evangelii willen vertrieben worden, so kamen etliche 20 Manns- und Weibs-Personen hierher, welche zu Burgern auf und angenommen wurden.

1733 In der ersten Woche dieses Jahres sind sieben alte Personen allhier gestorben, welche zusammen ein Alter von 593 Jahren gehabt haben.

1733 Weilen von Anfang des Jänners bis in den Monat März niemals geregnet hat, so ist der Bodensee so klein worden, daß man trucknen Fußes um die ganze Stadt bis zu den Errachen hinaus hat gehen können. Die Laden (Lädinen) wurden wegen so niedern Wassers vor der Lucken draußen geladen, welches seit 1672 kein Mensch denken mögen; den großen beym Fuchsloch liegenden Stein konnte man im Wasser mit einem Finger erreichen und die Jahrzahl 1672 darauf sehr deutlich ersehen. [11])

1734 den 26. Aprilis am Ostertag sind abermals 56, mehrentheils ledige Frauenspersonen, welche sich bey Eriskirch auf einem Floß über die Schussen führen lassen wollten, elendiglich ertrunken.

1740 den 24. März hat Adolph Frey, Schiffmann zu Allwind, einen lebendigen wilden Schwanen gefangen, deßgleichen mehrere solcher fremder Gäste sich zu dieser Zeit am See herum getrieben.

---

[11]) Von Schiffen werden die Lädinen jetzt nicht mehr gebaut, da sie meistens nur in Lindau oder Bregenz geladen werden konnten, indem sie 4—5 Schuh im Wasser giengen und außer Rorschach und Meersburg nirgends landen konnten. Ein Lädi war 110 Schuh lang, 14 Schuh breit und hatte einen Segelbaum von 82 Fuß Höhe. Der Bau des ganzen Schiffes ähnelte den noch im Gebrauche gehaltenen Segnern und Halbsegnern.

1749 den 10. Oktober hat man allhier 4 Personen, zwey Männer und zwey Weiber von einer Räuberbande katholischer Religion, mit dem Schwert gerichtet.

1750 den 27. Februar des Nachts zwischen 10 und 11 Uhr ist in dem Schloß zu Wasserburg am Bodensee ein entsetzlicher Brand entstanden, welcher bis Morgens 8 Uhr dauerte. Das Schloß brannte fast ganz aus und giengen dadurch viele Privilegien, Früchte, Wein und Kleider zu Grunde. Wäre nicht Lindau mit Feuerspritzen zu Hülfe gekommen, so wäre die ganze Burg abgebrannt, denn die Unterthanen hatten ein heimliches Wohlgefallen an dem Brande, auch hat man nicht erfahren können, wie das Feuer angegangen ist.

Die Haine der Erinnerung.

In Oberbayern, gegen das Gebirg hin, am häufigsten in der Gegend des Starnberger- und Ammersees, schreitet der weitgereiste Fremdling, wenn er durch die duftigen thauigen Matten dahin wandert, über die zahlreich gezogenen Wassergräben auf Brettern, die zum Theil schon halb erloschene Inschriften, zum Theil ganz neue zeigen, dabei mit einem Kreuze und mit biblischen oder anderen Sprüchen bezeichnet sind. Gewöhnlich ist am Schlusse die Bitte beigefügt: Betet ein Vater unser für den Verstorbenen.

Diese Bretter, einst häufig über große und kleine Gräben gelegt, dienten immer als Stege, werden aber in unseren Tagen immer seltener. Dagegen sind die Bäume der schönen Buchenwälder, die sich auf den Hügeln zwischen und an den Seen dahinlagern, zu beiden Seiten des Weges mit solchen, zuweilen über sechs Fuß hohen Gedenktafeln geziert, oft ganz bunt bemalt; sie gewähren einen eigenen überraschenden Anblick, der das Gemüth zur Schwermuth stimmt, wenn man die verschiedenen Inschriften liest, die dem Andenken eines biederen Landmannes, einer liebenden Mutter oder der einzigen in jungfräulicher Blüte dahingeschiedenen Tochter, dem tüchtigen Sohne, bereits seiner Eltern Stütze, oder einem „tugendhaften Jünglinge" gewidmet sind, der in einem Alter von zwei und siebenzig Jahren starb. Man glaubt in einem Todtenhaine zu wandern, und die Zweige und Blätter rauschen und flüstern Töne aus einer andern Welt; der tiefblaue hie und da durch die schwankenden Gipfel und Gebüsche niederblickende Himmel mit seinen klaren Augen weckt eine hohe Andacht. Ja, hier ist Gottes heiliger Tempel, und jede irdische Begierde erlischt und der Geist schwingt sich auf Seraphs Flügeln empor und betet an. Hier fühlt man, daß der Spruch: Stehe, Wanderer! seine volle schöne Bedeutung habe, wie er sie hatte zu den Zeiten der weltbeherrschenden Römer, die ihre Prachtdenkmale für Einzelne und ganze Geschlechter an den Heerstraßen aufrichteten und den Vorübereilenden einluden, stille zu stehen und das Andenken des gepriesenen Mannes in seine Seele zurückzurufen. Steh und erinnere dich des schönen thätigen Lebens der Dahingeschiedenen, erinnere dich, daß auch dein Leben schnell dahin flieht, und daß vielleicht schon im nächstkommenden Frühlinge Blumen auf deinem Grabe duften.

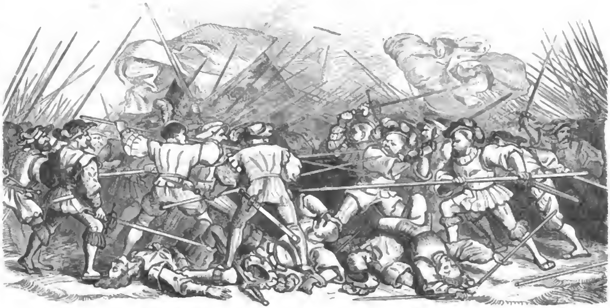
Woher stammt die Sitte, solche Denktafeln aufzustellen, solche Bretter über die Gräben zu legen? Wenige nur kennen jetzt noch die eigentliche Ursache und den wahren Ursprung. Ehemals wurden nämlich die Leichname nicht in Särgen begraben, und Jahrhunderte lang wurden selbst fürstliche Personen unmittelbar, in ihre Kleidung gehüllt und ohne Sarg, der Erde übergeben, wie dieses aus alten Urkunden ganz klar ist. In der Gegend des Starnbergersees dauerte diese Sitte noch fast bis in dieses Jahrhundert herein. Der Leichnam wurde auf ein Brett gelegt, auf welches ein Tischler den Namen des Verstorbenen, Tag und Jahr seines Todes und einige fromme Sprüche mit allerlei Zierraten gemalt hatte, und darauf zu dem Grabe getragen. Das Angesicht des Todten war mit einem Tuche bedeckt. Auf dem Brette wurde er in das Grab hinabgelassen — woher dann der in jener ganzen Umgegend noch übliche Ausdruck Brettlrutschen für Sterben kommt — das Brett aber herausgezogen und über einen Graben als Steg gelegt, oder am Wege an einen Baum befestigt.

Auch in der Gegend des hohen Bussen in Schwaben bediente man sich bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts eines einzigen gemeinsamen Sarges, um die Leichname zu Grabe zu tragen, dann wurden sie ohne Sarg in die Erde gesenkt. So geschah denn die Beerdigung am Starnbergersee, bis um das Jahr 1815 nach Aufkirchen der Pfarrer Falk kam, der aus der oberen Pfalz gebürtig und an eine solche Art des Begrabens nicht gewöhnt, es endlich dahin brachte, daß Särge eingeführt wurden. Doch blieb zugleich die Sitte, bemalte Bretter zur Erinnerung zu legen oder aufzustellen, und gewiß wünschen Viele, daß diese Sitte nicht verschwinde.

Der Streit um Nichts.

Es hat sich folgendes zugetragen zu Padua mit zweien Brüdern aus einem alten Geschlechte, da sie nach dem Abendessen vor der Hausthür standen und von allerlei Sachen mit einander sprachen. Unter Andern fing der eine an, und sagte mit lachendem Munde, weil der Himmel eben schön klar war, und voller Sterne stund: „Ich wollte wünschen, daß ich so viel Rindvieh hätte, als ich Sterne am Himmel sehe." Der andere sprach gleichermaßen im Scherze: „So wollte ich, daß ich eine Wiese hätte, die so groß wäre als der Himmel!" Wo wolltest du denn dein Rindvieh hintreiben auf die Weide? „Ei," sprach der Erste, „ich wollte auf deine Wiese treiben." „Wie aber," sprach der andere, „wann ich's nicht haben wollte?" Darauf erwiederte jener: „So wollte ich's doch thun." Dieser sprach: „Wolltest du es denn wider meinen Willen thun?" „Ja," antwortete der andere, „wann du es mir nicht gutwillig gestatten wolltest, so wollte ich es freilich wider deinen Willen thun." Das trieben sie so lange mit einander, bis endlich der Schimpf in einen Ernst verwandelt ward, und diese Brüder dermaßen ergrimmten, daß beide zur Wehr griffen, und sich elendiglich ermordeten.

Frommer Soldaten seligster Tod.



Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid im freien Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.

Im engen Bett sonst einer allein
Muß an den Todesreihen,
Hier aber find't er Gesellschaft fein,
Fall'n mit wie Kräuter im Maien.

Altes Volkslied.



Der Karfunkel.

Nach einer Volkssage aus dem Zillerthale.

„Wenn zwa Herzen anander finden
Haben d'Engel droben ihre Freud,
Auf der Welt aber geht's grad umgekehrt,
Hast kan Fried vor die üblen Leut!"

So frei und fröhlich der Bergler zur Sommerszeit auf der Höhe seiner grünen, sonnigen Matten lebt und mit keinem Könige tauschen würde mit seinem luftigen Wohnsitze, so trüb und einförmig schleichen ihm die Stunden hin, wenn einmal der Winter seine tiefe Schneedecke über Thal und Berge gebreitet hat, und der frostige Wind von den beschneiten Firnen über seine Hütte weht. — Was Wunder, wenn Alt und Jung sich dann zusammenkauert in der warmen, wohnlichen Stube, und man sich mit allerlei Geplauder die Zeit zu kürzen sucht. — Und wenn dann gar der alte Aehnl mit einer Geschichte herausrückt, dann drängt sich Alles um ihn, und es wird dann so stille und heimlich in der Stube, daß man nichts weiter hört als den leisen zitternden Vortrag des Alten, und das Stöhnen des Nordwindes, der an Thür und Fensterstöcken rüttelt.

So einer Winterstuben-Poesie entlehnten wir den Stoff zu nachstehender Novelle.

Weit hinten in den luftigen Regionen der wilden Gerlos zwischen hoch emporstrebenden Felskolossen, wo sich die rasche Ziller ihr jungfräuliches Bette grub unter grünenden Hochmatten und ewigem Gletschereis, liegt tief verborgen ein einsamer Alpengrund. — Eine kleine, roh gezimmerte Sennhütte steht darauf, einschichtig und verlassen hinabblickend in das schweigsame Thal; Balken und Bretter vom Rauch geschwärzt, beginnen da und dort aus den Fugen zu gehen, und durch die weit offen stehende Thüre pfeift der schneidende Pinzgauer-Wind. — Die kleine, öd stehende Alpenwirthschaft bietet in diesem Zustande einen feierlich wehmüthigen Anblick dar — sie gleicht einem blumenbekränzten Todtenhügel, darauf man die Freude in stiller Ruhe begraben, umrauscht von den Trauerhymnen, die die kühlen Gletscherlüfte anstimmen in den dunklen träumerischen Wipfeln des Hochwaldes.

Es gab eine Zeit, wo es hier oben ganz anders aussah; da hatte die Hütte ein gar wohnliches Aeußere; im grünen fetten Alpengrunde weidete ein halbes Dutzend wohl gemästeter Kühe, und ein bildhübsches blondhaariges Dienl guckte durch die blanken Scheiben des kleinen Fensterchens hinauf nach den sonnigen Firnen, oder sang von der Schwelle ein munteres Lied hinaus in das dämmernde Thal.

Jedes Jahr, wenn diese stille Alpenwildniß mit dem Donner der Lawinen ihre Lenzesauferstehung feierte, und auf den vom Winterschnee befreiten Hochwiesen die Genziana ihre tiefblaue Glocke entfaltete in den ersten milderen Frühlingslüften, zog ein Höfler vom Brandberg mit seinen fetten Rindern herein auf die einsame Alm, um die schöne Sommerszeit allda zuzubringen, und Sannal, sein einzig Kind begleitete ihn und besorgte Kühe und Stall, wenn der Vater mit seinem Bürschstutzen den Gemsen nachstrich auf der wilden Gerlos.

Sannal wuchs in der freien Luft dieser Berge gar frisch und üppig empor, und entfaltete sich zu einer herrlichen Jungfrau; fein und ausdrucksvoll waren die Züge ihres regelmäßigen Gesichtchens, voll Glut und Leben das große tief blaue Augenpaar; ihre Gestalt war schlank und voll zugleich, und zierlich vom Wirbel bis zur Sohle.

Was aber Sannal noch schöner und begehrenswerther machte, als all' die äußeren Vorzüge, das war ihr reines unschuldvolles Gemüth, das sie sich fleckenlos bewahrt hatte in der Einsamkeit dieser Berge.

Damit ist aber nicht gesagt, daß sie ein klösterliches Leben führte auf der wenig besuchten Höhe ihrer Alpe, denn sie wurde gar oft heimgesucht von einem rüstigen Bergler aus der Nachbarschaft, einem flinken lustigen Burschen, dem sie im vergangenen Sommer schon ihr Herz geschenkt hatte ohne allen Rückhalt, und so hatte der warme Hauch der Liebe auf dieser einsamen Höhe die zwei lieblichsten Menschenblüthen zusammengeweht, die man nur finden konnte in weiter Runde.

Es war zu Ausgang Mai, und die ersten milderen Lenzlüfte begannen vom Thorhelm herein über's Thal zu wehen, den letzten Winterschnee schmelzend, der da und dort noch die grünenden Halden bedeckte, woraus einzelne Schneeglöckchen neugierig hervorguckten, gleichsam die Vorhut bildend für das nachfolgende Heer bunter Frühlingsgäste.

Ein unendlich lieblicher Abend breitete sich mit stiller Feier über Thal und Gebirg, und die mächtigen Zinnen der Gletscher glühten wie purlauteres Gold in den Strahlen der scheidenden Sonne. — Nur das friedliche Geklingel der weidenden Heerde unterbrach die tiefe Ruhe, die ausgegossen lag über der heiteren Alpenlandschaft.

Vor der Thüre der Sennhütte saßen Sannal und Leo in traulichem Geplauder befangen; der Bursche hatte der Dirne einen Strauß duftiger Aurikeln gebracht, die diese mit sichtlichem Wohlgefallen an's Mieder steckte, darauf blickten Beide mit Rührung auf das herrliche Naturschauspiel, welches sich rings vor ihren Augen entfaltete.

„Sannal!" sagte Leo, indem er seinen Arm traulich um der Dirne Nacken schlang, „schau hinauf, wie der Thorhelm glänzt im Abendlicht, hast du dein Lebtag was Schöneres g'sehen! Mir kommt der Berg g'rad vor, wie ein goldenes Zauberschloß, und die Gerlos hinten schaut aus, als wenn sie mit lauter feurigen Rosen bekränzt wär — sieh doch, was das für Farben sind!"

„Was Rosen!" warf Sannal eifrig dazwischen, „das ist ja der Pallast der Granatenkönigin, die da droben haust seit undenkbaren Zeiten. Weißt Leo! die alten Leut erzählen, daß sie alle hundert Jahre einmal einen Karfunkelstein in's Thal herunter wirft, und wer den findet, hat sein ganzes Leben lang, was sein Herz begehrt. — Vielleicht ist heute so ein Tag, weil der Berg gar so schön glänzt, als wenn er aus lauter funkelnden Edelsteinen zusammengesetzt wär!"

Tiefsinnig schaute der Bursch hinauf in die sonnige Höhe, wo lichte Abendwolken einen rosigen Schleier woben über das ewige Eis der Gletscher; ihm däuchte, er sehe das Schloß, von dem Sannal gesprochen, und die riesige Gestalt

der Bergeskönigin, weit über das Gewölk emporragend; ein Nebelstreif gestaltete sich in seiner Phantasie zur ausgestreckten Hand, und der Abendstern zum köstlichen Kleinod, das sie hinunter schleudern sollte nach der Tiefe, um ein armes Menschenkind damit zu beglücken. — Lang starrte er hinauf, in Gedanken versunken, bis allmälig das glänzende Phantom sich auflöste und in grauer Dämmerung entschwand, dann wie aus einem Traume erwachend, ergriff er beide Hände der Dirne, und sie heftig pressend, betheuerte er: „Sannal! wenn ich auch den wunderthätigen Stein fände, mein Herz thät doch nichts begehren in der Welt, als nur dich!" —

„Ich weiß nicht!" sagte das liebliche Berglerkind mit gesenktem Köpfchen, „ich glaub alleweil, daß wir nicht zusammenkommen; schon die Ahnl hat mir immer vorg'sagt, daß ich in der Welt kein Glück haben werd', weil ich an einem Schaittag geboren bin, denn solche Kinder, meinte sie:

Tragen die Geister auf d'Händ,
Und nehmen a früh's End!

Auch hat sie mir oft ein Lied vorg'sungen, was mich immer recht traurig g'stimmt hat, so oft ich's hab hören müssen, paß nur auf, Leo! ich sing dir a G'satzel vor!

„Da oben auf'n Berg
Sitzt die Frau und da Zwerg,
Die Frau, die thut spinna,
Da Zwerg thut still sinna,
Sie spinnt a schön's Kleid
Für zwa lustige Bräut,
Da Zwerg aber, schau,
Was sie spinnt — trennt er au!"

Mit weicher, ergreifender Stimme hatte Sannal das einfache, schmucklose Lied vorgetragen, und Leo, der sonst so frische und fröhliche Bursche, fühlte sich von einer seltsamen Bangigkeit ergriffen, als die sanften Töne klagend in der lauen Nachtluft verhallten; mit Mühe riß er sich los von den schwermüthigen Gefühlen, die ihn zu übermannen drohten, und mit den Fingern ein Schnippchen schlagend, sang er in verzweifelter Lustigkeit:

„Mi g'freut grad a G'sangal
Recht frisch und verdrahnt,
Und a Tanzal, daß'n Stab
In da Stub'n auwahnt,
Und a Weinal im Glasel,
Und a Federl am Hut,
Und a Dianal am Herzen,
Das macht a frisch Blut:
Und gibst ma dei Handal
So lieb und so fein,
So will i mei Lebtag
Dei Tanzmasta seyn!"

In diesem Augenblicke fühlte Leo seinen Arm heftig von der Hand der Dirne gepreßt, welche ihr Gesicht mit einem plötzlichen Anflug von Schrecken nach der Seite kehrend, ausrief: „Schau, wer kommt dort in der Dunkelheit den Steig herab, das ist eine Gestalt, vor der ich mich fast fürchten möcht!"

Der Bursche kehrte sich rasch um, und im falben Schein des Mondes, der eben über der Gerlos heraufstieg, erblickte er einen finsteren riesenhaften Schatten, der langsam den Gebirgspfad herunter schritt, und in geringer Entfernung vor den Beiden still stand. — Die Erscheinung hatte in der Dunkelheit der Nacht so etwas grauenhaftes Dämonisches, daß selbst den beherzten Bergler ein leiser Schauer überlief bei deren Anblick.

Es war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Höhe und herkulischem Körperbau; so viel sich im Halbdunkel der Mondbeleuchtung erkennen ließ, trug er eine grobe Lodenjoppe und einen Spitzhut mit allerlei Federn, abenteuerlich aufgeputzt; über die Schulter hing eine kleine Kraxe, und in der Faust hielt er einen langen, schwer beschlagenen Gebirgsstock. — Sein Kopf, halb dem Monde zugekehrt, zeigte ein wildes, scharf geschnittenes Gesicht mit gebogener Habichtsnase, und ein Paar Augen, die unheimlich glühten unter den dichten Braunen; Mund und Kinn waren von einem wirren, struppigen Bart umschattet.

„He da, Kinderlen!" kreischte der Unheimliche mit widriger Stimme, indem er ein heiseres Gelächter aufschlug, „so spät noch beinander im Heimgart! gebt's acht, daß euch kei Her anblast, derweil ihr gar so zutraulich verkehrt's da herrausen!" „Und geht's dich was an, was wir thun?" grollte Leo, dem bei den Worten des Unbekannten eine dunkle Zornesglut in's Gesicht stieg, „scheer du dich deine Wege, und kümmer' dich nicht um Andere, wenn ich dir gut zum Rathe bin!" „Ho! ho! höhnte der Unhold, sich nicht von der Stelle rührend, „hast schon Feuer g'fangen und willst mir gar drohen, aber weißt:

Alle Stund a Maß Schnaps,
Das scheuchet i nit —
Und a Duzzet tölli Bürschlen
Sauf i a no darmit!"

Bei dem wohl bekannten Trutzliedel, das der Fremde mit herausforderndem Hohn abgesungen hatte, blitzten Leo's Augen wie Karfunkel, und er wäre mit Einem Satze dem Spötter an den Leib gesprungen, hätte ihn Sannal nicht mit aller Macht gehalten und gebeten: „Bei allen Heiligen! Laß ihn gehen den Menschen! mir g'friert fast das Herz im Leib, wenn ich ihn anschau!" „Wart nur," drohte er indeß, ihm seine kräftige Faust entgegenballend, „ich will dich schon ein ander Mal finden und auszahlen, wie's der Brauch ist bei uns Berglern!" „Das kannst machen, wie d'willst, und z'treffen bin ich überall, g'rad nicht in der Kirchen; und willst mich a Mal aufsuchen, so komm Nachts auf die wilde Gerlos zum Hahnenstein, — dort haus ich — darfst nachher nur dem Waldseppel rufen, er wird dich nit lang warten lassen!"

Mit trotziger Geberde verfolgte nun der Finstere seinen Weg, und verschwand gar bald im Dunkel der Nacht; Sannal athmete aber hoch auf, und beschwor Leo auf ein Neues, sich mit dem unheimlichen Menschen ja nicht einzulassen, der ihr gerade vorkomme, wie der wilde Jörgel, der Nachts zu

Zeiten im Thal umgeht und die Leute erschreckt mit seinem höllischen Wesen.

Leo beruhigte das Dienl, so gut als er's bei seiner aufgeregten Stimmung vermochte, und trat nach kurzem Abschiede seinen Heimweg an über das schroffe Gebirge; Sannal ging aber in die Hütte zurück, wo der Vater mit Ausbessern seines Stutzens beschäftiget war, und setzte sich still sinnend an das flackernde Heerdfeuer.

Nach einer Weile öffnete sich die Thüre, und mit einem freundlichen „Guten Abend, Nachbarsleut!“ trat ein später Gast herein.

„Ja, wie ist mir denn!“ rief der Hößler aufblickend, und ihm herzlich die Hand entgegenstreckend, „das ist ja der Granaten-Josel — grüß dich Gott, hätt' ich mir heut doch eher den Tod eingebildet, als dich!“ „Bin lang ausg'wesen, nicht wahr“ — sagte dieser mit einem vornehmen Lächeln, indem er seinen Hut in eine Ecke stellte und behaglich beide Hände in die Hosentaschen steckte, „nun, wie geht's dir Alter, und was macht das Sannal? Das ist ja ein bildsauberes Dienl g'worden, mein Seel, die Zellerbuben lügen nicht, wenn sie behaupten, daß da heroben 's schönste Rösel blüht im ganzen Thal!“

Sannal wurde bei dieser Schmeichelrede bis unter die Stirne roth, und rührte sich nicht von ihrem Platzl am Feuer, bis der Vater sie aufforderte, dem Gaste Käs und Brod und ein Glasel Schnaps vorzusetzen zum Willkomm.

Josel war ein prächtiger Mann von etlichen zwanzig Jahren; das Ebenmaß seines Gesichtes und seiner Glieder war unvergleichlich, und stach noch mehr hervor durch die sorgfältige feine Bekleidung, mit der er sich angethan hatte. Er war einer von jenen schlauen Industrierittern, wie sie das Zillerthal zu Dutzenden in die Welt hinaussendet, die aber an Charakter und Sitte selten würdige Vertreter ihrer schlichten Heimath sind.

Josel war wie gemacht für seinen Beruf, mit einem höchst vortheilhaften Aeußeren vereinigte er ein offenes einschmeichelndes Benehmen, und nur ein scharfer Beobachter wäre vielleicht im Stande gewesen, in dem fast unmerklichen doch jeden Augenblick sich wiederholenden Zwinkern seines linken Auges und in dem spöttischen Zuge, der zuweilen um seinen Mund spielte, den Schalk zu ahnen, der hinter dieser gleißenden Maske steckte.

„Hast gute Geschäfte gemacht im Böhmerland?“ forschte der Hößler, indem er's seinem Gaste zubrachte, „bist gewiß nicht herein gekommen ohne einen Ranzen voll harter Thaler, oder gar einen Beutel mit blanken Goldfüchsen!“

„Das Handwerk geht gut, ich bin zufrieden,“ schmunzelte der Händler, „ich hab meine Steine tapfer an Mann gebracht, und wenn ich bei der nächsten Loosziehung glücklich durchschlüpf', so kann ich mir ein nettes Gütel kaufen, und brauch mich nicht mehr so herumzuschlagen in der Fremd.“

Darauf erzählte er von seinen Kreuz- und Querzügen durch Böhmen und Preußen und die andern deutschen Länder, die er durchwandert hatte, wobei er fleißig nach dem Sannal schielte, das still horchend am Herde saß und von der flackernden Flamme beschienen in ihrer schmucken malerischen Berglertracht einen gar lieblichen Anblick gewährte.

Erst spät in der Nacht nahm er Abschied, mit dem Versprechen, daß er schon öfter auf Besuch kommen werde.

Etliche Wochen mochten seit diesem Abend verstrichen sein, als ein Zug lärmender Bauernbursche durch das Dorf Zell schritt; sie schlenderten vom Landgerichte her nach dem Wirthshaus zum Welschen, Arm in Arm laut lachend und jauchzend; unter ihnen der rüstige Leo, mit einem tapferen Sechziger auf dem Hut. — Hinten drein, ziemlich entfernt von den Andern, kam der Granaten-Josel die Straße einher, wie es schien, nicht sehr vergnügt und aufgeräumt. — Er drehte unwillig einen Zettel in der Hand herum, worauf ein deutlicher Einser zu sehen war, und steckte ihn endlich zornig zerknitternd in den Sack.

In der darauffolgenden Nacht standen hinten in dem einsamen Zillergrunde an einem Kreuzwege zwei Männer beisammen in heimlichem Gespräche. — „Und ich sag dir's, Josel,“ brummte der Eine, „es ist am besten, du schreibst an die Hofdam' nach Wien, sie möcht dich aus der Patsch reißen, wenn sie dich wieder kriegen will auf'n Herbst.“

„Die hilft mir nicht, Waldseppel!“ entgegnete der Händler mit dumpfer Stimme, „sie hat erfahren, daß ich an Andere auch meine Granaten verkaufe, und will jetzt nichts mehr wissen von mir!“ „Dann nimm reißaus, und ich schick dir die Steine durch einen Schwazer Kaufmann nach.“ Josel rieb sich die Stirne, wie in tiefe Gedanken versunken; endlich äußerte er mit sichtlichem Widerstreben: „Das geht auch nicht, ich mag nicht landflüchtig werden; ich hab was Liebes d'roben auf der Sebay-Alm, und das liegt mir jetzt fast mehr am Herzen, als der Granatenhandel.“ — „Aha! da haben wir's ja!“ rief der Waldseppel hohnlachend, „das schmucke Sannal hat dir's angethan, und du merkst gar nicht, daß lang schon ein Anderer über den Zaun zu ihr steigt. Bist recht zu erbarmen, armer Häuter, daß dir der Leo so mir nichts dir nichts den Gatter versperrt hat, durch den du so gern einmöchtest!“

Ueber Josels bleiches Gesicht flammte eine dunkle Glut, und sein linkes Aege zwinkerte furchtbar, indem er hastig hervor stieß: „Mach mir nur den kalt, Waldseppel! dann will ich mit Seel und Leib dir zu Willen sein, und wie ein Wucherer mit deinen Steinen schachern.“ Der Granatenklauber schaute seinen Gefährten mit einem mitleidig verächtlichen Blick an, und meinte lachend: „Kalt machen! ei — das ist ja nicht nothwendig; ich weiß ein Mittel, ihn statt deiner unter's Militär zu bringen, dann ist dir und mir geholfen.“ „Wenn du das kannst!“ betheuerte der Händler, „dann will ich gern wieder für dich hausiren gehn, aber das Sannal ist jetzt einmal meine Passion.“

„Wirst sie bald satt haben, wenn sie dereinst dein Weib ist!“ murrte der wüste Geselle in den Bart, dann langte er aus seinem Schnappsack einen silbernen Ring hervor, in dem ein großer, prächtig geschliffener Granat funkelte, und steckte ihn dem Händler an den Finger, mit dem Bedeuten, daß er mit dem Stein da den Leo ködern wolle, — er werde schon sehen, wie.

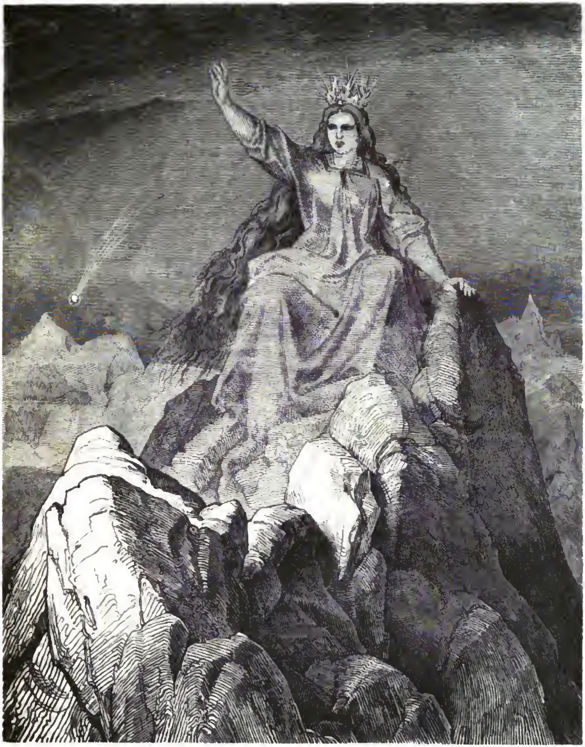
Damit trennten sich die beiden Genossen; Josel schlenderte vergnügt in's Dorf zurück, die finstere Gestalt des Waldseppels verschwand aber auf dem schmalen Gebirgssteig, der der rauschenden Ziller entlang aufwärts nach dem Hahnenstein führt.

„Und ich sag dir's, Sannal! wenn der Josel noch öfter über die Schwelle kommt, so gibt's einmal einen blutigen Handel zwischen uns, entweder er schlagt mich todt, oder ich ihn — ich will den Menschen nimmer tagtäglich ein- und ausgehen sehen bei dir!" Also eiferte der Leo eines Abends, indem er sich anschickte, den Heimweg anzutreten.

„Daß ich den Josel in der Seel nicht aussteh'n kann, das weißt du, Leo," sagte das Dienl, während eine fast unmerkliche Röthe ihr Gesicht überflog, „aber die Thür kann ich ihm nicht versperren, da thät ich schön ankommen beim Vater!" Der Leo schüttelte aber mißmuthig den Kopf, und Sannal verstimmt die Hand gebend, murrte er im Gehen: „O! er wird dich schon auch noch herumkriegen mit seinem glatten Gesicht, und seinen zuckersüßen Reden — mir geht's im Traum vor!"

In trüber Laune schritt er den steilen Pfad hinan nach der wilden Gerlos, denn er wollte einen Rudel Gemsen abpassen hinterm Hahnenstein, die in der kühlen Morgendämmerung zur Atzung dahin zu kommen pflegten. Als er die Wetterscheide erreichte, bemerkte er eine dunkle Gestalt, die im matten Schein des untergehenden Mondes unter einem überhängenden Geschröffe stand. „Aha! schon Einer auf der Paß'," dachte er sich, und die Galle schwoll ihm, als er näher kommend den Waldseppel erkannte, der ihn mit einem boshaft tückischen Gesichte zu erwarten schien. Ohne Zaudern ging er schnurgerade auf ihn los, und Gewehr und Joppe bei Seite legend, sagte er in einem recht feindlichen Ton: „Aufg'schoben ist nicht aufg'hoben — dort ist der Hahnenstein, und da bin ich, und wenn wir's jetzt mit einander ausmachen wollen, so wär Zeit und Gelegenheit da — kein Hahn wird um den krähen, der vom Andern über'n Schrofen hinunter g'schmissen wird in die Schlucht!" Der Waldseppel rührte aber kein Glied, und völlig kalt ließ ihn die auffordernde Rede. — „Wüßtest dir nichts Gescheideres, Leo!" meinte er mit einem gutmüthigen Lachen, „als da zu raufen auf Tod und Leben? — Geh, sei kein Narr und setz dich zu mir her, thu mir B'scheid und laß deine Hitze fahren: ich hab's halt so im Brauch, die verliebten Leut ein Bissel zu foppen, aber übel mein ich's mit Niemanden, und am allerwenigsten mit dir!" Der arglose Bursche war bald besänftiget durch diese freundlichen Worte, und etwas ermüdet nahm er neben dem Granatenklauber Platz auf dem bethauten Moos, und trank es ihm tapfer zu aus der mächtigen Branntweinflasche, die ihm dieser hinreichte. Das Getränk war aber so stark, daß Leo es bald in allen Adern spürte, und seine Zunge begann geschwätzig Alles auszuplaudern, was sein Herz erfüllte. — Der Waldseppel schüttelte ein paar Mal bedenklich den Kopf, und dichte Wolken aus seiner kurzen Pfeife blasend, äußerte er: „Der Josel ist ein gefährlicher Mensch für die Weiber, und ich muß dir's g'rad sagen, es gibt keine, die ihm widersteh'n kann, wenn er sich's in den Kopf setzt, sie z'kriegen!" — Leo ballte, in quälende Gedanken versunken, beide Fäuste vor die Stirne, und seufzte. „O, ich weiß, ich weiß es, daß er sie fangen wird mit seiner Schlangenzunge und seinem schmeichlerischen Wesen!" „Du mußt mich nicht falsch versteh'n," sagte der Granatenklauber mit großem Nachdruck, „was das G'sicht anbelangt und die schönen Redensarten, so wird der Josel bei dem braven Sannal nicht viel damit ausrichten, der Bursch hat einen andern Vortheil, und dagegen hilft weder Tugend, noch guter Wille!" „Also eine Hexerei?" forschte der leichtgläubige Bergler. — Der Waldseppel warf einen verstohlenen, tückischen Blick auf den arglosen Fragsteller, dann behaglich seinen rothen Schnurbart streichend, erwiederte er in zuversichtlichem Tone: „Laß dir rathen, Leo! ich mein's gewiß ehrlich und aufrichtig mit dir, und mich wurmt's, wenn ich denk, daß der landstreicherische Josel, der schlechte Betrüger, das wackere Sannal kriegen soll, und sie am End recht unglücklich macht! — Du hast wohl schon öfter von der Granatenkönigin reden hören, die dort oben auf der wilden Gerlos haust? Glaub mir, es ist keine erdichtete Geschichte das, ich selber hab die Bergfrau mit eigenen Augen g'sehen, wenn ich zuweilen im lichten Mondschein auf'm Chor Granaten gebrochen hab. — Mitten im Ferner steht ein Felsen, rundum so steil und glatt, daß man nirgends hinaufkommen kann, darauf sitzt die Königin in mondhellen Nächten und spinnt. — Sie hat ein schneeweißes Kleid an, und schaut still und traurig in die Tiefe herunter. — Alle hundert Jahr einmal bricht sie einen glänzenden Karfunkelstein vom Felsen, und schleudert ihn weit hinaus in's Thal; man sieht den glühenden Streif, den er durch's Dunkel zieht, und wo er niederfällt, schimmert er eine gute Weile hell wie der Abendstern; gleich fliegen aber ein Paar große Schneekatzen hinten drein, und schleppen ihn wieder fort. — Vor drei Jahren war nun der Josel so glücklich, so einen Stein aufzufangen, und so lang der in seiner Hand ist, muß ein jedes Dienl ihm zu Willen sein, es mag wollen oder nicht!" — Ein kalter Schauer schüttelte den Leo bei dieser Erzählung, und der helle Angstschweiß trat auf seine Stirn. — „Verschaff mir den Stein, Waldseppel!" — preßte er mühsam hervor, und wenn du der Schwarze selber bist, ich will dir Leib und Seel dafür verschreiben!" — Ein Blitz wie fernes Wetterleuchten zuckte über das verwitterte Gesicht des Granatenklaubers, und rasch aufstehend und dem Leo seine rauhe Hand hinreichend, sagte er kurz und kräftig: „Du sollst den Stein haben, weil ich dir wohl will, und den tückischen Josel in die unterste Hölle verwünsch'. — Komm nächsten Sonntag auf d'Nacht zum Welschen nach Zell, hernach wirst du schon weiter sehen, was z'machen ist!"

Mit dieser Versicherung nahm er seine Kraxe über den Rücken und schlenderte in der grauen Morgendämmerung das schroffe Gemsgebirge hinan. — Leo streckte sich aber vollends auf das weiche Moos hin und der Schlummer bewältigte allmälig seine Sinne; da hatte er einen lebhaften Traum: Ihm schien, als wanderte er mit dem Waldseppel



über wild zerklüftetes Gletschereis von Nacht und Nebel umgeben; Eulen und Fledermäuse flatterten hin und wieder, und der Granatenklauber trieb allerlei unheimlichen Verkehr mit ihnen. — Endlich zeigte er ihm eine tiefe Spalte im Ferner, auf deren Grund der verhängnißvolle Karfunkel leuchtete. — „Stürz dich hinunter!“ raunte ihm der Verführer in's Ohr — „befiehl deine Seele der Hölle, und du holst ihn herauf!“ Des Waldseppels Gestalt begann in's Riesige zu wachsen, und er streckte schon seine Satanskrallen aus, um ihn hinunter zu zerren in die Kluft — da wurde es plötzlich helle über ihm, und er gewahrte im vollen Schein des Mondes die lichte Gestalt der Bergesfrau, die ihm von

ihrem funkelnden Granatenfelsen zuwinkte mit ihrer weißen Hand, und es war ihm, als riefe sie laut und warnend: „Bleib, bleib! und laß den Versucher — Sannal selbst ist das Kleinod, dem du hier vergeblich nachjagst, bewahre es dir in Frömmigkeit und treuer Liebe!" Im selben Augenblick erwachte er, und der erste rosige Strahl der Sonne küßte soeben die majestätischen Zinnen der Gletscher, und die Vöglein drunten im Hochwalde sangen ihre jubelnden Morgenlieder.

Zu Zell in der Wirthsstube beim Welschen saßen am folgenden Sonntag noch späte Gäste bei ihrem Weinglase. Es waren meist Bergler aus dem hintern Zillerthale, unter ihnen der Granaten-Josel, Leo und der Waldseppel. — Josel war überlustig und leutselig, wie es sonst nicht sein Brauch war; unaufhörlich trank er es den Andern zu, und dem Leo schmeichelte er in Einem fort, daß er ihm der liebste Kammerad sei, er solle nur tapfer mit ihm anstoßen, denn heute komme Alles auf seine Rechnung. — Nur der Waldseppel saß stumm und finster an Leos Seite, und leerte nach seiner Gewohnheit ein Schnapsglas nach dem andern. — Plötzlich zupfte er aber seinen Nachbar am Aermel, und raunte ihm heimlich zu: „Jetzt faß deinen Vortheil, und schau, wie du den Ring bekommst, du siehst, der Josel ist besoffen, und weiß nicht mehr, was er thut; spiel Ein's mit ihm, du wirst's bald merken, daß du's mit einem Tropfen zu thun hast." — „Willst du eine Halbe auskarten, Josel?" fragte der Leo, mit widerstrebenden Gefühlen, denn er liebte nicht das Spiel, und eine warnende Stimme sprach in ihm: „Laß sein, laß sein — hinter den Karten steckt der Böse!" Der Granatenhändler aber lallte: „warum denn nicht, zu dem bin ich alleweil aufg'legt — also eine Halbe!" Die Karten wurden gemischt — und Leo gewann. „Zwei oder keine," eiferte der Josel. — Leo gewann wieder. — Das Spiel wurde nun immer hitziger, und es ging um baares Geld, der Josel spielte aber so verwirrt und ungeschickt, daß er immer verlor und zuletzt nichts mehr zu setzen hatte. — „Jetzt, jetzt nimm dich zusammen, Leo!" brummte der Waldseppel in den Bart. — „Da setz ich drei Kronenthaler und du setz dein Ringel dazu, was du am Finger hast, — hin oder her!"

„Ho! ho!" lachte der Josel mit blinzelnden Augen, das Ringel da ist mir nicht feil. „Da leg ich noch zwei Thaler dazu!" drängte der Leo. — „Und ich setz es nicht!" sagte beharrlich der Händler, und nahm einen tüchtigen Schluck aus dem Glase. — Leo immer hitziger, eiferte jedoch: „Was verlangst du, daß ich dir entgegensetze?" Der Josel blinzelte noch ärger mit seinem linken Auge, und äußerte gleichgültig: „Wie ich schon g'sagt hab, mir ist das Ringel eigentlich um keinen Preis feil, aber wenn du schon gar so versessen d'rauf bist, so setz' mir deinen Sechziger dagegen!" „Meine Loosnummer?" fragte Leo mit gedehnter Stimme.

„Nun ja, wenn ich verlier, kriegst du das Ringel, wenn aber du verlierst, mußt du statt meiner 's Schmeckscheit nehmen!"

Unentschlossen und sichtlich überrascht über diesen kitzlichen Antrag, wandte sich der Bursche gegen den Waldseppel, dieser flüsterte ihm aber zu: „Erschreckt dich das, Bürschel? siehst du denn nicht, daß der Josel keine Karte mehr kennt — b'sinn dich nicht und schlag ein, bald ist Ringel und Sannal dein!" „Ich nimm dich beim Wort, Josel!" rief der einfältige Bergler in seiner Hitze, „meinen Sechziger gegen dein Ringel!" Mit einem frohlockenden Schmunzeln, das nur dem Waldseppel verständlich war, zog der Josel sein Kleinod vom Finger und legte es auf den Tisch; der Leo langte seinen Sechziger aus der Tasche, und setzte ihn dazu. Erst jetzt begriffen die übrigen Anwesenden, um was es sich eigentlich handle, und neugierig rückten sie näher, um Zeugen dieses unerhörten Spieles zu sein; Einer von ihnen stieß den Leo aber heimlich mit dem Ellenbogen, und flüsterte ihm zu: „Mein! was treibst du denn, daß du deine Freiheit einsetzest gegen das einfältige Ringel da!" Aber er überhörte die wohlgemeinte Warnung — die Karten wurden gemischt und ausgegeben, eine verhängnißvolle Minute — und der Josel strich vergnügt seinen Ring mit dem Sechziger ein, der Leo aber taumelte wie im Rausche zur Stube hinaus in die finstere Nacht. — Des andern Morgens sah man ihn still und in sich gekehrt nach dem Landgerichte gehen, wo er sich als Einstandsmann für den Josel meldete; nach aufgenommenem Protokoll wanderte er aber hinauf nach der Sebay-Alm, um Abschied zu nehmen von seinem Sannal, vielleicht für immer! — Die Dirne wollte kaum ihren Ohren trauen, als er ihr mit zitternder Stimme den Hergang erzählte, stumm und bleich saß sie da mit gefalteten Händen — dann brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus, daß man glauben hätte sollen, es drücke ihr das Herz ab. — „O, der Satan!" rief sie endlich mit gepreßter Stimme, „so uns um unsere Seligkeit zu betrügen — o, er weiß, daß ich in seine Klauen falle, wenn ich dich nicht mehr hab!" „Sannal!" sagte der Leo, während ein Blick aus seinen Augen schoß, so wirr und schrecklich, daß die Dirne in ihrem Innersten davor erbebte, „unglücklicher kann ich schon nicht mehr werden, und wenn du das noch einmal sagst, so muß ich dich umbringen, und den Josel und den Waldseppel auch, und ich häng mich dann am nächsten besten Baume auf, daß meine arme Seel hinunterfahrt in die ewige Verdammniß!" Dann schluchzte er wieder: „Sannal! bleib mir treu; acht Jahrlen sind's ja nur, dann haben wir uns wieder, und hoffentlich für's ganze Leben." — Das Sannal sagte kein Wort, ihr Gesicht war marmorbleich, die Augen verweint, und um ihren Mund zuckte ein tödtlicher Schmerz, — so sank sie an seine Brust.

Der Abschied war ein kurzer, aber herzzerreißender; dann schlich der Bursche hinunter durch den dämmernden Hochwald, seinem einschichtigen Gehöfte zu.

Etwa ein Monat darauf rollte ein Wagen mit jauchzenden Rekruten aus dem Zillerthale durch die freundlichen Gassen Innsbrucks; nur einer war darunter, der hatte sein Gesicht in beide Hände begraben, und weinte — es war der Leo!

Droben auf der Sebay-Alm stand aber einsam und verlassen das Sannal vor der Thür, und schaute trüben Blickes hinaus in die herbstelnde Gegend; kalt strich die Luft

vom Thorhelm herüber, und die verblühten Matten waren mit einem dichten Frost überzogen; traurig sang sie vor sich hin:

„B'hüt di Gott, liebe Alma!
Da Summa is aus,
Vom Thor waht da Schneewind —
I muß jetzt nach Haus.

Muß nunta in's tiefe
In's finstere Thal,
Da Summa is umma
Da is ja koa Wahl. —

Was macht mi so trauri?
Was stimmt mi so trüb?
I woaß wohl, da Summa
Ist g'macht für die Lieb!

Da blüh'n alle Blümla,
Da grünt jede Freud,
Da Summa macht fröhli
Die Berg und die Leut!"

Aber jetzt kommt da Winta,
Da Winta schneeweiß
Und deckt Berg und Alma
Mit Schnee und mit Eis;

Da ist's halt so trauri,
Wenn da Schnee aba fallt,
Da geht ma in d'Stuba —
Für d'Lieb ist's z'kalt!"

Eine eiskalte Dezembernacht lag über dem Thale, und ein dichter Nebel verhüllte Mond und Sterne; da schritt ein Mann in militärischer Kleidung mit einem Päckchen auf dem Rücken über die einsame Sebay-Alm. Als er zur Sennhütte gelangte, die düster und verlassen da stand auf der winterlichen Halde, blieb er eine Weile in Gedanken versunken stehen, und betrachtete mit Wehmuth das öde Gebäude. Der nächtliche Wanderer war der Leo. — Schon in den ersten paar Wochen seiner Abwesenheit von Sannal und der Heimath hatte ihn eine Schwermuth überfallen, die sich mit jedem Tage steigerte, bis er es endlich nicht mehr auszuhalten vermochte. — Mitten im Winter war er desertirt, und hatte über die beschneiten Hochgebirge und die unwegsamsten Alpenregionen seinen Rückweg gesucht in das heimische Thal. Als er nun so an der Stelle stand, welche die liebsten Erinnerungen in ihm erweckte, öffnete sich die Thür und eine finstere Gestalt trat heraus auf den schneebedeckten Plan. — „Du hier, Waldseppel!" rief er und zog drehend seine Braunen zusammen. „Weißt du mir vielleicht wieder einen Schnitt, wie mit Josels Ringel?"

„Hätt nicht geglaubt, dich da heroben z'finden, Leo!" sagte der Granatenklauber mit unerschütterlicher Ruhe, „aber wenn du mit mir kommen willst, will ich dir was zeigen, woran sich dein Herz erfreuen soll." — „Nur vorwärts, Alter! ich folge dir," entgegnete mit dumpfer Stimme der Leo. — Der Waldseppel schlug nun den Steig ein, der über das gefrorne Schneefeld hinunter nach dem hinteren Zillergrunde führt. — Schweigend verfolgten die beiden Männer ihren Weg, endlich gelangten sie an ein einschichtig dastehendes Gehöfte und der Granatenklauber nöthigte seinen Gefährten, durch das matt erleuchtete Fenster hineinzugucken in die Stube. Jetzt erst erkannte dieser, wo er war. Sein Sannal saß da bleich und abgehärmt an einem Tische, daneben stand der Josel in Hut und Mantel, laut fluchend und scheltend.

„Wie g'fallt dir das, armer Mensch?" flüsterte der Unhold mit erheuchelter Theilnahme, und drückte dem fast erstarrt dastehenden Leo sein Messer in die geballte Faust, „mach ihn kalt, und Alles wird wieder recht!" In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und der Josel taumelte berauscht heraus. — „Da nimm den Lohn für deinen höllischen Betrug!" schrie der Leo wüthend, und bohrte ihm tief die Klinge in den Leib. „Recht so!" lachte der Waldseppel, der hat seinen Theil — jetzt zum Sannal!" Mit dem noch rauchenden Messer stürzte der Leo in die Stube, und rief frohlockend: „Sannal, mein Dienl, da bin ich wieder — freu dich mit mir, denn der Josel liegt draußen im Schnee, stumm für ewige Zeiten!" Mit einem gähen Schrei fuhr das Sannal in die Höh, als es den Leo erblickte, dann todtenblaß in den Stuhl zurücksinkend, stöhnte es: „Gott steh mir bei, du hast meinen Mann umgebracht!" „Deinen — Mann, — der Josel dein Mann, Falsche?!" schrie der Bursche zähneklappernd, und ließ das blutige Messer zu Boden fallen, „nun so sei Alles verflucht, du, und er, und ich selber!"

Damit stürzte er wie rasend zur Thüre hinaus, gefolgt von dem Waldseppel, der sich ihm wie sein böses Geschick an die Fersen hängte.

„Halt an, Leo!" rief der Granatenklauber dem Verzweifelten zu, der im tollen Wettlauf das Gebirge hinan rannte, „hier sind wir am Hahnenstein, und jetzt laß ein gescheites Wörtel mit dir reden." Der gequälte Mensch setzte sich verschnaufend auf einen Stein hin, ungestüm arbeitete seine Brust, und seine Augen hatten bereits den starren Ausdruck eines Irrsinnigen. Der Waldseppel stellte sich aber mit verschränkten Armen vor ihm hin, und mit wilder, teuflischer Freude ihn betrachtend, höhnte er: „Da wären wir wieder am alten Platzel, wie heuer im Lenz, dein kecker Muth hat dich aber schmählich verlassen! Schau, Bürschel, mit dir ist's so nichts mehr in der Welt, und der Strick wartet auf dich, wo du dich hinwendest — druck die Augen zu, und spring über'n Schrofen außi, dann bist du versorgt und brauchst dich nicht mehr zu grämen um das treulose Sannal!"

„Hast recht, Höllenmensch!" sagte der Leo dumpf vor sich hin, dann warf er die Jacke weg, und sprang mit einem verzweifelten Satz über den Felsen hinunter in den gähnenden Abgrund.

Ein wüthender Windstoß fuhr jetzt laut heulend über's Gebirge, hinter'm Hahnenstein tauchte aber ein riesiger Schatten empor, und eine wilde schreckliche Stimme rief durch die Nacht:

„Habe Dank, Waldseppel! du hast mir heute ein paar

tüchtige Gesellen geliefert, dafür schenk' ich dir ein weiteres Jährlein — benütze die Frist, wir sehen uns wieder!"

Die Gestalt verschwand, der Granatenklauber wischte sich aber die hellen Schweißperlen von der Stirne, und sagte hochaufathmend: „Für heute wär's wieder überstanden!"

Etliche Wochen nach dieser Nacht hallte trauriges Grabgeläute durch das Thal: Sie trugen Sannals Leiche hinaus zur ewigen Ruhe. — Im nächsten Frühling blühte aber ein Strauch weißer Alpenrosen auf ihrem einfachen Grabeshügel, und die Leute im Dorfe behaupten, eine schöne, weißgekleidete Frau habe ihn Nachts darauf gepflanzt, und mit ihren Thränen begossen.

Das mochte wohl die Bergesfrau von der wilden Gerlos gewesen sein! — Martinus.

Zwei Austrägler.

Wenn Einer in seinen alten Tagen Wirthschaft und Regiment in seinem Hauswesen einem Andern übergeben hat, dabei sich auch für gewöhnlich das austrug, was er zur Lebensnothdurft gebraucht, so heißt ein solcher Mensch im südlichen Deutschland, zumal im Bayerland, ein Austrägler. Derlei gibts nun auch verschiedene Gattungen, vornehme und schlechte, solche, denen ihre müßigen Tage und die Uebergabe aller Herrschaft mindestens keine Sorgen um ihre Leibespflege eintrugen, andere, die statt der verhofften, ruhigen, besseren Zeiten das Gegentheil eingetauscht haben, — da weiß ich einen Austrägler, vielleicht den vornehmsten und bedeutendsten, den es jemals gab; von dem, lieber Leser, laß Dir eine kurze Geschichte erzählen. Der Mann, den ich meine, heißt Karl V., in Spanien König, in Germanien gleichfalls und auch in beiden Indien, dazu römischer Kaiser, derselbe, dessen Wahlspruch lautete: „Allzeit weiter," will sagen, „mit meiner Macht und Herrlichkeit." Wie Dir bekannt, hat dieser Kaiser Karl, da ihm auch gerade nicht Alles nach seinem Kopfe ging, und er meinte, nur dann stünde Alles gut, und weil's ihn obendrein verdroß, daß er alt wurde, den Einfall gehabt, plötzlich sich aller seiner Gewalt, Würden und Besitzthümer zu begeben und als ein einfacher Mann, ohne Titel und Ansehen, zu einem abgeschiedenen, stillen Leben sich anzuschicken. Zu dem Ende wollte er nach Hispanien heimkehren, und saß nun, auf günstigen Wind wartend, zu Vlissingen in Seeland. Daselbst kam ein Gesandter seines Bruders, König Ferdinands, zu ihm und mit diesem hatte der Kaiser Allerlei zu verhandeln und zu bereden, so daß es die späte Mitternacht war als der Gesandte sich verabschiedete. Karolus V. greift nach der Glocke und läutet seinem Kämmerling oder Edelknaben, daß dieser dem Besuche mit der Fackel vorleuchte. Es kommt Niemand. Er läutet das zweite und dritte Mal, und abermals erscheint nicht Einer aus seiner wenigen, noch bei ihm behaltenen Dienerschaft. Ein Blick in das dunkle Vorzimmer sagt ihm, daß ihn alle verlassen hatten; die einen lagen wohl längst tief in den Federn, die andern saßen etwa weit von ihrem Posten in einer Schenke beim kühlen Wein, denn was bedeutete ihnen noch ein Herr ohne Herrschaft, ein Kaiser ohne Reich?



Für sie war er jetzt nur mehr ein alter Mann im Austrag. Kaiser Karl aber, da er sah wie es stund um die Schätzung, die ihm noch zu Theil ward, nahm den Armleuchter mit den Wachslichtern in die Hand, und hieß den Gesandten ihm folgen. So zündete er diesem die Stiege hinab bis zur Hauspforte und sprach dann zu ihm: „Du weißt wohl, daß dem Kaiser Karl, ehedem Fürsten und Herrn, tausend Diener und Trabanten vor der Schwelle lagen und auf einen Augenwink hin zu Dienst waren; — merk, — wer ich jetzo bin und in den Augen der Menschen sein muß, da mich meine wenigen Hausgenossen verlassen und ich Dir, der Du mir durch Jahre dientest, selber diene und die Fackel vortrage."





Und wieder war einmal ein Austrägler, — aber keiner, der die Krone und Kaisermantel an den Nagel hing, da er sich seines Besitzthumes und Herrenrechtes entschlug, sondern nur ein schlechter und rechter Bauer im bayerischen Unterlande, wo sie zwar keine Welttheile und den Tribut von hundert Ländern besitzen, aber doch mehrentheils ein recht anständiges Hofgut und schöne Einnahmen für ihre reichen Getreideernten. Wenn dort der Bauer seinem Nachfolger übergibt und in den Austrag geht, sollte man meinen, es müsse ihm jedenfalls an nichts gebrechen, und der dankbare Sohn oder Eidam, Tochter oder Schwieger würden dem Alten Alles anthun, was seinen mürben Knochen wohl bekäme und ihm den Feierabend des Lebens recht ruhig und froh hinbringen helfe. Unserm Austrägler ist dergleichen aber nicht widerfahren, sondern es ging ihm in seiner Eigenschaft als „Privatier“ viel übler, als wenn er gleich der armseligste, geplagteste Leerhäusler und Taglöhner geworden wäre, — er, der ehedem in Straubing nur noch mit drei seines Gleichen an einem Tische, jeder an einer besondern Seite, seinen Platz nahm, und einmal einen stichelnden Rentamtschreiber mit Kronenthalern todt werfen wollte! Wußte sich zuletzt, obwohl er eine gute Haut war und viel vertragen konnte, ehe er den Mund aufthat, gar nicht mehr anders zu helfen, als daß er zum Pfarrer ging und diesem seine Noth klagte. Die Litanei seiner Entbehrungen, Schmach und Bedrängniß wollte schier kein Ende nehmen, von Allem, was da bedungen war im Uebergabsbrief, ward soviel wie nichts eingehalten. Da ward das Austragstübl im Winter nicht geheizt, und weder Mehl noch Brein, weder Milch noch Schmalz ihm zugestellt, noch wurden ihm die Zieler bezahlt, wohl aber wurden dem Hungernden und Darbenden harte Reden und schnöde Behandlung reichlich vorgesetzt und ihm sein bislein Leben so sauer gemacht, daß er meinte, er wäre ganz der heilige Job, wie er diesen einmal in einem Passionsspiel am Düngerhaufen sehr erbärmlich sitzen sah, — nur trug jener dabei doch noch einen brokatenen Schlafrock und Türkenbund, indessen ihm Niemand sein zerrissenes Kamisol flickte. Die Schwiegertochter, sagte er, wäre der eigentliche Geiz- und Hetzteufel, der Lenzi, sein Sohn, im Grunde ein Heiter, wie er selbst, und dürfe nicht anders thun als sein böses Weib.

Der Pfarrer hörte diese Jammergeschichte ruhig an, ging dann an sein Pult und nahm eine Geldrolle von hundert Gulden in Kronenthalern heraus, die er dem Bauer hinreichte.

„Jetzt merk auf, alter Tatl,“ sagte er dabei, — nimm dieß Geld und thu damit, wie ich dir sag': „Schlag' keinen zu großen Lärm mehr, wenn's Dir auch eine Weile noch so schlecht geht, — aber alle Wochen zwei oder dreimal, wenn Du weißt, daß die Bäurin oder dein Sohn es merken und hören können, da sperrst Du dich in dein Stübl und zählst etliche Male die Kronenthaler, und laß sie nur gut klingeln auf der Tischplatte. Hast mich verstanden?“

„Verstanden wohl,“ meinte der Austrägler, wofür aber diese Anstalt gut sein könne, das seh' er nicht ein.

Der Pfarrer indessen erklärte ihm, er wisse für seine Krankheit kein besseres Mittel, er solle nur heimgehen und es probiren.

Nicht ein halbes Jahr stund es an, so kam der alte Lenzi wieder zum Herrn Pfarrer, brachte ihm die Kronenthaler zurück und sagte, er bedürfe ihrer itzt nicht mehr, auch danke er hundert- und tausendmal für das verrathene Mittel, es hätte wirklich kein besseres geben können, sein Uebel sei nämlich ganz gehoben und er hätte nicht das Geringste mehr zu klagen. Denn kaum, daß er das Geld etliche Male in seiner Kammer habe klimpern lassen, hätte er schon verspürt, daß von seinen Leuten ganz andere Saiten aufgezogen würden. Man gebe ihm allmälig, was ihm gebühre und endlich genau, was ausbedungen war; die Schwiegertochter sei itzt gar brav mit ihm, hab' ihm den Janker geflickt und mache sogar kein grimmiges Katzengesicht mehr, wenn der junge

Lenzl, sein Sohn, ihm, dem alten, manchmal eine Maß Bier bezahle.

Da lachte der Pfarrer: „Hab ich's errathen?" und wünschte nur, daß diese Umkehr der Dinge und Leute einen Bestand haben möge.

Und richtig hielt die Besserung vor bis an des alten Lenz seliges Ende, der Wesentliches nicht mehr zu klagen hatte und seinen Lebensrest selbst ohne die Mühe des Thalerzählens behaglich verduselte.

Nach seinem Tode suchten freilich Sohn und Schwiegertochter mit Hast und Ungeduld nach den harten Thalern, — dem heimlichen Schatze des Alten, dessen Silberklang ihnen so annehmlich in Ohren und Herzen drang, wenn sie mitunter an seiner Thüre gehorcht hatten; — und sie suchten umsonst in jedem Winkel seiner Truhe, in jedem alten Strumpfe, im Strohsack seines Bettes und selbst unter den Dielen des Fußbodens.

Aber wenn sie nicht einfältige, von ihren Leidenschaften verblendete und in ihrer Eigensucht verstockte Menschen gewesen wären, hätten sie aus der gemachten Erfahrung doch einen werthvollen Gewinn ziehen können, nämlich die Lehre:

Begib Dich nicht deiner Macht und deines Besitzes, so lange Du etwas bedeuten und auf der Menschen Beihilfe, Dienst und Anerkennung rechnen willst und mußt. Oder aber stelle Dich in den Tagen deiner Herrschaft und Deines Wohlstandes so zu ihnen, daß sie aus Achtung und Liebe Dir nicht versagen können, was sonst ihr Eigennutz und ihre Furcht Dir geleistet hat.

J. F. Lentner.

Ritter Jörg von Ehingen.

Im schönen Schwabenlande gab es zu allen Zeiten und noch bis auf den heutigen Tag — auch außer jenen seinen weltberühmten „Sieben" — noch eine Menge edler und trefflicher Männer, deren Name, um ihrer vorzüglichen Eigenschaften, Thaten, oder Werke willen, fortlebt von Geschlecht zu Geschlechtern, und in aller, nicht nur christlichen, sondern sogar heidnischen Herren Ländern.

Ein solcher Mann war auch der edle Schwabe, Ritter Jörg von Ehingen, von dem uns die Chronik berichtet, daß er im Jahre des Heils 1428 auf dem Schlosse Hohen-Entringen im Schwarzwaldkreise der Grafschaft Würtemberg als der zwölfte Sohn Ritter Rudolphs von Ehingen und Frau Agnesens, Truchsessin von Heimertingen geboren wurde. Da er nun, — so heißt es weiter, — „wohl erzogen in aller Gottseligkeit, Zucht und Tugend erwachsen war", brachte ihn sein Herr Vater gen Innspruck, der schönen Hauptstadt von Tyrol, allwo Junker Jörg am Hofe des jugendlichen Erzherzogs Sigmund als „Junge", das ist als Page, an- und aufgenommen ward. Hier gefiel es aber dem kleinen Schwaben gar wenig, und es behagte ihm in Sonderheit am geringsten, der dienstbare Junge eines Herrleins zu sein, das selber noch nichts galt in seinem eigenen Hause, und von seinem bedächtigen Herrn Vetter, Herzog Friedrich, dem nachmaligen Kaiser, auf's allerknappste bevormundet wurde. Nahm daher nach zwei Jahren schon wieder Urlaub von Innspruck, und zog mit drei Pferden gen Wien, an den Hof des streitlustigen Herzogs Albert von Oesterreich, allwo es ihm sehr wohl gefiel, und er sich auch so gut verhielt, daß ihn der Herzog nach etlichen Jahren zu seinem Kämmerling machte. Im Jahre 1453 zog er mit diesem Herrn nach Prag, zur Krönung Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen, und wurde dort neben vielen Andern vom Adel vom neugekrönten Könige zum Ritter geschlagen.

Als er aber den ritterlichen Orden erlangt hatte, da wollte er seine Tage nicht in Müssiggang und Wohlleben zubringen, sondern etwas sehen, versuchen und erfahren. Nahm daher „Commendationsschriften" und zog nach der im Mittelmeere gelegenen Insel Rhodus zu den Johanniter-Rittern, und kämpfte mit ihnen etliche Monate gegen die Türken, welche unter ihrem Heldenkaiser Mohamet durch die Erstürmung Constantinopels das tausendjährige griechische Kaiserthum zertrümmerten, und das ganze Abendland mit bangem Entsetzen erfüllten. Kampfbegierig harrte er jetzt, mit vielen Edeln jener Zeit, auf den Kreuzzug, zu welchem Papst Nikolaus V. die Völker gegen die Ungläubigen aufgerufen hatte, — doch umsonst. Die deutschen Fürsten kamen zwar auf mehreren Reichstagen zusammen und beriethen sich darüber, und versprachen Kriegsheere auszurüsten, vergaßen aber gleichwohl über ihren einheimischen Zwisten bald auf ihr Versprechen; und traurig, und getäuschter Hoffnungen voll, pilgerte Ritter Jörg, das Kreuz auf der Brust und das Schwert an der Seite, nach dem gelobten Lande Palästina und betete am Oelberge, auf Golgatha und am Grabe des Erlösers für das Heil und die Errettung seiner lieben, fernen Heimath, — da er nicht für sie kämpfen konnte, — recht inbrünstig und aus vollem Herzen. — Von einer Horde räuberischer Seldschuken überfallen und gefangen, mußte er sich mit dreißig Dukaten lösen, und kam hierauf nach Cypern, der herrlichen, schon von Vater Homeros besungenen Insel, deren König Johann von Lusignan den ritterlichen Pilger in seiner Hauptstadt Nikosia gastlich aufnahm und reichlich begabte. Und so kehrte er denn heim, im Jahre 1456 „mit Ruhm und Ehren, und brachte allerlei Heiligthumb mit" aus den fernen heiligen Landen, die er durchpilgert, und ward von Herzog Albert „ehrlich empfangen", und mit stattlichen Geschenken beehrt. —

Doch nur wenige Wochen war seines Bleibens in Wien am Hofe seines Gönners; denn Johann Capistranus, der greise, gottbegeisterte Mönch, predigte am St. Stephans-Friedhof mit der Feuergewalt seiner Rede, riß Tausende mit sich fort zur heiligen Kreuzfahrt gegen die mit dreihundert Geschützen bereits vor Belgrad stehenden Türken, und führte sie dem alten Helden, Johann Hunyad, dem Statthalter von Ungarn zu, der mit seinem Volke allein und ohne fremde Hilfe es unternommen hatte, sein Vaterland zu schützen und so von dem ganzen Abendlande den verheerenden Schwall der Völkerfluth aus Osten abzuhalten. Am 21. Juli 1456 stürmten die Türken die Stadt; schon gab selbst der kühne Hunyad sie für verloren; doch Capistranus that den kommenden Morgen, — zwei Ordensbrüder und einen Fahnen-

träger, Ritter Jörg von Ehingen zur Seite — mit tausend Kreuzfahrern unter dem Schlachtrufe „Jesus!" einen Ausfall, und Belgrad war nach kurzem, mörderischen Kampfe gerettet. Der stolze Sultan ließ fliehend 24,000 Todte auf blutiger Wahlstatt zurück. — Unser Held aber „begehrte hierauf noch mehr zu versuchen und auch an andern Oertern seine Ritterschaft zu üben", und nahm einen getreuen Gesellen zu sich, Georg von Ramsieden, erbat sich abermals „Zeugniß und Commendationsschriften" von Herzog Albert, Kaiser Friedrich III. und König Ladislaus von Ungarn und Böhmen, an die ausländischen Könige und Herren, und zog mit seinem Gefährten zuerst gen Frankreich, zu König Carl VII., und hielt sich da sechs Wochen auf. Weil aber „wenig Kurzweil an dieses alten Königs Hofe war", der an tiefer Schwermuth über die Empörung seines tückischen Sohnes Ludwig, des Dauphins litt, — so zogen sie bald darauf nach Hispanien zu König Heinrich IV., weil sie hörten, er wolle Krieg führen wider die Saracenen, die Granada inne hatten. Das gefiel dem Könige so wohl, daß er Jedem ein schönes Pferd schenkte und dreihundert Kronen dazu. Da aber „der fürgenommene Krieg nicht fortging, machten sie eine Wallfahrt zu St. Jakob nach Compostella, kamen zu König Johann von Navarra, der sie „ehrlich unterhielt zwei Monat", und zogen auf die Kunde, daß König Alphons von Portugal gegen den König von Fessa zu Felde ziehen wolle, auch dahin und boten ihre Dienste an. Hier, weil sie einen gar guten Commendationsbrief aufzuweisen hatten von Kaiser Friedrich, dessen Gemahlin Leonora, die Schwester Königs Alphons war, — wurden sie ganz besonders gut aufgenommen und wohl gehalten, und übten sich an diesem Hofe in allerlei Ritterspielen.

Da nun der Krieg anging, schickte sie der König mit seinem Heere in die Stadt Septa, um sie vor dem Anfall und der Belagerung der Sarazenen zu schützen, wobei sich die beiden deutschen Ritter auch „so weißlich und mannlich erzeigten", daß sie die Heiden glücklich von der Stadt abtrieben und in die Flucht schlugen. — Nun war unter den Sarazenen ein großer, starker Mann, in jeglicher Waffe wohl geübt, der ließ in das Lager Königs Alphons entbieten, „er wolle mit der Christen Einem einen Kampf bestehen, damit sie sehen sollten, daß auch unter ihnen ritterliche Leute wären!" Sobald diese Zeitung in's Lager kam, bat Jörg von Ehingen, daß ihm erlaubt würde, mit dem großen Sarazenen zu streiten. Nachdem König Alphons ihm die Erlaubniß — wenn auch ungern — gegeben hatte, in der Furcht, solch einen tapferen Degen durch des Glückes Laune von der Hand eines Heiden etwa gar verlieren zu müssen, rüstete sich der Ritter und ritt auf den bestimmten Platz, wo ihm auch bald im Angesichte beider Heere, der Sarazene entgegenkam, und sie fiengen den Kampf mit höchstem Ernste an. Zum Ersten ritten sie in solchem Eifer zusammen, daß der Sarazene mit dem Gaule zur Erde fiel. Ehe nun Jörg von Ehingen sich des „inngerannten" Speeres ledig machen und vom Gaule steigen konnte, kam der Sarazene wieder auf die Füße, und Beide begannen nun mit den Schwertern zu kämpfen. Weil sie aber alle Beide wohl verwahrt waren mit Harnischen, so konnte Keiner dem Anderen was anhaben, wie viel sie auch auf einander hieben und stachen. Darum fingen sie an, mit Ringen sich zu versuchen, und warf Einer den Andern jetzt hie dann dorthin, jetzt lag Der unten, bald der Andre oben; letztlich lagen sie nur auf den Knieen und hieben und stachen mit großem Ernst auf einander. Endlich stieß der von Ehingen mit der linken Hand den großen Sarazenen zurück, und that ihm mit der Rechten durch sein Schwert einen so harten Stich in's Angesicht, daß das Blut ihm die Augen füllte und verfinsterte; da er das aber abwischen wollte, traf ihn sein Gegner noch einmal so heftig, daß er zur Erde sank, und vollends gar erlegt ward. Georg von Ehingen aber ward als ein ritterlicher Ueberwinder vom ganzen Heere mit Ehren und Freuden empfangen, des Sarazenen Haupt ward auf seinem eigenen Spieße und Pferde vor ihm hergeführt, darauf folgten allerlei Saitenspieler, und alles Volk wünschte dem deutschen Helden Glück und langes Leben, und rühmte seine ritterliche Gegenwehr. Er aber gab allein Gott die Ehre, und sagte, wenn Gott ihm nicht sonderlich Muth und Kraft, Glück und Sieg verliehen hätte, so wäre es ihm unmöglich gewesen zu siegen wider den, der fast zweimal mehr Stärke gehabt, als er. Da nun König Alphons diesen seinen ritterlichen Sieg erfuhr, schenkte er ihm „eine große güldene Scheuren voller Portugaleser" und nahm ihn sammt seinem Gesellen als Ritter in den hohen Christusorden auf. Aus Portugal zogen sie im Jahre 1457 wieder zu König Heinrich IV. von Hispanien, der nunmehr in harter Fehde lag mit seinem aufrührerischen Vasallen, dem Maurenkönig Mulei Abul Haza von Granada, — und halfen auch diesem Herrn wiederum so ritterlich im Kampfe, daß sie „hoch begabet und geehrt mit güldenen Stücken und etlichen Hundert Dukaten" von dannen zogen. Kamen hierauf durch England, das sie hart bedrängt und gespalten fanden durch den Kronenkampf der Häuser York und Lancaster; trafen in Schottland König Jakob Stuart im verderblichen Streite mit den Douglas und Angus; und langten sodann gegen Ende des Jahres 1457 wieder in Wien an, „wurden hoch geehrt und begabt um ihrer ritterlichen Thaten und der guten Zeugnisse halben, so sie mitbrachten, allenthalben lieb und werth gehalten, hoch gerühmet und gepriesen".

Der Schiffsbrand.

„Erlös' uns von dem Uebel, Gott,
Hilf uns aus Trübsal, Schmerz und Noth,
Denn Allen, Herr, die zu Dir kamen,
Warst Du ein Schutz und Tröster. Amen!"

So betete vor jeder Nacht
Die arme Mutter bei dem einz'gen Kinde,
Damit es frühen Trost in Leiden finde,
Die, ach, das Leben manche schon gebracht;
Und leise betete das Kind es nach,
Was voll Vertrau'n die gute Mutter sprach.
Nicht aus der Hütte, nicht vom Heimathlande
Stieg dies Gebet zum Herrn der Welt hinauf,
Nein, aus dem Schiffsraum, von der Wellen Lauf

Und weit, ach weit entfernt vom deutschen Strande.
Sie floh'n die Heimath, um zur neuen Welt
Voll Zuversicht und Hoffnung jetzt zu eilen;
Bei jeder Welle, die das Schiff mag theilen,
Ein Sorgenstein vom schweren Herzen fällt.
Das Kind steht vaterlos, und ohne Gatten
Die Mutter in der weiten Schöpfung da;
Vom Unglück Manches sie verschlingen sah,
Was auf der Welt sie Lieb' und Theures hatten.
Fern am Arkansas noch ein Bruder lebt,
Der von der Armen Noth gehört und eilig schrieb:
Daß sie mit Allem, was von Werth ihr blieb,
Zu ihm sollt' kommen. Freudig hebt
Die Mutter auf den Arm das holde Kind, —
Denn dieß war Alles, was noch ihr auf Erden! —
Eilt dann zum Schiff durch Sorgen und Beschwerden
Und bald treibt westwärts sie ein günst'ger Wind.

So schwimmen sie seit Wochen nun
Hin auf dem schaurig großen Elemente;
Es klagt das Kind, wie's nicht Gespielen fände
Und daß es unter Bäumen nicht könnt' ruhn;
Doch immer scheucht der Mutter schmeichelnd Wort
Den Unmuth von des Kindes Stirne fort;
Wenn Abends dann der Kleine müd,
Sang aus der Heimath Mutter noch ein Lied,
Spricht das Gebet und wünscht ihm gute Nacht —
Ja Kind, schlaf sanft, wenn's Mutterauge wacht.
Doch gönnt das arme Weib sich Ruhe nicht,
Sie greift zur Nadel und schafft unverdrossen,
Bis oft der Morgensonne rosig Licht
Schon durch die enge Lucke sich ergossen.
Heute folgte schwüle Nacht auf heißen Tag
Und unvermerkt senkt sich ein sanfter Schlummer
Auf's Aug', durch Arbeit müd und schwer von Kummer;
Doch hielt den Geist ein Traumgebild noch wach:
Zur Heimath führt die Mutter es zurück,
Zeigt an des Gatten Seite einstig Glück,
Doch will es auch die Aermste nicht verschonen,
Des Treusten Tod noch einmal beizuwohnen.
Die Thräne, die ihr durch das Auge drang,
Erweckte sie; die Traumgebilde schwinden
Und Thränen nur sich als Erinn'rung finden.
Doch horch! was war's, das jetzt von Oben klang —
Verworr'ner Stimmen Laut von dem Verdecke —
Jetzt deutlicher; ein Laufen und ein Treiben
Von allen Seiten; sie kann nicht ruhig bleiben,
Schleicht leise fort, daß sie das Kind nicht wecke.
Ein Brandgeruch schlägt ihr entgegen und hinauf
Treibt sie ein ängstlich Grau'n im raschen Lauf.

Mein Gott, welch' Klagen hier, welch' Angstgeschrei;
Doch Keiner will auf Fragen Red' ihr stehen,
Nur in den Mienen kann man deutlich sehen,
Daß viel geschah und mehr zu fürchten sei.
Da ruft ein Weib an das die Mutter sich
Jetzt bittend und beschwörend angeklammert:
„Es brennt das Schiff!“ und eilet fort und jammert.
Der Ruf des Kapitains tönt fürchterlich:
„Zum Boot! Zum Boot, wer sich noch retten will!“
Wie eingewurzelt steht die Mutter still,
Sie hört das Wort, doch kann den Sinn nicht fassen,
Sie starrt zum Meer, zum unbegrenzten Meer,
Sie fühlt die Hitze schon vom Schiffsraum her
Und kann doch nicht vom starren Schauen lassen.
Da schreckt ein Schrei sie aus dem dumpfen Sinnen —
„Mein Kind!“ ruft sie und eilet rasch von hinnen.
Die Treppe stürmet pfeilschnell sie hinab,
Um aus den Flammen, aus dem Wellengrab
Den einz'gen Schatz, ihr holdes Kind zu reißen.
Jetzt ist sie da,
Dem Bett des Kindes nah,
Und will schon Gott für dessen Rettung preisen,
Da — welch' ein Angstschrei! — Gott und Herr!
Des Kindes Bettchen war — schon leer.
Und Alles wird durchsucht von ihr in Hast;
Sie eilet von Kajüte zu Kajüte,
Sie dringt bis in der Flammen glüh'nde Mitte,
Die Hitze und der Dampf erstickt sie fast;
Und doch nicht eine Spur
Von ihrem heiß geliebten Kinde, nur
Das Element in unumschränkten Toben.
Da fliegt noch einmal bebend sie nach Oben —
Leer ist das Schiff, nur sie allein geblieben.
Das letzte Boot sieht sie noch deutlich drüben,
Wie, überladen bis zum Rande schon,
Der Mannschaft Untergang scheint stets zu drohn.
Da spannt die Mutter voll Verzweiflung jetzt
Die letzten Kräfte, ruft so laut sie kann:
„Habt Ihr mein Kind?“ Worauf der Steuermann
Von jenem Boot mit dumpfer Stimm' versetzt!
„Unglückliche, es ist nicht hier!
Wo warst Du, als das Boot vom Schiffe stieß?“
„Mein Kind! Mein Kind!“ die Jammerantwort hieß.
„Ich bin nicht schuld am Tod, der sicher Dir
Am Bord des Schiffes wird,“ ruft Jener aus,
„Der Pulvervorrath muß sich bald entzünden
Befiehl die Seele Gott, Er wird Dich finden!“
Dann tönet Ruderschlag weit in die Nacht hinaus,
Denn Jene fliehen und zu Boden sinkt
Die Todesmutter. Es schlagen gierig Flammen
Schon prasselnd rings umher zusammen,
Doch rührt sie's nicht, sie wünscht den Tod. Da — horch! — da dringt
Ein klagend Stimmchen neben ihr empor
Und deutlich hört die Worte sie hervor:
„Erlös uns von dem Uebel, Gott
Hilf uns aus Trübsal, Schmerz und Noth!“
Da springt sie auf, jetzt ist ihr Kind gefunden,
Das sie in Flammen glaubte schon verschwunden
Und das die Mutter, die es längst vermißt
So lieb umhalst und so treuherzlich küßt.

Ist's Freude mehr, sagt, oder ist es Schmerz,
Was jetzt bewegt der Mutter liebend Herz?

Da plötzlich kracht es auf — ein Wolkenball
Das ganze Schiff; dann Dunkel überall;
Nur Feuerbrände, die wie Schlangen zischen,
Wenn sich die Feindeselemente mischen,
Sprühn noch umher
Und das gewalt'ge Meer
Empört ob seines Feindes Uebergriffe
Wirft hoch und weit die Trümmer von dem Schiffe.
Doch kleiner, immer kleiner wird die Welle,
Bald bleibt von ihr nur noch ein wenig Schaum,
Dann glättet sich der weite Raum
Und öde, wie zuvor, ist diese Stelle.
Die Möven selbst, die sonst das Schiff umflogen
Sind kreischend landwärts wieder fortgezogen.

Allein wo ist das Kind, wo ist die Mutter hin?
Verschlang die Welle sie, hat Feuer sie vernichtet,
Hat Gott die Schuldlosen gerichtet?
Nein, anders stand es in des Herren Sinn:
Das Kind, das seine Mutter hielt umschlungen,
Das sich noch freute an der Flammen Hüpfen,
An ihrem lust'gen Auf- und Niederschlüpfen,
War nicht von der Gefahr des Augenblicks durchdrungen.
Die Mutter aber betete zum Herrn,
Daß er von Kindes Haupt hielt Unglück fern;
Doch des Gebetes Schluß war kaum verhallt,
Da blitzt es auf, es berstet und es knallt —
Ein Schlag! — in Trümmern liegt der stolze Bau.
In Todesangst hatt' sich die arme Frau
Das Unglück ahnend, an des Schiffes Bord
Wohl festgehalten, doch der Schlag
Verschonet Nichts, warf sie den Trümmern nach,



Erst in die Luft, dann in die Wellen fort.
Wohl sanken sie zur Tiefe rasch hinab,
Hinein in's Meer, in's feuchte Riesengrab,
Doch eine andre Welle treibt hervor
Und bringt die Beiden zu dem Licht empor.
Noch hielt die Mutter sich am schwanken Brette
Doch haben ihre Sinne sie verlassen,
Es scheint, als wenn die Wangen schon, die blassen,
Der Tod mit seiner Hand getroffen hätte.
Laut weint das Kind an seiner Mutter Brust,
Es weiß ja kaum, wie Alles ihm geschehen,
Die Augen nur die bleiche Mutter sehen
Der anderen Gefahr ist's unbewußt.
„Lieb Mütterchen, wach auf, sieh mich doch an!
Zürnst Du mir denn, hab Böses ich gethan?
O bitte, bitte, sieh mich an!"
So ruft das Kind und klagt und weinet wieder;
Doch sieh, da öffnen sich der Mutter Augenlieder,
Es trifft ihr Kind der erste matte Blick —
Was braucht es mehr zu einer Mutter Glück!
Doch schaudernd sieht sie dann, vom Meer umgeben,
Wie sie gerettet wohl das nackte Leben,
Doch wie die nächste Welle Tod kann bringen
Und Kind und Mutter rettungslos verschlingen.

Fort treibt das Brett. Wohin? wer weiß es!
Fort in der Wasserwüste Strom.
Und wieder auf zum Himmelsdom
Ertönet von der Mutter ein Gebet, ein heißes.
Ein Tag verging, ein gräßlich langer Tag,
Laut klagt das Kind: „Mich hungert, ach, mich friert!"
Wie bei den Klagen einer Mutter wird,
Nur eine Mutter mitempfinden mag.
Das Kind schläft jammernd ein, die Mutter schaut
Nach Rettung aus, auf die sie schwach noch baut,
Doch zeigt kein Segel sich, kein Land — und weit und breit
Herrscht Grabesruhe der Unendlichkeit.
Im gleichen Takte einer Todtenuhr,
Schlägt an das Brett noch Well' auf Welle nur.

Das Kind erwacht und, ach, sein erster Schrei
Ist: daß es hungrig, daß es durstig sei,
Und gierig küßt es von der Wang die Thränen ab,
Die Schmerz der Mutter überreichlich gab.
Die Wogen kommen und die Wogen gehn
Sie treiben weit und weiter noch die Armen,
Doch kennt der Himmel, scheint es, kein Erbarmen,
Und immer noch ist Rettung nicht zu sehn.
Der zweite Tag ist seinem Ende nah,
Der jene Beiden hülflos treiben sah.

Da ihre Kraft
Die Mutter einmal noch zusammenrafft.
„Herr," fleht sie, „Herr! Wohlan, so laß mich sterben;
Kann dadurch ich mein armes Kind erhalten,
So preiß ich dankbar noch Dein göttlich Walten;
Gib mir den Tod; laß nicht mein Kind verderben!"
Da ruft das Kind: „Nein, Mütterchen, ach nein!
Ich wäre dann auf Erden ganz allein.
Du sagst ja immer, wie die Frommen
Dereinst zu Gott im Himmel kommen.
Ist doch lieb Väterchen vorangegangen
Und wird nach seinem Kinde auch verlangen!"
Da löst der Mutter Schmerz noch einmal sich,
Der Rührung Thränen quellen sanft hervor,
Sie blicket still zum Himmelszelt empor
Und lispelt dann: „Bald, Guter, seh ich Dich!"
Drauf hat ihr Kind noch fester sie umschlungen
Und unbewußt ein Schlummerlied gesungen.
Es senkte sich auf sie der süße Frieden,
Der schuldlos reinen Seelen nur beschieden;
Die Außenwelt war für sie abgeschlossen.
Nicht mit dem Maßstab unsrer Zeit
Mißt man die Dauer solcher Seligkeit,
Die über jene Mutter sich ergossen. —

Da plötzlich durch die Dunkelheit es dringet,
Als wenn ein Schiff sich Bahn durch Wogen bricht;
Fürwahr, dort sieht man schon vom Deck ein Licht
Und Stimmenschall der Wind herüberbringet.
Das Kind erwacht zuerst aus seinen Träumen,
Es hört, wie durch die Wellen dumpf es rauscht,
Es sagt's der Mutter; diese lauscht
Und ruft: Mein Gott, hier gilt kein Säumen;
Vielleicht ist Rettung noch für uns auf Erden!"
Dann, mit der Kraft, die ihr noch übrig war,
Schreit sie: „Helft! Rettet ein schiffbrüchig Paar,
Der Himmel lohn's Euch, helft!"
Und sieh, es werden
Am Schiffe laut der Stimmen viele bald,
Man hat den Ruf gehört, man läßt ein Boot hinab,
Jetzt nah, ganz nah der Ruderschlag erschallt —
Und jetzt — sind sie gerettet aus dem feuchten Grab.
Da sinkt besinnungslos die Mutter nieder,
Doch Arztes Hilfe, mehr noch Kindes Klagen,
Sie bald zurück zum neuen Leben tragen.
Das Schiffsvolk lauscht und höret immer wieder
Die Wundermähr von ihrem Unglück an.
„Ein Zeichen hat an Euch der Herr gethan!"
So riefen alle und sie stimmten ein
Zum Lobgesang des Helfers über Sternen,
Der hoch herab aus unermessnen Fernen
Uns immer nah, uns immer Schutz wird sein.
„Du halfst uns, weil wir hoffend zu Dir kamen!"
So sprach die Mutter und das Kind rief: „Amen!"
Und Alle, Alle riefen: Amen! Amen!

A. Veldern.

Der wilde Markgraf.

Der Markgraf Karl Wilhelm Friedrich, welcher das Ansbacher Land von 1729 bis 1757 glorreich, aber eisern regierte, war ein gar zornwüthiger, aufbrausender Herr. Fein gesittet und gesprächig im unaufgereizten Zustande, war er, einmal zornig, seiner nicht mehr mächtig, und durchkreuzte etwas seinen Willen, absichtlich oder unabsichtlich, so schonte er selbst Menschenleben nicht, wenn nicht einer seiner Vertrauten ihm rechtzeitig entgegentrat. Der Volksmund im Ansbacher Lande nennt ihn darum heute noch „den wilden Markgrafen."

So ritt er einmal von der Jagd zurück, der Reise-Oberstallmeister von Reizenstein ihm zur Seite. Auf dem Wege von Haundorf nach Gunzenhausen kam ihm unglückseligerweise der Schäfer eines nahen Bauernhofes mit seiner Heerde entgegen. So sehr sich dieser abmühte, seine Schafe von der Straße abzubringen, es wollte ihm nicht gelingen. Die dummen Thiere sprangen immer Eines dem Andern nach zwischen die Pferde, also daß diese zu scheuen anfingen.

„Hundsfott!" schrie der Markgraf roth vor Zorn, „weich aus oder ich schieß dich nieder!"

Vergebens! Der Schäfer starrte ihn erschreckt an und vermochte nicht zu willfahren.

„Reizenstein! geb' Er mir seine Pistolen!"

„Sie sind nicht geladen, Hoheit!" antwortete Jener trocken.

Mittlerweile war es Herbeieilenden gelungen, den Weg frei zu machen.

Als man aber unfern der Schloßthore in Gunzenhausen

angekommen war, ließ der Reise-Oberstallmeister plötzlich rechts und links seine beiden Pistolen krachend losgehen.

Der erschrockene Markgraf fragte heftig: „Was ist's? was ist's?"

„Gnädigster Herr!" versetzte Reizenstein, „ich meine nur, daß Sie heute Nacht viel süßer schlafen werden, nachdem Sie meine Pistolen jetzt erst haben krachen hören, statt einer Stunde früher." —

Albrecht Dürer in Brügge.

Als einst der kunstreiche Meister, Albrecht Dürer von Nürnberg, auf seiner niederländischen Reise nach Brügge in Flandern kam, wurde er allda mit vielen Ehren aufgenommen und ihm alle Auszeichnungen erwiesen, die man vermeinte, so einem weitberühmten Künstler schuldig zu sein. Wie es denn aber in der Welt keinen großen Mann giebt, der nicht seine Neider und Widersacher habe, weil diese sich kleiner fühlen, als er, so war da auch ein vornehmer flandrischer Herr, der konnte dem Meister nicht verzeihen, daß er ein leuchtender Stern am Himmel deutscher Kunst sei, und er hätte ihm, wie man so zu sagen pflegt, gern etwas am Zeug geflickt, wenn es irgend möglich wäre. Als nun Meister Dürer begehrte der Stadt Kunstschätze zu sehen, da führte man ihn überall hin, wo es des Sehenswerthen irgend gab, und die Edeln der Stadt waren sein Geleite. So kam unter andern Dürer vor ein großes Bild von wunderbarer Schönheit, so daß er kaum seinen Blick davon wenden konnte und lange Zeit, seine Umgebung ganz vergessend, in das Anschauen desselben versunken blieb. Endlich fragte er: „Wer hat dieses Bild gemalt?"

Da erwiederte der neben ihm stehende vornehme Herr, welcher oben erwähnt wurde, in folgender spitziger Weise:

„Euch zu dienen. Der Mann, der das gemalt hat, heißt Hans von Hemling, geboren in einem kleinen Orte in der Nähe. Er war ein rauflustiger Gesell und focht in der Schlacht bei Nancy unter Karl dem Kühnen, kam dann krank und verwundet hierher, wo er auf Kosten wohledlen Magistrats in dem Spital gepflegt werden mußte, und auch darin starb."

Da überflog Zornesröthe das Antlitz des deutschen Meisters, und er sprach: „Wohlan, ihm ist es nicht zur Schand', daß er, ein so wackerer Künstler, im Spital sterben gemußt, wohl aber ist es ein Flecken an der Ehre der Stadt Brügge, daß ihr habt einen Mann von so seltener Meisterschaft so nieder gehalten, der im Stande gewesen wäre, den Namen Eurer Stadt berühmt zu machen."

Der Talisman.

Es war einst ein Mann, der klagte einem guten Freund, daß Alles zurückginge in seinem Hauswesen, und er nicht vorwärts kommen könne, weßhalb er sich gar nicht verwisse vor lauter Kummer und Sorge, und er den Bettelstab schon stehen sähe, vor seiner Thür.

Da gab ihm der Freund ein Säcklein von grüner Seide, das war verbrämt mit Gold und trug fremdartige Charaktere und Zeichen. „Nimm hin," sprach er", diesen seltenen Talisman aus dem fernen Morgenlande. Den sollst Du tragen alle Tage, Jahr aus Jahr ein, eine Stunde vor Sonnenaufgang und eine Stunde nach Sonnenniedergang, und Du sollst ihn herumtragen in Deinem Hause: auf den Speicher und in den Keller, in Scheune und Viehstall, wo Knechte und Mägde schaffen, in Feld und Wald; kurz, wo Du was zu verlieren hast, da trage den Talisman hin und verweile Dich, damit die Wunderkraft Zeit hat, zu wirken. Hüte Dich aber, daß Du etwas versäumest von dem, was ich Dir geheißen, denn das Arkanum verliert den Geruch und die Kraft und welkt, wie eine Blume, so Du es nicht hegst und pflegst. Wann Du aber den Zauber eifrigst förderst, so magst Du schon nach einem Vierteljahre merken, welchen Schatz ich Dir gegeben."

Am andern Morgen, als noch nicht die Sonne emporgestiegen am Himmelszelte, da hat der Mann den Talisman schon herumgetragen durch Feld und Wald, durch Küche und Keller, durch Speicher und Stall und es ist ihm so wohl um das Herz gewesen, wie noch nie, denn seit langer Zeit hat er nicht mehr gewußt, wie die Welt aussieht, wenn sie sich losringt aus den Banden der Nacht, weil er in jenen goldenen Stunden noch gelegen in den ehernen Banden des Schlafes. Und am Abend, da die Sonne sich purpurfarben senkte, als Berg und Thal glühte und aus den Häusern und Hütten der blaue Rauch empor wirbelte, die Heerden heimwärts zogen und die fleißigen Arbeiter ihr Tagwerk beschlossen, da zog der Mann wieder aus und trug seinen Talisman durch Feld und Wald, durch Küche und Keller, in den Stall und auf den Speicher, und siehe, ihm ward wieder wohl und weh; die scheidende Sonne, die er sonst unter den Genossen in der Trinkstube, nur selten, aber nie so herrlich gesehen, machte ihn so weich, daß Thränen ihm über die Wangen rollten. An seinem Herzen aber pochte der Talisman, und es war ihm, als riefe ein feines Stimmlein: „Schau an, Du fauler Gesell, wie herrlich ist die Welt und wie bist Du so träge und nichtsnutzig. Wo waren Deine Knechte und Mägde, als Du sie zur ungewohnten Stunde suchtest, wie sah Dein Getreide auf dem Speicher aus und wie mager sind Deine Rinder, weil Deine Mägde sie am Futter kürzten. In Deinen Aeckern wuchert Unkraut und Deine Wälder verkommen, thu' Deine Augen auf und schaue um Dich!"

Da kehrte der Mann in tiefem Sinnen heim und suchte mit wunderbaren Gefühlen das Lager und auch hier flüsterte der Talisman in der Stille der Nacht gar kluge Worte an seinem Herzen. Und siehe, schon nach wenig Monden wirkte des kostbaren Mittels aus Morgenland magische Kraft in dem ganzen Hauswesen des Mannes. Seine Habe besserte sich, sein Wohlstand wuchs, denn er besserte in Feld und Wald, in Küche und Keller, in Scheune und Stall, und immer fand er des Neuen zu thun und that es mit fröhlichem Herzen.

Der Freund aber sprach, als ihm Jener mit leuchtenden Augen für das Wundermittel dankte: „Weißt Du auch, was in dem Säcklein enthalten, was ich Dir gegeben, nimm

es doch her und trenne es auf!" — Da trennte es der Andere auf und was zog er daraus hervor, umhüllt von einigen dürren Rosenblättern? — ein schmales Zettlein, worauf einige Worte geschrieben waren, die lauteten aber:

„Des Herrn Auge düngt seinen Acker."

Das ist die Geschichte vom Talisman und seiner Wunderkraft.

Die verhängnißvolle Pastete.

Eine wahre Geschichte, dem rheinischen Antiquarius nacherzählt.

Wie oft ist nicht schon den Frauen ihre Vorliebe für die bunten Kragen vorgeworfen worden, und dennoch, wo nicht etwa Eifersucht in's Spiel tritt, oder die Verhältnisse den Krieger in eine feindselige Stellung zu den Bürgern bringen, da stehen die Männer darin kaum gegen die Frauen zurück. Wie jubelt nicht schon das Herz des kleinen Knaben auf, wenn ihm ein alter, lang geschnurrbarteter Wachtmeister von seinen Kavallerie-Attaquen erzählt, und ihn dabei auf dem Knie reiten läßt. Wahrlich, ich will es unsern, den Hauskrieg etwa abgerechnet, meist friedliebenden Frauen nicht wünschen, daß einmal wieder ein Amazonenheer auftaucht, sonst dürften sie noch weit gerechtere Ursache finden, als jetzt die Männer, über die Vorliebe für die bunten Kragen zu klagen.

Durften sich früher gleich die gemeinen Soldaten, meist aus dem niedrigsten Gesindel zusammengerafft, keiner besonderen Berücksichtigung rühmen, so genossen die Offiziere dagegen diese Gunst in doppelt und dreifachem Grade.

So war es auch in Luxemburg im Beginn der achtziger Jahre, als dort die Regimenter Kaunitz und Vierset in Garnison lagen. Selbst der kleinere, wohlhabende Bürger würde sich unglücklich gefühlt haben, wenn er nicht mindestens einen oder zwei Offiziere zu Hausfreunden gehabt hätte, mit denen er bei seinen Familienfesten die bunte Reihe noch bunter machen konnte. Deßhalb verfehlte er aber auch selten, wenn ihm der erste Besuch eines Offiziers wurde, mit der Pumpe ein Fläschchen Wein aus dem Mutterfäßchen zu ziehen, ganz gegen die eigentliche Bestimmung dieses Fäßchens, welches sonst nur, wie es der Name andeutet, den hohen Zweck zu erfüllen hat, die Hausfrau vor und nach den Entbindungen zu kräftigen. Aber „lieber ein Fläschchen weniger vor der Kindstaufe, als kein Offizier auf der Kindstaufe," dachte er.

Nicht minder freundlich aber kam man den Offizieren in den höchsten Kreisen entgegen, und wenn dort gar ein größeres Fest gefeiert wurde, so durfte keiner von ihnen fehlen, und die Einladungen ergingen an Alle, vom Obristen an bis zum jüngsten Unterlieutenant herab.

Indessen — gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen: was heute noch oft geschieht, geschah auch damals. Verhätschelte Kinder werden eigensinnig, trutzig und übermüthig, und glauben am Ende das rechtmäßig fordern zu dürfen, was man ihnen bis dahin aus Freundlichkeit bot. Verhätschelte Männer aber sind oft nicht viel besser, und verhätschelte Frauen gar —, davon will ich schweigen. Ein unschuldiger Volkswitz genügte das friedliche, freundliche Verhältniß zwischen den Bürgern und den Offizieren von dem Regimente Kaunitz zu stören. —

Im Jahre 1782 war viel Wein zwar gewachsen, aber wenig oder gar keiner gereift, und die Obermoseler meinten von der Brühe, die man den Trauben dennoch entpreßt hatte, dieser Wein sei eben so fad und gehaltlos, als die Politik des Staatskanzlers Kaunitz, und nannten ihn deshalb Kaunitzer. Wenn von nun an ein Luxemburger Bürger dem Besuchabstattenden Kaunitzer Offizier ein Gläschen aus dem Mutterfäßchen kredenzte, so verfehlte er nie, zuvor mit Wohlbehagen etwas von dem Blüthendufte aufzuschlürfen, und dann, bei Ueberreichung des Glases, schmunzelnd zu bemerken:

„Das ist kein Kaunitzer!"

Mag es nun sein, daß beim Weine oft eine derbere, wenn gleich harmlos gemeinte Bemerkung fiel, daß man etwa einen Vergleich zwischen Kaunitzer Wein und Kaunitzer Offizieren zog; mag es sein, daß sich die Offiziere berufen fühlten, als Vertheidiger des Mannes aufzutreten, von dem sie den Namen trugen, daß sie deßhalb wohl gar den Versuch machten, eine Art von Censur über die gesellschaftliche Unterhaltung zu führen, genug, diese ewige Anspielung verdroß die Kaunitzer Offiziere, und das Benehmen der Kaunitzer Offiziere verdroß die Bürger und am Ende auch sogar den hohen Adel von Luxemburg. Es kam von Neckereien zu Zänkereien, von Zänkereien zu Streitigkeiten, und aus diesen erwuchs im Laufe der Jahre die bitterste Feindschaft, so daß sich zuletzt Alles von den Offizieren dieses Regiments zurückzog.

Als diese Feindschaft ihren Höhepunkt erreicht hatte, veranstaltete einer der Luxemburger Magnaten, der Baron von Tornaco, ein glänzendes Fest, zu dem der Adel der ganzen Gegend geladen wurde. Das gesammte Offizierkorps des Regiments Vierset war gleichfalls dazu gebeten; vom Offizierkorps Kaunitz dagegen — nicht ein Mann. Das wurmte die Kaunitzer gar gewaltig, so daß sie ihren Aerger, so gerne sie es auch gewollt hätten, nicht zu verbergen vermochten. Da mußten sie dann zum doppelten Verdruß bemerken, daß man sich um ihren Groll gar nicht kümmere, ja mitunter selbst darüber spotte, und am Ende dem Feste mit lauter Fröhlichkeit entgegenging. In Gift und Galle hätten sie den Gästen den Wein verwandeln mögen.

Aber der Wein ward nicht zu Gift und Galle. Obgleich es auf der Tafel nicht an dem schweren, dunklen Rheinweine der besten Jahre und Lagen fehlte, so blinkte doch aus den meisten Römern der grün-goldige Moselwein mit seiner lieblichen Gähre und seinem Blüthenduft, welche das oben eingebogene Glas zu concentriren bemüht war, um beide mit voller Kraft so in die Nase aufsteigen zu lassen. Mochte auch mancher Fremde, an schwerere Sorten gewohnt, ihm nur einen untergeordneten Rang einräumen wollen, so ließen es sich doch die Landesangehörigen nicht nehmen, daß keiner, wie er, das Blut so leicht fließen lasse, und eine so lustige Stimmung erwecke, weßhalb er sich vor allen anderen

zum Bankettiren eigne. Um aber den Beweis zu liefern, ließen die Moselaner und Moselanerinnen ihrer Heiterkeit den Zügel schießen, und bewährten sich auch hier wieder im Wettrennen der Freude als sattelfeste Reiter, indem sie die Andern weit hinter sich zurückließen. Zu ihrem Siege aber läuteten mit lieblichem Klange die zusammengestoßenen Römer, denn damals hatten die vornehmen Kreise den Engländern noch nicht die abscheuliche Mode des Stilltrinkens abgelernt.

Bald hatte der Rebensaft aber auch den letzten Damm der Etiquette hinweggeschwemmt, der sich der Fröhlichkeit entgegenstemmte, so daß der kühne Pforzenheim, der Ritter sonder Furcht und Tadel, mit dem der Ruhm von Latours Dragonern geboren und begraben ward, sich nicht abhalten ließ, der reizenden Schwiegertochter des Hausherrn ächt soldatisch den Hof zu machen, mochte diese sich gleich mit Recht rühmen, dem Kaiserhause der Romanen entsprossen zu sein.

Der Saal bot ein sehr bewegtes und lebendiges, dabei aber auch sehr buntes Bild; trugen damals doch selbst die Herren, statt des heute üblichen düstern Schwarz, in ihren Sammtröcken und den Westen theils von Seidenplüsch, theils von gestickter Seide, die grellsten Farben zur Schau. Lieblich vor Allem aber waren die Damen zu nennen. Freilich war manche schöne Gestalt verhüllt unter dem Reifrock, der sich wie ein Regenschirm ausbreitete, und als äußeres Bollwerk die Bestimmung zu haben schien, den Feind in ehrfurchtsvoller Entfernung zu halten.

Indessen dürfte der Geschmack gegen die Schönheitspflästerchen und die hohen gepuderten Fontangen manche gegründete Einwendung zu machen haben, dagegen ließ sich doch nicht leugnen, die schwarzen Pflästerchen hoben durch den Gegensatz das zarte Weiß mancher Haut, und das künstliche Greisenhaar die kecke Jugend mancher schnippischen Schönen.

An heitern Toasten fehlte es natürlich nicht, vielmehr gingen diese im Kreise rundum, und jeder suchte seinen Vorgänger darin an Witz zu überbieten; und war es gelungen, dann hielt man sich nicht zurück, und ein hellaufschlagendes Lachen, begleitet vom Klatschen der Hände, belohnte den guten Einfall.

Zuweilen mußte aber auch der Witz der Galanterie weichen. Als eben die Reihe an den Hausherrn gekommen war, einen Toast auf sein vis-à-vis, die reizende Baronin von Fels auszubringen, galt dieser der Macht der Schönheit, der es gelungen sei, den flatterhaften Schmetterling, der bis dahin von Blüthe zu Blüthe geschweift sei, nachdem bis dahin so manches Netz vergeblich gehascht habe, endlich wirklich einzufangen.



Diese Worte verfehlten nicht, manche ohnehin schon höher geröthete Damenwange noch höher erröthen zu lassen. Ida von Fels aber lehnte ihr Haupt an die Brust ihres Gatten, um mit sichtlichem Stolze auf die gemachte Eroberung, einen liebenden Blick hinauf zu werfen auf seine edlen Züge, aus denen Lebenslust und männlicher Muth strahlten; worauf von Fels seinen Arm um ihre Hüfte legte, und wie zur Bestätigung der Worte des Redners, unbeachtet der Umgebung, mit funkelnden Blicken einen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Man war so unter vielen Lobeserhebungen der trefflichen Küche Tornaco's bis zum Dessert gelangt, als ein alter Kammerdiener eintrat, und dem Herrn des Hauses mit einer tiefen Verbeugung meldete, daß von unbekannter Hand zur Verherrlichung des Tages so eben eine stattliche Pastete eingesandt worden sei.

„Sie sei willkommen zusammt des Gebers gutem Willen," erwiederte lächelnd Tornaco.

Auf einen Wink des Kammerdieners schleppten darauf zwei Bediente keuchend eine Riesenpastete herein, um sie auf ein freistehendes, zum Serviren bestimmtes Tischchen niederzulassen. Der gewaltige Baumkuchen erregte die allgemeine Neugierde, und Alles drängte sich d'rum herum. So begierig man aber auch sein mochte, den Inhalt zu erforschen, so konnte man doch vorerst nicht satt werden, das Gebäck, welches ein Meisterwerk der Conditorkunst war, von Außen zu besehen. Und wahrlich, wenn der Geschmack ihres Inhalts dem Geschmack ihrer düstern Formen entsprach, so hatten die Gaumen der Umstehenden wohl Ursache, darnach lüstern zu werden. Endlich, nachdem jedem Anwesenden die Gelegenheit geboten worden war, seine Augenweide zu befriedigen, griff der Hausherr selbst zum blinkenden Tranchirmesser und senkte es in das babylonisch-thurmartige Backwerk. Da schien ihn eine Ahnung des Inhalts zu durchzucken, seine Stirne runzelte sich, hastig warf er die obere Hälfte der Umfassung ab, ein Höllenstank verbreitete sich, Alles stob auseinander. — Ein krepirter Hund saß, wie aufwartend, in der Pastete.

„Das ist ein Werk der Kauniter Offiziere", klang es von allen Lippen; damit rannte man zu den Thüren hinaus, nach dem im entgegengesetzten Theile des Hauses liegendem Musiksale hin.

Hier warfen sich die Damen auf die Sitze, zogen ihre eiförmigen, goldenen Loderänsdöschen *) aus den Taschen, schraubten sie mit Ungeduld auf, und zogen den Duft des Kölnischen Wassers auf, welches dort das Schwämmchen tränkte, um den Gestank mehr wohl aus dem Gedächtniß, als aus den Sinnen zu verdrängen.

An die Stelle der Heiterkeit war eine allgemeine Erbitterung getreten. Selbst die Damen weinten Thränen des Zornes über den der Gesellschaft angethanenen Schimpf. Die Herren aber rannten fluchend und Rache brütend den Saal auf und ab. In ernsten Sinnes versunken, ging der Baron von Fels umher. Plötzlich hielt er seine Schritte an.

*) Abgeleitet von eau de la reine, welches durch das Kölnische Wasser verdrängt wurde.

„Meine Herren und Damen!" sprach er. „Gönnen wir unsern Feinden für heute den Triumph unsere Freude gestört zu haben, wird es doch schwer halten, dieselbe für heute noch herzustellen. Nehmen wir deßhalb von unserem gastfreien Freunde Abschied. Aber auf morgen Mittag lade ich Sie sammt und sonders zu mir zur Tafel, und ich verspreche es Ihnen, Sie werden das Mahl nicht ohne Heiterkeit verlassen."

Diese Einladung, deren Schlußworte von Fels mit besonderer Betonung gesprochen hatte, wurde von Allen in der Hoffnung, daß ihnen dort Genugthuung verschafft werde, freundlich angenommen, und man schied für heute.

Am andern Tage fand sich unsere Gesellschaft wieder vollständig bei von Fels ein. Was aber auch der Hausherr und seine reizende Gattin aufgeboten hatten, und noch aufboten, ihre Gäste zu erheitern, so wollte es doch für den Anfang nicht gelingen, ein so heiteres Gelage herbeizuführen, wie dasjenige war, welches gestern auf eine so gehässige Weise unterbrochen wurde. Zwar verfehlten die feinen Weine auch heute nicht ganz ihre Wirkung, und mancher heitere Scherz wurde angeregt; indessen die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, spannte die Gemüther zu sehr, als daß einer der angeregten Gegenstände, die volle Aufmerksamkeit zu fesseln vermocht hätte. Kein Wunder also, daß die Unterhaltung kaum angeknüpft, bald wieder zu Boden fiel, und daß die geistreichsten Köpfe, denen die Belebung einer Gesellschaft sonst ein Spiel war, sich jetzt wahrhaft abmühen mußten, die Unterhaltung nicht ganz und gar stocken zu lassen.

Das Warten ist immer langweilig. Zum Glück hatte der geistreiche Hausherr diese Stimmung seiner Gäste vorhergesehen, und in dem trefflichen Musikcorps des Vierset'schen Regiments ein Palliativmittel dagegen gefunden, welches nicht nur die Lücke gut ausfüllte, sondern auch mit den beliebtesten, heitersten Musikstücken eine mäßig fröhliche Stimmung bis zum Dessert aufrecht erhielt.

Als man bis dahin gelangt war, wiederholte sich eine Scene des vorigen Tages. Wieder trat ein Kammerdiener ein und verkündete in ähnlicher Weise die Einsendung einer Pastete, und wieder befahl der Hausherr dieselbe hereinzubringen. Das Letztere überzeugte die Gäste, daß der sehnlich erwartete Augenblick der Genugthuung und Entgeltung herangenaht sei.

Als die Pastete von zwei Dienern hereingetragen wurde, drängte sich Alles heran. Wieder war sie riesig und kunstreich, demungeachtet war heute keiner in der Gesellschaft, dem die Neugierde erlaubt hätte, sie sorgfältig zu betrachten, vielmehr drang Jeder, sobald sie auf ein Seitentischchen niedergelassen war, in den Hausherrn, das Amt eines Truchseß an der Pastete auszuüben.

Von Fels weidet sich eine Zeit lang an der Spannung der Gesellschaft; endlich greift er zum blinkenden Messer. Ein Paar sorgfältig gezogene Schnitte in den Teig, dann ein Ruck, der Deckel fliegt herab, und hinaus und über die Köpfe der Umstehenden hinweg flattert ein Schwarm von Spatzen, mit rothen Tuchkragen um den Hals und

ähnlichen Ringen um die Beine, denn rothe Krägen und Aufschläge waren das Abzeichen des Regiments Kaunitz.

„Da fliegen sie," ruft mit Verachtung in Ton und Geberde von Fels, „die hungrigen Offiziere von Kaunitz!"

Lautes Lachen, donnernder Beifall erscholl unter den ihn enge umkreisenden Gästen.

Die scheuen Spatzen hatten sich zum Theil auf der verlassenen Tafel niedergelassen; einzelne begannen dort an den Brocken zu picken, und schienen so die ihnen beigelegte Eigenschaft hungrig bewahrheiten zu wollen. Da erscholl auf einmal der Ruf: „Hinaus mit den hungrigen Offizieren von Kaunitz!" Im Nu wurden Fenster und Thüren aufgerissen und ein tolles Treiben begann. Selbst die Damen griffen so hastig mit nach den Servietten, um an der wilden Jagd theilzunehmen, daß mancher Römer zu Boden fiel, und brechenden Herzens sein feuriges Rebenblut vergoß. Und: „Hinaus mit den hungrigen Offizieren von Kaunitz!" jubelte es aus allen Kehlen, während die Musik mit hellen Fanfaren, wie zur Attaque dazwischen schmetterte.

Einzelne der Gäste trieb die Lust an dieser Jagd bis auf die Straßen; da wurde sie dann von der Dienerschaft und den Umstehenden, welche die Musik angelockt hatte, fortgesetzt.

Natürlich verfehlte die liebe Straßenjugend nicht, sich lebhaft dabei zu betheiligen, und wo sich nur immer einer der armen Verfolgten blicken ließ, da war sie dahinter her, um ihn mit den Worten: „Fort mit dem hungrigen Kaunitzer Offizier," von dannen zu treiben. Selbst die unbefragten Spatzen entgingen am Ende der Verfolgung nicht, und mußten sich den Namen Kaunitzer gefallen lassen.

Aber auch der Haß der Alten fand in dem Scherze eine willkommene Nahrung. An bittern Bemerkungen fehlte es unter ihnen nicht, wie z. B.: „Alles, was Kaunitz heißt, taugt nichts; der schlechteste Wein, der schlechteste Minister, die schlechtesten Vögel, die schlechtesten Offiziere" u. s. w.

Im Hause des Barons von Fels tobte die wilde Lust bis an den andern Morgen, und der Jubel, das Singen, das Lachen, das Klingen und Springen wollte kein Ende nehmen, so daß die Nachbarn die Nacht kein Auge zu schließen vermochten. Als aber am hellen Morgen die Gäste meist selig zu den Wagen oder nach Hause taumelten, da gestanden sie alle preisend dem Wirth, ein solches Fest wie dieses hätten sie nie und nimmer verlebt.

Ein schwerer, bleierner Katzenjammer lagerte sich am andern Tage über die höhern Regionen in Luxemburg, den aber auszuschlafen, einigen kaum vergönnt bleiben sollte.

Dagegen herrschte jetzt die größte Wuth unter den Offizieren von Kaunitz; durften sie sich doch nicht auf den Straßen blicken lassen, ohne sich dem öffentlichen Spotte, ja mitunter selbst Beschimpfungen ausgesetzt zu sehen, die man ihnen nachrief. Noch am Abende des Festes selbst traten sie zusammen, und darüber waren alle einig, nur mit Blut könne solche Schmach abgewaschen werden.

Zwar waren die Gesetze gegen die Duelle zu jener Zeit nicht blos sehr streng, sondern sie wurden auch mit der größten Strenge gehandhabt, und derjenige, der im Kampfe fiel, war oft der minder Unglückliche, denn der Sieger, ja selbst die Sekundanten bedrohte der Tod des Verbrechers, und selbst ein ehrliches Begräbniß blieb ihnen versagt. Dennoch hieß es einstimmig, lieber allesammt auf dem Schaffot sterben, als diesen Schimpf ungeahndet ertragen!

Man muß es unter den obwaltenden Umständen fast bewundern, daß am Ende der Beschluß, der gefaßt wurde, nicht noch blutgieriger ausfiel, als dies in Wahrheit der Fall war; denn ihre Rache warf sich einzig auf den Baron von Fels, dem man durch Duelle den Garaus zu machen beschloß. In ihm, so meinte man, bestrafe man alle Andern.

„Und zugleich den eigentlichen Urheber der Beschimpfung," bemerkten einige jüngere Offiziere.

Bei diesen Worten erhob sich ein Hauptmann des Regiments. Es war ein Mann von etwa dreißig Jahren, den Hauptformen seines Körpers nach ein Apollo, den Muskeln nach ein Herkules. Die hochgeschwungenen Augenbrauen über dem edelgeschnittenen Antlitz schienen von Herzensgüte zu zeugen, doch lag auf der freien Stirne, die sich, nach der senkrechten Linie über der Nase hin, zusammenzudrängen schien, ein tiefer Ernst. Sein von Natur krauses Haar schien nicht übel Lust zu haben, sich rebellisch den Fesseln des Zopfes zu entwinden, und mit dem Puder den Staub einer alten, absterbenden Zeit abzuschütteln. Er ließ den Blick, der berufen und gewohnt schien, Massen zu beherrschen, und vor dem auch jetzt Alles verstummte, wie prüfend über die jüngeren Offiziere gleiten, dann sprach er mit ernster Stimme: „Wer der eigentliche Urheber dieser uns gewordenen Beschimpfung ist; wer sie durch jenen, gelinde gesprochen, höchst unpassenden Scherz, den ich nie gebilligt hätte, herbeigeführt hat, das will ich hier nicht näher untersuchen. Genug, sie ist uns durch von Fels angethan worden, und so mag denn eine ernste Forderung zwar, aber vorerst doch eine einzige Forderung nur an ihn ergehen. Damit bin ich einverstanden. Was dann später noch geschehen soll oder muß, das mag auch einer spätern Berathung anheimgestellt bleiben."

Zwar fand diese Beschränkung einigen Widerstand bei denjenigen, welche von der Wuth getrieben, weiter gehen wollten, doch fügten sich auch diese endlich in den Vorschlag, da derselbe ja die mögliche Durchsetzung ihrer Ansicht nicht aufhob, sondern nur aufschob.

Man kam darauf überein, daß Duellant und Sekundant, beide durch das Loos bestimmt werden sollten; wobei sich Jeder verpflichtete, dem ohne Widerrede zu entsprechen, was das Loos über ihn bestimme.

Sogleich schritt man zur Ausführung. Gleichmäßig zusammengefaltete Zettel, von denen die meisten Nieten waren, eins aber die Bezeichnung Duellant, ein anderes jene Sekundant trug, wurden in einem Kasquet zusammengeschüttelt.

Die Ziehung begann. Gleich beim Beginne zog der kräftig schöne Hauptmann das Loos als Sekundant. Es folgten eine Anzahl Nieten, bis endlich auf einen alten Major das Loos als Duellant fiel.

Kaum aber hatte er den Zettel entfaltet, als die Thränen ihm aus den Augen drangen. „Kameraden," rief er mit klagender Stimme, „ich fürchte als Soldat den Tod nicht; aber sprecht, wenn ich so falle, wer sorgt für mein armes Weib und meine armen sechs Kinder?" Dann warf er sich vor ihnen auf die Kniee, rang die Hände, und flehte sie an, ihn von seinem Loose zu entbinden.

Der Hauptmann war gerührt, und erklärte sich bereit, für ihn als Duellant einzutreten, wenn dagegen ein anderer ihn sekundiren wolle.

Die andern aber blieben hart, besonders diejenigen, die, je nach dem, noch eine Fortsetzung der Duelle im Schilde führten. „Wo sollte es hinführen," hieß es, „wenn jeder Einzelne seine Verhältnisse aufzählen wollte? Wenn es sich blos um den Kampf handle, so sei am Ende jeder von ihnen bereit; aber es handle sich um mehr im glücklichsten Falle selbst, um die gewisse Aussicht, aus seiner Carriere hinausgeworfen zu werden. Am Ende sei dieses bei einer eben erst begonnenen Carriere noch schlimmer, als bei einer ohnehin bald abgelaufenen. Was übrigens die Familie betreffe, so dürfe man dem Offiziercorps vertrauen, daß es hier seine Pflicht nicht ganz verkennen werde.

Als der Major sah, daß sein Flehen vergeblich sei, faßte er sich als Mann, und schlug selbst den Vorschlag des Hauptmanns aus, mit ihm die Rolle zu wechseln, indem er bemerkte: „Jetzt wird es mir zur Ehrensache, zu beweisen, daß nicht Mangel an persönlichem Muthe mich schwach erscheinen ließ. Was dagegen Weib und Kind betrifft, so mahne ich Euch ernstlich an Euer Versprechen!"

Man ließ es an Versicherungen nicht ermangeln, und so verblieb es bei der Bestimmung des Looses.

Bei der Bereitwilligkeit, mit welcher von Fels auf das Duell einging, genügte der folgende Tag mehr als hinlänglich, um alle Vorbereitungen zu treffen, und schon die nächste Morgendämmerung traf beide Parteien auf dem Wege nach einem, eine Viertelstunde von Luxemburg gelegenen, verfallenen Kapellchen.

Als der Hauptmann mit dem Major die Anhöhe erstieg, auf welcher das letztere lag, wandte er sich um, und blickte auf die feste Stadt, die auf einem steilen Felsen liegt, um den sich ein einziger Weg in mäandrischen Windungen hinaufzieht, bald sich verlierend, bald wieder vor's Auge tretend, auf jeder Wendung eine Befestigung zeigend, welche nicht blos den Weg zu schließen vermag, sondern auch geeignet ist, von ihr herab den unteren Zugang zu bestreichen.

Der Hauptmann hielt einen Augenblick seinen Schritt an, faßte seines Begleiters Hand und sprach: „Lieber Major, wenn wir heute beide, was ich wünsche und hoffe, diesen Ort wieder verlassen, so wird unser Lebenspfad verschlungen, voll Hemmungen und Gefahren sein, wie es dort der Weg für ein Belagerungscorps ist. Schauen Sie hin! Sollte man nicht sagen, diese Hindernisse seien unübersteiglich? Und am Ende schlägt sich ein wackeres Heer doch durch!"

Der Major entgegnete stumm seinen Händedruck, denn seine Gedanken weilten bei den Seinen.

Der feuerige von Fels war schon vor ihnen am Orte des Stelldicheins. Als sie hinzutraten, schien er sein Auge



nicht ohne Wehmuth auf eine Rauchsäule gerichtet zu haben, die aus jener Gegend der Stadt aufstieg, wo seine Wohnung lag.

Die üblichen Begrüßungen finden statt. Bald ist das Feld gemessen, Sonne und Wind getheilt, die beiden Kämpfer werfen Rock und Weste ab, und treten sich mit entblößter Brust und mit blinkendem Degen gegenüber. Die Klingen werden gekreuzt, und durch jene der Sekundanten gebunden, bis diese unter dem Commando: „Los!" die ihrigen zurückziehen.

Der Kampf beginnt. Wüthend dringt der Baron auf den Major ein, während dieser, der seinem jugendlichen Gegner kaum gewachsen erscheint, vorerst nur vertheidigend verfährt. Zwei Gänge bleiben ohne Erfolg, endlich im dritten gelingt es von Fels, dem Offizier eine bedeutende Wunde in den linken Arm zu versetzen.

Die Sekundanten springen ein, und erklären, es sei der Ehre genug gethan.

„Nicht eher, bis einer von uns beiden auf dem Platze bleibt!" ruft von Fels, und dringt auf Fortsetzung des Gefechtes.

Auch der Major, bei dem das fließende Blut die Kampfeslust gesteigert hat, stimmt darin ein, und da er noch vollständig kampffähig war, so konnten die Sekundanten nichts dagegen einwenden.

Der vierte Gang beginnt. In diesem Augenblicke erhob sich die Sonne über dem Horizonte. Ihre Strahlen beginnen von Fels zu belästigen. Mit vorgehaltenem Degen sich vertheidigend, zieht er sich zurück; heftig dringt sein Gegner nach; da strauchelt des Barons Ferse an einem Grenzsteine, und bei der ersten zuckenden Bewegung des Armes, die dieses veranlaßt, durchfährt ihn des Majors Degen bis an's Heft.

Noch waren keine achtunddreißig Stunden verflossen, seitdem von Fels die Spatzen die hungrigen Offiziere von Kaunitz nannte, und schon lag er ein Opfer der Rache der Letzteren todt am Boden.

Wir unterlassen es den Schmerz seiner Gattin, die tiefe Betrübniß seiner Freunde zu schildern, als diese den traurigen Ausgang des Kampfes vernahmen. Es bedurfte des ganzen Einflusses seiner angesehenen Verbindung, um es nur durchzusetzen, daß seine Leiche auf geweihtem Boden beerdiget werden durfte.

Aber auch auf Seiten der Sieger war die Freude über den Triumph nicht allzu groß. Beide, der Hauptmann sowohl als der Major, mußten fliehen. Letzterer trotz seiner Wunde. Die Erhaltung seiner Familie war denn doch für das Offiziercorps keine geringe Last, und er hatte zu befürchten, daß es dabei eben nicht zu reichlich hergehen möchte, ganz abgesehen von seinen Sorgen für sein eigenes, persönliches Geschick.

Aber auch den Hauptmann traf der Vorfall schwer. Er hatte Gelegenheit gefunden, sich in dem Türkenkriege auszuzeichnen; jeden Augenblick durfte er der Verleihung des Marien-Theresien-Ordens entgegensehen; die glänzendste Carriere war ihm geöffnet gewesen, und hatte sich jetzt plötzlich für ihn verschlossen.

Ganz Luxemburg war getheilt in tiefe Trauer und Betrübniß, aber noch waren die Geschicke nicht alle erfüllt, zu deren Gewebe diese Begebenheit mit einen Faden liefern mußte.

Anderthalb Jahrzehnde mögen seitdem verflossen sein, da finden wir in einem fremden Welttheile, in der Glut einer südlichen Sonne, ein kleines sonnenverbranntes Heer von Europäern, im blutigen Kampfe mit den Eingebornen des Landes. — Achtfach überlegen ist der Feind. Aber hoch zu Roß sitzt der Führer der Europäer, eine Heldenfigur, kräftig wie Herkules, hoch wie Apollo. Stolz schäumt unter der edlen Last der Araberhengst, mit den weiten, schnaubenden Nüstern; und doch trägt er ihn, wie im Fluge bald hier hin, bald dort hin, daß dem Reiter das krause, phantastisch verworrene Haar im Winde flattert. Der aber läßt den Blick, berufen und gewohnt, die Massen zu beherrschen, ruhig prüfend über das Schlachtfeld schweifen. Bald weiß er hier einem drohenden Nachtheil zu begegnen, bald dort einen unscheinbaren Vortheil zum Erfolg auszubeuten, bis endlich die bunten Schaaren des Feindes, unter dem donnernden „Viktoria" der Seinen, den Rücken zeigen, und in wilder Flucht von dannen rennen.

Aber keine Ruhe läßt nach dem schweren Kampfe der Feldherr seinen Kriegern, bis in die Wüste treibt er den zersprengten Feind. Im Fluge werden die vor Kurzem geräumten Festungen des Landes wieder genommen, bis ihm vor der Hauptstadt noch einmal ernstlich die Spitze geboten wird. Mit der Wuth der Verzweiflung kämpfen die Eingebornen, sind doch die Eindringlinge nicht blos Feinde ihres Landes, sondern auch Feinde ihres Glaubens. Welche Hindernisse sich aber auch entgegenstemmen, das Genie des Feldherrn weiß sie alle zu überwältigen, und über Trümmer bahnt er sich den Weg, bis in den letzten Zufluchtsort der Vertheidiger.

Schwer mußten die Gegner ihren Widerstand zahlen. Mehreren Tausend Landeskindern kostete er das Leben; sechs Hundert Häuser gingen in Flammen auf, und stürzten in Schutt und Asche zusammen. Und daß sie diese blutigen Niederlagen, allen diesen Jammer und dieses Elend nicht erlitten hätten, ohne die überwiegenden Fähigkeiten des Feldherrn, darüber herrschte bei ihnen kein Zweifel, so daß sich ihr ganzer, versteckt kochender Grimm einzig gegen ihn richtete, und das Opfer sollte ihm nicht entgehen; der Dolch eines wüthenden Fanatikers trifft den Feldherrn tödtlich, als er sich eben lustwandelnd im Garten ergeht.

Unbeschreiblich ist der Schmerz des Heeres über seinen Verlust; und — seinen Tod zu sühnen, muß manches Opfer in bitteren Qualen verbluten. Als aber der Mann, der berufen war, bald darauf die Geschicke Europas mit eiserner Faust zu leiten, diese Todesnachricht erhielt, da athmete er hoch auf, denn der allein gefürchtete Nebenbuhler war verschieden.

Jetzt, in einer großen Stadt, erblicken wir auf hohem Postament eine kolossale Erzstatue. Es ist eine hohe, kräftige Gestalt. Die Rechte greift zum Schwerte. Ueber den

antik schönen Zügen flattert wild phantastisch das krause Haar. Der Blick, berufen und gewohnt die Menge zu beherrschen, scheint ruhig prüfend umherzuschweifen. Die hochgeschwungenen Augenbrauen zeugen von Gutmüthigkeit, aber ein tiefer Ernst liegt auf der hohen Stirne, die sich nach der senkrechten Linie über der Nase zusammenzudrängen scheint. Wir kennen diesen Blick, diese Miene! Ist es doch, als wollte die Gestalt den Mund öffnen, und wie damals sagen: „Wer der eigentliche Urheber jener Beschimpfung ist, wer sie durch jenen, gelinde gesprochen, höchst unpassenden Scherz, den ich nie gebilligt hätte, herbeigeführt hat, will ich hier nicht näher untersuchen.“

Was zuckst du so finster die wohlwollenden Brauen, eherner Held? Liegt dir noch immer die Luxemburger Pastete im Magen? Zürne nicht ferner über den unpassenden Scherz, denn eigentlich bist du doch nur durch ihn da oben hinauf gekommen. Ohne jene Pastete nicht jenes Duell, nicht deine Flucht, und nicht deine Heimkehr. Ohne sie trafst du nicht nach der ausgebrochenen Revolution unter die Carmagnolen, sondern führtest wohl unter Oesterreichs Fahnen andere Untergebene gegen deine späteren Kameraden. Ob zur Niederlage, — ob zum Siege, — wer vermag dies Räthsel des Geschickes zu lösen?

Doch wo sind wir? — Wer bist du? — Die Stadt, dies lehrt uns der gothisch durchbrochene Helm des Münsters, der über den Dächern emporragt, heißt Straßburg; der eherne Held aber, dies lehrt uns die Inschrift, heißt: Johann Baptist Kleber, geb. 1753 zu Straßburg, gest. durch Mörderhand am 4. Juni 1800 in Cairo.

Aus welchen sonderbaren Faden wird nicht das Geschick zusammengewoben. Sollte man es glauben, wenn man heute in irgend einer entlegenen Stadt in Deutschland in froher Weinlaune eine Pastete anschneidet, daß das einem fremden, fernen Volke, in einem andern Welttheile zu einer theueren Pastete werden könnte? —

G. Cramer.

Karls V. Wiegenzeit.

Der burgundischen Erbin einziger Sohn, hatte Erzherzog Philipp gleichwohl vielfältig den Leidenskelch, welcher jedem Begründer einer neuen Dynastie beschieden, leeren müssen. Aehnliche Trübsal seiner Nachkommenschaft zu ersparen, brachte er fleißig zur Anwendung die in dem Verkehr mit seinem launenhaften Volke gesammelten Erfahrungen. Ihm war besonders die Wichtigkeit, welche für seinen Großvater, den kühnen Karl, die treue Anhänglichkeit der Stadt Mecheln, seiner Geburtsstadt gehabt, aufgefallen. Durch ein gleiches Band seinem Sohne, falls dergleichen der Himmel ihm bescheeren sollte, die Metropole der Niederlande, das stolze Gent zu versichern, wurde ihm die dringlichste Aufgabe. Vermählt seit dem 21. Oktober 1496, mit der Infantin Johanna, der zweitgebornen Tochter der katholischen Könige Ferdinand und Isabella, war er am 15. November 1498 Vater der Erzherzogin Eleonora geworden. In der Erwartung des zweiten Wochenbettes befand sich jetzt Frau Johanna, und es führte, seine Absicht verfolgend, der durchlauchtigste Gemahl sie nach Gent. Hier bewohnte sie den Prinsenhof, und in dem unansehnlichsten von dessen Räumen, wurde sie am 25. Februar 1500, an des heiligen Zwölfboten Matthias festlichem Tage, an einem Schalttage des Morgens 4 Minuten vor 5 Uhr, von einem Prinzen entbunden. Unaussprechliche Freude empfanden um das Ereigniß die Eltern, die Stadt Gent, die Niederlande, nicht mindere Freude erhob sich an dem Hofe von Castilien, dessen Hoffnungen alle auf den Neugebornen angewiesen. Denn es hatten die katholischen Könige ihren einzigen Sohn, den Infanten Johann (gest. ohne Nachkommenschaft den 4. Oktober 1497), wie auch ihre älteste Tochter, die an den König Emanuel von Portugal vermählte Infantin Isabella (gest. 23. August 1498) überleben müssen, und die schwächliche Gesundheit ihres Enkels, des von den Córtes von Castilien und Aragon bereits anerkannten Thronfolgers, des Infanten Michael von Portugal, ließ das Schlimmste um ihn befürchten, wie er denn auch noch in des Jahres Lauf, den 20. Juli 1500, seiner Mutter in die Ewigkeit folgte. Des Thrones nächste Erbin ward demnach die Infantin Johanna, oder für den Fall ihres tödtlichen Abganges, der neugeborne Prinz. Gleichwohl konnte die Großmutter, das Ereigniß begrüßend, zum erstenmal hörend von ihm, der berufen, ihre mühselige Schöpfung zu vervollständigen, einen Anflug von Trauer um den Verlust geliebter Kinder bei dem Hinblick auf den Geburtstag des künftigen Kaisers nicht unterdrücken. „Matthias hat das Loos gewonnen,“ sprach prophetisch, in den Worten der Apostelgeschichte, I. 26. die Königin von Castilien.

Im Widerspruche zu französischer Hofsitte sollte am dreizehnten Tage schon der Neugeborne die Weihe der Taufe empfangen. Der Stadt Gent Vorkehrungen für diesen feierlichen Akt waren ihrer Begeisterung, ihres Reichthumes würdig. Von dem Prinsenhof bis zu der Johannis-Kirche (der heutige Dom), im Herzen der Stadt, ein Raum von 700 Armlängen, war aus polirtem Holz ein Viaduct erbauet, der an 3 Fuß über das Straßenpflaster sich erhebend, in einer Breite von zwei Armlängen dem Taufgefolge, das von dem Prinsenhof nach St. Johann gehen mußte, hinlänglichen Raum bot. Das ihn abschließende Geländer war durch dreimal 13 Thüren, in drei Abtheilungen, unterbrochen; jede Abtheilung endigte mit einer 13ten großen Thüre, von denen die erste als die Pforte der Gerechtigkeit, die andere als die Friedenspforte bezeichnet; auf einer jeden Thüre waren die Wappen der sämmtlichen niederländischen Provinzen, ein jedes kunstgerecht nach seinen Farben ausgeführt. Von Licht strahlten diese Thüren und der Gang überhaupt, als am späten Abend, Dienstag 9. März, die Stunde schlug für die feierliche Handlung; über 10,000 Fackeln hatten die Wachsbleichen geliefert, ungerechnet diejenigen, so durch Privatpersonen angeschafft. Denn Reich und Arm wetteiferte in dem Ausdruck der Freude, wenn auch Keiner es dem reichen Sammethändler, Meister Martin gleich zu thun vermochte. An seines Hauses Fronte, die in symmetrischer Abwechslung mit Tuch, Sammet und Damast bekleidet, war ein Gerüst errichtet, zu tragen des

Landes theuersten Schmuck: 50 stattliche auserlesene Männer, die Arme ausgestreckt, in jeder Hand einen silbernen Armleuchter mit Wachskerzen besteckt; zu den athletischen Gestalten bildeten einen freundlichen Gegensatz des Hausherrn drei Kinder, vorab die einzige Tochter, welche, indem die Hauptgruppe des Taufgefolges vorüberzog, mit ihrem Tragsessel herabgelassen wurde von dem Söller, und vor dem Täufling niederknieend, eine goldene Schale ihm darbot, während aus allen Fenstern des Hauses ein Regen von Gold- und Silbermünzen auf das fröhliche Gewühl in der Tiefe niederfiel. Auf der Leye, durch welche der Stadt ungleich größere Hälfte von dem Prinsenhof geschieden, schwamm, durch 600—700 Fackeln beleuchtet, ein Schiff räumig genug, um die sämmtlichen Stadtpfeifer zu fassen, als welche abwechselnd die lustigsten oder die zärtlichsten Weisen vortrugen. Von der Zinne des stolzen Thurmes Mamelok, Béfroi zu Französisch genannt, bis zu des Kirchthurms von St. Nicolaus spitzaufsteigendem Dach, die Länge einer ansehnlichen Straße, war hoch in den Wolken eine Brücke von Tauwerk gespannt, und durch Fackeln und papierne Laternen dergestalten erleuchtet, daß die benachbarten Ortschaften die ganze Stadt in Flammen wähnten. Flammen spie auch der Drache auf dem Mamelok, aus dem Rachen und aus dem Schwanze warf er unaufhörlich griechisches Feuer aus. In der schwindelnden Höhe trieb der Erfinder des sinnreichen Kunstwerkes sich unverdrossen und lustig auf und nieder, über leichte Holztafeln, die in abgemessenen Distanzen dem Tauwerk eingeschaltet, lief er behend und sicher, als fuße er auf Felsengrund, wie zumal auffallend, als er ein Wagenrad neben dem Wetterhahn auf St. Niclasen Thurm aufzustellen unternahm, und demnächst über besagtem Rade mehre brennende Fackeln, der ganzen Illumination eine stralende Krone, anbrachte.

Tobender Jubel ob der nie gesehenen Herrlichkeiten waltete unter dem Volke, aber Keiner der Hunderttausende von Zuschauern hatte ferners Augen für das in allen Richtungen wogende Feuermeer, als endlich langsam und feierlich der unübersehbare Zug, von dem Prinsenhof ausgegangen, über den Viaduct gegen St. Johann hinab sich wälzte. Es entfalteten sich an der Spitze, von ihren Ambachts-Herren angeführt, die unübersehbaren Reihen der Zünfte, denen unmittelbar die Justizbehörden sich anschloßen. Es folgten 600 Edelleute, jeder eine brennende Wachskerze in der Hand, 200 Ritter in festlichem Schmuck, die fürstlichen Räthe, die Ritter des Vließordens, zwischen einem Spalier von wenigstens 1500 Fackelträgern sich bewegend. Die Taufkerze trug der junge Graf von Nassau, Heinrich III., das Salzfaß der Sire de Fiennes, Jacob III. von Luxemburg, das Becken der Bastard von Burgund (genauer Antons des Großbastards von Burgund ehelicher Sohn), Herr Philipp, der Admiral von Flandern, das Chorhemde der Sire de Roeux, Ferry von Croy. Karl von Croy, der Fürst von Chimay, gab die rechte Hand der Erzherzogin Margaretha, die noch in Trauerkleidern, sintemalen sie als des Infanten Johann von Castilien Wittwe unlängst aus Spanien heimgekehrt war. Ihr folgten zwei Wäpelinge, in unermüdlicher Thätigkeit der eine Gold-, Silbermünzen der andere auswerfend, unmittelbar vorgehend der hehren Frau, so in gedoppeltem Schiffbruch des väterlichen und des angeheiratheten Hauses, um so ehrwürdiger erschien in der zwiefachen Leidenskrone. Wie zu demselben Zwecke vor 22 Jahren den Stiefenkel, so hielt jetzt Margaretha von York, des Herzogs Karl von Burgund Wittwe, in ihren Armen den Urenkel. Geführt auf der einen Seite von Johann von Berg (Johann VI. von Glimes Herr von Berg-op-Zoom), auf der andern Seite von dem Herrn von Saimpy, von Michael von Croy, dem Großbart, der auf der langen Reise von Granada zu den Pyrenäen, und weiter durch Frankreich der Erzherzogin Margaretha Begleiter gewesen, wurde sie allerwärts in jubelnder Verehrung, die wohl geeignet, manches Leid zu versüßen, empfangen. Ihr folgte auf dem Fuße der Sire de Ville, Johann von Luxemburg, in seinen Armen tragend die Erzherzogin Eleonora, welche heute zum erstenmal den Gentern vorgezeigt, eine nicht minder würdige Aufregung veranlaßte.

Unter dem unaufhörlichen wüthigen Ruf: vive Bourgogne! gelangte das Taufgefolge nach St. Johann, und in diesem Münster verrichtete die heilige Handlung Peter Quick, der burgundische Bischof von Tournay. Der Gevattern oder eigentlichen Taufzeugen waren vier; die beiden Margarethen, die Urgroßmutter und die Tante, der Fürst von Chimay und der Herr von Berg-op-Zoom. Der Fürst, als der Hauptpathe, verdankte die ihm gewordene Ehre vornehmlich dem Wunsche des Vaters, daß der Namen des letzten Herzogs von Burgund, des kühnen Karl, in dem Urenkel wieder aufleben möge, er ließ sich jedoch durch solchen Umstand nicht abhalten, seinem Pathen ein fürstliches Pathengeschenk darzubringen, einen silbernen Helm, dem als Helmzier ein goldener, von Flammen umschlossener Phönix, Alles von der auserlesensten Arbeit, aufgesetzt. Die Erzherzogin-Infantin gab eine goldene, in Edelgestein gefaßte Schale, deren Deckel ein Rubin-Ballas von seltener Größe und hohem Werthe zierte, die verwittwete Herzogin von Burgund eine andere, aus Gold, Perlen und Diamanten, aus den seltensten Gemmen zusammengesetzte Schale, der Herr von Berg-op-Zoom einen goldenen Degen. Diesen eigentlichen Pathengeschenken fügte die Stadt Gent ein Schifflein hinzu, das in Silber etwa 100 Mark schwer, in der Arbeit ein Meisterwerk zu nennen; die vereinigten Aebte der Grafschaft Flandern überreichten, als die kostbarste aller Gaben, ein Neues Testament, mit der Ueberschrift: Scrutamini Scripturas, der Vater endlich verlieh dem Täufling das Herzogthum Luxemburg, und führte Karl deshalb, als Erbprinz, den Titel eines Herzogs von Luxemburg, in dem Styl des burgundischen Hofes eine erhebliche Neuerung. Der einzige Johann der Unerschrockene hatte bei des Vaters Lebzeiten Graf von Nevers geheißen, dieses Johanns Sohn, Philipp der Gütige, sein Enkel, Karl der Kühne, sein Urenkel, Philipp der Schöne, nannten sich Grafen von Charolais. Eine andere, für den Herzog von Luxemburg unstreitig wichtigere Angelegenheit, war schon früher regulirt gewesen; die für ihn bestellte Amme Anna Sterel, eines Hofjunkers ehelich Gemahl, eine ächte Brabänterin, von Körper und Geist, scheint ihrem Säugling

viele der Eigenschaften, die später ihn zu dem Idol seiner unmittelbaren Umgebung machen sollten, eingeimpft zu haben. Ihrer Liebenswürdigkeit verdankte Frau Sterel die Auszeichnung, daß sie auch nach der Entwöhnung die Aufsicht über des Prinzen Person beibehalten durfte, ohne daß sie in Bezug auf ihn von irgend jemanden, außer von der Fürstin von Chimay, Louise von Albret, des Königs von Navarra Schwester, Befehle anzunehmen gehabt hätte.

Entwöhnt mochte der Herzog von Luxemburg sein, als die Politik ihm eine eheliche Verbindung zudachte. Ludwig XII., der König von Frankreich wünschte angelegentlichst für das kürzlich eroberte Mailand die kaiserliche Belehnung zu erhalten, nebenbei auch die wenigstens dem Namen nach fortbestehende Feindschaft durch einen Friedensvertrag mit dem Kaiser, allenfalls auch durch Waffenstillstand zu beseitigen. Das glaubte er am sichersten durch des Erzherzogs Philipp Vermittlung erreichen zu können, angesehen dessen Interessen, dessen Wünsche auf den Vater gebieterischen Einfluß zu üben pflegten. Der Theilnahme Philipps sich zu versichern, ließ der König die Vermählung seiner, zur Zeit einzigen Tochter Claudia, geb. 13. Oct. 1499, mit dem Erzherzog Karl in Vorschlag bringen, und sollte die Prinzessin ihrer Mutter Erbland, Bretagne, oder nach einer andern Lesart Mailand zur Mitgift haben. Einer solchen Lockung vermochte Philipp nicht zu widerstehen; seine unausgesetzten Bemühungen führten, Anfangs des Jahres 1501, zu einem Waffenstillstand, dem am 13. Dec. d. J. der in Trient abgeschlossene Friedensvertrag folgte. Vorher hatte Philipp nach Frankreich eine Gesandtschaft, deren Häupter der Erzbischof von Besançon, Franz von Busleyden, und der Sire de Olievres, Wilhelm von Croy, abgefertigt, und durch sie die projektirte Vermählung abschließen lassen. Der beiden Kinder Verlobung erfolgte zu Lyon 12. Aug. 1501; am 18. Juli war die Erzherzogin von ihrem dritten Kinde, von der Prinzessin Isabella, entbunden worden, ein Umstand, der sie zwar nicht verhinderte, in die Reise nach Spanien dem Gemahl zu folgen.

Dem Zwecke der Reise, Anerkennung durch die Córtes von Castilien und Aragon des Thronfolgerechtes der Erzherzogin-Infantin, mußte, konnte jede andere Rücksicht nachfolgen, sobald für die Sicherheit der Grenzen und die Pflege der Kinder die geziemende Vorkehrung getroffen. Alle drei ließ Philipp sie nach Mechelen bringen, dann bestellte er zu seinem „Lieutenant-général et principal gouverneur, tant de messieurs ses enfans comme de ses pais“, den Grafen Engelbert II. von Nassau, so daß demselben hinsichtlich der Kinder der Kanzler Thomas de Plaine, Herr auf Maigny, der Bischof von Lüttich, Johann von Hoorn, ferner Cornelius de Berghes und der Sire de Beersel, Heinrich von Wittem, beigeordnet. Die Reise ging, unter Begleitung eines zahlreichen Hofstaates, über Mons, Valenciennes, Chambray nach der französischen Grenze, denn, im Gegensatze zu den mißtrauischen Gewohnheiten des Jahrhunderts, hatte Philipp für den Landweg sich entschieden. St. Quentin erreichten die Reisenden den 13., Paris den 25. November, Blois den 7. December. Feierlich nicht nur, auch herzlich war der Empfang, welchen hier der König und die Königin von Frankreich ihnen bereiteten. Der König erwartete seine Gäste in einem herrlichen Stuhle sitzend und hatte eine Leibwache von 400 Schweizern oder Schotten um sich, die in Schuppenröcke von vergoldetem Silber gekleidet, von der äußersten Pforte an bis zu des Königs Thron aufgestellt waren. Als er den Erzherzog herankommen sah, erhob er sich, dem Gaste einige Schritte weit, so gut als sein Podagra ihm das erlaubte, entgegenzugehen. Nach gegenseitigen Begrüßungen wurde der Erzherzog von denen, die ihn nach Hof begleitet hatten, zur Herberge geführt. Als es Nacht geworden, fanden die fürstlichen Personen bei der Tafel sich wieder zusammen, und während später die Anderen tanzten und sprangen, oder zusahen, spielte König Ludwig um einige tausend Kronen Karte. Das Spiel, damals hoch beliebt, ist heutigen Tages unter dem Namen Fluere bekannt.

Auch der Schwiegertochter einen Besuch abzustatten, legten die Gesetze der Etikette den künftigen Schwiegereltern auf. „Madame Claude fit, selon son age, les honneurs à son appartenir, comme saige et bien apprinse.“ Am andern Tage „la roynne presenta à la princesse de Castille sa fille Claudine toute nue etc.“ Die Veranlassung zu so ungewöhnlicher Verhandlung wird nicht erzählt, möchte auch kaum zu errathen sein, da die französischen Geschichtschreiber in gewohnter Zuverlässigkeit die Mutter, die Königin Anna, als das Urbild aller Schönheit darstellen. Aber ein treuherziger Rothweiler, „ein ernster und redlicher, der Altrömischen Hoheit nicht fremder Mann“, der Chronikschreiber, Schulmeister und Arzt Valerius Ruod Anshelm genannt, der, als ein biederer Alemannier, gewohnt, Alles mit Namen zu nennen, hat das Geheimniß offenbart. Trocken berichtet er, die Königin Anna, die gerühmte Schönheit, sei eigentlich ein Agglomerat von eitel Höcker gewesen, daher sie in der ersten Ehe lauter ungestalte Frucht, und auch diese unreif zur Welt gebracht. Daß Madame Claude nicht ungestalt, nicht unreif geboren, sollte der künftigen Schwiegermutter dargethan werden, und scheint befriedigend die Besichtigung ausgefallen zu sein, denn Johanna schenkte dem Kindlein einen Ring von 2000 Gulden Werth. Ueberhaupt waren beispiellos die Freuden und Freundschaftbezeigungen; „quil n'est langue qui le saroit raconter, il sem'bloit que jamais guerre n'auroit entre eux.“

Vier volle Tage wurden in abwechselnden Lustbarkeiten zugebracht, dann beurlaubte sich der Erzherzog, bis Amboisz zwar von dem König geleitet; in kurzen Tagereisen, über Tours, Poitiers, Lusignan, Bayonne gelangten Ludwigs XII. Gäste nach Fuenterabia, wo sie am 28. Januar 1502 von dem Condestable von Castilien, von dem Herzog von Nájera und von dessen Sohn, dem Grafen von Treviño, endlich von dem Groß-Comendador des S. Jago-Ordens, von Don Gutierre de Cardenas empfangen wurden. Der Groß-Comendador, ein Herr von fast 70 Jahren, beritten auf einem Roß, deß Steigbügel, Gebiß und ganzer Schmuck von lauterem Golde, trug eine „schöne Rede vor, darin die Spanier, vermöge ihrer dem Lateinischen verwandten Sprache

ein Sonderliches thun." In der Reise weiterm Verlauf, zunächst durch die Landschaften Guipuscoa und Alava, „war es dem Erzherzog eine überaus große Lust, daß ihm in den Dörfern und Flecken hin und wieder Mädchen und Jungfrauen mit abgeschnittenen Haaren begegneten, die in ihrer gar besonderen Sprache sangen: Wir sind ebensowohl als der König von Adel, und so du selbst ein ehrlicher und edler Herr bist, gib uns etwas, wofür wir einen Tanz halten und einen guten Tag haben mögen." Aller Orten, namentlich zu Vitoria, Burgos, Valladolid, Segovia, Madrid wurden die Reisenden von den Granden, dem Adel und den Bischöfen mit Pauken und Pfeifen empfangen, und es pflegten bei solchen Gelegenheiten die Trompeter und Heerpauker voranzugehen, die Edelleute und Grafen folgten, und zuletzt kam der Fürst zwischen zweien Grafen oder Herzogen, „wobei gemeiniglich ein Possenreißer sich befindet, der herausstreicht, wie reich der Prinz sei, was für Thaten er vollbracht habe, wie viele Unterthanen er besitze, und was man sonst zu seinem Ruhm dienlich erachtet. In Toledo gewärtigten König Ferdinand und Isabella der Ankunft ihres Eidams und ihrer Tochter mit Verlangen, und hatten 1500 Fürsten, Herren und vornehme Edelleute zu Fuß um sich versammelt, die den Erzherzog am 7. Mai mit großer Ehrerbietung empfingen, und mit Trompeten und Heertrommeln nach der Stadt begleiteten, worin er für mehrere Monate seinen Aufenthalt nahm."

v. Stramberg.

Aus dem ungedruckten Werke: Vater und Sohn; Karl V. und Philipp II., ihre Diener und Gegner.

Märchen

von Ludwig Bechstein.



Es war einmal ein schöner ritterlicher Jüngling, der hieß Theobald, und besaß in einer wald- und felsreichen Gegend, wo vieler Bergbau betrieben wurde, ein prächtiges Schloß. Theobald hatte weder Eltern noch Geschwister; er wohnte mit seinen nicht zahlreichen Dienern ganz allein in dem Schloße, in welchem es oft sehr einsam war, denn Theo-

bald zog tagelang in Wäldern und Feldern umher, und vertrieb sich die Zeit mit Jagen; doch that er das nicht aus Grausamkeit und Lust am Tödten unschuldiger Thiere, sondern mehr aus Güte, indem er hauptsächlich darauf ausging, schädliche Thiere zu vertilgen, die seinen Unterthanen zur Last waren, Bären, Wölfe, Luxe, wilde Katzen, Adler und Geier und sonstiges Raubzeug, welches es damals noch viel häufiger gab, als jetzt.

Theobald war sehr fromm. Seinem Schlosse gegenüber erhob sich ein steiler Hügel, an dessen Seite Felsen starrten und die Oeffnungen mehrerer verfallener Schachte gähnten; oben auf der Spitze war ein hohes Crucifix aufgerichtet, welches der Lehrer Theobalds hatte errichten lassen, der erst ein Mönch gewesen, dann ein Einsiedler am Fuße des Berges geworden, und endlich gestorben war. Theobald hatte diesen frommen und tugendhaften Greis am Fuße des Crucifixes begraben lassen, und stieg an jedem Morgen, wenn er zur Jagd auszog, erst dort hinauf, um zu beten.

Ein Sommertag dämmerte auf, es war erst zwei Uhr, und im Osten begann sich's schon magisch zu lichten, während über allen Thälern noch tiefe Nacht schattete, und die Fittiche des Schlummers ihre Bewohner überhüllten. Horch — da regte sich's in einem der verfallenen Schachte, da rollte es wie abbröckelndes Gestein in die Tiefe im Bergesschooß — da bewegten sich die träumenden Grashalme am Schachtloch, erfaßt von kleinen, ganz kleinen Händchen, die aus der Tiefe heraufgriffen, und da hoben sich zwei winzige Zwerglein aus dem Geklüft und Gestein, ganz nette Kerlchen, wenn sie Einer nur hätte deutlich sehen können. Sie hatten graue Hütchen auf, von der Gestalt der Fingerhutblüthe, braune Röckchen an, hatten große Augen, welche wie Bergkrystalle blitzten, krumme Nasen und breite Lippen. Und noch etwas war krumm an diesen kleinen Gestalten, das waren ihre Beinchen, die sich mehr der Sichelform, als der Gertenform näherten.

Jeder von ihnen hatte einen allerliebsten kleinen Käfig auf dem Rücken, wie ein Fliegenhäuschen gestaltet, der war von Golddraht geflochten; diese Käfige nahmen sie jetzt ab, stellten sie auf den Boden, und schnauften aus, denn das Steigen aus dem Schacht hatte sie angegriffen.

Was wollten denn die Zwerglein so in aller Frühe auf der Oberfläche der Erde, im thaufeuchten Waldgras und unter den schlummernden Blumen am kaum grauenden Morgen?

Ei — Bienen wollten sie fangen, die winzigen Jäger, und die Gefangenen hinabtragen in ihr Reich, das Reich der Unterirdischen, daß sie ihren Honig sammelten, denn die Zwerglein sind Leckermäuler, und unten bei ihnen da wächst wohl Salz, aber kein Honig. Es gibt keinen einzigen süßen Stein, und obschon es einen Honigstein gibt, so heißt dieser doch nur so, weil er wie Honig aussieht, schmeckt aber nach gar nichts. Die Zwerglein hatten auch Namen von Steinen, der eine hieß Spinell, der andere Beryll.

Nun gingen die Zwerge an ihre Arbeit des Bienenfangens, die ihnen gar leicht war, denn die Bienchen schliefen alle noch, saßen in Blumenkelchen tief eingegraben in die Staubfädenfülle und träumten von süßen Nektarkelchen in den Blumen, daraus sie mit vollen Zügen tranken und von dem Blumengolde, dem Wachse, daraus sie ihre Zellen bauen, und von ihrer schönen Königin und fröhlichen Bienenschwärmen. Da nahm die Hand der Zwerge eine Biene nach der andern bei den Flügeln und steckte sie in die kleinen Käfige, und die Bienen wußten nicht, wie ihnen geschah, und wachten erst nach und nach auf und summsten und schnurrten im Häuslein herum und konnten nicht wieder heraus.

Nun wurde es immer heller und heller am reinen Morgenhimmel, und die Zwerge hatten für heute Bienen genug und auch noch Zeit genug, und da spielten sie Haschemännchen mit einander, und liefen und jagten und fingen sich, und rissen wieder vor einander aus, und warfen ihre dünnen Säbelbeinchen durcheinander, daß es lustig anzusehen gewesen wäre, wenn es Einer nur gesehen hätte. Spinell aber war der gewandtere, der besser hüpfen und springen konnte, und Beryll konnte ihn immer nicht erhaschen. Jetzt lief Spinell sogar rückwärts den Felshügel hinauf, brach eine Blumenglocke ab, und spritzte den Thau aus ihrem Kelche Beryll in die Augen. Am Morgenhimmel brannten schon ein Paar kleine Wölkchen über und über rosenroth im Morgensonnengold, sahen just aus wie zwei Engelköpfchen, die in der Frühe anbeteten.

Spinell lachte hinunter zu Beryll und machte: „Schabe schabe Rübchen!“ denn der kleine Kamerad hatte viele Mühe, den Hügel hinaufzusäbeln, und als er endlich Spinell nahe war, hüpfte dieser wieder höher, und spottete von neuem.

Ueber diesem Neckespiel der Zwerglein kam aber der Tag und sein strahlendes Gestirn immer höher herauf, und es wäre für die kleinen Unterirdischen Zeit gewesen, sich wieder hinab in ihr Reich zu begeben, denn sie dürfen den Strahl der Sonne nicht erblicken und er darf sie nicht treffen, weil sie der Schattenwelt angehören und nicht Kinder sind des Lichtes, wie die glücklicheren Menschen. Sie wissen auch nichts von Gott und seinem ewigen Sohne, dem Mittler, und können den Anblick von dessen Zeichen nicht ertragen.

Und siehe — da waren nun in ihrem Schäferspiele Beryll und Spinell fast zum Gipfel des Hügels emporgeklommen; die Sonne war noch nicht herauf, aber schon umfloß ihr leuchtender Strahl das hohe Crucifix auf des Hügels Spitze, daß es herrlich stand in flammender Pracht und in heiliger Verklärung.

Das sah Beryll zuerst und machte ein Zeichen des Schmerzes, und deutete darauf hin, und Spinell wandte sich und zuckte in sich von Schmerz ergriffen zusammen.

Beider Blicke waren nun gebannt und gefesselt; sie konnten jetzt nicht mehr hinab, der Abglanz des Lichtes fesselte sie in einem Netze von Strahlen — und kam die Sonne erst vollends herauf, so wurden sie gepeinigt von bittern Schmerzen, und mußten — so wollte es ihr Gesetz — leiden bis zur Mittagsstunde, und dann, wenn die Sonne am höchsten stand, elendiglich sterben.

Und flammender und herrlicher strahlte das Kreuz, weit

sichtbar in die Runde von allen Höhen und aus vielen Thälern, und es war, als breite es seine Arme aus, mit Liebe die ganze lichte Welt zu umfassen, und die Sonne ging auf, und ihre Strahlen flogen nieder wie beflügelte Boten Gottes, der Erde Segen zu bringen — und die Zwerglein wanden sich im Weh, an die Stelle gebannt, wo sie weilten.

Horch — da klangen Tritte den steilen Fußpfad herauf; es nahte ein Jüngling in ritterlicher Tracht, mit blühendem Gesicht, auf dem ein milder Friede wohnte. Das war der junge Ritter Theobald vom Felsen, der Herr des Schlosses drüben auf dem Bergeshaupt, dem Kreuze gegenüber, und der ganzen Gegend, und er schritt zur Höhe hinan, und beugte droben ehrfurchtvoll sein Haupt und seine Knie vor dem Kreuze und betete.

Darauf nach vollbrachter Andacht schritt Theobald demuthvoll von dannen, und kam hart an den Zwergen vorüber, welche um ihr armes Leben zitterten und zagten, und sich gar jämmerlich gebehrdeten.

Mit Verwunderung erblickte Theobald diese kleinen Wesen; er hatte noch niemals einen Zwerg mit eigenen Augen gesehen, und noch verwunderter war er, als Beryll den Mund öffnete und ihn anredete: „Ach, edler junger Ritter, habt Erbarmen, und nehmt uns mit hinab bis an die Oeffnung des alten Schachtes dort drunten!“ Und auch Spinell stimmte in diese Bitte ein und rief: „Euer Lohn soll köstlich sein, Herr Rittersmann, so Ihr uns hinabtragt, denn gehen können wir nicht mehr!“

Theobald lächelte und sprach: „Nun, wohlan ihr Enakssöhne, wenn ihr nicht gar zu schwere Klumpen seid, trag' ich euch wohl alle beide hin, wohin ihr wünscht, aber da ihr mir Lohn verheißt, möcht' ich auch wissen, was mir von Eurer Großmuth werden soll? Ihr seht mir eben nicht aus, als wäret ihr Söhne des großen Moguls, oder als hättet ihr Fürstenthümer zu verschenken!“ Darauf rief Spinell: „So viel Goldes sollt Ihr bekommen, als wir zwei zusammen wiegen!“ und Beryll fügte hinzu: „Und die schönste Braut sollt Ihr haben, so Ihr uns hilfreich seid!“ —

„„Ei, das wäre!““ lachte Theobald, faßte hin und hob mit der rechten Hand beide Zwerglein sich in die Höhe, setzte sie auf seinen linken Arm hübsch nebeneinander, und lachte noch lauter: „Ei über euch schwere Flederwische! Ihr wiegt ja gar nichts! Das wird ein Goldspiel werden, was ich bekomme! Und die Braut, die ist wohl eure holdselige Schwester, gerade so groß wie ihr, und sieht euch wohl auch ähnlich? Das muß ein Schmuck sein — ein sauberer — und hat wohl auch so schnurgerade Beinchen wie ihr und so ein griechisches Näschen?“ — „„Spotte nur!““ sagten die Zwerglein, und waren froh, wie Theobald sie mit raschen Schritten bergab trug, und ihrem Blick die Sonne schwand — aber mit jedem Schritt, den er hügelabwärts that, wurden die Zwerge schwerer. — „Nun — nun —!“ rief er lachend aus: „Ihr fangt ja an, in's Gewicht zu fallen — wahrhaftig, ich muß wechseln.“ Und setzte sie auf den rechten Arm. Aber schwerer und schwerer wurden die kleinen Kobolde, und Theobald sagte: „Wartet einmal, wir wollen es besser machen, ich will auf jeden Arm einen nehmen!“

Das that er denn auch, aber er konnte es gar nicht lange aushalten; die Arme thaten ihm weh von der gewaltigen Traget; er stand wieder still und sagte: „Schwere Last! Ihr habt wohl Blei im Leibe? Setzt euch auf meine Schultern, auf den Armen kann ich euch nicht mehr tragen, nehmt euch aber in Acht, daß ihr nicht herunterfallt.“ Da setzten sich die Zwerge auf Theobalds Schultern, und wurden immer schwerer, so daß er kaum vermochte, sie noch weiter zu tragen, und große Schweißtropfen über sein Gesicht rannen. Die Kobolde aber hatten daran ihre Freude, und sagten: „Umsonst ist der Tod, und eine Liebe ist der andern werth. Besser zu schwer als zu leicht, und es gibt auch schwere Flederwische.“ — „Wir sind zur Stelle — lasse uns nieder!“ — Theobald stand am Rande des Luftloches jenes verfallenen Schachtes; die Zwerge glitten rasch von seiner Schulter nieder und beluden sich mit ihren kleinen Bienenkäfigen. Sie waren ungemein munter und lustig, denn in der Tiefe da war es noch düster und kühl und thauig, und ihnen wieder so recht wohl behaglich. Theobald wandte sich hinweg, um weiter zu gehen, aber die Zwerge riefen: „Deinen Lohn, erst Deinen Lohn!“ und während Beryll sich vor ihn hinstellte, sprang Spinell auf Berylls etwas schiefe Schultern, reckte sich hoch in die Höhe und tippte mit seinen kleinen Fingerchen auf Theobald's Augen; da war es dem jungen Ritter, als lege sich eine zarte Binde von Florseide über seine Augen, und es überkam ihm wie ein Schwindel, den die große Anstrengung und die thaufeuchte Kühle an dieser Schattenstelle gar wohl hervorgerufen haben konnte. Doch bald wurde es wieder hell vor Theobald's Augen und siehe — es war ganz anders. Er befand sich in einem weiten Raume, den eine milde Helle, die jedoch weder von Sonne, noch Mond, noch Sternen ausging, erfüllte, in einem paradiesischen Garten von wunderbarer Schönheit. Alle Blumen blitzten, als durchleuchte sie von innen ein Gluthstrahl in brennenden Farben, das machte, weil sie von funkelnden Edelgesteinen waren. Mitten im Garten erhob sich auf Säulen von durchscheinendem Bergkrystall ein kleiner Pallast, dessen Fenster aus lauter dünnen Tafeln von Frauenglas, gebildet waren; das Dach war mit Rosenquarz und Carneol gedeckt, und an den Wänden flammten im buntesten und anmuthigsten Wechsel Sterne von Rubinen, Amethysten, Saphiren, Türkisen und prächtigen Opalen von ungemeiner Größe. Das Innere dieses herrlichen Pallastes bildete einen Saal, und in dessen Mitte stand ein Thron, der mit lauter strahlenden Diamanten geschmückt war; auf dem Throne aber saß ein König — der Zwergenkönig Brenz. Gut, daß nicht alle Könige so aussehen, sonst möchte kein Mensch ein König sein.

Der Zwergenkönig hatte eine blitzende Krone auf, die ganz von Edelsteinen und Perlen flimmerte, er selbst aber war von großer Häßlichkeit. Der dicke Schädel war rattenkahl und trug nicht einmal eine Perücke, weil diese nützliche Erfindung dem Volke der Zwerge noch nicht bekannt geworden. Das Gesicht sah sehr gutmüthig aus, dabei aber nicht sonderlich pfiffig. Die Ohren waren von nicht geringer Größe, und die Ohrläppchen bildeten fettige Wulste, die ihre

Ruhepunkte auf den beiden Schultern des ungeheuer dicken Leibes hatten. Von diesem Leibe sah man einiges, und alles, was man davon sah, erschien als eine Masse Schmeer, selbst die fleischigen Hände und Füße nicht ausgenommen; das übrige bedeckte ein großer, grünlich-grauer, mantelartiger Ueberwurf. Der Zwergenkönig schien ein Freund der Ruhe um jeden Preis zu sein, und diese Ruhe, deren er pflegte, hatte trefflich bei ihm angelegt, und ihn mit einer Fülle, ja Ueberfülle von Fleisch und Fett gesegnet. Seine Aeuglein waren sehr klein, blitzten aber hell und er sah sehr gut mit ihnen, sowie er auch sehr trefflich mit seinen großen Ohren hörte. Zu beiden Seiten des Thrones standen viele Zwerge, am nächsten dem König aber erblickte Theobald Beryll und Spinell, welche ihre Bienenhäuschen dem Bienenvater Olivin übergeben hatten, der den Immen auf eine geschickte Weise den Honig nahm, nicht aber so wie grausame Menschenkinder thun, welche die armen Bienen *tödten*, um ihnen den Honigmagen abzunehmen.

Die Zwerge richteten alle eines ihrer blitzenden Augen voll Ehrfurcht auf den König, und eines voll Neugier auf Theobald, der wiederum ganz verwundert auf sie sah, und mit noch größerer Verwunderung jetzt auch eine Schaar niedlicher Zwerginnen erblickte, die alle ausschließlich nach *ihm* hinschauten; dieß schmeichelte ihn sehr, denn jenes Blicken und Flüstern drückte ein besonderes Wohlgefallen der allerliebsten kleinen Damen aus.

Jetzt winkte Beryll dem jungen Rittersmann, näher zu treten, welches er that, und dann winkte ihm Spinell noch näher zu dem Könige hin. Dieser konnte sich unmöglich mit Aufstehen plagen, zumal die Könige ohnehin keine Freunde von Aufständen sind, er bewegte blos die Hand mit gnädiger Miene und lächelte, wobei sich sein holdseliger Mund bis in die Gegend der großen Ohren zog, und tippte ihn mit dem Finger auf die Nase, als Zeichen größter Gunst. Eigentlich hätte dazu das Scepter gehört, allein es war diesem Könige zu schwer, mühsam und langweilig, immer ein Scepter in der Hand zu halten; dafür hatte er einige besonders kräftige Zwerge ausersehen, diese mußten das Scepter heben und halten, da sie außerdem nichts zu thun hatten, und auch die Krone pflegte er nicht stets zu tragen, denn da sie mit Purpursammt gefüttert war, machte sie ihm zu warm; heute hatte er sie sich nur aufsetzen lassen, damit Theobald, von dessen Nahen er bereits Kunde hatte, ihn gleich für den König halte, und nicht für den Koch.

Jetzt nahm der König das Wort und sprach mit etwas leiser fettiger Stimme: „Junger Rittersmann! Du hast Uns einen großen Dienst erwiesen, und wir müssen Dir den versprochenen Lohn gewähren. Ja, wir *müssen*, denn *Worthalten* ist das Grundgesetz des unterirdischen Reiches, welches Wir beherrschen, und im Grunde sollte dieses Grundgesetz auch auf eurer Oberwelt volle Geltung haben, dem ist aber leider nicht so. Ihr Menschenkinder trachtet mehr nach Mammon, als nach dem Reichthum edler Gesinnung, obschon Wir glauben, daß *Du* eine rühmliche Ausnahme machst. Auch wissen Wir, daß Du nicht für *Dich* Unsers Dir versprochenen Goldes bedarfst, nein, Du sollst dieß nur empfangen, um guten Gebrauch für Andere damit zu machen, Elend zu mildern, Thränen zu trocknen und Hilfsbedürftige zu unterstützen. Für Dich haben wir noch einen ganz anderen, besseren Lohn.“ — Der König schwieg und schöpfte tief Athem; eine so lange Rede hatte er lange nicht gehalten, und das Sprechen war sehr angreifend für ihn, wie er überhaupt nicht viel von vielen Sprechen hielt, viel lieber aber jedes Versprechen hielt.

Jetzt erblickte Theobald eine große Wage, deren Schaalen jede aus einem einzigen Stücke Gold waren, jedes so groß, wie ein kleines Wagenrad; in die eine Schaale sprangen Beryll und Spinell, und in die andere legten viele Zwerge große und schwere Klumpen gediegenen Goldes ein, so groß, wie nimmermehr welche in Californien gefunden werden. Aber die beiden kleinen Zwerge machten sich wieder völlig so schwer, wie sie gewesen waren, als Theobald sie fast nicht mehr tragen konnte, und da mußte unbegreiflich viel Gold eingelegt werden, bis die Goldschaale sank, und jene mit Beryll und Spinell sich emporzuheben begann. Als die beiden Schaalen im Gleichgewicht standen, kletterten Beryll und Spinell aus ihrer Schaale herunter, und zahlreiche Zwerglein beluden sich mit dem Golde und trugen es von dannen, denn es wäre eine starke Zumuthung gewesen, wenn Theobald es selbst hätte zur Oberwelt tragen und schleppen sollen.

„Und nun nimm auch die Dir verheißene allerschönste Braut!“ sprach huldvollst und gnädigst des Königs Majestät, und Theobald erschrack, denn sein Herz hatte noch nicht daran gedacht, sich schon zu vermählen, und noch weniger *daran*, sich etwas so Kleines herauszusuchen.

„Es ist Unsre eigne Tochter!“ fügte der König mit einigem Nachdruck hinzu: „Sei so gut, *Adamanten* anzublicken!“ Theobald blickte hin, wo ein herrliches, liebreizendes Mädchen stand, eine zwar kleine zarte Gestalt, aber die Gestalt eines Engels, schwimmend in einem Meere von Glanz und Lieblichkeit, strahlend in der anmuthvollsten Jugendblüthenfrische und von bezaubernder Schönheit.

Theobald war ganz hingerissen von diesem Anblick, und konnte die Augen gar nicht mehr abwenden von Adamanten, der wunderschönen Tochter des nichts weniger als schönen Zwergenkönigs Brenz, konnte sich auch im Stillen nicht genug wundern, wie so viele Häßlichkeit des Königs zu so vieler Schönheit der Tochter komme.

Und da faßte Theobald in seinem Herzen gleich eine so heftige Neigung zu Adamanta, daß sie ihm gar nicht so klein vorkam, wie die andern Zwerglein, sondern sie *wuchs* in dieser Neigung alsbald zur natürlichen Größe eines lieblichen zartgebauten Mädchens der Oberwelt von allerliebsten Formen. Daraus ist zu ersehen, daß die Liebe nicht blind ist, wie man gewöhnlich sagt, sondern daß ihr Scharfblick zauberkräftig ist, das Kleine vergrößert und auch in dem Kleinen und Schwachen gar wundersam mächtig ist. Adamanta hatte beim ersten Erblicken das größte und herzlichste Wohlgefallen an dem jungen Ritter empfunden, obschon er in ihren Augen keineswegs kleiner erschien, denn es ist ein Naturgesetz, daß das zarte Weib zu dem Manne ihrer Liebe

aufblicken soll. Genug, beide liebten sich, und paßten zu einander, wie der Epheu zur Eiche und die Rebe zum Ulmbaum.

Theobald verhieß nun, in drei Tagen die liebliche kleine Braut abzuholen, da er ihre Ankunft doch erst den Seinen verkünden, und alles auf seiner Felsenburg zu deren glänzendem Empfang vorbereiten wollte. Hierauf wurde der junge Ritter auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise aus dem unterirdischen Reiche wieder in jenes der Oberwelt zurückgebracht, und es war ihm, als er sich an der alten Schachtöffnung fand, als erwache er aus einem zauberhaften Traume. Sein Gang zur Höhe, seine Begegnung mit den Unterirdischen, sein hoher Lohn und sein süßes kleines Bräutchen, alles wirbelte ihm durch die Sinne, und er kam ganz nachdenklich auf seiner Burg an, ohne nur an einen Jagdgang zu denken. Konnte er doch mit dem Weidmannsglück, was der heutige Tag ihm gebracht, zufrieden sein, wenn sich nicht alles als ein wirrer Traum erwies.

Theobald ordnete nun jedes Nöthige zum Empfange eines lieben Gastes an, welche Anordnung sehr leicht zu vollziehen war, da sie vieler Hände nicht bedurfte, bestieg am dritten Tage sein Leibroß, welches ein Zelter von arabischer Zucht war, sagte übrigens Niemand, wohin er reite, und ritt von dannen. Als er den steilen Burgweg hinab und über den Steg hinüber war, der über den Bach lief, welcher die Thalrinne durchrollte, die das Schloß von dem felsigen Kreuzhügel trennte, und nahe am alten Schacht, stieg er ab, band sein Roß an grasreicher Stelle an einen Baum, und schritt zum Berge hinan, um nach gewohnter Weise den Tag mit Gebet zu beginnen. Als er vom Berge wieder niederstieg, siehe, da war sein holdes kleines Bräutchen schon zur Fahrt auf's Schloß bereit und harrte seiner.

Aus guten Gründen war Theobald allein zum alten Stollen geritten, denn er hielt nicht für nothwendig, daß seine Umgebung wisse, woher die neue Herrin stamme, die er in sein Schloß führte, weil der vorlaute Vorwitz sonst eine willkommene Gelegenheit gefunden hätte, zu sagen: „Sie ist nicht weit her", da doch bekanntlich so ziemlich alles recht weit her sein muß bei den lieben Deutschen, wenn es etwas gelten und bedeuten soll.

Als nun Theobald sein holdes Bräutchen auf den Zelter empor gehoben, und sich selbst in den Sattel geschwungen hatte, siehe, da kam ein prachtvoller Schmetterling geflogen, eine Phaläna, die setzte sich einen Augenblick auf Adamantas Hand, als wollte sie diese kleine niedliche Hand küssen, war aber gleich darauf hinweg; aber wie die Phaläna fort war, hatte Adamanta einen herrlichen Stein in der Hand, der in himmelblauer Farbe glänzte, so rein und klar, wie das Auge eines unschuldvollen Kindes. Auf diesem Stein stand das Wort: Treulieb.

Adamanta hielt den schönen Stein sehr fest und verwahrte ihn gut und sicher.

Im Schlosse wurde Adamanta mit Jubel empfangen; Niemand sah ihr die Unterirdische an, vielmehr erschien sie den Augen Aller in überirdischer und bezaubernder Schönheit, und alle Herzen schlugen ihr mit Liebe entgegen.

Theobald fand in seinem Keller all' das viele Gold, welches ihm König Brenz hatte verabfolgen lassen, und machte davon den besten Gebrauch.

Adamanta war auch wirklich lieb und seelengut, aber doch etwas scheu und schüchtern, auch konnte sie blendendes Licht nicht vertragen, die Augen schmerzten ihr davon; wohl aber erfreute sie sich am Abglanz des Lichtes, und blickte getrost nach dem Kreuze auf der Berghöhe, ihrem Schlosse gegenüber, wenn die Morgensonne mit ihren Strahlen es küßte und überflammte.

Wenn Adamanten die Augen schmerzten, durfte sie nur den Stein Treulieb auf die Augen legen, gleich war aller Schmerz hinweg.

Eines Tages war Ritter Theobald vom Felsen zur Jagd gezogen, und Adamanta war allein, und betrachtete ihren schönen Stein mit großer Liebe und Innigkeit, denn sie wußte wohl, daß er ein Talismann war. Und da küßte Adamanta den schönen Stein.

Und wie Adamanta den Stein küßte, so hatte sie denselben nicht mehr in ihrer Hand, und vor ihr stand eine kleine Gestalt, die auch eine Zwergin war, aber sehr schön, die umarmte Adamanten und sagte zu ihr:

„Wisse, daß ich Deine Mutter bin — ja staune nur, Du geliebtes Kind — ich bin Deine Mutter Hyacinthe, die Du nie gesehen hast, denn mein Gemahl, der König Brenz, Dein Vater, hat mich in harter Gefangenschaft gehalten, weil ich den Menschenkindern gern Gutes that, weil ich sie oft vor den tückischen Streichen der bösen Kobolde schützte, und am Abglanz der Sonne mich freute, wenn sie die Morgen- und Abendwolken mit Purpur malte, und sie mit lichtem Golde säumte. Einmal fand ich ein gemaltes Bildchen, darauf ein Crucifix, das brachte ich freudig mit in die Unterwelt, da ergrimmte der König, mein Gemahl, und ließ mich in eine Felsengrotte einsperren, in welche nie ein Strahl des Lichtes drang, und wo ich lange Zeit sehr unglücklich war, zumal, weil ich auch Dich, mein süßes Kind, entbehrte, und Dir entrissen war. Einstmal aber geschah es, daß ich vom Schlummer erwachend, ein Dämmerlicht gewahrte; es drang von oben ein Strahl herein, und da ich die Gabe der Verwandlung besitze, so entschlüpfte ich als Phaläne meiner Gefängnißkluft. Eine Baumwurzel hatte durch ihr Wachsen den Felsen gesprengt, und so war ich frei geworden. Und da sah ich Dich mit unendlicher Freude bei Deinem herrlichen Gemahl, und weil mein Herz zu Dir, und nur zu Dir mich zog, so flog ich auf Deine Hand, und verwandelte mich in den Talisman Treulieb, in dessen Gestalt ich immer bei Dir blieb, denn Mutterliebe und Muttertreue weicht und wankt nicht von ihrem Kinde. Nun will ich auch ferner bei Dir bleiben, in Gestalt des Zaubersteines, und so oft Du diesen küssest, so oft küssest Du mich, und ich werde Dir dann jedesmal sichtbar werden, bloß thue besonders dann mein Kind, wenn Du Trost bedarfst."

„„O meine gute, süße, herzensliebe Mutter!"" rief Adamanta aus, und küßte Hyacinthe: „wie glücklich machst Du mich! Immer, immer will ich Dich zu mir rufen, doch

des Trostes werde ich wohl nie bedürfen, denn ich bin ja ganz glücklich."

„„Ach, mein theures Kind,"" erwiederte Hyacinthe: „Es gibt auch auf der Oberwelt so starre und harte Fesseln, als jene waren, die mich drunten drückten und banuten. Darum bitte ich Dich, berühre nicht allzusehe die Erde, damit die Unterirdischen, die uns nachstellen, und uns feindlich gesinnt sind, weil wir uns dem Lichte zugewendet haben, nicht Gewalt über Dich gewinnen."

Adamanta verstand nicht ganz, was die warnende Mutter mit dieser Rede meinte, aber sie sollte es noch verstehen lernen.

Unter dem Hausgesinde Theobalds befand sich auch ein Zwerg, denn es war zur Ritterzeit Brauch, daß solche kleine häßliche Burschen von reichen Burgherren zur Kurzweil und zu kleinen Diensten gehalten wurden. Sie erschienen insgemein als drollige Spaßmacher, waren aber von heimlich tückischer Gemüthsart. Heutzutage hält man an den Höfen und in den ritterlichen Schlössern solche kleine Narren und Kobolde nicht mehr. Nickel Mulm, dieß war der Name des häßlichen Burgzwergs, war der einzige im Schlosse, auf den Adamanta's Schönheit und Lieblichkeit keinen Eindruck machte; sie erschien ihm weder größer noch schöner, wie er selbst war, und er warf gleich ein Auge des Hasses auf sie, weil er fürchtete, sie werde wohl an ihm ebenfalls kein sonderliches Wohlgefallen finden, was allerdings auch völlig eintraf. Als nun eines Tages der Zwerg sich im Hofe herumtummelte, wie Theobald mit seiner Adamanta einen Spaziergang in den Schloßgarten machen wollte, trat Nickel dem Paare nach frecher Narrenart in den Weg, und grölzte: „Guten Abend, Herr Ritter, guten Abend, guten Abend, edle Frau Muhme, klein geboren!" Adamanta wandte sich beleidigt und vor Schaam erglühend, ab, und Theobald ließ dem vorlauten Narren tüchtig die Peitsche geben, und ihn in das Hundeloch sperren, wodurch er aber nur den bittern Haß gegen seine Gemahlin in der Brust des niedern Knechtes zur Wuth steigerte.

Am andern Tage hörte Theobald den Narren im Hundeloch singen:

„Kleingeboren,
Hocherkoren;
Au — au — au!
Hochgeboren
Witz verloren;
Wau — wau — wau."

Ein anderes Mal, als Nickel wieder frei war, hatte er eine Gänseblume in einen Blumentopf gepflanzt, und vom Schreiber einen Vers an den Topf schreiben lassen, welcher lautete:

Du bist meine Muhme, Du bleibst meine Muhme,
Du liebe kleine Gänseblume.

Und so trieb es der Nickel Mulm fort, voller Arglist und Bosheit, und achtete es gar nicht, wenn er auch manchesmal die Peitsche bekam und eingesperrt wurde, er schoß einen Giftpfeil des Hohnes und der Verdächtigung nach dem andern gegen die Herrin ab, und so geschah es, daß es ihm endlich nach und nach gelang, Adamanten in den Augen ihres Gemahls ernstlich zu verkleinern. Theobald schaute sie mit forschenden Blicken an, fand sie wirklich sehr klein, übermäßig klein, ganz unverhältnißmäßig klein, auch weniger schön, als sie ihm früher vorgekommen, und fing fast an, sich zu schämen, daß er eine so gar kleine winzige Frau habe.

Daran dachte Theobald nicht, wie glücklich Adamanta ihn gemacht hatte, wie lieb sie ihm gewesen war, wie innig sie an ihm hing, wie überreich ihr Mitgift gewesen, und wie regelmäßig ihre Körperformen, wie klar und schön ihre Augen waren. War sie klein, nun so war immer noch die Frage, ob er ein größeres Glück, als in ihrem Besitze, je erlangt hätte, und ob es nicht auch unter den Engeln im Himmel kleine gibt? Sie werden nicht alle solche Riesen sein, wie weiland die Potsdamer Garde — und wohnt nicht auch in kleinen Frauen eine Fülle von Liebe, von Gemüth, von seelenvoller Empfindung? Kann nicht auch in einem kleinen Körper ein großes Herz schlagen, eine große Seele leben? Und ist die Lieblichkeit, die kindlichzarte, hingebende, anschmiegsame und doch dabei feurige und lebensvolle Natur der nicht mit Körpergröße Begabten nichts? — Ganz sicher, Theobald war ein Thor, daß er auf das Geschwätz und Gespött eines bösen koboldhaften Narren hörte, sein reines Glück sich verscherzte, und Adamanta nicht mehr wie früher, mit den Alles verschönernden und vergrößernden Augen der Liebe ansah.

Adamanta empfand mit gar tiefem Schmerz die Abnahme der Liebe ihres Gemahls, und wurde traurig, und Trauer und Kummer pflegen nicht schön zu machen. Sie kam sich nun selbst gar sehr klein vor, da sie nicht mehr in seiner Liebe wachsen konnte, wie früher doch zu ihrem unbegrenzten Glück der Fall gewesen.

Während nun Theobald sich seine holde Adamanta so hatte verkleinern lassen, und Adamanta sich grämte, hatte Nickel vertraulichen Verkehr mit den Kobolden angeknüpft, die ihm und seiner Natur nahe verwandt waren; besonders war es einer derselben, Namens Realgar, derselbe, welcher den Kerker Hyacinthens bewacht hatte und der außer sich über ihre Flucht, auch in des Königs Ungnade gefallen war, und mit Nickel Mulm häufig an einem andern alten Schachtloch, dicht unter der Burgmauer, Zwiesprach hielt, wo allerlei hochgeschoßtes Unkraut: Brennesseln, Bettelläuse und stinkende Melden ein schattenhaftes Gestrippe bildeten.

König Brenz wollte Hyacinthen wieder haben, welche in Gestalt des Steines Treulieb von Adamanta unzertrennlich war, und folglich galt es, Letztere in die Gewalt zu bekommen, daher Realgar ihr fleißig auflauerte. Abends schwirrte er als Fledermaus vor ihrem Fenster herum, am Tage lauerte er als Salamander am Fußpfad des Gartens oder hüpfte als Kröte durch das feuchte Gras. Indessen hatten Spinell und Beryll wahrgenommen, daß Realgar im Bunde mit Nickel Mulm auf Tücke sinne und da sie an Theobald aus Dankbarkeit und an Adamanta aus Verehrung hingen, auch ihre Naturen viel edler Art und keine so häßliche Kobold- und Nickelnaturen waren, so beschlossen sie heimlich den bösen Anschlägen der Feinde Adamantas entgegenzuarbeiten.

Eines Tages gegen Abend war Adamanta so recht innig tief betrübt und wehmuthvoll bewegt. Theobald sprach nur

selten noch und wenig mit ihr; es war, als sei ein Giftsame auf ihr Glück und ihre Liebe gestreut — und sie wußte gar nicht, sich vor Schmerz zu lassen. Sie zog zum ersten Male ein Trauergewand an, und vergaß allen Schmuck, den sie bei Seite gelegt hatte, wieder anzulegen; traurig wandelte sie im Burggarten umher, der eine hohe Teraffe über der Mauer bildete, und ein schattenreiches Plätzchen darbot, das mit schwellendem Moos überpolstert war. Dort sank Adamanta halb bewußtlos nieder und vergoß eine Fluth von Thränen.

Und da gewannen die Unterirdischen Gewalt über sie; unten an der Mauer lauerte Nickel, und oben kroch Realgar als gelbröthliche Eidechse — und verwandelte sich in seine wahre Gestalt, trat auf Nickels Schultern, und versuchte Adamanta in die Tiefe zu ziehen.

Diese fühlte, daß etwas sie niederzog, aber sie konnte nicht widerstreben, ihre Glieder waren erstarrt, die Erdenmacht umschlang sie fest und fester. Sie dachte an ihre Mutter, wollte diese rufen, aber da fiel ihr mit Schrecken ein, daß sie den Stein Treulieb auch abgelegt habe mit ihrem übrigen Schmuck, und daß sie jetzt ganz verlassen sei.

Mittlerweile irrte Theobald in der Burgnähe herum in trüben und verwirrten Gedanken, da sang über ihm plötzlich auf einem Baume ein Vogel:

„Theobald, Theobald!
Rette dein Liebstes bald!
Ueber ein Kleines
Hast Du gar keines.
Besser die Kleine
Bleibet die Deine
Denn, wenn die Liebe stirbt
Leben und Lust verdirbt.
Schließe den Edelstein
Fest in das Herz Dir ein!"

Theobald horchte hoch auf, und sah zum Baume empor, da saß oben gar kein Vogel, sondern Beryll, ganz grün, wie helles glänzendes Baumlaub, schaukelte sich auf einem Zweige, und wisperte halb lachend, halb singend, zu ihm nieder:

„Verrath auf der Lauer
Unter der Mauer!
Tücke bedroht
Leidet sie Noth.
Theobald, Theobald
Rette dein Liebstes bald!"

Theobald eilte raschen Schrittes auf die Stelle zu, nach welcher der Gnom Beryll gedeutet hatte, und war sehr ängstlich, denn Beryll hatte ihm das Erwachen der frühern Liebe in das Herz hineingesungen; schon sah er Adamanta regungslos liegen, sah, wie Realgar sie gepackt hatte, und sie über die Mauer hinabziehen wollte, wäre am Ende auch zu spät gekommen; aber da kam plötzlich ein flinkes Eichhörnchen, das sprang aus einem Fenster des Schlosses auf einen Erkergiebel herab und vom Giebel auf eine Zinne, mit der die Mauer gekrönt war, und trug im Munde einen glänzenden blauen Stein. Von der Zinne sprang es alsbald auf Adamanten, und legte ihr den Stein auf den Mund und biß Realgar tüchtig in die Finger. — Theobald sprang jetzt auch hinzu, entriß Adamanta den Händen ihres Feindes, und stieß mit ihren Füßen so gegen Realgars Kopf, daß dieser von Nickels Schultern köpflings überstürzte, und in den Abgrund, gerade in das Schachtloch hinein. Nickel Mulm erschrack, wie der Zwerg von seiner Schulter polterte, und so geschwind in die Oeffnung fiel, lief hin, und guckte hinein, so tief er konnte. Mit einem Male saß ihm etwas Schweres auf dem Halse, so daß er den Kopf nicht zurückziehen konnte, und unter seinen Beinen war es, als würde die Erde weggezogen, und jetzt that er einen Schrei, gleich darauf verging ihm Hören und Sehen, und erst nach einer Minute hörte man aus jäher Tiefe des Schachtes herauf einen dumpfen schweren Fall. Spinell war das Eichhörnchen und hatte sich in seiner wahren Gestalt als Zwerg in einem lauchgrünen Röcklein auf Nickels Hals gesetzt und sich sehr schwer gemacht; Beryll hatte gehoben, und so war Nickel Mulm in die Tiefe befördert worden.

Theobald hielt seine jetzt schon wieder geliebte Adamanta in den Armen, und suchte sie in das Leben zurückzurufen, bei ihm stand Hyacinthe und gegenüber hob sich goldumfluthet vom Abendglanz das Kreuz hehr und schön. Dorthin fiel Adamantens erster Blick, als sie in den Armen Theobalds wieder zum Bewußtsein kam, und wie Theobalds Liebe zu ihr wieder mächtig wuchs, so wuchs Adamanta selbst in seinen Augen wieder zu voller Wohlgestalt, an der er sein volles Wohlgefallen hatte.

Die Liebe währte nun ungestört und ungetrübt fort, Hyacinthe blieb bei der Tochter und wurde von Theobald sehr verehrt. Ueber die Schachtlöcher aber ließ Theobald Kreuze legen, wodurch er die Rückkehr böser und tückischer Kobolde für immer versperrte, damit seiner Liebe keine fernere Gefahr drohe. Inmitten eines jeden solchen Kreuzes aber ließ er einen blauen Stein einsetzen, den er durch die eingegrabene Schrift: „Treulieb" zum erinnerungsreichen Talisman weihte.

So war der hilfreichen Milde des frommen Ritters Theobald gegen die dem Untergange schon geweihten Zwerge Beryll und Spinell zunächst ein herrlicher Lohn geworden; die unterirdische Schönheit wurde im Lichte zu einer überirdischen verklärt; zur köstlichsten Mitgift wurde ihre Liebe und Treue, die in der Mutterliebe unwandelbar vereinigt blühen. Aber auch die Prüfung blieb ihr nicht erspart; sie mußte ohngeachtet sie so glücklich war, den tiefen Schmerz erfahren, nicht mehr geliebt zu sein, und sich in alle der Schwäche und Ohnmacht fühlen, die der Mensch empfindet, wenn er sich von dem Glücke verlassen sieht, das die Liebe gewährt. Allem Hohen und Edlen droht durch das Niedre in den Staub gezogen zu werden, wie Realgar Adamanta niederzuziehen strebte; wohl dann, wenn noch rettende Genien zur Hilfe bereit sind und die erloschene Liebe wieder neu beleben, die verloren geglaubte Treue wieder bringen. Das Niedre stürzt in die Abgründe zurück, daraus es entstiegen, und die erhabene Tugend feiert im Schirm des Glaubens und des Rechtes ihren ewigen Sieg.

Münchener Geschichten.

Der Pulvermacher.

Zu Zeiten des Herzogs Ernestus sah es wieder einmal recht kriegerisch her. Jener aber war von München abwesend. Nun schrieb er an den Rath daselbst, er sollte Pulver machen lassen, und Herr Danz, so den Brief bringe, verstehe sich auf's Beste darauf. Bestimmte auch einen guten Lohn, und was der Pulvermacher verlange, um sein Werk zu fördern, das sollte ihm unweigerlich ausgehändigt werden. Inzwischen ward der Pulvermacher auf dem Wege gen München überfallen, aller Habe beraubt, davon geführt und in einen festen Thurm geworfen. Der Stegreifritter aber nahm ihm sein Gewand ab, steckte des Herzogs Brief zu sich, ritt zu München ein und gab sich beim Rath für den Pulvermacher aus. Dem hatte er sein Geheimniß abgezwungen.

Weil nun der Rath des Herzogs Schrift erkannte, war er, wie billig, zu Allem bereit, und da er vom Pulvermachen nichts verstand, weil bisher meist mit gekauftem Pulver geschossen ward, setzte er höchstes Vertrauen in den Schelm und bezeigte sich überaus dienstfertig.

Der kecke Gesell aber that dem Rath desgleichen, war überaus freundlich und sagte: er habe zwar nicht gar viel Zeit zu spenden, wolle sie aber doch so bedienen, daß sie ihn gerne wieder zu München hätten.

Darauf verlangte er ein Tausend Gulden, davon er Saliter, Quecksilber, Salmiak, Essig und Branntwein kaufen wolle, weil er dessen sämmtlich bedürfe. Damit aber das Pulver die rechte Kraft erlange, bedang er einen halben Eimer welschen Weines dazu.

Wie er nun das Alles hatte, war er weiters ganz wohl gemuthet, ließ sich trefflich zum Willkomm traktiren; im Ammerthalerhof schlief er auf Rathskosten, und auf nächsten Tag hatte er eine große Zahl Krämer in den alten Zeugstadel bestellt, auf daß sie aller Dinge Muster vorlegten.

Als nun Die daher kamen, feilschte er von Dem und Jenem ein Loth, schickte sie dann Alle von dannen und schloß sich ein. Des Abends fand er sich wieder im Ammerthalerhof ein und schüttelte da den Kopf, als ob's hie zu Stadt nur schlechte Kaufwaare gebe. Also zog er auf Quecksilber, Salmiak und all Uebriges los; nur dem welschen Wein ließ er Gerechtigkeit wiederfahren.

So hielt er es volle sechs Tage. Am siebenten kam er nicht, und da man am achten nachsah, war er keineswegs im Zeugstadel, vielmehr verschwunden; was Lothweis er gefeilscht hatte, das war Alles durcheinander gestreut, das Weinfäßlein war rein ausgetrunken und umgestellt, droben aber lag ein Zettel, und auf dem Zettel stand:

„Von all Euerem Quark taugt nichts, denn das blanke Geld. Der Wein war so übel nit, hätt' aber besser sein mögen. Wär' seins mehr gewesen, verblieb' ich etwa einen Tag länger, so aber bin ich von dannen. Laßt Euch nun Euer Pulver machen, von wem Ihr wollt, ich habe mein Wort gehalten, weil ich Euch so wohl bedient, daß Ihr mich sicher gern zu München hättet, mich an einen Pfosten zu henken. Damit fahrt wohl, und der Nächste macht's Euch auch nit besser."

Da machten die Rathsherren große Augen und beschlossen, sich nicht mehr über's Eis führen zu lassen.

Als hierauf drei Tage später der rechte Pulvermacher eintritt, dem der Schelm die Freiheit gegeben hatte, und sich auf Das und Jenes berief, dachten sie, er sei des Anderen Helfer und Genosse und habe einen anderen Schlich im Kopf. Legten ihn sofort in's Stüblein am Rathhaus und verhörten ihn auf's Schärfste. Da war's nun das größte Glück, daß der Herzog Ernestus nach München zurückkam und den Pulvermacher Danz für recht erkannte.

Also war der Unschuldige bei Brod und Wasser gesessen, der Schuldige hatte bei guter Speise und welschem Weine geschlemmt. Als es aber auf's Pulvermachen ankam, zeigte sich, daß Herr Danz nicht weniger brauche, als sein Stellvertreter — und auch nichts zu Wege bringe. Da hatte man zweimal bezahlt und zuletzt kein Pulver.

Maler um Maler.

Zu München lebte voreinst ein Maler, Namens Hensling, hatt' es nicht gar weit in seiner Kunst gebracht, sonst aber war er ein witziger Kopf. Nun er einst nach Augsburg kam, hörte er viel vom Jakob Fugger sprechen. Der war eines reichen Mannes Sohn, malte schöne Bilder zu seiner und vornehmer Leute Lust und Augenweide, und die größten Herren ließen ihm ihr Lob angedeihen. Er aber malte nie anders, denn er hatte den Degen an der Seite. Wie sich's nun schickte, fand der Herr Hensling Gelegenheit, in des reichen Malers Malstub zu kommen, spendete aber nicht zu viel Lob. Das nahm der Herr Fugger ganz bescheiden hin und sagte: „Kunst muß Zeitvertreib sein, im Uebrigen bleib ich beim Degen, und wär's anders, so hätt' ich bald satt." Nun traf sich's, daß Herr Fugger nicht viel später nach München kam, erinnerte sich des Herrn Hensling, fragte nach ihm, und Der erfuhr das alsbald. Wie nun Herr Fugger im Thal unten beim Münchener Maler zusprach, stand Der an der Staffelei und hatte einen Tünchenpinsel mit langem Stiel in den Gürtel gesteckt.

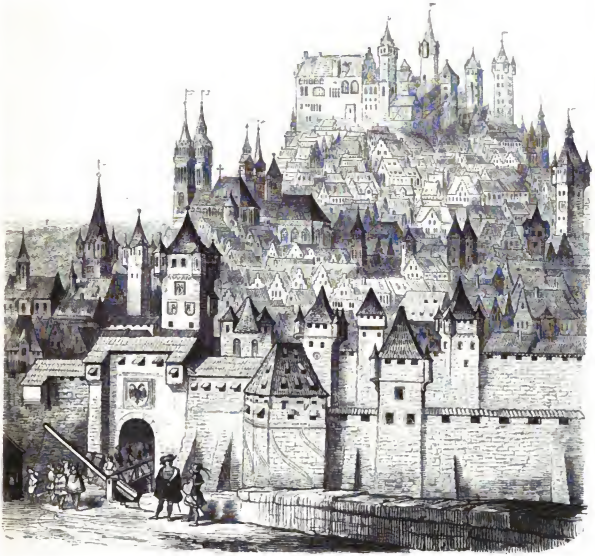
„Was soll denn das bedeuten?" fragte Herr Fugger.

„Ei, das ist ganz offen und klar," erwiederte Jener, „Kunst muß nur Zeitvertreib sein — im Uebrigen bleib' ich beim Tünchpinsel. Also sind wir in aller Sache gleich, Herr Graf, nur in Einem nicht. Hieltet Ihr's anders, stürbt Ihr am Ueberfatt, ich aber stürb' Hungers!"

Da sagte Herr Fugger: „Wenn Euere Malerei so gut wär', wie Euere Klugheit, möchtet Ihr auch einen Degen tragen statt des Tünchpinsels. Da ich Euch nun von meiner Kunst nicht mittheilen kann, will ich's mit meinem Geld thun." Darauf kaufte er ihm das Bild ab. Da strich Herr Hensling frohen Herzens dasselbe Geld ein und sagte: „Euch hat mein Witz und Geist gefallen und mein Bild nicht. So sind wir wieder gleich. Mir hat Euer Bild auch nicht sonderlich gefallen. Euer Geld aber bedünkt mich überaus witzig."

Franz Trautmann.

Von der alten Stadt Nürnberg.



Bist du, freundlicher Leser, schon in der alten Stadt Nürnberg gewesen? Hast du ihre Kirchen mit den vielen Kunstschätzen, ihre Baudenkmale, diese beredten Zeugen einer großartigen Zeit schon gesehen? Hast du es schon durchwandert jenes Labyrinth von Gassen und Gäßchen, wo dich von jeder Ecke, von jedem Giebel herab ein Stück Mittelalter anschaut, wo die Essen sprühen, die Hämmer klopfen, die Schwungräder summen, und jene tausend und aber tausend Gegenstände gemacht werden, zum Gebrauch für das Leben, zum Spielwerk für die Kinder? Hast du dies Alles schon gesehen, nun so mögen diese Zeilen dir eine freundliche Erinnerung sein an die alte schöne Stadt, wo nicht, so sollen sie dich einladen, ja nicht vorbei zu rollen auf schnell befördernder Eisenbahn, wenn du vielleicht aus dem Norden kommend, dich laben willst in der frischen Alpenluft des bayerischen Hochgebirges. Ernst grüßend schaut die alte ehrwürdige Kaiserburg auf dich herab von ihrem Hügel, folge ihrem Gruße, zieh' ein durch das gastlich geöffnete Thor, es wird dich nicht gereuen. Du findest ein gemüthliches Völkchen, überzeuge dich, frage den nächsten Besten auf

der Straße, ist er ein Nürnberger, sagt er dir gerne und ausführlich Bescheid, und fielest du etwa gar zufällig mir in die Hände, da bist du erst gut aufgehoben, wärest auch der Erste nicht; ich kann dir viel erzählen von des alten Nürnbergs Macht und Pracht, und du sollst so Manches davon in diesen Blättern erfahren, wenn es dir anders so gefällt.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert sang ein Dichter zu seinem Lobe:

O Nürnberg, du edler Fleck,
Deiner Ehren Bolz steckt am Zweck,
Den hat die Weisheit daran geschossen,
Die Wahrheit ist daraus entsprossen.

Und wieder ein anderer:

Der Straßburger Geschütz,
Der Nürnberger Witz,
Der Ulmer Geld,
Sind drei große Ding' in der Welt.

Und der Chronist, dem wir die letzteren Verse entnehmen, fügt hinzu: „Das mag wohl seine Richtigkeit haben, soweit es wenigstens Nürnberg betrifft.“ Aber nicht nur Witz war in der guten Stadt zu Hause, sie hatte auch Geld und Geschütz, und war ersteres gar oft Ursache zu Anfechtungen von Außen, denen sie aber männlich mit dem letzteren zu begegnen wußte.

Ja der Nürnberger wußte seine Burg zu schirmen mit Witz und Geschütz.

So kam im Jahre 1379 der junge Kaiser Wenzeslaus nach Nürnberg; er war daselbst am 17. März 1361 geboren, und er, sowie sein Vater Kaiser Karl IV. zeigten große Vorliebe für die Stadt, hatten ihre alten Privilegien bestätigt und neue hinzugefügt. Daher hatte sich auch beiden Fürsten die Stadt stets dankbar und anhänglich gezeigt; aber dies ging nur bis zu einem gewissen Punkte, auf Kosten ihrer Freiheit wollte sie keine Gnadenbezeugung.

Als darum Kaiser Wenzel von dem Rathe die Schlüssel zum Vestner Thor, durch welches man in die Burg und von da in die Stadt gelangen konnte, verlangte, gab es viel bedenkliche Gesichter. Der Kaiser aber ließ nicht nach, und versprach dafür jede andere Bitte zu gewähren. Der Bürgermeister überreichte ihm endlich die Schlüssel. Vergnügt sagte Wenzel: „Nun ihr Herren, bittet frisch darauf los, es ist euch Alles schon im Voraus gewährt.“

Da sagte der kluge Bürgermeister: „Nun, so haben wir keine andere Bitte an Eure Majestät, als daß Ihr uns unsere Schlüssel wieder gebt.“

Da wurde der Kaiser roth vor Zorn, gab dem Sprecher einen leichten Backenstreich und sagte: „Ei, du schlauer Fuchs, wie hast du uns angeführt, dies Eine hätten wir ausnehmen sollen,“ warf die Schlüssel hin und ritt auch alsogleich von dannen.

Ernster war's etwa zweihundert Jahre später, dem Kaiser Karl V. gegenüber. Als der im Jahre 1547 gegen die Protestanten nach Sachsen zog, marschirte eine Abtheilung seiner Armee auch an Nürnberg vorüber. Spanische Völker waren es, die wirthschafteten gar übel überall, wohin sie auf ihrem Zuge kamen, und machten wenig Unterschied zwischen Feindes- und Freundesland. Nun war Nürnberg, obgleich dem Protestantismus ernstlich zugethan, dem Schmalkaldischen Bunde nicht beigetreten, und hielt sich streng neutral. Dies hinderte aber jenes zügellose Kriegsvolk nicht, seinen Unfug und Muthwillen auf dem Gebiete der Reichsstadt zu treiben, und war großes Flüchten aus den Vorstädten und den umliegenden Dörfern in die schützenden Mauern der Stadt. Aber auch in diese drangen die Spanier, und keine von den geringern stießen der Bürger Häuser mit Gewalt auf, und legten sich hinein. Da wurde die Bürgerschaft schwierig und unwillig, und mancher muthige Mann ließ die ungebetenen Gäste gar nicht ein, oder warf die eingedrungenen wieder hinaus. Und als ein Spanier geraubte Gegenstände, die er vor der Stadt von armen Leuten erbeutet, auf den Markt brachte und verkaufen wollte, ging der Tanz los. Das Volk zerstörte seinen Kram, und er selbst rettete sich sammt seinem Pferde nur mit Mühe. Dies war das Signal zum allgemeinen Tumult, wo ein Spanier sich auf der Straße sehen ließ, wurde er zu Boden oder in die Flucht geschlagen, die Zimmerleute warfen mit ihren Beilen, die Handwerker mit Hämmern oder was sie sonst eben in Händen hatten; auch die liebe Jugend fehlte nicht und warf mit Steinen, sobald sie einen Feind ansichtig wurde; selbst der deutsche Hauptmann Schnabel, der Frieden stiften wollte, wurde von dem aufgebrachten Volke hart geschlagen. Endlich kamen die Rathsherren Matthäus Löffelholz und Paulus Grundherr mit vielen Bürgern, denen gelang es endlich, die Aufregung zu beschwichtigen; drei Spanier lagen todt auf der Straße, mehrere derselben, aber auch einige Bürger, waren schwer verwundet und starben bald darauf. Der grimmige Herzog von Alba, der diese Abtheilung befehligte, wollte nach diesen Vorfällen nicht in die Stadt, hielt aber doch auf Bitten des Rathes seinen Einzug, vorsichtig umgeben von 200 italienischen Hackenschützen. Die Haupträdelsführer des Tumults waren entwichen, einige Theilnehmer kamen in's Lochgefängniß, andere wurden aus der Stadt gewiesen, kamen aber alle wieder, und die Gefangenen bald ledig, denn man sah's nicht ungern, daß dem zügellosen spanischen Volke Furcht eingejagt und dasselbe von weiterem Muthwillen abgehalten wurde. Und in der That wäre es ihm damals übel gegangen, wenn nicht der ruhigere Theil der Bürger zum Schutze bereit gewesen wäre; ein Sattler am Kornmarkt barg zwanzig, eine Bierbrauersfrau zehn in ihrem Hause, bis der Tumult sich gelegt hatte, und einem Pfragner (Viktualienhändler), der zwei vor dem Volke Fliehende in sein Haus aufgenommen und vor der Wuth der Verfolger treulich beschützt hatte, dankten dieselben täglich mit Umhalsen und Küssen.

Zehn Tage später, am 24. März, kam der Kaiser selbst mit acht Fähnlein Fußknechten bei 2400 Mann stark, und wurde von dem Rathe mit großen Ehren eingeholt und empfangen. Die Thore wurden nun von den kaiserlichen Soldaten besetzt, aber vorsichtig hielt auch der Rath seine Wachen in der Stille, und als die Kaiserlichen auch das Rathhaus besetzen wollten, wurden sie zwar ruhig aber bestimmt zurückgewiesen.

Schon am 29. verließ der Kaiser die Stadt und zog eilends nach Sachsen seinem Bruder Ferdinand zu Hilfe. Er war krank und sah übel aus; in einer offenen Sänfte ließ er sich tragen, damit alles Volk ihn sehen konnte, denn es ging damals das Gerücht, er sei gestorben, und man führe einen andern an seiner Statt herum.

Am 6. Juli kam Karl V. aus Sachsen zurück wieder nach Nürnberg; er hatte gesiegt, und zwei erlauchte Gefangene führte er mit sich; die unglücklichen Fürsten von Sachsen und Hessen kamen aber nicht in die Stadt, sie wurden in dem drei Stunden entfernten Schwabach untergebracht. In des Kaisers Gefolge waren der Herzog Heinrich von Braunschweig und der Markgraf Albrecht von Brandenburg; das Kriegsvolk wurde um und in die Stadt gelegt, und that wiederum großen Schaden.

Da saß in dem Nürnberg'schen Städtchen Altdorf ein kaiserlicher Werber, Hans Walter von Hirnheim; das müssige Volk desselben zog hinaus auf die Dörfer, und hauste wie in Feindesland; aber die Bauern rotteten sich zusammen, schlugen achtzehn Knechte todt, und verwundeten viele tödtlich. Erbost wollte der Hirnheimer Rache nehmen, aber die Stadt Nürnberg trat ernstlich dazwischen, so daß sie sogar die mißhandelten Bauern in Schutz nehmen ließ.

Zur selben Zeit ritten zwei Nürnberger Bürger, Christoph Pfinzing und Sebastian Schedel, spazieren; denen begegneten zwei Italiener aus der kaiserlichen Armee; die Nürnberger redeten dieselben in ihrer Muttersprache an, und unterhielten sich freundlich mit ihnen. Der roheste Mensch, sollte man meinen, müßte erfreut sein, in fremden Landen die heimischen Laute zu hören, und ein Franzose wäre gewiß für jene in's Feuer gegangen. Aber die tückischen Welschen ersahen sich ihren Vortheil, und als sie in den Erlanger Wald kamen, schossen sie die beiden Nürnberger meuchlerisch nieder. Pfinzing blieb todt auf dem Platze, der andere wurde tödtlich verwundet nach Nürnberg gebracht, dort starb er bald, nachdem er die Trauergeschichte erzählt hatte.

Es kam überhaupt damals große Furcht über die Stadt, denn der Herzog von Alba sollte den Kaiser angegangen haben, wegen des Schimpfes, so seinen Spaniern angethan worden war, die Stadt dem Kriegsvolke preiszugeben. Alles war in banger Erwartung, denn, wenn es auf dem Lorenzer Thurme vier Viertel schlagen würde, dann sollte jeder einquartirte Mann seinen Hausherrn erstechen. So sollte Einer im wilden Mann auf dem Weinmarkt dem Kachelofen vertraut haben, weil er die Sache zufällig erfahren, aber hoch und theuer habe schwören müssen, dieselbe keiner lebenden Seele zu vertrauen. Der Rath aber soll den Kaiser gebeten haben, ihm, wenn dies Unheil von der Stadt nicht abgewendet werden könnte, solches nur drei Stunden zuvor anzuzeigen. Befremdet fragte der Kaiser, was sie denn in so kurzer Zeit vermöchten, erhielt aber eine so männliche Antwort, daß er sagte: „Wenn die Sache also beschaffen, wollten wir selbst nicht beim Angriff auf die Stadt sein."

Wir glauben nicht, daß es dem Kaiser Ernst damit war, eine ihm ergebene Stadt der ungezügelten Wuth einer wilden Soldateska zu überlassen. Karl V. war kein grausamer Mann, und dabei viel zu klug, eine Stadt, von der er selbst großen Vortheil genoß und künftig genießen konnte, durch einen Akt der Brutalität auf lange Jahre hinaus zu ruiniren; aber seiner Umgebung, dem grausamen Herzog von Alba, dem wilden Markgraf von Brandenburg waren solch blutige Gedanken und Vorsätze wohl zuzutrauen.

Gegründet war wohl die Furcht, es möchten der freien Religionsausübung Hindernisse in den Weg gelegt werden. Karl war siegreich in Sachsen gegen die Protestanten gewesen, Nürnberg war durchaus der neuen Lehre zugethan, und zwei Prediger, Veit Dietrich und Andreas Osiander, hatten stets heftig gegen die katholische Lehre geeifert. Aber auch in dieser Hinsicht ließ sich der Kaiser trotz der Aufhetzung seiner Umgebung zu keinem Gewaltschritt hinreißen; ja, als der Beichtvater des Kaisers in der Kirche des Katharinenklosters eine Messe lesen wollte, hinderte dies der Rath durch ehrerbietiges aber energisches Einschreiten.

Diese Mäßigung erklären wir ebenfalls aus dem sich mehr zur Milde hinneigenden Charakter des Kaisers; andererseits ist aber nicht zu übersehen, daß demselben von der Stadt bedeutende Geschenke, namentlich an Geschütz und Munition gemacht wurden, und wenn auch die Nachricht, daß er außerdem noch an baarem Gelde die große Summe von 300,000 Gulden empfangen habe, nur unsicher verbürgt ist, so war doch jene Schonung gewiß nicht ohne Opfer erkauft.

Wenn man von einer bedeutenden Stadt hört oder liest, so liegt wohl die Frage über Alter, Ursprung und die ersten Bewohner derselben am nächsten. Diese Frage können wir in Bezug auf Nürnberg nur sehr unbestimmt beantworten. Viele Schriftsteller haben sich die vergebliche Mühe gemacht, den Ursprung dieser Stadt bis in's graue Alterthum zu versetzen. Es ist aber bekannt, daß die alten Deutschen großen Widerwillen gegen das Einschließen zwischen vier Mauern hegten, und daß dieser Widerwille einer der vielen Hindernisse war, mit denen der Städtegründer Heinrich der Vogelsteller zu kämpfen hatte. Deutschland hatte lange Zeit keine andern Städte als die von den Römern gegründeten; diese Eroberer aber hatten auf dem linken Donauufer ihre Herrschaft auf das heutige Nürnberg zu, nur längs der Altmühl ausgebreitet, und es ist daher der Beweis nicht gelungen, daß der Feldherr Drusus Nero der Gründer dieser Stadt sei.

Noch fabelhafter klingt die Geschichte von zwei deutschen Heldenfürsten, Herkules und seinem Sohne Noricus, welche Nürnberg lange vor Christi Geburt gegründet haben sollen. Die an einem Thurm im Schlosse angebrachten zwei steinernen Bildsäulen sollten die genannten Fürsten vorstellen; der Thurm selbst wurde zu einem Tempel der Diana gemacht, wahrscheinlich nur deßhalb, weil sich an demselben zwei, ebenfalls in Stein gehauene Hunde befinden. Dann soll wieder Nürnberg die Residenz eines deutschen Königs, Namens Adeleer, gewesen sein; und endlich hatte noch zum Ueberflusse der Astrolog Andreas Goldmayer aus Gunzenhausen aus den Sternen berechnet, daß Nürnberg sechsundzwanzig Jahre nach Christus an einem Dienstag den 3. April, Vormittags um 8 Uhr 57 Minuten, das Schloß aber vierzehn Jahre

vor Christus auch an einem Dienstag den 9. April, ebenfalls um acht Uhr früh, zu bauen angefangen worden sei. Nürnbergs Gründung ist gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts zu setzen, und seinen Namen mag es von der Gegend, an der es liegt, welche Nordgau, von denjenigen Schriftstellern, welche lateinisch schrieben, Noricum genannt wurde, erhalten haben. Doch muß die Stadt bald Bedeutung erlangt haben, denn nur hundert Jahre später war sie schon ein fester Platz, und wurde im Jahre 1105 von dem Kaiser Heinrich V. belagert und nach tapferer Gegenwehr erstürmt, weil sie seinem Vater Heinrich IV. Schutz verliehen hatte. Aber auch auf diesem Zeitraume liegt viel Dunkles und Ungewisses; die erste authentische Urkunde, Nürnberg betreffend, ist aus dem Jahre 1219; in derselben bestätigt Kaiser Friedrich II. viele Freiheiten und Gerechtsame der Stadt, und stattete dieselbe mit neuen aus; aus dieser Urkunde geht auch ziemlich sicher hervor, daß Nürnberg von jeher Reichsunmittelbar und nie eine fränkische, schwäbische oder bayerische Landstadt gewesen sei. Spätere Kaiser, wie Rudolph von Habsburg, Adolph von Nassau, Ludwig der Bayer, hielten sehr oft Reichstage daselbst, und wußten die Bedeutung der Stadt, die damals schon ein Gewicht in die politische Wagschaale legen konnte, gebührend zu schätzen. Denn wissen wir auch aus dieser Zeit nur wenig von der Spezialgeschichte Nürnbergs, so ist doch so viel sicher, daß es sich nach innen und außen erkräftigt, und zu der Zeit, wo seine Geschichte klarer hervortritt, als eine reiche und mächtige Stadt zeigte.

Diese Zeit fällt in das vierzehnte Jahrhundert, und mit ihr treten nun leider zuerst zwei Ereignisse entgegen, von denen das eine ein trauriges Bild des Fanatismus jener noch wenig aufgeklärten Zeiten bietet, das andere aber an Miterlebtes erinnert. Ersteres ist eine grausame Verfolgung der Juden, letzteres eine Empörung eines Theils der Bürgerschaft gegen den Rath. X.

Nürnberger Geschichten.

Der demüthige Judas.

In der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, unweit dem St. Petersaltar, ist ein gar schönes Bildwerk, so der berühmte Adam Kraft gemeiselt hat, und sind da das Abendmahl, das Leiden Christi auf dem Oelberg und die Gefangennehmung zu sehen. Weil nun der Stifter des Abendmahls, Herr Volkhammer, seine Rathsgenossen mit sich verewigen wollte, gab er ein Gastmahl und ließ Einen um den Andern von Adam Kraft zeichnen, auf daß er Jünger daraus mache. Da fand sich zu Jedem ein rechter Kopf, sonderlich aber traf Herrn Gabriel Nützel großes Glück. Denn er hielt für das Haupt des Erlösers her. Fehlte sich's demnach in Nichts — nur der Judas war nicht zu finden. Indem trat der Rathsschreiber, Herr Hans Widmann, in's Zimmer. Da rief Alles erfreut: „Judas, Judas!" Kann sich wohl Jeder denken, wie heftig der Herr Widmann erschrack, weil er sich keiner Sache schuldig wußte und stets ein frommer Christ gewesen war. Ward aber wohl getröstet, ergab sich in sein Schicksal und sagte: „Wir sind alle Sünder und Schuldiger gen Gott! Unserm Herrn thaten sie gar viel Hohn und Spott an — so darf ich mir, Herr Widmann, auch was gefallen lan."

Der silberne Herrgott.

Vor nahe vierhundert Jahren lebten zu Nürnberg zwei Brüder mit Namen Stark, welche sehr wohlhäbig waren. Um nun ihren Dank zu Gott sichtlich auszulegen, ließen sie ein Crucifix machen und an einen Schwibbogen aufhängen, so zwischen St. Moritzen's Kapell und dem Pfarrhof befindlich war. Als man diesen 1543 abbrach, wurde es hinweggenommen. Wer aber gen Nürnberg kommt, sieht es dennoch zwischen beiden Thürmen von St. Sebald, und nennt man's da beim silbernen Herrgott, weil die Sage geht, es sei das Kreuz und unser Herr Christus von lauterem Silber. Das wär' so wenig nicht, denn Kreuz und Figura wiegen 1878 Pfund. Dem sei nun, wie da wolle, als man 1689 zählte, ward das Crucifix auf Befehl des Rathes schwarz angestrichen, angebens, daß es vor dem wilden, durchziehenden Soldatenvolk verschont bleibe! Da schüttelt nun Mancher den Kopf und denkt sich: es könnte doch von Silber sein, und wer's glaubt, dem kann kein Mensch das Gegentheil beweisen — wer aber freveln wollte, dem möcht's nicht zum Besten ergehen. Denn es geht die Sage, es seien ihrer voreinst Zwo hinaufgestiegen, um sich zu überzeugen. Da seien die zwei Leitern gebrochen, die vorwitzigen Gesellen aber wären herabgestürzt und hätten sich die Hälse gebrochen.

Der letzte Probst von St. Sebald.

Zu St. Sebald in Nürnberg war der letzte Probst Herr Georg Peßler, so beider Rechte Doktor. Wie sich dann das Lutherthum zutrug, trat er auf dessen Seite und übergab dem Rath seine Probstei, bedang sich auch mehr nicht denn 250 Gulden lebenslang und 20 Gulden für Hauszins, benebst dem Probsteigarten am Thiergärtnerthor. Als er nun drei Jahre weiter verlebte, kam's ihm mit einem Male sonderlich in den Kopf, daß er überaus kleinmüthig wurde, als schier Tag und Nacht phantasirte, es stünde mit Sachen der Kirche nicht zum Besten, er hätte seinen Dienst nicht wohl versehen, haße ihn Jeder und stünden die Schergen hinter ihm, so ihn zum Schuldthurm schleppen wollten. Da stand er in einer Nacht auf, nahm einen Schweinspieß, den stemmt er an und stieß sich denselben unter die Brust in den Leib. Weil er nun ein überaus schwerer, großfeister Mann war, heißt's, es habe ihm selbiger Schweinspieß so viel allererst nicht geschadet. Konnt' es aber gleichwohl nicht überwinden, und starb vier Wochen darauf, da sie ihn dann zu Poppenreuts Pfarr begruben.

Die drei Baumeister von St. Lorenz.



Zu St. Lorenzen heißt ein Thurm: der alte. Wie derselbe alte Thurm im Bau begriffen war, hatten ihrer zwo Meister d'ran zu schaffen und vorerst schon einem anderen Meister die Arbeit abgejagt. Nachdem nun Der beseitigt war, loderte in ihnen Beiden grimmiger Haß und Zorn empor, und beschlossen, sich einander zu verderben. Damit es aber Niemand ahne, thaten Beide desgleichen, als wären sie sich überaus geneigt. D'rüber verlief etliche Zeit, bis sie eines Tages hinaufsteigen mußten, so weit der Thurm gebaut war. Da nun der Eine an's Fenster trat und hinaussah, packte ihn der Andere und wollte ihn hinabschleudern. Der Erste aber, so ein Gleiches vorgehabt hatte, hielt sich fest an ihn und riß ihn mit sich hinaus. Also stürzten sie Beide hinab und zerschmetterten sich alle Knochen. Dabei stand der Dritte unten, nicht eine Hand breit entfernt, denn er hatte schier hart am Thurm hinaufgeschaut. Als das der Rath erfuhr und der Baumeister, so am Leben geblieben war, erzählte, wie sie ihm mitgespielt hatten, da er ihnen doch nie was Leids gethan, war des Rathes Bescheid: Des Werkes weiterer Bau gebühre ihm, denn gleich wundersam habe Gott die zwo Bösen vernichtet und ihn aus Todesgefahr errettet — stehe ihm auch frei, ein Wahrzeichen zu setzen. D'rauf sagte der Baumeister: „Das sei ferne von mir! Eher will ich der argen That Spur ganz verwischen!" D'rauf war sein Erstes, daß er das Fenster zumauerte. Die Sage aber konnt' er nicht vertilgen.

Der Teufel und der Chorschüler.

Mit dem Teufel ist kein Scherz zu treiben, und wenn sich Einer gar auf ihn beruft, ist er gleich so frei und kommt. Das war vor Zeiten zu Nürnberg der Fall. Da war just die Predigt zu St. Lorenz aus und hatte der Pfarrer gegen das Fluchen gesprochen. D'rauf spielten zwo Chorschüler unfern der Kirche mit Schussern, geriethen in Streit über weniger oder mehr, der Eine aber, so die Schusser in der Hand hielt, stritt zumeist und rief: „Hol' mich der Teufel, ich hab' recht!" Er hatte aber den Andern betrogen. Kaum war das Wort aus seinem Munde, kam der Teufel, drehte dem Gesellen den Hals um und fuhr durch die Luft mit ihm davon. Nun sieht man den Hut des Schülers noch auf der Stange über dem Dach des Chores, den verkehrten Kopf zu ewigem Andenken am Tragstein St. Lorenzens; die Würfel waren früher auch zu sehen, es soll sie aber vor fünfzig Jahren der Teufel geholt haben. Und vom Mantel des Chorschülers, so hinter dem Altar bewahrt wurde, ist auch nichts mehr zu finden. Wer weiß, was da geschehen ist.

Die Todtenfrühmesse zu St. Lorenz.

Zu Nürnberg war eine Jungfrau, Namens Gertraud Stromer, die war einem reichen Patrizier wohl genelgt, so daß ihr ganzes Herz an ihm hing. Weil sie's aber verhehlte, heirathete Den ihre beste Freundin. D'rüber brach der Gertraud aller Lebensmuth, der Patrizier starb auch nach kurzer Ehe und die Gertraud überlebte ihn nicht lange. Als man nun 1430 zählte und am Allerseelensonntag war's, machte sich des Patriziers junge Wittwe, Frau Imhof, früh auf und wollte zu St. Lorenz die Frühmesse hören. Da sie in die Kirche kam und etliche Weile in ihrem Kirchstuhl saß, ward ihr angehends ganz sonderlich zu Muth. Denn, wo sie hinsah, bedünkte ihr, daß sie keine heutigen Gesichter erblicke und alle Menschen und die Geistlichen an den Altären seien vor langer Zeit verstorben. Wie sie nun darüber in tausend Zweifeln war, gedachte sie sich anzufragen, trat zitternd aus dem Kirchstuhle, wandte sich an eine Jungfrau, die auf einen Altar zugewendet war und klopfte sie leise auf die Schulter. Als sich Diese gegen sie kehrte, erkannte die Imhof ihre beste Freundin, so vor drei Wochen gestorben war. Da trat ihr's eiskalt an's Herz. Die Verstorbene aber sagte: „Gevatterin, so man zur Wandlung läutet, hebt Euch ehest aus der Kirche, ansonst ist's auch um Euer Leben geschehen. Ihr habt mir wohl das Herz gebrochen, ich aber hab' Euch verziehen." Hierauf eilte Frau Imhof allsogleich hinaus, es bedünkte ihr aber, als eilten ihr eine ganze Menge Menschen nach und als hielten sie Etliche am Mantel fest. Da ließ sie ihn im Stich und floh nach Hause und wurde sterbenskrank, daß sie schon die heilige Wegzehrung bekam. Doch kam sie wieder davon, hatte aber alle Lust zur Welt verloren und ging in St. Clarens Kloster. Da lebte sie noch etliche Jahre. Dann starb sie früh am Allerseelentag.

Fr. Trautmann.

Erfurter Geschichten.

Fritze woher? Fritze wohin?

Vor fünfhundert Jahren lebte ein Fräulein, Namens Himeltrudis von Birnburg. Die war so überaus schön, mild und fromm, daß ein Lied von ihr gesungen ward, und das lautete:

O Maid o Maid, wie ist mir so weh
All in mein' tiefsten Empfinden,
Und was ich weiß und was ich seh',
Nichts will ich, denn Dich finden!

Kein' rothe Rosn, kein Veigelein,
Da ist kein Beides so sinnig,
Viel röther sind die Wangen Dein,
Viel blauer die Äuglein minnig.

Und wer Dich nit gesehen hat,
Den hat kein Glück betroffen,
Und wer ein' Blick in Dein' Augen that,
Der lugt' in den Himmel offen.

O Maid, o Maid, o komm zur Frist,
Ich bin nit wohl frumm auf Erden,
Und lug' ich, wie's im Himmel ist, —
Da mag ich hie frummer werden!

So wünschten gar Manche, sie zu besitzen. Sie aber dachte ganz wo anders hin.

Nun waren ihrer Zwei da, die großes Verlangen nach ihrer Hand trugen. Der Eine war der Landgraf Friedrich von Thüringen, der Andere hieß Graf Hermann von Weimar. Davon war der Erste frei, der Andere aber nicht. Vielmehr hatte der Graf Hermann ein süßholdes Weib, Namens Tuta. Aber unchristlichen Sinnes sah er hinweg von ihr und da und dort auf eine Andere. Da war's kein Wunder, daß der Tuta Wangen verblichen in Gram und Kummer und ihr Haupt sich wehmüthig senkte. Das sah der Graf Hermann mit an und dachte: kömmt Zeit, kömmt Rath, und könnt' ich die Himeltrudis nimmer zum Gespons gewinnen, der Landgraf soll sie auch nicht besitzen! Wie und wo er Dem nun in den Weg treten konnte, that er es, verwickelte ihn in aller Art Fehde mit Anderen, daß er seine Zeit verliere, und weil der Landgraf so viel hin und wieder zog, verhöhnte ihn Jener noch dafür und nannte ihn nimmer anders, denn „Fritze wohin, Fritze woher?“

Nun währt Alles nur eine Zeit lang. Der Landgraf kam hinter die Sache, mischte sich in nichts mehr und beschloß, rasche Werbung zu thun, denn der Graf von Birnburg hatte ihm die Hoffnung nicht benommen — und ritt mit prunkendem Gefolge gen das Schloß. Als er aber hinkam, verließ es Himeltrudis so eben und war auf dem Weg in's Kloster. Voll Staunen hielt der Landgraf sein Roß an, und wollte seinen Augen nicht trauen.

Sie aber neigte leise ihr Haupt — wie zum Lebewohl — und zog von dannen, auf Mainz zu.

Lang sah ihr der Landgraf nach. Wie er drauf umlenkte, erblickte er den Grafen von Weimar. Der hatte sich mit den Seinen im Dickicht gehalten, Alles mit angesehen und gehört, ritt in höhnischer Geberde kreuzüber die Felder, grüßte den Landgrafen mit hocherhobener Hand, gab seinem Roß die Sporen, daß es etliche lustige Sätze that, und jagte davon.

Etliche Tage darauf ritt der Landgraf in's Schloß zum Grafen von Birnburg und stellte ihn zur Rede.

Drauf sagte Dieser: „Ihr habt auch Manchem was angethan, so mir ein Freund ist. Im Uebrigen bin ich nicht schuld, sondern der Abt vom Petersberg. Der sprach: Besser eine frohselige Klosterfrau, denn ein träumerisch Ehgespons, und so viel gut es mag sein beim Landgrafen von Thüringen, eine Braut des Himmels ist noch besser dran!“

Darauf versetzte der Landgraf: „Und ich sag': Eine frumme Ehfrau ist werth, was eine frumme Klosterfrau! Also hat mich der Graf von Weimar genarrt, Ihr habt mir Euer Wort gebrochen, und der Abt vom Petersberg meinem Glück den Garaus gegeben. Das macht mit Euerem Gewissen ab! Mit der Freundschaft ist es zu Ende, und turneit, fechtet und tanzt, wie Ihr wollt, mich seht Ihr nimmer, wo Einer von Euch dabei!“ Damit macht' er sich auf, ritt von dannen, und wo man ihn weiters erblickte, war er wortkarg und tiefster Schwermuth voll, — denn er konnte sich nicht trösten.

Nun traf es sich eines Tags, daß der Rath zu Erfurth Gasterei und Tanz anstellte, je Beides dem Grafen von Weimar und dem von Schwarzburg zu Ehren. Denn Die hatten der Stadt einen Gefallen erwiesen.

Mittlerweile dieß auf dem Rathhaus vorging, ritt der Landgraf Friedrich von weiter zum Thor herein und am Rathhaus vorüber. Der Graf von Weimar aber sah alsbald zum Fenster hinaus, hob einen vollen Becher in die Höhe und rief voll Uebermuth hinunter: „Fritze wohin, Fritze woher?!“

Als der Landgraf Friedrich das hörte und dabei sah, wie alle Anderen vom Tanz weg an die Fenster rannten, wußte er wohl, was Jener meine und wie er ihn vor Herren und Damen verspotten wolle. Hielt demnach sein Roß an und rief mit drohender Stimme hinauf: „Um schnöde List allein verdientest du längst, daß ich dich züchtige. Daß du mir hie in der Stadt den Herrn versagst, das sollst du mir sicher büßen, und Aug' um Aug' fortan, bis du der Knecht bist und ich dein Herr und Gebieter!“

In Kurzem erscholl der Fehde Ruf und weithin aus den Burgen und Städten brachen Ritter und streitlustige Knechte.

Da hätte der Abt vom Petersberg gerne Frieden gestiftet und begab sich zum Landgrafen Friedrich. Der empfing ihn ganz entrüstet und hielt ihm vor, was er verschuldet. Der Abt aber hob die zwo Finger auf und sagte feierlich: „Gott verlaß mich in der Sterbstunde, so ich Euch beschimpft habe. Ich wurde in nichts befragt — und nichts war des Grafen von Birnburg Absicht, als Hader zu stiften zwischen Euch und mir. Dran liegt dem Grafen von Birnburg, dem von Weimar und dem Schwarzburger, denn im Trüben wär' gut fischen. Haltet's nun wie Ihr wollt, Gott wird bei Euch sein!“

Auf dieß hin versöhnte sich Jener. Von der Fehde aber ließ er sich nicht abbringen. Alsbald tobte wild auf der Kriegslärm. Zwei Schlachten waren bald geschlagen, da war der Landgraf Sieger und gings nun in die dritte. In der nahm er die zwo Gegner gefangen, den Grafen von Weimar und von Schwarzburg. Die ließ er in Fesseln nach Erfurth führen. Die Schlacht aber tobte noch fort bis gen Arnstadt. Dort schien sich das Glück zu wenden, urplötzlich kam der Graf von Birnburg daher, fiel mit einer Schaar auf den Landgrafen und die Seinen, drängte sie bis gen Erfurth und Alles schien verloren.

Da hörte man Gedröhn und Gerassel — und durch Nacht und Nebel die steinigten Pfade daher rollten Kleppermägen.

„Hilf Gott, die Erfurther!“ jauchzte des Landgrafen Schaar.

Wie das der Graf von Birnburg vernahm, wandte er rasch sein Roß und All die Seinen riß er mit sich zur Flucht. Die Landgräflichen stürzten hintendrein und verfolgten sie.

Mittlerweil stieg der Landgraf vom Schlachtroß und warf sich erschöpft darnieder. Da ward er nicht wenig betroffen. Denn statt der gewappneten Soldknechte sah er Mönch um Mönch aus den Wägen steigen.

„Was soll denn das sein?“ rief er. „Her da Einer, hier ist der Landgraf von Thüringen!“

Alsbald eilte ein Mönch auf ihn zu und wollte ihn Beicht hören, die anderen Mönche aber zerstreuten sich auf dem Schlachtfeld, den Gefallenen Gleiches zu bieten.

Da war der Mönch erstaunt, daß der Landgraf keineswegs am Sterben lag, Der aber, daß statt der Kriegsleute geistliche Herren da seien. Löste sich demnach das Räthsel bald. Der Abt vom Petersberg hatte von des Landgrafen Niederlage gehört und vierzig Mönche zum Versehen auf das Schlachtfeld geschickt. So war sein Wort sonder Absicht wahr geworden — Gott war mit dem Landgrafen.

Alsbald kniete Der voll Danks auf die Kniee, dann schwang er sich auf sein Roß, sprengte nach Erfurth hinein, ließ den Abt vom Petersberg kommen, drauf die zwei Grafen vor sich führen.

Auf sein Schwert gestützt, sah er sie eine Zeit lang finster an, erzählte dann kurz, wie's ergangen sei und sagte:

„Deß hättet Ihr Euch wohl nit versehen! In Ketten steht Ihr da, von **mir** bezwungen — und Eueren Helfer han gar etliche **Mönchlein** zu Schanden gemacht! Was nun, Herr Graf von Weimar, nun bin ich Euch wohl ein **Herr**! Also hört mein Urtheil. Ihr gebt mir Euere Grafschaft zu Eigen, das sei der Preis Euerer Freiheit!“

Da sah der Graf zu Boden und sagte: „Demnach wär' ich ein Bettler oder soll ein Reitersknecht werden, daß ich mich herumschlüge, wo Euere Kurzweil mich hintriebe?!“

„Das verdientet Ihr gar wohl,“ herrschte ihn der Landgraf von Thüringen an, „und billig wär's, so es von Euch hieße: „Hermann woher, Hermann wohin?“ Ich will's Euch aber besser anthun! Ihr gebt anher — und ich geb' Euch's zurück bis zu Euerem Tod — dann bin **ich** der Graf von Weimar!“

So war des Landgrafen Urtheil. Wenige Tage darauf gelangten die Zwei zur Freiheit.

Der Graf von Weimar ritt tiefsinnig in die Heimath und nahm sich manch Gutes vor. Als er in sein Schloß ritt, empfing ihn die Gattin bleich und scheu — da er ihr aber die Hand bot und süßes Wort der Versöhnung sprach, brach sie in leises Schluchzen aus und sank ihm in stiller Wehmuth an die Brust.

Also lebte sie ihres Daseins kurze Frist in Frieden dahin.

Der Landgraf aber that sich wohl Gewalt an, Himeltrudis zu vergessen. Es ging gleichwohl nicht. Und so oft er nah oder ferne das Lied hörte und die Reime:

„Und wer Dich nie gesehen hat,
Den hat kein Glück betroffen,
Und wer ein' Blick in Dein' Augen that,
Der lugt' in den Himmel offen“ —

stets wandte er sich ab — und rann ihm eine Zähre in's Aug'.

Fr. Trautmann.

Studien eines verabschiedeten Waldhornisten.

Novellette von Gg. Scheurlin.

1. Im Walde.

— Und also lag ich wieder im Walde unter Duft und Schatten von Halmen und Büschen, und schaute gedankenschwer in die wiegenden Wipfel, und hörte die lustigen Vöglein, und flog mit den schwebenden Wolken, — just wie vor etlichen Tagen; aber mir war ganz anders zu Muthe als damals, wo ich noch mit all den Drosseln, Grasmücken und Meisen um die Wette gesungen und geschwungen und meine Schlösser trotz dem kühnsten Baumeister hoch über diese Wipfel und Nester hinausgebaut hatte in die helle, lachende Sommerluft. Ja, ich war ärmer an Trost und Hoffnung als je, und als hätten das die Bäume umher gewußt und mitgefühlt, so hingen sie über mir herein mit feuchten, zitternden Blättern und fallenden Tropfen. Die süß heimliche Macht des Waldes hatte mich lange nicht so mild überkommen als in dieser Stunde; wie ein treuer Freund hatte er ja die lieben Lieder und Bilder bewahrt, die ich ihm jüngst vertraute, und er gab mir sie nun in seinen leisen Schauern zurück; als einem trauten Herzensgenossen wollte ich ihm denn nun auch mein ganzes Innre eröffnen und erzählte also:

— Solltest du's meinem trübseligen Angesicht, meinem verschämt-grünen Röcklein sammt dem Instrument an meiner Seite noch nicht angemerkt haben, **wer** und **was** ich bin, so wisse denn, du sinnender Wald, daß du hier unter deinem gastlich-milden Dache mich, den **Franz Sebastian Walther**, einen ausgedienten, will sagen: armen Waldhornisten beherbergst. Von der Schule weg in das wilde Kriegsleben hineingeworfen und hinaus auf die Schlachtfelder von Rußland und Frankreich, — was konnte ich da anders führen lernen, als Gewehr und das Horn, das sie mir umhingen, weil ich am Spiel der Töne viel mehr Gefallen fand, als an dem Gehabe von Säbel und Büchse. Nun mußt du wissen, daß ich mein Hörnlein liebe wie du etwa den süßen Frühling, oder dein junges Laub, und daß es um all mein Leid und Freud' weiß, wie du um das Weben und Schweben deiner Blumen und Vöglein, und daß es mir dienstbar

ist mit also seligen Liedern, wie nur immer deine Nachtigallen sie dir schmettern. —

So ging's denn eine Reihe von Jahren in die weite wunderliche Welt hinein, bald mit juchhe, bald mit oweh! — heute froh, morgen traurig, selten aber so betrübt als eben jetzt; — bis endlich dem Kriegswerke mit einem frommen Frieden ein Ende gestiftet wurde. Da denke ich denn zunächst an Heimath, an Vater und Mutter, und will den elterlichen Herd wieder aufsuchen, meinend, ein schmucker Bursche wie ich, mit ehrlichem, wenn auch etwas zerhauenem Gesicht, und einem stattlichen Schnurrbart drinnen, müsse alleweil sein Brod finden und sollte es auch nur als Gehilfe des Vaters sein. Ich wußte freilich nicht, daß der inzwischen gestorben, und daß meine bejahrte Mutter selber so arm war wie ich; wer sonst aber hätte sich des fremd gewordenen Menschen weiter bekümmern sollen? — Da ward mir's bald klar, daß ich abermals fort mußte, um Brod zu suchen für mich und meine Mutter. Wohin aber? — Das blieb eben die Frage. —

Nun lese ich im Amtsblatt, daß für die fürstliche Kapelle ein Hornist gesucht wird, und daß, wer sich's zutraut, mit Gesuch und Vorstellung kommen und sich prüfen lassen könne. „Mutter," rufe ich aus, „uns ist geholfen; besser als ich kann's Keiner!" — Und wen du Tags darauf gesehen hast, den Weg nach der Residenz dahin wandern, das war eben ich, der glückliche Franz Sebastian Walther.

O fröhliches Wandern am schönen, lichten Sommermorgen, da oben die Wolken fliegen und die Lerchen steigen, da der Wald über uns schwankt und säuselt, die Quellen neben uns springen und klingen, und das Herz mit einer lieben Hoffnung in Himmel, Forst und Ferne schaut! Hängt Einem nun gar ein Hörnlein an der Seite, wie mir dazumal, so fehlt's an lustigen Weisen und Liedern nicht; und du weißt es selbst noch, du einsamer, schattender Wald, was Alles ich dir vorgesungen und vorgeklungen in Wort und Ton. Eins aber, das konnte ich dir noch nicht vertrauen, — denn das ist mir ja erst gekommen als ein recht tiefes, süßes Herzeleid seit jenen Stunden, da ich sie schaute, die allerschönste, hohe Frau in dem hohen, fürstlichen Schlosse. Dahin war ich nämlich gegangen mit einem Schreiben in der Tasche über mein kurzes Geschick, nebst meinem Wunsche und Begehr. Ich sollte, so hieß es, meine Vorstellung dem Fürsten selbst überreichen, der ein gar großer Freund der edlen Musik und ihr mit Herz und Sinn zugethan sei, und Keinen in seine Kapelle aufnehme, der nicht vor ihm selbst Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt habe. Das ist mir eben recht, sprach ich bei mir selbst; so hört ja der Fürst gleich, daß Niemand an einen Hornisten darf, der so und so lang mitgezogen ist und geblasen hat von der Beresina bis an die Seine. Ich gehe also wohlgemuth in die Residenz und lasse mich von der Schildwache bedeuten, wo ich links oder rechts müsse nach dem Kabinet Seiner Durchlaucht. Im Suchen gelange ich aber an ein Zimmer, daraus mir eine Frauenstimme entgegenklingt, so hell und fromm wie eine Morgenglocke durch die Dämmerung und süßer, als du sie noch je in einer Maiennacht von deinen Frühlingssängern vernommen hast. Die Thüre ist nur halb zugelehnt; so erlausche ich denn jeden Ton des Gesanges und des Flügels, der ihn begleitet; ich trinke jeden Hauch der Brust, aus der diese klingenden Wunder fließen; aber jedes Wort, jede Wendung dieser seligen Weise ist mir bekannt, vertraut, — ich hatte sie einst vor Jahren am Rhein gehört, ja gewiß, am Rhein, und seitdem nicht wieder.

Und willst du schweigen, lieber Wald, und auch nicht einmal davon flüstern, so höre mein stillstes, mein tiefstes Sinnen und Erinnern, ein Geheimniß, das ich selbst meiner Mutter nicht vertraute, die doch sonst um all mein Denken weiß.

Am Rhein nämlich lag ich verwundet an einem Hiebe darnieder, den ich bei Hanau über Schädel und Gesicht erhalten hatte. Eine Wittfrau, wie es schien wenig bemittelt, war meine Wirthin; sie pflegte mich mild und gütig fast wie eine Mutter; aber milder noch und seliger als ihre Hand legte sich über mein Herz der Gesang eines Liedes, den ich zuweilen neben meinem Kämmerchen vernahm. Es war dasselbe, was ich an der Thüre des fürstlichen Zimmers hörte, und wunderbar, es klang mir wie von derselben süßen, geheimnißvollen Stimme und lautete:

Wenn die Zeit, so laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten;
Wenn die Zeit, mag dein Gemüth
Seiner Rose ruhig warten.

Wenn die Zeit, so löſ't ein Hauch,
Oder eines Tropfens Welle,
Löſ't ein Sonnenstrahl am Strauch
Ihre süße Knospenzelle, —

Und die Blume, still bereit,
Tritt aus dunklem Blätterschoße. —
Muth! — Der Himmel, wenn die Zeit,
Schenkt das Schönste gleich der Rose.

Du hast keinen blühenderen Traum, du mein trauter Geselle, als jener war, den ich in meiner Kammer träumte bei den Tönen dieses Gesangs; als ich aber einesmals die Sängerin, das einzige Töchterlein meiner Wirthin, halb Kind, halb Jungfrau, bei ihrer Laute im Gärtchen traf, da ward es trotz des herbstlich gelben Laubes heller Frühling in mir, ich hätte mögen von lauter Wundern singen, gleich einer Nachtigall; aber ich wagte nicht „Eveline," hörst du: — „Eveline" — anzureden, sondern setzte mich weitab in die Ecke einer Weinlaube, nahm mein Hörnlein und begleitete das Lied, daß es schier klang, wie eines Schwanen Gesang, verhallend im Echo der Felsenufer. Und es war mir ihr Schwanenlied; denn als ich des andern Tags mit meiner Beute, einigen prächtigen Fischen, die ich für unser Abendmahl gefangen hatte, auf das abgelegene Haus meiner Wirthin zuschritt, hörte ich von innen her Getöse und Hilferuf. Mit eiligen Sätzen hinein stürzend, sah ich Mutter und Tochter sich der Gewaltthätigkeiten eines wüsten Schwarmes von Kosaken erwehren, wie sie damals häufig über den Rhein zogen und so auch in das Heiligthum dieser Wohnung eingedrungen waren. Ein angeschossener Eber kehrt sich nicht

wüthender gegen seinen Verfolger, als ich gegen die Fremdlinge. Meinen ganzen Vorrath von Flüchen und was ich sonst von ihrer Sprache inne hatte, gegen sie schleudernd, griff ich zugleich nach meiner Waffe und hätte Leib und Leben drangesetzt, wenn die verblüfften Kerle nicht für's Beste gefunden hätten, sich knurrend aus dem Staube zu machen. Die Jungfrau dankte mir mit Hand und Thränen; aber sie sang nicht wieder, und bald darauf mußte ich mit einem neuangekommenen Heerhaufen gen Paris aufbrechen. Ich habe nie mehr weder Evelinen gesehen, noch ihr Lied gehört, bis — — —

Und doch — sie konnte es nicht sein! Aus der ärmlichen Wohnung am Rhein verpflanzt in diesen Palast, — wie wäre das möglich! Mir schoß nur so ein wunderlicher, thörichter Gedanke durch Herz und Gehirn; ich hielt den Athem an mich, um dem Gesange zu Ende zu lauschen, mußte meine Anwesenheit aber dennoch verrathen haben, denn wie ich eben einen Schritt vortrete, öffnet sich die Thür, und vor mir steht — — —

Unmöglich, Eveline konnte es nicht sein! Dann aber enträthsele mir, du geheimnißreicher Wald, warum die Rose dieses Strauches nicht eben die Knospe sein soll, die ich jüngst an demselben Zweiglein desselben Busches gesehen? — Ich bebte zurück vor der Herrlichkeit des hohen Frauenbildes, das mir gegenüber stand und vor der Macht der Erinnerungen, die ihr Anblick in mir erweckte. Sollte sie die Fürstin sein? — fragte ich mich. Der Fürst war erst seit kurzem vermählt, und ich hatte die junge Landesmutter noch nicht gesehen. Ich sammelte meine Gedanken wie ich eben vermochte, stammelte mein Anliegen mit halber, zitternder Stimme vor, so daß ich mich nachher meiner eignen Furcht schämte, und überreichte meine Schrift. Der Fürst sei ausgefahren, — erwiederte mir die hohe Frau mild und sinnend; sie wolle seiner Durchlaucht das Gesuch behändigen; morgen würde ich Bescheid hören. Noch ein tiefer, forschender Blick ihres Auges, gleich als wolle sie die Narbe in meinem Gesichte nach Linien messen, — und sie war verschwunden. —

Das Räthsel dieses Tags begleitete mich mit seinen Ahnungen, Schauern und Erinnerungen bis in die Stille der Nacht und scheuchte den Schlaf aus meinen Augen.

„Wenn die Zeit, so laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten" —

blies ich von meiner Herberge aus noch lang in die schweigsame Mondnacht hinaus, und würde wohl noch länger musizirt haben, wenn mich nicht endlich der Stillwächter zur Ruhe verwiesen hätte. Des andern Morgens erhielt ich richtig die Weisung, mit meinem Instrumente mich nach der Mittagtafel im Pavillon des fürstlichen Gartens einzufinden. „Dein Glück ist fertig!" — rufe ich mir selbstbewundernd zu, bürste mein Soldatenröcklein bis auf den Faden, putze mein Horn wie zum Golde heraus, meine nun ein gewichster Bursche zu sein, und mache mich getrost auf den Weg nach dem Hofgarten. Da ist nun freilich viel Glanz und Duft von Blumen, Gesträuch und Bäumen seltsamer Art und Gebildung; da springen die vollen Brunnen in die Lüfte, es plaudern und lachen die purpur- und azurfarbigen Vögel auf vergoldeten Stangen und Ringen, und drinnen im Saale voll Herrlichkeit und Pracht an Bildern und Zierrathen — da sitzt der Fürst an der Seite einer jungen, schönen Frau, die ich früher noch nie gesehen, und da wandelt an dem luftklaren Fenster auch sie vorüber, die aufgeblühte Rose jener zarten Knospe „Eveline." Jetzt erblickt sie mich, — sie schwebt nach den an der Tafel sitzenden Herrschaften hin, sie flüstert der Dame an der Seite des Fürsten etwas in's Ohr, — die edle Frau wendet sich an den Fürsten, und alsbald erhebt sich das hohe Paar, um Arm in Arm dem offnen Fenster zuzuwandeln, vor dem ich dastehe; die räthselhafte Sängerin von gestern folgte. — „Sie ist also doch wohl die Fürstin nicht" — dachte ich, und näher trat mir wieder die holdselige Erscheinung „Eveline"; aber: — „Komm, liebe Schwester, uns deinen Schützling vorzustellen!" — sprach die Dame am Arme des Fürsten unter anmuthigem Lächeln zu ihrer Begleiterin, und die Angeredete winkte mich tief erröthend heran.

„Du traust dir viel Geschick auf deinem Instrumente zu" — sprach der Fürst mich an. Es soll mir lieb sein, dich meinen Forderungen entsprechend zu finden. Diese Dame" — fügte er, auf seine schöne Nachbarin zeigend, hinzu, „wird uns mit einem Gesang erfreuen; du sollst nun zur Probe deiner Kunst die Dame mit deinem Instrumente begleiten. Pult und Stimme sind hier am offnen Fenster für dich bereit, wo du nahe genug bist, Gesang und Flügel zu hören und zugleich den Vortheil der bessern Wirkung für dein Horn hast. Wir hoffen, uns an deinem Talente erfreuen zu können." —

Nun sind Aller Blicke, die Augen einer reichen, schimmernden Gesellschaft auf mich gerichtet, auf mich den Einzigen so gar Geringen und Armen unter den hohen Herren und Frauen; ich selbst wage kaum mich anzusehen, nur ein schielender Blick auf das kleine Kreuzlein, das mir auf der Brust hängt, macht mir etwas Muth und gibt mir die Fassung wieder. Arm zwar, denke ich, aber eine edle Kunst und einen frommen, treuen Gedanken im Herzen: — warum sollte ich da zagen? Ich sammle mich also — und es ist die höchste Zeit, denn die leuchtenden Finger der schönen Frau oder Prinzessin tauchen so eben in einen Strom von Tönen und holen Seel' um Seele aus unergründlicher Tiefe heraus; nun erhebt sich ihre Stimme gleich einem Sonnenaufgang und wirft klingende Strahlen umher, daß da liebliche Gefilde, Felsen und Seen in wunderbarem Lichte schimmern. Ich lausche und lausche; es ist ein mir fremdes, schönes Lied von einem Zigeunerknaben, der sich aus dem kalten Norden nach seiner wärmeren Heimath sehnt. Die weichen, klagenden Töne fassen und tragen mich hin nach dem fernen Strande, den der arme Zigeunerknabe vergebens sucht; sie greifen mir in's innerste Herz hinein, sie fordern mein tiefstes Sehnen heraus, daß alles mein Fühlen sich aufmacht, mitzusuchen und sich flüchtet in die Klänge meines Hornes, um vereint mit den seligen Schwestern aus jener Frauenbrust nach den fremden, sonnigen Landen zu wandern, wo die Töne ihre Heimath und ihren Himmel haben. Wie fromm, wie freudig sie da zusammenzogen — die Klänge ihrer Stimme und

meines Hornes, wie sie sich umflatterten, umschlangen und rasteten mit einander, — am klaren Rhein, wo das trauliche Häuschen steht mit dem lieben Gärtchen, wo um die heimliche Laube die Rebe rankt, wo einst Eveline gewaltet, ach Eveline! — wo ich zuerst die Stimme gehört, die mir hier in jeder Schwingung meines Herzens wiedertönt, wo jenes süße Lied in meine Träume eingezogen, das nun meine Gedanken nimmer verläßt, das Lied vom Herzen, welches seine Rose findet, — — und — wo war ich?

„Muth! Der Himmel, wenn die Zeit,
Schenkt das Schönste gleich der Rose —"

blies ich da unter Träumen und Erinnerungen mitten in meine Noten hinein.

Welche Disharmonie, — welche Verwirrung! Ich selber fuhr entsetzt auf; mein Auge begegnete den vorwurfsvollen, verzweifelnden Blicken meiner Begleiterin; sie hatte längst aufgehört, als die Töne meines Instrumentes noch verlassen und einsam in der letzten Strophe jenes verhängnißvollen Liedes verbebten. Jetzt stand die edle Herrin mir nahe genug, um mir zuflüstern zu können: „Was habt Ihr nun um's Himmels willen gemacht, — Ihr ungeschickter, — lieber Mensch!" — setzte sie noch leiser hinzu.

„Ihr ungeschickter, — lieber Mensch!" — hörtet ihr's, ihr Büsche, Halme und Blumen umher? — „Ihr lieber Mensch!" — hat sie zu mir gesagt; freilich auch hat sie hinzugesetzt „ungeschickt" —, und daran hatte sie völlig recht. Der Fürst winkte mir schnell mit der Hand, als sich der musikalische Wirrwar erhob und wandte mir den Rücken; ein Lakai brachte mir darauf fünf Goldstücke mit der Meldung, ich sei entlassen.

Ich schaute mich nimmer um; ohne zu wissen wie, gelangte ich aus dem Garten und aus der Stadt, und — liege nun wieder hier in deinem Schatten, du grüner, treuer Wald auf meiner weiten Wanderung, weiß Gott wohin und in welche Zukunft.

Und somit weißt du all' mein Geschick oder eigentlich Ungeschick und Leid, aber auch das süße Wort, das sie mir zurief: „Ihr lieber — hörst du's — ihr lieber Mensch!"

2. Zu Wagen.

Als ich das Alles in den Wald hineingeredet, vielleicht auch nur so recht lebendig hineingedacht hatte, fühlte ich's wie einen Theil meiner Noth von der Brust genommen und wieder Muth in mir, nach meinem Horn zu greifen, das ich voller Trübsal weit hinweg in's Gras geworfen hatte. „Was kannst du dafür, mein treuer Gefährte in Freud und Noth," sprach ich, „daß dein Meister so ungeschickte Sachen in dich hineingeblasen; komm' wieder her, wir müssen schon gute Freunde bleiben; — was wären wir beide in der Welt, Eines ohne das Andere?" — Und noch während das unscheinbare Blech in meinen Händen ruhte, kam mir wieder der gute, frohe Muth, der so leicht keinen Musikanten verläßt; bald auch saß das liebe Instrument an den Lippen, und tönte in den Forst hinein:

Wo wohnet aller Enden
An Wonnen wunderfalt
So liebliches Verschwenden
Als tief im dunklen Wald?
O rausche, grüne Laubesnacht, —
All Trauern mir zu wenden,
Deß hast du süße Macht.

Nach deinen goldnen Kronen
Wie oft ich schauen mag,
Den Meister fühl' ich thronen
In deiner Eichen Hag;
O rausche, grüne Waldesnacht, —
Mit hellen Liedern lohnen
Wie möcht' ich's solcher Pracht.

Zwei Himmel seh' ich grüßen,
Zwei Lenze seh' ich blüh'n:
Das Auge meiner Süßen,
Und dich, o Waldesgrün.
O rausche, grüne Wundernacht, —
Will träumen dir zu Füßen,
Du oben schwankest sacht.

Und als hätte ein neckischer Kobold sein Spiel mit mir, so gab gleich darauf in der Ferne ein zweites Horn mir Antwort; ich kannte das muntere Liedchen, das da herübertönte, es lautete:

Es singt ein Vöglein mir im Wald:
Kehr' ein, kehr' ein zum jungen Hag;
Im kühlen Laube heilet bald,
Was auch dein Herz betrüben mag.

Den unbekannten Postillon — denn schon hörte ich auch einen Wagen heranrollen — ablösend, gab ich die zweite Strophe zurück, also lautend:

O locke, Vöglein, nicht so lieb,
Und weißt nicht, wie so fern von hier
Die Liebste sang, die Liebste schrieb:
Kehr' ein, du süßer Schatz, bei mir.

Nun fiel auch der noch immer unsichtbare Bläser wieder ein, und wir musizirten in gar schöner, lustiger Weise mit einander zu Ende:

Und hätt' ich Schwingen gleich wie du,
Und so mein Lieb' im Rosenstrauch:
„Kehr' ein, kehr' ein zur Waldesruh" —
Zu dir, o Vöglein, säng' ich auch.

Wer mußte nun der muntere Geselle sein, der's fast so schön konnte wie ich? — Ich durfte auf die Antwort nicht lange warten, denn die Anhöhe herauf zog ein Wagen, bespannt mit vier herrlichen Braunen, vorn aufsitzend ein reichbetreßter Jäger sammt dem Postillon, innen der Fürst ganz allein, der sich heiter und vergnüglich die prächtigen Eichen- und Buchenschläge betrachtete, die links und rechts zur Wanderung wie zur Rast einluden. Es war der lieblichste Sommerabend, und hier eben eine der anmuthigsten Stellen, ihn zu genießen. Der Fürst gab Befehl, zu halten; er schien das schöne Waldgehege zu Fuß durchschreiten zu wollen und stieg aus dem Wagen. In diesem Momente fiel sein Auge auf mich. Eine freundliche Bewegung seiner Hand überzeugte mich, daß er in mir den verunglückten Kandidaten

von gestern wieder erkannt hatte; er winkte mich lächelnd zu sich hin. Sollte Seine Durchlaucht zu besserer Einsicht gekommen sein, — dachte ich bei mir selbst, und sich eben jetzt von meinem künstlerischen Werthe überzeugt haben? — In drei Sätzen stand ich vor ihm. „Du bist uns gestern zu schnell entkommen, sprach der Fürst herablassend; wenn auch nicht für meine Kapelle, glaube ich doch, dich anderwärts verwenden zu können. Sowohl das Kreuz auf deiner Brust, als was ich sonst von dir gehört habe, rechtfertigt meine weitere Fürsorge für dich. Du kannst für jetzt mit meinem Wagen nach Schloß Riedsee fahren, und dich morgen bei mir melden lassen."

Ich horchte hoch auf. Wer am Hofe kannte den verabschiedeten und noch dazu durchgefallenen Waldhornisten Sebastian Walther, und mochte es der Mühe werth gehalten haben, sein armes Geschick dem Fürsten an's Herz zu legen? — Am Ende wohl gar die Fürstin selbst oder die Prinzessin Schwester? — Hatte ich doch schon als Knabe gedruckt gelesen, wie dereinst nicht selten Prinzessinen oder auch Feen sich zu gemeinen Menschenkindern herabgelassen und ihnen ihre Huld geschenkt hatten. Warum sollte so Etwas nicht auch heutigen Tages möglich sein, — zumal einem so schmucken Burschen gegenüber, wie ich Einer dazustehen vermeinte? — Ich machte meine demüthigste Verbeugung, obgleich ich lieber drei Ellen hoch in den Himmel hineingesprungen wäre; kaum aber hatte der Fürst sich gewendet, um auf einem anmuthigen Fußpfade von der Landstraße abzubiegen, da fing's auch in und an mir sich zu regen und zu jauchzen an, daß Arm und Beine mit sammt meiner Mütze zugleich in der Luft waren. Sogleich eilte ich auf den Wagen zu, der langsamen Ganges sich auf der Anhöhe fortbewegte, und machte den Herren droben mit großer Genugthuung die Ordre Seiner Durchlaucht kund. Der Jäger meinte zwar, das beziehe sich auf einen Sitz auf dem Bocke, und wollte mir neben sich Platz machen; ich aber gedachte schon etwas ganz Anderes zu sein, als so ein betreßter Geist, oder träumte wenigstens, etwas weit Höheres zu werden, hätte auch für mein Leben gern gewußt, wie's da d'rinnen in dem gründämmerigen Raume aussehen und wie sich's da sitzen möchte, wo ein so hoher, mächtiger Herr seinen Regierungsgedanken nachsinnt; — protestirte also gegen die beabsichtigte Erhöhung, indem ich mich auf das fürstliche Wort berief, und stieg ein. D'rin aber setzte ich mich freilich nicht auf den Platz des Fürsten, sondern drückte mich tief in die gegenüber befindliche Ecke und machte mich, wie man zu sagen pflegt, so leicht als möglich, so daß ich kaum fürchte, eine Feder meines Sitzes verbogen zu haben.

Das war nun freilich eine Fahrt wie mitten in den Himmel hinein; ich kannte mich selbst nicht mehr, aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Mir kam's jetzt ganz natürlich vor, daß ein Landesvater auf solch einem prächtigen Sitze auch nur hohe und gnädige Gedanken tragen müsse, wie eben erst kürzlich Seine Durchlaucht sie gegen mich bewiesen hatte; denn mir selbst war zu Muthe, als ob ich jetzt diese oder jene Gnade austheilen, z. B. so einem armen Schlucker von Hornisten eine Bagatelle von tausend Gulden zuwerfen sollte. In solchen und ähnlichen Gedanken sah ich denn rechts und links fleißig zu den offenen Fenstern hinaus, mit vollem Behagen die Landschaft betrachtend, welche sich von nun an scharf abwärts einem weithin sich ausdehnenden See zusenkte. In nicht großer Entfernung zeigte sich am Ufer hingelehnt ein stattliches Dorf im Schimmer der untergehenden Sonne; ein von da aus sich wieder die Anhöhe hinanziehendes Laubgehege verrieth einen weitläufigen Park, aus dessen Mitte die Fronte eines Lustschlosses hervorleuchtete. Fenster und Wände schwammen in der Glut der Abendröthe; der weite See spielte zwischen dem Purpur des Horizonts und den grüngoldenen Tinten des Aethers: mir ward so wohlig auf meinem Feenplatze, daß ich solcher Art gern alle Reiche der Welt ausgefahren wäre. Die Straße wand sich in vielen Krümmungen die Höhe hinab; Dorf und Park schienen immer weiter hinwegzurücken. Schon war die Dämmerung merklich. Als der Wagen endlich unter einer Reihe von Kastanienbäumen anlangte, die ihre schattigen Kronen über der Einfahrt des Ortes ausbreiteten, war es so dunkel umher und im Wagen, daß ich mich selbst kaum erkennen konnte. Da knallen plötzlich rechts und links gewaltige Böllerschläge auf, hundertstimmiger Zuruf aus Kehlen aller Tonarten erfüllt die Luft. Ich fahre an's Fenster, sehe wo möglich die ganze Einwohnerschaft mit Hüten, Mützen und Tüchern handthieren, höre ein endlos Vivat und merke nun zu meinem peinlichen Schrecken, daß der Jubel in meiner unglücklichen Person dem Fürsten gilt. Der Spektakel bringt mich schier zur Verzweiflung; ich rufe, ich gestikulire unter die schreiende Menge hinein; ich protestire in Gottes und aller Heiligen Namen gegen die unverdiente Ehre — vergeblich! Man bewirft mich mit Blumen und macht endlich Miene, die Pferde abzuspannen. Entsetzlicher Gedanke! Alle Schauer eines begangenen Verbrechens überrieseln mich. „Hochverrath! Majestätsbeleidigung!" — rufe ich aus, — ich stehe auf dem höchsten Gipfel der Angst; — da plötzlich gibt mir ein Engel den rechten, rettenden Gedanken: ich reiße mein Horn an den Mund und blase, was Lunge und Lippen vermögen, unter den Haufen hinein. Das wirkt. Die Leute stieben mit aufgesperrten Hör- und Sprachwerkzeugen aus einander; das Geschrei verstummt. Man hatte Seine Durchlaucht noch nie ein Waldhorn blasen hören, am allerwenigsten in so jammervollen Ausgeburten von Tönen, wie ich sie von mir gab; somit erkannte man endlich die Täuschung. Der Schelm von Postillon, nachdem er wohl absichtlich meine Qual bis zu diesem Augenblicke verlängert hatte, trieb die Pferde rascher an und lenkte jetzt dem Parke zu, von woher bereits der Glanz von Lichtern und Fackeln und der Jubel einer herrlichen Musik drang.

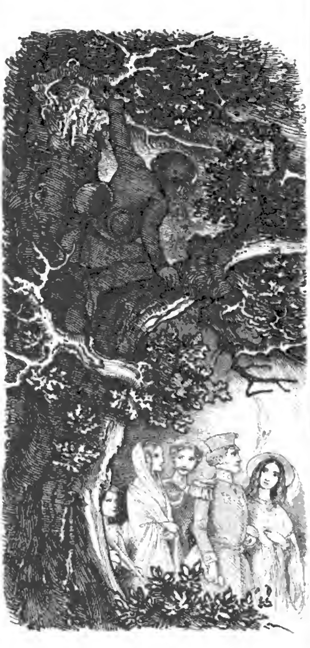
Wie mir's schien, drohte hier der Lärm eines festlichen Empfangs noch einmal loszugehen, und wer stand mir für ein eben so glückliches Ende gut? In meiner Stimmung wenigstens lag nichts, was nach einer Wiederholung der ausgestandenen Angst begehrt hätte: mein Muth war bedeutend gesunken und stand im Begriff zu kapituliren, wenn nicht gar zu desertiren. Ich benützte einen Augenblick, wo der Wagen eine Erhöhung hinanstieg, und entschlüpfte mei-

nem prachtvollen Gefängnisse, um in gemessener Entfernung dem weitern Lauf der Dinge zu folgen und das Ende abzuwarten.

3. Auf dem See.

Die Dämmerung war zur Dunkelheit geworden, im tiefblauen Aether verklärte sich eine milde, feierliche Nacht. Die Lilien und Rosen am Himmel entfalteten ihre Kelche im Wetteifer mit ihren Schwestern auf Erden; die Blumen der Tiefe antworteten mit ihren süßesten Düften. Der Mond beschaute sein goldnes Diadem im See; die Lüfte goßen in leisem Zittern wohlige Schauer über Nähe und Ferne; die Nacht lag wie ein durchsichtiges Geheimniß, wie eine himmlische Ahnung auf Wassern und Gefilden. Nicht lang, so tauchten an allen Ufern leuchtende Punkte auf, sich bald zu lodernden Flammengarben ausbreitend. Mit einemmale glühte der See im Wiederscheine zahlloser Freudenfeuer; zischende Raketen schossen in schlanken Halmen auf, um oben ihre funkelnden Aehren auseinander zu streuen; Dutzende von bunten Feuerblumen blühten empor und vollendeten in stiller Höhe ihr flüchtiges Sternschnuppenleben; bald wirkten und webten auch zahlreiche Kähne mit Fackeln ihre leuchtenden Fäden in den schimmernden Teppich des Grundes: — es war ein mährchenhaftes Spiel von Sternen, Flammen, Funken und Lichtern auf dem wunderbaren Wasserspiegel, zu dessen Bedeutung ich umsonst den Schlüssel suchte.

So saß ich eine Weile im Schauen und Sinnen verloren am Fuß einer Eiche, die indeß leise über mich hin von allerlei andern Dingen und Tagen — weiß Gott was — erzählte, als mich das Gespräch einiger Diener weckte, die vom Schlosse herab dem Ufer zueilten. Aus den aufgefangenen Worten konnte ich entnehmen, daß die Festlichkeiten überhaupt, sowie namentlich die Beleuchtung des Sees der Ankunft des fürstlichen Hofs galten, welcher den Sommer auf dieser Villa zubringen wollte. Jetzt sah ich vom Schlosse her sich auch Fackeln und Lichter in Bewegung setzen und hörte einen Zug von Personen dem Orte sich nähern, der mein Observatorium bildete. Ich hatte nicht Grund, mich hier der Beobachtung auszusetzen, war aber doch zu neugierig, um meinen günstigen Standpunkt zu verlassen, und kletterte daher in die Aeste des mächtigen Baumes hinauf, die mich vollkommen deckten. Bald bewegte sich eine glänzende Gesellschaft an mir vorüber. Voran der Fürst, dieselbe Dame wie gestern — also doch wohl seine junge Gemahlin — am Arme führend; ihnen nachfolgend das schöne Fräulein, die Prinzessin, begleitet von einem Adjutanten. Mir pochte da oben das Herz, daß ich meinte einen Specht am Baume picken zu hören; mein Odem stockte; dabei schwindelte mir, daß ich mich, um nicht zu stürzen, an die Zweige anklammerte. Ich hätte wie ein Luchs auf den zudringlichen Offizier herabfahren oder ihm den wuchtigsten Ast an den Kopf schleudern mögen, und wußte doch bei alle dem eigentlich nicht warum. Daß noch viele andere Herren und Frauen im fürstlichen Geleite nachfolgten, was kümmerte mich das? Die Letzten im Zuge waren kaum aus meinem Gesichte, als ich vom Baume mehr herabfiel als herabstieg und der vornehmen Gesellschaft verbissenen Grimmes nachfolgte.



Die Herrschaften wandelten dem Ufer zu. Dort vertheilten sie sich auf zwei bereitstehende, mit Lampen und Fackeln beleuchtete Gondeln. Die Prinzessin mit dem Adjutanten folgte dem fürstlichen Paar in dasselbe Fahrzeug nach. Die Ruder schlugen in die Tiefe, und die Gondeln glitten hinaus in die klare, laue Sommernacht.

Einsam und traurig sah ich vom Ufer aus in die zitternde, webende Flut hinein, suchte verloren und vergessen unter den Tausenden, die rings umher sich der Freude, der lauten, lachenden Lust ergaben, nach einem Herzen, dem ich mich vertrauen durfte, und wußte keines. „Fliege, quälte

ich mich selbst mit meinen eignen Gedanken, fliege doch nur in deinen hochfährtigen Träumen der stolzen Gondel nach, darin die hohe Dame sich schaukelt unter süßem Geflüster ihres Buhlen, und seinen Händedruck erwiedernd! — Wunderbar! — Selbst jetzt noch, wie thöricht auch jede Zusammenstellung der armen Waise am Rhein mit der hohen Frau am fürstlichen Hofe schien, — selbst jetzt noch ergriff es mich wie eine Ahnung, wie ein Glauben an Evelinens Nähe. „Eveline!" rief ich aus, und wiederholte den Namen unter Bebungen unaussprechlicher Sehnsucht. Eine unnennbare, mächtige Gewalt zog mich hinein in die schimmernde Flut, dem Fahrzeug nach, das dort die Seele meiner Gedanken dahin trug. Ich rannte unstät, ängstlich am Ufer hin und her, irgend einen Kahn, eine Fähre suchend und keine findend. Endlich halte ich vor einer Fischerhütte; sie scheint ausgestorben, denn kein Rufen antwortet mir; in der kleinen Bucht neben derselben liegt ein Nachen, ein elendes, zerbrechliches Ding, entweder zu morsch um gebraucht werden zu können, oder vergessen, jedenfalls unbenützt. Ich frage nicht lang weder nach Gefahr noch nach Berechtigung. Dort wiegte sich die hohe Frau auf den stolzen Wellen; Lüfte, Flut und Feuerströme einten ihre Wunderkräfte, sie zu vergnügen, sie mit ihren Zaubern zu umspielen, — mein war nur die tiefe, mächtige Sehnsucht und ihr klingendes Wort, — der Ton meines Hörnleins; und ich wollte ihn mischen in den reichen Strom von Lust, der um die Heilige meines Herzens schwoll. Ich löste den Kahn vom Ufer und trieb mich und ihn mit schnellen Ruderschlägen in den See. Er schwebte nun, ein dunkler, unsichtbarer Punkt auf der Fläche, mitten hindurch zwischen züngelnden Flammen, schwingenden Fackeln, prasselnden Schwärmern und zischenden Feuersäulen. Was ich aber hineinblies in das Wogen und Treiben umher und in das ferne, sich verwundernde Echo der Felsenufer? Es war das Liedlein:

> Ein Herz mit seinen Gedanken,
> Ein Nachen auf dem See, —
> Was mag wohl schweben und schwanken
> In so viel Traum und Weh?
>
> Was mag so schwanken und schweben,
> Das so dem Schifflein gleicht,
> Als du, das Menschenleben,
> Und brichst auch also leicht! —
>
> Zwei Sterne ziehn im Schwane,
> Wann die vereint einmal,
> Dann, Herz, mit deinem Kahne
> Kehrt all dein Glück zu Thal.

Fels und Wald gaben mir Ton um Ton leis' und immer leiser zurück, einem letzten Lebewohl gleich, welches zwei feuchte Lippen fern und immer ferner dir nachrufen, bis es endlich zu lautloser Stille verhallt.

Hatte der Wind meinen Nachen der fürstlichen Gondel näher getrieben, oder war diese mir entgegen gekommen: — ich wußte es nicht, kurz, ich befand mich unversehens im Bereich des Lichtschimmers, der von den Lampen des Fahrzeugs herüber floß. Die schöne Prinzessin beugte sich über Bord, als wolle sie den Mond in den Wellen um sein sinniges Geheimniß befragen, oder den Lüften ein leises Wort vertrauen. Ich sehe in diesem Augenblick über ihrem Haupt eine aus dem benachbarten Kahn aufsteigende Rakete versprühen, daß die Funken wie ein Heiligenschein ihr um Stirn und Locken leuchten, und meine, ein Strahl ihres tiefen, wundersamen Auges falle auf mich, — ich trinke seinen Gruß, ich versinke in der Nacht dieses Blickes, ich lese — —

Da züngelt plötzlich am Gewande der herrlichen Frauengestalt eine flüchtige, springende Flamme empor. „Hülfe! — Eveline, Sie brennen!" — ruft der Fürst. Das Entsetzen lähmt Aller Hände, die Männer beben zurück, die Frauen kreischen verzweifelnd auf; nur zwei Wesen hatten in diesem verzweiflungsvollen Moment noch Besonnenheit und Muth, die Verunglückte und — ich. Jetzt sprang sie empor, jetzt stand sie flammend am Bord des Fahrzeugs: — „Herab zu mir!" — rief ich und breitete die Arme aus; sie stürzte, — ein lautes Zischen, ein dumpfer Wellenschlag, und zwei Menschen versanken in die Tiefe, — aber nur um bald aus der kühlen, löschenden Flut erneuerten Odems zurückzukehren. Ehe noch die Andern fast Zeit gefunden, sich zu besinnen, war die Taufe vollendet und die Gerettete glücklich wieder an ihren Platz gehoben, freilich so durchnäßt, daß ihr Begleiter ohne Gefährde für seine glänzende Uniform sich ihr nicht nähern konnte. Ich aber schleuderte ihm — weiß selbst nicht warum — vielleicht zu völliger Sicherung für seine werthe Person, mit flachem Ruderschlag noch eine volle Ladung Wassers ins Gesicht und fuhr davon.

Nicht ohne große Anstrengung gewann ich das Ufer. Das gebrechliche Fahrzeug hatte mehr als genug Wasser geschöpft und begann tief und tiefer zu sinken. Die Fischerhütte, von woher ich den Kahn genommen, zu erreichen, war unmöglich, wie eifrig ich auch darauf lossteuerte. Ich fühlte endlich den Boden unter mir wanken und weichen und mich bald von den Fluten des Sees in die Arme genommen. Zum Glück war ich nicht allzuweit mehr von meinem Ziele, und so trugen denn die freundlichen Wellen den geübten Schwimmer glücklich ans Land. Mein Willkommen war nicht der freundlichste. Die Fischerleute hatten ihr Fahrzeug längst vermißt und warteten auf dessen Rückkehr. Sie sahen im Scheine des Mondlichts mich daher treiben; sie sahen auch ihr Eigenthum tief genug, um es nie wieder herauf holen zu können, in den Grund versinken. Vater und Sohn, zwei trotzige Bergsöhne, erwarteten mich mit rauhen, zornigen Worten und der Forderung des vollen Ersatzes. Was halfen mir alle begütigenden, aufklärenden Worte? Die Leute erhoben unmäßige Ansprüche auf Entschädigung. Ich war zur Bezahlung bereit; aber weder sie noch ich verstanden uns auf den Werth der Goldstücke, die ich bei mir führte; ja, der Glanz des edlen Metalles im Gegensatze zur Armuth meines Gewandes brachte mich bei den Fischern in noch mißlicheren Verdacht. So blieb mir kein Mittel übrig, als mich auf den Fürsten zu berufen. Das half; man ließ meine Kleider trocknen und wies mir ein Lager an.

Wer schläft süßer, seliger, als der da hofft; zumal wenn er der Lebensretter an dem schönsten Frauenbilde geworden ist, das im Innersten seines Herzens und am Himmel seiner Träume hängt! Des andern Morgens weckte mich frühes Getöse vor der Hütte. Ich hörte meinen Namen rufen. Der Fürst, hieß es, habe meinen Aufenthalt erfahren und verlange nach mir. Zwei flüchtige Renner brachten mich und den nach mir ausgesandten Jäger schnell in das Schloß. Bald stand ich vor den versammelten Herrschaften. „Du hast dich gestern unserm Danke entzogen, sprach Seine Durchlaucht freundlich; wir dürfen dir ihn nicht länger schuldig bleiben. Wie Fräulein Eveline ihren Antheil abtragen will, müssen wir ihrem eignen Entschlusse überlassen. Meinerseits habe ich schon bedauert, dich nicht zu meinem Hofwaldhornisten verwenden zu können. Deiner Meisterschaft auf diesem Instrumente unbeschadet, möchten dir bei Konzerten in meinem Salon nicht selten Blicke begegnen, die dich weiß der Himmel zu welchen Melodien und Erinnerungen führten, und das wäre denn doch für alle in solche Mystik nicht eingeweihten Ohren und Herzen zu viel verlangt." Der Fürst sagte das mit einem lächelnden Blick auf das schöne Fräulein, deren Gesicht eine dunkle Röthe überflog. „Gleichwohl," fuhr Se. Durchlaucht fort, „lieb' ich deine treumüthigen Lieder und wünsche sie öfters zu hören. Dazu dürfte mir auf diesem lieblichen Landsitze, meinem jährlichen Sommeraufenthalte, oft Gelegenheit werden. Um dich in meiner Nähe zu haben und dir zugleich Muse zu deinen Studien und zum Ergehen in deinen sinnigen Tonweisen zu bieten, übertrage ich dir hiemit das Pflegeramt dieses Schlosses." —

Ich griff unwillkührlich nach meinem Hörnlein; mir wollt's ja schier die Brust zersprengen vor innerlichem Jauchzen und Jubiliren; aber ich besann mich und ließ die Hand sinken, nur ging vor lauter Staunen und Freude kein Wort über meine Lippen.

„Damit dir's im langen Winter nicht zu einsam sei in diesen Räumen —" fuhr der Fürst, an meiner Ueberraschung sich weidend, gütig fort — „auch wohl zu einem schönen Duett für deine Lieder möchte ich dir schon einen Gefährten oder vielleicht besser noch eine Gefährtin wünschen; und dürfte ich darauf rechnen, daß der Dank unserer schönen Eveline gegen ihren Retter aus mehrmaligen Gefahren eben so innig ist, als ihre Vorliebe zu diesem anmuthigen Wohnsitze, so wollte ich fast das Amt eines Fürsprechers für dich versuchen."

„Eure Durchlaucht!" — flüsterte tief erglühend die junge Dame, und verbarg ihr Antlitz in ihren blühend weißen Händen.

„Wie, — die durchlauchtigste Prinzessin?" — stammelte ich, und wankte einen Schritt zurück.

Die Fürstin, mein neues Verwundern bemerkend, verbesserte lächelnd: „Fräulein Eveline Wiesan, meine Milchschwester, und seit ihrer Mutter Tod meine Gesellschafterin. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß ihre Erinnerungen an ihre schöne Heimath nicht selten denjenigen eines Freundes begegnen, der sie dort kennen lernte, und dem sich meine gute Eveline seit gestern doppelt verpflichtet fühlt."

„Eveline!" — rief ich aus, und sank vor der herrlichen Jungfrau in die Kniee.

Sie faßte verwirrt meine Hand, um mich empor zu ziehen. „Meine gnädigste Fürstin hat über mich zu gebieten!" — sprach sie unter zwei großen, stillen Thränen.

„Ich möchte dich glücklich sehen, wie du es verdienst" — erwiederte die Fürstin, einen sanften Kuß auf Evelinens Stirne drückend, und ergriff den Arm ihres Gemahls, um mit ihm eine herrliche Morgenstunde zu lustwandeln.

Eveline und ich standen allein uns gegenüber.

„Eveline!" stammelte ich, und führte ihre Hand an meine Lippen.

„Sebast —", Gott, wie heißest du? — rief die Jungfrau mit komischem Entsetzen aus.

„Sebastian" — entgegnete ich, ihren Ausruf ergänzend.

„Unmöglich!" — jammerte das schöne Kind. — Und sonst hast du keinen Namen?

„Freilich: Sebastian Walther" — fügte ich verwundert hinzu.

„Walther — äußerte sie weiter, — Walther wollte ich mir gefallen lassen; aber Sebast —, nein, das Wort bringe ich nimmer über meine Lippen. Hast du sonst keinen Taufnamen?"

„Ja doch; Franz heiße ich auch noch; aber meiner Mutter hat der Name niemals gefallen wollen."

„Gleichviel," meinte Eveline, „ich nenne dich Franz; das wird leichter gehen."

„Aber," suchte ich bescheiden einzuwenden, „aber meine Mutter wird über Sünde und Hochmuth schelten, wenn sie hört, daß ich nicht mehr Sebastian, sondern Franz heißen soll; — und nicht wahr, meine Mutter darf kommen und bei uns wohnen?"

„Ja freilich muß deine Mutter kommen, und sie mag dich in Gottes Namen nennen, wie sie will. Mir bist du Franz, — mein Franz, — du lieber, guter Mensch!"

Und Eveline lag in meinen Armen.

Ueber Wald und See hinaus hörte man bald darauf die süßen Töne des Liedes verhallen:

„Wenn die Zeit, so laubt und blüht
Auch der letzte Strauch im Garten; — — —
Wenn die Zeit, mag dein Gemüth
Seiner Rose ruhig warten."

Des Torringers Nacht-Ritt.

Der Freiherr hält sein Liebchen traut
Mit starkem Arm umfangen;
Leb' wohl! ruft er, du süße Braut,
Heiß küssend ihre Wangen.
Leb wohl! es muß geschieden sein,
Es harrt die kranke Mutter mein,
Ich darf nicht länger weilen,
Will ihre Sorg ich heilen.

„O bleibe hier! Kehr' nicht bei Nacht
„Zum fernen Schloß zurücke!
„Des Feindes Neid und Bosheit wacht,
„Nie ruhet seine Tücke.
„O scheu' des falschen Grafen Sinn,
„Verschmähte Liebe stachelt ihn
„Um sein vergeblich Werben,
„Uns beide zu verderben."

Ich fürcht' den welschen Buben nicht,
Noch seiner Rache Dräuen.
Beim Himmel! Ha, der feige Wicht
Wird meine Nähe scheuen.
Hier, dieser scharfe Sollinger,
Geführt vom Arm des Torringer,
Hält jeden Sohn vom Weibe
Mir wohl zehn Schritt vom Leibe.

„O sieh'! Kein freundlich Sternlein lacht,
„Der Himmel wird stets trüber!
„Dein Ritt führt dich um Mitternacht
„Am Kirchhof nah' vorüber.
„Mit Grauen hat man dort geseh'n,
„Wie Todte aus dem Grab' ersteh'n,
„Zu halten ihre Runde,
„Des Nachts zur zwölften Stunde."

Wohl führt mein Weg mich nah vorbei
An jener Kirchhofsmauer;
Doch bin von banger Furcht ich frei
Und dem Gespenster-Schauer.
Stets steig ich da von meinem Pferd,
Betrete die geweihte Erd'
Und sinke flehend nieder
Für die entschlaf'nen Brüder.

„Ich bete: Gieb, Barmherz'ger du,
„Den armen Seelen Frieden!
„Schenk' allen deines Himmels Ruh,
„Die von der Erd' geschieden.
„Vergib, o Schöpfer dieser Welt,
„Wenn schwach und menschlich sie gefehlt!
„Laß alle sie gesunden,
„Um deines Sohnes Wunden."

Doch horch! Es schlägt die elfte Stund',
Es stampft mein flücht'ger Schimmel.
Noch diesen Kuß auf deinen Mund,
Mein süßer Erdenhimmel!
Acht Tag', dann kehre ich zurück,
Dann ist der sel'ge Augenblick,
Dich Holde heimzuführen,
Und mit der Myrth' zu zieren.

„So mag denn Gott im Himmel dich
„Mein Bräutigam bewahren!
„Er schütze gnädig dich und mich,
„Vor jeglichen Gefahren.
„Mein Trauter! Dein, auf ewig dein,
„Will ich im Tod und Leben sein,
„Im Tode wie im Leben,
„In treu'ster Lieb ergeben!"

Und auf und fort in Windesbraus
Der edle Freiherr reitet,
Und stürmt in finst're Nacht hinaus,
Von einem Knecht begleitet.
Ihn kümmert nicht die dunkle Nacht,
Da bald das höchste Glück ihm lacht,
Zu stillen all sein Sehnen,
Am Herzen seiner Schönen!

Der Knappe spricht: „Herr Torring seht,
Wie schwarz die Wolken fliehen;
Gleich wie die Raben Abends spät,
Zum Walde heimwärts ziehen.
Die Eiche knarrt, die Tanne ächzt,
Der Schuhu und das Käuzlein krächzt,
Als wollten sie uns warnen
Vor schlau gelegten Garnen.

Ich sehe nur ihr Engelsbild
Das rings das All entdüstert,
Hör' nur die Stimme sanft und mild,
Die mir am Busen flüstert:
„Mein Trauter! Dein, auf ewig dein,
„Will ich im Tod und Leben sein!"
Hör' nur die süßen Töne
Der schönen Magdalene.

Doch horch! Wie es da wiederhallt!
„Knapp' rüst' dich zum Gefechte."
Es brechen aus dem düstern Wald
Des welschen Grafen Knechte.
Auf Gott und auf die Lieb' gebaut,
Und in den Feind hineingehaut,
Daß vor den schweren Streichen,
Das Lumpenpack muß weichen.

Und links und rechts hackt hageldicht
Das Paar nach Heldenweise,
Und kürzt so manchem armen Wicht
Die weit're Lebensreise.
Und rechts und links schallt's klipp und klapp,
Die Reiter fallen purzelnd ab
Wie Birnen auf die Erden,
Wenn überreif sie werden.

Gar viele stürzen unter's Pferd
Mit schmerzlichem Gewimmer,
Doch weh! — Da bricht des Freiherrn Schwert
Vom starken Schlag in Trümmer.
Schon jubelt laut der Feinde Troß,
Allein, das treue deutsche Roß,
Der schnelle starke Schimmel,
Entreißt ihn dem Getümmel.

Ha! — Gutes Thier, jetzt Satz auf Satz!
Ich bin ja ohne Waffen,
Und höre schon die welsche Hatz
Uns auf den Fersen klaffen.
Die schönste Braut o Schimmel mein,
Wird selbst dir gold'nen Hafer streu'n,
Gelingt es mich zu retten,
Aus nahen Todesketten.

Jetzt brausen sie schon aus dem Wald
In's Feld und immer weiter;
Doch folgt dem Freiherrn alsobald,
Der Graf und seine Reiter.

Dumpf dröhnet von der Hufe Schall
Es hin durch Dörfer, Berg und Thal,
Daß aufgeschreckt die Hunde,
Laut klaffen in die Runde.

Mein Schimmel halte aus! Halt aus!
In diesem heißen Drange!
Du rettest ein gar edles Haus
Von seinem Untergange.
Sieh, sieh! Wie jetzt der Sterne Licht
Durch weit zerriss'ne Wolken bricht,
Als dürft' ich Hoffnung saugen,
Aus längst erstorb'nen Augen.



Doch eine Wunde nah am Bug
Empfangen im Gewirre,
Verzögert allgemach den Flug
Von seinem treuen Thiere,
Und wo so manches Kreuzlein blinkt,
Am Kirchhof jetzt der Schimmel sinkt,
Er kann nun nimmer weiter
Und stürzt mit seinem Reiter.

Der Freiherr auf und springt hinein
Wo in den engen Truhen,
Von dieses Lebens Sorg' und Pein
Die Abgeschied'nen ruhen.
„Holla da unten, all' zu Hauf!
„Ihr Schläfer wachet, wachet auf!
„Es ist in Todesnöthen,
„Der oft für euch gebeten!"

Da rasselt es wohl auf und ab
Wie harte dürre Knochen,
Da höret man in jedem Grab
Ein dumpfes, grauses Pochen.
Es murmelt: „Hei du frommer Sohn,
„Die Todten all' sie kommen schon,
„Sie kommen zu vergelten,
„Aus jenen bessern Welten."

Jetzt sprengt der welsche Graf herbei
Auf rabenschwarzem Rosse,
Und ruft: „Hier liegt sein Pferd! Juhei,"
Zu seinem wilden Trosse.
„Bei allen Teufeln wette ich,
Er birgt wohl hinter Gräbern sich
Am Kreuze dort und betet,
Der manchen mir getödtet.

Die Stufen 'nauf, zum Thor hinein!
Den Preis mir zu gewinnen;
Hell leuchtet uns der Sterne Schein,
Er kann nicht mehr entrinnen.
Sein Blut färb' diesen Kirchhof roth,
Bei Todten finde er den Tod,
Und statt des Altars Schwelle
Werd' ihm hier seine Stelle."

Hu da! — Die Gräber öffnen sich
Und all' die Leichensteine;
Aus ihnen heben fürchterlich
Sich falbe Todtenbeine.
Die Einen schon ganz aufgelöst,
Die Anderen erst halb verwest,
Sind alle die Gerippe,
Bewehrt mit Spat' und Hippe.

Es rottet sich das bleiche Corps,
Und schließt die dürren Glieder,
Stürzt auf des Kirchhof's off'nes Thor
Und wirft die Buben nieder.
Und Knochen saußen durch die Luft,
Getroffen sinket Schuft auf Schuft,
Daß bebend sucht das Weite,
Was nicht des Todes Beute.

Der Graf allein kann nicht entflieh'n,
Er wird von den Gestalten,
Und Augen die wie Feuer glüh'n,
Mit Geistermacht gehalten.
Da bäumt sein Roß sich hoch zurück,
Und fallend brechen das Genick
Dicht an des Thores Schwelle,
Die beiden sich zur Stelle.

Dann wird es ruhig rings umher,
Es schließen sich die Grüfte;
Verschwunden ist das Knochenheer,
Verweht die Moderdüfte.
Und wie im stillen Geisterchor
Tönt aus den Gräbern all' hervor,
So schauerlich als leise,
Die feierliche Weise:

„Hab' Dank! Hab Dank für dein Gebet
Zu aller Seelen Frieden,
Was Morgens früh und Abends spät,
Du uns'rer Ruh beschieden,
Es ist ein heh'res, heilig Band,
Das reichet in das Geisterland,
Das Alle uns umwindet,
Und Seel' an Seele bindet."

Acht Tag' darauf, was gibt es da
Für fürstliches Gepränge?
Was eilt von Ferne und von Nah
Des Volkes frohe Menge?
Herr Torring wird mit seiner Braut
In jenem Kirchlein nun getraut,
Wo ihm des Nachts zu Handen
Die Todten auferstanden.

Und wie er aus der Kirche tritt
Im festlichen Geleite,
Und durch bemooste Hügel schritt
An Magdalenens Seite;
Da sanken beide auf das Knie
Und beteten: „Gott lohne sie
Mit deines Himmels Frieden,
Der uns schon hier beschieden."

G. P. Berger.

Ein Dorf, zwei Wächter.

I.

Wir waren tief im Bakony-Walde. Vor uns fuhren einige Papaer Gelbe-Rüben-Wagen; ich saß versunken in meinem aus frischem Heu gebundenen weichen Sitze und schaute nach den Sternen, während unsere zwei Füchse leicht dahin trabten auf dem Wege nach Jákó. — Mein Kutscher sprang am Fuße eines Berges von seinem Sitze, schnalzte

gemächlich einherschreitend mit seiner Peitsche in den Wald hinein, dessen Widerhall dem Manne viel Vergnügen zu verursachen schien. Ich setzte meine stillen Beobachtungen über die Sterne fort, bis ein herrliches Meteor am mondhellen Himmel aufstieg, worauf mein Fuhrmann auch aufmerksam wurde.

„Jetzt ist ein Mensch gestorben!" rief er aus.

„Woher wißt Ihr dieß?" —

„Ja, das Sprichwort geht so: wenn ein Stern gefallen ist, hat ein Mensch geendet."

„Und glaubt Ihr das, János?"

„Man sagt es so", antwortete mein Fuhrmann ausweichend, wie sich der Ungar gewöhnlich zu verwahren pflegt, wenn er etwas weder bejahen, noch verneinen will.

„Man sagt! — Geschwätz! — Und glaubt Ihr denn Alles, was man sagt?"

„Ich glaube nur, was ich glaube, Herr! aber Das hat mir schon mein Großvater erzählt."

„Erzählt! — für ein Mährchen ist es immerhin gut, und Eurem Großvater ist es gewiß auch nur erzählt worden; aber auch der wußte gewiß nicht, daß dieß glänzende Ding eigentlich gar kein Stern, sondern ein wirkliches Feuer ist."

„Aber wo sollte, Herr, dort oben in der Luft Feuer herkommen?"

„Woher? habt ihr denn noch nie gesehen, daß das Auge, mit dem wir zu weinen pflegen, manchmal auch Funken gibt?"

„Das ist wahr, Herr! — — Aber — das wußte ich auch."

„Nun, wenn ihr es wußtet, so könnt ihr doch um so leichter glauben, daß am Himmel, wo der Donner und Blitz entsteht, sich auch ein kleiner Funke entwickeln kann, der uns an schwülen Abenden ein eigenthümliches Feuerwerk zeigt."

„Sehr wohl, Herr! aber ich sah es ja mit eigenen Augen, wie es zwischen den Sternen hervorplatzte."

„Von oben kam es wohl, aber nicht zwischen den Sternen hervor, denn wenn es einer der Sterne sein sollte, habt ihr je bemerkt, daß im großen Wagen, oder in einem andern euch bekannten Sternenbilde ein Stern fehle?"

„Nein Herr, das hab' ich nicht."

„Nun, wenn jeder Mensch einen Stern und jeder Stern einen Menschen haben sollte, müßte doch wahrlich schon ein bedeutender Theil der Sterne vermißt werden."

Hierauf schwieg Freund János und fing sich ein Liedchen zu pfeiffen an, was so viel bedeuten sollte, als: daß er mich zwar einigermassen verstehe, aber mir doch nicht glaube. So ist und so bleibt vielleicht für immer das verknöcherte Vorurtheil.

Während wir so den Berg hinanfuhren blickte mein János fast ununterbrochen nach den Sternen, ob vielleicht von dem großen oder kleinen Bären, von der Krone u. s. w. nicht auch wirklich einige Sterne fehlen? — Da er aber vergebens suchte, setzte er stumm seinen Weg fort.

„Nun, János, habt Ihr wohl eines von den Sternbildern mangelhaft gefunden?"

„Nein, Herr! und ich kenne doch die Sterne, wie überhaupt den nächtlichen Himmel so, als hätte ich dort oben gewohnt, denn ich habe ihn drei Jahre hindurch genau beobachtet."

„Und ist Euch das nicht langweilig geworden?"

„Nein, Herr, man zahlte mir dafür."

„Wart Ihr vielleicht bei einem Kalendermacher in Diensten?"

„Was Ihnen einfällt! — ich war zu Hause ein — Nachtwächter."

„Und habt Ihr Euch damals diese zwei schönen Füchse erworben?"

„Wie man's nimmt, Herr, damals und auch nicht damals; — mein Gehalt hätte gewiß nie ein solches Paar Pferde in meinen Stall geführt, denn was mir mein Amt einbrachte, genügte kaum für meinen täglichen Bedarf. Das Dörflein selbst war arm und der Gehalt eines Nachtwächters pflegt ja nie die Kräfte der Gemeinde zu übersteigen."

„Wie viel bekamt Ihr denn eigentlich?"

„Da es im Ganzen nicht viel war, so konnte ich es auch leicht im Gedächtniß behalten. Ich bekam: an baarem Gelde fünfzehn Gulden Schein; an Frucht vier Viertel Korn; zwei Wagen Stroh; ein Paar Vorschuhe; ein Paar Sohlen und alle drei Jahre einen Kotzenmantel. Uebrigens wenn ich einen mit langen Fingern am Kragen packte, so brachte es mir auch was ein; bekam ich aber gute Schläge, so machte mir sie auch Niemand streitig. Dies war Alles!"

„Davon, lieber János, kann man sich kaum die zwei Ohren Eurer schönen Pferde erwirthschaften; Ihr müßt vielmehr sehr wenig gekaut haben, wenn Ihr von diesem Gehalte leben wolltet."

„Ja, sehen Sie Herr, am Tage ging ich auf Tagelohn, in den Raststunden dichtete ich kleine Liedchen aus, und wenn mich Jemand böse machte, warf ich ihm so ein Liedchen an den Hals, oder sang es auf der Kirchmesse für einige Groschen den Leuten vor."

Dies erzählte mein Fuhrmann so gemüthlich, daß es einem sehr wohl zu Muthe war, ihm zuzuhören. „Ich sehe, —" sagte ich, — „daß Ihr Euch so ziemlich mit Eurem Gehalte durchgeholfen habt; aber ich weiß noch immer nicht, wo diese beiden Füchslein hergekommen sind? Denn, wenn Euch auch Eure vielartigen Beschäftigungen vor Noth schützten, so konntet Ihr doch nicht zu gleicher Zeit Nachtwächter, Tagelöhner und Liedchensänger sein, und die Einkünfte konnten gewiß nur tropfenweise zufließen." —

„Sie haben recht, Herr!" antwortete János, indem er wieder seinen Sitz einnahm.

„Ei, János, habt Ihr vielleicht auch dort geerntet, wo Ihr nicht gesäet hattet?"

„Nein, Herr, das that ich nicht, aber der liebe Gott nahm sich meiner an."

„Ja . . . Gott ist gut, daran zweifelt Niemand; aber aus der schmalen Convention, welche Ihr mir vorrechnetet, kann selbst die gütige Versehung keine zwei Pferde herausschneiden."

„Daraus wohl nicht, — das glaub' ich selbst; aber Sie dürfen's glauben, Herr, oder nicht, diese zwei Pferde und

meine schöne Bauernwirthschaft sind mir dennoch nur aus meiner Nachtwächterschaft zugeflossen."

„Ich glaube es gerne, lieber János, doch möchte ich nur wissen: auf welche Weise?"

„Ich kann es auch erzählen, Herr; bis wir zum Wirthshaus kommen bin ich mit der Geschichte fertig, wenn Sie Geduld genug haben, diese Bauerngeschichte anzuhören."

II.

Ich wartete mit Neugierde auf die Erzählung des gemüthlichen Landmannes, der sich sein Feuerzeug aus dem Mantel und seine kurze Pfeife von der breiten Krämpe seines Hutes hervorholte, ein Stück Schwamm anzündete, sich auf seinem Sitze zurechtmachte und zu erzählen anfing.

„Ich muß Ihnen vor Allem sagen, Herr, daß mein guter Vater ein Schulmeister war — Segen und Friede sei ihm auf der andern Welt — einen solchen Schulmeister und Cantor fand man gewiß in zehn Gespannschaften nicht."

„Warum?" fragte ich, als ich sah, daß mein Erzähler hier stillstand, als erwartete er von mir eine Frage.

„Warum fragen Sie, Herr? . . . ich will es Ihnen sagen . . . wenn Sie ihn so gekannt hätten wie ich . . . es ist wahr, ich mußte ihn am besten kennen, denn ich war sein Sohn, — aber Viele haben ihn gekannt — und sollten Sie einst, Herr, in unsere Gegend kommen, so fragen Sie nur nach dem Schulmeister von Tiba, und Sie sollen hören, welchen Ruf mein Vater hatte, denn einen solchen Sänger wie er, hat gewiß die Erde nicht mehr. Seine Stimme war so mächtig, daß, wenn er ihr nur halb den Zügel ließ, da konnten dann alle Pfeifen der Orgel drein brummen und die Kirche mit der gesammten Bevölkerung von zwölf Dörfern gefüllt sein, die alle in den Chorus einstimmten: meines Vaters Stimme wurde von allen herausgehört, als wenn die Uebrigen nur geflüstert hätten. Zwar mußte er sich Zwang anthun, da der alte Pfarrer, der ein schwächlicher Mensch war, seine furchtbaren Töne nicht ertragen konnte; aber Sonnabend und Sonntag Nachmittags hätten Sie ihn hören sollen, wenn er selbst die Litanei hielt, da hieß es: loslassen! und jeder Ton, der seiner Kehle entstieg, konnte bei heiterem Wetter im dritten Dorfe gehört werden, so daß man zu sagen pflegte: wenn der liebe Gott meinen Vater nicht erhört, da brüllen die Uebrigen gewiß vergebens. Wenn die Zeit des Morgengebetes kam, lauschte die ganze Gegend nach der Stimme meines Vaters, denn was war ein Kalender im Vergleich zu dieser, aus deren höherem oder gedämpfterem Klange man genau entnehmen konnte, ob sich das Wetter trüben oder aufheitern werde. Seitdem er todt ist, können die Leute nicht einmal ordentlich ihre Felder bestellen, denn manchmal zeigt sich das Wetter bei Sonnenaufgang heiter und zur Frühstückszeit regnet es schon aus allen Schleussen. Aber was nützt es, er ist todt."

„Hinterließ er etwas?"

„Ja wohl! . . . mich mit noch Sieben; so daß wir eigentlich nicht wußten, ob wir unserer Mutter, oder unsere Mutter uns geblieben ist, denn die Arme war seit einer Zeit fast nur eine lebendige Krankheit."

„Was wurde denn aus den Uebrigen?"

„Das Eine nahm ein Anverwandter, das Andere gute Leute zu sich ins Haus, denn sie wußten, daß wir gute Eltern hatten, und hofften also, daß aus uns einst auch was Gutes wird; so, Herr, wurden wir auseinander getragen, wie junge Ferkel von guter Zucht."

„Und Ihr?"

„Ja, wo ich hingekommen bin, meinen Sie? — eigentlich kam ich nirgends hin, denn ich blieb im Dorfe bei meiner Mutter, denn ich war der Aelteste, und mußte für sie Sorge tragen. Wir brauchten beide nicht viel Brod und lebten von einem Tag auf den andern. Ich stand nämlich bei dem neuen Schulmeister als Gehülfe ein; das Dorf war schon an mich, und ich an das Dorf gewöhnt, da ich zu dem Basso meines Vaters das Sopran sang, und ich auch sehr wohl verstand, der Dorfjugend das ABC beizubringen. So wuchs ich auf bis zum achtzehnten Jahre, im Winter in der Schule, im Sommer auf der Wiese oder im Kornfelde. Endlich wanderte meine arme Mutter dem Vater nach, und ich blieb zurück beim Kummer in Pension."

„Aber Ihr hättet ja Euch allein viel leichter erhalten können?"

„So glauben Sie, Herr; aber selbst die guten Menschen haben oft ein sehr schwaches Gedächtniß. Die Verdienste meines Vaters waren bald vergessen; der neue Schulmeister wußte sich bald bei den Leuten einzuschmeicheln, und kaum konnte es der Herr Dorfrichter erwarten, daß meiner armen Mutter das letzte Lied gesungen wurde, und es schien, als wollte man mich wie ein Findelkind fragen: junger Mann, wer war dein Vater?"

„Ja, lieber Freund, so geht's fast überall auf Erden!"

„Ich glaube es Herr . . . ich nahm mein ganzes Erbtheil zusammen; sah mich im Dorfe um und fand, daß zwei Wege aus demselben führten. Sieh', dachte ich mir, Du hast sogar noch eine Wahl. Du wirst also den Rechten wählen. . . . So machte ich mich am heiligen Michaelistage auf die Reise — ich ging leicht, denn meine Last war gar nicht groß — mein Vater und meine Mutter, dachte ich, sind gut aufbewahrt — ich betete für sie . . . Am Ende des Dorfes blickte ich in die weite Welt hinaus, sah von allen Seiten Dörfer, irgendwo, dachte ich mir, wird doch auch für Dich ein Stück Brod gewachsen sein; ich will mir einen Herrn suchen . . . dies wird wohl leichter gehen, als selbst ein Herr werden zu wollen. Unter den vielen Wegen, die sich mir darboten, suchte ich mir den breitesten aus; und nachdem ich beinahe einen halben Tag gewandert war, setzte ich mich an der Seite der Straße nieder, um auszuruhen, und da ich sah, daß die Wölbung des Himmels hier eben so rund ist, wie in meinem Dorfe, so dachte ich mir, es wäre vielleicht gut, hier stehen zu bleiben, denn ich könnte am Ende an die Seitenwände des Himmels gelangen, und mich leicht auf unbekannten Wegen verirren. Kaum war ich einige Minuten gesessen, als ein Fleischhauer die Straße einherschlenderte, begleitet von einem kalbsgroßen Hunde. Als er an mir vorüber kam, grüßte ich nach Gebühr."

„Grüß Dich Gott!" antwortete der Fleischer und setzte so halb über die Schulter blickend hinzu: „Bist wohl müde, junger Mann . . . Du reisest gewiß mit eigener Post?"

„Wie Sie sehen, ich lasse jetzt meine Pferde weiden", erwiederte ich, indem ich meine Füße am Straßengraben gemächlich hinstreckte."

„Was essen wohl diese zwei Renner?" fragte er höhnisch.

„Sie essen mit ihrem Herrn aus einer Schüssel," erwiederte ich lächelnd.

„Wo gedenkst Du sie heute Nacht unterzubringen?"

„Hier im ersten Dorfe, wenn ich noch heute bis dahin gelange."

„Wenn sie Dich nicht bis dahin tragen, darfst Du sie wirklich beide todtschlagen."

„Eure Zunge bewegt sich sehr leicht, wie ich sehe, sie mag vielleicht heute den ganzen Tag geruht haben. Denn hättet Ihr sie so, wie ich meine Füße laufen lassen, ich glaube, Ihr müßtet ihr Stiefeln anziehen."

„Ei, junger Mann, wie ich sehe bist Du ein brauchbarer Geselle; Du hast die Klingel am rechten Orte, wolltest Du nicht als Fleischerlehrling einstehen? — Denn wie ich sehe, ist es schon lange her, daß Du die letzte Hundertguldennote verloren hast!"

„Ich soll ein Fleischer werden, sagt Ihr? . . . aber sagt mir doch erst, ob man bei Euch das Pfund Fleisch auch als ein Pfund gibt?"

„Ja, wie's kömmt, manchmal etwas weniger, manchmal auch etwas mehr, namentlich der Köchin unseres Beichtvaters geben wir etwas Draufgabe wegen des Himmelreichs."

„Wie wär' es aber, wenn man Euch Eure Seligkeit mit eben solchem Gewichte zutheilte, wie Ihr Euer mageres Kuhfleisch; würde die so viel wiegen, daß der heilige Peter sie für ein Pfund annehmen möchte?"

„Was geht denn das Dich an?"

„Ja wohl, Eure Seligkeit gewiß nicht, aber die meine um so mehr."

„So bleib' ein Bauer, dummer Junge."

„Das bleib' ich auch, Herr", sagte ich dem fortgehenden Fleischer, dessen gute Laune, wie ich sah, etwas herabgestimmt war, denn er führte nach seinem Hunde, der während unseres Gespräches zu seinen Füßen eingeschlafen war und sich nun auf seinen ersten Ruf nicht erhob, einen so derben Streich, daß das arme Thier in seinem Schrecken bald dem eigenen Herrn an's Ohr gerannt wäre.

Ich ließ den Fleischer vorausgehen und trabte in einer Entfernung von ungefähr zwei hundert Schritten hinter ihm her. Der gepeitschte Hund hielt sich auch in einiger Entfernung von seinem übelgelaunten Herrn, damit dieser ihn mit seinem über die Schulter geworfenen Stricke nicht erreichen könne; dabei blickte er immer rückwärts, als wollte er an Jemanden für die erhaltene Schlappe Revange nehmen; aber auch ich hielt meinen Knotenstock schlagfertig, obwohl dieser auf meiner rechten Schulter ruhte und meine ganze Habe sich an seinem hintern Ende schaukelte. Wenn du Lust hast, dachte ich mir, kannst du von mir auch so eine Portion bekommen, wie von deinem Herrn.

Das Dorf war nicht fern, wo ich übernachten wollte und wie ich von einem Hügel aus wahrnehmen konnte, war die Fettsucht dort eben nicht zu Hause. Weder ein Thurm, noch ein Rauchfang, noch ein mit Ziegeln gedecktes Haus ragte unter dem Häuflein elender Lehmhausen hervor. Und, weiß Gott, ich ging dennoch so fröhlich darauf los, als wäre man mir mit Glockengeläute entgegen gekommen. Ich erinnere mich noch, als wenn es heute . . . Meine Füße hoben sich gleichsam leichter, ganz als wäre ich meiner Heimath zugeschritten. Das Dorf hatte auf einem kleinen Raume Platz genug; es bestand aus etwa vierzig Häusern. Hinter dem Dorfe stand eine Mühle, die vielleicht im ganzen Sommer hindurch keine andere Flüssigkeit als Regenwasser sah; jenseits derselben, am Rande der Hausgärten, dehnte sich eine ziemlich große Wiese aus, der Besitzer der Mühle, sowie die Wiese schienen überhaupt keine Säufer zu sein.

Erstere bot um Michaeliszeit bereits nur eine Fastenkost, denn ich sah darauf nicht mehr, als ein zweijähriges Ochslein, welches hinter einem Gartenzaun von einem Mädchen an einem Leitseil geweidet wurde. Wie ich sage, aus dem ganzen Dorfe guckte die Schwindsucht heraus, und dennoch blickte mich das Häuflein Häuser mit den eingefallenen Dächern so freundlich an, als wollten sie mir einen guten Abend zuwinken.

In meiner guten Laune hätte ich bald den Fleischer ganz vergessen, als dieser plötzlich seinem Hunde mit den Fingern laut zuschnalzte. Der Hund blieb einen Augenblick stehen und blickte nach der Gegend, nach welcher der Blick seines Herrn gerichtet war, und im Nu ging's auf die Wiese los, wo das Mädchen ihr Kalb weiden ließ. „Faß' an", rief der Fleischer seinem Hunde zu, der ohnedieß genug Eile hatte, um seinen unterdrückten Groll an irgend Jemand auslassen zu können, und in wenigen Augenblicken war er hinter den Gärten, auf das harmlose Ochslein zu. Ich weiß nicht, ob der Fleischer nur Streit suchte, oder gar einen billigen Kauf machen wollte, denn der Hund trieb seinen Raub nicht dem Dorfe, sondern seinem Herrn zu; aber das erschreckte Vieh zog mit dem Leitseil das erschreckte Mädchen nach sich fort und lief was seine Füße vermochten und das sich stemmende Mädchen zuließ, der Landstraße zu, auf mich los. Der Fleischer sah dem Schauspiele von der Seite der Landstraße gleichgültig zu. Der Hund gab dem armen Thiere fürchterlich zu schaffen, aber dies setzte seinen Lauf fort, obwohl das Mädchen das Leitseil noch immer festhielt. Ich konnte den Spaß nicht länger ertragen, sondern eilte den Verfolgten zu Hülfe, und bis der Hund sie erreichen konnte, stand ich auch schon fertig da, mich mit ihm zu messen.

Das arme Mädchen schrie aus allen Kräften, aber eben als der Hund auf sie losgehen wollte, führte ich einen gutgezielten Streich — auf den Hund nämlich — der sich dann winselnd davon machte, und, wie ich später sah, mit dem Herrn zusammen zwischen den Feldern verschwand. Jetzt standen wir da, ich und das Mädchen — das arme Thier konnte kaum schnauben — das Mädchen aber . . . wie ich sage, sie stand auch dort, und ich auch."

„Aber, lieber János, Ihr habt ja schon zweimal gesagt, daß Ihr beide dortstandet", unterbrach ich hier meinen etwas verwirrten Fuhrmann, dem es bei seiner Erzählung ganz heiß geworden war.

„Nu . . . ja wohl . . . versteht sich, standen wir dort, sowohl ich, als das Mädchen . . . dann . . .“

„Nun, und dann seid Ihr dort gestanden und ihr wünschtet vielleicht dem Mädchen einen guten Abend?“

„Wünschen?... ja wohl hätte ich ihr was gewünscht,... wenn ich nur das Mindeste über meine Zunge hätte bringen können.“

„Ist Euch vielleicht während des Laufens das Zungenbändchen abgerissen?“

„Nichts ist mir gerissen, Herr! aber was hätte ich ihr sagen können, da mir meine Vernunft ganz stille gestanden war!“

„Ihr werdet doch nicht auch erschrocken sein, János?“

„Von Schrecken konnte nicht die Rede sein; wenn ich erschrocken wäre, so hätte ich es doch mit einem Fleischerhunde nicht aufgenommen!“

„Also, was mag Euch denn passirt sein?“

„Passirt . . . genug, wenn der Mensch mit seiner eigenen Zunge nicht sprechen kann.“

„Und was sagte denn das Mädchen?“

„Zu mir? zu mir, meinen Sie?“

„Ja wohl!“

„Mir sagte sie kein Wort.“

„War sie vielleicht stumm, János?“

„Was stumm, Herr? . . . nein . . . aber . . .“

„Nun, was denn aber?“

„Aber . . . so etwas Schönes hab' ich selbst auf einem Kirchenbilde nicht gesehen.“

„So! also darum war Euch die Zunge gelähmt, lieber János?“

„Nun ... ja ... wirklich ... ich weiß es nicht, Herr.“

„Und wie lange standet Ihr Euch so sprachlos gegenüber?“

„Das kann ich Euch wahrlich auch nicht sagen, Herr; aber endlich fiel es mir ein, daß hier eigentlich der Hund an allem Schuld war; um also nicht ganz stumm da zu stehen, dachte ich mir zur Einleitung . . . und, — ich fluchte auf den Hund.“

III.

Hier hab' ich für Jene die das Volk vom ersten Stock aus betrachten, eine kleine Bemerkung zu machen, die vielleicht auch gar nicht hieher gehört.

Meine Bilder sind nicht aus der sammtenen Welt genommen; ich lasse meinen Helden um sein Mädchen nicht in die Donau springen; auch habe ich keinen Wagen bei der Hand, der zur leichtern Entwickelung des Knotens im schwierigsten Augenblicke herbeieilen und das Fräulein zur nächsten Kirche zur Trauung führen könnte. Ich muß es wiederholen, meine Bilder sind nicht aus jener Welt genommen, wo man bei feinem Namen, bei seiner Ehre, bei der Seligkeit und bei allen Heiligen schwört. Der einfache Dorfjüngling erwartet ruhig sein Geschick, welches immer so was herbeiführt, was der struppige Kritiker eine Entwickelung nennt, worauf dann mein junger Mann, ebenso wie der städtische Lion, am Ende heirathet.

So wie die Leinwand, muß auch der Fleck sein; — auf dem Lande entwickelt sich das ohngefähr auf dem Rasen, auf der Wiese, hinter dem Garten, an der Hausthüre, oder auf dem Tanzboden des Wirthshauses; in der Stadt hinter Vorhängen, Tapeten und spanischen Wänden.

Jedermann grüßt mit einem solchen Hute, wie er ihn eben auf dem Kopfe hat.

Nun können wir fortfahren.

Mein János machte eine ziemliche Pause. Der Mühlstein war zwar von seinem Herzen gefallen, aber er wollte etwas sagen, und wollte auch nicht.

„Also, Vetter János, nur weiter“, — suchte ich meinen stecken gebliebenen Erzähler anzueifern, — „laßt uns doch auch das Uebrige hören! was geschah denn dann?“

„Dann . . . da mir die Zunge wieder geläufig wurde, so erzählte ich ihr, wie ich ihre Verlegenheit gesehen habe, wie ich herbeigelaufen bin, welch fürchterlichen Schlag ich nach dem Hunde geführt habe . . . Dies Alles erzählte ich ihr so, als spräch' ich zu Jemanden, der bei der ganzen Sache gar nicht zugegen war; — hierauf erzählte sie dann ganz ordentlich auch das Ihrige, obwohl ich dies alles viel besser wußte, als sie selbst. Endlich ging uns auch hier der Faden aus, und wir . . . schwiegen wieder.“

„Ihr wart wohl ein sehr unschuldiger Junge, lieber János, wenn Ihr mit einem schönen Mädchen nicht einmal sprechen konntet?“

„Sie haben leicht sprechen, Herr, denn Sie sitzen jetzt hinter meinem Rücken; ich aber stand dem Mädchen gegenüber, und da gab's für unser einen zu gaffen genug. Nicht umsonst sagt das Sprüchwort, daß das Auge auch schaden kann; so oft das Mädchen mich ansah, drang es mir bis in die Nieren, und ich fürchtete, daß sie selbst das sähe, was ich sprechen wollte; und wie gerne hätte ich auch etwas recht Hübsches gesagt!“

„Glaubt mir, lieber János, nur das Auge eines alten Weibes ist schädlich.“

„Glauben Sie das nicht, Herr! Was ich mit meinen Augen sehen kann, das kann mich nie erschrecken, und wie viel alten Weibern habe ich schon trotzig ins Gesicht geschaut . . . aber diesem Mädchen konnte ich keine zwei Minuten lang ins Auge blicken. Ich hätte ihr gerne so Manches gesagt . . . aber meine Kehle war wie zugeschnürt. — Plötzlich hört' ich dann eine Stimme rufen: Örzse, komm doch nach Hause! Hierauf wendete sich das Mädchen erschrocken um.“

„Ruft man Dich, liebes Kind?“ frug ich etwas verlegen.

„Ja wohl, mich, daß ich nach Hause kommen soll.“

„Wie ich aus ihrer Stimme entnehmen kann, hast Du eine recht zänkische Mutter!“

„Ja, wenn es meine Mutter wäre . . . Die, welche rief, ist meine Muhme.“

„Und Dein Vater, lebt der noch?“

„Auch der ist nicht mehr . . . ich habe Niemanden mehr auf der Erde.“

„Diese Worte waren so klagevoll gesprochen, daß mir das Herz brechen wollte. — Wie gerne hätte ich ihr gesagt, daß ich eine Condition suche, vielleicht möchte sie mich zum Vormunde annehmen. — Schweigend gingen wir dem Hause

ihrer Muhme zu; sie führte ihr Kalb und mir fiel es erst jetzt ein, nach meinem Reisebündel zu sehen, welches ich von meinem Knotenstock herabgeschleudert hatte; aber mir flimmerte es vor den Augen und das Kalb erblickte es früher als ich, indem es vor dem rothen Tuche, in welchem meine Habseligkeiten gebunden waren, erschrack, und gewiß neuerdings ausgerissen wäre, wenn ich nicht das Leitseil ergriffen und mich mit ganzer Kraft gestemmt hätte, es zurück zu halten."

„Wem gehört wohl dieses Bündel?" frug das Mädchen.

„Das ist mein väterliches und mütterliches Erbe", sagte ich, indem ich mit einer Hand nach demselben griff.

„Ihr seid also auch *allein*?" fragte sie erröthend.

„Ich allein bin mir Alles, meine Theure; ich habe weder Vater noch Mutter, und die ganze Welt ist mir ein großes Nichts." —

„Wie, *Alles*? Die *ganze* Welt?"

„Die Dörfer, welche ich von der Welt gesehen habe, werden kaum die Hälfte derselben ausmachen, aber in diesen dürfte ich kaum einen Menschen finden, der mir mehr als ein Stiefvater sein könnte; wenn ich nämlich nicht späterhin bessere Menschen finden sollte."

„Und wo wolltet Ihr diese suchen?"

„Wenn's geht, in diesem Dorfe hier; ich habe weder nach rechts, noch nach links Eile; ich bleibe dort, wo ich eine Herberge finde."

„Unser Dorf ist sehr, sehr klein . . ."

„Wenn Du darin Platz hast, mein Täubchen, — wird sich vielleicht noch ein Plätzchen finden, wo ich meinen Mantel niederlegen kann; wie ich mich darauf behelfe, das soll dann meine Sorge sein."

„Ihr sucht vielleicht einen Dienst?"

„So ist es, und zwar darum, weil Jemand, der selbst keine hat, die Pferde eines Anderen treiben muß."

„Nehmt's nicht übel, wenn ich Euch nochmals frage: seid Ihr denn wirklich *völlig* . . . *ganz allein*?"

„Jetzt bin ich es vielleicht auch nicht."

„Habt Ihr *ein Weib*?!!"

„Das hab' ich nicht."

„Seid Ihr vielleicht Wittwer?"

„Ich hatte Niemanden, der mich zum Wittwer machen sollte."

„Ihr sagtet ja so eben, daß Ihr nicht allein wäret?"

„Nun ich meinte, ich werde doch nicht so ganz verlassen sein."

„Von wem meint Ihr wohl . . .?"

„Von unserem lieben Herrgott."

. . . „Ja so" . . . rief das Mädchen erröthend aus. Wir schwiegen dann beide wieder, und gingen nachdenkend der Gartenthür zu, wo die Frau Muhme in Gesellschaft von zehn Nachbarinnen ihre Zunge in Bewegung hielt, und wie natürlich über den niederträchtigen Fleischer los fuhr. Ich wünschte den vielen Muhmen guten Abend, den sie mir mehrfach wiedergaben, dann wurde ich ein süßer, liebenswürdiger, brauchbarer Mensch und guter Christ genannt, weil ich das arme kleine Mädchen nicht ihrem Schicksal überließ, obwohl ich vielleicht nie diese Gegend oder dieses Dorf gesehen habe. Sie frugen mich, wer und was ich sei, wer mein Vater, mein Großvater, mein Pathe, mein Schwager, meine Schwägerin, mein Aermel oder mein Kragen gewesen, und ich hatte wirklich vollauf zu thun, um den Frau Muhmen genügen zu können. Dann kam die Reihe an das arme Mädchen; die Eine wollte sie schon todt, die Andere blutig geschleift gesehen haben, und die Eine empfahl Kletten, die Andere weiße Lilienwurzel, die Dritte Anissamen. Ja, Eine wollte sogar gesehen haben, wie das arme Kind vor Schrecken die schwere Noth bekam — kurz Jede sagte, was ihr in den Sinn kam, wenn sie nämlich nur zu Worte kommen konnte . . . was freilich in dieser Gesellschaft keine leichte Aufgabe war. Man hörte nichts als: „*Gottes Wunder*," „*Wenn der gute Mensch da nicht gekommen wäre*," „*Ich sagte es gleich*," „*Es träumte mir heute Nacht*," „*Das hätte doch Niemand geglaubt*," und andere dergleichen den Weibern geläufige Redensarten, bis endlich die Frau Muhme der Derzse mich zu einem „kurzen Abendessen" *) und einem Trunk Wein einlud, und mich noch ausserdem bei sich einquartierte. Wir ließen dann die verwunderten Frau Muhmen hinter dem Garten, und gingen mit unserer Alten in's Haus, um das Oechslein an die Krippe zu binden.

Im ganzen Dorfe hatte nur das Wirthshaus und das Haus der Frau Muhme einen Rauchfang, und als ich mich in der Küche und im ganzen Hause umsah, schien es mir sehr wahrscheinlich, daß die ganze Wirthschaft sich wohl mit jeder andern im Dorfe messen könne. Auch im Zimmer deutete Alles auf Wohlhabenheit; und jetzt kam es mir zum erstenmale in meinem Leben in den Sinn, wie wenig dazu erforderlich ist, — ein armer Teufel zu sein! —

Es war nicht der Neid, dessen Geruch mir in die Nase stieg, sondern weiß Gott . . . ich sage es nicht aus Schadenfreude . . . aber . . . nun, ich hätte es lieber gesehen, wenn ich das Mädchen in einem halb zusammen gefallenen Hause gefunden hätte.

Ich hing mein Mancherlei an die Thürangel . . . meine kleine Habe nahm ein so bescheidenes Plätzchen in diesem Zimmer ein, daß ich es gerne unter das Bett versteckt hätte... Wenn man nicht mehr hat, dachte ich, ist das auch gut, und ich weiß wohl, wie bitter erst dann das Nichts wäre, wenn mir Jemand auch dieß Wenige nehmen wollte. . . Dann sah ich auf meine zwei Hände . . . nun, dacht' ich mir, mit diesen läßt sich schon ein „Wird werden" hoffen.

Von Zeit zu Zeit kam auch Derzse in's Zimmer, und suchte — was sie nicht fand. Sie sagte: „*sie wisse nicht, wo sie es hingelegt habe*" . . . und ich versicherte sie, daß ich es auch nicht weiß.

Das war Alles, was wir uns sagten.

Endlich war das Abendessen fertig. Derzse lief in die Nachbarschaft, um den Herrn Richter und zwei Dorfgeschworene einzuladen. Sie kam zeitlich genug mit ihrer Einladung, denn die Herren ließen sich nicht dreimal bitten, und als die Schüssel aufgetragen wurde, saßen sie schon bei

*) Kurzes Abendessen nennt der Ungar das, was der Franzose unter dem Worte „à la fourchette" versteht.

Tische. Da die Einheimischen im Hause bekannt waren, so warteten sie nicht sehr auf's Aufwarten, aber ich wurde von Derzse, von der Frau Muhme und von allen Uebrigen unaufhörlich angeeifert. „Dieses Füßchen“ ... „diesen Kragen“ ... „greifen Sie doch zu!“ u. s. w.

Ich könnte nicht sagen, daß es mir an gutem Willen mangelte, denn auf der Reise hatte ich mir die Zähne wahrlich nicht stumpf gemacht; aber, was zu viel ist, ist auch für Zwei zuviel; nachdem ich also meinen Theil verarbeitet hatte, schob ich die große volle Schüssel weiter fort. Die Herren Magistrate sprachen der Schüssel auch nicht besonders zu, aber den Weinkrügen, — nun, den sahen sie ziemlich auf den Boden, aber dafür wurden ihnen auch die Augen so spitz, daß sie Alles doppelt sahen.

Auch der liebe Mond blickte zu uns herein, vielleicht horchte er auf die Worte des Herrn Richters, der unablässig auf den Tisch schlug, und mit Eifer behauptete, daß das wahr sei, was er sage. Die Uebrigen glaubten es zwar ohnedieß, denn sie hatten bereits Alle zusammen nicht soviel Verstand, als sie Tropfen Wein in den Krügen ließen; ich aber beschäftigte mich mit dem Gedanken, ob ich morgen bleiben, oder weiter reisen soll.

Indessen fing es an etwas stiller zu werden; Jedermann glaubte, was der Herr Richter sprach, er selbst aber war so weit gekommen, daß er durchaus nichts mehr zu sagen hatte, was wir glauben sollten. An der Mauer pickte eine ziemlich große Uhr, und während unserer Pause steckte eine Art Vogel seinen Kopf heraus, und pfiff: Zwölf.

„Hört Ihr, Herr Richter! — rief einer von den Gästen, es hat zwölf Uhr geschlagen; geht doch rufen; an Euch ist heute die Reihe; da wir keinen Wächter halten können, so müssen wir Einer nach dem Andern brüllen!“

„Ich . . . geh . . . nicht ru . . . fen . . . und wenn . . dein Gro . . . Groß . . . Vater . . . kommen soll . . . ll . . te . . . hö . . . hörst Du . . . nie . . . nicht, wie es re . . . regnet?“

„Aber Herr Richter! es ist ja Mondschein!“ rief die alte Muhme.

„Ich sehe nie . . . ichts . . . Theure F . . . Frau Muh . . . Muhme, obwohl mei . . . eine Augen kein . . . ne Bri . . . rille brau . . . brauchen.“

„Ich sehe auch den Mondschein nicht, theurer Herr Richter!“ sagte einer von den Gästen, „aber ich glaube dennoch, daß es jetzt abscheulich regnet.“

„Ob's jetzt regnet oder nicht —“ rief ein Vierter, — „an dem die Reihe ist, der muß rufen gehen; gestern war ich der Wächter, und bin bis an die Ohren naß geworden; jetzt müßt Ihr gehen Herr Richter; fürchtet Euch nicht, das Wasser ist nicht so groß, daß es Euch bis an den Stiefelrand reichte.“

Der Richter schien zwar etwas unternehmen zu wollen, aber die Füße wollten nicht gehorsamen; ich bot mich daher an, an die Stelle des Herrn Richters rufen zu gehen.

„Sehr wohl, Brüderchen! Du bist mir ein rechter Junge... schone doch des alten Mannes in diesem Hundewetter; geh mein Sohn, rufe, wie Du kannst!“ sagte der Herr Richter, während ich vom Tische aufstand, und der Frau Muhme für ihr Wohlwollen dankte.

Ich ging auf den Hof, das Goldmädchen kam mir nach, brachte mir meinen Stock wegen der Hunde im Dorfe, und öffnete mir das Gassenpförtchen. Als ich auf der Straße war, hatte ich bald ein Stückchen ausgedacht, und sang aus dem Stegreif:

Ihr Hausbesitzer, horchet, horchet!
Ein Fremdling ist in's Dorf gekommen,
Und hat vor Unglück Euch zu wahren
Für einen Andern übernommen.

Wohl ist der liebe Gott uns gnädig;
Doch bringt die off'ne Pfeife Schaden
Und zündet sie in Stall und Scheune,
Was nützen Euch dann Gottes Gnaden?

Ihr habt ja darum ein Gehirne,
Damit Ihr Euch vor Unglück hütet,
Da Gott durch Eure eig'ne Hände
Euch seinen Fluch und Segen bietet.

Und wenn Ihr Gott um Segen bittet,
Und er Euch diesen auch gewähret,
Und Ihr mit wohlbestelltem Hunger
Die Gottesgabe auch verzehret:

So müßt Ihr Euch doch stets erinnern,
Der Segen sei des Fleißes Folge;
Drum achtet selbst auf Eure Habe,
Das Uebrige ist meine Sorge.

So rief ich durch das ganze Dörfchen — ich hatte freilich nicht weit zu wandern — überall waren die Lämpchen bereits erloschen; nur die Hunde bellten an mir den fremdartigen Geruch an. Auf meinem Rückwege blieb ich unter dem Fenster meiner Wirthin stehn; die Herren Gäste waren wieder etwas lebendiger geworden, ich gab also auch ihnen mein neues Stückchen zum besten.

Das Mädchen lauschte hinter der Gassenthüre — das hatte ich bereits während des Singens wahrgenommen — und als ich zurückkam, sah ich's ihr deutlich an, daß sie mir was zu sagen habe.

„Wie heißt Ihr doch, lieber Freund? ich weiß ja noch nicht einmal Euren Namen . . . seid nicht böse, daß ich Euch erst jetzt frage.“

„Meister János heiße ich in unserm Dorfe, aber der wahre Name meines Vaters war Andreas Garos.“

„Nun . . . ich werde Euch nur János nennen . . . wie die Gerichtsherren drin sprachen, wollen sie Euch als Nachtwächter des Dorfes anstellen, wenn sie mit Euch handeleins werden können!“

„Für trocknes Brod stehe ich ein, liebes Kind!... wenn ich nur im Dorfe bleiben kann.“

„Sie sagen, die Gemeinde hätte ein kleines Häuschen; früher wohnte der Schulmeister drin, aber der ist davon gelaufen, und jetzt steht es leer.“



„Und wenn es den blauen Himmel zum Dache hätte, ich werde darin wie in einem Schlosse wohnen."

„Meine Frau Muhme will eine Bank vor unserem Fenster machen lassen, damit Ihr von dort aus unsere Uhr schlagen hören könnet; denn im ganzen Dorfe haben wir allein nur eine Uhr."

„Nun, ich bin schon engagirt."

„Und das Uebrige wollt Ihr gar nicht hören?"

„Für Eure Bank allein trete ich ein, mein süßes Kind; gehen wir also hinein, um den Herrn Richter noch zeitlich genug beim Worte zu fassen; vielleicht hat ihm der Wein noch so viel Verstand übrig gelassen, sich zu erinnern, daß ich heute für ihn Nachtwächter war."

Wir gingen also hinein, der Handel wurde ganz kurz abgemacht, und wir tranken nach Gebühr einen Leihkauf. — Von diesem Tage an war ich drei Jahre hindurch Nachtwächter des Dorfes, nicht für die Bezahlung, sondern um des Mädchens willen habe ich so viele Nächte auf der harten Fensterbank zugebracht.

Damals besah ich mir für Geld den gestirnten Himmel.

IV.

Drei Jahre bei Butter und Käse gehen einem jungen Manne bald vorüber, und er weiß am Ende nicht, ob er dabei fetter oder magerer geworden ist; aber, wer den Sonnenaufgang mit dem Grabscheit erwartet, und vor vieler Arbeit nicht bemerkt, wenn die Sonne untergegangen ist, und der ausserdem wie ich zur Abendzeit jede Stunde erlauschen, und wenn er sie schlagen gehört, auch noch ausschreien muß; wer, wie ich zu jeder Stunde der Nacht den ruhig Schlafenden eine „ungestörte Ruhe" wünscht, und selbst nur mit einem Ohre schläft, weil das andere nach der Uhr

horchen muß: der, lieber Herr, kann mit Recht sagen, daß Alles, was mit ihm während dieser drei Jahre geschehen, auch wirklich geschehen ist, und nicht blos ein Traum war.

„Ich habe Kälte und Wärme, ich habe Zeiten durchgemacht, wo selbst der Haushund nicht auf den Hof hinausgehen wollte, um zu bellen; ich aber saß zähneklappernd auf der Fensterbank, nicht um die Hand voll Lohn, welche der Herr Richter in jener Nacht im Rausche ausgeheckt hatte, sondern weil es mir mehr als baares Geld galt, wenn ich, während das Flämmchen in der Lampe der Frau Muhme flackerte, das holde Mädchen durchs Fenster beobachten konnte. Und wenn manchmal der Schlaf sich der Frau Muhme bemächtigte, und sie, am Spinnrocken einschlummernd, ihren Kopf auf das Hanfbüschel herabfallen ließ, dann sahen wir einander an, und was wir uns mit Worten nicht sagen konnten, war uns auch ohne diese verständlich."

„Es ist eine mißliche Sache, Herr, wenn der Mensch sich seiner eigenen Zunge wegen des Ohres eines Andern nicht bedienen kann! — O, wie oft dachte ich mir, wie gut es wäre, wenn die Frau Muhme bei geschlossenen Augen, anstatt des Mundes mit den Ohren schnarchen wollte, dann könnten wir vielleicht ohne Furcht mit einander sprechen. Wenn ich so schnarchte, wie dies alte Weib, dann könnte man mir das Ohr abbeißen, ich würde dennoch nicht erwachen; — aber die, wenn das Spinnrad der Oerzse nur einen Augenblick still stand, wurde sie sogleich wach und fing beim Schnurren des Rades wieder zu schnarchen an."

„Ganze Wochen kniete ich auf der Fensterbank; die Alte saß mit dem Rücken dem Fenster zugekehrt, das Mädchen mit gegenüber, so daß jedes meiner Worte das Ohr der Frau Muhme passiren mußte, bis es an den Ort seiner Bestimmung gelangen konnte. Und erst wenn das Fenster mit Frost belegt war! — O, wie oft erwärmte ich die Scheibe stundenlang mit meinem Athem, um auch nur eine fingerbreite Stelle zu erhellen, und durch diese hineingucken zu können! — aber dann verstellte mir der Kopf der Alten die mühsam gemachte Bresche und ich konnte meine Oerzse nur in jenen Augenblicken sehen, wenn die Alte schlummernd nach irgend einer Seite mit dem Kopfe nickte."

„So ging es mir volle drei Jahre. — Zwei Jahre ertrug ich mit Ausdauer mein Geschick, bis ich es endlich nicht mehr über mich gewinnen konnte, sprachlos zu bleiben; ich entschloß mich also, bei der ersten Zusammenkunft mit dem Mädchen, sie zu fragen, ob ich ihr anständig sei, oder nicht? wenn nicht ... nun ... so gibt es noch Dörfer auf der Erde. Dieß wollte ich mir selbst glauben machen, obwohl ich das Dorf unter keiner Bedingung verlassen hätte; denn es war mir so zur Nothwendigkeit geworden, als hätte man mir es an den Rock genäht."

„Die Frau Muhme schien auch etwas Wind bekommen zu haben, daß ich nicht eben um ihretwillen die Hausbank bewache. Zwar ging ihr während dieser zwei Jahre kein Holzspahn aus dem Hofe verloren, da ich fast die ganze Nacht um dasselbe herumschlich; aber die Frau Muhme meinte, das müsse so sein, und doch hatten ihr früher die Diebe, wie sie selbst erzählte, ihr halbes Vermögen weggetragen."

„Seit einer Zeit fertigte sie mich, wenn ich mit ihr zu sprechen kam, sehr kurz ab, damit sie mich nur aus der Nähe ihrer Nichte wegbringe. — Ich wußte sehr wohl, was sie wolle, denn Sie würden es gar nicht glauben, Herr, wie es in den Dörfern zugeht. Hat Einer einige Batzen mehr, als der Andere, so bringt er ihm die Worte so entgegen, daß er gewiß nicht seine Schwelle übertritt, wenn er noch außerhalb derselben steht; besonders wenn so ein junger Mensch, wie ich, sein Auge auf die Tochter eines Wohlhabenderen geworfen hat. Endlich sah ich es ein, daß ich wahrlich der Frau Muhme nicht ein Mohnkorn groß gefalle; dies machte mich um ihre werthe Person durchaus nicht traurig, aber leider konnte man zur Oerzse nur durch sie gelangen.

War ich bisher nicht sehr stark in ihrer Gunst, so wurde ich es nun noch viel weniger; denn als ich eines Abends nach dem Lichtanzünden unter das Fenster kam, fand ich dasselbe halb geöffnet: nun, dachte ich mir, jetzt ist die Katze gewiß nicht zu Hause! Dies geschah zwar selten, aber dann pflegten wir uns durch das halb offene Fenster zu sagen, was wir in der Eile über die Zunge bringen konnten." — „Ist Jemand drin?" flüsterte ich durch die Oeffnung. „Ja wohl!" antwortete mir eine Stimme, die weder flüsternd noch schreiend war."

„Wo ist der Drache", fragte ich dann, „reitet er vielleicht jetzt auf dem Besenstiel?"

„Deine schlechte Seele reitet!" schrie mir eine kreischende Stimme entgegen, die, wie ich sah, der Frau Muhme angehörte, welche bei meinen Worten eben aus der Nebenkammer herein getrottelt kam. Vermuthlich war sie es, die das Fenster offen gelassen hatte, denn als ich genauer hinein blickte, sah ich, daß auch die Thüre offen stand und auf dem Ofenrand eine Stürze mit Kohlen bereit war, um das Zimmer auszuräuchern.

„Ich zog das Fenster nach mir zu, und in der Meinung, sie hätte mich nicht erkannt, machte ich mich schleichend davon. Nach einer Stunde kam ich wieder zurück geschlichen und wollte im Finstern mich auf der Bank niederlassen, aber ich gleitete bis zur Erde nieder, denn von einer Bank war keine Spur mehr. Ich dachte mir gleich, daß die Frau Muhme in ihrem Zorn die Bank habe wegnehmen lassen, aber dennoch rief ich zum Fenster hinein: „Frau Muhme!"... Keine Antwort, obwohl ich sie bei der Kammerthüre stehen sah . . . ich rief noch einmal: „Hören Sie nicht, Frau Muhme?"

„Ja wohl hör' ich!" schrie sie zornig.

„Nun, sagt mir doch, ich bitte Euch, wo hier die Bank unter dem Fenster hingekommen sei?"

„Jetzt brennt sie eben im Ofen . . . Du sollst nicht mehr an der Ecke meines Hauses sitzen und meine Fenster behorchen! . . . wenn du willst, daß es dir wohl gehe, so komme ja nicht mehr unter mein Fenster, um nach dem Mädchen zu schielen!" Hiermit machte sie der Unterhaltung ein Ende, und band eine Art Schürze vor das Fenster, damit Niemand hineinsehen könne.

„Nun, dachte ich mir: gute Nacht, János! und seit zwei Jahren beging ich den ersten Fehler gegen mein Wäch-

teramt, denn ich kam die ganze Nacht nicht auf die Straße, sondern legte mich in meiner Hütte nieder. — Eigentlich wollte ich mich dem Kummer überlassen, aber inmitten meiner Kümmerniß überraschte mich der Schlaf.

„Nach drei Tagen wußten es schon die lallenden Kinder, daß ich jenes Haus vermeide, an dessen Ecke ich zwei Jahre hindurch auf die Kukukuhr gehorcht hatte. Es war auch wirklich so, denn von nun an habe ich nur so aus Uebung errathen, um welche Zeit es sei. Ich wagte nicht einmal, dem Hause nahe zu kommen, und wenn ich die Stunde rufen mußte, so suchte ich meine Stimme so breit zu drücken, daß mich die Frau Muhme nicht hörte."

„So ging es wieder eine ziemlich lange Zeit und man wußte es im ganzen Dorfe, daß selbst meine Stimme sich von Derzse's Hause fern hielt. Im Hofe der Frau Muhme fing wieder der alte Spuck an; Jeder nahm, was er sah und brauchen konnte, und selbst im Hause hatte sich dieses zweifüßige Ungeziefer so vermehrt, daß selbst die zugebundenen Kornsäcke ziemlich schlank gemacht wurden. Während die alte Hexe ihre Nichte vor mir bewachte, bekam der Speck in der Kammer und die Würste im Rauchfange Füsse. — Ihre Nachbarsleute sagten ihr oft: sie möchte mich doch nicht von dem Hause jagen, denn, wenn ich auch das Mädchen liebe, so sei das doch nicht so viel Schaden, als in ihrem Hause angerichtet werde; aber das fand kein Gehör und ich bekam bei solchen Veranlassungen wiederholt den Titel: „Lumpenhund".

„Ich blieb also, um dem Mädchen keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, dem Hause so viel als möglich fern. Ich bekam meine theure Derzse lange nicht zu sehen — und oft wollten mich meine Füsse unwillkührlich nach dem Hause tragen, aber, wenn ich an ihre Muhme dachte, war es mir immer, als zöge mich Jemand beim Mantelkragen zurück. Es war auch besser, daß ich nicht hinging, denn die Alte wußte bereits die Meinung auszustreuen, als wüßte ich, wo ihre Henne die Eier hinlege. Auch sah ich ein, daß ich nun nicht mehr im Dorfe bleiben könne, und nahm mir vor, wie sehr ich auch hier zu bleiben wünschte, so lange es noch in Ehren gehe, anderwärts eine Anstellung zu suchen, und, wenn mir das Glück günstig wäre, einst mit mehr Hoffnung auf Erfolg zurückzukehren."

„Während ich so in meinen Sorgen lebte, wurde die Hochzeit der Richterstochter zweimal in der Kirche verkündet; — ein Schuster hatte sich in diese Gegend verirrt und die vielen Gevatters, Schwäger und Vettern näheten ihm des Richters Tochter an den Hals. Ich war der Hochzeitbitter und rief die Vornehmen des Dorfes zum Abendschmause zusammen. Ich suchte mein bestes Kleid hervor und schritt in gespornten Stiefeln von Haus zu Haus. Ich fing bei Derzse's Hause an, und da ich das ganze Hausgesinde im Zimmer traf, so hatte meine Feindin keine Gelegenheit, sich auszulassen. Ich sagte meinen Vers her, in welchem ich auch erwähnte, daß ich die Einwohner des Dorfes heute zum letztenmale zur Hochzeit lade, da mir Gott, wie ich glaube, meinen Lebenslauf weiter ausgemessen habe."

„Vielleicht wurde die Alte dadurch etwas weicher gestimmt, denn sie nahm einen Krug vom Schranke, um ihn im Keller anzufüllen und trottelte mit einem dicht behangenen Schlüsselriemen aus dem Zimmer; bald darauf entfernten sich auch die übrigen Hausleute, so daß ich mit Derzse ganz allein blieb. Diese eilte in die Nebenkammer und brachte ein schönes Seidenbändchen heraus und befestigte es nach Gebrauch an meinem Rocke."

„Derzse!" rief ich, „soll ich wieder zurückkommen?"

„Hab' ich Euch denn gesagt, daß Ihr weggehen sollt?"

„Ich gehe, denn ich bin Deiner Muhme im Wege!"

„Ja, darum müßt Ihr aber nicht ins dritte Dorf gehen!"

„Ach, dieses Dorf ist ohnedies ein elendes Nest . . . wann kann ich mir so viel erwerben, von meinem Eigenen essen zu können? . . . und so lange ich so arm bin, als jetzt, läßt mich Deine Muhme nicht ins Haus."

„Seid doch nicht traurig, János! — wenn es nicht anders geht und meine Muhme immer so grämlich bleibt, so werde ich auch wissen, wie viel hier in dieser großen Truhe zu finden ist, und was eigentlich mein Erbtheil ist."

„Die Alte kam eben hereingetippt und wendete ihre Blicke nach allen Seiten, als wollte sie sehen, ob ihr nicht etwas abhanden gekommen sei; ich war daher auch nicht wählerisch mit den Worten. „Fürchtet Euch nicht, alte Frau!" — rief ich — „Ihr laßt ja Eure Augen umherschweifen, als wolltet Ihr jeden Winkel ausspähen; ich weiß wohl, daß das, was hier ist, nicht mir gehört."

„Das macht mich gar nicht irre", — antwortete sie, — „ob sich gewisse Leute darüber aufhalten, oder nicht! Ich kann in meinem Zimmer so viel herumblicken, als mir beliebt; ich sehe mir ja das Meinige an!"

„Nun, so seht Euch es nur gut an", — rief ich ihr von der Thüre zu — „und wenn Euch was fehlen sollte, so sucht es nur bei mir!"

„Hiermit ließ ich den bunten Weinkrug auf dem Tische stehen und ging weiter meinem Amte nach; aber die böse Zunge des alten Weibes hatte eine tiefe Furche in meine Laune gegraben. Ich war nicht mehr ich; ich fühlte es gleichsam, daß ich täglich von diesem Hause weiter gestossen werde. Ich beschloß auch fest, von dem Dorfe weiter zu gehen; aber so schön ich mir es auch ausgedacht hatte, so blieb ich doch wieder da."

„Die Sonne hatte sich schon zwischen den Gebirgen verirrt, die Geige tönte und die Klarinette kreischte von den Lippen des krausköpfigen Zigeuners. — Die Junggesellenschaft machte sich zum Tanze auf, nur ich mied, so viel ich konnte, die fröhliche Gesellschaft. Derzse war zwar auch da, aber es war noch eine Andere mit ihr, die ich lieber zu Hause gewußt hätte. — Ich wurde oft genug gefragt, warum ich denn so hin und her schleiche? warum ich unter den Frohen nicht froh sein kann? . . . Um mir die Antworten zu ersparen, hüpfte ich manchmal auch ein Bischen mit, aber sobald es sich thun ließ, war ich wieder aus dem Zimmer. — Gegen Morgen gingen die Gäste auseinander, Jeder zu seiner Arbeit, ich aber in meinem großen Schmerz — — ins Wirthshaus. Dort saßen zwei Geflügelhändler, denen

eine Achse an ihrem Wagen gebrochen war, während der Dritte in das benachbarte Dorf gelaufen, um von dort einen Schmid zu holen. Wir warteten uns gegenseitig mit unserem Weine auf, und so wurde es Mittag, ohne daß wir es uns versahen."

„Seit diesem Morgen war es, als wenn ein neues Leben in das Dorf gekommen wäre; eine Flasche nach der andern wurde leer und voll aus dem Wirthshause getragen, und die Kinder, welche um Wein kamen, gafften mich alle an. — Es ist wahr, ich hatte bereits einige Seidel geleert, aber deßwegen konnte ich noch ganz fest auftreten, und war noch durchaus nichts Staunenswerthes an mir . . . Alles umsonst; selbst die Fenster waren wie belagert, und alle Blicke auf mich gerichtet."

„Was gaffen mich denn diese Jungen an?" frug ich den Schenkwirth. Der gute Alte rief mich bei Seite und flüsterte mir leise zu, daß die Welt von mir gar drollige Dinge spreche."

„Möge sie sprechen, was ihr beliebt!"

„Nicht so, mein Lieber! . . . man sagt — aber Du mußt ja nicht glauben, daß ich es sage . . ."

„Ich verstehe — unterbrach ich ihn — aber, sagt mir doch, was man sagt?"

„Ja, man sagt, daß bei der Muhme Derzse's, während sie beim Hochzeitsschmause waren, die Geldtruhe verschwunden sei."

„Möge sich der kümmern, wem sie angehörte, ich hatte nicht einen Heller darin," antwortete ich mit etwas gezwungener Gleichgültigkeit."

„Ich glaube es wohl, daß Du nichts darin hattest —" bemerkte der Wirth — „und das ist es eben, was auch die Leute sagen."

„Nun . . . um so besser — erwiederte ich — daß ich auch keinen Schaden leide."

„Man spricht auch nicht von Deinem Schaden, guter Junge, sondern von dem, welchen Du andern verursacht haben sollst . . ."

„Herr Wirth! . . . ich habe zwar ein Bischen getrunken, aber Ihr seid doch nüchtern; nehmt Euch darum in Acht, und überkauet es wohl, was Ihr sagen wollt, denn sonst könnten wir in sehr nahe Berührung mit einander kommen."

Der alte Mann wurde etwas betroffen und fing nach einigem Bedenken mit Vorsicht wieder an:

„Du mußt nicht böse sein, junger Mann . . . ich kenne Dich wohl, und glaube auch nicht, was die Leute schwatzen; doch hättest Du auch wohl überkauen sollen, was Du sprachst; denn Du wirst dich wohl noch erinnern, daß Du der alten Muhme selbst sagtest: Sie möge, was ihr verloren geht, bei Dir suchen!"

Als ich dies hörte, war es mir, als finge ich bei den Ohren an, nüchtern zu werden; ich bekam mein vollständiges Bewußtsein wieder, und dachte mir, wie gut es wäre, sich manchmal selbst einen Knoten an der Zunge zu knüpfen. Ich warf meinen Mantel um, und ging hinaus auf die Straße, und — ich weiß nicht, wie es kam — mit einem Male war ich in Derzse's Hause. — In meinem Kopfe mag wohl noch ein kleiner Weinrest agirt haben und meine Zunge war ziemlich mit Gift geschwängert. Als ich daher ins Zimmer trat und dort die Alte traf, sah ich weder nach rechts, noch nach links — bemerkte weder Derzse, noch jemand Andern, sondern ging auf die Hexe zu und fuhr sie an: „Nun, hier bin ich!!!"

„Das seh' ich."

„Gut, daß Ihr's seht", rief ich mit verbissener Geberde, „ich stehe Euch jetzt gegenüber und Ihr braucht Eure Zunge nicht anzustrengen, um mir Euer Geschwätz bis ins Wirthshaus nachzuschicken; wir können uns hier viel besser sagen, was wir uns zu sagen haben; also laßt doch hören, wen haltet Ihr für einen Dieb?"

„Den, der mir meine Truhe gestohlen!" sagte das Weib etwas ängstlich.

„Da thut Ihr recht, nur müßt Ihr seinen Namen nicht verschlucken, wenn Ihr bereits Jemanden an seiner Ehre gezerrt habt!"

„Ich sagte nichts Anderes, als was ich von Dir selbst gehört, daß ich nämlich, was mir abhanden kommt, bei Dir suchen möge."

„Ich verstehe . . . ja wohl . . . das sagte ich, als Ihr aus dem Keller heraufkommend, Euch so ängstlich im Zimmer herumsaht, als hättet Ihr einen allbekannten Dieb im Hause. Ich weiß wohl, was ich sagte . . . aber ich weiß auch, daß es Euch sehr lieb wäre, wenn diese Sache als Ehrenfleck an mir haften bliebe; aber ich will mir selbst den Fiscal machen, und wenn ich binnen drei Tagen den wirklichen Dieben nicht auf die Spur komme, dann mögt Ihr Euch an mich halten. Aber nehmt Euch wohl in Acht, denn die Zunge dürfte wohl um etwas kürzer werden, welche bis an das Ende des Dorfes nachgestreckt wird."

Hiermit verließ ich das Haus. Die Alte war bleich wie die Wand, und Derzse schlich sich in die Kammer und trocknete sich die Augen mit der Schürze.

Am Abend nahm ich meinen Wächterspieß zur Hand und fing an, so genau acht zu geben, daß ich selbst mit den Ohren sah, und mit den Augen hörte; doch wollte sich keine Spur des Diebes zeigen. Hier muß ein Hausdieb im Spiele sein, dachte ich mir, und beschloß die Hausleute der Alten streng auf's Korn zu nehmen. So kam der dritte Tag, und noch immer kein Erfolg. Meine Hoffnung war sehr herabgeschmolzen und gegen Abend fand mich mein Kummer wieder bei einem Glase Wein. Anfangs trank ich nur in kurzen Zügen, aber dies wollte meinen Kummer nicht vertreiben, und ich ließ die Seidel dichter aufeinander folgen. — Die Geflügelhändler waren auf ihrem Rückwege wieder hier eingekehrt, und wir boten uns gegenseitig unsere Flaschen an. So kam es, daß ich des Guten zu viel nahm, und ich fing an zu bemerken, daß der Wein, anstatt nach unten, nach aufwärts steige. Endlich erinnerte ich mich, daß ich die Stunde rufen müsse, ich trat daher aus dem Zimmer, aber mein Kopf war so schwer, daß ich ihn mit den Händen tragen mußte. Ich sah bald, daß es auch mit meinen Füßen nicht weit gehen wolle, ich wankte daher dem Schup-

pen zu, kletterte dort auf den hintern Theil des Hühnerwagens, wo ich auch bald einschlief.

V.

Ich hatte lange nicht so süß geschlafen; es war mir, als wenn ich geschaukelt würde, — endlich kam es mir vor, als wenn das Schaukeln aufhörte, und ich erwachte.

Ich stieg herab vom Wagen, holte meinen Spieß, der neben mir geruht hatte, nach, und verließ den Schuppen, um auf die Straße heraus zu gehen. Die Nacht war sehr trüb, der Himmel mit Wolken bedeckt, und der Mond warf nur manchmal sein mattes Licht zwischen denselben vor; ich rief daher nach ohngefährer Berechnung die Mitternachtstunde aus.

Den gestrigen Tag hatte ich ganz vergessen, und so sehr ich mich auch anstrengte, konnte ich mich doch auf nichts erinnern. Nur die Bank, welche einst unter Derzse's Fenster stand, kam mir in den Sinn, und da ich am nächsten Hause ebenfalls eine Bank wahrnahm, so ließ ich mich darauf nieder, um nachzudenken. Aber kaum hatte ich mich da zurecht gemacht, so hörte ich vom entgegengesetzten Ende des Dorfes her „Zwei Uhr nach Mitternacht" rufen.

„Nun, das mag auch so ein liederlicher Kerl sein, der aus dem Wirthshause geht, und mich mit seinem Rufe ärgern will", dachte ich mir, und fing wieder an einzuschlummern.

Das mag eine Stunde gedauert haben, als Jemand ungefähr dreißig Schritte von mir „drei Uhr nach Mitternacht" rief.

„Was der Henker!" fuhr ich aus meinem Schlafe auf, „ein Dorf mit zwei Nachtwächtern! wie ist denn das möglich? entweder der da ist kein Nachtwächter, oder ich bin nicht ich!"

Der Mann ging weiter, und beim dritten Hause blieb er wieder stehen und rief: „Drei Uhr nach Mitternacht!"

„Der ruft ja gar nicht, wie ich zu rufen pflege", schrie ich, von der Bank aufspringend, „wer mag wohl dieser Mensch sein?"

Als ich diese Worte ausrief, öffnete sich das Fenster hinter mir, und eine leise Stimme rief: „Wer ist hier?"

„Wer sollte es sein?" antwortete ich etwas heiser, „ich bin es."

„Nun, Gottlob!" flüsterte die Stimme aus dem Fenster einem Andern zu. „Der Nachtwächter ist am andern Ende des Dorfes, wir haben nichts zu fürchten." — Hierauf hörte ich von der andern Seite des Hauses her Menschentritte und als diese näher kamen, bemerkte ich zwei Männer, die vor der Thüre stehen blieben; der Eine führte einen Ochsen an den Hörnern, den der Andere von hinten antrieb. — Die Thüre wurde von innen geöffnet, und da eben der Mond von einer Wolke hervor schlich, bemerkte ich, daß der Ochs einst jenes Kalb war, welches mit Derzse von dem Hunde des Fleischers gehetzt wurde, und seit dieser Zeit vor meinen Augen aufwuchs, so daß ich ihn besser kannte, als meinen Herren Pathen. Indessen hörte ich wieder aus der Ferne rufen: „Drei Uhr nach Mitternacht!"

„Nur hinein mit ihm. . um Gottes Willen, nur hinein", — riefen sich die Männer zu, als das Vieh sich sträubte, durch die Thüre zu gehen — „der Wächter könnte uns noch überraschen, und wir wären verloren!"

Ich stand mit offenem Munde und Augen da . . . und wäre meine Zunge nicht etwas schwer gewesen, so hätte ich ihnen gewiß auf's Trommelfell geschlagen, aber während ich mich zum Sprechen anschickte, hörte ich wieder den fatalen Ruf: „Drei Uhr nach Mitternacht!" „Hat sich das Dorf vielleicht ausgedehnt, daß die Stimme von so weit her klingt, oder träume ich vielleicht, in einem fremden Dorfe zu sein, wo es zwei Nachtwächter gibt?", fragte ich mich selbst. — „Das sollen wir bald erfahren", dachte ich mir, „wir wollen sehen, wer hier Herr ist". Hierauf machte ich mich auf, zum Richter zu gehen, um ihm von dem Vorfall Anzeige zu machen, und rief auf dem Wege aus allen Kräften: „Zwei Uhr nach Mitternacht!"

Kaum hatte ich dies gerufen, so kommt mir ein Mann entgegen, und fährt mich zornig an: „Wer bist Du, Kerl?"

„Ich bin Nachtwächter hier! — aber wer bist Du?"

„Wer ich bin? Du siehst ja, daß ich der Nachtwächter im Dorfe bin; hier ist mein Spieß, der kann Dich gleich davon überzeugen, wenn Du es nicht glauben willst!"

„Als wenn ich keinen Spieß hätte!" rief ich muthig, indem ich auch meinen Spieß vorwärts stemmte, den ich bisher nach mir schleppen ließ. „Glaubst Du's nun, daß ich nicht gelogen habe? aber ich kenne in unserem Dorfe nur einen Wächter, und der bin ich; sage mir nun, wo Du her kommst? —"

„Am Ende wolltest Du hier Wächter sein?!" sagte Jener. „So komme doch zum Richter!" — und da ich auf meinen Füßen nicht eben fest war, so packte er mich beim Mantelkragen und zog mich zum Hause des Richters hin.

„Laß doch meinen Mantel los —" rief ich zornig — „oder es geht Dir schlecht!" Aber der Mann wollte nicht nachlassen, und da auch ich seinen Mantel anfaßte, so hatte es den Schein, als schleppten wir uns Beide gegenseitig. Endlich standen wir unter dem Fenster des Richters, und klopften an.

„Wer pocht denn draußen?" rief der Richter schlaftrunken.

„Der Nachtwächter!"
„Der Nachtwächter!" } riefen wir Beide zugleich.

„Was soll's denn? . . . mag doch Einer sprechen!"

„Ich habe hier einen Mann eingefangen, der so frech ist, zu behaupten, daß er hier Nachtwächter sei!" rief Jener.

„Natürlich bin ich der Nachtwächter!" rief ich; „ich muß es doch besser wissen; aber, Herr Richter, dieser Mensch, der mich beim Mantel hält, den ich aber auch nicht loslasse, will hiesiger Nachtwächter sein!"

„Macht, daß Ihr fortkommt —" fuhr uns der Richter an — „denn wenn ich hinaus komme, will ich Euch geben: zwei Wächter in einem Dorfe!"

„Aber ich bin einer Diebesbande auf der Spur" — rief ich zum Fenster hinein — „und wir sollten trachten, sie bei der That zu ergreifen."

„Und wo wäre diese Diebesbande?" frug mein Gegenpart etwas mißtrauisch. —



„Hier an der Straßenecke."

„Beim Fleischer?"

„Wo wohnt denn hier ein Fleischer?"

„Ich sage Dir, Freund, entweder Du hast nichts Gutes im Sinne, oder Du hast den Verstand verloren!"

„Nun, so lärme doch nicht" — sagte ich — „sondern gehen wir, damit wir nicht zu spät kommen."

Und wir gingen.

Auf dem Wege fing ich an, nüchterner zu werden; der Mond fing auch an, heller zu scheinen, und es kam mir vor, als hätte sich jedes Haus in meinem Dorfe gemaust, denn hier war Alles rein gescheuert, während bei uns noch gestern Alles im alten Schmutze war. Ich sah ein, daß ich nun wach sei, konnte aber nicht begreifen, wie es bisher mit mir gegangen war.

Indessen kamen wir an die Straßenecke, bei dem Hause des Fleischers an; ich schob den Holzriegel zurück, und obwohl die Hunde uns furchtbar anbellten, so traten wir doch in den Hof. Auf unser Geräusch rief eine Stimme aus dem Hintergrunde des Hauses: „Wer geht hier im Hofe herum?" Wir ließen uns auf keine Antwort ein, sondern schritten auf den Schuppen zu, wo der mir wohlbekannte Ochs an allen Vieren gebunden, auf dem Boden lag. Mehr brauchte ich nicht. — Ich blickte dem Fleischer starr ins Auge, und siehe, es war eben derselbe, mit welchem ich vor drei Jahren das oben erzählte Abentheuer vor unserem Dorfe hatte.

„Wenn das Fleisch wohlfeil ist, so möchte ich mir auch einige Pfunde davon abwiegen lassen, und ich glaube auch, daß Ihr es zur Nachtzeit billiger verkauft, als am Tage."

Der Herr Fleischermeister sagte hierauf kein Wort.

„Möchtet Ihr uns nicht sagen, wo Ihr dieses vortreffliche Vieh gekauft habt?" —

Auch darauf keine Antwort. — Indessen bemerkte ich in einem Winkel noch einen andern Patron, der sich an den Pfeiler gelehnt hatte, den ich aber sogleich an seinem Mantel als den Knecht in Derzses Hause erkannte.

„Du mußt das Fleisch, junger Mann, gewiß zu einem besonderen Schmause brauchen, daß Du hier so eifrig in der Nacht darauf wartest!"

Bei diesem schien auch das Sprachrohr gelähmt zu sein. — Mein Gefährte sah mich staunend an, wie ich mein Verhör anzustellen wußte, und als bald darauf der Herr Richter und mehrere Leute aus dem Dorfe herbeiströmten, war die Sache bereits ins Reine gebracht, und der Herr Fleischer mit dem Knechte der Frau Muhme als Dieb und Diebeshehler anerkannt; ich aber fing nun darüber nachzudenken an, wo ich denn eigentlich sei.

„Und wer seid Ihr denn?" fragte der Richter, den ich so wenig, als einen der übrigen Umstehenden, je in meinem Leben gesehen hatte.

„Wer ich bin? — ein Nachtwächter bin ich!"

„Aber wo seid Ihr Nachtwächter?"

„Im dritten Dorfe von hier", antwortete einer meiner Geflügelhändler, der auch unter den Zuschauern war.

„Nun, das ist ganz was Anderes", sagte der Richter und der Nachtwächter dieses Dorfes, „jetzt wissen wir doch, mit wem wir es zu thun haben." Ich selbst wußte nicht, ob ich träume, oder wach sei, ich rief also den Hühnermann bei Seite und fragte ihn leise: „Wie seid Ihr denn in dieses Dorf gekommen?"

„Wie?... auf unserem eigenen Wagen —"

„So... jetzt begreif' ich... ich bin also auch auf demselben gekommen."

„Auf demselben?" fragte der Hühnermann erstaunt.

„Wie denn anders? — erwiederte ich — doch ich muß Euch die Sache näher erklären. Als Ihr in unserm Dorfe standet, und wir in der Schenke zusammen tranken, ging ich aus dem Zimmer, um meinem Amte nachzugehen; da überfiel mich der Schlaf und ich suchte im Hintertheile Eures Wagens ein Lager; indessen verließt Ihr, wie ich nun sehe, unser Dorf und fuhrt hieher; hier stieg ich vom Wagen und glaubte in unserem Dorfe zu sein. Jetzt ist mir die Sache klar, wie es kam, daß ein Dorf zwei Wächter hatte."

VI.

Um meine Ehre zu retten, gab ich vor, den Dieben auf der Spur gewesen, und ihnen in der Absicht nachgegangen zu sein, um sie auf frischer That zu ergreifen.

Hierauf fingen wir an, ganz nach Bauernmanier weiter zu inquiriren, und das Haus durchzusuchen, wo wir dann auch wirklich die verloren gegangene Truhe der Frau Muhme auf dem Heuboden fanden. Der Herr Fleischer wurde sogleich in's Comitathaus abgeführt, und ich bestieg mit einigen Geschworenen dieses Dorfes einen Wagen, und führte das gestohlene Gut seiner rechtmäßigen Besitzerin zu. Aber die Kunde war bereits vor uns dahin gelangt, und fast das ganze Dorf kam uns entgegen. Versteht sich, behaupteten jetzt Jene, welche mich vor drei Tagen gespießt und gebraten hätten, daß sie von mir nie was Schlechtes glauben wollten.

Auch die Alte erwartete uns, oder vielmehr ihre gestohlnen Sachen mit Sehnsucht. Aber dennoch gab es ein Geschöpf, welches wirklich mich erwartete, . . . und dieß war meine holde Derzse.

„Nun, wer ist der Dieb?" fragte ich die Alte.

„Sei doch nicht böse, guter Junge! . . . Du weißt ja, daß die Alten grämlich sind, wenn sie es auch im Herzen nicht schlecht meinen. Damit aber der Frieden vollkommen sei, und ich in meinen alten Tagen ruhig schlafen könne, so sei Du von nun an der Hüter meines Hauses!"

„Und werdet Ihr mir dort draußen die Bank wieder machen lassen?"

„Nicht draußen, lieber János, sondern hier in der Stube."

Derzse erröthete, und schlich sich in die Kammer, ich aber konnte vor Freuden keine Worte finden.

„Jetzt schlaft Ihr also auf der innern Bank, János?" frug ich meinen Fuhrmann lächelnd.

„Ich nicht mehr, Herr, sondern mein kleiner vierjähriger Sohn, der bereits auf der Wiese hinter dem Garten jenen Ochsen weidet, der mich als Kalb in unser Dorf einführte."

„Und das alte Mütterchen?"

„Verträgt sich sehr wohl mit uns ... Ihr Haus, ihren Acker, ihr Geld, und diese zwei schönen Füchslein, mit einem Worte Alles, hat sie uns gegeben."

„Und die Nachtwächterschaft?"

„Seitdem ich dieses Amt niederlegte, geht es wieder nach der Reihe, und das ganze Dorf ist Nachtwächter."

(Aus dem Ungarischen des Vas Gereben von V—i.)

Die Ringe des Königs Alphons.

Eines Tages, da König Alphonsus sich wollte zur Tafel setzen, that er die Ringe ab, um seine Hände zu waschen, und gab dieselben dem ersten Diener, so neben ihm stand. Dieser, als er sah, daß der König die Ringe nicht zurück verlangte, vermeinte, daß er dieselben vergessen hätte, und behielt sie. Darüber verging ein Jahr, als eines Tages abermals der König vor der Tafel das Handwasser begehrt. Der Zufall führt jenen untreuen Diener abermals an seine Seite, der nichts eiliger zu thun hat, als die Hände auszustrecken, um des Monarchen Ringe wieder in Empfang zu nehmen. Der König aber beugt sich zu seinem Ohre und sagt ihm leise: „Du falscher Gesell, sei zufrieden, daß du meine vorigen Ringe besitzest, für die da wird sich ein anderer Liebhaber finden."

Die getreue Amme.

In dem neu erbauten Schlosse zu Bodmann am Bodensee bewahrt man noch einen kupfernen Kessel auf, in welchem bei einem Brande der damalige letzte Sprößling von seiner Amme gerettet wurde.

Gar lieblich erzählt diese Geschichte das schweizerische Heldenbuch vom Jahre 1624. „Umb das Jahr Christi ein tausend dreyhundert und achte, lebte Johann von Podman des vralten Adelichen Geschlechts am Bodensee; welcher in seiner Jugend gantz wunderlich bey dem leben erhalten worden, so sich also zugetragen. Es kame ein Schwartzkünstler vnd fahrender Schüler an dieses Ort, welcher dem Herren zugesagt und versprochen, er wolle durch seine Kunst zuwegen bringen, daß forthin in derselbe gegne, umb den Bodensee herum, kein Näbel oder Ryff den Weinreben mehr schaden bringen solle, welches man ihme dann auß vorgehenden thaten geglaubt, vnd große frewd gehalten. Alß nun das gantze Haußgesind mit sampt den Junkherren frölich getantzet, schluge unversehen ein fewriger straal in das Schloß, also daß es an allen Orten anfieng zu brennen. Daselbsten seind sieben Edelmänner mit sampt Knechten und Mägden jämmerlich zu grund gangen. Zu dieser stund erbarmet sich die Säugamme gar sehr ihres jungen Kinds, vnd weil sie besseres nicht mögen, erwütschet sie ein Eherinenhafen, setzt das Kind darein, machet viel Tücher zu ring umb es, damit es wohl befestiget wurde, vnd warffe es von einem hohen Thurm ober das Schloß hinauß, da es dann auch bey dem Leben erhalten, vnd von dem zulauffenden Volk erkennet vnd hin getragen worden. Dergestalten war Johannes allein von diesem Geschlecht damahlen überblieben, auch in allen Tugenden wol aufferzogen. So bald er erwachsen, ist er auch dem Kayserlichen Feldläger nachgezogen vnd sich dermassen wol gehalten, daß er zu Ritter geschlagen worden. Nach diesem kame er wieder heimb, erneweret seiner Vorfahren Wohnung vnd hielte sich dergestalten löblich, daß ihne manniglich sehr geliebet. Es sind seine Nachkommen von Ihme har Johannes geheissen, vnd in dem Kloster Salmansweiler ehrlich zu der Erden bestattet worden, da dann diese Historien an einer Tafel gemalet."

Einer mündlichen Sage zufolge war dieser Kessel im Laufe der Zeit in verschiedene Hände gekommen; da erkaufte ihn wieder einer der späteren Herren von Bodmann und der Kaufpreis soll ein Bauernhof von bedeutendem Werthe gewesen seyn. Mit bereitwilliger Güte zeigen die Herren des Schlosses den Besuchern dies schätzbare Denkmal. Sie finden dabei noch eine Gelegenheit, ihre edle Gastfreundschaft zu beweisen, indem wohl schon mancher Fremde in diesem Kessel stand und einen Humpen Weins auf das Wohl des Geschlechts „Bodmann" trank.

Außerdem befinden sich im Schlosse zwei alte Oelgemälde auf Leinwand, auf welchem alle jene Ritter und Frauen von Bodmann nebst ihren Anverwandten abgebildet sind, welche bei jenem Brande umkamen, wodurch sich herausstellt, daß das Ganze keine leere Sage ist.

Die Sage vom Schroffensteiner Weinfasse.

(Aus dem Oberinnthale.)

Der Burgherr auf Schroffenstein war ein Schlemmer und wüster Gesell, wie es keinen zweiten gab in weiter Runde; all sein Hab und Gut hatte er in eitel Wein verwandelt, der in unzähligen Fässern wohl aufgespeichert in seinem Keller lag. — Kaum, wenn der Morgen graute und der Hahn zum erstenmale gekräht hatte, saß der alte Vollzapfen schon bei seinem Humpen, leerte ihn und ließ ihn wieder füllen, bis die Nacht einbrach, und er endlich auf sein Lager sank zu kurzem Schlummer.

Kam irgend ein Fremdling, seine Gastfreundschaft anrufend, auf das Schloß, so zwang er ihn, mit ihm zu zechen, bis er besinnungslos unter dem Tische lag; dann ließ er ihn hohnlachend durch seine Knechte in den Schweinstall werfen, von wo er am folgenden Tage mit einer tüchtigen Tracht Schläge entlassen wurde.

Eines Abends (es war im Dezember, und rauh und wild stürmte der Schneewind durch das Thal) saß er wieder wie gewöhnlich einsam auf seiner Kemenate, den vollen Humpen vor sich, dem er tapfer zusetzte.

Da pochte es mit dumpfen Schlägen an die Schloßpforte. — „Wer poltert so spät noch an das Thor?" schnaubte er den eintretenden Vogt an.

„Ein winzig Männlein ist draußen von fremdländischem Aussehen," sagte dieser, „soll ich es einlassen?"

„Bring den Kauz zu mir," war die kurze Antwort.

Der Vogt ging; der Ritter legte aber sein aufgedunsenes weinrothes Gesicht in trotzige Falten, nahm einen derben Schluck aus seinem Riesenbecher und harrte mit Spannung des fremden Gastes.

Der ließ nicht lange auf sich warten. — Es war in der That ein winziges Zwerglein mit kurzen Säbelbeinen und langem schmutzig-weißen Barte, der ihm bis an den übergroßen herunterhängenden Wanst reichte. — Der Kleine trug ein gelbes Wamms und hochrothe Hosen von äußerst komischem Zuschnitt, und sein Gesicht hatte einen schüchternen zaghaften Ausdruck.

„Kannst du den Humpen regieren, kleiner Knirps?" donnerte der Burgherr seinen Gast an; „daß du mich wohl verstehst, ich laß' dich durchprügeln, wenn du nicht einen Schlauch hast, wie mein großes Fuderfaß." — „Will's probiren, will's probiren!" sagte der Zwerg mit einem blöden Blick. — Als ihm aber der Ritter lachend seinen mächtigen Humpen hinreichte, faßte er ihn gierig in beide Hände und leerte ihn auf einen Schluck. Darauf klopfte er mit sichtlichem Wohlbehagen an seinen Bauch, und äußerte, ihn mit blinzelnden, begehrenden Augen anstarrend: „Das war gut, das war vortrefflich, aber noch mehr!" — „Sollst dir wahrlich noch genug kriegen!" meinte der Ritter und winkte dem Vogt, der sogleich mit frisch gefüllten Bechern erschien. — Das war aber für den Kleinen nur zum Kosten, er leerte gierig einen nach dem andern, und heischte drauf wieder: „Jetzt krieg' ich erst Durst, tragt auf, tragt auf!" — „Bringt den großen Stiefel," herrschte der Ritter ungeduldig dem

Vogte zu, „ich will doch sehen, ob der kleine Balg da keinen Boden hat!“ — Nun wurde ein mächtiges Horn, bis an den Rand mit schäumendem Terlaner gefüllt, herein geschleppt, aber kaum hatte der Zwerg das Gefäß in seinen Händen, als es auch schon leer war.

Mit wachsendem Staunen sah der Burgherr seinem tapfern Gaste zu — jetzt stand er auf, und eiferte: „Genug, wir wollen in den Keller gehen, es wäre doch ein ewiger Schandfleck auf mein Haus, wenn dieser Zwerg behaupten könnte, er wäre durstig von hier weggegangen.“

Als das Männlein im kühlen Kellerraume die aufgespeicherten Fässer erblickte, hüpfte ihm ordentlich das Herz im Leibe; sogleich machte er ein Spundloch auf und schlürfte so lange, bis der letzte Tropfen versiegt war; dann machte er sich an's zweite, dritte, vierte Faß — und so oft er mit einem fertig war, wischte er sich vergnügt seinen langen Bart ab und klopfte an die hohltönenden Dauben, zum Zeichen, daß der Inhalt geleert sei. — So ging es fort, bis der kleine Nimmersatt an's letzte Faß gelangte — da sank dem Burgherrn der Muth, und er bat mit flehentlicher Stimme: „Schone, schone mir dieses, denn was fange ich Armer an, wenn mich der Durst plagt und kein Tropfen mehr im Keller ist!“

„Und willst du mir das letzte Fäßlein nicht gönnen?“



sagte der Zwerg mit gierigen Blicken, indem er den Finger an's Spundloch legte, „ei, dann soll es verzaubert sein auf hundert Jahre!“ Damit klopfte er lüstern mit den Fingern auf die Dauben, und flüsterte den Spruch:

„Fäßlein mit dem rothen Wein
„Wahre mir den Inhalt fein,
„Wahre mir dies Rebenblut
„Hundert Jährlein fest und gut!“

worauf er vor des Ritters Augen in den Boden versank.

Gleich nachher wurde der Burgherr von einem entsetzlichen Durst befallen, der ihn Tag und Nacht quälte — aber umsonst versuchte er's, sich des Inhalts zu bemeistern; das Spundloch war wie zugefroren, und die Dauben schienen von Eisen zu sein; im Fasse aber rauschte und gährte der Wein wie zum Hohne für den Gequälten.

Nach etlichen Tagen fand man ihn entseelt neben dem verherten Fasse sitzen — der edle Recke war verdurstet.

Spätere Besitzer des Schlosses haben den Schatz im Keller entdeckt, von dem der Zauber wieder gewichen war — die Dauben am Fasse waren längst vermodert, das edle Naß, in eine Kruste von Weinstein gehüllt, wird aber noch lange manches wackern Zechers Kehle erfreuen.

Martinus.

Von der Burg Kriebenstein.

Wir stoßen in der Geschichte oft unter verschiedenen Perioden auf ganz gleiche Ereignisse und wir sind dann nicht selten geneigt, letztere, zumal wenn sie Thatsachen betreffen, die von Einzelnen ausgehen, als Nachäffungen darzustellen, ohne daß wir uns erst im Geiste in die Zeit selbst und an die Stelle des Handelnden zurück versetzen, wo wir dann leicht finden werden, daß die Thatsachen in ihrer Form gewöhnlich so durch den Augenblick geboten wurden und ebenso stattgefunden hätten, wenn auch das Vorbild noch nicht existirte. Ist deßhalb die zweite Heldenthat in einer und derselben Aeußerung weniger werth als die erste? Niemand wird dieß behaupten wollen, nur ist unser Geist für die zuerst geschehene empfänglicher und das Bild der zweiten wird kaum vermögen, das der ersten in uns zu verdrängen; wohl aber gestatten wir oft dem zweiten kaum neben dem ersten in Herz und Gedächtniß einen kleinen Platz.

Gleich so vielen andern Heldenthaten und Beweisen von Muth und List, fand auch das weltbekannte Beispiel der Weiber zu Weinsberg eine rühmliche Nachahmung, deren nähere Beschreibung folgende Skizze zum Zweck hat.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hatte ein Ritter, Namens Bärwald, sich an dem Ufer der Zschopau im Lande Sachsen eine stattliche Burg erbaut, die von ihrem hohen Felsfundamente gar freundlich herabschaute in die blauen murmelnden Gewässer des Zschopauflusses, der den Fuß des Felsens bespülte. Der Ritter hatte das Werk einem wohlerfahrenen Baumeister übertragen, denn nicht nur das Aeußere der Burg fiel dem Wanderer schon von fern her angenehm in die Augen, sondern auch das Innere war wohnlich und bequem, vor allem jedoch dabei fest und stark genug um einer ansehnlichen Zahl Feinde lange Zeit zu trotzen.

Diese Vorzüge der Burg, die man den Kriebenstein nannte, leuchtete männiglich wohl ein, besonders aber bestachen sie einen andern Ritter, der keinen höhern Wunsch kannte, als den Kriebenstein sein nennen zu dürfen. Staupitz, so hieß jener Ritter, war übrigens ein wüster Gesell, der trotz den strengen Gesetzen des Landes gar übel hauste und von seiner halb verfallenen Burg, die am andern Ufer des Flusses lag, oft Streifzüge und Ueberfälle gegen schwächere Ritter oder friedliche Wanderer und arglose Kaufleute unternahm. Staupitz ward von der ganzen Umgegend genugsam gefürchtet, nicht nur wegen seiner Raubsucht, sondern weil er auch ein kräftiger, tapferer Kämpe war, dessem Schwertstreiche oder Streitarthiebe der härteste Stahl nicht zu widerstehen vermochte. Dazu hatte er noch einen ihm völlig gleichgesinnten Anhang von etwa einem Dutzend leichtfertiger Strudelköpfe, die sich alle ohne Bedenken und Gewissensbisse über die Regeln des Besitzrechtes hinwegsetzten und dem Ritter im Rauben und Plündern treulich beistanden.

Schon oft hatte Staupitz es unverhohlen ausgesprochen, wie Kriebenstein noch einmal sein werden müsse; nur wagte er es nicht ohne jeden Grund dem friedfertigen Bärwald offene Fehde anzukündigen, weil der damalige Herr des Landes wohl ehrenfest auf Recht und Ordnung hielt, wenn es ihm auch nicht immer möglich war, die Unbilden verschiedener Ritter, die noch immer dem Faustrecht anhingen, sofort zu steuern.

Da, im Februar des Jahres 1415, gerieth bei einem Fastnachtstanze in einem benachbarten Orte der Kellermeister Bärwalds mit einem Knappen Staupitzens in Streit. Das Recht war auf Seiten des Kellermeisters, und als der Knappe nicht nachließ, dem andern mit höhnischen Worten und unsauberen Reden zuzusetzen, so riß dem endlich die Geduld, er zog sein Messer und stieß es dem Knappen durch das Wamms, so daß das Blut mächtig hervorquoll und der Verwundete hinauf nach Staupitzens Burg gebracht werden mußte, wo er des anderen Tages verstarb.

Nichts hätte dem Staupitz so erwünscht kommen können, als dieser Vorfall. Er fand darin hinreichenden Grund zur Fehde, versammelte rasch seine Mannen, die er noch durch eine Handvoll herumziehender Lanzenknechte aus Böhmen verstärkte und überfiel bald darauf in einer stürmischen Winternacht die Burg Kriebenstein, deren Besitzer weder etwas von jenem Streite erfahren hatte, noch einen so hinterlistigen Angriff erwartete. Die schwach besetzte Burg fiel daher bald in die Hände Staupitzens, der nun sämmtliche Bewohner derselben noch in der nämlichen Nacht hinaustrieb in Sturm und Wetter, und dafür mit seinen Leuten sich sogleich wohnlich einrichtete. Am andern Morgen sandte er hinüber nach seinem alten Felsenneste, um seine Gemahlin nach seinem neuen Wohnsitz zu entbieten. Umsonst stellte ihm diese das Unrecht der Besitznahme der Bärwaldischen Burg vor; er gebot ihr drohend Schweigen und sie wußte nur zu gut, wie wenig sie, trotz ihrer Liebe und Ergebenheit, in solchen Augenblicken über den starren, unbeugsamen Sinn ihres gestrengen Eheherrn vermochte.

Aber auch Bärwald blieb nicht unthätig. Er hatte mit seiner Familie und Dienerschaft willige Aufnahme in einer benachbarten Burg gefunden und entbot nun hierher alle seine Freunde, um ihm zu einem Strafzug gegen Staupitz und zur Entsetzung seiner Burg beizustehen.

Willig erschienen Viele mit Mannschaften und eigener Hülfe, alle entrüstet über Staupitzens Frechheit. Bald hatte Bärwald ein Häuflein von mehr als hundert rechtgeübter Waffenträger um sich versammelt, mit denen er nun eilig zur Eroberung seiner eigenen Burg schreiten wollte. Fürwahr, tapfere Kämpen waren es und mancher trug auf den gebräunten Gesichtszügen als Beweis seiner Tapferkeit Narben, die er dem Geber selten minder als mit dem Tode gelohnt hatte. Dazu waren Alle ebensosehr über die Anmaßung Staupitzens erbittert, als sie für die Sache Bärwalds eingenommen waren, der die Schaar selbst anführte.

Auf wohlbekannten Wegen drangen sie bis zum Thor der Burg Kriebenstein vor, die sie nicht wohl verwahrt zu finden hofften, aber sie hatten sich getäuscht, denn über die aufgezogene Brücke lachte ihnen das bärtige Gesicht Staupitzens höhnisch entgegen.

„Hussah!" brüllte er herüber, „kommt Ihr vielleicht um mir einen Morgenbesuch zu machen? Wenn es dieß sein soll, so trollt Euch ruhig wieder heim, denn ich bin in meinem neuen Besitzthum noch für Niemand zu sprechen; am allerwenigsten liebe ich den Besuch solcher Grimmbärte."

Dabei drehte er sich um und verschwand im Burghofe. Die verhöhnten Streiter knirschten vor Wuth und beschlossen, da sie hier einen energischen Widerstand zu erwarten hatten, die Burg zu berennen, was freilich nur von dieser Seite möglich war, indem nach allen andern Seiten der Fluß und die steilen Felswände jeden Versuch abwiesen. Tüchtiges Holz gab es genugsam in der Nähe, und so wurden die des Zimmerwerkes Kundigen eiligst abgeschickt, um Bäume zu fällen und daraus Rennbalken und eine Sturmbrücke zu bauen. Die Uebrigen, die nicht an dem Werke Theil nehmen konnten, schlugen am Fuße des Berges, wo sie nicht vom Feinde durch Schüsse und Steinschleudern beschädigt werden konnten, ein Lager auf.

Nach zwei Tagen waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß man den Sturm wagen wollte. Noch vor Tagesanbruch wurden in aller Stille die Hilfsmittel hinaufgeschafft und die Kämpfer folgten eben so vorsichtig. Schon standen sie dem Burgthore gegenüber, von dem sie nur ein tiefer Graben trennte. In der Burg selbst herrschte tiefe Ruhe. Bärwald gab schon die Befehle zum Anlegen der Balken, da erhoben sich urplötzlich über den Zinnen des Thores zwölf in Eisen gehüllte Männer, die theils aus Feuerrohren, theils mit Speeren den Andringenden einen so bittern Willkommen entgegensandten, daß Manchem der Gegengruß auf den Lippen erstarb und mit hinüber in die Ewigkeit genommen wurde. Bärwald und seine Genossen ließen sich jedoch nicht durch diesen Empfang abschrecken und muthig begannen sie die Versuche, mit den Rennbalken Zugbrücke und Burgthor zu zerstören und zu gleicher Zeit Baumstämme hinüber zu schieben auf den Mauervorsprung, um so den Grund zu einer Sturmbrücke zu bilden, wobei sich die Angreifenden hielten wie Männer, vor denen der Tod mit seinen Schrecken kaum besteht, zum wenigsten nicht gefürchtet wird.

Die Schüsse aus dem Kriebensteine waren wohl gezielt und die von dort heraus geschleuderten Felsstücke rissen, tödtlich treffend, gleich Mehrere auf einmal zu Boden, während von der Gegenpart selbst durch die besten Schüsse dem hinter Zinnen und Schießscharten so wohl geborgenen Feinde nur wenig Schaden geschah. Bis gegen Abend wüthete der erbitterte Kampf. Bärwalds Leute wurden durch jeden Streiter, der aus ihren Reihen dahinsank, nur zu immer größerer Wuth angefacht, während die Sicherheit, mit der Staupitz und seine Genossen den Angriff abwehren konnten, den Belagerten die Ruhe verlieh, durch die selbst der Sturm einer wüthenden Uebermacht sich leicht abhalten und zurückweisen läßt. Schon begann es zu dunkeln, als die Wuth der Belagerer einer ruhigern Ueberlegung Raum gab. Sie blickten um sich — der dritte Theil ihrer Kämpfer lag theils tödtlich getroffen, theils leichter verwundet am Boden und sie hatten doch noch keine Handbreit gewonnen. Bärwald wandte jetzt alle Beredsamkeit auf, um seine Freunde von der Fortsetzung des ungleichen Kampfes abzubringen, doch wäre ihm dies, den erbitterten Streitern gegenüber, kaum gelungen, wenn nicht die sich immer dichter herabsenkende Dunkelheit das ihrige gethan hätte, dem Streite Stillstand zu gebieten. Die Todten und Verwundeten wurden auf Bahren gelegt und hinunter zum Lager getragen. Gesenkten Hauptes folgten die ermatteten Kämpfer.

Wohl vereinigte die Ritter zum Nachtmahle in Bärwalds Zelt ein saftiges Bärenviertel und auch an starkem, hochschäumendem Gerstensafte war kein Mangel, nur der Hunger und die Sprache wollten sich nicht einstellen, denn Jeder hatte mindestens einen Freund unter den im heutigen Kampfe Gefallenen oder Verwundeten und da, wo die Thränen kaum getrocknet sind, oder mit Mühe zurückgehalten werden und der Schmerz noch waltet, da schweigt der Hunger wie der Mund. Kein Wunder war es also, daß das Mahl fast unberührt blieb und der Schaum des Getränkes sich verzehrte, ohne durch der Ritter sonst immer durstige Kehle gezogen zu sein.

Als die Schüsseln abgehoben waren, versammelten sich die tapferen Kämpfer um ihren Führer, und es wurde berathen, wie wohl dem Staupitz am Besten beizukommen sei. Die jüngsten der Ritter wollten am liebsten den Kampf sobald als möglich fortsetzen, so sehr hatte sie der höhnische Trotz der Burgbesatzung empört; aber die älteren, und an ihrer Spitze Bärwald, riethen von solchem Beginnen ab und die Stimme Bärwald's, der als Erbauer der Burg die Festigkeit derselben am Besten kannte und beschrieb, gewann die Oberhand, als er den Vorschlag machte, Staupitz alle Zufuhren an Lebensmitteln und Wasser abzuschneiden, denn der Mangel an Letzterem würde die Besatzung am meisten, früher oder später, zur Uebergabe zwingen, indem man noch nicht den tiefen Felsbrunnen in der Burg bis zum Wasserspiegel getrieben habe, und also dies Getränk dort bald ganz fehlen werde.

Bärwald's Vorschlag wurde endlich allgemein gebilligt und angenommen, und noch in derselben Nacht die Zugänge zum Kriebenstein so wohl besetzt, daß kaum eine Maus unbemerkt hätte zwischen den Reisigen hindurch schlüpfen können. Staupitz merkte zwar bald den Plan seiner Feinde, aber ließ sich dadurch vor der Hand nicht sonderlich bekümmern, denn er hatte vorsichtig genug die Burg mit einem ziemlichen Vorrath an Nahrungsmitteln, Bier und Wein versehen, weshalb sie sich des Wassers noch entrathen konnten. Es geschah auch nicht selten, daß Staupitz auf dem Söller der Burg einen wohl gefüllten Humpen schwenkte und höhnisch denen d'runten zurief und zutrank, wobei stets seine Gesellen in ein so unmäßiges Gelächter ausbrachen, daß alle Felsspalten rings umher ihre Spottstimme hineinmischten.

So lagen die Andern nun schon an drei Wochen vor der Burg. Freilich wurde bei dem unthätigen, erfolglosen Harren Manchem der Ritter die Zeit lang und erst Einer, dann mehrere und immer mehr verlangten endlich unter ih-

gend einem Vorwande von Bärwald Urlaub, mit dem Versprechen, wenn es Noth thäte, sogleich wieder hier zu sein. Bärwald konnte solch Gesuch Keinem abschlagen, aber er sah mit immer größerer Trauer die Zahl seiner Streiter abnehmen, so daß ihm endlich kaum noch vierzig Mann blieben.

Auch Staupitz bemerkte von der Burg oben recht wohl das Abziehen so manches Ritters und Knappen. Er ward dadurch höchlich erfreut, indem er nun gegen den Rest einen Kampf zu wagen gedachte. Wirklich stürzte er an einem Sonntag in der Frühe mit seinen Gesellen über die Zugbrücke hinab in das Lager, hoffend, Bärwald mit seinen Leuten unvorbereitet zu treffen. Aber diese waren schon längst gewohnt im Eisenkleide zu schlafen und hatten auch heute beim Gebet die Waffen nicht abgelegt. Blitzschnell traten sie zusammen und nun begann ein Kampf, der manches Schwert schartig, manchen Helmschmuck unscheinbar machte. Staupitzens Leute verloren durch die unverhoffte Wachsamkeit ihrer Gegner den Vortheil des Angreifenden und hatten nach einem harten Kampfe Mühe und Noth genug, wieder in die Burg hinauf zu gelangen, von wo aus sie den nachdringenden Feind durch wohl gezielte Schüsse aus ihren Verstecken zum Umkehren zwangen.

Bärwald aber war durch diesen Ueberfall nachdenklich geworden. Mehrere solcher Kämpfe konnte sein immer schwächer werdendes Häuflein nicht aushalten, daher mußte er vor Allem an Verstärkung denken, die zu erbitten er sich an den Hof des Landesfürsten zu begeben gedachte. Er übergab daher seinem Tochtermanne, einem Schleinitz, das Kommando, und schied mit dem Versprechen, bald wieder zu kehren, und von den Glückwünschen Aller begleitet.

Zu jener Zeit aber herrschte im Lande Sachsen ein gar gerechter und gottesfürchtiger Herr, der Markgraf Friedrich, dem man mit vollem Rechte den Namen des Streitbaren gegeben hatte. Zu diesem eilte also jetzt Bärwald, so rasch sein Roß ihn den langen, bergigen Weg tragen mochte. Am Hofe des Markgrafen angelangt, stellte er diesem Staupitzens Verrath und die Bedrängniß der Seinen so eindringlich vor, daß Markgraf Friedrich sich kurz entschloß, zweihundert Reiter und Büchsenschützen aufbot, dazu zwei Stück schweres Geschütz und Bärwald nur bis zum andern Morgen zu warten bat, wo er dann selbst mit ihm ziehen wolle, um den frechen Raubritter Zucht und Ordnung zu lehren, damit ein rechtes Beispiel zugleich die übrigen lockern Kumpane in Staupitzens Art, so noch im Lande waren, von ihrem Treiben abhalten sollte.

Kaum schaute am andern Morgen der erste Streifen der aufgehenden Sonne über den erröthenden Erdenrand, als auch schon der Trupp in scharfem Ritte aufbrach. Voran zog der Markgraf, an dessen Seite Bärwald reiten und ihm von seiner neuen Burg, seinem Weibe und Kindlein viel erzählen mußte. Dabei wurde selten gerastet, so daß sie schon am zweiten Tage zu den Bärwald'schen stießen, die erst heute wieder einen verzweifelten Ausfall Staupitzens glücklich, aber mit Mühe und Noth zurückgeschlagen hatten. Heiß mußte es dabei hergegangen sein, denn zerbrechene Spieße, verderbte Helme, Rüstungen und Waffenzierrathen lagen noch wüst umher. Die Knechte Bärwalds hatten auch einen von Staupitzens böhmischen Lanzenknechten gefangen, der jetzt aussagte, daß im Kriebenstein droben die Lebensmittel bald zu Ende seien, und auch im Keller nur noch wenige Faß unangezapft lägen; lange könne sich die Burg nicht mehr halten.

Als nun der andere Morgen herankam, sandte der Markgraf einen Trompeter an die Zugbrücke des Burgthores, der Staupitz zur Uebergabe aufforderte und ihm zugleich meldete, daß der Landesfürst selbst nebst vielen Mannen erschienen sei, um noch längern Trutz hart zu bestrafen. Zuletzt fügte der Trompeter noch hinzu, daß man wohl wisse, wie sich die Burg ohnehin nicht lange mehr halten könnte, weil drinnen das Brod zu mangeln anfing und an Fleisch schon lange nicht mehr zu denken sei.

Staupitz aber lachte bei dieser Rede hell auf und ließ vor Allem dem Markgrafen für seinen Besuch danken. Was übrigens die Lebensmittel anbeträfe, so habe es damit noch keine Noth, und wenn es zum Aeußersten käme, so würde man sich in dem Kriebenstein von dem Blute und dem Fleische desjenigen ernähren, den das Loos unter der Besatzung zum Tode bestimme.

Wie der Markgraf diese schnöde Antwort vernahm, wurde er schier zornig, ließ die beiden Stück Geschütz, so Viertelskarthaunen waren, von den Knechten auf den gegenüberliegenden Felsen schaffen, und befahl dann den Konstabels, dem Staupitz zum Morgengruße einige Male an die Zugbrücke zu klopfen. Die alten, grauen Gesellen säumten auch nicht lange; sie richteten wohl und hin fuhren die Kugeln in die aufgezogene Brücke tief hinein, daß die Ketten anfingen zu zittern und zu erklingen. Wie nun zehn Schuß gethan worden und man schon sattsam zwischen den geborstenen Balken der Brücke hindurch schauen konnte, befahl der Markgraf einzuhalten, denn Bärwald lag ihn mit Bitten inständigst an, daß er seinen schönen Kriebenstein doch möge schonen, zumal da Hunger und Noth doch bald dessen Besatzung zur Uebergabe zwingen müsse.

Der Markgraf gab Bärwald's Vorstellungen endlich Gehör und man bezog ruhig das Lager im Thale, das man für den hohen Gast möglichst wohnlich eingerichtet hatte, obgleich derselbe nicht sonderlich viel auf Bequemlichkeit hielt und in der Eisenrüstung lieber als im Daunenbette schlief.

Da droben aber in der Burg sah es mit jedem Tage trübseliger aus. Die Mahlzeiten waren kärglich und die großen, weingefüllten Humpen hatten den kleineren Bechern Platz gemacht, auch trat der übermüthige Staupitz nicht mehr mit dem großen Pokale in der Hand auf den Burgsöller, um denen d'runten einen spöttischen Zutrunk zu bringen. Die arme Hausfrau aber härmte sich und weinte manche Thräne; wohl suchte sie ihren starrsinnigen Gemahl zu einem gütlichen Vergleich mit den Belagerern zu bewegen, aber umsonst, Staupitz herrschte sie drohend an und gebot ihr Schweigen. Das arme Weib schwieg und that ihre redliche Pflicht als Gattin und sorgsame Hausfrau, und wußte Alles fein zu Rathe zu halten, damit nichts von den Lebensmitteln umkomme.

Acht Tage waren vergangen.

Auf's Neue schickte der Markgraf einen Trompeter vor das Thor des Kriebensteines, mit der Aufforderung, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben; aber wiederum ließ Staupitz dem Fürsten zurücksagen, daß er lieber verhungern oder sich selbst tödten wollte, ehe er vom Platze weichen oder die Burg übergeben würde.

Aber es war d'roben im Kriebenstein auch eine merkliche Veränderung vorgegangen. Schon seit mehreren Tagen wirbelte keine lustige Rauchsäule aus dem Schlote mehr empor zu der Wetterfahne des Thurmes, welche das Bärwaldische Wappen vorstellte, das, in Eisen fein und durchbrochen gearbeitet, sich vor wie nach lustig im Morgenwinde um die knarrende Spindel drehte. Dagegen waren die wüsten Lieder der Besatzung schon längst verstummt, und wenn von Zeit zu Zeit über den Zinnen der Mauer ein Haupt erschien und aus eingefallenen, matten Augen traurig hinunter nach dem Lager oder den Vorposten schaute, so konnte leicht ein Jeder, auch ohne daß er ein geübter Psycholog gewesen, auf Jenes Zügen Kummer und Noth gar deutlich lesen, denn der Hunger und der Durst säumen nicht lange, so schreiben sie sich mit erbärmlicher, aber recht leserlicher Schrift auf die Gesichtszüge.

Zum Aeußersten getrieben, wagten endlich die Belagerten noch einen dritten Ausfall, um sich durch die Feinde zu schlagen, aber die Markgräflichen waren wohl auf der Hut und trieben Staupitz und seine Genossen gar bald zurück, machten auch zwei Gefangene, die vor Ermattung kaum mehr die Streitart heben konnten und gierig über die ihnen mitleidig dargebotenen Nahrungsmittel herfielen.

Bald darauf hörte man im Burghof drinnen einen gräulichen Tumult und konnte besonders deutlich die rohen Stimmen der von Staupitz angeworbenen böhmischen Lanzenknechte unterscheiden, die dem Ritter mit Worten gar arg zusetzten und sogar Drohungen ausstießen. Sie verlangten von ihm, daß er ungesäumt die Burg übergeben, oder sie abziehen lassen möge; denn, wenn er auch wolle Hungers sterben, so seien doch ihre Magen auch in einem solch' kitzlichen Punkte zu Rath zu ziehen, aber deren Einwilligung nicht wohl zu erwarten. Es war ein großer Tumult und heftiges Gerede, das zu Schlimmen führen zu wollen schien. Plötzlich wurde jedoch Alles wieder still und nicht lange währte es, so wurde ein weißes Fähnlein am Burgthore aufgesteckt, als Zeichen und Bitte, inzwischen die Feindseligkeiten einzustellen. Hierauf ward die Zugbrücke niedergelassen und über dieselbe, die in ihrem zerschossenen Zustande eben keinen besonderen Uebergang bot, schritt gesenkten Hauptes und in Trauerkleidern Staupitzens Eheweib. Sie stieg hinab in das Lager der Feinde und ließ sich das Zelt des Markgrafen andeuten.

Der Markgraf berathschlagte, des längeren Wartens allen Ernstes müde, eben mit Bärwald über einen noch heute vorzunehmenden Sturm und Beschießung. Bärwald wagte nicht länger um Schonung der Burg zu bitten, und sah schon im Geist dieselbe in Schutt und Trümmern. Da ward plötzlich Staupitzens Gemahlin hereingeführt, die vor dem Landesherren auf die Kniee sank und lange vor Schluchzen kein Wort hervorbringen konnte. Friedrich hob sie jedoch freundlich auf, sprach ihr Trost zu und forschte nach ihrem Begehr.

„Gnade! Gnade!" Das war jedoch Alles, was die jammernde Frau hervorstammeln konnte.

„Liebwerthe Frau," besänftigte sie der Markgraf, „bekümmert Euch nicht um Euer Schicksal. Es soll Euch nichts Uebles geschehen, denn ich führe nicht Krieg gegen Weiber und Schwache und ich mag nicht des Mannes Unrecht dem Weibe entgelten lassen. Ihr möget frei abziehen, aber Euer Gemahl ist ein arger Uebelthäter und ich würde ungerecht sein, wenn ich den ungestraft ließe."

Da brachen die Thränen der Armen auf's Neue hervor, und schluchzend schilderte sie jetzt die Noth der Besatzung und wie schon seit zwei Tagen auch nicht das Geringste von Speise und Trank über eines Einzigen Lippen gekommen und der Tod schon lauere, um eine reiche Ernte zu halten, wenn der Markgraf nicht Gnade üben wolle.

Durch ein solch trauriges Bild ließ sich endlich Friedrich bewegen, den Genossen Staupitzens freien Abzug zu gewähren, jedoch mit der Bedingung, daß sie Sachsens Grenzen nie wieder überschreiten sollten, indem sie sonst unerbittlich dem Tode verfallen würden. Nur ihrem Gemahl konnte die betrübte Frau nicht gleiche Vergünstigung erbitten; der Markgraf bestand fest auf seiner Auslieferung, gestattete jedoch noch der Bittenden, daß sie an Kostbarkeiten, Schmuck und was ihr sonst von Werth erschiene und ihr eigen sei, mit sich nehmen möge, so viel sie ertragen könne, indem es in diesem Streite nicht auf Gewinn, sondern nur auf Bestrafung des Unrechts abgesehen sei.

Da die edle Frau trotz alles Bittens ein Mehreres nicht erlangen konnte, so stieg sie jetzt wieder hinauf, um der Besatzung ihre Freiheit anzukündigen. Auch für die Rettung ihres Gemahles begann sie wieder eine leise Hoffnung zu schöpfen, denn ihr war unterwegs das edle Beispiel der Weiber von Weinsberg eingefallen, und die aufrichtige Liebe zu ihrem Gatten bewog sie, Alles zu wagen.

Noch kein Stündlein war vergangen, da sah man auch schon, wie das Burgthor sich öffnete und die Insassen und Vertheidiger paarweise den Felsenpfad herniederstiegen. Es waren traurige Gestalten und mancher mußte sich auf eines Stärkeren Arm stützen, denn der Hunger macht auch die Muthigen und Trotzigen schwach und weichen Sinnes.

Als nun die Reisigen und die böhmischen Lanzenknechte vor dem Zelte des Markgrafen angelangt waren, fielen sie nieder, um für die ihnen gewährte Gnade zu danken, einige wohl auch, um eine Milderung des Bannspruches zu erflehen; jedoch Friedrich blickte schweigend und finster d'rein und winkte dem Anführer seiner Büchsenschützen, dem der Befehl geworden war, die Leute erst mit Speise und Trank zu erquicken und dann bis zur Gränze des Landes zu bringen, wo Jeder noch einmal feierlich geloben mußte, niemals gegen den Markgraf und dessen Land die Waffen zu ergreifen.



Als die verwiesenen Kämpfer ihres Weges aus dem Lager weiter zogen, nahte von oben auch die Edelfrau. Vor ihr her gingen ihre zwei Knäblein, die sich von Zeit zu Zeit ängstlich nach der Mutter umsahen, die vor sich mit vieler Anstrengung einen großen, verdeckten Korb trug.

„Müssen reiche Leute sein, die Staupitzens," murmelte finster der Markgraf, als er die Edelfrau erblickte, „wenn sie einen so schweren Korb Silberzeug und Kleinodien mitzuführen haben."

Jetzt war die Frau ganz nahe herangekommen, und man konnte auf ihren Zügen deutlich genug erkennen, welche Mühe es ihr kostete, die Last noch weiter zu schleppen. Und bleich und immer bleicher ward sie, als sie dem Markgrafen nahte, ihre Kräfte waren erschöpft — sie sank nieder und mit ihr fiel auch der Korb zur Erde, den sie getragen und aus ihm hervor rollte — die erschrockene, bleiche Gestalt Staupitzens. Man sprang sogleich der ohnmächtigen Frau zu Hilfe und Andere erfaßten den Ritter, dessen Muth und Kraft ebenfalls gebrochen schien. Reuig kniete auch er vor dem Markgrafen und bat um Schonung. Die Edelfrau war indessen rasch wieder zu sich gekommen und vereinigte jetzt, ihre Knaben mit sich niederziehend, stumme Thränen mit den Bitten ihres Gemahls; doch Friedrich hatte sich abgewandt und winkte den Wachen, Staupitz zu ergreifen und fortzuführen, indem er sich bitter über den beabsichtigten Betrug der Frau Staupitzens beklagte.

„Haltet ein, gnädiger Herr und Fürst," rief jetzt mit letzter Kraftanstrengung das edle Weib, „nennet nicht Betrug, was meine Liebe mir eingab. Verspracht Ihr mir nicht, daß ich mit mir führen möge, was mir werth und mein eigen ist? Ich habe alles Gold droben in der Burg gelassen, und dem Beispiel jener edlen Frauen in Weinsberg gefolgt, indem auch mir mein Gemahl das theuerste ist, was ich auf Erden mein nenne. Er ist mein Eigenthum und ich verlange von Euch, was Ihr mir zugesagt, daß ich mit meiner Last den Weg fortsetze, so lange ich es noch vermag, und Gott wird mir dazu die Kräfte nicht versagen!"

Der Markgraf wurde zwar gerührt von der aufopfernden Liebe des edlen Weibes, wollte jedoch sein Recht an dem frechen Ritter nicht so rasch fahren lassen. Als jedoch sogar Bärwald den Fürsprech machte, und ihn an die Gnade weiland Kaiser Konrads erinnerte, der den Weinsberger Frauen auch den Abzug gewährt habe, da wurde auch er milder gestimmt und schenkte dem Staupitz die Freiheit, jedoch nur unter der Bedingung, daß er, gleich seinen Genossen, das Land Sachsen auf immerdar meide.

Staupitz hat sich hierauf an den Hof des Königs Sigismund von Ungarn begeben, und hat man nichts mehr von ihm vernommen.

Bärwald aber blieb von nun an im ungestörten Besitz der Burg Kriebenstein.

A. Belbern.

Der Nörkelkönig.

Sage aus Tirol.

1.

Nork oder Nörklein (wie die Südtiroler sagen) sind gespenstige Zwerge, welche die höhern Gebirgschichten bewohnen, in Höhlen und unterirdischen Klüften hausen, und identisch mit den Gnomen des Harzes und Riesengebirges die Schätze bewachen, welche die unerschöpfliche Natur in den endlosen Räumen der Unterwelt aufgespeichert hat.

Diese Zwerge sind ein Völkchen von höchst gutmüthiger, jedoch leicht erregbarer Natur, gleich empfänglich für Wohlthaten, wie für Beleidigungen; erstere stets dankbar anerkennend und reichlich lohnend, letztere nie vergessend und oft auf das Empfindlichste rächend. Folgendes Geschichtchen sei bestimmt, unsern freundlichen Leser mit ihrem eigenthümlichen Wesen etwas näher vertraut zu machen.

Es war an einem wilden, stürmischen Novemberabend, gerade nach der Vesperglocke, als ein kleines, tief gebücktes

Männlein ermüdet und zähneklappernd vor Kälte durch das Gebirgsdorf Matsch hinkte; es war fürwahr eine seltsame, komische und doch Erbarmen einflößende Erscheinung — weißgelbe Locken flatterten vom eisigen Nordwind gepeischt um das runzelige Gesicht, die kleinen roth angeschwollenen Augen blinzelten ängstlich und verzagt von Haus zu Haus und wieder hinauf nach der tief verschneiten Norklesspitze; an einem rohen Fichtenast trug es aber ein schweres Bündelchen auf dem Rücken, unter dessen Last die kurzen Säbelbeine jeden Augenblick strauchelten und zusammenbrechen zu wollen schienen.

Endlich blieb es matt und keuchend vor einem großen stattlichen Bauernhause stehen, und nach kurzem Zaudern ergriff es die Klinke, und pochte ein paarmal schüchtern und leise an die Thüre. Nach geraumer Zeit öffnete sich ein Fenster im Erdgeschoß, ein rothes, aufgedunsenes Mondscheingesicht kam zum Vorschein, und eine barsche, widrige Stimme grollte: „Wer ist d'raußen? Jetzt gibt's kein Quartier mehr für Bettler und Strolchen — pack' dich nur weiter, alter Herenmeister, sonst wird dir der Donau zeigen, wo der Weg zum Dorf hinaus führt!" — „Nur auf ein halbes Stündel Unterstand, bis das ärgste Wetter vorbei ist, und ein kleines Stückel Brod für meinen hungrigen Magen!" wimmerte das Männlein, und hob bittend beide Hände empor zu dem harten Mann. Der reiche Dorfmagnat blieb aber ganz unerbittlich, und mit den Worten: „Da hast doch vor dem Lumpeng'sindel nie einen Fried!" schmetterte er das Fenster zu, daß die Scheiben klirrten, und ließ den kläglichen Bittsteller d'raußen stehen in dem gräulichen Wetter und Schneegestöber, das von allen Seiten hereinstürmte. Das Männlein, anstatt durch diese derbe Abfertigung vollends eingeschüchtert zu sein, hob jetzt stolz den Kopf in die Höh', die kleinen Augen funkelten wie Katzenpupillen durch die Dämmerung, und um den Mund zuckte ein spöttisches Lächeln, indem es die Worte vor sich murmelte:

„Morgen oder heut
„Kommt die Zahlzeit!"

Darauf ging der Nork von Haus zu Haus, von Thür zu Thür, und wiederholte seine Bitte um Unterstand und Brod mit der kläglichsten Geberde, aber nirgends wurde ihm auf nur einiger Maßen freundliche Weise entsprochen; da ließ man ihn vergebens klopfen, dort warf man ihm etwa eine schimmlige Brodrinde zu, die er mit den vorhin gesprochenen Worten in sein Bündel steckte. Endlich kam er vor die letzte Hütte im Dorfe; hier besann er sich eine Weile, ob er anklopfen solle, oder nicht — das Häusel war doch gar zu ärmlich und schien kaum bewohnt zu sein — nur ein Fenster war spärlich erleuchtet. Dahin wandte sich der Nork und guckte neugierig durch die angelaufenen Scheiben. Da öffnete sich das niedere Thor, und ein frisches, rothbackiges Dienl schaute heraus, und fragte mit heller Stimme, wer d'raußen sei, und was man wolle. Mit schüchterner Geberde näherte sich das Männlein und wiederholte seine gewohnte Bitte. „O du armer Häuter!" rief das Dirnlein und schlug beide Hände über dem Kopfe zusammen, als es die Jammergestalt erblickte. „Ja, wo kommst du denn her, Mannl, in dem Wetter? — Geh' nur gleich da herein, und setz' dich auf die Bank hinter'm Ofen — schüttel' den Schnee ab, und wärm' dich, derweil koch' ich dir eine warme Suppe." Wohlgefällig betrachtete der Nork das barmherzige Kind und ließ sich gar bereitwillig von ihm in die Stube führen und den Schnee abklopfen, der zolldick auf seinen Kleidern saß, und kauerte sich dann hinter den großen grünen Kachelofen, der eine wohlthätige Wärme in der kleinen Stube verbreitete, während das Dienl in die Küche eilte, und bald darauf mit einer dampfenden Schüssel wiederkehrte, die es dem späten Gast mit einem herzlichen: „Jetzt iß, Mannl, und Gott g'segen dir's!" vorsetzte. Der Nork ließ sich das nicht zweimal sagen, er langte tüchtig zu, und die kräftige Brühe schien ihm Magen und Herz zugleich aufzuthauen. „Du bist ein liebes, frommes und barmherziges Dienl!" sagte er mit einem freundlichen Blinzeln; „wie heißt du denn?" — „Mariannl heiß ich." — „Und wer ist denn dein Vater?" — „Hab' keinen Vater mehr," sagte das Mädel, traurig das Köpfl senkend, „er ist schon vor zehn Jahren gestorben!" — „Und die Mutter?" forschte der Nork. — „Ja die lebt noch, aber sie ist alleweil krank, und kommt die ganze Zeit nicht aus'm Bett; dort liegt sie ohne Pfleg' und Hülf', denn Geld haben wir keines, den Doctor zu zahlen." Dem armen Dienl traten bei diesen Worten die hellen Thränen in die Augen und es wandte sich ab, sie mit der Schürze trocknend. Der Nork stellte aber die Schüssel bei Seite, stand auf und näherte sich auf Zipfelzehen dem Bett der Kranken. Lange und prüfend betrachtete er das blasse, eingefallene Gesicht der Schlummernden; darauf langte er in sein Ränzel, holte ein Päckchen duftender Kräuter hervor und übergab es dem Dienl, indem er mit einem recht wohlwollenden und Vertrauen erweckenden Tone zu ihm sagte: „Die Doctors verstehn auch nicht Alles, mein lieb's Kind — deine Mutter ist vom Mond krank, und da hilft nichts auf der Welt, als der Mondthee — den muß sie nehmen, so oft der Mond voll wird; für zweimal wird der zureichen, am Weihnachtsabend mußt du aber nach Betläuten auf die Norkelspitz gehen, einen frischen holen, der wird deine Mutter hernach ganz g'sund machen!" — „Um Weihnachten auf die Norkelspitz?" fragte erstaunt das Dienl, „ei, da müßt' ich ja im Schnee zu Grund gehen!" Der Nork ergriff aber die Zaghafte bei beiden Händen, und sie recht zutraulich anblickend betheuerte er lächelnd: „Da fürcht' dich nur nicht; wenn du zum alten Wetterkreuz im Almgrund kommst, wo der Steig aufhört, brauchst du nur dreimal meinen Namen zu rufen: Kruzinigele! Kruzinigele! Kruzinigele! hernach werd' ich kommen und dir weiter helfen!"

Jetzt nahm der Zwerg sein Bündel über den Rücken, drückte das graue Filzhütel tief in die Stirn, und empfahl sich von seiner jungen Wohlthäterin, vorschützend, daß er noch heute seine Wohnung im Gebirge erreichen müsse. — Draußen hatte der rauhe Wind sich mittlerweile gelegt, und durch die zerrissenen Schneewolken schaute der Vollmond licht herein in's winterliche Thal. Mariannl guckte neugierig dem Davoneilenden durch das Fenster nach, und ein geheimes Grauen überlief sie, denn es kam ihr vor, das Männlein werde immer

größer und ungeheuerlicher und schwebe am Ende gar als riesiges Nebelgebilde die steilen Gebirgswände empor zur luftigen Norklesspitze.

2.

Seit jenem Abend waren etwa sechs Wochen verflossen; die Mutter Mariannls hatte fleißig von dem Kräuterthee getrunken, den der Nork zurückgelassen hatte, und bald darauf bedeutende Besserung verspürt; als aber Weihnachten näher rückte, verschlimmerte sich ihr Zustand wieder zusehends und jetzt war sie wieder Tag und Nacht an ihr Schmerzenslager gefesselt. So war der Christabend herangekommen, und Mariannl saß traurig und beklommen am Bett der Leidenden, und horchte bangen Herzens auf die schweren Athemzüge, die sich ihrer Brust entwanden.

Draußen schienen wieder einmal alle Elemente entfesselt zu sein: der wilde Fernerwind heulte durch das Thal, daß es zum Entsetzen war und begrub Berg und Tiefe in ein fast undurchdringliches Schneegestöber; kaum konnte das Ohr den Ton der Aveglocke vernehmen, welche die Gläubigen jetzt zur Andacht rief.

Da gedachte Mariannl der Worte des alten Männleins, und ohne Zaudern ergriff sie Stock und Wettermantel, und eilte hinaus durch Nacht und Nebel der fernen Nörkelspitze zu.

Anfangs glaubte sie, sie müsse im hoch aufgethürmten Schnee vor Mattigkeit zusammenbrechen, oder sie werde in der Finsterniß den Pfad verlieren, aber da war es immer, als wenn ein unsichtbarer Arm sie ergriffe und unterstütze, und von Zeit zu Zeit fuhr ein heller glänzender Lichtstrahl über die Gegend und beleuchtete ihr den Weg. Je höher sie empor klimmte, desto leichter wurden ihr die Füße, und endlich erblickte sie zu ihrer unaussprechlichen Freude ganz in ihrer Nähe das Wetterkreuz, von welchem der Nork ihr gesagt hatte. Nun ließ sie sich auf einen Stein nieder, um ihren Beschützer zu rufen, doch o Schreck! da war sein Name ihrem Gedächtnisse entfallen, und so viel sie sich auch besinnen mochte, er fiel ihr nicht mehr bei. So saß sie wohl etliche Stunden und zerbrach sich fruchtlos den Kopf, bis der Schlummer ihre Sinne betäubte, und sie hinsank in das kalte Schneebett, umtoset vom eisigen Gletscherwind.

Jetzt begann's in der Nähe sich zu regen; eine Felsspalte öffnete sich und eine Schaar bärtiger Zwerge stieg mit brennenden Fackeln aus der Tiefe des Schachtes empor und nahte sich leise der Schläferin. Sachte nahmen sie die Dirne auf ihre Schultern und stiegen mit ihrer Last behutsam den breiten unterirdischen Gang zurück, aus dem sie gekommen.

Lange, lange dauerte die Fahrt; endlich langten sie in einem weiten, prächtig erleuchteten Gewölbe an, in dessen Mitte der Nörkelkönig mit seinem schönen Töchterchen auf einem prachtvollen Kristallthrone saß, umgeben von den Kleinen seines Reichs, die fröhlich um ihn hüpften und sprangen, und in der Freude ihres Herzens allerlei seltsame Possen trieben.

Als der Zug der Zwerge mit seiner Bürde vor dem Throne des Herrschers erschien, winkte dieser mit seinem Stabe Ruhe; darauf stieg er die schimmernden Stufen hinunter, nahte sich ehrfurchtsvoll der Schlummernden und drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn. Unbeschreibliches Erstaunen malte sich auf ihrem Antlitze, als sie erwachte und sich in dieser seltsam glänzenden Umgebung erblickte; man ließ sie aber kaum zu Sinnen kommen, die Zwerge drängten sich herzu, küßten ihr Rock und Schürze, und des Königs Töchterlein nöthigte sie, neben sich auf dem Throne Platz zu nehmen, und überhäufte sie mit den glänzendsten Geschenken. Jetzt fragte der Nörkelkönig die verdutzte Dirne, ob sie ihn noch kenne und sich erinnere, wie sie ihn so liebreich aufgenommen und bewirthet habe. „O!“ rief er aus, indem seine Augen auf seltsame Weise funkelten, und sein Gesicht einen fast wilden Ausdruck bekam, „ich gedenke deiner freundlichen Pflege, gutes Kind, aber ich merke mir auch die Behandlung, die ich bei deinen Nachbarn erfuhr,

Morgen oder heut —
Kommt die Zahlzeit!“

Damit drehte er sich vergnügt auf seinen Absätzen herum, ergriff dann mit der einen Hand seine Tochter, mit der andern die Dirne und sagte, er wolle ihr jetzt den versprochenen Mondthee holen. D'rauf ging es wieder einen andern hell erleuchteten Gang viele Treppen empor und sie betraten durch eine niedere Pforte das Freie. Wie erstaunte jetzt Mariannl, sich plötzlich auf eine grüne lachende Gebirgsmatte versetzt zu sehen, auf welcher Tausende duftiger Blumen blühten, und unter dem blauen Dache des Himmels die muntersten Singvögel ihre Frühlingslieder pfiffen. Nörkelkönigs Tochter pflückte aber auf der Halde ein Dutzend großer gelber Blumen vom würzigsten Geruche und überreichte sie der Dirne mit der Bemerkung, daß dieses der Mondthee sei, welcher ihre Mutter von ihrem Uebel gründlich befreien werde.

Nun beurlaubten sich Vater und Tochter noch auf das Freundlichste und verschwanden dann in einer nahen Spalte, worauf Mariannl sich wieder auf dem Steine unter dem alten Wetterkreuze befand, von tiefer Nacht umgeben und von rauhem Schneewind umstürmt. Frisch und munter raffte sie sich empor, hielt sie doch die wunderthätigen Kräuter in ihren Händen, welche ihrer Mutter Leben und Gesundheit wiedergeben sollten, und mit beflügelten Schritten langte sie in einer leichten Stunde im Dorfe an, wo die Glocken so eben zur nächtlichen Feier riefen.

Noch dieselbe Nacht gesundete Mariannls Mutter durch den Genuß dieses Kräutertrankes von ihrer Krankheit, und Jedermann im Dorfe wunderte sich über ihre plötzliche Heilung.

3.

Im darauf folgenden Sommer sollten die hartherzigen Dorfbauern die Rache des erbosten Nörkelkönigs empfinden. Wie gewöhnlich trieben sie um Johanni ihre zahlreichen Herden auf die Hochweide der nahen Nörkelspitze. So schön aber die Alpe bis dahin gegrünt hatte, so schlecht wurde die Weide gleich nach dem Aufzug; das Gras starb ab, das Vieh verfiel, und selbst die Sennen wurden Nachts häufig durch Felsstücke geängstigt, die von der Nörkelspitze herunterrollend die Hütten zu zerschmettern drohten. Als sich das Uebel nicht bessern wollte, wallfahrtete die ganze Gemeinde mit Kreuzen und Fahnen zur Alpe, um sie zu segnen; allein ein fürchter-

liches Ungewitter mit Schnee und Hagel jagte den ganzen Zug in wilder Flucht von dannen. Der Nörkelkönig und seine Zwerge lachten sich dabei tapfer in's Fäustchen, und kegelten in ihrem Uebermuth noch ein paar derbe Felsblöcke hinterher weit über den Berg hinunter, die heute noch allda zu sehen sind.

Darauf schneite es drei Tage und Nächte unaufhörlich, bis Kasern und Matten mit mannshohem Schnee bedeckt waren und das aufgetriebene Vieh nur mit Mühe heimgebracht werden konnte.

Seit dieser Zeit soll die Alpe nicht wieder besucht worden sein.

Martinus.

Placker-Geschichten.

Historische Skizze aus dem Mittelalter.



Eine wahre Landplage, trotz Heuschrecken und Hagelschlag, waren für Bürger und Bauer im Mittelalter jene Herren von Adel, welche oft nur aus angeborner Rohheit und Wildheit des Charakters, aus Rauf- und Fehdelust, weniger aus Noth, vom Raube lebten, und Ritter vom Stegreif, gewöhnlich Placker, genannt wurden. Mit banger Hoffnung heimste der Landmann den Segen seiner Felder ein, denn wußte er gewiß, ob er ihn allein verzehren würde? ob nicht die Rosse der Raubritter in wenig Tagen das Futter verschlingen würden, mit dem er seine paar Ochsen den langen Winter hindurch erhalten hätte; nur in großen Gesellschaften, unter bewaffnetem Geleit wagten sich die Kaufleute auf die Handelsstraßen, wo hinter jedem Busch ein Räuber lauern konnte, in steter Furcht, ob ihre kostbaren Güter auch ungefährdet den Ort ihrer Bestimmung erreichen, und sie selbst, den Plackern in die Hände fallend, an Leib und Leben beschädigt werden, oder nur gegen ein großes Lösegeld die Freiheit wieder erlangen könnten.

Hatte Kaiser Rudolph von Habsburg am Rhein eine Menge Raubschlösser zerstört, und den Bewohnern den verdienten Lohn gegeben, so saß das Uebel auch nicht minder wie am deutschen Strome mehr im Innern Deutschlands fest. Dort begannen um diese Zeit die Städte, unter denselben namentlich Nürnberg in Franken, Augsburg in Schwaben, ihre Blüthezeit und ihr Reichthum zog gar bald die Augen jener beutelustigen Herren auf sich. Die Städte, bald stark und mächtig, gewährten sich in kurzem den Schutz selbst, den sie von Kaiser und Reich wohl verlangen, aber oft nicht erhalten konnten, und erwehrten sich muthig der Geiersgriffe jener sauberen Vögel, ja sie zogen wohl selbst aus, die Nester derselben zu zerstören; da ward manche schöne Burg ausgebrannt, und der Erde gleich gemacht und manch ritterlich Haupt fiel unter des Nachrichters entehrendem Schwerte.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war es namentlich einer, dessen Name sich bis heute im Munde des Volkes erhalten hat.

Auf der Burg zu Nürnberg ist eine Stelle „Freiung" genannt, von der aus das Auge einen entzückenden Ueberblick über eine fruchtbare und wohlangebaute, mit Dörfern übersäete Gegend, Knoblauchsland geheißen, genießt. In der steinernen Brustwehr des Stadtgrabens finden sich dort zwei Vertiefungen in der Gestalt zweier Hufeisen, und es werden

dieselben dem gläubigen Beschauer als Andenken an den gewaltigen Sprung über den Graben gezeigt, durch welchen sich, hoch zu Roß, der kühne Raubritter **Eppelein von Gailingen** aus der Gefangenschaft der Nürnberger befreit haben sollte. Ein einziger Blick auf die Lokalitäten läßt freilich die vollkommene Unmöglichkeit eines solchen Sprunges augenblicklich einsehen, indessen ist an der bis heute aufbewahrten Sage doch wohl etwas Wahres, wenn sie nicht etwa nur Verwechslung mit einer ähnlichen That des tolldreisten Abenteurers ist. In der Gegend von Carlstadt nämlich, wurde er einstmals von Nürnberger und Würzburger Söldnern völlig eingeschlossen und auf eine Anhöhe gedrängt, an deren steilen Wänden unten der Main vorbeifloß, es galt Leben und Freiheit, in tollkühner Verzweiflung sprang er in den Fluß, der Sprung gelang und sein gutes Roß trug ihn glücklich an's jenseitige Ufer.

Auch bei diesem Manne war es gewiß nur Hang zu einem ungebundenen, in mißverstandener Freiheit zuzubringendem Leben, was ihn bewog, ein offenbarer Straßenräuber zu werden.

Eppelein, d. i. Appolonius von Gailingen, stammte aus einer alten fränkischen Familie, deren Stammschloß Gallingen, in der Nähe von Rothenburg an der Tauber gelegen, war; außerdem besaß er noch die Veste Wald bei Gunzenhausen, und Trameysel im heutigen Oberfranken, ohnweit Muggendorf in der sogenannten fränkischen Schweiz. Noch immer erzählt man sich dort von dem kühnen Reiter, wie er an steilen Felsenwänden hinangeritten, und über den Fluß Wisend gesetzt sei, ohne einen Huf naß zu machen, noch kennt man die Verse:

Eppela Gaila von Dramaus
Reit allezeit zu vierzeht aus;

oder:

Da reit der Nürnberger Feind aus,
Eppela Gaila von Dramaus.

Eppelein von Gailingen hatte eine Menge Helfershelfer unter den fränkischen Adeligen, die vor uns liegende Chronik zählt deren siebenzehn auf. Diese Schaar hatte es vornehmlich auf die vier fränkischen Städte Nürnberg, Rothenburg, Weissenburg und Windsheim abgesehen. Sie sandten den Städten einen Fehdebrief, damit glaubten sie ihre Ehre hinlänglich verwahrt zu haben, und nun ging's an's Plündern, Sengen und Brennen. Dörfer wurden verwüstet, Vieh weggetrieben, der reisende Städter auf der Landstraße angefallen, ausgeraubt, oft getödtet und in Gefangenschaft geschleppt, aus der er häufig nicht mehr zurückkehrte. Dafür waren nun die Placker von den Städten für vogelfrei erklärt, und sie waren sicher verloren, wenn sie in die Hände derselben fielen.

Auch bei Eppelein ging der Krug so lange zu Wasser, bis er endlich brach. Im Jahre 1381, er muß damals schon ein Mann von siebenzig Jahren gewesen sein, trieb er sein Unwesen ärger als je, und bei Dachau warfen er und seine Helfershelfer zweiunddreißig Nürnberger Güterwägen nieder; daher war auch die Spähe nach ihm sorgfältiger als sonst, und noch in demselben Jahre wurde er nebst den Rittern Dietrich und Herrman von Bernheim und vier Knechten bei dem Dorfe Postbauer, nicht weit von Neumarkt, gefangen. Von ihm soll sich das Sprichwort herschreiben: „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn zuvor," aber jetzt hatten sie ihn, und sie ließen den gefangenen Raubvogel nimmer los. Er wurde auf das damals kurpfälzische Schloß, Burg Thann, und von da nach Neumarkt gebracht. Dort machte man ihm auf Anklage der oben genannten vier Städte den Prozeß, und er wurde daselbst nebst den beiden Bernheimern mit dem Rad, die vier Knechte aber mit dem Schwerte hingerichtet.

Aber mit dem Tode des Rädelsführers hörte die Plackerei nicht auf, da war ein gewisser Wolf von Wurmstein, der gleißende Wolf genannt, der trat würdig an des Hingerichteten Stelle, und that der Stadt Schaden genug, doch söhnte er sich später mit derselben aus, und wurde sodann, wie man dies damals auszudrücken pflegte, „außer Sorgen gelassen."

Machen wir nun einen Sprung von etwa hundert Jahren, und versetzen wir uns in die ersten drei Decennien des sechzehnten Jahrhunderts.

Damals hatte das Unwesen der Plackerei einen hohen Grad erreicht. Die steten Zwistigkeiten der Stadt Nürnberg mit den Markgrafen von Ansbach gaben einer Menge schlechten Gesindels Muth und Mittel an die Hand, dieselbe auf die nichtswürdigste Art zu necken und zu beschädigen. Da lag im Jahre 1501 ein verdorbener Kaufmann, Heinz Baum, im Gefängniß, der brach mit einem Gesinnungsgenossen, Leonhard Stannbler, durch, und nun sagte Baum der Stadt förmlich ab, bald sammelten sich Helfer um ihn, und obgleich geächtet, fand er doch Schutz bei mächtigen Feinden der Stadt, so daß dies Treiben Jahre lang dauern konnte, bis er 1514 an einer bösartigen Krankheit zu Bamberg starb.

Da war ein Fuhrmann von Bruck, der Kelsch genannt, der wurde der Stadt Nürnberg Feind um eines Pferdes wegen; freilich meinte man, er wäre vom Adel hiezu angestiftet, damit sie wieder einen hätten, unter dessen Namen sie ihre Plackereien treiben könnten, denn was geschah, mußte nun der Kelsch gethan haben.

Endlich bezahlten die Nürnberger mit gleicher Münze, und Peringer, ein Bürger der Stadt, sagte nun dem Markgrafen ebenfalls auf eigne Faust ab, und fiel in das Gebiet desselben mit Rauben, Sengen und Brennen, so daß der Markgraf endlich sagte: „Die von Nürnberg haben uns die Kunst abgelernt, es ist Zeit Friede zu machen, behielten sonst kein ganz Dorf im Lande."

In den Jahren 1520 — 1530 war der Ritter Hans Thomas von Absberg ein erbitterter Feind des schwäbischen Bundes und namentlich der Stadt Nürnberg. Wir sehen uns nach einem Grund zu dieser Feindschaft um, und finden eben wieder keinen anderen, als daß der Bund jenen Herren das Wegelagerer-Handwerk legte, zu dem sie sich nun ein für allemal berechtigt glauben mochten.

Den ersten Anlaß zur Feindschaft zwischen dem schwäbischen Bunde und dem Absberger gab eine Fehde desselben

mit dem Grafen von Oettingen, in welcher letzterer getödtet wurde. Zur Fortsetzung der Feindseligkeiten, vielleicht zur Entschuldigung seiner Unthaten gegen sich selbst, mag später die Gefangennehmung seines Schwagers, des Ritters Georg Wolf von Gich, gewirkt haben. Dieser wurde, als er Nürnberger Kaufleuten auflauerte, die zur Leipziger Messe ziehen wollten, gefangen und nach Nürnberg gebracht. Die ganze fränkische Ritterschaft kam in Aufregung, und suchte das Schicksal des Seckendorfers*) von ihm abzuwenden. Hier hören wir denn dieselben Gründe aufführen, mit denen sich bei den öffentlichen Gerichtsverhandlungen die rohen Bursche aus Stadt und Land zu entschuldigen pflegen, wenn sie geringer Ursache halber einen Andern oft heimtückisch angefallen und auf den Tod geschlagen haben. Da sollte der gefangene Ritter nicht recht bei Sinnen sein, und diesen Zustand schon von seinem Vater geerbt haben, ferner wäre er sehr dem Trunke ergeben, und in diesem Zustande vermäße er sich zu Dingen, an die er in der Nüchternheit gar nicht denke. Der Rath entschuldigte sich gegen die Fürsprecher, daß der Ritter nicht sein, sondern des Bundes Gefangener wäre, und er daher nicht einseitig über denselben verfügen könne; doch sei er keineswegs nach Blut begierig, und wolle, was an ihm läge, für den Gefangenen thun; und dies ist denn auch geschehen, nach etwa drei Jahren wurde der Gefangene ledig, obgleich während dieser Zeit die Unbilden der Uebrigen nicht aufgehört hatten.

Der Absberger und seine Gesellen hatten ihre Schlupfwinkel und Diebeshelfer hauptsächlich im heutigen Oberfranken, im Fichtelgebirg, an der böhmischen Gränze.

Am Freitag nach Frohnleichnamstag des Jahres 1523 zog der schwäbische Bund aus, worunter auch die Nürnberger mit viel Geschütz; in wenig Wochen waren zwei und zwanzig Raubschlösser zerstört; von vielen derselben kennt man nur noch die Namen, kaum die Stätte, auf der sie gestanden; andere, wie z. B. der Waldstein, damals den Herrn von Sperneck gehörig, zieren heute noch als malerische Ruinen die Höhen des Fichtelgebirges.

Hans Thomas von Absberg war ein grausamer Mann. Er pflegte den in seine Hände gefallenen Unglücklichen die rechte Hand abzuhauen, vergebens boten sie ihm die linke, er wollte die haben, an welcher der Ring steckt.

So reisten einstmals zwei reiche Nürnberger Bürger, Erasmus Schlumpf und Hans Neukhum, zum Besuch ihrer Freunde. Bei Schwabach im Walde begegnete ihnen der Absberger mit etlichen Pferden. Im Nu waren sie umringt, und ob sie gleich viel Geld's zu geben sich erboten, so hat's doch nichts geholfen, jeder mußte die rechte Hand auf den eigenen Sattelbogen legen, und der grausame Räuber hieb sie ab; dann wurden sie ausgezogen bis auf Hemde und Hosen, und an Bäume gebunden, ihrem Schicksale überlassen. Ein reitender Bote, den sie bei sich hatten, wurde seiner Briefe beraubt, und einen anderen Weg geschickt. Der treue Mann aber ritt nicht weit, wartete den Abzug der Räuber ab, kehrte zurück, befreite die Unglücklichen und brachte sie nach Schwabach; dort wurden sie verbunden, und kamen beide mit dem Leben davon. Neukhum hat sein bald darauf gebornes Knäblein zum steten Andenken an sein Leiden Hans Thomas taufen lassen.

Ein ähnliches Schicksal traf mehrere Nürnberger Handwerker, welche von einem Markte heimkehrten; trotzdem sie ihm vorstellten, wie sie mit ihrer Hände Arbeit sich ernähren müßten, hieb ihnen doch der Barbar selbst die rechte Hand ab, ja dem einen steckte er sie in gräßlichem Hohne in den Busen, und nahm ihm einen Eid ab, daß er dieselbe seinem Bürgermeister zeigen würde. Und doch, sollte man es glauben, hatte dieser grausame wilde Mann seine Reuestunden, mit Thränen beklagte er oft, wie seine Sache zu keinem tröstlichen Ende kommen wolle. Aber solche Momente waren nur selten, und kamen jedenfalls zu spät; seiner Unthaten waren zu viele, als daß von Seite der Gegner von Aussöhnung die Rede sein konnte.

Auch ein Nürnberger Adeliger, Albrecht Scheurl, fiel um diese Zeit dem Räuber in die Hände, und ist nicht mehr aus der Gefangenschaft zurückgekehrt; nach des Absberg's Tode soll ihn ein Knecht desselben im Gefängniß erstochen haben.

Der Rath von Nürnberg hatte denn nun auch einen Preis von fünfhundert Goldgulden für den ausgesetzt, der den geächteten Landfriedensbrecher einbringen würde; und im Jahre 1529 wurde ein Wirth hingerichtet, der ihn gekannt und dennoch beherbergt hatte. Dies scheint allerdings grausam, denn möglicher Weise konnte der arme Teufel eben nicht anders; welche Mittel waren ihm denn wohl geboten, sich des Räubers und seiner Schaar zu entledigen? Vielleicht aber handelte er wie einer seiner Gewerbsgenossen, von dem gleich erzählt werden soll, und dann geschah ihm nur sein Recht.

Im Dorfe Wendelstein, drei Stunden von Nürnberg gelegen, kamen mit Einbruch der Nacht mehrere Nürnberger Kaufleute in das Wirthshaus; wohl wußten sie, daß damals gerade Hans Thomas von Absberg jene Gegend unsicher mache, und um dem Gefährlichen nicht zu begegnen, baten sie den Wirth gegen gute Bezahlung um ein stilles verborgenes Zimmer; der Wirth wies ihnen ein solches an

*) Sebastian v. Seckendorf wurde im Jahre 1512 in der Nähe von Oettingen von einigen Nürnberger Reisigen gefangen und nach Nürnberg gebracht. Eine Gesandtschaft fränkischer Ritter, in welcher auch der Markgraf Friedrich von Ansbach vertreten war, wandten sich um Freilassung des Gefangenen an den Rath. Der aber erwiederte, wie der gefangene Ritter überwiesen sei als Landfriedenbrecher und Placker, der des heiligen römischen Reichs Straßen unsicher mache, und wie genug Ursache zu seiner Bestrafung vorhanden sei; der Rath könne seine Freilassung nun und nimmermehr der Bürgerschaft gegenüber verantworten, möchten ihm daher nicht verdenken, wenn er die Gerechtigkeit walten lasse. Also wurde Seckendorf hinausgeführt auf die Richtstatt; dort wollte er nicht niederknieen, sondern blickte immer nach dem Walde, in der Meinung, seine Genossen würden ihn befreien. Der Stadthauptmann Wolf Pöhmer aber ritt zu ihm hin und ermahnte ihn, den Streich zu leiden, er würde sonst deren mehrere zu dulden haben, da spuckte er grimmig aus, kniete nieder und ward schnell gerichtet.

und versprach, sie nicht zu verrathen. Kurze Zeit darauf kam Thomas von Absberg mit zwölf Pferden in dieselbe Herberge. Die Pferde wurden, nach der Gewohnheit der Herren vom Stegreif, in den Stall gezogen, und mit den vorhandenen Vorräthen gefüttert. Der Ritter selbst trat in die Wirthsstube und fragte den Wirth, ob er Gäste habe. Dieser, welcher ihn wohl kannte, antwortete: „O Junker, Junker! einige frische Vögel! wie kommt ihr heute so recht, sie zu rupfen, es wird euch gerathen."

Der Ritter, dem ohne des Wirthes elenden Verrath die Gäste gewiß entgangen wären, fragte weiter: „Nun, was sind's für Vögel?"

Schmunzelnd erwiederte der Wirth: „Nürnberger Kaufleute sind's, die sich vor Euch bei mir verbergen."

„Führe mich hinauf zu ihnen," sagte hierauf der Ritter, „aber verrathe mich nicht, und laß dir nicht merken, daß du mich kennst."

Eilig, in der freudigen Hoffnung auf reichen Lohn, da er ihm so gute Beute verrathen, führte der Wirth den Ritter in das verborgene Zimmer zu den erschreckenden Gästen.

„Ihr Herren," sagte er gleißnerisch, „hier bring ich euch einen guten Junker, nehmt ihn freundlich auf."

Die Nürnberger, in der Meinung, der Wirth sei ihr Freund, nahmen den Ankömmling froh in ihre Mitte, da sie sich wohl von dem reisigen Manne im Falle der Noth Schutz versprachen. Der sprach sie freundlich an, und befahl dem Wirth, Wein zu bringen und ein Mahl zu rüsten. Als dieser das Zimmer verlassen hatte, sagte der Ritter:

„Ihr Herren, wißt's wohl nicht, mit wem ihr's zu thun habt, und seid ob meiner etwas erschrocken; seid gutes Muths, es soll euch kein Haar gekrümmt werden, nur redet mir nichts ein, und laßt mich in Allem gewähren, es hat so seine Ursachen."

Als sie zusammen gegessen und getrunken hatten, sagte der Ritter zum Wirth: „Ei, mein Wirth, hast du nicht vielleicht eine starke Schraube und einen tüchtigen Strick, um einen daran zu hängen?"

Hollah dachte der Wirth, jetzt geht's los, er hat sie nur nicht hungrig und durstig in's ewige Leben befördern wollen, und antwortete:

„Ja Junker, ich hab' eine, und will sie gleich bringen."

Unterdessen ging der Absberger zu seinen Leuten, und befahl die Pferde bereit zu halten. Der Wirth aber bringt die Schraube und den Strick. Nun befahl ihm der Ritter auf den Tisch zu steigen und die Schraube fest in die Decke zu schrauben. Der Wirth thuts, steigt hinauf und macht die Schraube fest. Da gibt ihm der Absberger den Strick und sagt:

„Nun versuch's ob sie einen Spitzbuben tragen kann."

Der Wirth hängt sich mit beiden Armen d'ran und sagt: „ja sie hält fest."

Da sprang der Absberger schnell auf den Tisch, umfaßte mit ehernem Arm den bis zum Tod Erschrockenen, warf ihm die Schlinge um den Hals, sprang herab, stieß mit raschem, gewaltigen Fußstoße den Tisch unten weg und der Elende zappelte verloren in der Luft.

„Ihr Herren," sagte der Ritter zu den bleichgewordenen Zuschauern, „ich bin Hans Thomas von Absberg, der von Nürnberg Feind, dieser Wirth hat Euch an mich verrathen, und vermeint, ich solle Euch henken, so hab ich ihn gehenkt. Du Schelm und treuloser Spitzbube," rief er dem noch Zappelnden zu, „du wolltest deine Gäste verrathen, die sich dir übergeben auf Treu und Glauben, was du ihnen heute gethan, hättest du wohl auch einmal mir gethan, so du die Macht gehabt oder Geld gewonnen hättest, d'rum ist's besser du henkest, als sie, so sind wir Alle vor dir sicher."

Mit diesen Worten schwang er sich auf's Roß, und ritt die Kaufleute freundlich grüßend, davon. Als diese aber dem Wirth zu Hülfe kommen wollten, war er bereits todt.

Bei Zedlitz in Böhmen wohnte ein Jude, der den Hehler der Raubritter machte, und zu dem sie gewöhnlich das geraubte Gut brachten.

Im Jahre 1531 besuchte auch der Absberger den Hebräer. Einige Tage darauf spielten Buben in einem Kornfelde und fanden zu ihrem Entsetzen die Leiche eines Mannes. Sie banden dieselbe an Stricke, und zogen sie heraus an den Weg, damit man sie erkennen möge. Bald war sie erkannt; der todte Mann war der Ritter Hans Thomas von Absberg, der Schuß eines Meuchelmörders hatte ihn getödtet.

Münchener Geschichten.

Die feindlichen Brüder.

Im dreißigjährigen Kriege lebte zu München ein reicher Bürger, Namens Ridler. Der hatte zwei Söhne, davon war der eine der katholischen Sache treu, der Andere war dem Lutherthum geneigt, und da er seine Gelegenheit ersah, zog er fort, schloß sich an einen Heerhaufen und focht dort und da. Als nun die Schweden zu München einrückten, war der lutherische Ridler auch dabei, konnte seine Sehnsucht nach dem Vater nicht überwinden, und als sich's der alte Herr keineswegs versah, trat Jener in's Haus und wollte die Treppe hinaufschreiten. Da kam ihm sein Bruder entgegen, der erkannte ihn und rief: „Was willst du in dem Haus, hast du ihm nicht Gram genug geschaffen, willst ihm noch den Todesstoß geben? Heb' dich weg, du hast keinen Vater und keinen Bruder hast du auch nimmer!" Drauf griff der Andere an den Stoßdegen und sagte: „Wär' ich da nicht in meines Vaters Haus, so brächt' ich dich um's Leben, du feige Memme, so zu großer Zeit hinterm Ofen sitzt!" Drauf ging er fort und der Andere sagte dem Vater, was vorgefallen sei. Der gab ihm aber keinen Dank dafür, denn er hätte seinen Sohn gerne noch einmal umarmt. Grämte sich auch dergestalt, daß er bald darauf starb, und das ward der Lutherische Sohn inne. Der Andere aber war nun frank und frei, gab sich in kürzester Zeit gleichfalls in's Kriegshandwerk und focht, daß ihm Keiner was nachsagen konnte. Da's nun bei Lützen zur Schlacht kam, war der eine Ridler auf der einen, der andere auf der andern Seite, erkannten

sich in Mitte des Kampfgetümmels, und rief der Katholische: „Du hast ihn zu Grab gebracht!“ Der Lutherische aber rief: „Du bist dran Schuld!“ Und drangen auf einander ein. Da währt 's eine kurze Zeit, so rannten sie sich die Schwerter durch den Leib und lagen zu gleicher Zeit entseelt auf dem Schlachtfelde.

Der Löffelwirth am Rathhaus.



Zu München auf dem Marktplatz, nächst wo jetzt die Mariensäule, da stand vor Zeiten ein Esel von Holz. Der war ungemein groß, hatte übermäßig lange Ohren, und wann Einer recht muthwillig war, leichtsinnige Streiche verübte oder sonst Aergerniß gab, allsofort sprach der Richter sein Urtheil und ließ ihn ein halbes Stündlein auf demselben Esel reiten. Weiters war hinter der Peterskirche ein Brünnlein. Das ist heut zu Tag noch vorhanden, hart an der Rathstreppe, aus dem Brünnlein läuft fürtreffliches Wasser und hängt ein eiserner Löffel dabei. Da hieß es beim Löffelwirth. Nun sollt Ihr erfahren, wie es mit dem Holzesel erging und warum's hinter der Peterskirche beim Löffelwirth heißt.

Das wißt Ihr. Je mehr Einer Geld hat, desto mehr kann er verschenken, Kirchen oder Häuser bauen, schönen frommen Jungfrauen Blumensträuße oder gar Geschmeide verehren, Pfau', Tauben und was es sonst gibt, kann er sich deßgleichen halten, demnach sich und Anderen manche lustige Stunde gewähren.

Weil nun Herzog Sigmund viel Neigung zu derlei Dingen in sich trug, war er d'rauf bedacht, sein Einkommen zu vermehren, ließ sich auf's Gold- und Silbergraben ein, gab auch Jedem die Erlaubniß dazu, sofern ihm etwas bezahlt wurde, es fand sich aber selten viel, und pflegte Herzog Sigmund oft zu sagen: „'s grabt Einer leichter hinein, denn heraus.“

Wie nun aber großer Herren Beispiel und Verhalten gar häufig verkehrt ausgelegt und angewendet wird, so ging's hier wieder. Und weil Herzog Sigmund zufällig auf Ein und das Andere stieß, was von alten Zeiten herstammte und guten Werth hatte, entstand allgemach die Rede, er wisse wo aller Orten ein Schatz liege, und gehe nur vorsichtig und langsam daran, damit es nicht auffiele. Wie nun die Angelegenheit so stand, konnte Herzog Sigmund keinen Schritt thun, ohne daß man d'rauf achtete. Wollt' er aber gar ein Stück Grund oder dergleichen erwerben, so wußten sie nicht genug zu verlangen, wo sie nicht den Platz an einen Anderen sündtheuer verkauften oder selber zu graben begannen.

Wann sie dann nichts fanden, der Herzog das Grundstück nicht mehr nahm oder wie sonst, waren sie gleich so kühn und ließen böse Worte über ihn fallen, unter einander aber kamen sie in Streit und Gehässigkeit. Da sieht man wieder, was die Sucht nach Geld und Geldeswerth vermag, denn bessere Leute gab's nie, denn die lobesamen Münchner.

Das wußte auch Herzog Sigmund, d'rum sah er eine Zeitlang zu. Wie aber wieder etwas vorfiel, ermahnte ihn Herzog Christoph, einen Schritt zu thun, und ließ Jener bekannt machen, wie folgt: „Ich der Herzog Sigmund thu' Kund und zu Wissen jedermänniglich, wie daß ich ninderst auf's Schatzgraben ausgeh' und Keinen dazu verleite wissend oder mit Absicht. Wer demnach künftighin eines gemeinten Schatzes halber zu Schaden käm', derselbige hat sich's selbst zuzuschreiben, und was weiters Böswilliges zu Tag kommt, wird guter Straf' nicht entgeh'n."

Das ward auf dem Markt und in allen Straßen verlesen und zu Anfang und Ende stieß Einer, der vorausging, in die Trummete. Demnach waren die Leute gewarnt. Zugleich ließ Herzog Sigmund den Esel auf dem Markte ausbessern. D'raus ersah Jedweder auf's Neue, was bevorstünde, gab's demnach eine Zeit lang Ruhe, und waren alle Menschen neugierig, wer zuerst zum Eselritt käme.

Dazumal lebten Zwei zu München, die waren ganz verschieden. Der Eine hieß Achzenit, der Andere Ruprecht. Der Achzenit war ein unbändiger Gesell, so nichts that, denn würfeln und trinken, ging Tags über bis spät von Kellerlein zu Kellerlein und salbte sich die Kehle mit dem besten Wein, und seinen Genossen auch. Der Ruprecht hingegen war ein filziger Kumpan, getraute sich kaum satt Brod zu essen, und gönnte sich nichts, denn klares Wasser. Dazu kam er stets hinter die Peterskirche, zog einen Löffel hervor und trank, so viel er nur konnte, weil es nichts kostete. Damit aber die Leute glauben sollten, er sei ein feiner Mann, bot er Dem und Jenem seinen Löffel an. Drob spottete der Achzenit, ging oft hin, wann Jener am Brünnlein stand, zog auch einen Löffel hervor, den schenkt' er voll mit Wein, und bot ihn den Leuten an. Da gerieth der Ruprecht stets in große Wuth, drohte mit künftiger Noth und nannte ihn einen Schwelger und Schlemmer. Auf die Weise brachte er ihm den Namen Schlemm-Achzenit auf und sagte aller Orte, er komme auf den Holzesel, weil er ein toller Verschwender sei. Dazu lachte Schlemm-Achzenit, verspottete des Ruprechts Großmuth mit dem Brünnelwasser, brachte ihm den Namen Löffelwirth vom Rathhaus auf und sagte seinerseits: er komme nicht auf den Esel, vielmehr der Ruprecht, weil er ein toller Geizhals sei. So verging etliche Zeit.

Eines Tages bemerkte Schlemm-Achzenit, daß der Löffelwirth Recht habe. Denn mit all seinem Geld war er zu Ende bis auf acht Gulden, und nichts war ihm sonst geblieben, als ein grüner Wiesenfleck am Haberfeld, wo jetzt die Augustinerkirch' zu sehen. Ging nun recht schwermüthig die Kaufingerstraße entlang, den schönen Thurm hindurch, dann auf seinen grünen Wiesenfleck, dort schritt er auch wieder hin und wieder und dachte so nach, was er thun sollte. Da bemerkte er, wie Herzog Sigmund beim Marienkirchlein hin und her ging und dort und dahin schaute, zuletzt kam er immer näher, bis er nicht mehr weit vom Schlemm-Achzenit stand.

Wie er den sah, trat er näher und sagte: „Ihr seid's, lockerer Zeisig? Hab' wohl vernommen, daß Ihr Euer ganzes Geld verschlemmt — also hat der Löffelwirth wahr gesprochen!"

„Nur allzuwahr, hoher Herr," entgegnete Jener, „acht Gulden und der Wiesenfleck, das ist nun meine ganze Habe. Ich bin nicht schuld, mich hat's halt immer gedurstet und nichts hat mir den Durst gelöscht, denn Wein."

„Und je mehr Ihr trankt, desto mehr hat's Euch gedurstet."

„So ist's, Herr Herzog, mich und meine Gesellen, das muß schon so angeboren sein."

„Also müßt Ihr fürderhin doch Wasser trinken."

„Da werd' ich eher verdursten — wär' nur da ein Schatz verborgen, so möcht' ich wohl länger leben."

„Das glaub' ich wohl," sagte Herzog Sigmund, „'s ist aber nichts mit den Schätzen. Ihr heilloser Schlemmer, seht Ihr nun gottlosen Lebens Ziel und Ende. Von Rechtswegen sollt' ich Euch hülflos lassen. Verseh' mich aber einiger Besserung und daß Ihr ein rechtlich Gewerbe beginnt, dazu mag ich Hand bieten, denn Milde ist von guten Früchten. Also hört — ich will den Wiesenfleck kaufen und biet' Euch, damit es Euch frommt, zehn Goldgulden. Das mögt Ihr Euch überlegen. Wißt Ihr einen besseren Käufer, hab' ich nichts dagegen, so Ihr das Geld wohl verwendet." Drauf ließ er ihn stehen, kehrte in die Hofburg zurück und eine Stunde später ritt er über Land.

Schlemm-Achzenit aber war ein Gedanke durch den Kopf gefahren. Sagte demnach aller Orten, auf dem Wiesenfleck müsse ein Schatz verborgen sein, weil Herzog Sigmund gefeilscht habe, das hatten auch Mehrere gehört und bezeugschaftet, war bald die Stadt des Gerüchtes voll und erhitzten sich sämmtliche Gemüther. Bald kamen Mehr' und Mehre, so den Wiesenfleck genau betrachteten, läugneten, daß hier ein Schatz verborgen liege, aber es wachse hier ganz schönes Gras, man könne auch einen Brunnen graben, oder man wolle dem Achzenit unter die Arme greifen, und was derlei äußerst windflüchtige Ausreden waren — Jeder aber wollte den Wiesenfleck kaufen.

Mittlerweile das vorging, hatte der Löffelwirth Alles erfahren, rannte nach Haus, sein bestes Geld zu holen und erschien auch auf dem Wiesenfleck.

Weil nun der kam, blieb kein Zweifel mehr übrig, erhitzten sich sämmtliche Gemüther auf das Höchste, und erging's dem Achzenit eben nicht zum Besten. Denn die Juden rissen ihn nach Links und die Christen nach Rechts, überbot Einer den Anderen, der Löffelwirth stets mehr, denn Alle und schrieen Alle zusammen, daß es ein Graus war. Schlemm-Achzenit aber that auch das Seine, schrie von Schatz, Gold und unbändig vielem Kleinod, bis er's auf hundert Goldgulden brachte — und der Löffelwirth den Sieg davontrug.

Wie nun Schlemm-Achzenit die hundert Goldgulden hatte, begann er zur Stelle sein altes Leben und spielt' und zechte dreimal ärger, denn zuvor.

Der Löffelwirth aber nahm Hacke und Spaten und begann aus Leibeskräften allein zu graben, denn 's fiel ihm nicht ein, sich helfen zu lassen. Trug demnach viel Müh' und Plage, und da die Sonne unterging, vermocht' er kaum mehr zu stehen, just wie der Schlemm-Achzenit, so weidlich hatte Der getrunken. So ging das Tag für Tag, doch alles Suchen war vergebens, denn je weiter der Löffelwirth grub, desto weniger zeigte sich eines Schatzes Spur. Eh' acht Tage verflossen, ward er schon arg verhöhut und so er zum Brünnlein kam, stand Schlemm-Achzenit da, schöpfte einen Löffel voll Wein, trank ihn aus und jauchzte ein über das anderemal: „Heisa, mir ist wohl, besser vertrunken, als vergraben, heisa, habt Ihr den Schatz noch nicht?"

Darüber kam der Ruprecht in die größte Wuth, nahm mit schwerem Herzen eine Zahl, die ihm Schatzgraben hälfe, davon heischte ein Jeder großen Lohn, weil sie Spott und Hohn zu ertragen hatten. So gruben sie fort und fort, des Löffelwirths halbes Geld ging darauf, zuletzt war nur mehr ein Plätzlein übrig — das grub er selbst um, so tief er vermochte. Wie sich aber auch hier nichts fand, brachen Alle, die rings von Früh bis Abend standen, in ein höhnisch Gelächter aus, daß er in boshafteste Verzweiflung gerieth und an nichts mehr dachte, denn sich am Achzenit zu rächen. Drängte sich sofort hindurch und rannte spornstreichs durch die Kaufingerstraße bis hinter Sankt Peter, denn just war's Zeit, den Achzenit zu treffen. Das schlug auch nicht fehl. Als er anlangte, viel Menge hinter ihm drein, wankte der Schlemm-Achzenit benebelt am Brünnlein, hatte kurz vorher schier den letzten Goldgulden verwürfelt, machte sich aber nichts daraus, sondern jauchzte ein über das anderemal hoch auf, hatte einen mächtigen Humpen zur Seite, d'raus schöpfte er seinen Löffel voll des besten Weins und gab aller Welt zu trinken. Zugleich ergoß er sich in Hohn und Spott, und gereimt und ungereimt, das ging Alles gegen den Ruprecht.

Wie das der Ruprecht sah und hörte, stürzte er voll Grimm auf ihn los, verlangte sein Geld zurück, und da ihn Jener verlachte, riß er seinen Löffel heraus und schlug unbändig auf seinen Feind los. Der aber ließ das nicht ruhig geschehen, antwortete weidlich mit dem seinen, gab's demnach eine große Schlacht, blauer Flecke genug und viel Geschrei von List und Betrug.

Drüber kamen der Menschen stets mehr aus dem Volk, die Rathsherrn drängten sich auf der Geländertreppe, der Stadtrichter kam durch's Bogenthörlein, eine kurze Zeit darauf aber langten die Herzoge Christoph und Sigmund an. Die geboten Ruhe und ließ sich Herzog Sigmund den ganzen Verlauf erzählen.

D'rauf sagte Herzog Christoph: „Hab' ich's Euch nicht längst gerathen, dem Unfug zu steuern? Da habt Ihr's nun wieder mit dem Schatzgraben."

Entgegnete Herzog Sigmund: „Ich hab' sie wohl verwarnen lassen und mittlerweil Ihr über Land war't, ist der Esel aufgebessert worden. Weil Ihr nun, Herr Bruder, das erste Wort gesprochen, sollt Ihr hier auch das erste Urthel sprechen. Demnach sagt an, wer von den Zweien auf dem Esel reiten soll!"

Hierauf sagte Herzog Christoph: „Da ist nicht schwer ein Urthel zu fällen! Das lautet aber so: Jedweder trägt Stoß, Schlag, böse Red' und all anderen Schaden. Der Schlemm-Achzenit aber wird auf den Esel gesetzt, weil er dem Löffelwirth betrüglicher Weise sein Geld entlockte, sagend: Ihr wüßtet da einen Schatz vergraben!"

„Das dankt Euch der Himmel, Herr Herzog!" rief der Ruprecht, „weil ich den Schelm nur reiten seh'!"

„Das sollt Ihr wohl," antwortete Herzog Christoph, „damit sind wir aber noch nit zu Ende! Er reitet, weil er Euch genarrt hat, Ihr aber werdet auch auf den Esel gesetzt, weil Ihr der Thor waret und habt dem Gesellen geglaubt!"

Als Herzog Christoph solches gesprochen, entstand ein großes Gelächter — die Zwo baten um Gnade, so viel sie nur gute Worte wußten — es half aber nicht Bitten und Beschwören, denn Herzog Sigmund war mit des Bruders Spruch wohl einverstanden und drohte für künftig mit schärferer Strafe.

Wurden demnach die beiden Feinde fortgeführt, an der Peterskirche vorüber, dann rechts hinüber auf den Markt, alsogleich hinter einander auf den Esel gesetzt und Jedweder bekam seinen Schöpflöffel in die Hand.

Nun mag sich Jeder denken, was große Heiterkeit entstand, so oft sich der Löffelwirth umwandte und dem Schlemm-Achzenit mit der Faust drohte, oder umgekehrt, bis die Zeit vorüber war, d'rauf der Eine links, der Andere rechts vom Holzesel sprang und, verfolgt von der Menge, nach Hause rannte.

Also wurden Schelm und Thor zu gleicher Zeit gestraft, von wegen des Esels war Jedem seine Prophezeihung am Andern erfüllt — ihre Lebensweise aber gab keiner von Beiden auf.

Der Achzenit vertobte seinen letzten Gulden und ging abenteuernd in fremde Lande, ist von ihm weiters keine Kunde angelangt, er müßte nur der gewesen sein, den sie zu Frankfurt in ein Faß legten und in den Main werfen wollten.

Der Ruprecht aber fing von Neuem an zu sparen, starb seiner Zeit zu München und als man sein Testament öffnete, stand darin, wie folgt:

„Dieß ist mein letzter Wille. Der Herzog Christoph hat ganz wohl geurthelt, denn ich war ein rechter Narr und hab's nicht besser verdient. Dafür vermach ich ihm meinen Dank und ist ihm Alles verzieh'n. Was ich nun wieder erworben, das hab' ich an einem guten Ort vergraben, auf daß es Keiner verpraße oder mir's in der Narrheit gleich thu'! Den Löffel aber vermach' ich dem weisen Rath zu München, also mög' er ihn zu ewiger Warnung an das Brünnlein hängen. Damit sag' ich Euch fahr wohl und hätt' ich mein Geld nit da lassen müßen, so hätt' ich es sicherlich mitgenommen."

Da sahen sich die Herren einander groß an, denn des Ruprechts Geld wär' ihnen besser angestanden, denn sein

eiserner Löffel. Gleichwohl erfüllten sie den letzten Willen, und noch heute seht Ihr des Ruprechts Löffel hängen.

Wo aber sein Geld begraben, das ist zwar unbekannt geblieben — wer Lust hat, versuche sein Glück.

Reiter und Esel sind längst verschwunden,
Der Schatz, wer weiß es, wird doch noch gefunden!

Fr. Trautmann.

Die drei Säulen.

Eine Sage.

Einst d'runten in dem Bayerland,
Ein Kirchlein hoch am Berge stand,
Es klang hinein in's Land gar tief,
Wenn's Glöcklein zum Gebete rief;
Doch bracht' der Zeiten Allgewalt
Der Mauer manchen Riß und Spalt,
Und durch das morsche Dach hinein
Drang Wetter, Wind und Sonnenschein.
Sogar der nächt'gen Vögel viel
D'rinn suchten rücksichtslos Asyl
Und trieben's oft so bunt und kraus,
Daß alle Beter blieben aus.

Ein alter Mönch, ein frommer Mann,
War Glöckner und zugleich Kaplan.
Er lehrte klar des Herren Wort,
Allein — die Beter blieben fort,
Weil oft bei Sturm und Ungewittern
Des Kirchleins Grundbau thät erzittern,
Als sollt durch einen Windesstoß
Sich Kitt und Mörtel trennen los
Und stürzen, als ein schaurig Grab,
Auf die, so d'rinnen noch, hinab.
D'rum Jeder, dem sein Leben lieb,
Daheim und fern vom Bethaus blieb,
Denn Leibes Heil in dieser Welt
Vor Seelenheil den Preis behält.
Sogar bei des Patrones Fest
Kein' Seele sich mehr sehen läßt,
Wie auch des Glöckleins heller Klang
So bittend in die Weite drang.
Der Mönch stand vor des Kirchleins Thor
Und schaut hinab und schaut empor;
Manch' Thräne trübt des Alten Blick
Denkt er an früh're Zeit zurück —
Jetzt bleiben alle Pfade leer,
Es kommt kein einz'ger Beter mehr.

Die Mauer borst von Tag zu Tag,
Das Deckgewölbe giebt schon nach;
Der Alte thät's mit Bangen seh'n
Doch will er harren hier und steh'n,
Bis daß der Kirche letzt' Gestein
Umhüllt mit Tod auch sein Gebein.

Oft sprach er: „Hätt' drei Säulen ich,
„So hielt der Bau noch lange sich
„Und das Gewölb ständ wieder da,
„Wie man's vor alten Zeiten sah;
„Doch leider sind, daß Gott erbarm,
„Die Menschen hier, die Kirche arm;
„Mein Wunsch ist eitel; Herz sei still
„Und gib Dich d'rein, wie Gott es will!"

Da träumt ihm endlich Nachts einmal,
Ein Lichtschein nah' sich, gelb und fahl
Und in dem Lichtesglanz erscheint
Der Böse selbst, der Menschenfeind,
Der zu ihm höhnisch lächelnd spricht:
„„Warum kommst, Thor, zu mir Du nicht?
„„Was Euch zum Nutzen sonst gereicht
(Hier lachend er die Zähne zeigt)
„„Ich schaff's Euch gern, wenn nahend Ihr
„„Ein wenig Zutraun habt zu mir.""
Doch dies empört des Träumers Brust
Er ruft im Traum, sich kaum bewußt:
„Fort, um des Herren Will'n, entweich!"
— Und Wort und Schein entschwand sogleich.

Wie er am Morgen dann erwacht,
Hat kaum er mehr des Traums gedacht.
Er wirkt im Garten, schafft im Feld,
Bis Nacht und Schlaf sich ihm gesellt;
Doch wiederum zieht mit dem Schein
Derselbe Traum zu ihm herein;
Der Satan (denn er selber war es)
Kam wieder, bat, sprach: daß des Haares
Kein einz'ges sollt gekrümmt ihm werden,
Und sprach's mit freundlichsten Gebärden;
Doch wiederum des Frommen Spruch
Rasch in die Flucht den Teufel schlug,
Der heute mehr noch ihm versprach.
Jetzt dacht' der Mönch dem Traume nach;
Er sah schon seinen Wunsch erfüllt,
Des Herzens Lieblingsdrang gestillt,
Er sah sein liebes Gotteshaus
Wie sich's im neuen Schmuck nahm aus,
Er sah die Beter wieder nah'n,
Sich selbst als ihren Tröster dann, —
Kurz, sah im Wahn sein heißes Flehen,
Wie er's gehoffet, fertig stehen.

Da plötzlich er empor sich rafft:
„Das wolltest Du durch Satans Kraft?"
So ruft er, „weh! weh über mich;
„Welch' unglücksel'ger Thor war ich!"
D'rauf sucht er Trost in heil'gen Schriften,
Er zieht durch Berg und Wald und Triften,
Doch zög er weiter auch von dannen,
Er kann sein Traumbild nicht verbannen,
Das lockender nur vor ihm schwebt,
Je mehr er's zu vergessen strebt. —
Wie nun die Nacht sich niedersenkt,
Der Mönch sein wach zu bleiben denkt

Und glaubt dem Traum so zu entweichen,
Der sich im Schlaf stets thät ihm zeigen.

So sitzt er vor dem Bibelbuche
Und suchet Kraft im frommen Spruche;
Er glaubt, es sei kein besser Mittel
Und liest Kapitel auf Kapitel.
Doch plötzlich bläst ein Windesstoß
Das Licht aus, die Thürangeln los —
Und vor ihm just sein Traumbild steht:
Des Satans Höllenmajestät.
Der Mönch will sich bekreuzen, beten,
Er will vor seinen Betstuhl treten,
Doch bringt kein Wörtchen er hervor
Und Hand wie Fuß all' Kraft verlor.
Jetzt trat der Teufel nah heran
Und sprach: „„Was hab ich Dir gethan,
„„Daß Du, armsel'ge Kreatur,
„„Schon bebst bei meinem Anblick nur.
„„Du glaubst, ich hätte Arg' im Sinn,
„„Doch trät' ich dann vor Dich kaum hin,
„„Vor Dich, der mit verhaßtem Wort
„„Schon zwei Mal trieb von hier mich fort.
„„Nein, glaube mir, recht innig freut
„„Mich Deines Muths Standhaftigkeit.
„„Du hast zu dem —““ (hier hat die Hand
Nach oben lächelnd er gewandt)
„„Du hast zu dem so groß Vertrauen,
„„Daß ich möcht' dessen Kraft selbst schauen.

Der Hohn, der in den Worten lag,
Rief unsern Priester wieder wach.
„Wie, sprach er, wagst Du, meinem Gotte
„Zu nahen mit solch frechem Spotte?
„Sprich rasch, was steht in Deinem Willen?“
„„Nichts, als den Deinen zu erfüllen;
„„Ich will mich Dir gefällig zeigen,
„„Du sollst durch mich den Zweck erreichen,
„„Den Du so lange schon erstrebst
„„Und der in Dir, in dem Du lebst,
„„Drei Säulen, wie Dein Kirchbau sie
„„So nöthig braucht, schaff' ich ohn' Müh;
„„Ich schaffe jede her von Rom,
„„Wo jetzt man baut 'nen großen Dom
„„Und wo der Säulen Ueberzahl
„„Drei kaum vermissen läßt einmal;
„„Und alles dies in einer Frist,
„„Wo Du noch nicht im Stande bist,
„„Ein Paternoster auszubeten!““

Dem Mönche grau't es, doch es treten
Sein Gottvertrau'n und dann das Bild
Des Kirchleins, wie es ihn erfüllt,
Gleich mächtig vor ihn und er spricht:
„Wenn Schwereres Du forderst nicht
„Als ein Gebet zu Gott dem Herrn,
„So nehm' ich an den Vorschlag gern.“

„„Topp! Ich verspreche, daß vor'm Schluß
„„Des Betens aufrecht stehen muß
„„Die letzte Säule!““
„Also sei's!
Sprach Jener, „doch was ist der Preis?“
„„Bracht dreimal ich hierher die Last,
„„Eh' Du erreicht das „Amen“ hast —
„„Gehörst Du mein! fuhr Satan auf,
„„Und Deine Seel' noch in den Kauf!““

Der Priester fuhr erschreckt zurück,
Es reut ihn jetzt das Wagestück,
Er wankte; aber fest bestand
Der Teufel auf des Wortes Pfand.
„„Beginne!““ rief er noch voll Hohn
Und mit dem Worte fuhr er schon
Hin durch die Luft in Nacht und Graus,
Gedankenschnell nach Süd grad aus;
Jetzt über eis'ge Alpenhöh'n,
Dann über Meere, Länder, See'n
Bis nach Sankt Peters mächt'ger Stadt.
Dort eilig er ergriffen hat
(Er fragte nicht nach Mein und Dein!)
Ein' Säule hoch von Marmorstein,
Die lud er auf den Rücken nun,
Dann saust er nordwärts, ohn' zu ruhn. —
Dem Mönche ward's bald heiß, dann kalt,
Ihm graute vor der Höll' Gewalt;
Schon mochte er in Teufels Klauen
Verzweifelnd seinen Leichnam schauen,
Als er, im Wettlauf mit den Winden,
Den Höllenfürsten sah entschwinden.
Da sank er auf die Kniee nieder,
Sein Gottvertrauen kehrte wieder;
Den Blick zu'n Sternen aufgehoben,
Rief er:
„Herr! in dem Himmel droben
„Du unser aller Vater bist.
„Geheiliget Dein Name ist.
„Es komm' zu uns Dein herrlich Reich.
„Auf Erden wie im Himmel gleich
„Mög' sich Dein weiser Vaterwillen
„Zu uns'rer Aller Heil erfüllen!

Und wie das letzte Wort verklingt
Es durch die Lüfte donnernd dringt.
Ihm schwindelt, denn die Mauer hebt
Sich rings, als wenn die Erde bebt.
Jetzt blickt er auf; die erste Säule,
Herbeigeführt durch Zaubereile,
Steht in dem Kirchlein glänzend da
Und auf dem Flug' zur zweiten sah
Er schon den Erzfeind auf der Reisen,
Da fuhr mit Thränen, frommen, heißen,
Der Priester fort:
„Ach, gib uns Gott
„Voll Gnaden unser täglich Brod;

„Vergieb uns voller Vaterhuld,
„Wir sind ja Menschen, uns're Schuld,
„Wie wir, gleich Deinem Sohne, dann
„Vergeben, was man uns gethan!"

Und wieder durch die Luft es ächzt,
Die Raben flieh'n, die Eule krächzt
Und weltenalte Felsen neigen
Sich, wie im Sturm die jungen Eichen.
Die zweite Säule ist gestellt.
Wie stark der Bau zusammenhält;
Wie sieht das arm' gebrechlich Haus
Schon jetzt so neu, so stattlich aus.
So hatt' der Mönch es sich ersehnt
So steht der Bau, verjüngt, verschönt,
Daß eine Lust es, anzuschauen;
Doch Höllenangst und Todesgrauen
Erfaßt den Armen doppelt jetzt:
Kaum Jener hat' die Säul' gesetzt,
Als auch zum dritten Mal gen Süd
Er brausend durch die Lüfte zieht.
Ein gut Stück Wort dem Mönch' noch bleibt,
Entsetzen hält ihn, Angst ihn treibt;
So schwebt er mitten in Gewalten,
Die er zu schwach ist, aufzuhalten
Und die, vertrauend seiner Macht,
Er selbst entboten ohn' Bedacht. —
Zu retten sich vom Höllengrund
Treibt es ihn an. Von seinem Mund,
Der sonst des Betens doch gewöhnt,
Bang zitternd weiter es jetzt tönt:
„Herr! In Versuchung uns nicht führ',
Erlös uns vielmehr" —
(Lauter hier
Ward seine Stimm')
Erlös' uns all'
„Vom Uebel und vom Sündenfall.
„Denn Dein, Herr, war von Ewigkeit,
„Das Reich, die Kraft und Herrlichkeit!"

Er hörte jetzt den Schreckenston,
Des Teufels Nahen, deutlich schon
Die Laute nah und näher kamen;
Jetzt bis zum Abhang, aber
„Amen!"
Ein Amen, das wie Donner klang
Dem Satan hier entgegendrang;
Die Berge riefen tausendfach
Des Sieges „Amen" jubelnd nach.
„Dem Herrn sei Lob! Der Sieg ist sein!"
Der Mönch rief's in die Nacht hinein
Dem Satan zu, der knirschend stand
Und wüthend an des Thales Rand.
Die dritte Säul' schwang er empor:
„„Wohl"" — brüllt er — „„ich den Sieg verlor,
„„Doch ist die Macht noch mein zu richten,
„„Dich und Dein Bethaus zu vernichten!""



Und mit des Wüthens grimmer Hast
Die dritte Säule er erfaßt,
Wirft sie empor verzweiflungsvoll,
Daß Mönch und Kirch' sie treffen soll,
Allein des Höchsten Huld und Gnad
Den Wurf vom Ziel gewendet hat;
Wohl schwirrte durch die Luft der Stein,
Doch in die Erde tief hinein
Versank die Säule und gar fern
Vom Mönche und dem Haus des Herrn.
Der Teufel sah es, ballt die Faust
Nach Oben — und dann fort er braust.

Noch steht der Mönch entsetzt, entzückt,
Wie ihm sein Wagniß so geglückt

Und als die Sonn' es früh bescheint,
Da hat sich alles Volk vereint
Zu preisen Gott, der hier auf's Neu
Gezeigt, wie sein die Macht nur sei.
Viel Pilger sind von allen Orten
Gezogen durch das Wunder worden,
Doch tönte stets des Mönches Warnen:
Zu weichen vor des Teufels Garnen
Und wie im rechten Gottvertraun
Nur wahres Glück und Heil zu schaun.

So auf dem Berg im Bayerland
Noch lange wohl das Kirchlein stand,
Bis Zeit es gleichgemacht dem Grund;
Doch thät sich bis zu dieser Stund
Nichts von der dritten Säul' mehr zeigen,
Sie war und blieb des Teufels Eigen.

A. Velbern.

Candidat Fabian.

Die schola collecta des Candidaten der Gottesgelahrtheit, Fabian, im Städtchen Hammelshausen, war eben zu Ende. Mit den Ränzchen auf dem Rücken stürmten die Knaben lachend und scherzend dahin, während die Mädchen — die Sammelschule des Candidaten kannte keinen Unterschied der Geschlechter — sittsamen und ehrbaren Schrittes über die holprigen Steinmassen dahinwandelten, welche die brauberechtigten Patrioten in Hammelshausen mit dem Namen Pflaster beehrten, und sich von der seltsamen Zerstreutheit des gestrengen Herrn Lehrers unterhielten, die heute so auffällig gewesen. Die Mädchen hatten guten Grund das plötzliche Entstehen der Gemüthsveränderung des Herrn Lehrers der Abgabe eines Schreibens durch den Briefträger zuzurechnen, das, obschon er es nicht erbrochen, doch den sichtlichsten Eindruck auf den Empfänger hervorgebracht.

Und die Kleinen hatten sich in der That nicht getäuscht. In großer Aufregung schritt Fabian in der Schulstube, dem gleichzeitigen Wohn- und Visitenzimmer, auf und ab und suchte über eine Frage von Wichtigkeit klar zu werden. Es handelte sich nämlich darum, ob er das erhaltene Schreiben sofort erbrechen und lesen, oder ob er dieß vorläufig unterlassen und in den goldenen Pudel zum Mittagsessen gehen sollte, wo Klöße mit Schwarzfleisch und Meerrettig seiner harrten, deren Genuß möglicher Weise der Inhalt des Briefes beeinträchtigen, ja ganz und gar verbittern konnte. Fabian war nämlich volle dreiundzwanzig Jahre Candidat des Predigtamtes und hatte vor Kurzem zum dreißigsten Male um ein Pfarramt angehalten. Man wird sich daher denken können, daß Justus Immanuel Fürchtegott Fabian kein Springinsfeld mehr war und die Kinderschuhe längst ausgezogen hatte. Daß er mit dem Ernst des Lebens in sehr genaue Beziehungen getreten und eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft mit demselben gemacht hatte, darf nach dem eben Gesagten nicht Wunder nehmen. Noch erklärlicher wird dieß aber erscheinen, wenn wir bemerken, daß vor siebenzehn Jahren und noch etwas darüber dem Candidaten das Stündlein geschlagen, wo der Anblick einer holden Jungfrau die Eisrinde, mit welcher bisher sein Herz umpanzert gewesen, schmolz, in Folge welches Ereignisses er kurz darauf von den Rosenbanden der Liebe vom Scheitel bis zur Zehe sich umschlingen ließ. Die Gebieterin seines Herzens war ihres Standes Putzmacherin im Städtlein Hammelshausen, wo Fabian bereits seine Sammelschule gegründet, und so selbstständig als dieser, da sie ihre Eltern durch den Tod verloren und sich als mittellose Waise in die Nothwendigkeit versetzt gesehen hatte, durch ihrer Hände Arbeit sich ihr Brod zu verdienen. Fast achtzehn Jahre waren es her, wie schon bemerkt wurde, seit unser Candidat aus seines Hannchens Augen zum ersten Male der Liebe Seligkeit getrunken und den ersten Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen gedrückt. Von diesem Augenblicke an war Hannchen bereit, in jeder Pfarre als Frau Pastorin ihren Einzug zu halten und zwanzigmal war sie in den Fall gekommen, den Vorgeschmack der Freuden, die ihr als Predigersgattin harrten im Geiste zu kosten, und zwanzigmal war die Aermste aus ihrem Pfarrhimmel wieder herausgefallen und in die rauhe Wirklichkeit wieder zurückversetzt worden.

Die Zerstreutheit Fabians als Lehrer in der Sammelschule wird daher begreiflich erscheinen, wenn wir noch bemerken, daß das erhaltene Schreiben unverkennbar einen amtlichen Charakter hatte und sein Inhalt jedenfalls mit der Bewerbung um das dreißigste Pfarramt in Beziehung stand. Schon hatte er dasselbe in die Brusttasche seines Rockes geschoben und Hut und Stock ergriffen, als das Verlangen, den Inhalt kennen zu lernen, endlich doch noch siegte. Er zog es aus seinem Versteck wieder hervor, erbrach es mit Hast, warf einen Blick hinein und ließ es auf den Tisch, sich selbst aber in eine Ecke des Sopha's fallen, wenn dieses Möbel den Namen eines solchen verdiente. Er war jetzt wieder um eine Hoffnung, die dreißigste große Hoffnung seines Lebens ärmer, denn man hatte ihm in dem Schreiben in kurzen dürren Worten einen abfälligen Bescheid ertheilt. Der Candidat der Theologie und derzeitige alleinige Vorsteher und Lehrer der von ihm begründeten Sammelschule, Justus Immanuel Fürchtegott Fabian, starrte düstern Blickes vor sich hin und zwei große Thränen drängten sich in seine Augen und nahmen langsam den Weg über seine Wangen, die die Zeit und die Sorgen gefurcht. Hätte der Collator dieser dreißigsten Pfarramtsstelle, um die sich der Aermste wieder einmal vergeblich beworben, ihn gesehen, wie er dasaß, die dürren Hände mit den langen Fingern gefaltet, das Haupt zurückgebogen, zusammengeknickten Leibes, die magern Beine weit vorgestreckt, ein Bild des Jammers und des Mitleids — hätte er ihn in diesem Augenblicke gesehen, die Stelle wäre ihm sicher nicht entgangen.

„Ja, ich bin zum Unglück geboren," rief er aus, „es verläßt mich nimmer und seine Tücke verfolgt mich bis ans Ende meines schwergeprüften Lebens! So scheine ich denn bestimmt zu sein bis zum Ziele meiner Tage den Schulstaub hinunterzuschlucken und als Vorsteher dieser elenden Sammelschule ein Dasein hinzuschleppen, das mir immer widriger und verhaßter wird, je länger ich es friste. Was hilft mir

das vor Olimszeiten so rühmlich bestandene Examen, was der Beifall der Zuhörer, wenn ich als Gastprediger oder Aushelfer für glücklichere Berufsgenossen das lautere Wort Gottes von der Kanzel verkündigte? Mein Unstern, der mir bei meiner Geburt schon geleuchtet, wandelt, so scheint es, noch unverrückt seine Bahnen am Himmel meines Lebens und wird sein trübes Licht auf mein Grab werfen, wenn es dem Herrn über Leben nnd Tod einst gefällt aus dem Joche mich auszuspannen. — Der einzige Mensch auf Erden, der mich nächst Gott am besten kennt, ist Hannchen, das liebe Hannchen, und diesem einzigen Menschen muß ich nach des Schicksals unerforschlichem Willen jede auffeimende Hoffnung wieder unbarmherzig vernichten. Welch eine traurige Aufgabe! Diesen Nachmittag vollziehe ich sie zum zwanzigsten Male, während ich vorher wenigstens zehumal allein die bittern Pillen verschluckte." — Fabian schwieg jetzt, denn das Gefühl einer eigenthümlichen Erschlaffung überkam ihn, seine Augen wurden immer schwerer und schwerer und fielen ihm bald ganz zu, während den Mund ein leises schmerzgebornes Lächeln umspielte.

Nachdem Fabian eine kurze Zeit des Schlummers gepflogen, störte ihn plötzlich der hereintretende Briefträger aus demselben, ihm einen zweiten Brief übergebend. Nach dessen Entfernung öffnete und las Fabian das Schreiben, in welchem ein alter Universitätsfreund die Beantwortung einiger für die Leser gleichgültigen Fragen sich erbat. Gegen den Schluß des Briefes lautete indessen eine Stelle also: „In diesen Tagen ist auch der alte Pfarrer in Haselbach gestorben. Die Stelle, welche der Major von Haselbach auf und zu Haselbach zu vergeben hat, ist eine der besten im Lande und wird auf nahe an 2000 Thaler geschätzt. Halte doch darum an, man kann ja des Zufalls Launen nicht kennen." Ganz zuletzt, nach der Namensunterschrift des Briefstellers befand sich noch ein Nachwort folgender Fassung: „Du zürnst mir doch nicht wegen des Scherzes, den ich in Bezug auf das Haselbacher Pfarramt mit dir mir zu machen erlaubte? Der Pastor ist allerdings todt, daß du aber um die Stelle anhalten sollst, wirst du natürlich eben nur als Scherz von mir hingenommen haben, da blos amtirende Prediger sich, wie man sagt, darum bewerben."

Mit trübem Lächeln steckte Fabian den Brief zu sich, als wollte er sagen: nach meinen eben gemachten Erfahrungen sei ohne Sorgen, Freund, ich werde nicht nutzlos Zeit und Mühe verschwenden. Uebrigens war der kurze Schlummer für ihn wohlthätig gewesen, die empörten Blutwellen begannen in ihr Bett zurückzutreten und er vermochte seine Lage ruhiger zu überschauen. Er beschloß sofort zu Hannchen zu gehen, ihr zum zwanzigsten Male zu sagen, daß er sie noch immer nicht heirathen könne und sie auf die Zukunft zu vertrösten, von der er selbst nichts hoffte.

Eine Viertelstunde darauf hatte das arme Hannchen aus dem Munde ihres Verlobten zum zwanzigsten Male erfahren, daß auch das dreißigste Pfarramt, um das er sich beworben, für ihn in Utopien liege. Das Mädchen hatte ihre Gefühle nicht bewältigen können und bittere Thränen getäuschter Hoffnung waren ihren Augen entströmt, so sehr sie sich auch gemüht, die Unglücksnachricht mit Fassung hinzunehmen. Nachdem aber der erste Schmerz vorüber, hielt sie es für ihre Pflicht, das verzagende Gemüth ihres Fabian mit tröstenden Worten, an die sie indessen selbst kaum mehr zu glauben wagte, aufzurichten, und Fabian seinerseits fühlte sich wieder dazu berufen, dem einzigen lebenden Wesen auf Gottes weiter Erde, das ihn ganz kannte und verstand, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und er zog daher die ganzen Schleußen seiner Beredsamkeit auf, um ein Gebilde von Hoffnungen für die Zukunft vor sie hinzustellen, das nach seiner Ueberzeugung sich leider hier nie verwirklichen konnte. Es war rührend zu sehen, wie diese beiden Menschen, die hier unten außer Gott keinen Fürsprecher hatten, der ihrem Geschick eine günstigere Gestaltung hätte geben können, in der trostarmen Gegenwart umhersuchten, um einige winzige Goldkörnchen der Hoffnung aufzufinden und daraus ein Kettlein ihres künftigen Glücks zu schmieden.

Wer es seltsam und mit den Regeln der Schicklichkeit nicht vereinbar finden sollte, daß Fabian am hellen, lichten Tage sein Hannchen besuchte und auch einen Theil des Abends bei ihr zuzubringen sich vorgenommen, dem diene zu wissen, daß der Umgang der beiden Liebenden der lauterste war, den man sich denken kann, und daß Hannchen eines so ausgezeichneten Rufes genoß, daß selbst die ärgsten Lästerzungen im Städtchen die Reinheit dieses Verhältnisses nicht anzutasten wagten. Sie hatten Beide zusammen gehofft und gefürchtet, geweint und gelacht und oft die schmalen Bissen mit einander getheilt, die sie sich im Schweiße ihres Angesichtes mit Kopf und Hand erworben. Wenn im Frühjahre der Schnee geschmolzen, die ersten Lerchen wieder ihr Frühlingslied in die Luft hinausjubelten und der Sonne milder Strahl die letzten Eisreste im tief gelegenen Stadtgraben aufgesogen, kroch Fabian unverdrossen an Hecken und Zäunen umher, um seinem Hannchen den ersten duftenden Veilchenstrauß zu bringen. Jeder Himmelfahrtstag dagegen, an welchem bekanntlich die Semmelmilch blüht, bewirthete ihn sein Mädchen damit, nachdem sie in Wald und Flur umhergeschweift und sich an Gottes Schöpfung ergötzt, am blauen Himmel, an der würzigen Luft, am Gezwitscher der Vögel und den blühenden Bäumen. Und wenn dann später der Segen Gottes in Feld und Garten Gestaltung angenommen und zur Reife gekommen, fand sicher Hannchen, in einem Körbchen oder Kästchen versteckt, ein grünes Sträußlein, in welches Fabians Hand die ersten rothen Kirschen geschickt hineingebunden, oder zarte Treibhausgurken, damit sich sein Hannchen einen erquickenden Salat bereite zu gesottenen Eiern, oder hausschlachtener Wurst. Und wenn sie des Sonntags aus der Kirche zurückkehrte, nickte ihr nicht selten ein blühender Rosenstock oder eine duftende Hyacinthe aus dem zierlichen Topfe entgegen, den die treue Liebe, zuweilen mit einem sinnigen Verslein versehen, ihr heimlich hingestellt.

Hannchen dagegen saß manche Nacht bei ihrer Arbeit, um den nöthigen Ueberschuß zu einem kleinen Geschenk für ihren Fabian zu erwerben, oder ihre geschickten Hände schafften kunstvoll ein kleines Meisterwerk, mit dem sie ihren Verlobten am Geburtstage oder zum heiligen Christ über-

raschte. Und so war denn schon mancher Schnee zerschmolzen, manche Lerche hatte gejubelt und Fabians Hand manchen Veilchenstrauß gepflückt; aber noch immer schmückte nicht der Myrthenkranz Hannchens Haar, das hier und da zu bleichen begann. Aber den milden Liebreiz ächter Weiblichkeit und sanfter Herzensgüte, der aus jedem Zuge ihres Gesichts sprach und aus den sanften blauen Augen leuchtete, hatte weder die Zeit noch die Sorge zu verwischen vermocht, und war ihr Eigenthum geblieben.

Im Laufe des Gespräches gedachte Fabian auch des Briefes seines Freundes und des Scherzes, den dieser sich mit ihm gemacht, indem er ihn aufgefordert, um das Haselbacher Pfarramt anzuhalten. Hannchen wollte darin eine Fügung des Himmels, der zuletzt doch Alles wohl mache, erblicken und drang in Fabian, den Weg nicht zu scheuen, und am andern Morgen sich aufzumachen, nach Haselbach zu gehen und dem Major persönlich sich vorzustellen. Ihres Verlobten Einwendungen von der Nutzlosigkeit dieses Beginnens wußte Hannchen durch den Aufblick nach Oben und einige Beispiele vom Gelingen ähnlicher Unternehmungen zu entkräften und ihn endlich dahin zu bringen, daß er, um nur der geliebten Bittstellerin den Willen zu thun, den nicht leichten Gang zu thun ihr verhieß. Hannchen klatschte vor Freude in die Hände und drang in Fabian, ihren gehenkelten Doppellouisd'or, das alte Erbstück, das, der Sage nach, seinem Besitzer Glück bringe, einzustecken, um auf alle mögliche Fälle die ihm unvorhergesehene Geldausgaben bereiten könnten, gerüstet zu sein. Fabian nahm lächelnd das Goldstück und verhieß auf das Bestimmteste zum nächsten Abend seine Rückkehr von Haselbach und bat Hannchen, nicht zu erschrecken, wenn er sich ihr als designirter Pastor vorstelle, und diese suchte mit einem Kusse die Falten auf seiner Stirn zu verscheuchen, welche die letzten Worte geschaffen, was ihr auch bald gelang.

Endlich gemahnte sie die eintretende Finsterniß an's Scheiden, und mit Hannchens gehenkeltem Doppellouisd'or versehen, nahm Fabian von seinem Mädchen den herzlichsten Abschied.

Der frühe Morgen des nächsten Tages fand Fabian bereits auf der Reise. Ein weißgrauer Nebel, der mit seinen Riesenarmen alle Gegenstände umgriff, deckte die Gegend, so daß Fabian, als er die Höhe vor der Stadt erreicht hatte, nicht einmal die Linden neben Hannchens Hause und den Birnbaum mit den drei Staarmästen erschauen konnte. Er grüßte daher auf's Gerathewohl nach der Richtung hinüber, wo Hannchens Wohnung sich befinden mußte, ihr im Geiste einen guten Morgen zurufend. Fabian war schon in Gedanken in Haselbach und hielt eine kleine Anrede an den Major, in welcher er vorzugsweise auf das Herz des Herrn Collators einzuwirken bemüht war und beantwortete die Fragen, die er den Major an sich selbst stellen ließ. Unter dieser zerstreuenden geistigen Beschäftigung verstrich die Zeit und er war schon ein tüchtiges Stück Wegs fortgewandert, als der Sonne milder Strahl den Nebel zertheilte und nun auch den schwarzen Frack und das bleiche Gesicht unsers Justus Immanuel Fürchtegott Fabian beschien. Die wohlthuende Wärme, welche sie ausströmte und womit sie auch den Candidaten bedachte, that diesem wohl, und als er sein Auge über die grünen Saatfelder dahinschweifen ließ, welche in üppiger Fülle aufgekeimt waren, wurde sein Herz wieder leichter und er dachte an den guten Gott da oben, dem alles dieß sein Dasein verdankte, und an den Major, der vielleicht ein Einsehen hatte. Nur als endlich um die Mittagsstunde der hohe Kirchthurm zu Haselbach und das Schloß des Gutsherrn sichtbar wurden, klopfte es ihm auf der linken Seite unter der schwarzen Tuchweste gewaltig und in seinen Beinen machte sich das eigenthümliche Gefühl bemerkbar, das Befangenheit und die ängstliche Spannung der Erwartung hervorzubringen pflegen. Fabian würgte, im Schlosse angekommen, den Krampf, der ihm den Kehlkopf zuschnürte, mit Gewalt hinunter und fragte nach dem Herrn Major. Er hoffte in diesem Augenblicke zu hören, der gnädige Herr sei verreist, um des gefürchteten Ganges überhoben zu sein und doch vor Hannchen und dem eigenen Gewissen rein dastehen zu können. Seine Frage wurde indessen bejaht und er an den Kammerdiener gewiesen, der die Anmeldung übernahm. Des Candidaten Zustand in diesem Augenblicke war ein beklagenswerther, denn er hatte eine unüberwindliche Scheu vor dem Verkehr mit höher gestellten Personen. Der zurückkehrende Kammerdiener, dessen Auge mit mitleidiger Theilnahme, wie es schien, Fabian musterte, bat diesen, ihm zu folgen. Mit schlotternden Knieen ging der Bittsteller dem Vorausschreitenden die Treppe hinauf nach, einen Corridor entlang und durch mehrere Zimmer, und je länger die Wanderung währte, desto mehr fühlte Fabian seine Lebensgeister entweichen. Jetzt blieb der Kammerdiener an einer Thür stehen, öffnete sie und schob Fabian in das Zimmer, sie dann wieder schließend. Dieser stolperte richtig in's Gemach hinein und grüßte mit linkischer Befangenheit den Major, einen großen stattlichen Herrn mit einem gewaltigen Schnauzbart. Dieser nickte ihm freundlich dankend zu und suchte das Lächeln zu verbeißen, das bei Fabians Eintritt seine Mundwinkel umzuckte.

Fabian brachte nun auf des Gutsherrn Aufforderung mehrmals stotternd und ziemlich unzusammenhängend sein Gesuch vor und schloß mit der unterthänigsten Bitte um huldvolle Berücksichtigung desselben.

Der Major ließ Fabian ruhig enden, nahm das Anhaltungsschreiben aus dessen Hand, setzte sich an den Schreibtisch und fragte nach des Candidaten Namen.

„Justus Immanuel Fürchtegott Fabian," tönte es aus des Aermsten Munde, und der Major trug die vier Namen, die Fabian mehrmals wiederholen mußte, in ein großes Buch ein. Dann setzte er die Zahl 101 davor, spritzte die Feder aus, stand auf und sprach, auf Fabian zuschreitend: „Sie sind der einhundert und erste Bewerber um das Haselbacher Pfarramt, Herr Candidat, und mögen unter Berücksichtigung dieser Zahl den Grad von Hoffnungen, die sie sich etwa machen wollen, sich selbst bezeichnen. Die Herren, welche um die vacante Stelle sich beworben, sind, wie ich anzunehmen allen Grund habe, Ehrenmänner, doch mir zum größten Theile gänzlich unbekannt. Sie werden daher begreifen, daß es

unmöglich für mich ist, den Würdigsten heraus zu finden, um diesem, wie ich gern möchte, das Amt zuzusichern Ich muß mich daher bei meiner Wahl mit auf das Glück verlassen," fuhr er lächelnd fort, und bog sich zu einem großen schwarzen Jagdhund nieder, um ihn zu liebkosen. „Ihnen, Herr Candidat, hat eigentlich das Glück schon gelächelt, da ich mir vorgenommen hatte die Zahl der Bewerber nicht über hundert ansteigen zu lassen und ich nur einer augenblicklichen Laune nachgab, als ich ihren Namen noch mit eintrug. Hoffnung, Herr Candidat, kann ich ihnen indessen nicht machen, wie ihnen einleuchten muß, wenn ich sie ihnen auch nicht geradezu gänzlich rauben mag. Denken sie, bei Gott sei kein Ding unmöglich, aber bleiben sie sich des Umstandes bewußt, daß hundert ihrer Herren Collegen von der Schicksals-Lotterie mit Nieten bedacht werden müssen, damit Einem der Gewinn zufalle."

Fabian stand sprachlos da und haschte nach irgend einer Redensart, ohne sie finden zu können. Einleuchtend war es ihm indessen ganz und gar, daß das Geschick mit der unvermeidlichen Niete ihn abfinden werde. Der Major aber nahm Fabians Anhaltungsschreiben, zog das unterste Fach einer riesigen Kommode auf, die von Papieren starrte, und legte es hinein. Dann machte er mit der Hand eine entlassende Bewegung und wünschte dem Herrn Candidaten eine glückliche Reise. Dieser machte stumm zwei, drei tiefe Bücklinge und ging rücklings der Thür zu, wobei er das Unglück hatte, den schwarzen Jagdhund dergestalt auf die Pfote zu treten, daß dieser vor Schmerz laut heulte.

„Machen sie sich den nicht zum Feinde, Herr Candidat," sprach der Major lächelnd, und rief das Thier zu sich heran, die Verletzung zu untersuchen, während Fabian von der Thür aus noch einige Verneigungen in das Zimmer hinein machte und es dann verließ.

Obschon wieder um eine, wenn auch schwach gewesene Hoffnung ärmer, fühlte sich Fabian doch leichter um's Herz, als die Thür des gestrengen Patrons hinter ihm in's Schloß gefallen. Im Hause unten angekommen, traf er den Kammerdiener an, dem er ein kleines Douceur zu geben für unerläßlich hielt. Er zog daher so unbemerkt als möglich seine magere Börse aus der Tasche, um schnell nach einem Achtgroschenstücke zu langen, das er auch sofort dem Kammerdiener in die Hand drückte. Dieser dankte kurz und entließ den Candidaten durch die Hausthür, kam aber, nachdem dieser nur wenige Schritte zurückgelegt, demselben nachgesprungen, faßte dessen Hände, sah ihm lächelnd in's Gesicht und sprach: „Nicht wahr, Herr Candidat, sie möchten die schöne Stelle gern haben, nach welcher sich bereits die sämmtliche Theologie fast die Beine weggelaufen hat?"

„Welche Frage!" versetzte Fabian, und starrte den Kammerdiener groß an. Dieser aber hielt des Candidaten Hände noch immer in den seinigen, maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle, und sprach dann mit gedämpfter, aber feierlicher Stimme: „Herr Candidat, sie sollen die Stelle haben und Pastor in Haselbach werden. Es bleibt aber vor der Hand unter uns."

Wenn in diesem Augenblicke ein Blitzstrahl vor Fabians Füßen niedergeschmettert wäre, würde ihn dieß kaum mehr betäubt haben, als des Kammerdieners Worte. Seine erste Gefühlsregung war starres Staunen, die zweite Schmerz, daß es noch Menschen geben konnte, die seines Unglücks spotteten. Sein sanftes verschüchtertes Gemüth konnte es nicht bis zum Zorn bringen, der jeden andern Mann in ähnlicher Lage erfaßt haben würde.

„Herr Kammerdiener," sprach Fabian, und konnte vor Bewegung kaum reden, „sie thun sehr unrecht daran einen Mann, den sie nie sahen und der sie folglich auch nie beleidigen konnte, und dem das Schicksal ohnedies Schläge genug versetzt hat, also zu kränken, wie sie so eben es mit mir zu thun sich erlaubten."

„Wer hat sie denn kränken wollen, bester Herr Candidat?" fragte des Majors Diener lachend. „Ich wenigstens vermag keine Beleidigung darin zu erblicken, wenn ich Jemand einen jährlichen Gehalt von zweitausend Thalern zusichere. Oder haben sie sich plötzlich eines andern besonnen und mögen sie die Stelle nicht haben? Nun gut, dann heraus mit der Sprache! Wollen sie Pastor in Haselbach werden oder nicht?!"

Fabian kam nun alles Ernstes der Gedanke, der Kammerdiener müsse plötzlich verrückt geworden sein. Er fürchtete jetzt, die Schenkunst des Geisteskranken könne in ein anderes entgegengesetztes Gefühl umschlagen, und er jählings mit Wuth über ihn herfallen und ihn erwürgen. Der aber fiel nicht über ihn her und würgte ihn nicht, sondern schien sich an Fabians Wesen, das Schreck, Schmerz und Furcht zugleich aussprach, zu ergötzen.

„Ob ich Pastor in Haselbach werden will? welche Frage!" sprach Fabian. Der Kammerdiener mußte wieder lachen und dem Candidaten riß denn doch endlich der letzte Geduldsfaden, ein höchst seltenes Ereigniß und er sagte: „Herr Kammerdiener, nehmen sie mir es nicht übel, aber dergleichen Späße, wie sie eben einen zu machen beliebten, geben von keinem guten Herzen Zeugniß. Wenn ich einmal Lust haben sollte, um eine vakante Stelle im Monde anzuhalten, werde ich um ihre Fürsprache bitten. Für jetzt aber leben sie wohl, Herr Kammerdiener!"

Nach diesen Worten drehte er sich rasch um, entriß dem Kammerdiener die Hand, die dieser eben erfaßt hatte, schob in heftiger Aufregung den Regenschirm unter den linken Arm und schritt über den Schloßhof. Der Kammerdiener aber rief ihm nach: „In längstens vierzehn Tagen befindet sich die betreffende Designation in ihren Händen. Leben sie äußerst wohl, verehrtester Herr Pastor!"

Fabian konnte sich nicht enthalten, den Kopf zu wenden und dem so unberufenen als hämischen Witzmacher seinen niederdonnerndsten Blick zuzuwerfen und vor Entrüstung die Rechte zu ballen. Als er durch das Schloßthor ging, glaubte er den Kammerdiener noch lachen zu hören, und dies empörte ihn dergestalt, daß er im Doppelschritt dahin rannte, um nur sobald als möglich aus dem Haselbacher Bereiche zu kommen. Auf diesem Gange gelobte sich Fabian, unter zwei Jahren um kein Pfarramt wieder anzuhalten, um sein Unglück einmal ordentlich zur Ruhe kommen

zu lassen. Und in die Betrachtung über sein Schicksal versunken, gelangte er bald in's nächste Dorf, wo er seine Mittagsmahlzeit zu halten beabsichtigte, denn es hungerte ihn gewaltig.

Eine Stunde später fragte Fabian, den gehäckelten Geldbeutel in der Hand, die dicke Schenkwirthin nach dem Betrage seiner Zeche, um neu gestärkt die Wanderung wieder anzutreten. Die Wirthin nannte die kleine Summe und Fabian entnahm zu seiner Verwunderung der Börse ein Achtgroschenstück, während er genau wußte, daß er nur ein einziges gehabt hatte, in dessen Besitz sich jetzt der Kammerdiener befand. Er nahm nun den Beutel und schüttete den Inhalt in seine Hand, die gleich darauf zu zittern begann, während Leichenblässe sein Antlitz überzog. Er hatte nämlich die entsetzliche Wahrnehmung gemacht, daß der gehenkelte Doppellouisd'or fehlte, und es wurde ihm gräßlich klar, daß er in räthselhafter Zerstreutheit oder frevelhafter Nachlässigkeit, oder wie er seinen Unfall sonst nennen sollte, dem Kammerdiener statt des noch vorhandenen Achtgroschenstücks den gehenkelten gegeben. Dieser hatte wahrscheinlich beim Einstecken in die Tasche bemerkt, welch' werthvolles Douceur ihm zu Theil geworden, und sich in einem Anfalle berechneter Grausamkeit das Vergnügen gemacht zum Danke dafür seinen Wohlthäter zu foppen. Der nächste Gedanke Fabians war Hannchen und es packte ihn sein Unglück mit solcher Gewalt, daß er in stummer Verzweiflung in seinem Haar wühlte und sich heimlich eine kleine Partie davon ausraufte, um sich vor den anwesenden Gästen nicht zu blamiren. Dann raffte er sich von seinem Sitze empor, berichtigte die Zeche und wankte aus dem Zimmer. Er sah sich im Geiste dem armen Hannchen gegenüber und ihre Thränen um das theure Vermächtniß fließen, und das Herz wollte ihm brechen vor Wehmuth. Es brach aber nicht, sondern hielt fest zusammen und die Füße, die ihm anfangs den Dienst zu versagen schienen, trugen ihn doch weiter und weiter und er gelangte glücklich nach Hammelshausen und bis zu Hannchens Thür, die seiner wohl sehnsuchtsvoll harren mochte.

Eine Stunde darauf verließ Fabian sein Hannchen, um, von der anstrengenden und ermüdenden Reise erschöpft, zu Hause der Ruhe zu pflegen, und gedachte unterwegs gerührten Herzens der Bemühungen seines Mädchens, ihn aufzurichten und zu trösten. Er selbst aber gelobte sich heilig, keinen Doppellouisd'or mehr für ein Achtgroschenstück auszugeben. —

Vierzehn Tage waren seit Fabians Fahrt nach Haselbach in farblosem nüchternen Einerlei verstrichen, nur durch die einzelnen Sonnenblicke erhellt, welche Hannchens Liebe ihm geschaffen, die mehr als je bemüht war das verzagende Gemüth des Geliebten aufzurichten und den Verdüsterten zu erheitern. Fabian lebte noch zurückgezogener und eingeschränkter als bisher und hatte auch noch einige Privatstunden angenommen, um die Wiedererstattung des Doppellouisd'or, wenn auch ohne Henkel, zu ermöglichen. Man sah ihn fast nie auf der Straße oder in Gesellschaft, und nur spät des Abends schlich er, in einen grauen Mantelkragen gehüllt, zu seinem Hannchen, die langsam dahin schleichende Zeit um ein Stündchen zu betrügen.

Wieder war es Sonnabend, und der Kammerdiener des Majors auf und zu Haselbach erfreute sich nun schon zwei volle Wochen des Besitzes des Gehenkelten. Der Candidat war in der Schul- oder Wohnstube, wie man will, damit beschäftigt, seinem Rothkehlchen gekrümeltes Brod mit Möhrensaft, des Lieblings Leibgericht, vorzurichten, um dann selbst im goldenen Pudel des Leibes Nothdurft zu stillen und gebratene Knackwürste mit Kartoffelmuß zu speisen, womit man ihn daselbst allsonnabendlich abfand. In diesem Augenblicke trat der Briefträger herein und übergab Fabian ein breites schweres Schreiben mit einem großen Siegel und entfernte sich nach Empfang des üblichen Dreiers — der Brief war frankirt — eiligst, denn seine Zeit war heute gemessen.

Fabian, dem dergleichen Zusendungen in der Regel Schreck einflößten, weil sie ihm selten Gutes gebracht, betrachtete nachdenklich das gewichtige Schreiben, das seine sämmtlichen Vornamen mit diplomatischer Genauigkeit auf der Adresse enthielt, und drehte es dann um, das Siegel zu besichtigen. Es hatte die Umschrift: „Von Haselbach'sche Gerichte Haselbach." Als nun sein staunendes Auge vom Siegel abwärts glitt, sollte seine Verwunderung den höchsten Grad erreichen, denn ganz unten am Rande entzifferte er die hingekritzelten Worte: „Der Kammerdiener stattet seine herzlichsten Glückwünsche ab." Nun wußte er vollends nicht was er denken sollte, und mit zitternden Händen löste er das Siegel. Große, mit Frakturschrift geschriebene Buchstaben starrten ihm entgegen, er las seinen Namen und gleich darauf die Worte: „zum Pfarrer zu Haselbach hiermit designirt haben."

Fabian konnte nicht weiter lesen, so flirrte es ihm vor den Augen, und das Schreiben entsank seiner Hand. „Nicht möglich, nicht möglich!" rief er aus, und rannte im Zimmer umher. Doch der Gedanke, sich Gewißheit zu verschaffen, trieb ihn an, den Brief wieder aufzunehmen. Er wischte sich die Augen aus, sperrte sie weit auf und begann von Neuem, und zwar von der ersten Zeile von oben an, zu lesen. Es blieb so und wurde nicht anders, das Schreiben enthielt in aller Form Rechtens die Vocation Fabians als Pfarrer zu Haselbach, und war mit des Majors von Haselbach auf und zu Haselbach eigenhändiger Unterschrift versehen.

„Herr des Himmels, wie bin ich würdig deiner Gnade!" rief Fabian aus, als er mit Lesen zu Ende, und fiel im Uebermaße seines Dankes auf die Kniee, Den im inbrünstigsten Gebete zu preisen, welcher der Spender ist alles Guten. Aber er konnte nicht beten, wahrhaftig, er vermochte es nicht. Seine Gedanken verwirrten sich, sprangen vom lieben Gott zu Hannchen, von Hannchen nach Haselbach zum Major, in die Pfarre, zum Kammerdiener und wer weiß, wo hin. Da fiel sein Auge zufällig auf die Straße und er erblickte Gerichtsdirektors August, einen seiner Schüler, der an seinem Hause vorbeizugehen eben im Begriffe war. Schnell öffnete er das Fenster und rief den Knaben herein.

„Höre einmal, mein Sohn," sprach Fabian so gleich-

gütig als er konnte zu ihm, obschon ihm dies nicht gelang, denn seine Stimme zitterte gewaltig, „du zeigtest dich neulich recht unbewandert in der Frakturschrift. Ich habe eben ein Schreiben erhalten, in welchem man sich hin und wieder dergleichen Schrift bedient hat, und gebe es dir in die Hand, damit du es mir einmal laut vorliest."

Der Knabe, obwohl frappirt über den ihm so plötzlich zu Theil werdenden Privatunterricht, gehorchte und begann, im Anfang eintönig, später aber mit sichtlichem Interesse, den Brief vorzulesen. Fabian hatte sich aufs Kanapee hingeworfen und die Augen geschlossen, um jedes Wort ungestört in sich aufnehmen zu können, sprang aber auf, als der kleine Vorleser seinen Namen genannt hatte.

„Du hast doch nicht falsch gelesen, lieber Junge," sprach er freundlich, „stehen denn wirklich im Schreiben die Namen Justus Immanuel Fürchtegott Fabian?"

„Nun freilich wohl," versetzte der Knabe, „ihr Name befindet sich ja hier mit zolllangen Buchstaben, und die kann man nicht verwechseln."

„So lies nur weiter, mein Söhnchen," entgegnete Fabian, und nahm seine vorige Stellung wieder ein.

Und Gerichtsdirektors August begann von Neuem zu lesen und Fabian unterbrach ihn nicht wieder, und jener las das Schreiben zu Ende, um es darauf sofort auf den Tisch, sich selbst aber dem geliebten Lehrer in die Arme zu werfen.

„Also wahr, unumstößlich wahr!" jauchzte Fabian unter unaufhaltsam hervorstürzenden Thränen, und drückte den Knaben so stürmisch an seine Brust, daß dieser jämmerlich zu schreien anfing, denn er fürchtete erdrückt zu werden. „Junge, mein Junge, sieh mich nur recht an!" jubelte er weiter, und ließ den Kleinen etwas Luft schnappen, „weißt du denn, was du gelesen hast, und sehe ich denn aus, wie der Pastor zu Haselbach?"

„Ich gratulire, Herr Kandidat," sprach August. „Aber nun gehen sie wohl bald fort von hier," setzte er mit weinerlichem Tone hinzu, „und bleiben nicht mehr unser lieber, guter Herr Lehrer?"

„Ja, mein Kind, ich gedenke recht bald von hier fortzugehen," versetzte Fabian. „Du darfst mir dies aber gönnen, das glaube mir, auch werde ich dir zuweilen ein Briefchen schreiben, damit du weißt, wie es mir geht, und du thust dasselbe. Jetzt verlaß mich aber, mein Jüngelchen, und sage es deinen Eltern, deinen Geschwistern, deinen Mitschülern und wem du sonst willst, ich sei Pastor zu Haselbach geworden, du habest es selbst gelesen."

Der Knabe, den die Neuigkeit schier zu zerplatzen drohte, rannte spornstreichs davon, und Fabian nahm wiederum das Schreiben, durchflog es nochmals und drückte es an seine Lippen und sein Herz. Dann rannte er wieder im Zimmer herum, gleichwie von einem Instinkt getrieben, um sich auszutoben. Er wollte zu Hannchen hinstürzen, aber er konnte ja den Hut nicht finden, obgleich er vor ihm auf dem Tische stand. Dann fiel ihm der Kammerdiener des Majors ein und er bat ihn laut tausendmal um Verzeihung wegen der diversen Grobheiten, die er ihm, vom grimmigsten Unmuth gestachelt, angehangen, und nannte ihn seinen allerbesten Freund. Daß er während seiner ihm so dringend nöthigen stürmischen Umgänge durchs Zimmer zwei Schultafeln mit acht Tintenfässern umgeworfen, deren schwarzer Inhalt weithin den Fußboden netzte, kümmerte ihn wenig. Mit dem endlich gefundenen Hut auf dem Kopfe verließ der überselige Mensch das Zimmer, seinem Hannchen die freudigste aller Botschaften zu bringen. Die Häuser schienen mit dem Glücklichen zu tanzen und alle Leute, die an ihm vorübergingen, hatten, wie es ihm dünkte, so fröhliche Gesichter, daß ihnen gewiß auch etwas Angenehmes begegnet war. Darum grüßte er sie alle mit glänzenden Augen und lächelndem Munde. Er hätte seine Beine am liebsten in einen anständigen Trab gesetzt, wenn sich dies für den künftigen Pastor zu Haselbach irgend geschickt, um nur recht bald zu Hannchen zu kommen, und beneidete die schnellfüßige Straßenjugend, die von der Existenz des Alberti'schen weltberühmten Complimentirbuches keine Ahnung hatte und ihren Unterthanen nicht den geringsten Zwang auflegte.

Endlich hatte er das Haus erreicht, welches er oft mit kummervollem Herzen betreten, und er gelangte bis auf die Hälfte der Treppe. Hier blieb er stehen, denn er wollte sich einen recht netten Scherz mit seinem Mädchen machen. Aber siehe, da schoß ihm unaufhaltsam ein Strom von Freudenthränen in die Augen und er mußte laut schluchzen vor Wonne wie ein Kind. Er setzte sich, um sich zu sammeln, auf eine Stufe der Treppe; doch der Zufall wollte es, daß Hannchen eben auszugehen im Begriff war und den Verlobten in dieser eigenthümlichen Stellung fand. Sie schrack zusammen bei seinem Anblick, Fabian wußte aber in diesem Augenblicke nichts Besseres zu thun, als ihr zuzurufen: „sorge dich nicht etwa um mich, ich weine vor Freude, auch bin ich nicht verrückt, wenn du dies etwa fürchten solltest!"

Hannchen starrte ihn sprachlos an, doch der Schreck konnte nicht recht zum Ausbruch kommen, denn in der nächsten Secunde stand Fabian neben ihr und sie schaute in sein überseliges Gesicht, das den unverkennbaren Stempel freudiger Verklärung trug. Und er zog wieder den gewaltigen Brief hervor, öffnete ihn und hielt ihn Hannchen zum Lesen hin, die einige Augenblicke darauf ohnmächtig an seine Brust sank.

Wir lassen die Glücklichen eine volle Stunde den Jubel ihrer Herzen austauschen und bemerken, daß sie dann plötzlich durch eine rauschende Musik unter den Fenstern aus dem Taumel ihrer Freude gerissen wurden. Die Nachricht von Fabians enormem Glück war nämlich wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus gedrungen und hatte überall die ungeheucheltste Freude hervorgerufen, denn man liebte ihn aufrichtig und schätzte seine vielen guten Eigenschaften und sein vortreffliches Herz. Und so hatte sich denn in aller Eile der Stadtmusikus mit seinen Leuten aufgemacht, dem Glücklichen eine Serenade zu bringen, und den Weg zu Hannchen eingeschlagen, nachdem man ihn in seiner Behausung nicht angetroffen. Fabian grüßte, über die Aufmerksamkeit gerührt, wiederholt zum Fenster hinunter, mußte aber wegen der eben einfallenden Janitscharenmusik vor der Hand mit diesen stummen Zeugen seines Dankes sich begnügen. Es konnte nicht fehlen, daß, von der überraschenden Nachricht und der Musik

angezogen, bald die halbe Einwohnerschaft des Städtchens die Straße sperrte, in welcher Hannchens bescheidene Wohnung sich befand. Die Frau Gerichtsdirektorin und die Frau Bürgermeisterin, die noch nie einen Fuß über Hannchens Schwelle gesetzt, verschmähten es nicht, glückwünschend zu ihr zu kommen, was Fabian zu einer andern Zeit in große Verlegenheit gesetzt haben würde. Kaum hatten sich die Beiden wieder entfernt, so folgten, durch die Neugier, die Macht des Beispiels oder das eigne Herz getrieben, Andere, und ehe eine Stunde vergangen war, hatten fast sämmtliche Honoratioren des Städtleins den überglücklichen Pastorsleuten in spe ihre Gratulationen abgestattet.

Erst spät des Abends vermochte es Fabian sich von Hannchen zu trennen und zugleich bis für den nächsten Abend von ihr Abschied zu nehmen, da Beide es für dringend nothwendig gefunden, daß Fabian nach Haselbach reise, um dem Major für seine so unaussprechliche als unerwartete Güte den unterthänigsten, dem Kammerdiener aber in tiefster Beschämung den gerührtesten Dank für seine so wirksame, wenn auch unerklärbare Verwendung zu sagen. —

In den Morgenstunden des folgenden Tages rollte ein Planwäglein lustig auf der Straße nach Haselbach dahin und drinnen saß Fabian und dampfte seelenvergnügt eine Cigarre in die frische Luft hinaus. Er hatte es mit seiner neuen Würde nicht vereinbar finden können, zu Fuße auf dem Haselbacher Schlosse einzutreffen und deshalb zum ersten Male seit seinem langjährigen Aufenthalte in Hammelshausen einen bescheidenen Einspänner sich gemiethet. Und so fuhr er denn in den goldigen Oktobermorgen hinein und es kümmerte ihn heute nicht, daß die Bäume des Waldes, ihres Blätterschmuckes zur Hälfte schon beraubt, an den Winter mahnten und die Vergänglichkeit alles Irdischen; war es in seiner Brust doch Frühling und blühten und dufteten doch da drinnen die wunderherrlichsten Blumen im Glanze des Sonnenlichts. Als aber der Wagen über das Pflaster des Haselbacher Schloßhofes rasselte, klopfte dessen Insassen nicht ängstlich das Herz, wie vor zwei Wochen, noch blickte er bang und unstät umher gleich einem verschüchterten Bittsteller. Sichern Fußes entstieg er dem Wagen und fragte den herbeispringenden Bedienten zunächst nach dem Kammerdiener des Herrn Majors. Dieser führte ihn bis an dessen Zimmerthür und einen Augenblick darauf stand Fabian seinem Wohlthäter gegenüber.

„Guten Tag, Herr Pastor!“ rief der Kammerdiener dem Eintretenden entgegen. „Nun, habe ich Wort gehalten oder nicht und sind sie mit mir zufrieden?“

„Allervortrefflichster aller Kammerdiener,“ sprach der designirte Pfarrer zu Haselbach, „wo soll ich die gebührenden Worte des Dankes hernehmen? Können sie mir verzeihen, daß ich neulich den Umfang ihrer liebevollen Gesinnungen nicht recht zu begreifen vermochte?“

„Hat nichts auf sich,“ lachte der Kammerdiener, „hätt's auch so und schlimmer gemacht. An ihnen ist es, mir den Scherz zu vergeben, den sie sich, was freilich nicht zu läugnen ist, immerhin gefallen lassen konnten.“

„Und ob,“ versetzte Fabian, und nahm auf die Bitte des Kammerdieners auf dem Sopha Platz, während dieser ihm gegenüber auf einen Stuhl sich niederließ. „Können und dürfen sie mir jetzt sagen, und ist es nicht zu unbescheiden darnach zu fragen, wie sie im Stande waren mit solcher Gewißheit mein Glück mir zu verkünden?“

„Ich kann und will es,“ versetzte dieser. „Zuvor muß ich noch bemerken, daß es mich unwiderstehlich drängte den Scherz, der sie in Harnisch versetzen mußte, mit ihnen zu machen. Ich konnte aber, wie gesagt, nicht anders, denn ein glücklicher Gedanke, der eben in mir aufgestiegen, in Folge dessen ich ihnen die Predigerstelle in Haselbach mit Gewißheit verheißen konnte, versetzte mich in eine so freudige, ich möchte sagen übermüthige Stimmung, daß ich mich nicht enthalten konnte, meiner Laune den Zügel schießen zu lassen.“

„Sie liebenswürdiger Schalk!“ sprach Fabian, und klopfte dem Kammerdiener auf die Schulter. „Wenn ich davon eine Ahnung gehabt hätte!“

„Nun hören sie weiter,“ nahm dieser wieder das Wort. „Ich muß bemerken, daß sie mir beim ersten Erblicken Theilnahme erregten und ich Interesse an ihnen nahm. Als sie mir nun das Goldstück in die Hand drückten, dachte ich natürlich sofort, daß sie sich vergriffen hätten und daß sie es später schmerzlich vermissen würden. Es brachte aber dieser Umstand meinen Entschluß, ihr Glück zu gründen, völlig zur Reife. Hier haben sie den Gehenkelten wieder zurück, es war von vornherein nicht meine Absicht ihn zu behalten,“ fuhr er fort, und langte aus einem Fache seines Schreibpultes das Goldstück hervor, es Fabian hinhaltend.

Dieser nahm es und sprach: „Sie machen mir durch die Zurückgabe dieses alten Erbstücks eine große Freude, natürlich unter der Bedingung, daß sie mir erlauben, ihnen den Werth desselben zu ersetzen. Doch davon später. Jetzt aber bitte ich ihre Erzählung fortzusetzen, auf deren Ausgang ich, wie sie sich denken können, über die Maßen gespannt bin.“

„Sogleich,“ versetzte der Kammerdiener, stand auf, öffnete die Thür und sah hinaus, um sich zu überzeugen, daß kein Lauscher in der Nähe verweile, und nahm dann seinen Platz wieder ein. „Ich muß zunächst vom Herrn Major sprechen,“ begann er mit gedämpfter Stimme, „und des Umstandes gedenken, daß derselbe nur Soldat und Jäger ist, weshalb alle Dinge, die außerhalb dieses Bereichs liegen, von ihm nicht beachtet werden. So ist ihm von jeher die Wahl eines Geistlichen ein wahrer Gräuel gewesen, weil er, wie er sagt, von der Theologie gerade so viel verstehe, wie das Kräuterweib von der Botanik. Schon zweimal hatte er sich einer seltsamen Art, den neuen Seelsorger zu wählen, bedient, und auch diesmal sollte sie in Anwendung gebracht werden. Ich kann und darf ihnen dies sagen, Herr Pastor, weil es in der Natur der Sache liegt, daß sie das unverbrüchlichste Stillschweigen darüber beobachten müssen. Entsetzen sie sich aber nicht vor der Art und Weise, wie man Pastor in Haselbach wird.“

Der Kammerdiener rückte seinen Stuhl noch näher an Fabian heran, der in der sichtbarsten Spannung den weitern Eröffnungen seines Gönners entgegen sah, und fuhr mit noch gedämpfterer Stimme also fort:

„Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich die Ehre habe, das Vertrauen meines gnädigen Herrn in seltenem Grade zu besitzen und daß ich bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen werde. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß mir die Wahlmethode des Herrn Majors kein Geheimniß blieb, ja daß ich Augenzeuge davon war. Als ich nämlich vor mehreren Jahren an dem dazu vom Herrn Major festgesetzten Tage denselben, seinem Geheiß zufolge, an die Vornahme der Wahl eines neuen Predigers erinnerte, fuhr er mich gewaltig an und meinte, ich hätte stets das beste Gedächtniß, wenn es sich darum handelte, ihn an unangenehme Geschäftssachen zu erinnern. Meine bescheidenen Einwendungen brachten ihn noch mehr in Harnisch, da er eben im Begriff war, auf die Jagd zu gehen und ihm die Störung höchst ungelegen kam. „„Nun zum Donnerwetter,““ schrie der Herr Major, „„wenn denn einmal heute gewählt werden muß, so mag's auf der Stelle geschehen und für die Bewerber soll Treff Trumpf sein!““ In heftiger Aufregung zog der Herr Major das unterste Fach der riesigen Kommode, die sie gesehen haben werden und in welchem die sämmtlichen Anhaltungsschreiben um die vacante Stelle sich befanden, heraus und warf sich in seinen Lehnstuhl.“

Der Kammerdiener legte jetzt sein Gesicht dicht an Fabians Ohr und fuhr noch leiser als zuvor zu sprechen fort: „Hierauf riefen der Herr Major ihren Leibhund, das große schwarze Thier, das sie gewiß bemerkt haben werden, zu sich heran und sprachen, mit der Hand auf das offene Schubfach deutend: „„„allons apport!“““ Und der fein dressirte Hüh-



nerhund sprang in zwei Sätzen hin, faßte eins der Schreiben mit den Zähnen und brachte es seinem Herrn. Dieser nahm es dem Thiere ab, öffnete es und sprach: „„Der Candidat Theophilus Meier ist Pfarrer zu Lübau,““ ging zur Thür hinaus, hing Flinte und Jagdtasche über und schritt, vom schwarzen Hühnerhund gefolgt, aus dem Schlosse.“

Fabian war beim Schluß der Rede des Kammerdieners entsetzt aufgesprungen und rief, als dieser geendet: „Unmöglich, unmöglich, sie wollen mich foppen, Herr Kammerdiener!“

„Mit nichten,“ versetzte dieser, und drückte den designirten Pastor zu Haselbach auf seinen Sitz zurück. „Drei Tage darauf hatte der damalige Candidat Meier die Vocation zum Pfarrer in Lübau in der Tasche und war wenige Wochen später ordinirter Prediger daselbst. Der Herr Major aber hatte die große Genugthuung zu sehen, daß seine, oder vielmehr seines Hühnerhundes Wahl eine sehr glückliche gewesen, denn die Lübauer Bauern kamen kurz darauf in hellen Haufen in's Schloß, um sich beim gnädigen Herrn Major für den lieben vortrefflichen Herrn Pastor, den er ihnen gegeben, zu bedanken. Der Herr Major freute sich dessen sehr und äußerte später gegen mich, daß er bei der nächsten vacanten Predigerstelle das bewußte Verfahren wiederholen werde. Dies geschah auch ein Jahr später und die betreffende Gemeinde hatte ebenfalls alle Ursache, mit der Wahl zufrieden zu sein. Da wurde das Haselbacher Pfarramt offen und der Herr Major, dem dieser Wahlmodus sehr gefällt, sprach sich gegen mich darüber aus, daß er es auch diesmal hinsichtlich der Wahl beim Alten lassen werde.

„Aber liebster bester Herr Kammerdiener,“ sprach Fabian, und legte seine Hände auf dessen Schultern, „wie mochten sie denn damals mit einer solchen Sicherheit von meiner Berufung zum Pfarrer sprechen, während es ja gerade ihnen bekannt war, wie nur der Zufall sich hier geltend machen konnte? O bitte, bitte, erklären sie mir dieses Räthsel.“

„Sehr gern,“ versetzte der Kammerdiener. „Ich wußte, daß der Herr Major den Wahlakt des Morgens vornehmen würde, um dann gleich darauf auf die Jagd zu gehen. Ich entzog nun, des Erfolges gewiß, dem schwarzen Hühnerhunde am Abend zuvor das Abendbrod und am folgenden Morgen das Frühstück.“

„Aber Hunde fressen doch kein Papier,“ fiel Fabian ein, „und wenn der Hund des Herrn Majors, vom Hunger getrieben, wirklich Appetit nach Papier bekommen haben sollte, was ich, wie gesagt, gelind bezweifeln möchte, wie konnten sie wissen, daß gerade *mein* Anhaltungsschreiben der Gegenstand seiner Wahl werden würde?“

„Das war sehr einfach,“ gab der Kammerdiener zur Antwort, und lächelte pfiffig dabei. „Ich nahm nämlich kurz vor dem Wahlakt ihr Anhaltungsschreiben heimlich aus dem großen Fache und bestrich die Ecken desselben mit Speck, worauf ich es wieder an seinen frühern Ort, und zwar ganz zu oberst, legte. Eine halbe Stunde später commandirte der Herr Major sein allons appoet, der schwarze Hund brachte ein Schreiben, der Herr Major öffnete es und sprach: „„der Candidat Justus Immanuel Fürchtegott Fabian ist Pastor zu Haselbach,““ und das Weitere ist ihnen bekannt.“

Die Rede des Kammerdieners hatte die letzten Schuppen von Fabians Augen genommen und ihn zum Hellsehenden gemacht. Er dankte seinem Gönner nochmals gerührten Herzens für den Liebesdienst und ging dann mit ihm nach dem Zimmer des Majors, um sich zur Staats- und Dankvisite anmelden zu lassen.

Fabians Herz pochte lange nicht so stürmisch, als vor vierzehn Tagen, indem er in's Zimmer des Majors trat. Er stolperte nicht und seine Verbeugung war weniger linkisch. Der Major lächelte seltsam, doch Fabian wußte es zu deuten, schüttelte indessen seinem künftigen Pastor freundlich die Hand und hieß ihn herzlich willkommen. Dieser mußte sich zu ihm auf's Sopha setzen und ihm von seinen bisherigen Lebensverhältnissen erzählen. Fabian that dieß und sprach geläufiger als je und gedachte dabei auch seines Hannchens und seiner Liebe zu ihr. Und je länger er redete, desto größere Zufriedenheit drückte des Majors Gesicht aus und dieser mußte wiederholt einen Blick nach dem schwarzen Hühnerhund hinwerfen, der auf einem Kissen neben dem Ofen lag und eines ruhigen Schlummers genoß. Auch Fabians Augen suchten zuweilen das Thier auf, das er nicht ohne eine kleine Anwandlung von Scheu zu betrachten vermochte, denn er bedachte, daß sein und mehrer seiner nunmehrigen Collegen Schicksal in dessen Hand oder vielmehr Schnauze geruht hatte.

Nachdem aber die Unterhaltung noch eine Zeit lang fortgedauert, war der Major mit seiner Wahl so zufrieden, daß er den neu ernannten Pastor zu Tische bat, was dieser annahm. Und er mußte gestehen, daß er seit gestern ein ganz anderer Mensch geworden. Es wohnte ihm schon heute eine Sicherheit der Rede inne, die er erlangen zu können nie geglaubt hätte, und seine Haltung und seine Bewegungen waren weniger schroff und eckig. Selbst mit der Frau Gemahlin seines Patrons, die kurz darauf eintrat, vermochte er sich zu seinem eigenen Erstaunen ziemlich geläufig zu unterhalten und als er später an ihrer Seite an der Mittagstafel saß, kam es ihm zuweilen vor als äffe ihn ein Traum. Es fiel ihm weder das Brod aus der Hand und in den vollen Suppenteller, noch stieß er sein mit Rothwein gefülltes Glas um, und beim Dessert wußte er sogar mit Stachelnüssen umzuspringen. Er mußte der gnädigen Frau viel von Hannchen erzählen und sie versicherte, daß sie sich auf des Mädchens Bekanntschaft freue. Und als man sich endlich von der Tafel erhob, vermochte es Fabian, der Frau Majorin Hand zu ergreifen, ehrfurchtsvoll an seine Lippen zu führen und sein Hannchen ihrer hohen Protektion zu empfehlen.

Ein Vierteljahr darauf hielt Fabian in der überfüllten Kirche zu Haselbach seine Antrittspredigt und erbaute die andächtige Christengemeinde auf das Innigste, und am zweiten Osterfeiertage wurde Hannchen sein glückliches Weib. Der Major aber vertraute nach seiner Zurückkunft vom fröhlichen Hochzeitsschmause dem Kammerdiener beim Auskleiden, daß er bei der nächsten durch ihn zu besetzenden Predigerstelle

seinen vierbeinigen Schicksalsbestimmer noch einmal wolle walten lassen, da dieser bei der letzten Wahl die Haselbacher Gemeinde mit dem großen Loose bedacht habe.

Albert Reinbold.

Sage vom eichenen Kasten im Bucksthurme zu Osnabrück.

Zu Osnabrück steht auf dem Walle in der Mitte zwischen dem Heger- und dem Natruperthore ein alter, halbrunder Thurm, der Bucksthurm genannt. Er hat seinen Namen von einem Bocke, der früher über der Thür ausgehauen war. In dem Thurme steht noch heute ein hölzerner Kasten von etwa zehn Fuß Länge, fünf bis sechs Fuß Höhe und fünf Fuß Breite, aus Eichenbalken zusammengefügt, und wird der Johanneskasten genannt. Diesen Namen aber hat er von dem Grafen Johannes von der Hoya; denn als dieser einstmals die Bürger und das Domkapitel von Osnabrück hart befehdete, zogen diese mit Hilfe der freien Bauern des Artlandes wider ihn, schlugen ihn und nahmen ihn zu Fürstenau gefangen. Dort hatte er sich in den Schornstein des Pastors versteckt; aber die Bürger zogen ihn hervor, brachten ihn nach Osnabrück und sperrten ihn in diesen Kasten im Jahre 1441.

Die Sage aber erzählt, daß außer dem Grafen Johannes von der Hoya auch noch ein Graf von Tecklenburg einmal in diesen Kasten gesperrt worden sei und diese Sage wollen wir erzählen.

Dem Thurme schräg gegenüber liegt an der andern Seite der Straße ein alterthümliches Gebäude und vor demselben ist ein steinerner Ochsenkopf mit zwei Beilen darüber ausgehauen, als das Zeichen, wozu einst dieses Haus diente, es war nämlich der Fleischscharren für die Schlächtergilde von Osnabrück. Dahinter lag vor Zeiten das Schloß der Grafen von Tecklenburg, welche dort wohnten, so oft sie in der Stadt verweilten. Dieß geschah in uralten Zeiten häufig, weil der Graf von Tecklenburg Schirmvogt des Stiftes Osnabrück war; aber hernach gerieth er einmal in Fehde mit dem Bischofe und der Stadt Osnabrück, und in Folge dessen verlor er das Recht und die Pflicht dieser Schutzherrlichkeit. Von da an kam er nicht mehr häufig in die Stadt, sondern saß auf seiner Bergfeste Tecklenburg und grollte den Bürgern von Osnabrück und ihrem Bischofe. Mit seiner Schutzherrlichkeit hatte er aber nicht zugleich seine Rechte in der Stadt abgetreten und die sollten den Bürgern bald drückend und leid werden. Zu seinen Rechten in der Stadt gehörte auch, daß es ihm zukam, von dem Fleische, welches in dem ihm nahe gelegenen Fleischscharren verkauft wurde, an den Verkaufstagen seinen Bedarf vorerst zu nehmen und den Preis festzustellen, für welchen die Schlächter ihre Waare geben sollten. So lange der Graf noch in der Stadt weilte, war diese Bedingung nicht drückend, denn seine Wohnung war dem Scharren nahe gelegen und darum kostete die Erfüllung der Bedingung keine Zeit. Als aber nun der Graf fast fünf Stunden entfernt in Tecklenburg wohnte, forderte er nach wie vor, seinem Rechte gemäß, am Morgen jedes Verkaufstages seinen Bedarf an Fleisch und setzte den Metzgern den Preis. So geschah es häufig, daß an heißen Sommertagen den Schlächtern das Fleisch in der Halle verdarb; aber das eben wollte der Graf und peinigte die Bürger noch mehr. Denn statt eines Reiters oder eines gesunden Fußgängers schickte er ihnen einen lahmen verwachsenen Boten mit einem Esel, und der Esel trug an jeder Seite einen Korb. Da nun die Schlächter nicht eher verkaufen durften, bis daß der Bote da war, baten sie ihn oft, daß er doch eilen möchte. Aber wie man denn wohl sagt, daß verkrüppelte Menschen oft etwas Hämisches und Boshaftes an sich haben, so ergötzte sich auch dieser Bote daran, die Osnabrücker zu quälen, und je mehr sie ihn baten, desto langsamer kam er. Da ergrimmten die Schlächter und drohten ihm einmal, daß sie ihn selbst schlachten und zerstücken wollten, wenn er wiederum so spät käme, daß ihr Fleisch von der heißen Sommersonne verdürbe. Aber der Bote lachte ihrer Drohungen und meinte: „Nimmermehr werden sie es wagen, mich nur mit einem Finger anzutasten; denn ich bin ja der Bote des mächtigen Grafen von Tecklenburg, und die Metzgergilde von Osnabrück wird doch nicht so tollkühn sein mit dem Grafen von Tecklenburg fehden zu wollen."

Eines Tages kam er wiederum so spät, daß die Sonne hoch am Himmel stand und sich schon wieder zu neigen begann. Da nahmen die Metzger den lahmen Boten, schlachteten und zerstückten ihn und legten die blutigen Glieder in die Körbe, als wären es Braten. Dann trieben sie den Esel hinaus und sagten, er würde seinen Weg allein schon finden, und der Esel schritt langsam und bedächtig seine wohlbekannte Straße. So kam er nach Tecklenburg und der Koch nahm verwundert den vermeinten Braten aus dem Korbe. Aber fast erstarrte er vor Schreck, als er ihn näher betrachtete und trug ihn wehklagend zu seinem Herrn. Dieser ergrimmte gewaltig über diese Beleidigung und sagte sofort der Schlächtergilde von Osnabrück die Fehde an.

Die Genossenschaft der Schlächter in Osnabrück war groß; aber dennoch war ihre Macht derjenigen des Grafen nicht gewachsen, und sie erlitten schweren Verlust; denn ihre Heerden wurden hinweggetrieben und gegen die überlegene Zahl der Reisigen des Grafen und ihre unvermutheten Ueberfälle schützte die starksehnige Kraft ihrer einzelnen Männer nicht. So kam es, daß der Graf seinen Braten noch wohlfeiler hatte, als je zuvor, und er lachte nun über den Jähzorn seiner Feinde, die ihm mit der Befriedigung seiner Rache auch noch die Gelegenheit zur Bereicherung verschafften. Die Stadt Osnabrück aber konnte das Unglück der Schlächtergilde nicht mehr gleichgiltig ansehen, sondern verband sich ihr zur Hilfe. Aber auch sie erlitt bittere Verluste; denn der Graf fahndete auf allen Heerstraßen auf die Kaufmannsgüter, nahm sie hinweg und fügte dadurch der Stadt unerträglichen Schaden zu. Da wandte sich die Stadt an den Bischof und bat ihn um Hilfe, und der Bischof war bereit, den Frieden zu vermitteln. Aber der Graf war hartnäckig und wollte Nichts vom Frieden wissen. Endlich gab er nach, doch nur zum Schein, denn er schrieb die Friedensbedingungen vor, und diese waren absichtlich so schlau aus-

gedacht und so schwer, daß die Schlächtergilde selbst erklären sollte, sie wäre außer Stande, diesen Forderungen zu genügen. Die Forderungen aber lauteten also:

Zum ersten soll die Schlächtergilde dem Grafen binnen drei Jahren drei blaue Windspiele liefern, an denen auch nicht ein Flecken von einer andern Farbe sei;

zum andern soll die Schlächtergilde dem Grafen binnen drei Jahren drei Dornstöcke ohne Knoten liefern, von denen jeder eines Reckes, d. i. so weit ein Mann mit ausgebreiteten Armen recken kann, also drei Ellen lang, sein soll;

zum dritten soll die Schlächtergilde dem Grafen binnen drei Jahren einen Scheffel Wevelinghöfer darbieten. Mit diesen Wevelinghöfern aber hatte es folgende Bewandtniß. Der Bischof Florentius von Wevelinghofen hatte die Münze des Stiftes Münster, welche früher versetzt gewesen war, um das Jahr 1367 wieder angekauft. Damit er aber sein heruntergekommenes und verschuldetes Stift wieder aufbrächte, hatte er eine kleine schlechte Scheidemünze schlagen lassen. Von dieser Münze war nie viel vorhanden gewesen, und um ihres geringen Gehalts willen war sie aus dem Verkehre fast ganz verschwunden. Darum durfte diese Bedingung eben so wohl wie die beiden ersten dem Grafen eine unerfüllbare scheinen, und er that sich um so mehr etwas darauf zu gute, als er zu gleicher Zeit dadurch auch dem Stifte Münster, mit dem er nicht in gutem Einverständniß lebte, einen schlechten Namen machen konnte.

Bei der Schlächtergilde in Osnabrück aber war große Verlegenheit und sie berieth lange hin und her, wie sie den Forderungen des Grafen gerecht werden könnte. Da fand sich endlich ein kluger Mann, der brachte sie auf den rechten Weg. Zum ersten kauften sie schneeweiße Windspiele und sperrten sie in ein Zimmer ein, das überall von oben bis unten blau war und in welches auch das Licht durch blaue Scheiben blau hereinfiel. Diesen Thieren gaben blau gekleidete Wärter blaue Speisen in blauen Geschirren und auf diese Weise erlangten sie es, daß die Jungen, welche die Windspiele warfen, fast ganz blau wurden. Diese Jungen warfen im andern Jahre wieder blaue Junge und sie brachten es dahin, daß im dritten Geschlechte drei blaue Windspiele da waren ohne irgend einen weißen, noch andern Flecken.

Zum andern nahmen sie lange Glasröhren und setzten diese auf junge Schößlinge von Dornen, also daß diese hindurchwuchsen, aber keine Knoten und Dornen setzen konnten. Sie thaten dieß bei sehr vielen Schößlingen und erlangten dadurch, daß am Ende des dritten Jahres mehr als drei Stöcke da waren, eines Reckes d. i. drei Ellen lang, ohne Knoten und Dornen und untadelig.

Die dritte Forderung des Grafen aber war die allerschwerste und schien unerfüllbar. Mit großer Mühe hatte die Schlächtergilde einen Haufen Wevelinghöfer gesammelt; aber es fehlte noch viel an der Erfüllung dieser Forderung und Woche auf Woche und Monat auf Monat verstrich, ohne daß die sehnlichst gewünschten Wevelinghöfer sich zeigen wollten. In dieser Noth trat zu den Gildemeistern der Schlächtergilde ein altes Hökerweib, das vor der Capelle des heiligen Nicolaus Obst zu verkaufen pflegte. Diese Capelle aber lag nördlich an dem Platze in Osnabrück, der noch bis auf den heutigen Tag der Nicolai-Ort genannt wird. Diese alte Frau erbot sich, die Wevelinghöfer anzuschaffen, und zur festgesetzten Stunde waren alle da und so voll war der Scheffel und so gehäuft, daß noch einige Münzen herunterfielen, als man mit dem Streichbrette über sie herstrich.

Als sie nun alle Bedingungen erfüllen konnte, brachte die Schlächtergilde dem Grafen von Teklenburg die Windspiele und die Stöcke und die Münzen zur festgesetzten Zeit dar. Aber der Graf ergrimmte darüber, daß er sich so getäuscht hatte und wollte Nichts wissen von Frieden, sondern fehdete wieder aufs Neue und trieb das Vieh der Schlächtergilde hinweg. Da sah die ganze Stadt und der Bischof, daß mit dem hartherzigen Manne nicht auszukommen wäre; früher war wohl das Recht auf seiner Seite gewesen, aber die Metzgergilde hatte ihren Frevel gebüßt und nun war das Recht auf ihrer Seite. Darum kündete auch die Stadt und der Bischof dem Grafen die Fehde an und der Sieg war dieß Mal auf der Seite des Rechts. Die Osnabrücker fingen den Grafen und führten ihn nach Osnabrück. Dort brachten sie ihn in den Bucksthurm und sperrten ihn in den eichenen Kasten. Durch die Eichenbalken war ein Loch gelassen, durch welches man dem Grafen Nahrung zuschob; aber sieben Jahre lang saß der halsstarrige Mann in diesem Käfig. Da erst bewilligte er alle Forderungen der Bürger von Osnabrück, die sein Schloß in Teklenburg schon längst zerbrochen hatten.

So erzählt uns die Sage und dieser gemäß wäre das geschehen am Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

Dr. O. Klopp.

Der Pfarrer von Rückersdorf.

Zu jener Zeit, als sich der große Schwedenkönig Gustav Adolph und der kaiserliche General Wallenstein bei Nürnberg gegenüber standen, sah es in der Umgebung jener Stadt traurig genug aus. Die Felder waren zerstört und blieben unangebaut liegen, die Dörfer geplündert und verbrannt, die Einwohner entflohen; das Vieh geraubt, was davon nicht fortzubringen war, wurde todt gestochen und blieb unbegraben liegen. Eine nothwendige Folge dieses unseligen, grausamen Verfahrens war namentlich Futtermangel; in beiden Lagern fielen tausende von Pferden, welche nur nothdürftig oder gar nicht eingescharrt wurden. Der Verwesungsgeruch verpestete die Luft, und erzeugte ansteckende Krankheiten, welche mehr Krieger hinrafften als das Schwerdt, und von denselben auch mehr gefürchtet wurden als der dichteste Kugelregen.

So kam denn auch ein Trupp kaiserlicher Reiter vor das große Pfarrdorf Rückersdorf, zwei Stunden von Nürnberg, an der Straße nach Amberg gelegen. Der Trompeter blies zur Uebergabe aufforderud, aber kein lebendes Wesen war zu sehen, Alles blieb todtenstill, nichts vernahm man, als den Wiederhall der kriegerischen Töne.

Stutzend hielten die Reiter, und Gefahr vermuthend rückten sie nur langsam und vorsichtig in das Dorf ein;

aber Alles blieb still und öde wie zuvor, und manchem der Feinde fing es bereits an, unheimlich zu werden.

Als nun der Vortrab in die Nähe der Kirche kam, scheuten selbst die Rosse, denn Schauertöne erklangen wie aus der Luft herab, und erschrocken blickten die Krieger empor.

Aus einem Schallloche des Kirchthurms schaute eine geisterbleiche gespenstige Gestalt, in ein weißes Todtenhemd gehüllt und rief in langgezogenen Klagetönen: Pestilentia! — Pestilentia! — Pestilentia! — Kaum hatten die Eingedrungenen dies Schreckenswort gehört, als sie eiligst um-



kehrten und in schnellem Rosseslaufe verließ bald der ganze Trupp die vergiftete Stätte.

Als es wieder still geworden war, zog sich die Gestalt zurück, und schritt bald darauf gemächlich dem Pfarrhause zu.

Längst schon hatten die Einwohner Rückersdorfs ihre beste Habe an verborgene Orte in Sicherheit gebracht, und als nun der Feind sich wirklich näherte, flohen sie alle, Männer, Weiber und Kinder; nur Einer blieb zurück, das war der wackere Pfarrherr, der wollte seine Kirche nicht verlassen, auf Gott und seine Klugheit bauend. Wohl mochte er durch Hunger, Noth und Entbehrung einem Gespenste ähnlich gesehen haben, genug, sein Vertrauen hatte ihn nicht getäuscht, und durch seinen guten Einfall war wenigstens für diesmal der ihm anvertraute Schatz gerettet. X.

Zwei große Essen.

Die Feste einer Kleopatra zu Alexandrien, Ephesus, Samos und Athen, die Gastmähler eines Lucullus, eines Pollio Arrius und Apicius, die Gelage eines Nero, Caligula und Vitellius stehen heute noch unübertroffen da vor der staunenden Nachwelt in ungeahnter üppiger Pracht und Verschwendung. Aber wir wissen nichts weiter von ihnen, als daß jedes Fest der ägyptischen Helena dem Antonius ein Land kostete, das dem römischen Volke gehörte; daß Lucullus kein Gastmahl unter 80,000 Drachmen Goldes gab; daß Pollio seine Muränen mit dem Fleische seiner Sklaven mästete; daß ein Gericht von Flamingo-Zungen allein dem Arrius auf 60,000 Gulden zu stehen kam; und daß jener letzten römischen Cäsaren üppige Gelage, — welche nur Speisen und Getränke fremder Länder, nur Wohlgerüche und Blumendüfte fremder Zonen würzten, — das Volk sammt seinen Fürsten verdarben, entnervten und zum endlichen Falle brachten.

Blicken wir dagegen auf jene, uns gleichfalls von der Geschichte überlieferten Feste und Gastmähler, die, der Zeit und der natürlichen Verwandtschaft nach, uns näher stehen, — auf jene „frouden unde hochgezîten" des glänzenden, lebenswarmen Mittelalters, so drängt sich uns — im Vergleiche mit den alten — vor Allem die Beobachtung auf, daß es bei diesen nicht mehr, wie bei jenen, hauptsächlich und ausschließlich auf bloßen Gaumenkitzel und selbstbetäubende hochmüthige Prunksucht abgesehen war, sondern daß — und dieses wieder ganz besonders bei den Deutschen — der dichterisch sinnige Hauch der Zeit selbst in der Anordnung ihrer Feste und Ausschmückung der Speisen bald in ernsthaften oder derb lustigen, bald aber auch in geradezu politischen Allegorien und Zwischenspielen und Zwischengängen sich entschieden kund gab. Das Hochzeitsmahl Königs Carl VI. von Frankreich, so wie das Herzogs Georg des Reichen von Bayern-Landshut, das Weihnachtsfest Kaisers Otto III. zu Nürnberg und gar viele andere Bankette und

Gelage lassen uns einen tiefen, freundlichen Blick in jene ganze Zeit thun, ohne daß wir aber etwa nicht auch den Küchenmeistern und Köchen jener erlauchten und stattlichen Fürsten und Herren unsre staunende Bewunderung zollen müßten, welche ein reiches und treffliches Mahl sammt einem köstlichen Trunk dazu recht gut zu bereiten und zu genießen verstanden; wie wir aus beifolgender, der Chronik wortgetreuen Schilderung zweier solcher großen Essen alsbald in Erfahrung bringen werden:

„Anno 1468 hielt Carolus, Hertzog von Burgund, der Kriegerische und Stolze genannt, sein drittes ehliches Beilager mit der Königin Margarethen aus Engelland zu Brügge in Flandern. Da war viel köstliche und wunderliche Pracht. Der Saal war mit güldenen Tüchern behengt. Er und die Braut hatten güldene Stück (Gewänder) an. Auf den Tischen stunden 30 köstliche Schiffe, gemacht mit Menschen und Segeln, die waren geladen mit Gebackenem, und ein jegliches hatte 4 Boden, darinne waren Zugemüse, zwischen jedem Schiffe ein Tabernakel, darunter stunden Pasteten.

Es kam ein Pferd für den Tisch, bereitet wie ein Einhorn, darauff saß ein Knabe, bereitet wie ein Bär. Darnach kam ein Löwe für die Taffel, darinne waren 4 Senger, die sungen gar lieblich aus dem Löwen.

Den andern Abendt spielte man Herculis Comœdien. Darnach kam ein Greiff, daraus flogen allerlei Vogel.

Den dritten Abend hatte man einen großen Thurm, in dessen Fenstern lagen 6 Bären, die bliesen mit Trummeten. Darnach kamen 12 Geißböcke und Wolfe, die pfiffen und flöteten.

Darnach giengen einher viel Esel, das waren eitel köstliche Sänger.

Darnach kamen viel Affen, einer pfiff, die andern tantzeten umb den Thurmb den Morißken-Tantz.

Es stunden auch auff den Tischen 48 seidene Zelt mit des Hertzogen Panern, unter etlichen waren Pasteten und mancherley Possen.

Es kam ein Wahlfisch, 18 Schuh lang und 16 Schuh hoch, in deme gingen 40 Mann, und da er für die Königin kam, lieffen aus Fisches Munde 12 wilde Männer, die sprungen und kämpffeten, und jagte einer den andern wider in des Fisches Mund und Bauch.

So wurden allerley Rennen, Stechen und Kämpffe gehalten. Man mußte 8 Tage lang zu diesem prechtigen Beilager haben täglich 800 silberne Platten, 16 Ochsen, 10 Schweine, 600 Pfund Specks, 100 Pfund Ochsenmark, 250 Hämmel, 250 junge Lämmer, 250 junge Ferklein, 100 Hasen, 800 Kaninchen, 300 Soalen (ist eine Art Vogel), 200 Phasianen, 200 Wasservogel, 800 Rebhünner, 400 Tauben, 200 Schwanen, 100 Pfawen, 400 Hünner, 1000 junge Hünner, 500 Capannen.

Alle Gefäße, zu essen und trinken gebraucht, waren silbern und gülden, je eines größer, schöner, und anders gestalt als das ander, gezieret mit Perlen und edlen Gesteinen.

Der stoltze Hertzog aber selbst hatte ein gülden stück an mit Perlen und edlen Gesteinen besetzet, das geschetzet ward auff zwey hundert Tausend Goltgülden."

Das zweite, große Essen, das wir hier beschreiben, wurde gehalten in der alten Hofburg zu München im Jahre 1509 und war das Leichenmahl Herzogs Albrecht V. von Bayern, eines strengen und staatsklugen Fürsten, welchem die Geschichte auch deßhalb den Beinamen des „Weisen" beigegeben hat. Bei diesem Mahle herrschte denn auch, weil es die Gäste zu ernsten und traurigen Gedanken vereinigte, — statt der heiteren und possenhaften Zwischengänge, ein ernster, fromm kirchlicher Sinn in allen Schaugerichten vor, ganz der Feier angemessen, für die sie bestimmt waren. Doch wir lassen sogleich die Chronik selber berichten, die da sagt:

„Erstes Essen war das erste Alter der Welt. Nemlich Adam und Eva in einem Garten, und stund zwischen ihnen ain grüner Baum, darum sich eine Schlange gewunden hatte, einen Apfel im Maul, und neigte sich darmit gegen Eva; darbei Maurachen und Pfifferling, von Zucker und Mandel gemacht.

Zweites war ein gesottener Schweinskopf auf einem Rost abgetrocknet.

Drittes war gesottenes Fleisch mit Kapaunen, Hünern und getrocknetem Fleisch.

Viertes war eine Figur des andern (zweiten) Alters der Welt. Nemlich die Arche Noah, mit beyliegenden Oblaten von Zucker gebacken.

Fünftes war ein heißes Essen, Fisch, von Lachsforellen, Aeschen und andern guten Fischen.

Sechstes war ein Zettelkraut, und was darauf gehört.

Siebentes war das dritte Alter der Welt, nemlich die Figur, wie Abraham seinen Sohn hat opfern und enthaupten wollen, dabei ein Thurm von Zucker und Mandeln.

Achtes war eine durchsichtige hohe Sülze, mit Fischen.

Neuntes war grün und gesalzenes Wildprät, in einem Pfeffer.

Zehntes war das vierte Alter der Welt, nemlich wie David, das klein Kuniglein, gegen den Goliath, der in Gestalt eines Riesen gemacht war, stund, und seine Schleuder in der Hand hatte; dabei süße Kräpfel von Zucker und Mandeln.

Elftes war ein Gemüse.

Zwölftes war ein eingemachter Hausen.

Dreizehntes war das fünfte Alter der Welt, nemlich der Thurm zu Babylon, der mit einigen Häusern in einem Gemüs stand.

Vierzehntes war eine Pastete mit eingemachten Vögeln.

Fünfzehntes war ein Rehschiegel mit einer Zyseind!

Sechzehntes war das sechste Alter der Welt, nemlich die Menschwerdung Christi, Maria mit ihrem Kindlein, auch mit Joseph, dem Eselein, Oechslein und Krippen, in einem weißen Mandelmuß gemacht.

Siebzehntes war eine Pastete mit Birnen und andern Gemüse.

Achtzehntes waren eingemachte Vögel.

Neunzehntes war das siebente und letzte Alter der Welt, nemlich das jüngste Gericht, wie der Heiland unter einem Regenbogen sitzt, zu der rechten Seite die Jungfrau

Maria, als eine getreue Fürbitterin, und zu der linken St. Johannes knieend, dabei ein Marcipan von Zucker und Mandeln.

Zwanzigstes war von eingemachten Karpfen und Wallen.

Einundzwanzigstes war ein Gebratenes, von Fasanen, Haselhünern, Rebhünern, Vögeln, und andern gutem Wildprät.

Zweiundzwanzigstes war des gnädigen Herrn Herzogs Albrecht hochlöblichen Gedächtnuß, Begräbnuß, nemlich die Form des Grabes, mit allen Fahnen und Panieren des Landes und der Herrschaft, wie solches in der Kirche Unser lieben Frauen auf seinem Grabe (bei dem Leichengepränge) steht, nach seiner Bildung ein geharnischter Mann, auf dem Rücken liegend, in der rechten Hand ein Panier, in der linken ein bloßes Schwert, bey den Füßen zwei Wappenschilde. Dabei gefüllte Oblaten.

Dreiundzwanzigstes und letztes Gericht zum Morgenmahle oder Frühstück: Ein Gebackenes von Kacheln, in Form eines Ofens, woraus lebendige Vögel gelassen wurden. Außer diesen 23 Gerichten wurden noch mehrere Essen zu andern Mahlzeiten gegeben, z. B. eine Galeere mit ihrem Segelbaum; eine Pastete mit etlichen Thürmen, darinnen ein Thor, und darauf ein Hirsch mit einem vergoldeten Gehörn; ein brauner Igel in einem weißen Gemüse; drei Löwen in einem Gemüse; St. Johannis Enthauptung; das Abendessen Christi rc.

Alle Fürsten, fürstliche Abgesandte und Räthe aßen bey Hof, ihr übriges Gesinde, die eingeladenen Damen, „und wer von selbst kommen is“ wurden zu Hause gespeist, und in den Gasthöfen die ganze Zeit über frei gehalten. Außerdem noch wurden aus fürstlichem Keller und Küche täglich gespeißt fünf und zwanzighundert Menschen, und gefüttert achtzehnhundert und neun Stück Pferde.

Zwei Urkunden.

Voreinst lebte Einer, hieß Aventinus, war ein berühmter Historicus in bayrischer Angelegenheit und wo er in den Klöstern alte Urkunden wußte, kam er mit des Herzogs Befehl daher und verlangte, was Schrift ihm lieb und gut dünkte. Wann 's dann an's Zurückstellen ging, war sein Gewissen oft gar weit, und hätt' es drüber Prozesse gegeben, die wären noch heut zu Tage nicht aus. Nun war er einst zu Tegernsee und kurze Zeit darauf zu Scheyern, von beiden Klöstern aber nahm er eine große Zahl Urkunden mit, und was in denen stand, wußten die Aebte selber nicht. Schrieben diese nur die Tituln auf, und als schier ein Jahr verflossen, forderten sie Herrn Aventin nicht allzufein zur Rückgabe an. Da schickte er Alles bis auf zwei Urkunden zurück, die zwei aber, schrieb er, wolle er noch behalten. Auf dieß kamen die zwo Aebte gen München, klagten einander ihre Noth und beschloßen, ihm gemeinschaftlich zu Leib zu gehen, weil die Geschriften sicher von hohem Werth seien.

Wie er sie nun eintreten sah, lächelte er und sagte: „Gnädiger Herr Abt von Tegernsee, mich bedünkt, Ihr wellt mich angreifen. Da mag ich mich redlich wehren. Bei mir ist's mehr nit, denn ein Jahr, daß ich Euer Eigen besitze, wie ich aber aus der einen Urkunde ersah, schuldet Ihr an Kloster Scheyern schon hundert Jahre lang, und betriffts nit weniger, denn zwo hundert Goldgulden!“

Da erschrack der Abt von Tegernsee ungemein, las die Urkunde und blieb ihm kein Zweifel. Der Abt von Scheyern aber war höchlich erfreut und sagte: „Das lob' ich mir und will mich wohl daran halten.“

Hierüber gerieth der Abt von Tegernsee in Unmuth, der von Scheyern gab nicht nach, und da sie erst als gute Freunde gekommen waren, erhitzten sie sich nun zu arger Feindschaft, bis der Abt von Scheyern sich aufmachte und, seine Urkunde in der Hand, zur Thüre hinaus wollte. Der Abt von Tegernsee aber wollte ihm nach und warf dem Aventin noch ein zürnendes Wort zu.

„Da sagte Der: „Gemach gemach! Nehmt auch Ihr Euere Urkunde mit von dannen! Nun könnt Ihr sehen, was viel ein Historicus ertragen muß, da ihn der Eine lobt und der Andere lästert. Ich aber hab' mich für Euere scharfen Briefe gerächt. Und hat sich nun erst der Abt zu Scheyern gefreut, so sollt Ihr Euch, Herr Abt von Tegernsee, nicht minder freuen!“

Alsbald wurde des Abts von Tegernsee Antlitz frühlingsheiter, des Anderen seines aber verfinsterte sich.

Drauf gab Herr Aventinus dem Letzten die zweite Urkunde zu lesen und sagte: „Der Abt von Tegernsee schuldet zwo hundert Goldgulden an Scheyern. Das hab' ich dort im Kloster gefunden. Ihr aber schuldet zwo hundert an Tegernsee, das hab ich zu Tegernsee gefunden. Demnach gleicht sich Euere Schuld aus — und habt Ihr mich hart beschrieben und geneckt, han ich dafür tüchtig erschreckt und macht Ihr nun Prozeß und Strauß, geht der Hader andre hundert Jahr lang nit aus.“

Drüber boten sich die zwo Aebte die Hände und blieben weiters gute Freunde.

Die unsichtbaren Hexen.

Um 1564 war zu Augsburg Allerlei geschehen, was den Leuten die Köpfe verwirrte, sonderlich wußten sich's die aus dem Volk nicht zu deuten, und verbreitete sich die Sage, in und um Augsburg müsse es eine Menge Hexen geben. Wo nun irgend ein altes Weiblein nicht fast überaus anmuthig war oder auch nur einsam dahin lebte, ward gar leicht Verdacht geschöpft und auf jeden Schritt geachtet, ja standen wohl gar die rechten Eiferer über Nacht an den Häusern und wollten sich überzeugen, ob etwa Die oder Jene auf einem Besenstiel zum Schornstein hinausfahre. Da zeigte sich nie etwas, gleichwohl kamen die Leute immer tiefer in ihren Wahn und behaupteten, die Hexen führen dennoch aus, könnten sich aber unsichtbar machen.

Wie nun das Gerede auf's Höchste stieg, und der Oberen auch schon manche die Köpfe schüttelten, langte ein berühmter Hexenbeschwörer an. Der mischte sich unter das Volk, sagte, dem Unwesen wolle er bald steuern und gegen eine gute Belohnung in der Nacht des zwanzigsten April hinter

Lechhausen sämmtliche Hexen von und um Augsburg zwingen, und wenn es sein müßte, von weiter her deßgleichen. Die könnten nicht anders und müßten eintreffen, wollten sie oder nicht, also wäre dann bald Gewißheit, welche Weiber Hexen seien, und weil sie wohl kommen müßten, aber ohne seine Erlaubniß nimmer davon fahren könnten, so brauchte man sie nur gefangen zu nehmen.

Auf das fehlte es mit der Belohnung nicht, daß schier an die hundertfünfzig Gulden zusammenkamen, und in der bestimmten Nacht machten sich alle Hexenfeinde zur Stadt hinaus und trafen hinter Lechhausen ein. Da warteten sie Stunde für Stunde. Es war aber schon zwei Uhr geworden, und es ließ sich noch keine Hexe sehen. Der Hexenbeschwörer aber war auch plötzlich fort.

Kehrten also sämmtliche Leute Morgens in die Stadt zurück und zogen gewaltig auf den Hexenmeister los, dazu wurden sie von denen tüchtig ausgelacht, welche in Augsburg geblieben waren. Mittlerweile sie aber noch hin und her stritten, kam Einer hereingeritten, der sagte: er habe den Hexenmeister getroffen und er ließe männiglich Gruß entbieten. Sie sollten ja nicht glauben, daß die Hexen nicht erschienen seien. Vielmehr sei die ganze Luft voll gewesen, aber sie hätten sich unsichtbar gemacht. Da hab' er dasselbe für gut befunden, also sei er mit sammt dem Gelde verschwunden.

Der Rosenauer Krieg.

Als man 1556 zählte, hielt sich zu Augsburg ein junger, reicher Kaufherr aus Wien auf, Namens Diepold, und so viel ihn seine Geschäfte dahin zogen, er blieb doch stets zu Augsburg. Denn er hatte sich des Stadtobristen Töchterlein erkoren. Nun hatte der Stadtobrist, Sebastian Schertlin, nichts einzuwenden, als Eines, nämlich, daß der Kaufherr von Wien zum Ellenstab geschworen habe, anstatt zum Degen. Da sagte Herr Diepold eines Tages: „Jeder habe seinen Beruf, es gebe aber feige Soldaten und muthige Kaufherren, und käme nur die Gelegenheit, so wollte er seinen Muth sicher beweisen."

Bald darauf erscholl die Kunde, zu Donauwörth mustere man dreitausend reisige Knechte für Kaiser Ferdinand, es liefen ihrer aber an die zwölftausend zusammen. Sei demnach zu befürchten, es mische sich der oder jener vacirende Feldhauptmann darein, sammle sich etlich fahrendes Volk und mache der Stadt Augsburg mit Raub und Brand zu schaffen.

Ward sofort Rath gehalten, die Gefahr als übergroß geschildert, ein Beschluß gefaßt und Herr Sebastian Schertlin beauftragt, vierthalbtausend reisige Leute zum Schutz der Stadt Augsburg zu werben.

Da es nun zum Mustern kam, fand sich Herr Diepold von Wien gleichfalls ein, war aufs Beste zum Krieg gerüstet und sagte, er wolle mit gegen den Feind stehen.

Hiezu lachte der Stadtobrist, so ihm insgeheim sehr geneigt war, und hatte nichts wider den Entschluß, rieth ihm aber, sich noch einmal zu bedenken. Denn der Feind sei kein guter Kunde, bezahl' statt des Silbers mit Blei und feilsche um's ganze Leben. Er solle demnach zu Hause bleiben, da könnte sich noch Alles machen, säh' er ihn aber Reißaus nehmen, wär' seine ganze Angelegenheit verspielt.

Darauf schlug Herr Diepold auf sein Schwert und sagte: „Wann Ihr das von mir seht, so sei dem also. Ich halte aber aus auf den letzten Mann und komm' ich davon, ist Euere Tochter mein."

Etliche Tage später marschirte sämmtlich Kriegsvolk und Führer vom Sammelplatz zum Rothenthor herein und also durch die Stadt zum Wertachbruckerthor wieder hinaus in's Lager.

Mittlerweile nun Reisige und Obere des Feindes harrten, zeigte sich derselbe keineswegs, und zwar Tage und Wochen lang. Und hätt' sich nicht zu Zeiten ein Häslein sehen lassen, das seinen Vorwitz büßen mußte, so wäre nicht ein Tropfen Blut geflossen.

Darum scherten sich die Reisigen nichts, denn an Essen und Trinken fehlte es keinen Tag, lachten über den Krieg ohne Feind und Schlacht und schoßen auf die Scheibe, als wär's ein Schießen auf der Rosenau. Die Hauptleute aber ärgerten sich baß, und wer am grimmigsten grollte, der hieß Herr Diepold von Wien. Der war stets zu frühest auf und stets der Letzte zum Schlafen, und so oft er den Stadtobristen sah, rief er: „Kreuz Blitz, Herr Schertlin, jetzt wär's einmal Zeit, daß der Feind käm'!"

Weil sich nun der Feind Stunde für Stunde weniger zeigte, und zuletzt nicht einmal mehr ein Häslein, besann man sich höheren Ortes eines Bessern und machte dem Lagern und Warten ein Ende. Drauf stoben die Reisigen auseinander nach allen Seiten im Lande und suchten neue Händel und Herren. Eine kleine Zahl ward aber zurückbehalten und sollte nach Augsburg gelegt werden. Als diese aufgestellt, linksum commandirt und Marsch gerufen wurde, fehlte sich nichts, und marschirten Alle auf das Wertachbruckerthor zu.

Einer aber war stehen geblieben und hatte sich nicht gewendet.

Das erfuhr Herr Sebastian Schertlin, ritt zornig zurück, auf ihn zu und rief: „Was treibt Euch der Teufel, habt Ihr keine Augen und Ohren?"

„Freilich, und das recht gute," antwortete Jener — es war Herr Diepold von Wien — „und doch sah und hört' ich nichts von einem Feind. Dem sei, wie da wolle, ich hielt mein Wort und hielt aus auf den letzten Mann! Wollt Ihr mit meinem Willen zufrieden sein, so müßt Ihr mir billig Euere Tochter geben. Wo nicht, so schafft mir auf der Stelle einen Feind, und wißt Ihr keinen, so will ich ihn finden. Der aber seid Ihr selbst, denn Ihr habt meinen Muth verhöhnt, und als freier Mann fordere ich Euch auf gleiche Waffen!"

Da lachte Herr Schertlin und sagte: „So weit wollen wir's nicht kommen lassen. Ihr habt Euer Wort gar wohl gelöst. Der Rosenauerkrieg ist zu Ende — und Euere Rosenzeit beginnt."

Franz Trautmann.

Das Armband.

Eine Erzählung aus der Vorzeit Dresdens.



Die Thurmuhr des alten Schlosses zu Wermsdorf hatte die achte Stunde des Abends verkündet, die Stunde des Feierabends für Hunderte von Arbeitern, welche beim Bau des churprinzlichen Lust- und Jagdschlosses Hubertusburg beschäftigt waren, und ihren Wohnungen nun zueilten. Nur der kleinere Theil der Arbeiter wohnte in Wermsdorf selbst, der größere Theil zog in kleinen Trupps den Dörfern Reckewitz, Wiederode, Liptitz und Gottewitz zu; alle, wie es schien nach beendigtem Tagwerke in der fröhlichsten Stimmung singend und lachend, oder in Gruppen noch stehen bleibend und sich besprechend, denn der kommende Tag sollte ein Festtag werden für sämmtliche beim Bau der Hubertusburg beschäftigte Arbeiter; so hatte es im Namen der Churprinzessin von Sachsen Obrist Naumann, der Oberbaudirektor, den Gewerken verkündet, weil es der Jahrestag der Grundsteinlegung war, und die Fürstin zum ersten Male den Bau besichtigen wollte, der schon stattlich bis zum zweiten Stockwerke emporwuchs.

Wenige Minuten darauf, und das rege geschäftige Leben, was des Tages über auf dem sich weit ausbreitenden Bauplatze geherrscht, war verstummt. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die waldigen Höhen um Wermsdorf, und warfen scheidend ihre letzten Grüße in die hohen Fenster des alten Schlosses, welches der Churprinz mit seiner Gemahlin während seines Aufenthalts zu Wermsdorf bewohnte, wo er lieber und öfter sich aufhielt, als in Dresden, und als die ersten Schatten des Abends niedersanken, war es still und öde im Dorfe geworden, denn es war in der neunten Stunde des 2. Juli 1722, und der Landmann, welchen der anbrechende Tag zur Arbeit ruft, geht im Sommer auch gern zur Ruhe, sobald der letzte Schimmer des Tages verlischt. — Nur hier und da an den Thorwegen einzelner Bauerngüter standen noch Männer und Frauen, plaudernd mit den heimkehrenden Arbeitern und deren Nachtgruß erwiedernd, alle aber voll Theilnahme einem jungen Manne nachblickend, welcher der letzte war, der sich vom Bau entfernte, und nun mit einer Papierrolle unterm Arme sich einem der letzten Häuser des Dorfes zuwendete, aus welchem

ein junges blühendes Weib, einen Knaben von sechs Jahren an der Hand, ihm entgegen eilte.

Der junge Mann nahm das munter ihm entgegenspringende Kind liebkosend auf den Arm, reichte der jungen Frau, welche ihn mit einem Ausdrucke banger Besorgniß fragend anblickte, die Hand und rief in unwilligem aber auch zugleich wehmüthigem Tone: „Marie! es bleibt dabei, ich muß fort."

Das junge Weib senkte mit einem tiefen Seufzer ihr Haupt und trat mit Mann und Kind in das Wohnzimmer des Hauses, in welchem das Abendbrod auf einem mit weißen Linnen gedeckten Tische schon aufgetragen stand.

„Also hat auch des Herrn Obrist Naumann Vorsprache nichts geholfen?" frug Marie, den thränenfeuchten Blick auf ihren Mann richtend, welcher sich zu Tische gesetzt, aber ohne das neben ihm liegende Brod anzurühren, den Kopf in die flache Hand des auf den Tisch gestützten Armes lehnte.

„Nichts, Marie," entgegnete der junge Mann, den wir Brand nennen wollen, und richtete sich aus der nachdenkenden Stellung auf, indem er sein Kind auf den Schooß nahm. Der Ordre, welche mich hier vom Bau weg zu meinem Regimente ruft, muß ich gehorchen, und nur wenn der Churprinz da wäre, könnte es möglich sein, daß dieser Kelch an mir vorüber ging, aber der Oberbaudirektor kann nichts machen, und in Militärangelegenheiten läßt sich überhaupt bei Seiner Majestät dem Könige durch Vorsprache nicht viel durchsetzen. Mein Regiment soll vor Ihrer Majestät der Königin und den hohen fürstlichen Herrschaften, die jetzt bei Hofe auf Besuch sind, die Revue passiren und dann bis zu den Herbstmanoeuvern Cantonnements in der Weißenfelser und Naumburger Gegend beziehen, wo auch das Kattische Dragonerregiment, die Infanterieregimenter Churprinz und Pflug und die Krüger'schen Cuirassire eintreffen werden und dann leicht der Oktober zu Ende gehen kann, ehe ich wieder entlassen werde."

„Daß auch jetzt eben der Churprinz in Warschau sein muß", seufzte die junge Frau. „Er hätte gewiß etwas für dich gethan, da er dich kennt und dir wohl will."

„Er hat mir ja auch versprochen, mich bald für immer frei zu machen", entgegnete Brand, „und hat mir eine feste Stelle beim Bauwesen zugesagt und auch der Oberbaudirektor ist damit einverstanden. Aber dießmal muß ich noch aushalten."

„Und dießmal nimmst du mich auch mit, Vater!" bat schmeichelnd der Knabe, „und wenn du keinen Platz hast, so gehe ich zu Vetter Bötig in die Fasanerie."

„Und die Mutter willst du allein lassen?" frug zum Scherz sich zwingend der Vater.

„Die Mutter geht mit," rief lachend der Knabe, „und hier wird zugeschlossen."

„Das Kind hat recht", bemerkte Brand, sich zu Marien wendend. „Zu ändern ist es einmal nicht, also am kürzesten, ich nehme den Knaben morgen mit, du packst hier Alles ein, giebst es Schloßverwalters in Verwahrung und ziehst nach Dresden zum Vetter Bötig, bis ich, will's Gott, zum Winter die Soldatenjacke für immer ausziehe."

„Wenn dir es recht ist, Heinrich", rief das junge Weib sichtbar erheitert durch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. „Ja, ich ziehe nach Dresden, doch einige Tage später als du, um Alles hier genau zu ordnen und zu packen, und darum magst du den Fritz mitnehmen."

„Platz ist für den kleinen Kerl auf eine Nacht schon in meinem Quartier auf der Annengasse," bemerkte Brand, indem er tändelnd die langen blonden Locken des Knaben durch seine Finger gleiten ließ. — „Wie mir mein Feldwebel schreibt, finde ich mein Quartier noch so, wie ich es vor'm Jahre verlassen habe, denn die bisher darin logirt, waren vom Marchischen Regiment und marschiren aus Dresden fort, ehe ich hinkomme. Dann bringe ich meinen Jungen des andern Tages zu Vetter Bötig, wo er, besonders wenn du bald nachkommst, sich wie zu Haus fühlen wird."

„Aber du mußt ja morgen früh schon fort!" sprach die junge Frau, deren Muth wieder wich, sobald sie an ihres Mannes Abreise dachte. „Du glaubst nicht, Heinrich", fügte sie wehmüthig hinzu, „wie schwer mir dießmal der Abschied von dir wird, denn seit deine Einberufungsordre gekommen, habe ich nirgends Ruh und immer ist mir, als müßte dir etwas recht Schlimmes bevorstehen."

„Sei nicht so ängstlich, Marie, es geht ja nicht in den Krieg," rief Brand, und zog die Bangende an seine Brust, sie zärtlich küssend. „Noch höchstens fünf schwere Monate, dann ist's überstanden und du bist Frau Bauinspektorin, wie mir's versprochen, seit der Plan, den ich hier zur Hauptfaçade des Schlosses eingereicht, dem Oberbaudirektor so gut gefallen und Seine königl. Hoheit der Churprinz so beifällig aufgenommen."

„Das gebe der Himmel," seufzte die junge Frau, und nahm den Knaben, welcher schläfrig zu werden begann, mit in die an die Wohnstube stoßende Schlafkammer. Auch Brand suchte bald sein Lager, dem dießmal der Schlummer länger fern blieb als sonst, denn nur mit Mühe hatte er Kummer und Groll unterdrückt, obgleich von beiden seine Brust erfüllt war, seit der Einberufung zum Regiment, die ihn, einen der tüchtigsten Architekten, aus seiner Beschäftigung riß, als glücklicher Gatte und Vater von Frau und Kind trennte, und ihn auf unbestimmte Zeit der rohen Willkür seiner Vorgesetzten Preis gab, da es in damaliger Zeit nichts Seltenes war, daß der gemeine Soldat von Seiten der Offiziere wegen des geringsten Dienstvergehens die entehrendsten Züchtigungen erlitt.

Ehe wir in der Erzählung selbst fortfahren, dürfte es allgemeinerer Verständigung wegen angemessen sein, mit wenigen Worten auf die damalige Art und Weise der Rekrutirung und der Verpflichtung zum Militärdienst hinzuweisen. Unter Churfürst Friedrich August dem Zweiten, König von Polen, bestand wie schon früher und später bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Sachsen und allen übrigen deutschen Staaten das Werbesystem, welches je nach den Erfordernissen der Zeit in kleinerm oder größerm Maßstabe mit allen nur möglichen Mitteln der List oder rohen Gewalt ausgeübt wurde, und während ganz Sachsen in Werbebezirke eingetheilt war, fehlte es auch in damaligen

freien Reichsstädten und Hafenplätzen nicht an Werbern aller Nationen, welche gewöhnlich Wirthshäuser zum Schauplatz ihrer Thätigkeit wählten, um alles, was nur irgend von jungen Leuten vorzüglich tauglich zum Militärdienst erschien, zu pressen und dann Gefangenen gleich, den betreffenden Regimentern, für welche geworben wurde, zuzuführen. Auf wohlgewachsene Leute von besonderer Länge, wurde förmlich Jagd gemacht, um diese als Rekruten für das damalige Grand-Musquetier-Regiment zu werben. Im Innern des Landes selbst hatte jeder Bezirk eine der Einwohnerzahl nach bestimmte Anzahl junger Leute zu stellen, und es konnte wohl nicht fehlen, daß jeder junge Mann, sobald die Nachricht sich verbreitete, es solle in diesem oder jenem Orte eine Aushebung stattfinden, sich, wenn es nur irgend möglich war, durch die Flucht vom Militärdienste zu befreien suchte, und dann das zur Abholung der nöthigen Mannschaft abgesendete Commando ohne Rücksicht auf gewerbliche und Familienverhältnisse nahm, wen es nur irgend noch tauglich fand, oder auch oft des Nachts Städte und Dörfer überfiel, und die nöthige Anzahl Rekruten aus den Betten holte. Ob der auf diese Weise geworbene Mann verheirathet war, und ob Frau und Kindern etwas zu leben übrig blieb, nachdem man den Ernährer derselben auf die nichtswürdigste Weise von den Seinigen getrennt, darnach wurde nicht gefragt, und es war daher nicht selten, daß dieses Verfahren roher Willkür und teuflischer Verschmitztheit oft die blutigsten Scenen im Gefolge hatte, sowie es nicht wenig dazu beitrug, in den Augen eines jeden jungen Mannes, der, sei es welchen bürgerlichen Erwerbszweig oder wissenschaftlichen Beruf er sich erwählt, den Soldatenstand verabscheuungswerth zu machen, da zum sogenannten gemeinen Soldaten damals höchst selten ein fleißiger ordentlicher junger Mensch sich stellte, dagegen die rekrutirten Mannschaften nur durch List oder Gewalt geworben, alles übrige aber, was freiwillig den Werbern in die Hand lief, der Kathegorie der Vagabunde und Verbrecher angehörte.

Brand, welcher sich dem Baufache gewidmet, mehrere Jahre beim Hofbaumeister in Dresden gearbeitet und durch natürliches Talent und Fleiß zum tüchtigen Architekten gebildet, hatte die Aussicht gehabt, bald selbst als Meister aufzutreten, und lebte bereits im vierten Jahre einer glücklichen Ehe, als er des Nachts von den Werbern des Regiments Königin-Infanterie, nebst mehreren andern jungen Männern in Grimma, wo er sich damals bei einem Bau betheiligt aufhielt, aus seiner Wohnung geholt und nach Wittenberg gebracht wurde, da dort der Stab dieses Regiments stand, welcher jedoch später nach Dresden verlegt wurde. Auf Verwendung seines frühern Lehrherrn, des churfürstlichen Hofbaumeisters, wurde ihm Urlaub ertheilt nachdem er ein halbes Jahr mit Exercierübungen zugebracht und er dem Obrist Naumann, welcher als Oberbaudirektor den Bau des churprinzlichen Lust- und Jagdschlosses Hubertusburg leitete, empfohlen, der gar bald den fleißigen und tüchtigen jungen Mann lieb gewann, und sich seiner thätig annahm. Auf dessen Anrathen hatte er mit dem kleinen Vermögen, welches er und seine Frau besaß, sich in Wermsdorf angekauft, und der Obrist Naumann wollte nur die Rückkehr des Churprinzen aus Warschau abwarten, um den jungen Brand für immer vom Militär zu befreien und in die Dienste des Churprinzen als Bauinspektor zu bringen, wozu sich die günstigste Gelegenheit bereits bot, als unerwartet eine Ordre den freudig Hoffenden zum Regimente rief, und vor der Hand wenigstens alle schönen Träume einer heiteren Zukunft vernichtete.

So standen die Sachen, als Brand in der siebenten Morgenstunde des andern Tages, seinen sechsjährigen Knaben an der Hand, von seiner Frau ein Stück Weges begleitet, aus Wermsdorf wanderte und die Straße nach Oschatz einschlug. Ein leichtes Ränzel an einem frisch abgeschnittenen Eichenstock befestigt, enthielt etwas weniges von Wäsche und seine abgetragene Musketieruniform, welche er in und um Wermsdorf, wo so Viele ihn kannten, zu tragen sich schämte. Die Dienstkleidung, in welcher beurlaubte Kriegsleute einberufen wurden, war größtentheils in der traurigsten Beschaffenheit, da denselben eben nur stets das schlechteste ihrer Bekleidung mit auf Urlaub gegeben wurde, wie man ja noch in neuerer Zeit die auf Urlaub in ihre Wohnorte heimkehrenden Mannschaften in dem erbarmungswürdigsten Zustande aus den Thoren der Garnisonsstädte wandern sieht, weit mehr zur Richtbank geführten Verbrechern, als Soldaten ähnlich, welche auf kurze Zeit oder für immer des Dienstes entlassen werden. —

Schweigend ging das junge Ehepaar der Oschatzer Straße zu, während der Knabe in lustigen Sprüngen voraneilte, nichts von dem bittern Groll und Weh ahnend, welches die Herzen seiner Eltern füllte. Brand war immer ernster geworden, je näher der Augenblick kam, wo er von Marien sich trennen sollte, deren Vorsorge ein Fuhrwerk bestellt, welches eine Stunde von Wermsdorf entfernt hielt, um Mann und Kind wohlbehalten nach Dresden zu bringen, wozu er damals von Oschatz aus, bei der traurigen Beschaffenheit der frequentesten Heerstraßen, recht gut zweier Tage bedurfte, und Brand somit den 4. Juli in Dresden eintraf, genau so wie die Ordre es besagt. — Trüb wie das Gemüth der beiden Liebenden war auch der Himmel und graue Regenwolken lagerten um den Culmberg und zogen über die Waldhöhen den Wanderern voran, während rings um sie her alles im üppigen Grün und herrlichen Blüthenschmucke des beginnenden Sommers prangte.

Endlich trennten sich Beide. — Weinend umarmte Marie den scheidenden Gatten, der ihr, so schwer es ihm auch ward, Trost zuzusprechen suchte.

„Lebe wohl, Marie!“ rief er, und streichelte die Wange des sich an die Mutter schmiegenden Knaben, dem bei dem Anblick der Thränen, welche Marie vergoß, das Weinen nahe war. „Mache mir den Abschied nicht noch schwerer, als er mir ohnedem schon wird,“ und komme bald nach, du wirst unsern Fritz in des Vetters guter Obhut finden.“

„Mir ist so bange, als sollte ich dich nimmer wieder finden“, schluchzte das junge Weib und eilte noch einmal in seine Arme. Dann umschlang sie küssend den Knaben und mit den Worten: „Gott schütze Euch, ich komme bald nach“,

wendete sie sich zum Rückweg, während Brand und sein Kind der Forteilenden Abschiedsgrüße zuwinkten, so oft dieselbe von Zeit zu Zeit nach den Zurückgelassenen sich umsah.

In demselben Augenblicke jagte ein Vorreiter die Straße daher und bald darauf rollte die Equipage der Churprinzessin Marie Josephe vorüber, in welcher diese nebst zweien ihrer Hofdamen, der Gräfin von Gottern und der Baronesse Rodrazevska sich befand. Der Anblick des so traurig sich trennenden Ehepaares mochte die Aufmerksamkeit der Fürstin erregt haben, denn Marie bemerkte deutlich, wie die Churprinzessin sich aus dem Wagenfenster bog und ihr nachsah, während Brand mit seinem Knaben um die Waldecke sich wendend, ihren Blicken entzogen wurde. Die Churprinzessin kam von Dresden und fuhr nach Wermsdorf, wohin Marie zurückeilte, um so schnell als möglich ihre kleine Wirthschaft zu ordnen und der Verabredung gemäß, Alles, was sie von Werth besaß, dem mit Brand befreundeten Verwalter des alten Wermsdorfer Schlosses zu übergeben. Als sie jedoch ihre Schritte beeilend, dem Schloßbau nahe kam, welcher heute ein Ort der Freude sein sollte, und sie die Gruppen der Arbeiter und deren Frauen und Mädchen erblickte, unter denen ihr Mann und sie selbst heute fehlte, als alle, die sie vorüber eilen sahen, mit traulicher Theilnahme ihr den Morgengruß zuriefen, da war es ihr, als ob ihr Herz brechen müsse und unaufhaltsam flossen ihre Thränen.

Sie wandte sich ab vor diesem ihr heute so schmerzlichen Bilde und ging, den Blick auf die Straße gerichtet, schnell ihrer Wohnung zu. Da sah sie nahe dem Fahrgleise etwas flimmern, und es aufhebend, erkannte sie, nachdem sie es von Schmutz und Staub gereinigt, eine Perlenschnur mit einem Diamantschloß in Form eines Schmetterlings, ein Armband bildend, wie es damals die Damen höheren Standes trugen.

„Sollte diesen Schmuck die Churprinzessin verloren haben?“ frug sich Marie, indem sie denselben sorgfältig in ihr Taschentuch schlug. „Gewiß, er gehört ihr oder einer ihrer Frauen, und wenn du jetzt hingehst, dich bei ihr melden läßt, und ihr das Armband wieder bringst, vielleicht läßt sich die Fürstin — sie soll ja so gut sein — erbitten und legt ein Wort beim König ein, damit Brand wieder zurückkehren darf zum Bau und jetzt schon frei vom Soldatendienst wird.“

Dieser Gedanke, der blitzesschnell sie durchzuckte, gab ihr Muth sogleich nach dem Schlosse zu gehen, wo sie die Churprinzessin fand, welche kaum angekommen, eben im Begriff war, sich nach dem Bau der Hubertusburg zu begeben.

Marie fühlte, wie ihr Muth schwand, je näher sie der Fürstin zu kommen suchte, welche im Gespräch mit dem Oberbaudirektor Naumann die Reihen der Arbeiter durchschritt, die im Festtagsstaate aufgestellt, mit dreifachem Vivatruf die Churprinzessin von Sachsen begrüßten; aber der Gedanke an ihren Mann, welcher traurig seine Reise nach Dresden fortsetzte, gab ihr Entschlossenheit, sich durch die Arbeiter nahe an die Fürstin zu drängen, welche, als sie das junge Weib erblickte, deren Augen von Thränen geröthet waren, befremdet einen Schritt zurücktrat.

„Wer ist sie?!“ frug Marie Josephe, und wendete sich zugleich an den Oberbaudirektor, als wollte sie von diesem Auskunft haben.

Das junge Weib wollte antworten, aber ein nie gefühltes Bangen preßte krampfhaft ihr Herz zusammen und raubte ihr die Sprache.

„Königliche Hoheit!“ entgegnete Obrist Naumann, der wohl ahnte, welcher Entschluß die junge Frau in die Nähe der Fürstin geführt, „das arme Weib ist die Frau eines meiner besten Arbeiter an höchstdero Schloßbau. Eine Ordre seines Regimentschefs hat ihn heute Morgen den Seinigen entrissen und wieder nach Dresden zu seiner Compagnie geführt. Gewiß will die Arme eine Bitte an Ew. Königl. Hoheit richten, bei Sr. Majestät dem Könige ein Wort der Milde für den Mann einzulegen, dem unser gnädigster Churprinz versprochen, ihn bald ganz frei zu machen vom Militärdienst, sobald Höchstderselbe zurückkehren würde von Warschau.“

„Ist's nicht dieselbe Frau, welche wir heute früh auf der Landstraße erblickten?“ frug lächelnd die Churprinzessin und wendete sich zur Gräfin von Gottern.

„Dieselbe, Königliche Hoheit,“ entgegnete die Gräfin. „Aber,“ fuhr diese fort, als sie sah, wie Marie die Perlenschnur aus ihrem Tuche nahm und diese der Churprinzessin hinreichte, — „was hat sie denn in ihrem Tuche?“

„Ha! mein Armband!“ rief hastig die Fürstin, welche den Verlust desselben noch nicht bemerkt hatte und erstaunt nach der Stelle ihres rechten Armes blickte, an welchem es befestigt gewesen war. „Ich hatte es also verloren, aber wo denn, Kind?“

„Nicht weit von hier, Königliche Hoheit!“ stammelte schüchtern Marie.

„Nun habe Dank!“ entgegnete die Fürstin und nahm das Armband aus den Händen der Zitternden. Nur ungern hätte ich diesen Schmuck vermißt, der mir ein liebes Andenken. Aber weine nicht, Kind,“ fuhr die Prinzessin fort, als sie sah, wie unaufhaltsam Thränen über Mariens Wangen rollten. „Ich will heute nur fröhliche Gesichter sehen, und werde für dich sorgen. Rodrazevska!“ rief sie, nach der zweiten Hofdame sich wendend, welche mit Theilnahme Marien betrachtete. „Erinnere mich, wenn wir vom Bau zurückkehren, daß sogleich ein Expresser nach Dresden zu senden ist.“

„Lohne Gott es Euch tausendfältig, hohe Fürstin!“ rief Marie und bedeckte die Hände der Churprinzessin mit glühenden Küssen.

„Du hast mir mein Armband zurückgebracht“, sprach huldvoll lächelnd die Fürstin und klopfte das junge schöne Weib, noch reizender in ihrem Schmerz, wohlwollend auf die Wange. Also darf ich deine Schuldnerin nicht bleiben und werde dir deinen Mann zurückbringen. Und nun vorwärts Herr Obrist; Ihr mögt mir unterwegs vom Manne dieser kleinen Frau erzählen, wie weit es her ist mit seiner Geschicklichkeit

und du mein Kind geh ruhig nach Hause, du wirst bald von mir hören." Mit diesen Worten warf die Fürstin Marien noch einen freundlichen Blick zu, und schritt nach dem mit Blumen und Laubgewinden geschmückten Bauwerke, während Marie mit einem dankbaren Blick zum Himmel, freudiger Hoffnung voll, ihrer stillen Wohnung zueilte.

Es war in der neunten Abendstunde des 4. Juli 1722, als Brand mit seinem Knaben in die Residenz einwanderte, nachdem er nahe dem Leipziger Thore das Fuhrwerk verlassen, welches ihn in zwei Tagen von Oschatz bis Dresden gebracht. Das rege Leben, welches um diese Zeit und an einem der schönsten Sommerabende auf den Straßen der Hauptstadt Sachsens herrschte, welche unter der Regierung des prachtliebenden August I. der Sammelplatz des reichsten polnischen Adels war, und deren reizende Umgebungen eine Menge fremder Herrschaften aus allen Ländern Europas herlockten; dieses rege Leben fesselte die ganze Aufmerksamkeit des Knaben, welcher um diese Zeit daheim schon längst geschlafen hätte, jetzt aber munter neben dem Vater herschritt, der noch nie nach Dresden mit so schwerem Herzen gekommen war, als dießmal. Sinnend über das freudenlose Soldatenleben, welches seiner wartete, und grell abstach gegen das thätige Wirken und häusliche Stillleben in Wermsdorf, war er über die Elbbrücke gelangt und schritt dem Wilsdrufer Thore zu, als er plötzlich zusammenschreckend bemerkt, daß der Knabe, der vor wenig Augenblicken noch neben ihm hergelaufen, ihm nicht mehr zur Seite war. In der Dunkelheit der einbrechenden Nacht war das Kind bei einer Straßenwendung von seiner Seite gedrängt worden, und hatte ihn aus dem Gesichte verloren. Eine unheimliche Angst durchzuckte das Herz des Vaters, denn der Himmel, vor Kurzem noch hell und klar in der herrlichsten Abendbeleuchtung prangend, hatte sich mit finstern Gewitterwolken überzogen, und wo nun sollte er den Knaben suchen? Welches Unglück konnte dem Kinde begegnen, wenn es umher irrend in der fremden Stadt, die Nacht unter freiem Himmel zubringen sollte? Welcher Jammer der Mutter, die, statt ihren Fritz gesund und munter zu treffen, ihn vielleicht durch Angst und Erkältung, wenn er wieder gefunden würde, todtkrank finden konnte? All' diese Bilder traten lebhaft vor seine Seele und in namenloser Angst durcheilte er die zurückgelegten Straßen, nach allen Richtungen hin den Namen seines Kindes ausrufend. Vergebens! Die Mitternachtsstunde schlug, immer hatte er noch keine Spur des Knaben, und schon wollte er auf der Hauptwache dem Dienst habenden Offizier das ihn betroffene Unglück melden, und einige Soldaten sich erbitten, um ihn suchen zu helfen, als der weinende Ruf: „Vater!" sein Ohr traf.

„Fritz! mein Fritz!" rief freudig erschrocken Brand, und eilte, dem sich wiederholenden Rufe nach, in den Eingang des neuen Zwingers, wo er unter dem Vorbau einer Verkaufsbude, wie solche damals die Krämer während der Jahr-, Fest- und Christmärkte im Zwinger aufschlagen durften, den weinenden Knaben fand.

„Gott sei Dank!" rief Brand, das vor Angst und Furcht zitternde Kind auf den Arm nehmend: „Armer Fritz, du hast gewiß recht viel geweint, aber sag' nur, wo war es denn, als du mich verlorst?"

„Da, wo die große Kirche steht mit den steinernen Männern," schluchzte der Knabe. „Aber sei nicht böse, lieber Vater, ich konnte nicht dafür. Du warst weg von mir, und als ich dich nicht mehr sah, lief ich in meiner Angst hierher, wo ich warten wollte, bis du vorbei kommen würdest."

„Nur gut, daß ich dich wieder habe," sprach Brand, und ging mit dem bald auf seinem Arm vor Erschöpfung einschlafenden Knaben seinem Quartiere zu.

Hier jedoch war Alles schon längst zur Ruhe, und da nach mehrmaligem Pochen sich nicht das geringste Lebenszeichen kund gab sein Quartier aber im Parterre war, so hob er den, wie ihm von früher her bekannt, nicht eingehackten Fensterladen aus und stieg, nachdem er durch das Eindrücken einer Scheibe das Fenster geöffnet, mit seinem Knaben in das für ihn bereit stehende Parterrestübchen, wo er auf ärmlichem Lager sein schlaftrunkenes Kind zurecht bettend, sich traurig und trüber Ahnung voll niederlegte.

Die ersten Strahlen der Morgensonne weckten den wieder zum Musquetier gewordenen Architekten aus wild verworrnen Träumen, und Fritz, der mit dem Vater zugleich aufgewacht, sah sich staunend in der armseligen Wohnung um, in welcher er die Nacht zugebracht. — Zur Meldung beim Hauptmann war es noch zu früh. Brand beschloß daher, ehe seine Dienstverhältnisse ihn fesselten, sein Kind dem Vetter Bötig, welcher als Fasaneriewärter im großen Garten wohnte, zu überbringen, vertröstete den nach seiner Morgensuppe fragenden Knaben auf den guten Kaffee und die weißen Semmeln, welche die Muhme für ihn bereit halte, und trat seinen Weg dahin an, wo er zu nicht geringer Ueberraschung Bötigs und dessen Frau eintraf, als dieses Ehepaar eben im Begriffe war, sich es behaglich am Kaffeetisch wohl schmecken zu lassen. Wenige Worte genügten, um die alten Leute über das Unerwartete seines Besuchs aufzuklären; mit der herzlichsten Theilnahme wurde der Knabe aufgenommen und mit Liebkosungen überhäuft, und bald ließ ihn dieser freundliche Empfang und die für ihn neue Umgebung, wo sich in Gärten und Gehöften der Fasanerie ein so weiter Spielraum seinem kindlich heiteren Sinne darbot, die Trennung von dem Vater vergessen, der ja ohnedem ihm gesagt hatte, daß er bald wieder kommen würde.

Nachdem Brand nochmals seinen Verwandten sein Kind und seine in einigen Tagen nachkommende Frau empfohlen, verließ er mit erleichtertem Herzen die Fasanerie und kehrte in sein Quartier zurück, wo aber der Empfang, welchen ihm seine unterdeß wach gewordene Wirthin bereitete, eben so unerwartet als unerfreulich für ihn war. — Frau Uhlemann, so hieß dieselbe, war Wittwe, trieb Viktualienhandel und hatte außer dem Parterre, in welchem rechts ihr Verkaufslokal und links das Quartier Brands sich befand, noch die erste Etage des Hauses gemiethet und in eine Art kleine Kaserne verwandelt, in welcher sie gegen Vergütung die Einquartierung ihrer Nachbarn aufnahm. Bekanntlich lag

damals bis nach Erbauung der neuen Kaserne der größte Theil der Dresdener Garnison bei den Bürgern einquartirt, und bei der rücksichtslosen Art und Weise, mit welcher verheirathete Männer zum Militärdienst oft abgefangen wurden, war es nicht selten der Fall, daß Mancher oft mit Frau und Kind zugleich in das ihm angewiesene Quartier zog, da von der Stunde an, mit welcher ein solcher Mann seinen gewerblichen Verhältnissen entrissen wurde, auch für die Seinigen die Mittel zum ferneren Lebensunterhalte zu mangeln begannen. —

Im Hause dieser Frau Uhlemann hatte, wie erwähnt, Brand schon früher im Quartier gelegen, und war auch wieder dahin verwiesen worden, da er aber nicht wie die größere Zahl seiner Kameraden die wenigen Pfennige seiner Löhnung der Viktualienhändlerin für Branntwein, Bier und Tabak zufließen ließ, und diese daher an ihm keinen besonderen Kunden hatte, so war derselben eine Gelegenheit, wie sie sich jetzt ihr bot, ganz willkommen, den stillen, ernsten Brand, der ihr zum Aerger, weder Tabak rauchte noch Schnaps trank, und den sie mit dem Namen eines „Duckmäusers" bezeichnete, ihren heimlichen Groll fühlen zu lassen. Sie hatte sehr deutlich dessen wiederholtes Klopfen in der Mitternachtsstunde gehört, auch gewußt, daß er es war, welcher an diesem Tage noch eintreffen mußte, und war nicht wenig entrüstet, als Brand, die Beschaffenheit des Fensterladens kennend, durch denselben sich Eingang in's Haus verschafft hatte.

Mit in die Seite gestützten Armen erwartete sie den Zurückkehrenden an der Hausthüre, beschuldigte ihn des Einbruchs und nachdem sie in eine Fluth der rohesten Lästerungen und Schimpfreden ausgebrochen, eilte sie zornglühend unter wilden Drohungen fort, um ihn bei seinen Vorgesetzten zu verklagen.

Das Gekeife der aufgebrachten Frau hatte nicht allein die in ihrem Hause, sondern auch die in der Nachbarschaft in Quartier liegenden Soldaten herbeigezogen, und da alle mehr oder weniger einen Haß auf die geizige Wirthin und Viktualienhändlerin hatten, so machte sich der Unwille über deren Betragen gegen einen erst plötzlich wieder einberufenen Kameraden in lauten Flüchen oder wildem Gelächter Luft, welches sich steigerte, als man die Frau nach wenigen Minuten wieder zurückkehren sah, aber nicht allein, sondern in Begleitung des Hauptmanns von Zedlitz vom Regiment Königin Infanterie, welcher ihr begegnet, und dem sie ihre Beschwerde wegen erlittenen Einbruches vorgebracht. Sie drängte sich durch die um die Thüre ihres Hauses stehenden Gruppen der Soldaten, welche ihr den Eingang erschwerten, während dieselben vor dem Hauptmann ehrerbietig Platz machten; wild flatterten die Bänder ihrer Nachthaube im Morgenwinde ihr nach, und ihr ohnedem nicht allzu reinlicher Anzug unordentlich und verschoben durch die Eile, mit welcher sie hin und her gelaufen, ließ sie noch widerlicher erscheinen, als sie ohnedem schon war; aber je aufgebrachter das Weib sich geberdete, je mehr nahm das Gelächter der sich ihr in den Weg stellenden Soldaten überhand.

Eine dunkle Zornesröthe hatte die Stirne des Hauptmanns gefärbt, als er die Gruppen der Soldaten durchschritt und der Wirthin nach der Kammer folgte, um dort an Ort und Stelle sich vom Einbruch zu überzeugen, welchen hier verübt zu haben Brand beschuldigt wurde, während die Kameraden desselben neugierig nach der offen gebliebenen Thüre der Kammer sich drängten.

„Er ist also des Nachts gewaltsam hier eingestiegen?" frug jetzt der Hauptmann, einen finster drohenden Blick auf Brand werfend.

„Ja, mein Herr Hauptmann," entgegnete ruhig dieser. „Ich würde noch zur rechten Zeit hier eingetroffen sein, wenn mein Kind in der Dunkelheit sich nicht verlaufen hätte, und Mitternacht heran kam, ehe ich dasselbe wieder fand."

„So, also dem Soldatenbalge wegen einbrechen in's Haus friedlicher Bürgersleute!" schrie die Wirthin vor Wuth zitternd.

Die Soldaten an der offenen Thüre fingen laut an zu murren. „Halt Sie das Maul, Weib!" herrschte der Hauptmann ihr zu und wandte sich wieder zu Brand. „Weiß er wohl," fuhr er heftiger werdend fort und trat demselben noch näher: „Weiß er wohl, daß ihn dieß bis an den Galgen bringen kann?!"

„Herr Hauptmann!" rief Brand tief verletzt. „Ich bin mir keines schlechten Streiches bewußt und nur Diebe und Mörder zieren den Galgen."

„Er will wohl noch raisonniren, Er Himmelhund!" schrie der Hauptmann von Zorn übermannt und hieb mit dem Degengefäß nach Brand, so, daß dieser betäubt mit blutender Stirne zu Boden stürzte.

„Das ist schändlich!" grollten mehrere Stimmen der Soldaten und hoben Brand auf, welcher empört über diese Mißhandlung, todtenbleich vor innerer Wuth, dem zornschnaubenden Offizier drohend entgegentreten wollte, aber von seinen Kameraden zurückgehalten wurde.

„Wer spricht hier!" donnerte Zedlitz und wendete sich nach dem Ausgang der Kammer.

Keiner sprach mehr, aber ein grollendes Murren lief durch die Reihe der Musquetiere, welche die Thüre besetzt hielten, und keine Anstalt machten, den Hauptmann hinaus zu lassen.

„Platz Ihr Schurken!" knirschte Zedlitz. „Den Ersten, der es wagt, nur zu zucken, haue ich zu Boden." Mit diesen Worten warf der Wuthschnaubende einen ihm im Wege stehenden Soldaten zur Seite, und war es Zufall oder Absicht, durch das plötzlich unter den Musquetieren entstehende Drängen nach der Hausthür, wurde der Hauptmann an die Wand geworfen, während die Wirthin laut aufheulte vor Schmerz, denn sie hatte, ohne zu wissen, von wem, einen Faustschlag in's Gesicht erhalten.

In demselben Augenblicke erschien unter Anführung eines Unteroffiziers eine Patrouille vor dem Hause der Wirthin, und machte an der Hausthüre halt!

Schäumend vor Wuth starrte der Hauptmann die nun scheu zurückweichenden Soldaten an und holte tiefaufkeuchend Athem, als fehlte es ihm an Luft.

„Meuterei also Ihr Canaillen!" knirschte er. „Nun gut, Ihr sollt erfahren, wie Euch das bekommen wird. Unteroffizier Cobisch!" herrschte er diesem zu, „Ihr haftet mit Eurem Kopfe dafür, daß keiner dieser Schufte das Haus verläßt, bis weitere Ordre kommt!" und den Degen wieder festschnallend, welcher durch den Wurf an die Wand zu Boden gefallen war, verließ er das Haus, dessen Thüre hinter ihm sich schloß. —

Kurze Zeit nachher hielt eine starke Abtheilung Musquetiere vor dem Hause der Wirthin, und bald darauf sahen die neugierigen Bewohner der Annengasse, welche dieses Ereigniß an Fenster und Thüren gelockt, sämmtliche im Hause der Wittwe Uhlemann befindlich gewesene Soldaten als Gefangene nach der Hauptwache abführen.

Sechs Tage waren verflossen seit jenem Unglücksmorgen. Mit Ketten gefesselt, saß Brand im finstersten Gefängniß der Hauptwache. Sieben und zwanzig seiner Kameraden theilten die Gefangenschaft mit ihm, aber wohl keiner seiner Leidensgefährten konnte so namenlos unglücklich, so tief zerrüttet in seinem Innern sich fühlen, als eben Brand, der vor wenig Tagen noch den Träumen einer schönen Zukunft sich hingegeben, in dessen friedlicher Wohnung zu Wermsdorf vor wenigen Tagen noch ein zärtlich ihn liebendes Weib und ein frohes so glücklich sich fühlendes Kind ihn umgeben hatten, die Beide zugleich nun mit ihm dem drückendsten Elend, dem bittersten Kummer preisgegeben wurden. Dieser furchtbare Wechsel des Geschickes lastete, seine Lebenskraft vernichtend, doppelt schwer auf dem Unglücklichen und raubte ihm den Schlaf seiner Nächte, fortwährend die Bilder der Seinen ihm vor Augen führend, die sich abhärmten um ihn in Schmerz und Verzweiflung.

Aber auch im Hause des Fasanenwärters Bötig war Angst und Trauer eingekehrt. Marie war, wie sie versprochen, zwei Tage später, eingetroffen, und die erste Nachricht, die ihr Ohr traf, war die der Gefangenschaft Brands. Stadtkundig war es geworden, was im Hause der Wittwe Uhlemann sich zugetragen, und die allgemeine Stimme sprach sich entrüstet über die Handlungsweise der Wittwe und des Hauptmanns von Zedlitz aus, und zollte den Gefangenen vielfache Theilnahme; Allen aber war es klar, daß schwere Strafe die Betheiligten treffen würde.

In Thränen aufgelöst saß Marie im Stübchen des Fasaneriewärters, dessen Frau vergebens ihr Trost zuzusprechen versuchte, während ihr Knabe mit einem großen braunen Jagdhunde sich neckte, mit dem er wenige Stunden nach seiner Ankunft beim Vetter Freundschaft geschlossen, und der mit gutmüthigen Augen dem Treiben des Kindes zusah, und sich geduldig alles gefallen ließ, was der Kleine in kindischer Keckheit mit ihm angab, der keine Ahnung hatte von dem so plötzlich zerstörten Glück seiner Eltern. —

Nur eine Hoffnung war der armen jungen Frau noch geblieben, als alle Gänge vergebens gewesen, welche sie und Bötig bei Hofe für den Gefangenen gethan, nur eine Hoffnung noch, und dieß war die Churprinzessin, deren Einfluß auf den König viel vermochte, obgleich derselbe dießmal höchlich erzürnt war über die Meuterei der gemeinen Mannschaft gegen ihren Offizier, und beschlossen hatte, Andern zur Warnung, dieselben nach der vollen Strenge der Kriegsgesetze zu bestrafen. — Die Churprinzessin, welcher der Verlauf dieser ganzen Sache nach Wermsdorf berichtet worden war, hatte versprochen, den 10. Juli in Dresden einzutreffen, und eben war Bötig darnach gegangen, um Erkundigung einzuziehen, ob die Prinzessin angekommen. — Mit glühender Ungeduld hatte Marie die Augenblicke gezählt, seit der Vetter sie verlassen, und eine namenlose Angst durchfieberte ihr Inneres, als sie denselben mit langsamen Schritten, wie in tiefem Nachdenken durch das Hauptthor des Fasaneriegebäudes hereinschreiten sah. Fast mürrisch wies der alte Mann die Liebkosungen der ihm entgegen springenden Hunde zurück, denn nicht ein Bote froher Nachrichten schien er zu sein, wohl aber, als wenn er gar Böses zu berichten hätte; und dem war auch so.

Die Churprinzessin war von Wermsdorf zurückgekehrt, aber eben, als der Fasaneriewärter mit dieser Nachricht zu seiner Nichte heimkehren wollte, war das Urtheil des General-Gouvernements-Kriegsgerichts, welchem der ganze Vorfall zur Untersuchung übergeben worden war, bekannt geworden. Dasselbe hatte entschieden:

„daß, weil diese Soldaten gegen ihren vorgesetzten Offizier aufstößig geworden, sie nach der Strenge aller „Kriegsrechte ihr Leben verwirket, sintemahlen solches als „ein Anfang zu einer Revolution anzusehen und daher „in dem mit unpartheiischen Offizieren besetzten Stabs- „und Kriegsgerichte den 10. Juli decretirt und beschlossen „worden, daß zwei der Urheber und Aufwiegler durch „eine Harquebusade ihr Leben zu enden, die andern „sechsundzwanzig Mann aber jeder zwölfmal durch dreihundert Mann Spießruthen zu laufen hätten. V. „R. W."

Der König hatte dieses Urtheil, ohne Milderung eintreten zu lassen, bestätigt.

Mit schwerem Herzen kam der alte Fasaneriewärter daher in seiner Wohnung an, und wollte durchaus nicht der mit Bitten in ihn eindringenden jungen unglücklichen Frau die Schreckensnachricht mittheilen, und nur als diese flehend vor ihm auf die Kniee sank, ihr Alles zu sagen, was er gehört, verkündete er ihr das Entsetzliche. — Marie hatte, heftig zusammenzuckend, die Unheilskunde vernommen, aber nicht, wie der Vetter befürchtete, in Jammergeschrei ausbrechend, sondern stumm die Hände auf den heftig auf und nieder wallenden Busen gepreßt, als könne der heftige Schmerz ihres Herzens nicht laut werden, und als wolle er die Brust ihr sprengen; dann aber sich aufrichtend, frug sie mit seltsam dumpfer Ruhe: „Und wenn soll dieß Urtheil vollzogen werden?!"

„Morgen Früh um sieben Uhr," entgegnete mit schwankender Stimme der Vetter.

„Dann ist keine Zeit mehr zu verlieren!" rief gefaßt Marie und nahm den Knaben zu sich, der mit furchtsamen Blicken bald auf die Mutter bald auf den alten Fasanerie-

wärter schaute. „Komm Fritz!“ rief sie mit wehmüthigem Ausdrucke tiefen Seelenleidens. „Komm Fritz! wir müssen einen Gang für den Vater gehen, ehe er selbst den Letzten geht.“ —

„Aber, Kind! wohin jetzt und an wen noch sich wenden?!“ frug besorgt Böhig.

„Zur Churprinzessin!“ entgegnete mit ruhiger Fassung Marie. „Sie hat mir versprochen, mir meinen Mann zurückzubringen, und er hat nichts begangen, was ihn ihrer Gnade unwürdig erscheinen läßt.“

„So gehe ich mit!“ rief der Vetter. „Gott gebe, daß es nicht vergebens ist.“ und alle drei wendeten sich der Stadt zu, in deren Straßen überall Gruppen von Neugierigen zu finden waren, über die Execution sich besprechend, welche des morgenden Tages stattfinden sollte. —

In der sechsten Abendstunde des 10. Juli 1722 herrschte in den Gemächern der Churprinzessin, welche dieselbe im königlichen Residenzschlosse zu Dresden bewohnte, ein ungewöhnlich reges Leben. Läufer und Heiducken, Kammerpagen und Kammerherren, Adjutanten und Generale, kamen und verließen die Zimmer derselben. In ihrem Lieblingsgemach saß Marie Josephe von ihren Hofdamen umgeben, mit sehr bemerkbarer Ungeduld den General Grafen von Wackerbarth, Gouverneur von Dresden, anhörend, welcher ihr zu wiederholten Malen versicherte, daß sich nichts thun lassen würde, zur Milderung des Urtheils, welches Se. Majestät der König bestätigt, da es Meuterei betroffen, die nimmer geduldet werden dürfe, von wem sie auch ausgehe.

„Herr Gouverneur“, entgegnete die Churprinzessin, fast unwillig sich erhebend. „Es ist erwiesen, daß der Delinquent ohne seine Schuld Veranlassung zur Meuterei gegeben, und wenn ich auch die Schuldigen, so sich gegen ihren Offizier aufgelehnt haben, nicht vertheidigen will, so ist doch des von Zedlitz Verfahren eben auch nicht besonders zu rühmen. Ich werde selbst darüber mit Sr. Majestät dem Könige sprechen und hoffe dem Kriegsgericht gegenüber für den armen Verurtheilten noch ein glücklicher Defensor zu sein.“ Und ohne auf des Gouverneurs Entschuldigung zu hören, mit welcher dieser, verlegen über die Ungnade der Churprinzessin, sich vertheidigen wollte, gab diese ihren Hofdamen einen Wink und verließ, von diesen begleitet, ihr Gemach. In demselben Augenblick erschien der Oberhofjägermeister von Leubnitz, welchem Marie mit ihrem Kinde und dem alten Fasaneriewärter folgte.

Die Churprinzessin wollte vorüber, ohne auf Leubnitz und die demselben folgenden Personen einen Blick zu werfen. Aber der alte Oberhofjägermeister, welcher in hoher Gunst beim Churprinzen stand, trat ihr in den Weg und indem er Marien der Fürstin näher führte, sprach er ehrerbietig sich verbeugend:

„Königliche Hoheit, wollen gnädigst dieser armen Supplikantin einen Blick der Huld und Gnade zuwenden.“

„Gnade für meinen unglücklichen Mann!“ rief Marie mit zitternder Stimme, und sank der Churprinzessin zu Füßen.

Marie Josephe, anfänglich unwillig über die Störung, welche ihr auf dem Wege zum Könige durch den Oberhofjägermeister bereitet wurde, wendete sich mit mildem Ernste zu der Knieenden, deren Kind in heftiges Weinen ausbrach und sich furchtsam hinter dem Fasaneriewärter versteckte.

„Steh auf, Unglückliche,“ begann die Churprinzessin, „ich weiß, was du von mir hoffst, und darum bin ich eben im Begriff, mich zu Sr. Majestät zu begeben, die aber nicht gesonnen ist, dießmal Gnade für Recht ergehen zu lassen. Jedoch gib die Hoffnung noch nicht auf, und erwarte mich hier. Noch ist nicht Alles verloren!“

Und mit ihren Hofdamen den Weg zu den Gemächern des Königs fortsetzend, ließ sie die Bittende in einen seltsam beängstigenden Zustand zwischen Hoffnung und Verzweiflung kämpfend, zurück.

Der 11. Juli des Jahres 1722 bot in der siebenten Morgenstunde den Bewohnern Dresdens das Schauspiel einer militärischen Execution. Alle Zugänge zum Neumarkt, alle Fenster der Häuser, welche denselben umschlossen, waren mit Neugierigen angefüllt, um zwei Soldaten erschießen und sechsundzwanzig andere Spießruthen laufen zu sehen, obgleich dieß in der damaligen Zeit, welche man irrthümlich oft genug „die goldene“ nennen hört, nichts seltenes war, nur daß diese Executionen größtentheils solche Militärpersonen betrafen, welche eines Diebstahls, Raubanfalls, eines Mordes oder ähnlicher Criminalverbrechen überführt worden waren, und solche Handlungen von der Soldateska der damaligen Zeit, die eine nicht unbedeutende Anzahl Vagabunden und angehender Verbrecher enthielt, oft genug begangen wurden. Dießmal aber galt die Vollstreckung des Todesurtheils und des Spießruthenlaufens einer Anzahl Soldaten, welche sich über die Rohheit einer gemeinen Frau und über die Gemeinheit eines rohen Offiziers entrüstet und dadurch zu ihrem Unglück bewiesen hatten, daß nicht jeder Funke von Gefühl in ihrem Innern erstorben war.

Unter gedämpftem Trommelschlag marschirten 300 Grenadiere vom Regimente Königin Infanterie unter Commando des Majors von Römer nach dem Judenhofe, wo sie nahe der königl. Stallmauer, dem alten Regimentshause gegenüber, um einen frisch aufgeschütteten Sandhaufen einen Kreis bildeten, während von der Hauptwache her in Begleitung der Prediger M. Hahn und M. Woogs die zum Tode verurtheilten Musquetiere, von einer Abtheilung Grenadiere umgeben, dem geschlossenen Kreise der bereits aufgestellten Soldaten zuschritten, welcher bei deren Annäherung sich öffnete, und in deren Mitte die Truppe halt machte, eine andere Abtheilung aber die zum Spießruthenlaufen verurtheilten Musquetiere escortirte, und seitwärts dem Kreise sich aufstellte.

Eine lange, unheimliche Stille lagerte auf den zahlreichen Massen der Zuschauer, von denen, wie leider gewöhnlich, der größere Theil dem weiblichen Geschlechte angehörte. Man hörte nichts, als die kurzen, taktmäßigen Schritte der aufmarschirenden Mannschaften und die Worte des

commandirenden Majors, nach welchen die Glieder des Halbkreises sich in veränderter Form bewegten und Platz nahmen, und der blaue wolkenlose Morgenhimmel mit der im weiten Reiche der Natur überall Leben und Frohsinn weckenden Julisonne, schaute auf das trübselige mit Täuschung, Blut und Mord befleckte menschliche Treiben unter sich herab, als wolle er hell beleuchten, welch' ein Bild bitterer Ironie der durch Eitelkeit, Habsucht, Willkühr, Rachsucht und niedrige Sinnenlust verschrobene Mensch sei, der doch zugleich das einzige denkende Wesen ist, in dem weiten Reiche der Liebe, Frohsinn und Freiheit athmenden Schöpfung.

Mit besonderer Theilnahme folgten die Blicke der Zuschauer dem ersten der Delinquenten. Es war Brand, dessen Antlitz durch sein bis zur Verzweiflung gesteigertes Seelenleiden in den wenigen Tagen der Einkerkerung gräßlich entstellt war, und sich mit der bleigrauen Farbe des Todes überzogen hatte. Starr, mit dem Ausdrucke des Wahnsinnes, blickte sein Auge durch die Reihen der Grenadiere auf die Massen des Volkes, als suche sein Blick mit wilder Hast sein Weib und sein Kind, denn noch gestern hatte sie mit ihrem Knaben ihn im Gefängniß besucht, und obgleich selbst des Trostes bedürftig, ihm Trost und Hoffnung auf Begnadigung gebracht. Mit diesen Hoffnungen war er nach einer fieberhaft durchwachten Nacht gegen Morgen eingeschlummert, um desto fürchterlicher getäuscht zu erwachen; denn statt der gehofften Begnadigung war ihm und seinen Kameraden noch einmal das Todesurtheil verlesen worden, und als der alte würdige Prediger M. Hahn, derselbe, der später in Dresden durch Mörderhand so entsetzlich endete, zu ihm trat, um ihn tröstend auf seinem letzten Gange zu begleiten, da fühlte er alle bis dahin bewahrte Seelenstärke schwinden.

Doch sehen, noch einmal sehen, zum letzten Male, ehe die Kugeln seiner Kameraden das Herz ihm durchbohrten, wollte er sein Weib, sein Kind, aber vergebens; unter all' diesen von der Neugier angespannten Gesichtern, war weder Marie, noch sein Kind, und der Gedanke, daß man sie, wie ihn, getäuscht habe, griff mit Geierkrallen in sein Inneres und umwob mit des Wahnsinns unheimlicher Nachtdämmerung seine Sinne. Ein bangstöhnender Seufzer arbeitete sich aus seiner krampfhaft zusammengezogenen Brust empor, und als der Commandoruf des Majors von Römer und das Klirren der geschulterten Gewehre wie ein electrischer Schlag ihn aus seinem finstern Brüten aufschreckte, richtete er noch einmal den trüb umflorten Blick auf die Zuschauermasse, und wandte sich dann zu seinem Todesgefährten, einen grollenden Blick auf zum Himmel werfend, der wolkenlos und sonnig hernieder lachte in die Nacht seiner Verzweiflung.

Auf den Sandhaufen, welchen in wenigen Minuten sein Blut färben sollte, ward jetzt eine Trommel gestellt, und zur Schande als Sitte der damaligen Zeit, die beiden zum Tode Verurtheilten genöthigt, um ihr Leben zu würfeln, denn aus Gnade sollte nur einer von beiden erschossen werden.

„Wirf zuerst und glücklich!" rief sein Unglücksgefährte. „Du hast Weib und Kind, ich bin allein und habe Niemand, der um mich weint."

Mit zitternder Hand ergriff Brand die Würfel und ließ sie auf das dumpf dröhnende Trommelfell fallen. Er hatte fünf Augen geworfen.

Mit kalter Ruhe ergriff der andere die Würfel und warf sieben Augen.

Ein Ausruf des Schmerzes ertönte durch die Reihe der Grenadiere und aus den Gruppen des Volkes, als der Generalauditor Hönne langsam mit lauter Stimme das Resultat dieses Spieles um Leben und Tod verkündete, und der vom Tode befreite weinend in Brands Arme stürzte und diesen an sein Herz drückte.

Der Commandoruf: „Macht Euch fertig!" trennte die Unglücksgefährten und dumpfer Trommelwirbel verkündete den Augenblick der Exekution. Noch einmal warf Brand den Blick weit um sich her und mit dem Rufe: Gott schütze mein Weib und Kind! sank er betend nieder. Dann stand er rasch auf und ließ sich vom Profoß die Augen verbinden.

Die zum Erschießen ihres Kameraden auserlesenen Grenadiere begannen nach Commando zu avançiren und blieben in der vorschriftsmäßigen Entfernung stehen. Major von Römer zog jetzt den Degen, der Ruf: „Achtung!" erscholl und eine Todtenstille lagerte über dem mit Menschen angefüllten Neumarkt. —

Aber statt des zu erwartenden Commando's: „Gebt Feuer!" rief Römer: „Im Namen Sr. Majestät verkünde ich dem Musquetiere Brand vom Regiment Königin Infanterie Gnade!!"

Eine flüchtige Sekunde, in welcher man nichts hörte als das schweraufathmende Ah! der Ueberraschung, dann Trommelwirbel und tausendfachen Jubelruf der Soldaten und des Volks. Brand hatte das Wort: Gnade! noch vernommen, dann war er ohnmächtig zusammengesunken. — Mit freudiger Theilnahme drängte sich das Volk um den Kreis der Soldaten, von denen einige den Bewußtlosen in eine Chaise trugen, während der Major von Römer zum Abmarsch commandirte. — Die Execution des Spießruthenlaufens blieb für heute aufgehoben. —

Während auf dem Neumarkte die Begnadigung Brands ausgerufen worden war, und man denselben wieder auf die Hauptwache in ein besseres Arrestlokal gebracht hatte, befand sich Marie mit ihrem Knaben in einem der Gemächer des königlichen Schlosses, welche von der Dienerschaft der Churprinzessin bewohnt wurden, ohne die geringste Nachricht von dem zu haben, was ihren Mann betroffen. Nachdem die Churprinzessin Marien den Abend vorher befohlen, ihrer zu warten, bis sie von ihrem Gange zum Könige zurückkehren werde, war nach Verlauf einer halben Stunde eine Kammerfrau der Fürstin erschienen, welche ihr bedeutete, es sei der Wille ihrer Königlichen Hoheit, daß Marie nebst ihrem Kinde diese Nacht im Schlosse zubringe und man lasse ihr sagen, daß das gegen Brand ausgesprochene Todesurtheil nicht zur Vollstreckung kommen werde. Uebrigens solle sie sich ruhig verhalten und das ihr angewiesene Zimmer nicht eher verlassen, als bis ein anderweiter Befehl Ihrer Königlichen Hoheit eintreffen werde. — Der Oberlandjägermeister, welcher auf Bitten des alten

Fasaneriewärters, den er seit dreißig Jahren als einen treuen zuverläßigen Diener kennen gelernt, den Gang in's Schloß unternommen, um der jungen Frau Zutritt zur Churprinzessin zu verschaffen, ging mit dem Fasaneriewärter, welchen beiden das strengste Stillschweigen über die Marien gemachte Mittheilung auferlegt worden war, wieder nach Hause, und die nun neuen Hoffnungen freudiger sich hingebende junge Frau bezog mit ihrem Knaben das ihr angewiesene Gemach, dessen Fenster in den zweiten Schloßhof gingen, weßhalb ihr Alles, was während des andern Morgens auf den Straßen Dresdens vorging, unbekannt blieb.

So war die elfte Morgenstunde des 11. Juli 1722 herangekommen, ohne daß der Harrenden, deren Brust Hoffnung und Bangen um das Leben des geliebten Mannes, mit stürmischer Unruhe füllten, irgend ein Trost zu Theil wurde. Jeder der Schritte, die in den stillen Gängen dieses Theiles des königlichen Schlosses ertönten, steigerte ihre Hoffnung auf Erlangung glücklicher Kunde, aber sobald die Schritte, ohne ihrem Gemache zu nahen, wieder in der Ferne verhallten und die frühere Stille um sie her herrschte, dann gab die Arme sich wieder all den trüben und finstern Ahnungen hin, welche sie seit ihrer Ankunft in Dresden umschwebt, und die ihr hier verlebten Tage zu den gräßlichsten ihres Lebens gestalteten.

Um diese Zeit befand sich die Churprinzessin von Sachsen im Zimmer Friedrich Augusts des I. Königs von Polen und Churfürsts von Sachsen. Dieser prachtliebende und lebenslustige Fürst befand sich eben nicht in der besten Laune, denn die Gicht fesselte ihn seit mehreren Tagen ans Zimmer, und obgleich Niemand einen größern Einfluß auf seinen Willen auszuüben vermochte, und Niemand ihn leichter in heitere Gemüthsstimmung versetzen konnte, als die Churprinzessin, so schien es ihr doch nicht möglich geworden zu sein, die Wolken des Unmuths von der Stirne des leidenden Königs verscheucht zu haben.

„Ew. Majestät," begann jetzt die Churprinzessin, „um diese traurige Historie zu beenden, können wir unmöglich auf halbem Wege stehen bleiben. Der begnadigte Soldat, der wahrlich genug gebüßt, ohne etwas verschuldet zu haben, was ihn in die Reihen der Verbrecher werfen könnte, und bis zum letzten Augenblicke die Angst des Todes gelitten, muß frei, gänzlich frei werden vom Militärdienste, zu welchem er ohnedem auf eine so fürchterliche Weise gepreßt wurde, und ich hoffe von der Gnade und Milde Ew. Königlichen Majestät, daß demselben noch heute diese Freilassung publicirt werde."

„Unsre erlauchte Schwiegertochter scheint von der Strenge des juris militaris, zumal wenn die Soldaten in acie stehen, keinen ganz klaren Begriff zu haben," begann der König und stützte sich auf den an seinem Sessel lehnenden Krückenstock, mit dessen Hilfe er von Zeit zu Zeit sich aufzurichten suchte. „Und wenn ich auch," fuhr der König ernst fort, „diesen Musquetier vom Tode befreit durch Gnadenact, so kann ich doch nicht weiter dem Gang gesetzlicher Ausführung vorgreifen und ein Exempel statuiren, welches zu sehr verdrießlichen Consequenzen führen würde. Auf den Bau als Gefangener muß der Brand mindestens zwei Jahre."

„Dieß billige ich auch," entgegnete die Churprinzessin lächelnd. „Und gewiß Ew. Königliche Majestät wird mir nun nicht länger verweigern, diese unerquickliche Angelegenheit schnell zu Ende zu führen. Ich habe der armen Frau dieses Mannes, als diese das mir so theure Armband, ein Geschenk Ew. Majestät, welches ich verloren, zurückbrachte, versprochen, als Belohnung dafür, ihr ihren Mann frei vom Militärdienst zurückzubringen, und habe bereits, mit Vollmacht versehen, von meinem Herrn und Gemahl, den Churprinzen von Sachsen, besagten Brand heute morgen, als man ihn nach der Hauptwache zurückgebracht, zum Inspector beim Bau unseres Lustschlosses Hubertsburg ernannt und dessen Bestellungsdecret unterzeichnet. Ew. Majestät Wille geht sonach in Erfüllung. Brand soll auf den Bau, aber nicht als Gefangener in die Casematten der Dresdener Festung, sondern als mein Gefangener nach Hubertusburg."

„Ma chère das geht unmöglich," rief der König überrascht durch diese eigenmächtige Handlungsweise seiner Schwiegertochter.

„Ew. Majestät werden gewiß nicht wollen, daß die Churprinzessin von Sachsen wortbrüchig werden soll," entgegnete diese, im festen ruhigen Tone.

„Aber es wäre ja himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn morgen die übrigen Meuterer Spießruthen laufen sollen, und dieser ganz frei ausgehen dürfte," bemerkte bedenklich der König.

„Dann beglücke alle die Betheiligten die Gnade Ew. Majestät," rief die Churprinzessin, die den König zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß sie nun schon gewonnen.

„Was würde da der Wackerbarth sagen!" lächelte der Monarch, seine Schwiegertochter mit Wohlwollen betrachtend.

„Den werde ich beruhigen," erwiederte die Churprinzessin, und jetzt erlauben mir Ew. Majestät die arme kleine Frau aus ihrer tödtlichen Ungewißheit zu reißen und mein Wort zu lösen."

Nach diesen Worten nahte sich die Churprinzessin dem Könige und küßte dessen Hand.

„Mögen Sie es verantworten!" rief der König der Churprinzessin zu, „vor Allem aber dafür sorgen, daß dieser Angelegenheit wegen nicht wieder Erwähnung geschieht."

„Ew. Majestät sollen mit keinem Worte darüber von irgend Jemand belästigt werden," rief in freudiger Aufregung die Churprinzessin und verließ das Zimmer.

Den 12. Juli 1722 gegen 4 Uhr des Morgens, als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Bergkuppen der sächsischen Schweiz beleuchteten, fuhr ein Wagen über die Dresdener Elbbrücke dem Leipziger Thore zu, in welchem drei glückliche Menschen ihrer Heimath und einer schönen Zukunft entgegen eilten. Es war der durch die edelmüthige Verwendung der Churprinzessin vom Tode und Militärstande gerettete Brand, welcher als Bauinspector mit Frau und Kind in seine friedliche Wohnung nach Wermsdorf zurückkehrte.

Fr. Gottwald.

Der Baumeister von Unser lieb Frauen.

1.

So es Einem recht wohl ergeht, meint er oft, es könnt' nimmer anders kommen. Da rückt das Unglück urplötzlich Schlag auf Schlag heran. Hinwieder lebt Einer oft lang in Trübsal dahin und glaubt sich ganz vergessen. Da zeigt sich urplötzlich ein freudiger Lichtstrahl und kömmt eine Freude um die andere.

So ging's einstmals Einem zu München. Der hieß Jörg von Halsbach und war seines Zeichens ein Baumeister.

Fürtrefflicher gab's wohl keinen. Weil er aber gar bescheiden war, und sich nirgends vordrängte, kam er auch zu nichts. So oft er nun erfuhr, Der oder Jener baue eine Kirche, freute es ihn wohl inniglich, daß wieder Etwas zur Ehre Gottes und seiner Heiligen geschehe. Im Stillen aber dachte er jedesmal: Wär' dir nur auch solch ein Werk bestimmt!

Darüber war er allgemach in die Jahre gekommen, lebte so fort an der Seite seiner Hausfrau Margareth, und wenn er oft recht trübselig war, tröstete ihn diese mit frommen, freundlichen Worten, oder es kam sein Freund Heimeran, zu ihm. Der war ein Meister im Gezimmer und bescheiden, wie er. Da sprachen sie von Allerlei, dabei verging dem Jörg wieder sein Kummer und sagte zu Zeiten: „Wenn's vom Herzog Christoph abhing, möcht' mir wohl ein guter Auftrag werden. Aber da hat's seinen Hacken. Muth und Kraft hat er, aber kein Geld!" D'rüber kamen sie auf seine Thaten zu reden, und verstrich gar mancher Abend noch froh, so er auch fast traurig begonnen.

Was aber Herzog Christoph's gute Absicht betraf, d'rin täuschte sich Herr Jörg von Halsbach keineswegs, und eine kurze Zeit war verflossen, da hatte Jener viel zu Gunsten des Meisters Jörg gesprochen und geschrieben.

Von dem wußte aber Herr Jörg von Halsbach nichts.

Nun fiel in die Zeit sein Geburtstag, und da erreichte er just sein fünfzigstes Lebensjahr. Recht trüb und wehmüthig begab er sich Abends vorher in sein Schlafkämmerlein, als wollte er zur Ruhe gehen. Wie gern er aber seiner Hausfrau verheimlicht hätte, was ihn drücke, sie erkannte es dennoch.

Mittlerweil er also gedankenvoll am Fenster stand und auf den Kirchhof unser lieben Frau hinaussah, kniete Margareth im nächsten Gemach vor einem Christus in der Marter, erhob ihr Herz inbrünstig zu Gott und flehte ihn an, dem Jörg seinen stillen Kummer abzunehmen. Dann wandte sie sich an die Jungfrau Maria, und ohne es selbst zu wissen, ward ihr Flüstern lauter, daß sich Herr Jörg wandte, und wie er so dastand, vernahm er recht deutlich, wie sie ihr Gebet schloß. Und das lautete:

„Also schau du gnädig herunter vom Himmel, du allerheiligste Fürsprecherin in all' Gram, Kummer und Herzensnoth! O du allerseligste Jungfrau, erhör' mein Gebet, richt' auf dein Antlitz und bitt' für ihn, daß ihm sein heißer Wunsch erfüllt wird. Gewiß ist's ihm nicht zu thun um schnöden Lohn und frevelhafte, weltliche Ehr! All' und Jedes soll nur zur Ehre Gottes gescheh'n, und er möcht' gewiß nichts sein, als ein demüthiges Werkzeug zu Ehr und Glory des Allerhöchsten, aller Heiligen und deiner selbsten, du Mutter in Schmerzen! Gegrüß seist du — —"

Leise öffnete Meister Jörg die Thüre.

Da sah er sie am Betstuhl knieen, das Haupt tief auf die gefalteten Hände gesenkt. Sie war noch ganz in sich verloren und hörte nicht, wie er zu ihr trat. Er aber legte ihr mild die Hand auf ihre Schulter und sagte: „Habe Dank, fromme Seele, für dein Gebet, das hat mir gar wohl gethan in meinem Herzen! Ach, weil ich nur dich habe und einen treuen Freund, und daß Ihr mich Beide erfaßt und versteht, da ist mir ja Alles leichter zu tragen!"

Eine Weile schwieg er. Dann fuhr er fort: „Aber ich hab' es just bedacht. Ob's nicht doch ein Uebermuth ist, daß gerad' ich erkoren sein will, ein großes Werk zu vollführen? Und dir hab' ich auch schon viele Stunden vergällt. Sei getrost, das soll fürhin anders werden und du sollst keine Klage mehr vernehmen — gute Nacht!"

Langsam schritt er zurück in sein Gemach.

Margareth hatte nicht aufgeschaut und gewaltsam ihren Schmerz unterdrückt. Da sie hörte, wie Meister Jörg die Thüre schloß, brach sie in ein leises Schluchzen aus. So kniete sie noch lange in unaussprechlicher Wehmuth — —.

2.

Nächsten Morgen, als Meister Jörg in die Wohnstube trat, war der Tisch weiß gedeckt. Ein schöner Korallenstock prangte in der Mitte. Links lag eine kalte Hammelskeule und ein großer, gezackter Weißweck, reich mit Kümmel bestreut. Rechts ein Wamms und Mantel, trefflich sauber genäht aus schwarzem Schamlott. Vor dem Korallenstock aber stand das Bild der Jungfrau Maria, das war gar wohl geschnitzt.

Sah demnach Alles recht festlich aus. Margareth hatte auch die besten Kleider angethan. Meister Heimeran, der schon früh gekommen war, deßgleichen, und fehlte es an nichts, des Tages Feier würdig zu bezeichnen.

Da sie aber recht herzlich Glück gewünscht hatten, zeigte sich, daß Meister Heimeran das Muttergottesbild verehrt habe, Margareth aber die Hammelskeule, den Kümmelweck, den Korallenstock und gar Wams und Mantel auch. Dazu hatte sie lange dort und da abgespart, ohne daß es Herr Jörg gemerkt hatte.

D'raus ist zu ersehen, was eine Frau vermag, wenn sie's zu richten weiß. Also daß ein Mann eine Freude hat, und kostet ihn nichts.

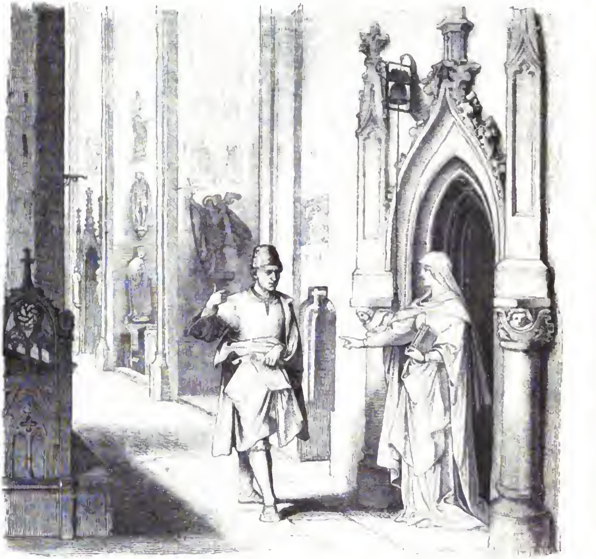
Selbiger Morgen begann demnach fast gut für den Meister Jörg von Halsbach, bezeigte Der große Freude und Dank und sagte: „Ihr habt mir schier überreiche Bescheerung gemacht und all' mein Liebstes verehrt. Dazu hat mir Gott heute Nacht einen Traum verliehen, schöner hab' ich keinen gehabt, so lang ich lebe. Es ist zwar nur ein Traum, dennoch aber weiß ich ihn, als wenn er wahr wäre!"

„Ei, was hat Euch denn geträumt?" fragte Meister Heimeran mit einem Blick auf Margareth.

„Das sollt Ihr vernehmen," antwortete Herr Jörg von Halsbach. „Mir däuchte, ich stünde in einer großen, viel

herrlichen Kirche, all entlang mit hohen Säulen und farbigen Fenstern, d'rauf war ein Bild und Wappen schöner um's andere. Da ich nun herumsah, ward mir stets mehr zu Muth, als sollt' ich das Gebäu wohl kennen, vermocht' aber nicht, zu ergründen, woher?

Wie ich da sinnend und beschauend an mehr Kapellen und Altären vorbeischritt, gelangt' ich an einen Ort, da bedünkte mich, da wär' die Sakristei, und die Thür, so ich sähe, führe hinein, und die wär' überwölbt. Das war mir wieder nicht fremd. Da sah ich mit einem Male eine Jung-



frau unter dem Gewölb stehen, die hatte ein unsäglich mildes Antlitz und sah mich lächelnd an, daß ich bald Vertrauen faßte und fragte: „Sag mir doch, du wundersam fromme Maid, wo ich zu Stadt und Land bin, und wer die Kirche gebaut hat? Ist mir doch, als sei ich schon da gewesen in Wahrheit oder Gedanken, denn was immer ich seh', das ist mir überaus wohl bekannt!"

„Das ist traun wunderbar!" unterbrach Meister Heimeran, den Blick wieder auf Margareth lenkend: „Und was sagte die Maid?"

„Als ich so fragte," fuhr Meister Jörg fort, „sah sie mich gar huldreich an und sprach: Erkennst du dein eigen Werk nimmer? Das ist deiner Gedanken Werk, und das Alles hast du selbst geschaffen. Mein eigen Werk? sagte ich. Mit Gewalt zog's mich zu des Tempels Mitte, da warf ich einen Blick umher, mir war's, als ob Vergangenheit und künftige Zeit sich vermische, aber was ich ringsum sah, das fühlt' ich, sei Alles mir entnommen und auf's Kleinste so, wie ich mir's erdacht! Und kehrte gar hoch bewegt zur Maid zurück. Da war das Gewölb ganz erhellt, wie vom himmlischen Lichte umgossen sah ich die Jungfrau; in den Lüften weit aus war's, als erklänge einer mächtigen Orgel feierliche Stimme und heiliger Gesang dazwischen, wie von Engelslippen, der schwoll an zu einem überirdischen Halle-

luja, daß ich lobpreisend mich niederwarf auf mein Antlitz in süß seligster Bestürzung — — und drüber bin ich erwacht — — was ist dir, Margareth?"

„Mir hat dasselbe geträumt!" antwortete jene. „Ich war in einer fremden Kirche und war mir auch, als hätt' ich das Gebäu gesehen, oder gehört davon. Da sah ich, wie du, eine Jungfrau, und wie ich sie anrede, fragt sie: ob ich meines eigenen Ehherrn Werk nicht erkennte? Drauf sah ich sie in hellem Licht dastehen unter einem Gewölb und habe Orgelspiel und Gesang vernommen und ein hochherrliches Halleluja, daß mir fast der Himmel offen ward vor meinem sterblichen Sinn und ich mich niederwarf — und drüber bin ich erwacht."

Herr Jörg von Halsbach stand eine Weile sinnend. Dann bot er dem Freund' und der Ehefrau die Hand und sprach, den Blick zum Himmel wendend: „Jeder fromme Traum ist des Herzens geheimsten Wünschen oder Gottes Zulassung entstammt. Wie's immer sei — daß uns Beiden das träumte, mag mir ein Zeichen sein, er schaue sonder Zorn auf mich und mein lang gehegtes Verlangen!" Drauf schüttelte er Meister Heimeran und der treuen Gattin die Hand und setzte bei: „Sprecht Niemand davon, es giebt gar allerhand Menschen, die verspotten das Heiligste. Und nun kommt, setzt Euch zum Morgenbrod mit freudig dankbarer Seele, daß wir wieder nach einem Jahr in Wohlergehen beisammen sind! Ihr seid mein Gast, Heimeran, und heut Abend auch. Da will ich dann nimmer hinterm Busch halten, und sollt die Aufrisse sehen, so ich in letzter Zeit gefertigt habe. Da ließe sichs gut darnach bauen. Nun mir wird's nicht zu Theil, aber was thut's? Bin ich einmal nimmer — vielleicht vollführt's ein Anderer!"

3.

Es war um die siebente Abendstunde. Scharf hauchte der Nordwind über unserer lieb Frauen Friedhof und wehte große Schneeflocken dahin um das Marienkirchlein und St. Michaels Kapelle. In letzterer lagen viel Treffliche begraben: Rathsherrn, Bürger und ihre Frauen. Mancher Kämpe, der im Zweikampf oder sonst wie zu München verstorben war, fand hier ein paar Nächte seine Ruhestatt, bis sie ihn fortführten auf seiner Väter Burg und zu seinen Ahnen legten — und Einer, dessen Namen nimmer verklingt in deutschen Landen, lag auch in alter Zeit dort, schier über ein Jahr. Der war der Kaiser Ludwig, viel geplagt in seinem Leben und im Bann und jähen Todes von hinnen geschieden. Da kamen sie einst und trugen ihn hinüber von St. Michaels Gruft in der Maria Kirchlein, in stiller Nacht — — da schlummerte er.

Um selbige siebente Stunde saßen im ersten Stock des Meßnerhauses nächst unser lieben Frau, Drei gar traulich beisammen — Herr Jörg, Meister Heimeran und Frau Margareth. Fröhlich hatten sie zu Nacht gegessen, und nun zeigte Herr Jörg eben einen Aufriß um den andern vor. Meister Heimeran aber meinte, so viel Erhabenheit und einfach anmuthige Zier hab' er nie gesehen, und käm's nur dazu, daß der Jörg aufmauere, er wollte schon einen trefflichen Dachstuhl setzen. Der möchte wohl keinem Anderen zu Theil werden, als ihm.

Drüber lächelte Herr Jörg froh wehmüthig und sagte: „Ei, das dürft Ihr ja wohl glauben, Ihr müßtet Ihn zimmern! Denkt Euch, Freund, wie schön das wär. Wir sitzen da bei einander — da thäts: kling kling, es käm' ein hoher Herr und sagte: Also wohl, Meister Jörg, die Risse gefallen mir. Frisch auf und baut mir ein solches Gotteshaus!"

„Das wär' freilich schön," entgegnete Meister Heimeran.

„Hat aber gute Wege!" setzte Herr Jörg hinzu. Er ergriff die Lichtscheere — — in demselben Augenblick läutete es an der Hausthür.

Die Drei fuhren zusammen.

„Wer kommt so spät?" sagte Herr Jörg. Schaut doch hinab!"

Langsam, halb abgewendeten Blickes machte er das Licht zurecht, während Heimeran und Margareth zum Fenster traten und es öffneten, daß die Schneeflocken hereinschwebten und das Licht flackerte.

Frau Margareth hatte kaum hinausgeschaut, als sie in große Aufregung gerieth und sich mit gefalteten Händen auf den nächsten Stuhl setzte. Meister Heimeran aber that einen halb freudigen Schritt gegen Herrn Jörg, kehrte noch einmal zum Fenster zurück, schaute, beide Hände über den Augen, hinab und stotterte: „Es ist nicht anders!"

„Was denn?" fiel Herr Jörg ein. Er stand auf, sah zum Fenster hinab und sah Einen unten stehen, den er zu erkennen glaubte.

„Seid Ihr nicht Hermann, Herzog Sigmunds Diener?" fragte er.

„Sicher!" kam's herauf, „macht nur auf, Herzog Albertus und Sigmund folgen mir auf der Ferse! Seid fein demüthig und unterthänig, sonst mag's Euch nicht zum Besten ergehen!"

„Weiß mich aber keiner Sache schuldig!" lallte Herr Jörg. Er schloß das Fenster, ergriff das Licht und machte sich die Treppe hinab. Kaum hatte er die Thüre geöffnet, als die beiden Herzoge, in Mäntel gehüllt, durch das Schneegestöber einherschritten. Rasch nahm er die schwarze Sammtmütze unter den linken Arm, verhielt mit der Hand sein Licht, daß es im Luftzug nicht verlösche und begrüßte die hohen Herren ehrfurchtsvoll.

„Scharfer Wind und viel Schnee!" sagte Herzog Sigmund. Dabei schüttelte er seinen Mantel ab.

„Und bei dem Wetter sucht Ihr, allergnädigste Herzoge, mein armes Häuslein auf?" sagte Herr Jörg. „Fast bedünkt's mich — in Unmuth!"

„Werdet schon hören," war die Antwort. „Wir sind Euch auf Alles gekommen."

„Daß ich nichts wüßte!" stotterte Herr Jörg von Halsbach und leuchtete in großem Schrecken voraus.

Die Herzoge traten ein und folgten Herrn Jörg hinauf in die Wohnstube. In vieler Verwirrung verbeugte sich Frau Margareth mehrmals. Meister Heimeran aber hatte sich hinter die Thüre gestellt und wollte zu gelegener Zeit hinaus.

„Nur da geblieben, Heimeran!“ sagte Herzog Sigmund, sich wendend. „Ihr müßt und sollt dabei sein!“

Die zwei Herzoge setzten sich.

„Was habt Ihr denn zu plauschen miteinander?“ begann Herzog Sigmund. „Das hat wohl was Rechtes zu bedeuten?“

„Zu bedeuten?“ fiel Herr Jörg ein. „Allergnädigster Herr Herzog, das hat gar nichts zu bedeuten.“

„Still seid!“ befahl Sigmund. „Aller Orten schleicht sich der Brauch ein, daß die guten Freunde die Köpfe zusammen stecken und mittlerweil sie dergleichen thun, als sprächen sie von unschuldigen Dingen, fällen sie die härtesten Reden über unser Regiment, wo sie nit gar Aergeres vorhaben!“

„Hab' aber nie ein Wort gesprochen und mein Freund auch nicht,“ erwiederte Herr Jörg in steigender Angst, „das wird mein Eheweib bezeugen müssen und wer immer mich sonst kennt.“

„So! Und nichts thut Ihr hinter meinem Rücken — was habt Ihr denn da bei Seite geräumt, als wir eintraten? Ich will's sehen!“

Mit wenigen Worten entdeckte Meister Jörg, warum er die Aufrisse heute vorgezeigt — und alsbald lagen sie vor den Herzogen.

Recht aufmerksam betrachteten Beide dieselben.

Dann sagte Herzog Sigmund: „Nun laßt ein ernstes Wort mit Euch sprechen, Herr Jörg! Also heute ist Euer Geburtsfest? Das ist Euer Glück; dennoch aber hört, was ich Euch vorwerfe. Ihr spielt Versteck mit Euerer Kunst, habt Euere Freude daran, so mir Der und Jener einen Bau verdirbt und nie und nimmer kommt Ihr zu mir, auf daß Ihr sagtet: So taugt's nichts und so wär' die Sach zu richten! Habt Ihr das je gethan? Oder sitzt Ihr nicht vielmehr hie daheim, plauscht und munkelt mit Meister Heimeran, behaltet all Euer Wissen und Kunst für Euch, oder Wenige, so aus anderen Landen kommen und voll Lobes von Euch scheiden; — ich aber verthu' mein schönstes Geld und hab' keine Freud' dabei! Seid Ihr auch ein rechter Meister und Eueres Fürsten Freund? Schier möcht' ich Euch wohl zur Schadloshaltung zwingen.“

„Das thut Ihr nimmermehr, Herr Herzog!“ entgegnete Jörg ehrerbietig. „Ich geh still und bescheiden meinen Weg, verkleinere Keinen — und dafür werdet Ihr mich nicht strafen!“

„Was Ihr doch unschuldig thut!“ war Herzog Sigmunds Antwort. Dabei stand er auf und fuhr fort: „Ihr seid nicht allein schuld, daß ich mein Geld in weltlichen Dingen verthu', nein mehr — Ihr seid selber kein frommer Mann. Ihr fragt den Deut darnach, ob mir die Menschen hie zu Münchens die Kirche versäumen, weil sie keinen Raum finden! Da schaut hinaus auf unser Frauen Gotteshaus! Nicht der fünfte Theil der Pfarre könnt' hinein. Das seht Ihr alle Tage und thut doch den Mund nicht auf! Was kommt Ihr denn nicht zu mir und sagt: Laßt Euch sagen, Herr Herzog, eine neue Kirch' muß her und ich wär' der Mann dazu, sie zu bauen?“

„O mein hoher Herr,“ rief Meister Jörg mit unterdrückter Stimme, „was sollt's denn Nutz und Frommen sein, wann ich armer, unbekannter Mann so vermessen zu Euch käm'?“

„Den Weg zu Euch hättet Ihr uns erspart,“ sagte Jener, „all durch Wind und Gestöber! So vernehmt den harten Entscheid. Ihr baut mir dorthinüber eine neue Kirche, groß und erhaben, wie weitum keine, die baut Ihr auf zu Ehr' und Gloria der allerseligsten Jungfrau — und der Meister Heimeran soll das Gezimmer schaffen. Nun habt Ihr Euere Strafe!“

Herr Jörg stand eine Weile, unfähig, all sein Glück zu erfassen. Dann sank er dem gnädigen Fürsten zu Füßen.

Meister Heimeran beugte sich in stummer Rührung — Frau Margareth aber konnte sich nicht halten, sondern kniete in der Ecke unfern der Thüre nieder, hob die Hände empor und fing an, das Ave Maria zu beten — das betete sie zu Ende ununterbrochen, in der größten Seligkeit ihres Herzens — und zuletzt sagte sie: „So ist's denn mit dem Traum doch wahr geworden!“

Da nun Sigmund fragte, was es mit dem Traum sei, sie und Herr Jörg sollten sich erheben und erzählen, folgten Beide gern dem Befehl.

Drauf sprach Sigmund: „In der Sache, bedünkt mich, ist gutes Gedeihen. Geträumt hat mir nun wohl nichts. Wie ich aber die Risse da sehe, erhaben und schlicht zugleich, so etwan hab' ich mir den Dom gedacht — und zu Lichtmeß könnten wir beginnen.“

„O allergnädigster Herr Herzog,“ sagte Meister Jörg, „wie viel Muth hätt' ich von je gehabt — und nun, da 's eintrifft, ist mir's, als sei ich so großer Aufgab nicht werth und fähig. Wär' der Fra Paolo von Mantua nicht ein besserer Meister? — den kennt Ihr so wohl und habt so viel seiner Aufrisse gesehen!“

„Das ist edel von Euch gedacht!“ entgegnete Herzog Sigmund. „Aber es bleibt beim Gesagten.“

„So will ich meiner großen Pflicht und Eueres Vertrauens wohl eingedenk sein,“ sagte Herr Jörg, „und schenk' Euch Gott langes Leben und ein friedlich Regiment, daß Ihr Euer Werk zu Ende führt und es vollendet noch lange vor Euch seht!“

„Ich danke Euch,“ sprach Sigmund, „und ist des Himmels Gnade mir, wie Euch, wohl von Nöthen. Denn das bauen wir nicht über Jahr und Tag. Was aber das Regiment anbelangt, bedarf's Eueres Wunsches nimmer. Und wie Ihr hier seid, Ihr seid die Ersten zu Münchens, die erfahren, was heute Großes vorgekommen ist. Ich habe das Regiment abgethan — und dort ist Euer nunmehriger und künftiger Gebieter!“

Albertus hatte sich erhoben, trat freundlich zu Meister Jörg, der sehr betroffen dastand, und sagte: „Mein lieber Meister, Ihr staunt. Aber 's ist so, wie mein vielliebster Bruder Euch verkündet hat. Wir haben Euch fast erschreckt mit drohenden Worten — dafür ist die Freude so viel größer. Weil Ihr nun lange gerungen und Euer Ziel doch gewonnen habt, wird's Euch sicher angenehm sein, zu wissen, wem Ihr das Allermeiste verdankt. Das ist aber unser Herr Bruder, der Herzog Christoph. Der hat Euch aus eigener und großer Baumeister Meinung mehr und oft

auf's Beste anempfohlen, noch eh' er wußte, was Herzog Sigmund Großes im Sinne trage."

„Das lohn' ihm Gott in Ewigkeit," sprach Herr Jörg, „— weiß wohl, allergnädigster Herr Herzog, daß ich stets einen kleinen Stein im Brett hatte, — so aber dacht' ich wohl nicht, daß es mir werden könnte."

„Ja Ihr habt traun einen Stein im Brett bei ihm!" versetzte Albertus. „Dafür sollt Ihr auch seiner Zeit ihm einen Stein setzen — — hört, was mein Herr Bruder Wolfgang von Grünwald aus heute schrieb, da er die Kunde vom neuen Regiment und dem Bau des Domes erhielt!"

Er nahm einen Brief heraus, trat zum Licht und las:

„Item, vielliebster Herr Bruder, es hat der Christoph große Freud bezeigt von wegen der Kirch' zu unser lieben Frauen. Und allererst da er's vernahm, hat er mit seinem Fuß auf einen Quader gestoßen, rufend: Recht hat er der Bruder Sigmund, aber mit dem Geld wird er nicht hinaus-seh'n! Nächst er wegtrat, war die ganze Fers' im Stein zu sehen, drob sich männiglich verwundert hätt' und sagte, deßgleichen möcht' sich kein anderer Mann vermessen. Läßt auch dem Jörg Gunst und Gnad' entbieten und frohe Bezeigung, daß ihm ein rechtes Werk zu Theil wird und schickt ihm hie anliegend einen güldenen Ring und ein silbernes Kettlein, mit gutem Heiligthum. Das möcht er Beedes zu seinem Angedenken tragen, auf daß die zu München erkennen mögen, wie wir ihn billig ehren und seines Glücks erfreut sind. Wär' nun mein Rath und Meinung, selbigen Stein zu bewahren und ihn an einen guten Ort im Dom zu setzen, wann's dereinst zum Pflastern kommt, als daß es ein Andenken und trefflich Wahrzeichen wär." — Albertus legte den Brief zusammen.

„Das soll in Erfüllung gehen, hoher Herr," sagte Meister Jörg, „ein Wahrzeichen soll's bleiben für alle Geschlechter kommender Zeiten!"

„Wohlan, so empfangt hie des Bruders Gabe!" sprach Herzog Sigmund.

Er gab ihm das Kettlein um und steckte ihm den Ring an. In Mitte dessen funkelten vier Granaten, die waren wie ein Kreuz geformt. Dann wandte er sich zum Meister Heimeran und sagte: „Ihr sollt auch nicht leer ausgehen — und ihr, Frau Margareth, deßgleichen. Und somit gute Nacht!"

„Gute Nacht, Meister!" setzte Albertus hinzu. All Dreien einen gnädigen Gruß entsendend, verließen sie die Stube.

Sprachlos vor Seligkeit begleitete sie Meister Jörg hinab.

Die zwei Herzoge schritten über den Friedhof durch's nächste Gäßlein der Weinstraße zu und heimwärts durch die Gruftgasse.

Das Schneegestöber hatte nachgelassen. Eine klare Mondnacht wollte es werden.

Recht selig war den hohen Herren zu Muth, wie sie schweigsam neben einander dahingingen. Das war die heilige Wonne über fremdes, wohl verdientes Glück, das ein einziges ihrer mächtigen Worte gespendet.

4.

Man zählte nach Christi Geburt das vierzehnhundert acht und sechzigste Jahr, und der neunte Februar war's. Da standen um die zweite Nachmittagsstunde gar viele Menschen auf dem Marienkirchhof, und nicht schöner hätte das Wetter sein können, denn vom blauen Himmel ergoß die Sonne ihr unbewölktes Licht und lau war die Luft, wie im Lenz.

Gar wohl achtete Jeder der Worte des Herzogs Sigmund, sah mit Rührung zu, wie der Bischof Johannes Tulpeck mit Meister Jörg den Grundstein zum Dom unserer lieben Frau setzte und einsegnete, drauf der Herzog Sigmund nach altem Brauch Hammer und Kelle führte, und wie dann einer um den andern der herzoglichen Brüder hinzutrat. Zunächst nach ihm der Albertus, nach dem der Christoph und zuletzt der Wolfgang. Mehrere fürstliche Aebte, die Bürgermeister und Herren des Rathes und Herr Ernestus Bittrich, der vielgelobte Pfarrherr des alten Kirchleins, all die waren auch zu sehen. Nicht zu vergessen der zwei Pröbste — davon der Eine, Herr Katzmayr, fast lang, hager und ernsthaft; der Andere, Herr Sänftl, um vieles kleiner, ganz wohl bei Leib, dabei ein fromm lustiger Mann war.

Nun Alles vorüber, wandten sich die Leute dem Marienkirchlein zu, des Bischofs Predigt zu hören und erwarteten in Ungeduld, auf welchen Text er sprechen werde. Dabei war Jedem fromm und friedselig zu Muth und freute sich Jung und Alt, daß Meister Jörg's Verdienst erkannt worden sei. Nur Einer befand sich da, der sah finster drein — Fra Paolo von Mantua.

Schon manch weltlich und geistliches Gebäu hatte er aufgeführt in deutschen und welschen Landen, und unersättlich quälte ihn der Ehrgeiz, stets mehr zu schaffen. Also hatte er sich vor geraumer Zeit nach München gewandt und dem Herzog Sigmund und Albertus viele Aufrisse gezeigt. Wie prächtig nun Alles war, was er vorzeigte, Herzog Sigmund ließ sich doch auf nichts ein. Drüber ging Fra Paolo in stillem Grimm umher, hielt sich für beleidigt und haßte den zum Voraus, der auserkoren würde, einen Dom zu bauen. Daß Sigmund solche Absicht im Sinn habe, entnahm er aus gar manchem Wort, zur Zeit es noch Niemand ahnte. Spähte sofort gierigen Blickes, vermochte aber gleichwohl keinen Meister zu finden, denn Herrn Jörg von Halsbach. Weil er aber hörte, wie ferne der dem Herzog Sigmund stehe, ließ er ihn wieder aus den Augen und dachte, es müsse ein Anderer sein aus fremden Landen.

Mit einemmal sah er sich enttäuscht, und wo er am Mindesten befürchtete, war er überwunden. Mit gleißender Freundlichkeit besuchte er den Meister Jörg und erkannte, bei dem sei das zu finden, was ihm selbst nach Sigmunds Meinung fehle. Darüber brütete er Rache und erdachte das Schmählichste.

Wie nun Alles dem Marienkirchlein zuströmte, war er auch dabei und dachte sich: Predigt nur zu, Herr Bischof, und verkündet Freude und Frieden, das mag bald anders kommen! So ließ er sich gemach mit hineindrängen unter den Eingang. Dort blieb er, wiewohl er einen Ehrenplatz hatte, und als sich eine Gasse aufthat, die Herzoge und ihr Gefolge durchzulassen, wandte er sich ein Weniges ab, als wär' er weggedrängt.

Herzog Sigmund aber erkannte ihn sogleich, hielt an und sagte: „Was steht Ihr hier Meister Paolo? Folgt uns!"

Da konnt' er nimmer anders, schloß sich dem Zug an, und wie es sein wollte — da sie im Kirchstuhl sich reihten, war er Meister Jörg's Nebenmann. Der grüßte ihn freundlich und ehrerbietig, nicht ahnend, wie nah' ihm sein ärgster Feind sei. Bischof Johannes aber trat bald auf die Kanzel, gab den Segen — und sein Text lautete vom Samenkorn und Unkraut.

Da ward der Stein im Grund mit dem Samenkorn verglichen und der kommende Bau als das herrliche Aehrenfeld. Das Unkraut waren die Bösen und Ungläubigen und der Hussiten ward gleichfalls Erwähnung gethan, als Feinde aller heiligen Zier. Drauf kam er auf das Herz des Menschen zu sprechen und wie da oft ein frommer Keim auflebe, seiner Zeit sich aber ein Teufel in menschlicher Gestalt heranmache und mit List und Bosheit Argwohn und Muthlosigkeit daneben hinpflanze, daß Verzweiflung und Unfrieden mit den Menschen emporwuchere und allen harmlosen Sinn, Schönes und Gutes ertödte. So sprach der Bischof fürder und fürder, bis er mit mächtigen Worten der Bösen Schicksal mit dem Unkraut verglich, das fortwuchere, aber dann ausgerissen und den Flammen übergeben würde — also könnten die reuelosen Bösen wohl in Bosheit fortwuchern, aber es nahe die Stunde des Todes und rettungslos stürzten sie in die ewige Verdammniß! Drauf ermahnte er Alle, die zugegen waren, Gottes Wort im Herzen wohl zu pflegen, all sündiges Verlangen auszurotten selbsteigen, so lang es noch Zeit sei, auf daß frei und fröhlich emporwachsen könne die viel herrliche Blume der Tugend.

Das war eine recht ergreifende Predigt. Gar mancher Schwache ging heimlich in sich und beschloß, sich in Dem oder Jenem zu bessern.

Wen es aber am mächtigsten erfaßte — war Meister Fra Paolo von Mantua. Sein dunkles Auge fest auf den Verkünder heiligen Wortes gerichtet, war er erst da gestanden, und ein arges Lächeln zuckte hin und wieder um seine Lippe. Urplötzlich aber, als wär' es höhere Fügung, hatte Bischof Johannes seinen Blick auf ihn gerichtet und gleichsam ahnend, was in dem Welschen vorgehe, ließ er höher und höher aufflammen das Feuer seiner Beredsamkeit, entsendend die zermalmenden Blitze göttlicher Drohung für Ewigkeit in Ewigkeit.

Das vermochte Fra Paolo nicht mehr zu ertragen. Sein Auge schlug er, überwiesen seiner Schuld, zu Boden, und da er es, noch kämpfend in sich, wieder erhob und auf Meister Jörg blickte, war's ihm, als müßt' er ihn beneiden um seiner Seele Frieden. Wie anders sah der empor! —

Die Predigt war zu Ende.

Langsam und lautlos wallte das Volk hinaus in's Freie. Die Herzoge und wer um sie herum war, blieben noch und harrten, bis der Bischof Johannes aus der Sakristei kam. Dankten ihm sodann, der Herzog Sigmund aber sagte:

„All die Worte verdienten, daß sie in Stein gegraben würden. Gebe Gott, daß Keiner unter uns Allen war, der sich schwer getroffen fühlte, vielmehr sind Ihrer sicher eine gute Zahl dagewesen reinen Herzens, demüthig und sonder Neid und all Arges in ihrer Seele. Einen davon kenn' ich, Herr Bischof, der Mann da ist's!" Dabei legte er seine Hand auf Meister Jörgs Schulter und wandte sich ein Weniges zu Fra Paolo. „Seht," fuhr er fort, „es war Mancher hie zu München, den Ihr Freund nanntet, und als sie von Euch sprachen, hätten sie doch gern all Euere Kunst auf's Tiefste erniedrigt. Da war Herr Jörg von Halsbach anders. Er, der so lange verkannt dahinlebte, schlug Euch hoch an und da er die Kunde seines Glücks vernahm, war schier sein erstes Wort: — Ihr wärt so großen Werkes etwa besser würdig, denn er!"

„Wie viel Gewicht legt Ihr auf dieß mein Wort, hoher Herr!" sagte Meister Jörg. „Ich hätt's dem Meister gegönnt, wie er's mir nun wohl auch gönnt!"

Da schritt Fra Paolo auf ihn zu und sagte in mildem Ernste: „Nun ist es wohl so, Herr Jörg von Halsbach — und ich will offen gegen Euch sein vor aller Welt, wie Ihr so voll der Gerechtigkeit gegen mich wart im Geheimen. Bis zu der Stunde war ich Euer Feind. Beschlossen hatte ich, Euer Werk zu verläumden, Euch Euere Aufrisse zu rauben, daß Ihr Müh' und Sorge hättet, sie neu zu schaffen, und was Kummer und Verzweiflung ich Euch sonst bereiten könnte, das war auf's Beste ersonnen in schlummerlosen Nächten. Nun stand ich hier, dachte mit Hohn anzuhören Gottes Wort und lächelte mit Schadenfreude des Textes vom Samenkorn und Unkraut. Aber ich bin unterlegen. Mein stolzblickendes Auge mußt' ich niederschlagen, mich selber fand ich getroffen in jeglichem Worte des Bischofs Johannes, und zur Reue wandte ich mein Herz. Also verlass' ich anders diese heilige Stätte, denn ich sie betreten habe. Vergebe mir Gott gehabten Neid, Groll und Rache gegen Euch — Ihr aber, weil ich offen bekenne, was bös und arg ich gesinnt war, vergebt mir und nehmt mich, statt mir zu zürnen, als Freund an — und nimmer sollt Ihr es bereuen!"

Staunen hatte Alle ringsumher ergriffen. Bischof Johannes aber erhob die Hand und sagte mit feierlicher Stimme: „So ist es wahr und wird wahr sein von Ewigkeit zu Ewigkeit — Gottes Wort kann nicht unterliegen! Mich bedäuchte, da ich auf Euch schaute, als spräch eine Stimme in mein Ohr: Dort ist ein Sünder! Und siehe da, so war es, und der Himmel gab mir die Kraft, daß ich Euch bekehrte! Laut und offen habt Ihr nun bekannt — damit ist hinweg von Euch die Gewalt der Hölle und Friede eingezogen in Euere Seele. Vergeben ist Euch hie und Jenseits, — seid gesegnet!"

Tief beugte sich Fra Paolo, dann bot er dem Meister Jörg die Hand.

Der drückte sie ihm wehmüthig froh und sagte: „Seid mir ein treuer Freund — Alles ist Euch vergeben. O wie viel Glück wurde mir. Ein erhabenes Gotteshaus darf ich bauen — und, kaum der erste Stein gelegt, ist schon eine Seele dem Himmel gerettet!"

Fr. Trautmann.

Ein Duell Napoleon Bonapartes.



Zu Ende des Monats Oktober 1800 unterhielt sich Napoleon mit Fouché, damaligem Polizeiminister und Mathieu, ehemaligem Mitglied des Raths der Alten, über die geistlichen Angelegenheiten Frankreichs. — „Es ist zu bedauern," sagte dieser Letztere, „daß man in der Zeit den Theophilantropen keinen kräftigen Schutz hat angedeihen lassen. Die Lehrsätze dieser ehrlichen Träumer waren doch wenigstens frei von allem Aberglauben." — „Aber, was sind denn Eure Theophilantropen," sagte der erste Consul; „kennt man ihre Lehrsätze? Ist es eine Religion?" — „Allerdings," versetzte Mathieu, „ist's eine Religion und zwar die schönste und reinste von allen. Ihre Glaubenslehre hat zur Grundlage die Vorschriften des natürlichen Sittengesetzes und zum Zweck die Ausübung der Tugenden und Beobachtung der Pflichtgebote, mit einem Wort eine rein sittliche und sociale Religion."

„Oh," versetzte lebhaft Napoleon, „sprechen Sie mir nicht von einer Religion, die mich nur an meinem Leben auffaßt, ohne mir zu sagen, woher ich komme und wohin ich gehe. In Religionssachen ist das Gefühl immer besser als die bloße Vernunft. Das Gefühl macht die großen Männer und vollbringt die großen Thaten. Es gibt keinen Aberglauben, der nicht seine erhabene Seite hätte."

— „Aber ist dieß nicht gerade die Grenze," sagte Fouché, „wo das Erhabene in das Lächerliche übergeht?"

„Dieß ist eine Frage, die Sie vielleicht nicht genug erforscht haben," antwortete Napoleon. „Zu unsern Zeiten ist gewiß etwas Anderes nothwendig, als ein hölzernes Kreuz, um die Welt zu erobern; aber Sie haben erst vor Kurzem gesehen, was diese Religion aus unsern Bauern der Vendée zu machen vermochte. Das religiöse Leben ist noch nicht in Frankreich erloschen und man kann dieses wahrlich nicht bedauern. Es wäre übrigens ziemlich leicht, den gesammten Gehalt religiösen Glaubens abzuschätzen, man dürfte nur in jeder Ortschaft genaue Erkundigungen einziehen, nicht nur über den Grad von Anhänglichkeit an das Heilige überhaupt, sondern auch über alle Arten von Aberglauben, Vorurtheilen, Sitten, Gebräuche und Trachten im Volke, die sich auf das geistige Leben beziehen. Das wäre eine Arbeit, für deren Ausführung ich Ihnen Dank wissen werde, Herr Minister, das würde gewiß merkwürdige Zusammenstellungen und sehr interessante Entdeckungen herbeiführen."

Dieses Geschäft wurde übernommen und ein weites Feld öffnete sich zu Nachsuchungen und Forschungen über den Wunderglauben, den frommen Betrug, über Gaukeleien, Wallfahrten, bis zu den Zauberern, Zeichendeutern und Kartenschlägern hinunter. In einem der Berichte, die dem Consul über die verschiedenen Ergebnisse dieser Untersuchung vorgelegt wurden, war auch lang die Rede von einem gewissen Capiou, Bauersmann aus der niedern Normandie, welcher

vorgab, die Zukunft voraus sagen zu können und ein großes Ansehen hatte, nicht blos in seiner nächsten Umgebung, sondern in der ganzen Provinz. Der Einfluß dieses Menschen ist so groß, sagte der Bericht, daß bei der letzten Schilderhebung drei Viertheile der Insurgenten des Departements die Waffen gegen die Republik ergriffen haben, nachdem sie den Capiou um Rath gefragt.

Napoleon sah gleich ein, welchen Nutzen er von diesem Menschen ziehen könnte. Es lag übrigens in seinem Wesen, alle Menschen kennen zu lernen, welche das gewöhnliche Gleis verlassen und nachhaltig auf die Volksmassen während dieser langen politischen Krise eingewirkt hatten.

„Diesen Capiou muß ich sehen," sagte er zu Fouché; „man muß ihn nach Paris kommen lassen."

„Dies ist etwas sehr Leichtes," antwortete der Minister, „allein ich befürchte, daß wir nichts davon haben werden, als diesem Bauer die Reisekosten zu bezahlen."

Napoleon antwortete nichts und zu einer andern Gedankenreihe übergehend, beschäftigte er sich mit ernsthaften Gegenständen. Während einiger Tage sprach er nicht mehr von dem normännischen Bauer und Fouché, welcher glaubte, daß er sein Geheiß wieder vergessen habe, erwartete, daß der erste Consul sich sehr darüber verwundern werde, als er an einem schönen Morgen ihm ansagte, daß der Prophet aus der Normandie angekommen wäre und seine Befehle erwarte.

„Man lasse ihn hereinkommen," versetzte trocken Napoleon.

Capiou wurde vorgelassen. Er war dem ersten Anblick nach ein roher und dummer Bauer; allein bei näherer Beobachtung erkannte man unter dieser rauhen Hülle einen tiefen Verstand; in der breiten und erhabenen Stirn dieses Menschen gab sich die Willens- und Thatkraft zu erkennen, und die außerordentliche Tiefe seines Blicks verrieth zugleich Ueberlegung, Scharfsinn und Feinheit.

„Ihr seid es also, Bürger, welcher vorgibt, die Zukunft vorherzusagen?" fragte Napoleon.

„Ja, Herr erster Consul," versetzte Capiou, „ich treibe dies Geschäft und ich läugne es nicht."

„Da kann man sich aber nicht deßwegen rühmen," versetzte der erste Consul.

„Ei, ich rühme mich auch gar nicht."

„Das ist ein unverschämter Kerl," sagte leise Napoleon zu Fouché; „es wundert mich übrigens nicht, denn ich habe mir ihn nicht anders vorgestellt. Lassen Sie uns nur allein, damit ich die geheimsten Tiefen seines Herzens erforschen kann."

Fouché zog sich zurück und Napoleon trat zu dem Bauer und sagte zu ihm:

„Wenn Ihr ein Prophet seid, so könnt ihr mir ohne Zweifel sagen, warum man Euch hat kommen lassen?"

„Welche Frage! es ist wahrlich nicht wegen meiner schönen Augen, daß man die Diligence bezahlt hat. Sie wollen mich auf die Probe stellen; ei nun rücken Sie heraus mit Ihrer Frage."

„Noch einmal frage ich Euch, warum seid Ihr hierher gekommen?"

„Bürger, erster Consul, Sie müssen mir diese Freiheit verzeihen, allein ich kann Ihnen durchaus nicht antworten, wenn Sie mir nicht zuerst Ihre linke Hand reichen."

Napoleon bot gefällig seine zarte und weiße Hand dem vorgeblichen Propheten, welcher sie faßte, sie untersuchte und auf einmal in einem begeisterten Ton' ausrief:

„Ei, ei, nicht jeder Schwarzer ist doch ein Teufel. Sie sind gütig gegen unsern Vater, den heiligen Pabst, gesinnt und Sie haben auch ganz recht."

„Was sagt Ihr da?" entgegnete Napoleon, indem er geschwind die Hand zurückzog.

„Warten Sie nur ein wenig. . . . . Ich muß glauben, man spricht an der Thür. . . . . Sie werden Frieden mit dem heiligen Vater machen und Sie haben auch ganz recht, der Capiou sagt es Ihnen."

Mehr war nicht nöthig, um einen ungemeinen Eindruck auf Napoleon hervorzubringen, der ohnehin schon ein Freund von allem Wunderbaren war. Das Concordat lag in der That schon in dem Geheimniß seiner Politik und seiner religiösen Gefühle. Er hatte sogar schon etwas der Art verlauten lassen und als er einst in einem Abendzirkel der Josephine davon sprach, sagte Monge: „Es steht doch zu hoffen, daß man keine Beichtzettel von uns fordern werde."

„Wer weiß" antwortete trocken Napoleon.

Wie dem nun sei, der normännische Prophet wurde ziemlich kalt entlassen, allein der Polizeiminister erhielt Befehl, ihn in Paris zu behalten und ihn reichlich mit Allem zu versehen.

Wenige Zeit darauf wurde das Concordat unterzeichnet. Die meisten Feldherren, die damals in Paris gegenwärtig waren, ließen laut ihren Unwillen gegen diesen Akt erkennen; es wurden Drohungen ausgesprochen, kühne Pläne entworfen, ja es schien sogar, als ob ein dem ersten Consul gefährlicher Entschluß auf dem Punkte wäre, in eine kühne That auszubrechen.

Während dieser Aufregung, auf welche Fouché sein ganzes Augenmerk gerichtet hatte, ohne jedoch deren Urheber zu erkennen oder zu entdecken, empfing er an einem schönen Morgen einen Besuch von dem normännischen Propheten, den er schon wieder ganz vergessen hatte.

„Herr Minister," sagte er, „wollen Sie mich nicht in mein Land zurückschicken, es kommt mir vor, als ob ich hier zu Paris zu nichts Großem gut wäre."

„Und was könnt Ihr denn zu Haus machen?" antwortete Fouché, den die damaligen Kabalen und Intriguen in üble Laune versetzten. Wollt Ihr in der Vendée die Umtriebe aller Wirrköpfe und Verschwörer unterstützen; nehmt Euch in Acht, Meister Capiou, man verbrennt die Zauberer nicht mehr, aber man hat noch nicht verlernt, dem Verschwörer Blei in den Kopf zu jagen."

„Ei der Tausend, da halten Sie mich für dümmer, als ich bin; wenn ich ein Verschwörer wäre, so wollte ich nicht fort, sondern bliebe hier; es scheint, daß es los geht."

„Ihr wißt also etwas davon," sagte der Minister, dem seine letzten Worte sehr auffielen.

„Ich weiß vielleicht mehr davon, als die, welche dafür

bezahlt sind, um die Sache auszuforschen," entgegnete Capiou spöttisch.

„Und was wißt Ihr denn davon, mein lieber Mann?" sagte Fouché, indem er seinem spitzen Hamstergesicht einen schmeichelnden Ausdruck gab.

„Ein Jeder bleibe bei seinem Handwerk, mein Herr; es ist meine Sache nicht, Aufschlüsse zu geben."

„Schon gut, seid nur ruhig, ich verstehe mich auf die Redensarten, man wird Eure Dienste großmüthig belohnen, und hier habt Ihr einstweilen etwas auf Abschlag. Aber Ihr sollt uns keine Märchen erzählen, sonst, Meister Capiou, wird der Lohn ganz anders ausfallen. Wohlan sagt, was Ihr von den Verschwörern und ihren Plänen wißt!"

Capiou steckte zuerst die zehn Louisd'or, welche Fouché ihm gegeben, in einen Beutel, dann versetzte er lebhaft:

„Der erste Consul schwebt in großer Gefahr, denn die Verschwörer umgeben ihn, es sind die Oberoffiziere seines Generalstabs. Gestern hatte man beschlossen, ihn bei der Parade vom Pferde zu stürzen und ihn zu zertreten, allein man hat den Plan verändert und ein anderes Mittel gesucht."

„Das ist Alles sehr unbestimmt," versetzte der Minister, wir müssen Namen haben und besonders genaue Thatsachen."

„Es ist aber auch nur ein Abschlag, den ich Ihnen gebe, Herr Minister."

Fouché war zu fein, um sich zu ärgern; er gab nach und zog zehn andere Goldstücke aus seiner Schatulle und überreichte sie dem Capiou mit den Worten: „Ich hoffe, daß wir Eure Zunge jetzt ganz geläufig machen."

Der Bauer antwortete kein Wort, allein er zog aus seiner Tasche drei gedruckte Adressen an die französische Armee, worin zu Mord und Empörung aufgefordert wurde und Schimpfworte und Sarkasmen gegen den korsikanischen Tyrannen, den Usurpator, und gegen seine Capucinaden ausgesprochen waren.

Fouché las diese Pasquille mehrmals durch und konnte kaum seinen Augen glauben.

„Meister Capiou," sagte er endlich, „Ihr seid ein geschickter Mann, allein man darf nichts zur Hälfte thun, das sind wohl Schriften und Aktenstücke, allein wir müssen Namen und Personen wissen."

Capiou kratzte sich hinter den Ohren und schwieg still.

„Ich sehe schon," versetzte Fouché, „daß man das Rad der Maschine wieder schmieren muß" und zehn Louisdor floßen abermals aus der Schatulle des Ministers in den Beutel des Normanns.

„Diese Schriften," sagte sodann Capiou, „sind zu Rennes gedruckt worden, wo sich wirklich das Hauptquartier von Bernadotte, Obergeneral der Westarmee, befindet. Sie sind in einem Futtersacke mit dem Eilwagen aus Bretagne nach Paris versendet worden, unter der Adresse des Kommandanten Rapatel, Adjutanten des Generals Moreau."

Fouché eilte sogleich in die Tuilerien und theilte seine Entdeckung Napoleon mit. Dieser zweifelte nicht daran, daß Moreau wenigstens Kenntniß von dieser vermessenen Proklamation habe, welche die Fackel der Zwietracht in die Reihen der Armee schleudern sollte; er befahl dem Minister, unverzüglich Rücksprache mit diesem General zu nehmen. Das Resultat dieser Unterredung war, wie man sich denken kann, wenig befriedigend. Moreau war zurückhaltend und verschlossen, er hatte seinen Scherz mit dieser Verschwörung im Buttertopfe, wie er sie nannte.

Fouché stattete Napoleon Bericht über das Mißlingen seines Schrittes ab; dieser Letztere rief zornig aus:

„Ein solcher Zustand von feindseliger Eifersucht muß endigen! Es ist nicht recht, daß Frankreich von zwei Männern hin und hergezerrt werde. Wenn er sich im Stande glaubt, zu regieren, so mag er es thun; morgen, früh um 4 Uhr, möge er sich im Bois de Boulogne einfinden. Sein Degen und der meinige sollen dort entscheiden; ich werde ihn dort erwarten. Benachrichtigen Sie ihn davon, Fouché."

Es war Mitternacht, als der Minister mit solch seltsamem Auftrag die Tuilerien verließ. Moreau wurde auf der Stelle gerufen. Den andern Tag, früh Morgens, begab sich Napoleon in den Bois de Boulogne, blos von Rapp und Savary begleitet.

Moreau ließ nicht auf sich warten; er erschien bald, von seinem Adjutanten Rapatel und seinem Freund und Arzt, dem Doktor Bernier, begleitet.

„Ich komme Ihren Befehlen nach," sagte er zum ersten Consul; „denn es ist wahrlich allerliebst, wenn zwei Generäle wegen Klatschereien sich den Hals abschneiden."

„Diese Klatschereien," entgegnete Napoleon, „sind sehr bedenklich, denn es handelt sich um die Ruhe der Republik und das Glück Frankreichs. Schon lange suchen Sie mich zu stürzen. Wohlan die Gelegenheit ist günstig. Besser ein Zweikampf, als ein . . . ."

„Nein," sagte er nach einem Augenblick, „ich will nicht Alles sagen, was ich weiß."

Bei den letzten Worten, die Napoleon hatte vernehmen lassen, faßte Moreau lebhaft seinen Säbelgriff. Der erste Consul machte dieselbe Bewegung.

„Noch einmal," sagte Moreau mit dem Ausdrucke eines ruhigen Mannes, welcher Herr über sich selbst bleibt, „ich stehe Ihnen zu Befehl, es geschehe, was da wolle, allein ich protestire mit ganzer Seele gegen die Absicht, die Sie mir beilegen."

Napoleon schien sich zu besinnen, nach einigen Sekunden sagte er: „Ich will Ihrem Worte glauben, General, und wenn Sie auf Ihre Ehre versichern, daß ich mich geirrt habe. . . . ."

„Ich versichere es," entgegnete lebhaft Moreau.

In diesem Augenblick kam Fouché herbei, welcher auf jeden Fall sich von dem Normannen Capiou hatte begleiten lassen, der die Hauptursache von diesem bevorstehenden Kampfe war.

„Ich eile herbei," sagte der Minister, „um neue Aufschlüsse zu geben."

„Es ist unnöthig," versetzte der erste Consul, „ich habe das Ehrenwort des Generals, das ist mehr werth, als jeder Aufschluß." Dann reichte er Moreau die Hand, welcher sie mit großer Herzlichkeit drückte und sagte:

„Unser Schicksal scheint wirklich sehr auffallend; wer kann sagen, wohin wir noch kommen?"

„In dieser Beziehung," versetzte der erste Consul, „weiß ich nicht mehr, als Sie, allein," fügte er lächelnd hinzu, indem er auf Capiou wies, „da ist ein Mensch, der behauptet, er könne mehr darüber wissen, als wir."

Moreau schaute den Normann mit ungläubiger Miene an und sagte: „Das ist ein Zauberer? der sieht aus, als hätte er das Pulver nicht erfunden!"

„Es wäre vielleicht ein Glück für Sie," versetzte Capiou, „wenn man in dreizehn Jahren diese garstige Zusammensetzung nicht kennen würde."

„Ich glaube, dieser Kerl da, will mir Angst machen," sagte Moreau mit verächtlicher aber doch verlegener Miene.

„Mein Gott, da denke ich nicht daran," versetzte Capiou, „allein das Pulver wird Ihnen mehr zu Leide thun als mir, und das Ehrenband Ihres Hundes wird Sie gewiß nicht davor schützen." Moreau hatte nemlich, wie bekannt, seinem Hunde ein Ehrenhalsband machen lassen, um eine große Institution ins Lächerliche zu ziehen.

„Packe dich fort," sagte der erste Consul mit strenger Miene, aber innerlich schien er nicht so böse über die Anrede des normännischen Bauern an den General.

Dreizehn Jahre waren verflossen und am 26. August 1813 donnerten die Kanonen vor den Thoren Dresdens. Der Kampf war lang und blutig. Am Ende des Schlachttages brachten zwei Grenadiere in das französische Hauptquartier einen prächtigen Hund von Neufundland, den sie schrecklich heulend auf einer mit feindlichen Leichen bedeckten Anhöhe gefunden hatten und den sie nur fortbringen konnten, indem sie einen Stiefel von fremdartiger Gestalt mitnahmen. An der goldenen Quaste erkannte man, daß dieser Stiefel einem Oberoffizier gehört hatte, dessen Bein in dem Kampfe weggeschossen worden war. Der Stiefel, den man genau untersuchte, trug den Namen und die Adresse eines Arbeiters aus Newyork in Amerika und auf dem Halsbande des Hundes las man die Inschrift: „Ich gehöre dem General Moreau."

Bald hatte sich diese Nachricht verbreitet und die Oberoffiziere in der Umgebung Napoleons konnten sich nicht vorstellen, wie Moreau in die feindlichen Reihen gekommen wäre. Jede Ungewißheit schwand hierüber, als man diesen auffallenden Umstand Napoleon mittheilte.

„So mußte dieser Mensch endigen!" sagte er.

In der That erfuhr man bald, daß Moreau zu Ende des Tages der rechte Schenkel von einer Kanonenkugel weggeschossen worden war. Drei Tage darauf starb dieser General, welcher nie im Dienste seines Vaterlandes eine Wunde erhalten hatte. Der Sieger von Hohenlinden, ein Bundesgenosse der Oesterreicher, verschied auf einer Tragbahre, welche die Kosaken mit ihren ausgestreckten Lanzen machten, und so ging die Prophezeihung des normännischen Bauers in Erfüllung.

R.

Der Fürsten höchstes Gut.



Wenn sonst in Worms, der alten freien Stadt,
Der Reichstag teutscher Fürsten war versammelt,
Geschah es oft, daß nach des Tages Walten
Und wenn die Staatsgeschäfte endlich ruhten,
Im hohen Saal der Kaiser um sich her vereinte
Die Könige, die Herzoge, Kurfürsten,

Bischöfe, Kardinäle, Primzen, kurz
Was auf dem Haupt nur eine Krone trug,
Wenn sie auch klein nur, oder wem die Kirche
Mit hohen Würden ausgezeichnet hatte,
Die einte dann zur Nacht ein fröhlich Mahl,
Das Tages Müh und Streit vergessen machte
Und wo die herrlichste Liebfrauenmilch,
Aus grünbemooßtem Mutterfäßchen fließend,
Zu froher Red' und Gegenrede trieb.
Wenn auch am Tage die Parteien sich
Oftmals fast feindlich gegenüberstanden,
Wenn manches bittere Wort dabei gefallen,
So war des Abends jeder Streit vergessen,
Die finstern Mienen waren weggebannt
Und Freunde waren's, die hierher gekommen.

Da fiel es einstmals wohl dem Kaiser ein,
Als der Pokal die frohe Rundreis' machte,
Sich zu erheben und mit lautem Worte
Die edlen Herren also anzureden:
„Von einem Stammland ausgegangen, hat
„Die Zeit, das Kriegsglück, Erbschaft und so mehr
„Das teutsche Reich in viele Reich' gespalten;
„Die Herrscher jedes Theils sind hier vereint,
„Doch jedes einzelne der Lande hat
„Etwas zur Unterscheidung von dem andern.
„Manch' Herrlichkeit und manchen edlen Schatz
„Birgt unser Reich; doch wissen möcht ich wohl:
„Wer im Besitz des größten dieser Schätze
„Und welchem Land demnach der Preis gebührt,
„In seinen Grenzen Herrlichstes zu bergen.
„Gefällt es Euch, so möchte ich wohl hören,
„Was nun ein Jeder an dem Lande preißt
„Das ihm zu eigen ist."
Ein Beifallsmurmeln
Ertönte ringsumher, denn Jedem fiel blitzschnell
Der Vorzug seines Landes in's Gedächtniß,
Mit dem er wollte sich den Preis erringen.

Der Baiern Herzog trat zuerst dann auf
Und rief voll Stolz: „Wer könnte höhern Schatz,
„Als ich es kann, in seinen Gauen finden.
„Mein Land, das mir der Kaiser hat verliehen,
„Hab ich gepflegt, daß jetzt es schön erblüht
„Und einem goldnen Schild ist's zu vergleichen,
„Auf welchem Edelsteine, viel an Zahl,
„Man eingesetzt. Die edlen Steine aber sind
„Die Städte, die in Glück und Wohlstand wachsen
„Und den Juwelen wahrlich sattsam gleichen.
„Wer aber zeigt gleich mir in seinen Landen
„So viel der Städte und so schöne Burgen?
„Nicht Einer; darum mit Recht dem Lande Bayern
„Des Lobes erster Preis und Rang gebührt!"

Er hatte Recht, der edle Herzog, denn
Sein Land war ein gesegnetes fürwahr,
Und Alle stimmten in das Lob mit ein.

Da sprang der Lothringer, ein kräft'ger Herr,
Von seinem Sitze und hub also an:
„Es ist ein herrlich Ding, wenn man der Städte
„Und Burgen viel in seinen Grenzen zählt
„Und leicht möcht ich den Herzog drum beneiden;
„Doch ist vergänglich Mauer und Gestein,
„Denn Kriegeswuth und Kraft der Elemente
„Verwandelt rasch in einen Trümmerhaufen,
„Was kurz vorher noch stolz zum Himmel ragte.
„Viel höher preis ich's drum, wenn in dem Manne,
„In seiner Stärke ein Bewußtsein liegt,
„Was Schutz gewährt und ihn nicht treibt,
„Sich hinter starke Mauern zu verbergen.
„Solch kräftig' Volk sind meine Lothringer,
„Ein jeder gilt als eine Mauer mir,
„Mit kräftigem Arm' mich und mein Land zu schützen.
„Hat solche Manneskraft, sagt an, nicht höhern Werth,
„Als todte Städte, die ein Feind verdirbt?"

Gar viele theilten des Lothringers Ansicht
Und die zumal, die in der Scheide nimmer
Die gute Klinge Rost beflecken lassen;
Nur die Friedfertigen und Kirchenfürsten
Noch auf des Bayernherzogs Seite standen

Als sich der Sturm gelegt (denn schon verfechten
Wollt' kühn der Lothringer, was er behauptet)
Erhob sich ein Braunschweiger Herzog, der
Aus voller Ueberzeugung dieses sagte:
„Nicht mag ich glauben, daß so Städt' als Mannskraft
„Unwürdig eines hohen Lobes seien,
„Doch scheint mir, daß in meinen Gauen
„Wohl auch ein Kleinod liegt, das hoch zu preisen.
„Steigt Ihr auf meine Berge und blickt dann
„Zurück auf blühende Gefilde unter Euch,
„So lacht das Gold der Saaten zu Euch auf,
„Die schwerbehalmt der reichsten Ernte reifen
„Und meinem Land und allen Euren Ländern
„Des Brodes Ueberfluß gewähren können.
„Mir däucht fürwahr ein solches Land des Lobes
„So werth und werther noch als viele andre."

Und Alle mußten Anerkennung zollen
Solch wahrem Wort, denn oft in Hungersnoth
Hat der Braunschweiger Allen ausgeholfen.

Hierauf erhob sich rasch genug ein Pfalzgraf,
Der den Pokal hoch in den Händen schwenkte
Und bat, daß man jetzt ihm das Wort vergönnte.
„Sind auch," begann er, „die Vorzüge groß,
„Die schon sich viel des Ruhms und Lob errungen,
„So glaub' ich, birgt die Pfalz auch Gut's genug,
„Das sich des Preises wohl erfreuen könnte.
„Auf meinen Bergen reift der Traube Blut
„Und wird zum edlen Weine dort gekeltert,
„Der Feuer in des Trinkers Adern gießt,
„Den Dichter zu dem schönsten Lied begeistert

„Und unser Herz noch eins so fröhlich macht.
„Denn bittre Wüstenei wär unser Leben,
„Wenn uns der Wein nicht sollt kredenzet werden;
„D'rum denk ich, wollt Gerechtigkeit Ihr üben,
„So gönnt dem Wein und meiner Pfalz den Preis.

Gar heitern Eindruck macht des Grafen Spruch
Und Wahrheit lag genug in dem Gesagten,
So daß man günstig sich für ihn erklärte
Und meinte, wie ein wahrer Schatz der Wein,
Und Lobes werth das Land, das ihn erzeugte.

Der Sachsenfürst hat sich hierauf erhoben
Und leicht schien ihm, den Sieg sich zu erwerben,
Denn seinen Mienen war es aufgeprägt,
Daß er gering schätzt, was die Andern noch
Ruhmwürdiges von ihrem Land geschildert.
„Nur wenig will vom Sachsenland ich reden,
„Doch hoff' ich, sprach er, soll Gewicht es haben.
„Was Ihr auch Herrliches bis jetzt erhoben,
„Ich überbiet es, denn ich kann erwerben,
„Wenn ich es will, mir Städte, Wein, Getreide
„Und stets bereite Hilfe kräft'ger Männer,
„Denn in den Adern meiner Berge glänzt
„Das reinste Erz und Reichthum bringt
„Aus tiefem Schacht der Bergmann täglich mehr.
„Sagt mir, in wessen Land noch heut die Erde
„Freigebiger die edelsten Metalle?"

Auch in den Worten lag des Wahren viel,
Ein reicher Land als Sachsen gab es damals
Nicht in dem deutschen Reich; d'rum glaubte er
Auf höchsten Ruhm die Anwartschaft zu haben;
Und wahrlich, Viele glaubten es mit ihm.

So hörte man in bunter Reihe noch
Die Herrn und Fürsten nach einander sprechen.
Etwas des Ruhmes werth bot jedes Land
Und Jeder suchte, edlen Eifers voll,
Den Vorzug seines Landes zu vergrößern
Durch prunkvoll Wort und wohlgesetzte Rede.

Als Keiner mehr zum Lob das Wort sich fordert
Und schon der Kaiser wollt zum Urtheil schreiten,
Da fand man, daß der Herzog Eberhard,
Dem Württemberg, das kleine Land, zu eigen,
Tiefsinnig dagesessen, in die Hand sein Haupt
Gestützt und schweigend nur den Streit gehört,
Ohn' selbst sein Land, das freilich arm noch war,
Mit hohem Wort und Ruhm gelobt zu haben.
Doch Einige, die rasch zum Spott bereit,
Verlangten, daß auch er den Vortheil nenne,
Der seinem Land zu eigen wäre.
Wie Eberhard die bittre Red' vernommen,
Da blitzt' sein Auge, das die Spötter schreckte
Und er hub an:
„Wohl wahr, mein Land ist arm
„Und klein ist's auch, doch fühl ich Kraft in mir,
„Zu einem größern Reiche es zu machen,
„Ich schwör es Euch, hab' ich auch Städte nicht,
„Und Burgen, die an Glanz den Eu'ren gleichen,
„Liebt mich doch jeder meiner Unterthanen,
„Und öffnet mir zu jeder Stund sein Haus,
„Wo ich dann ruhiger und sichrer schlafe,
„Als Ihr in Euren fest verwahrten Burgen.
„Wohl bin ich arm, doch Eines, Eins ist mein,
„Ein herrlich Gut: Die Liebe meines Volkes!"

So sprach der Herzog, und die, so den Spott gewagt,
Beschämt zur Tafel vor sich niederblickten;
Die Andern aber riefen Beifall ihm
Und lobten laut des schönen Wortes Wahrheit.
Der Kaiser aber drückt die Hand ihm, sagend:
„Der Preis ist Euer, Herzog, Macht und Reichthum sind
„Genügend nicht, die Bürde zu erleichtern,
„Die des Regenten mühvoll Amt beschwert;
„Drum bleibt das höchste Gut des Fürsten ewig:
„Die treue Liebe seiner Unterthanen!

A. Belbern.

Hottowa.

In dem Landgerichte Trostberg, eine halbe Stunde von dem Pfarrdorfe Pittenhardt, liegt auf einer schönen freien Anhöhe der große Einödhof des Leiboltsberger Bauern.

Die reizendste Aussicht auf die nahen Gebirge, den Innstrom mit seinen Schlangenwindungen, so wie die ganze Gegend von Wasserburg, macht diese Anhöhe zu einem der schönsten Punkte auf viele Meilen in der Runde. Wie in einem kleinen Paradiese lebte der Bauer mit seinem Weibe Anne, dem einzigen Sohne Paul, einem Knaben von dreizehn Jahren, und einem angenommenen Mädchen von neun Jahren. Traudchen, so hieß sie, war zur Bäuerin anverwandt und eine arme vater- und mutterlose Waise. Diese vier, nebst einigen Knechten und Mägden, waren die Bewohner des großen Leiboltsberger Hofes. Traudchen, die arme Waise, war ein gar eigenes Geschöpf. Ein schöneres Kind war in der ganzen weiten Gegend nicht zu sehen. Die großen blauen Augen schauten so recht lieb und mild aus dem blühenden Gesichtchen heraus, und dabei konnte das kleine Ding wieder so ernst und gebieterisch drein schauen, daß männiglich Respekt davor bekam, besonders wenn sie trotzig ihr Köpfchen mit der reichen Fülle ihrer blonden Locken schüttelte. Sie war auf jeden Fall die gelehrteste Person unter den Bewohnern dieses, sowie der umliegenden Höfe, denn sie konnte, was zu damaliger Zeit ein Wunder war, im neunten Jahre schon lesen und schreiben. Dieses ging sehr natürlich zu. Der greise Pfarrer von Pittenhardt, durch Kränklichkeit an seinen Sorgenstuhl gebannt, fand an den ganz eigenen Talenten der armen Waise so großes Wohlgefallen, daß sie in den besseren Jahreszeiten täglich zu ihm kommen durfte, wo er ihr nicht nur in obigen Gegenständen, sondern auch im Rechnen und andern nützlichen Gegenständen Unterricht

gab. Traudchen war bald so weit, daß sie hinwieder ihrem um vier Jahre älteren Vetter Paul als Privatdocent nachhelfen konnte. Paul war auch ein schöner starker Knabe, keck und klug, ohne jedoch in letzterer Eigenschaft seinem kleinen Bäschen gleichzukommen.

So standen die Sachen auf dem Leiboltsbergerhofe, als das für Bayern so unglückliche Jahr 1705 kam, und die österreichischen Armeen das ganze Land überschwemmten. Vergebens erhoben sich die streitbaren Männer und Jünglinge, vergebens hauchten Tausende und abermals Tausende ihre Seelen für ihr Vaterland aus. Die Uebermacht der Feinde war zu groß. Immer neue Regimenter von wilden Ungarn, Kroaten, Panduren und anderen fremden Völkerschaften, wurden den Aufgeriebenen nachgesandt, bis in der Schlacht von Sendling das letzte Häuflein der Bayern erlag, und Todesruhe über das Land kam, denn die noch lebenden waffenfähigen Jünglinge wurden unter die österreichischen Regimenter gesteckt und in fremde Länder gesandt, ganz Bayern aber militärisch besetzt. So legte man auch in das Landgericht Kling Truppen von solch wilden Gesellen, und quartierte sie in die Märkte, Dörfer und einzelnen Höfe. Es waren große, starke Bursche, mit sonnenverbrannten Gesichtern. Auf den glattgeschornen Köpfen trugen sie hohe Pelzmützen, und ein mächtiger Schnurrbart hing ihnen bis auf die Schultern, und auch wohl noch tiefer herab, indessen das übrige Gesicht so glatt, wie der Kopf geschoren war. Ein rother langer Mantel umwallte den ganzen Körper. Die weite lange Hose wurde von einem breiten Ledergurt gehalten, in welchem ein paar Pistolen und ein langes breites Messer steckten. Wie man sagt, schnitten sie mit letzterem den verwundeten Feinden die Köpfe ab, wobei sie im gebrochenen Deutsch kauderwelschten: „Halt ruhig, thut nit weh, is bald vorbei!" und dergleichen tröstliche Versicherungen mehr, denn sie dienten ohne Löhnung und bekamen nur für jeden Feindeskopf eine gewisse Belohnung in Geld. Ob, und welche Religion diese Leute hatten, konnte aber Niemand sagen. Sie besuchten wohl manchmal die Gotteshäuser, am liebsten des Nachts, wo dann immer die silbernen und goldenen Kirchengefäße mit ihnen verschwanden, sowie sie überhaupt Alles, was nicht niet- und nagelfest war, als ihr Eigenthum betrachteten. Am meisten setzte es in Verwunderung, daß selbst viele Gemeine lateinisch verstanden und sprachen, was dadurch erklärt wurde, daß in ihrem fernen Vaterlande ehemals viele römische Kolonien waren.

Der Leiboltsberger Bauer bekam nun auch drei von diesen seltsamen Gesellen in das Quartier, zwei Gemeine und einen Tambour, welcher Hottowa hieß. Er war ein Kerl, schwarz wie ein Zigeuner. Sein Schnurrbart hing ihm bis auf den Gürtel herab, indeß seine lichtgrauen Augen so stechend in die Runde streiften, als wollten sie Riegel und Wände nach verborgenen Schätzen durchbohren. „Bauer, Geld!" war ihr erster Gruß bei dem Eintritte über die Schwelle, das Kopfabsäbeln einiger Gänse und Hühner, die Bitte um freundlich Quartier. — Was wollte man machen als ein süßes Gesicht zum sauren Spiel? Ein Säcklein blanker Frauenthaler mit der Umschrift „Patrona Bavariae," stillte den ersten Gelddurst der bärtigen drei Kameraden.

Auf dem Leiboltsbergerhofe ging es nun hoch her, wie bei einer Kirchweih. Der Tisch mußte alle Tage und Stunden mit Gesottenem und Gebratenem besetzt sein und der Branntweinkrug durfte nicht leer werden. Wenn sie nicht mehr schlemmen konnten, so stöberten sie zum Zeitvertreibe alle Winkel des Gehöftes durch, und nichts war so gut verborgen, das sie nicht auffanden, und als gute Beute in ihre Schnappsäcke steckten. Wenige Wochen waren verflossen, so krähte schon kein Hahn und gackerte keine Henne mehr im Hofe. Die Gänse und Enten dienten den Panduren als Exercitium zum Kopfabschneiden und wanderten dann den Weg alles Fleisches. Als die Nachricht von dem Anzuge des bösen Feindes wie ein Lauffeuer durch das Land erging, vergrub der Leiboltsberger Bauer einen alten kupfernen Topf voll schöner und seltener Thaler, halbe Gulden und Fünfzehner, nebst vielen raren Goldmünzen heimlich unter einem halb verfaulten Birnbaume, der etwas fern von dem Gehöfte an einem Zaune der Hauswiese stand. Er mochte der Ehrlichkeit seines Gesindes, sowie der Geschwätzigkeit seines Weibes und der Kinder nicht ganz trauen, darum wählte er zu diesem Geschäfte eine stockfinstere stürmische Nacht, in welcher der Regen wie in Strömen von dem dickbewölkten Himmel herabgoß. Vieles im Hause hatten die drei Panduren bereits aufgestöbert. Die silbernen Fiorschnallen der Bäuerin, sowie die Westenknöpfe aus Fünfzehnern des Bauern, waren in ihren Diebshänden, nebst allen anderem Silberzeuge, aber noch immer hatten sie den Topf unter dem alten Birnbaume nicht aufgefunden. Schon segnete der Leiboltsberger Bauer seinen Einfall, den Schatz außerhalb des Hauses verborgen zu haben, und hoffte ihn für immer gerettet zu sehen, als er eines Nachmittages in der Hauswiese arbeitend, die drei Kameraden aus der Hausthüre kommen sah. Voran der Böseste der Bösen, der Tambour Hottowa, den seine Kameraden selbst den Teufel des Regiments nannten. Ging er seinen Spießgesellen auf dem Marsche mit der Trommel voran, so war er im Quartier nicht minder der Anführer in allen Spitzbübereien, nur daß er dann keine Trommel, sondern eine Haselnußruthe, die sich gabelförmig endigte, zur Hand hatte. Dem so ausgerüsteten Hottowa folgten die beiden Andern mit Schaufeln über den Schultern, auf dem Fuße nach. Bei ihrem Anblicke wurde dem Leiboltsberger Bauer denn doch bald heiß, bald kalt, besonders als Hottowa ihn gar freundlich angrinste und mit heiserer Stimme krächzte: „Bauer arbeiten, Pandur auch fleißig." Mit diesen Worten schritten sie an ihm vorüber, geradewegs die Wiese hinab, plötzlich aber blieb Hottowa stehen, streckte die Hand mit der Haselnußruthe gerade aus, sie zitterte und schwankte links. Dahin folgte Hottowa mit seinen Gesellen etwa dreißig Schritte weit. Dasselbe Mannöver hatte dasselbe Resultat. Wieder ging es links bis an den Zaun, an welchem der alte Birnbaum stand, da bewegte sich die Haselnußruthe abwärts, geradezu, wo der Bauer den Topf vergraben hatte. Mit höllischem Jubelgeschrei nahmen die beiden ihre Schaufeln



von den Schultern, Hottowa aber drehte sich lachend im Kreise herum und schlug dabei mit der Gerte auf den Boden, indem er zugleich dem Bauern unverständliche Worte zuschrie. Der wurde aber vor Schrecken ganz blaß und murmelte in sich hinein: „Alles verloren! Alles, was Ahn und Urahn, Vater und ich mit Mühe erhaust haben!“ Auf das Geschrei und Gejohle der Panduren kam die Bäuerin mit Paul und Traudchen auf die Schwelle der Hausthüre, um zu sehen, was es denn Schlimmes gebe. Paul aber eilte zu dem Vater, den er bleich und zitternd in kleiner Entfernung sah. — Die beiden Panduren gruben unterdessen eifrig, wohin Hottowa mit der Gerte unter allerlei seltsamen Geberden und Sprüngen schlug, und nicht lange, so hoben sie den Topf aus der Oeffnung und stellten ihn auf die Wiese, wobei sie einen wahren Höllenspektakel vollführten. Niemand konnte ihre wilde Freude begreifen, und der Einzige, der es vermochte, lehnte sich halb ohnmächtig auf Paul und stierte bebend, als ob er ein Fieber hätte, auf die Schatzgräber. Jetzt zog Hottowa sein langes breites Messer und durchschnitt den Strick, womit der Topf mittels eines Stückes alten Leders zugebunden war. Die Decke wurde abgenommen, und neuer Jubel verkündete dem Bauern, daß sein Schatz in sicheren Händen sei, denen kein Menschenkind ihn mehr entreissen konnte. Große blanke Thaler glänzten oben, gierig griffen die Dreie hinein, aber, als hätte sie eine Viper gestochen, fuhren ihre Hände wieder zurück, denn nur die Oberfläche des Topfes war mit Thalern belegt, der andere Raum bis auf den Boden hingegen nur mit alten Eisenstücken, Nägeln, Glasscherben u. d. gl. stechenden und schneidenden Gegenständen angefüllt, dabei lag ein Pergamentstreifen, darauf stand gar zierlich mit großen Buchstaben: „Non est hic, sed resurrexit,“ zu deutsch: Er ist nicht mehr hier, sondern auferstanden. Das Schreien und Jubeln der Panduren verwandelte sich nun plötzlich in Staunen und Wuth. Am ärgsten geberdete sich der Tambour, als er den Zettel gelesen, den er unstreitig verstanden und nun seinen Kameraden auf gut pandurisch übersetzte. Wie ein rasender Panther sprang er auf den Bauern los, riß ihn zu dem umgestürzten Topfe und schrie: „Schaff Geld, oder Kopf ab.“ Dazu schwang er sein schneidendes Messer so nahe an dem Halse des Erschrockenen, daß er seine arme Seele bereits dem lieben Himmel empfahl, und Anne nebst Paul von Todesangst ergriffen, wie eingewurzelt standen. Nicht so Traudchen, gleich einem Pfeil flog sie auf Hottowa los, sprang mit einem Mark und Bein durchdringenden Schrei an ihm empor, und hatte ihm mit unbegreiflicher Macht im Nu das Messer entrissen und in das daneben stehende Gerstenfeld geschleudert. Schäumend vor Wuth, blickte der Schreckliche auf Traudchen, die jetzt gleichfalls mit ihren großen blauen Augen ihn unbeweglich ansah und den Tambour als wie durch einen geheimen Zauber bannte; nur ihre Lippen bebten leise, aber heftig und schnell, sonst hätte man sie für ein schönes Marmorbild halten mögen. Das Blut rieselte von ihrer gegen den Grausamen ausgestreckten Hand, denn sie hatte sich dieselbe an dem scharfgeschliffenen Mordinstrumente verletzt. So standen sie sich längere Zeit schweigend gegenüber. Traudchen immer ihre Augen scharf und starr in die des Feindes gebohrt. Hottowa wandte endlich den Kopf seitwärts, als wollte er den Blick des seltsamen Mädchens vermeiden, und langte zugleich nach dem langen Messer seines Kameraden. Dieser trat jedoch einen Schritt zurück und faßte mit nerviger Hand Hottowas Arm, indem er ihm heftig in ihrer Sprache etwas vorpolterte, was zwar die guten Bauersleute nicht verstanden, aber leicht errathen konnten. Auch der andere Pandur stimmte demselben bei, und richtete ernste Worte an den Tambour, aus welchem wohl

hervorging, daß nicht der Bauer den Schatz erhoben, sondern der Streich von ihren eigenen, auf den Nachbarhöfen einquartirten Kameraden herkomme, die würden das Geld entdeckt, weggenommen, und die wenigen Thaler sammt dem Pergamentstreifen zum Hohn für die Zuspätkommenden zurückgelassen haben. Hottowa erwiederte mit fast tonlosen Worten: „Ja, ja, das kann Karadja und Skelenik, oder Banluko und Horwaschy gewesen sein," aber setzte er mit halb erstickter Stimme hinzu: „Habe ich nur erst Gewißheit, wer es war, so schwöre ich, daß mein Handschar genaue Bekanntschaft mit seiner Gurgel macht." Mit diesen Worten ging er in das Haus zurück, wohin ihm die Beiden folgten.

Die Bäuerin, die sich unterdessen von ihrem Schrecken erholt und mit Paul näher getreten war, nahm ihr Halstuch und verband unter Worten voll Liebe und Zärtlichkeit die blutende Hand Traudchens, welche wieder heiter, obwohl jetzt erst hochathmend, den Panduren nachsah. „O, laß das, Mutter Anna, laß das! Es hat nichts zu bedeuten, nur in dem Handballen ist ein leichter Schnitt. Geht alle hinein, daß der böse Hottowa im Hause nicht irgend ein Unheil anstiftet. Mich aber laßt hier, ich muß das lange Messer suchen, an dem ich mich verwundet habe."

Die Dreie gingen, Traudchen aber sprang, wie ein junges Reh, über den Zaun in das Gerstenfeld, wo sie auch nach kurzem Suchen Hottowas langes Messer fand, und nun gleichfalls auf das Haus zuging.

Die drei Panduren saßen am Tische und ersäuften ihren Verdruß in starken Zügen, als Traudchen Hottowas Messer in der verbundenen Hand in das Zimmer trat, furchtlos auf sie zuging, dasselbe auf den Tisch legte und zu dem Tambour sagte: „Weißt du, was in dem Evangelium steht? Wer das Schwert zieht, wird durch dasselbe umkommen." Nach diesen Worten ging sie ruhigen Schrittes wieder zur Thüre hinaus. Ob die Männer das Mädchen verstanden, wissen wir nicht, sie sahen ihr aber staunend nach, und der Eine sagte zu Hottowa: „Du, Regimentsteufel! Mir scheint, das schwache Lamm meistert den starken Wolf." Hottowa fuhr mit der flachen Hand über die Augen, als wollte er irgend eine Erinnerung verscheuchen und sprach mit einem ganz ungewöhnlich weichem Tone: „Sie ist Nifida, meiner armen Schwester, die vor zwei Jahren in der Save ertrank, auf ein Haar ähnlich. Eben dieser Trotzkopf mit den langen blonden Flechten, dieselben großen blauen Augen mit dem scharfen Bann-Blick, welcher nur wenigen verliehen ist. Gegen dieses Mädchen kann ich meine Hand, die sich doch schon so oft in Blut getaucht, nicht erheben." Und so war es auch während der noch übrigen Dauer der feindlichen Einquartierung auf dem Hofe. In Traudchens Anwesenheit betrug sich Hottowa mit seinen Gesellen noch so ziemlich erträglich, denn das schlaue Mädchen war sich bald ihrer Macht bewußt, und zähmte die drei Panduren durch ihre starren und scharfen Blicke, so daß sie sich beinahe wie civilisirte Menschen benahmen. Anders war es, wenn sie entfernt war, dann zeigten sich die drei wüsten Gesellen als die alten Plagegeister, und Hottowa, welchen der Verlust des Schatzes, dessen glückliche Erheber er bis jetzt vergebens zu entdecken suchte, noch ingrimmiger machte, war dann boshafter als je.

Als Traudchen, acht Tage nach dem Vorfalle mit dem Schatze, in Begleitung Pauls, am frühen Morgen den alten, schwer erkrankten Pfarrer von Pittenhardt besuchte, trieben es die Panduren wieder gar arg. Die Bäuerin konnte ihnen nicht gut genug zu essen, der Bauer nicht satt zu trinken geben. Nach dem Mittagsmahle, als die Bewohner des Hofes betend an dem Tische knieten, hinter welchem der kleine Altar mit dem Krucifixe an der Wand aufgerichtet war, sprang Hottowa plötzlich, einen niedern Schemel in der Hand, auf den Tisch, setzte sich darauf und rief mit drohender Stimme: „Bet' alle an Hottowa! Ich euer Gott!" Natürlich verstummte über diese Lästerung das laute Gebet aller, und der Bauer sprang entrüstet auf; doch drohend traten ihm die beiden andern Panduren mit den blanken, langen Messern entgegen, drückten ihn wieder auf die Knie, indem sie gleichfalls sagten: „Bete! Hottowa dein Gott! Bete, oder Kopf ab!" In dieser ihrer Herzensangst, wo sie keinen Ausweg fanden, flehten sie stille, daß ihnen der Himmel mit seinen heiligen Heerschaaren beistehen und einen Engel zur Rettung senden möchte, und siehe da, die Thüre sprang auf, und Traudchen trat, die Rechte gegen Hottowa erhoben, herein und rief denselben fest und starr ansehend: „Du böser Unhold! Der Herr wird dich strafen, daß du dich seines Namens angemaßt. Herab du Fliegengott von deinem Schemel!" — Hottowa fuhr, als hätte ihn der Blitz getroffen, vom Tische herab, zugleich trat ein Unteroffizier der Panduren herein, welcher Hottowa und den beiden andern bedeutete, ihre Effekten mitzunehmen und ihre Kameraden auf den umliegenden Gehöften zusammen zu trommeln, da Ordre gekommen sei, daß das ganze Regiment sich ungesäumt in Wasserburg versammeln und da seiner weiteren Bestimmung gewärtig sein solle.

Der Abschied der Bauersleute von ihren Gästen soll nicht sonderlich schwer gewesen sein, vielmehr sandten alle ein inbrünstiges Dankgebet zum Himmel empor, der sie endlich aus dieser Drangsal erlöst hatte, die auch nicht wiederkehrte, da fortan nur die Städte und größeren Marktflecken mit österreichischen Garnisonen und zwar mit regulärem Militär besetzt blieben, indessen die Kroaten und Panduren an die türkische Gränze beordert wurden, wo die gegenseitige Kopfabschneiderei wieder in vollstem Gange war. Wohl hatten die bayerischen Bauern desto mehr Lieferung an Heu, Stroh und Hafer in die Rentkästen zu machen, doch thaten sie das gern, weil sie doch einmal von ihren wilden Quälgeistern befreit waren.

So kehrte nach acht Wochen, die den armen Leuten acht Jahre dünkten, die vorige Ruhe auf den Leiboltsbergerhof zurück, und alle athmeten wieder frei und froh. Nur der Bauer seufzte oft tief nach seinem verlorenen Schatze, der, wie er jetzt selbst gestand, etwas über fünf Tausend Gulden betrug, eine für jene Zeit sehr große Summe. So verstrich ein Jahr nach dem andern, Traudchen wuchs kräftig

wie eine junge Tanne empor, von Tag zu Tag wurde sie schöner und wer die blühende Jungfrau sah, mußte gestehen, daß man Land ein und Land aus nicht ihres Gleichen finde. Dabei war sie hohen Verstandes und wußte in so schön gewählten Ausdrücken zu reden, daß selbst Vornehme sie bewunderten. Auf Paul, der ebenfalls zu einem der schönsten und kräftigen Burschen empor gewachsen war, fing Traudchens Blick, als sie kaum achtzehn Jahre alt war, auch gar wunderbar zu wirken an. Es wurde ihm bald heiß und dann wieder kalt, wenn sie ihn auch noch so freundlich ansah, ja, je freundlicher sie es that, desto heftiger schlug ihm das Herz.

Eines Tages sagte der Bauer: „Traudchen, heute Abend wird der Schierlingshofer Andreas kommen, und um deine Hand anhalten, der ist der reichste Bursche, brav, sauber, und übernimmt den schönen Hof seines Vaters. Ueberlege dir es, was du ihm antworten willst. Zu was immer du dich entschließest, das ist mir recht." Traudchen senkte den Kopf auf ihren Busen und blickte erst auf, als der Bauer die Thüre schloß. Da sah sie Paul auf der Bank am Fenster sitzend, die Augen naß und schwer aufathmend. Sie ging zu ihm, faßte ihn bei der Hand und sagte mit freundlichem Tone: „Paul, was fehlt dir?" Rasch aufspringend erwiederte er: „Traudchen, sagst du zu dem Andreas: ja, so ist's um mich geschehen, denn wisse es nur, ohne dich kann ich nicht leben, dich als Weib eines andern zu wissen, wäre mein Tod!" — „Nun sei nur ruhig," sagte das Mädchen, „warte den Abend ab, und höre, was ich dem Schierlingshofer Andreas antworte." Dabei blickte sie ihn gar nicht strenge und hart an, sondern so lieb und freundlich, daß es dem armen Paul vorkam, als gingen ihm alle neun Himmel mit einem Male auf. Da konnte sich der gute Junge nicht mehr halten, er schlang seinen kräftigen Arm um ihren Nacken, und wollte sie eben küssen; aber er begegnete einem ganz veränderten strengen Blicke, so kalt und starr, daß er zurückfuhr, zugleich hörte er das vorwurfsvolle Wort: „Paul?!" — Jetzt traten auch der Bauer und Anna ein, auch die riefen verwundert: „Paul?!" Der ergriff aber die Hände seiner Eltern und sprach im entschlossenen Tone: „Vater, Mutter! Bekomme ich Traudchen nicht zum Weibe, so gehe ich unter die Soldaten. Denn lieber sterben in fremden Landen, als wenn ich sie von einem Anderen zum Altar führen sehe." Anna schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und sprach: „Barmherziger Himmel! Das geht ja nicht! Deine Base willst du heirathen? Das gibt der Herr Bischof und das Consistorium nun und nimmermehr zu!" Der Bauer aber seufzte tief und sagte: „Hätten mir nur die Spitzbuben-Panduren nicht meinen Schatz gestohlen, es ginge dann schon. Da könnte man für sein gutes Geld wohl Dispensation von Rom bekommen." „Laßt's gut sein Vater, und du Mutter Anna," unterbrach Traudchen beide lächelnd, „dem Schierlingshofer Andreas kannst du nur sagen, daß er bei mir heut' Abend gar nicht anzufragen braucht."

Einige Wochen nach diesem Vorfalle, als der Bauer und die Bäuerin mit ihrem Gesinde bei dem Abendessen an dem Tische saßen, ereignete sich etwas ganz Besonderes. Alle Bücher, die auf einem Brette an der Wand standen, stürzten plötzlich herab; die dicke Hauspostille zuerst auf den Kopf des Bauern, und von da in die saure Milchschüssel, daß ihr Inhalt in der ganzen Stube herumspritzte, „Das Leben der Heiligen" und eine große Chronik in die weite Nudelpfanne, die übrigen Bände aber auf den Tisch und die Teller der Herumsitzenden. Paul kam auf das Getöse aus dem anstoßenden Pferdestalle herein und fragte, was es gäbe? Aber eine Ohrfeige von unsichtbarer Hand, stark genug, daß sich seine linke Backe hochroth färbte, war die Antwort. Darauf hörte man ein starkes Rasseln in den Spänen, welche auf Stangen über dem Ofen lagen, und ein unterdrücktes, jedoch deutliches Lachen.

Auch Traudchen, welche noch in der Küche beschäftigt war, sprang herbei, doch es wurde jetzt plötzlich stille, und die Leute sahen sich über diesen Spuck erschrocken an. — So ging es mehrere Tage fort. Paul und die Dienstboten wurden von unsichtbaren Händen geneckt, und ihnen allerlei Schabernack gespielt. Besonders hatte es der Kobold auf Paul abgesehen; oft wurde ihm der Löffel, welchen er eben zum Munde führen wollte, hart vor demselben weggeschlagen. Eines Abends, als schon der Lichtstock lustig und knisternd brannte, der Bauer nebst Paul und den Knechten Späne schnitzten, Mutter Anna, Traudchen und die beiden Mägde aber spannen, rasselte es wieder auf der Bank in dem Ofenwinkel. Alle richteten die Blicke erschrocken dahin, doch Niemand sah etwas, nur Traudchen ließ das Spinnrad stehen, erhob sich und rief: „Hottowa!" — Wie electrisirt und die Haare zu Berge stehend, sprangen Alle auf, doch Traudchen winkte ihnen mit der Hand, ruhig auf ihren Plätzen zu bleiben, machte, starr auf einen Fleck hinblickend, zwei Schritte vorwärts und sprach: „Unhold, was thust du dahinten am Ofen?" Von derselben Stelle hörte man nun deutlich, jedoch mit dumpfer Stimme: „Für den Frevel, daß ich mich von Euch wollte anbeten lassen, bin ich nach meinem Tode verurtheilt worden, in diesem Gehöfte bis an das Ende der Tage zu bleiben." Darauf hörte man Etwas der Thüre zu, und dann hinaushuschen. Alle drängten sich jetzt wie furchtsame Schafe um Traudchen, welche allein furchtlos und aufgerichtet den sich entfernenden Geist Hottowas mit den Augen verfolgte.

So dauerte der Spuck mit dem Hottowa bereits ein ganzes Jahr fort. In Traudchens Gegenwart benahm er sich ganz ordentlich, war sie aber nicht da, so beging er eine Schelmerei nach der andern. Besonders verlangte er, daß bei Tische eigends für ihn ein Gedeck aufgelegt werde, und die Stelle bei demselben unbesetzt bleibe. Wagte es doch Jemand, seinen Platz einzunehmen, so durfte der Kühne versichert sein, daß ein heftiger Nadelstich ihn dafür bestrafen würde. Der Kobold hatte gewaltige Launen. War er heiter gestimmt, so half er bei aller Arbeit. Die Pferde wurden noch einmal so schnell angeschirrt und eingespannt, das Getreide und Heu viel schneller auf den Wagen geladen, ja es war, als wenn es von selbst hinaufflöge. Bei dem Holzmachen sprangen die härtesten Klötze, als wenn ihrer zwei auf den Keil schlügen. Auch ein nahendes Gewitter

verkündete er oft voraus und trieb dann zur größeren Eile u. s. w. War Hottowa hingegen übler Laune, oder hatte man vergessen, bei Tische sein Gedeck aufzulegen, obwohl er niemals einen Bissen aß, so war an dem Pferdegeschirr Alles in Unordnung, die Stränge verwickelt, daß man lange zu thun hatte, bis sie wieder entwirrt waren; der volle Getreide- oder Heuwagen fiel, oft nur noch ein paar Schritte vor dem Scheunenthore um, oder der Kobold schreckte die Schafheerde, daß die armen Thiere in allen Windrichtungen auseinander stäubten, und die Leute viele Mühe hatten, sie wieder zusammen zu treiben.

Zwar gewöhnten sich die Einwohner des Leiboltsberger Hofes allmählig so ziemlich an ihren sonderbaren Gast, denn er war selten übler Laune, aber wer hat Lust täglich einen Kobold, wenn auch unsichtbar, zum Tischgenossen zu haben? Als nun Hottowa eines Tages gar schlecht aufgelegt war, und schon vor Tische allerlei Schabernack und Unheil angerichtet hatte, wurde der Bauer sehr mürrisch, denn seine Dienstboten drohten ihm, den Dienst aufzusagen, wenn sie noch länger mit Hottowa zusammen hausen sollten. Als nun aber gar des Mittags, als das Gesinde sich zu Tische setzen wollte, und Traudchen eben mit der Suppenschüssel in die Stube trat, die Bänke brachen, und die Daraufsitzenden zu Boden fielen, da schwur der Bauer, daß er dem Dinge ein Ende machen und dem Kobolde die Herberge aufzusagen wissen werde. Zugleich warf er Hottowa's Gedeck, sammt und sonders, zum Fenster hinaus und begab sich stehenden Fußes zu dem neuen Pfarrer von Pittenhardt. Als der Bauer dem Herrn den Fall vorgetragen, machte sich derselbe sogleich mit allen zum Geisterbannen nöthigen Requisiten auf und ging mit dem Bauer nach dem Leiboltsberger Hause.

Doch kaum dort in den Hof getreten, empfing beide ein vom Dache der Scheune schallendes heiseres Lachen, und den Herrn Pfarrer hätte eine von Oben fallende Weizengarbe beinahe zu Boden geschlagen. — Entrüstet ob dieser Keckheit des Geistes bei hellem Tage, fing der Pfarrer sogleich den Frechen zu beschwören an, doch ein eben solches Gelächter erscholl nun vom Dache der Pferdestallung. Nach einiger Zeit hörte man gar aus der Kellerlucke die deutliche Stimme Hottowas: „Der ist nicht Mann, der Hottowa bannen kann, ja, wenn's noch wär der Alte, der hatte mehr studirt, und sprach ein besser Latein."

Kirschroth vor Zorn über die öffentliche Zurechtweisung wegen seines wenigen Studirens und schlechten Lateins, fing der Pfarrer seine Beschwörung stärker und dringender als vorher an, aber plötzlich unterbrach ihn der Kobold mit freundlichem Tone: „Laß gut sein, kann ich erst bannt werden, wenn Bauer ist nicht mehr Bauer vom Hofe, und wirthschaftet sein Sohn." — „Ho ho!" rief der Leiboltsberger erfreut, „wenn es nur das ist, so sollst du bald deinen Herrn finden. Nächster Tage übergebe ich den Hof, dann wollen wir ihm bald Meister werden. Du, Paul, spanne jetzt die beiden Rappen an das Wäglein, und fahre den Herrn Pfarrer nach Hause, denn er wird müde sein." Der sonst gutmüthige Pfarrer war vom Herzen froh, auf so gute Art aus dem bösen Handel mit dem muthwilligen Kobold loszukommen, und hatte nichts gegen die schnelle Heimkehr einzuwenden. Als nun beide zum Hofe hinausfuhren, rief Hottowas Stimme vom Dache herab: „Glückliche Reise," und als sie auf die Straße einbogen, eben so von der nächsten Eiche: „Wünsch' gut heim zu kommen," und dann wieder nach einigen Minuten, als säße er auf dem Sattelpferde: „Paul, acht geben, kommt holperig Weg, wirf nicht um." Als aber der Wagen an die Grenze der Leiboltsberger Fluren kam, sagte der Kobold, als säße er hart neben dem Pfarrer: „Muß ich heimkehren, ist ja hier auch meine Grenze." Darauf hörte man einen Laut, als schlüge Jemand die Pferde mit der flachen Hand auf den Rücken, daß sie rascher als vorher dahin trabten, und der Pfarrer glücklich und sehr schnell nach Pittenhardt zurückkam.

Kaum war Paul nach Hause gekehrt, so rief ihn der Vater schon in die Stube, wo auch Mutter Anna und Traudchen bereits waren, und sprach: „Paul, du hast gehört, wie die Sachen stehen. Morgen früh fahren wir zum Gerichte nach Kling, dort wird dir Haus und Hof übergeben. Du bist jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, ich und Anna haben uns lange genug gesorgt und geplagt, wir gehen in den Austrag."

„Gut, Vater," erwiederte Paul, „aber wenn Traudchen nicht mein Weib wird, so mag ich weder Haus noch Hof, und wenn derselbe noch zehnmal schöner und größer wäre." Vater und Mutter erbleichten über den festen und bestimmten Ton ihres Sohnes, dessen Eisenkopf sie wohl kannten. Nach einer kleinen Pause sagte der Vater: „Ohne Dispensation geht es nicht, und wo das Geld dazu jetzt auftreiben?" — „Wohl," sprach Paul, „ich verkaufe lieber die Hälfte unserer Felder und Wiesen." „Bist du ein Narr," polterte der Alte, „jetzt, wo wegen der schlechten Zeiten die besten Gründe um die Hälfte des Werthes keinen Käufer finden?" — Da trat freundlich lächelnd Traudchen zu dem Bauer und sprach: „Du hast Recht, Vater, von dem schönen Gehöfte darf auch kein handgroßes Stücklein verkauft werden. Und, wozu auch? es ist ja gar nicht nöthig. Wißt ihr was? Wollen wir nicht gehen und in dem Entengraben Goldfische fangen?" — „Barmherziger Himmel!" rief Mutter Anna, „jetzt ist das Mädel, die doch sonst die Gescheidteste unter uns war, auch noch närrisch geworden." „Nicht doch, Mutter Anna," lächelte Traudchen; „kommt alle in die Wiese hinaus, und ihr sollt sehen, daß ich dort den gescheidtesten Jugendstreich gemacht habe, den nur ein armes Menschenkind begehen kann." Nehmt nur alle die großen Schapfen (Schöpfer) mit, in einer halben Stunde sind wir der Sache auf dem Grunde. Alle folgten gut ausgerüstet dem Mädchen, zu dem etwa hundert Schritte von dem bekannten Birnbaume liegenden Entengraben, der war zwar klein, aber wohl vier Schuh tief. Traudchen verstopfte schnell den winzigen Zufluß vom Brunnen her, und das Ausschöpfen mit vereinten Kräften ging so rasch von Statten, daß richtig in Bälde eine Pfanne sichtbar wurde, welche mit Schlamm und einem eisernen Deckel bedeckt war. Der Bauer und Paul heben sie vorsichtig heraus. Da drinnen lagen nun die alten Goldstücke und Frauenthaler, welche der Leiboltsberger, als die Oesterreicher in das

Land kamen, unter dem alten Birnbaume vergraben hatte. Fragend sahen jetzt alle auf Traudchen, die aber sprach: „Schau Vater, als der Feind in das Land kam, bemerkte ich trotz meiner Jugend, eine große Unruhe an dir. Ich ließ dich deßwegen nicht aus den Augen. Da du nun eines Abends, trotz Sturm und Regen nicht zu Bette gingst, sondern ich dich Trepp' auf Treppe ab, Kästen und Truhen auf- und zuschließen, und endlich die Hausthüre knarren hörte, stand ich auf und sah durch das Fenster meines Kämmerleins, dich etwas Schweres die Wiese hinuntertragen. Einzelne heftige Blitze zeigten mir wieder, wie du am Birnbaume grubst und dann wieder in das Haus zurückkamst. Da merkte ich denn Alles. Ich legte mich wieder zu Bette, konnte aber nicht einschlafen, denn es kam mir plötzlich der Gedanke, eben so gut, wie ich, hätte dich ja auch ein weniger befreundetes Auge beobachtet, und dir dein Schatz dann geraubt werden können. Die ganze Nacht dachte ich nach, wie das zu verhüten wäre, und mein Plan war mit Sonnenaufgang fertig. Wie du nach der Morgensuppe mit Paul in das Holz fuhrst, trieb mich die Neugierde zu dem alten Birnbaume und ich sah, daß du deine Sache schlecht gemacht hattest, und wenn Niemand anderer, doch wenigstens die schlauen Feinde den Schatz finden würden."

„Ich machte daher ganz in der Stille meine Vorkehrungen, und in der nächsten rabenschwarzen Nacht kleidete ich mich gar nicht aus, stahl mich leise auf die Wiese, nahm einen Sack mit allerlei Stücken von alten Nägeln und Glasscherben nebst dieser Pfanne mit, versenkte die Letztere hier in den Graben und grub dann deinen Topf aus. Dann füllte ich öfters meine Schürze mit dem Gelde und schüttete dasselbe immer vorsichtig auf der Stelle in das Wasser, wo die große Pfanne unten lag. Als ich mit dieser Arbeit fertig war, füllte ich deinen Topf mit dem alten Zeuge, legte den vorher geschriebenen Pergamentstreifen und einige zurückgelassene Thaler darauf, und bedeckte ihn wieder eben so schlecht, wie du es gethan hattest, mit dem festen Vorsatze, was da auch kommen möchte, nichts davon zu sagen, bis die Feinde abgezogen seien. Nun die Oesterreicher das Land für immer verlassen, habt ihr euer Geld wieder, und," setzte sie hocherröthend hinzu, „wohl jetzt vielmehr, als ihr zu jeder Dispensation braucht." — Paul fiel Traudchen freudig um den Hals, was diese auch für diesesmal ohne besonders strengen Blick geschehen ließ, ihm aber doch bedeutete, solches vor der Hochzeit nicht wieder zu wagen. Auch der Leiboltsberger und Mutter Anna schloßen Traudchen in ihre Arme, dann wurde der wiedergefundene Schatz in das Haus gebracht. — Am andern Morgen fuhr der Bauer mit Traudchen und Paul, alle drei in den schönsten Feierkleidern, nach Seeon zu dem dortigen Prälaten, welcher ein sehr guter und gelehrter Herr war und dem der Vater das junge Brautpaar vorstellte, zugleich aber auch um guten Rath wegen der Dispensation bat. Der menschenfreundliche alte Abt meinte auch, es wäre doch jammerschade, wenn ein so wunderschönes Paar, das gewiß in ganz Bayern nicht seines Gleichen fände, getrennt werden sollte, zudem sei die Verwandtschaft ja nicht gar so nahe. — „Koste es, was es wolle," rief der Leiboltsberger, „ja 2000 fl. gebe ich her, denn ich bringe zugleich damit den bösen Kobold Hottowa aus dem Hause."

Der Abt lächelte und versprach die Sache in die Hand zu nehmen, und was so ein gelehrter und hochangesehener Mann in die Hand nimmt, das geht rasch. Es dauerte auch nicht lange, so traf die Dispensation ein, und Traudchen eben tausend Wochen alt, wurde mit Paul an dem nemlichen Tage getraut und das glücklichste Ehepaar in ganz Bayern, als die churfürstliche Familie, nach zehnjähriger Trennung, 1715, auf dem Schlosse Lichtenberg am Lech sich wieder zum erstenmale sah. Der Churfürst kam aus den Niederlanden, die Churfürstin aus Italien, wohin sie sich geflüchtet hatten, die Prinzen aus Klagenfurt, wohin sie die Oesterreicher als Gefangene geführt hatten, die Prinzessin aber aus dem Angerkloster in München, worin sie seit zehn Jahren gesperrt war. Das churfürstliche Ehepaar erkannte sich und ihre Kinder und die Kinder ihre Eltern nicht mehr, denn nicht allein ein großer und langer Zeitraum, sondern eine schmerzliche Trennung und Kummer und Sorge hatten ihre Wangen gefurcht und sie vor der Zeit altern gemacht. Die Churfürstin stürzte halb ohnmächtig an Max Emanuels Brust, welcher sie krampfhaft an sein Herz drückte. Die Prinzen und die Prinzessin fielen zu den Füßen der theuern Eltern und umfingen lautweinend ihre Knie. Da wurde alles Hofceremoniel vergessen, denn auch alle Herren und Frauen, sowie die ganze Dienerschaft, stimmten ein in das laute Weinen der Prinzen. Nur Max Emanuel stand hochaufgerichtet, wie eine deutsche Eiche, die der Sturm weder biegen, noch brechen konnte, nur drängten sich auch aus seinen Augen ein paar große, schwere Thränen. Die Eine mochte dem Augenblicke, die Andere seinem halb verwüsteten Bayerlande gelten.

Aber, höre ich meine lieben Leser fragen, wie ging es denn mit Hottowa? Nun, der war seit der Verehelichung des jungen Paares selten mehr zu bemerken, und gab er auch dann und wann seine Anwesenheit kund, so war er stets in der besten Laune. Als daher die Beschwörungskommission von Kling mit einem sehr gelehrten Pater von Seeon kam, bat der Kobold sehr bescheiden und kleinlaut, „man möchte ihn doch nur in den halbverfallenen, und darum unbenützten Keller des dabeistehenden Taglöhner-Häuschens „hinabbannen, dort wolle er gern bleiben bis zum jüngsten Tage, weiter aber könne und dürfe er sich vom Hofe „nicht entfernen." Diese Bitte wurde ihm von der Kommission freundlich gewährt. —

Dort im halb verfallenen Keller steckt heut zu Tage noch der arge Schelm und regt und rührt sich nicht. Nur, wenn irgend ein Bauer des Nachts vom Bräuhause des Klosters Seeon herkommt und dort vorbei geht, so glaubt er aus dem Keller ein Liedchen zu hören, dessen Text ihm slowakisch vorkommt und gewöhnlich brummt ihm dann am andern Tage der Kopf.

C. P. Berger.

Sikko.



Dee Trieeer Bischof Poppo hub an im Saal:
„Auf Heiligkreuz der Räuber ist meine Qual,
Erschlichen und gestohlen hat er das Schloß,
Nun sitzt er fest und schwelgt doet mit frechem Teoß.

Wie bring ich wieder die Veste in meine Macht?
Viel Volk muß mir verderben, such ich die Schlacht!"
Da sprach der Ritter Sikko: „Gebt mir das Lehn,
So sollt ihe bald als Bueghеrrn mich oben seh'n!"

Der Bischof war's zufrieden. Da that der Schelm
Vom Leibe Schien' und Panzer und auch den Helm,
Ee kleidet sich als Pilger in rauh' Gewand
Und zieht zur Veste friedlich im Sonnenbrand.

Blau war der weite Himmel, die Luft so heiß,
Er keucht die steilen Pfade, ihm floß der Schweiß,
Und ohne Athem sank ee am hohen Thoe,
Wo er des Wächters Mitleid gar warm beschwor.

„O Mann, mich bringt zum Falle des Duestes Noth,
Gib einen Becher Weines, sonst bin ich todt"
Da reichte ihm der Krieger, um was er bat,
O wie er tiefe Züge im Weine that!

Und als erquickt er aufstand, speach er: „Habt Dank,
Mir liegt in weiten Kellern auch solcher Teank,
Mein Gut ist an der Mosel. Kehr' ich zurück
So send' ich euch an Fässern wohl sieben Stück."

Nicht lange wähets, da knarrten sieben Wagen schwer
Zum Heiligkreuzee Schlosse, und neben her
Da gingen sieben Bauern. Here Sikko wae
Der erste untee ihnen, er fühet die Schaae.

Das Thoe geöffnet, Wächter! des Weines Last
Entsendet euch der Pilgee, er war euer Gast.
Da kamen die Insassen. Es klingt ein Scheei'n,
Ein Jauchzen und ein Toben: „Laßt ein den Wein!"

Die Bauern mit den Fässern, sie zieh'n in's Schloß.
Wie hieben sie so wacker auf Stier und Roß!
Der Burghof war den Wagen beinah' zu eng,
Der Ritter und die Knechte, das gab Gedräng.

Da zogen aus den Kitteln, mit einem Mal
Die Bauern hell und blitzend den blanken Stahl,
Die sieben Fässer borsten mit lautem Knall,
Geharnischt sprangen Männer keck in die Hall.

„Jetzt sollt ihr euch ergeben," ruft Sikko laut,
Daß kaum der Beste Räuber den Sinnen traut.
Doch er mit sammt den Knechten ist waffenlos,
Da wurden sie gebunden; o schlimmes Loos.

Und Sikko bringt sie lachend zum Bischofssaal:
„Nun seid ihr los den Räuber und eure Qual."
Der Bischof sprach: „Mein Kühner, zieh in dein Lehn,
Es ward so fröhlich nimmer ein Schelm gesehn."

Wolfgang Müller.

Die Belagerung der Stadt Coevorden 1673.

Unfern der Grenze des Königreiches Hannover liegt in Holland die alte Stadt Coevorden in einer weiten moorigen Ebene. Sie ist stark und fast uneinnehmbar, aber dennoch von geringem Nutzen, weil sie entfernt liegt von allen großen Straßen des Verkehes und weil das stärkste Vertheidigungsmittel der Festung sie noch mehr abschneidet und ihre Besatzung vereinzelt. Dieß Vertheidigungsmittel ist das Wasser; denn wie so viele solcher Städte im niedrig gelegenen Lande, kann auch Coevorden sich unnahbar machen, indem es die durch seine Ebene hindurchfließenden Gewässer staut und sich mit einem See umgibt. Unter dem Schutze solcher Gewässer vermochten die Holländer dem mächtigen Könige Ludwig XIV. von Frankreich zu widerstehen.

Mit diesem fremden Könige hielt es der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, und suchte den Holländern allen möglichen Schaden zu thun. Während der französische König mit 100,000 Mann bis nahe vor Amsterdam drang, fiel die Armee der Bischöfe von Cöln und Münster, von Südosten her 20,000 Mann stark, in das Land und nahm von dieser Seite her eine Festung nach der andern, 1672. Auch Coevorden fiel. Aber die Holländer ermannten sich, vor ihren Gewässern wichen die Feinde und auch Coevorden nahm der tapfere Oberst Ravenhaupt durch Ueberrumpelung wieder ein. Das schmerzte den kriegslustigen Bischof Bernhard von Galen tief und es galt ihm darum, sich im Frühjahr des Jahres 1673 um jeden Preis wieder in den Besitz dieser Stadt zu setzen. Also zog er im April des Jahres 1673 vor Coevorden; aber die Holländer stauten wieder die Vechte und die Münster'schen Soldaten mußten sich zurückziehen vor diesem Feinde. Als nun der Bischof nachdenkend diese steigenden Fluthen betrachtete, entsprang plötzlich in seinem unternehmenden Sinne ein wunderbarer Plan: er konnte mit Feuer nichts ausrichten gegen die Stadt, darum wollte er sie vernichten durch ihr eigenes Schutzmittel, durch das Wasser. Weil er Coevorden nicht verbrennen konnte, wollte er es ersäufen.

Dieß aber sollte also geschehen. Die Ebene von Coevorden ist nicht überall offen, sondern wird an mehreren Seiten durch Hügelrücken eingeschränkt, nur bei Gramsbergen, noch unterhalb Coevorden, fließt die Vechte durch eine weite Senkung. Wenn nun die Gewässer der Vechte so hoch ansteigen sollten, daß die Wälle der Festung ihren Druck nicht mehr aushalten könnten, so mußte bei Gramsbergen ein Damm mehr als zwei Stunden in die Länge aufgeführt werden und er mußte höher und höher hinansteigen, bis er zuletzt die Festung weit überragte. Dann war der Untergang derselben in den aufgestauten Fluthen der Vechte gewiß. Also begann man das Werk unter der Leitung des Ingenieurs Pictorius und des Deichbaumeisters Spolde im Mai 1673. Tausende von Bauern aus der Umgegend wurden herzugetrieben und karrten unablässig Tag und Nacht, der Damm stieg empor und nach zwei Monaten, im Juli desselben Jahres, war er fertig. Zwei Schanzen und sechszig Geschütze deckten ihn gegen jeglichen Ueberfall. Also mußten die Gewässer der Vechte und aller andern zuströmenden Bäche in dem geschlossenen Raume bleiben und immer höher stieg diese Fluth heran. Es war ein Meer und nur die Wälle und Thürme der Festung Coevorden ragten wie eine Insel daraus hervor. Bald aber äußerte innerhalb der Wälle der Stadt der Druck des Wassers von außen seine Wirkung, alle Keller füllten sich, in den niedriger gelegenen Stadttheilen stand das Wasser und manche Häuser stürzten schon zusammen. Und doch war es erst der Spätsommer und die Witterung war trocken; mit bangem Herzen mochten da wohl die Belagerten der Zeit der Herbstregen entgegensehen. Einen Strahl der Hoffnung gewährte ihnen eines Tages im Anfang September die Beobachtung, daß in den letzten Tagen die Gewässer nicht mehr gestiegen, wenn auch nicht gefallen seien; aber den Belagerern war dieß nicht entgangen, sie forschten nach der Ursache und fanden, daß das Wasser durch die westwärts vom Deiche gelegenen Moore einen Abfluß gefunden hatte. Alsbald ward er gestaut und wiederum schwollen die Gewässer.

Die Belagerer schafften nun Schiffe und Kähne herbei, um mit diesen einen Sturm zu wagen, ehe es bis zum Aeußersten käme. Es war um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche und noch keine Aussicht auf Rettung. Allmälig ergaben sich die Belagerten in ihr Schicksal. In der Nacht aber auf den ersten Oktober erhob sich der Wind mit hohlem Brausen und schwoll an zum wilden Nordweststurme. Seine Stöße peitschten das braune Moorwasser des künstlich gebildeten Sees zu wilden Wogen mit weißen Häuptern empor und schleuderten sie gegen die Werke der Menschen. Da boten der Bischof und sein Oberst, der Graf Wedel, alle Kräfte ihres Heeres auf, den Damm zu schützen, es wurde Stroh und Mist, Faschinen und Sandsäcke herzugebracht und die Menschen arbeiteten mit unerhörter Anstrengung. Es war vergebens. Der Damm war noch zu frisch, um solchen Druck aushalten zu können und der Sturm trieb die Wellen

mit immer neuem Ungestüm gegen den Wall, während die Kräfte der Menschen an der zweistündigen Strecke erlahmten. Nach Mitternacht stieg noch die Wuth des Sturmes und an drei Stellen zugleich zerbrach die Kraft des Elementes seine Bande und rauschend schoß das braune Wasser in das Land hinein. Die Flüche der Getäuschten, das Jubelgeschrei der Geretteten übertönte das hohle Brausen des Sturmes, und die Anstrengung von vielen tausend Menschen während eines halben Jahres war verloren. Die französischen Ingenieure, die der Minister Louvois geschickt hatte, das ungeheure Werk zu studiren, konnten mit dem Berichte davon als Augenzeugen auch die Nachricht bringen, wie die Kraft der Elemente der Werke der Menschenhand spottet und wie in ihnen der Bedrängte seinen Helfer und Retter finden kann gegen die Willkür und Feindseligkeit seines eigenen Geschlechtes.

Wie einst die Königin Elisabeth nach der Rettung ihres Volkes von der spanischen Armada eine Medaille hatte prägen lassen mit der Umschrift: Afflavit deus et dissipati sunt, so stellte die Besatzung von Coevorden zur Erinnerung an ihre Rettung eine steinerne Gedenktafel auf mit der Aufschrift: Afflavit deus, rupit agger.

Dr. O. Klopp.

Schmid und Ritter.

Kaiser Friedrich des III. Sohn, der deutsche König Maximilian, saß zu Brügge in Flandern gefangen, bis er 1487 befreit wurde. Nun hat Herzog Christoph von Bayern dabei das Beste gethan. Die zu Schaffhausen aber sagen, der größte Ruhm gebühre dem Schaffhauser Schmid Thönning, so auch aus Land Bayern gebürtig war, und erzählen die Sache so. Der Thönning war in allem Eisenwerk wundersam kunstreich, in seinem Gehaben aber auch so vornehm, daß sie ihn nur den Ritter hießen. Dazu lächelte er und sagte zu Zeiten, er verdiene wohl, einer zu sein. Als darauf die Klage über des Königs Gefangenschaft laut wurde, ritt der Thönning aus Schaffhausen, begab sich gen Brügge und nahm sich die Stadtthore in Augenschein. Nachdem er gehörig Bescheid wußte, baute er einen großen Rollwagen, und zwar einen so starken, daß ihn das mächtigste Fallgitter nicht durchschlagen konnte, setzte sich mit ihrer zehn, sämmtlich in Mönchstracht, hinein und fuhr in's Stadtthor zu Brügge. Darunter ließ er halten. Da dieß der Wache nicht sauber vorkam, ließ sie den Schutzgatter ab, der schlug vorne auf den Wagen, konnte aber nicht durchdringen. Die Wache gab d'rauf das Rebellzeichen, büßte es aber sogleich, denn der Thönning und die Seinen waren aus den Wagen gesprungen, hatten die Schwerter aus den Kutten gezogen und dem Soldknecht alsbald seinen Garaus gemacht. Die von Brügge rannten zwar herbei und wollten die eilf Mönche niedermachen. Aber der Thönning und seine Gesellen kämpften unermüdlich, bis über Kurz die Kaiserlichen nachkamen, in die Stadt drangen und sie eroberten. Also ward der König Maximilian befreit. Der war dessen gar froh, schlug den Thönning zum Ritter und beschenkte ihn auf's Beste. D'rauf kam der Thönning wieder nach Schaffhausen, ward freudig begrüßt und sagte: „Seht Ihrs? Warum habt Ihr mich immer mit dem Ritter geneckt — so einer den Teufel an die Wand malt, kommt er!"

Herr Petrus und Herr Paulus.

Im Jahre 1434 lebte zu Augsburg ein Arzt, Namens Petrus von Mailand. Der war sehr reich, in seiner Kunst überaus erfahren und sein Ruf war so groß, daß die Sage ging, er könne selbst die Todten erwecken.

Nun lag zu München ein reicher Bürger krank, Paulus Erfinger benannt. Uebereins kam dem ein Schlagfluß an, er begann zu schlafen und schlief, bis er nimmer aufwachte. Dabei hatte er kein Testament gemacht, und statt eines habsüchtigen Freundes, der sich Hab und Gut erwartet hatte, war nun sein armes Bäslein, Gertraud, am Erben. Hierüber gerieth Jener in große Bestürzung, und weil sich der Doktor Petrus von Mailand eben zu München befand, wohin er übersiedeln wollte, eilte der Erbschaftsschleicher zu ihm, dachte, mit einem Welschen sei gut fahren in solcher Angelegenheit, entdeckte ihm deßhalb unverholen, wie all seine Hoffnungen fehl schlügen, so der Erfinger todt bliebe und versprach ihm eine große Summe, falls er ihn wieder erwecken könnte. Darauf nahm er ihn sogleich mit sich in die Rosengasse, wo der Andere im Eckhaus am Rindermarkt lag.

Als nun Herr Petrus von Mailand ankam, sah er den Herrn Paulus von München an, blickte dann umher und rief die arme Gertraud, so seitwärts stand und bitterlich weinte. Sie war aber gar hold von Gestalt und Antlitz, so daß sich der Doktor tief betroffen fühlte und für sie empfand, was er für eine Jungfrau noch nie empfunden hatte. Also war er bis zu der Stunde aller Bande ledig geblieben.

Um nun die Gertraud zu prüfen, sagte er, der Freund habe ihn gebeten, den Todten in's Leben zurückzurufen, und ihm eine große Summe versprochen. Nun frage er, was sie ihm biete, wenn er ihn nicht erwecke. Daran müße ihr viel gelegen sein. Darauf antwortete Gertraud: „Das sei ferne von mir! Gebt ihm das Leben, so Ihr's vermögt, dann folgt Euch mein Segen. Thut Ihr's aber nicht, so folgt Euch mein Fluch. Die Zwei sind all' meine Habe. Was gilt mir dieses Mannes Erbe gegen sein Leben?! Arm war ich von je und arm will ich gerne fürder bleiben."

Da bot ihr Herr Petrus von Mailand die Hand und sagte gerühet: „Das soll nicht sein! Nehmt mich zum ehlichen Gemahl, und was Reichthum ich habe, den theil' ich redlich mit Euch. Also sprecht Ihr zuerst, dann will ich verkünden, ob Der hier zum Leben kehrt oder nicht.

Gar wehmüthig freudig bot ihm die Maid ihre Rechte, denn sie war ihm beim ersten Blick geneigt gewesen.

Hierauf sprach Herr Petrus von Mailand: „O schöne, viel süße Gertraud, Euer Fluch kann mir nimmer folgen. Der Paulus Erfinger ist todt und bleibt todt, denn wer gestorben ist, den kann ich nicht wieder aufwecken. Könnt' ich's aber, so thät' ich's, damit er Euere Liebe erkennte, die

heiliger nicht sein kann. Denn Ihr wünschtet ihm das Leben des Lebens willen, — Jener aber, damit er einen letzten Willen mache und wieder stürbe, so bald ihm's beliebte."

Also blieb Herr Paulus von München todt und wurde nächsten Tag begraben. Herr Petrus von Mailand aber heirathete die Gertraud, und haben es Beide nie bereut.

Geschichtliche Curiositäten.

Die geistlichen Windmüller. Als das ehedem berühmte Augustinerkloster zu Windsheim in der Provinz Oberyssel, eine Windmühle bauen wollte, widersetzte sich der benachbarte Gutsbesitzer hartnäckig der Ausführung dieses Planes, behauptend, daß aller Wind in der umliegenden Gegend sein Eigenthum sei. Der Streit kam vor den Bischof von Utrecht, und dieser entschied dahin, daß die Winde in der ganzen Provinz einzig und allein dem Bischofe gehörten. Und nun erhielten die Mönche die Erlaubniß, an jeder beliebigen Stelle ihre Windmühle aufzurichten.

Was gehört zu einem guten Bier? Die Verfälschung des Bieres nahm im 15. Jahrhunderte so sehr überhand, daß der Rath von Regensburg von dem Doktor Hans in Baireuth ein Gutachten abforderte, ob Bilsenkrautsame, Rußlaub, Buchenasche, weißes Pech, Anis, Wälschkorn, Petersil und andere derlei Ingredienzien der Gesundheit nachtheilig seien. Das Gutachten erfolgte: „Die Biere mit obgedachten Beimischungen seien alle arzneiische Biere. Zu Bieren, die als Getränk für eine ganze Gemeine bestimmt wären, gehöre nichts, denn Wasser, Gerste und guter Hopfen."

Sonderbare Adelsvorrechte. Hans von Feilitsch, Amtmann zu Selb, führte noch unter dem strengen Karl dem Fünften, in seinem Amtsbezirke ungescheut förmliche Beutezüge, raubte einem Egerer Bürger sein Weib und fertigte die Ermahnungen seines Pfarrers mit Maulschellen ab. Als der Fürst ihn deßhalb strafen wollte, reklamirte Feilitsch beim Kammergerichte und begehrte Austrägalinstanz. Die Ingolstädter Juristen-Fakultät begutachtete: „Dieser Hans von Feilitsch sei eines h o h e n Adels und trefflichen Geschlechtes und also gegen denselben durchaus keine peinliche Untersuchung einzuleiten, zumal die Kläger n u r B ü r g e r l i c h e gewesen. Nicht einmal seines Amtes könne man ihn entsetzen. Darum, daß er den Einen oder den Andern auf's Maul schlage oder nicht allen Befehlen gleich Folge leiste, deßhalb könne ein Edelmann noch nicht angefochten werden, d a s w o l l t e n s i e a u f e t l i c h e n B o g e n i n L a t e i n b e w e i s e n. Dem Pfarrer zu Selb hätte als einem Priester geziemt, wie ein Mann so hohen Adels und trefflichen Geschlechtes ihn auf e i n e n Backen geschlagen, i h m a u c h d e n a n d e r n B a c k e n d a r z u b i e t e n, und um ein Kriminalverfahren einzuleiten wegen Ehebruches eines R i t t e r s m a n n e s mit einem b l o ß e n B ü r g e r s w e i b e aus Eger, müßte die Schuld so klar erwiesen werden, wie die Butter an d e r S o n n e."

Abenteuer Kaiser Karls IV. mit einem Mönche. Kaiser Karl IV. hat einen Mönch, Namens Theodorich Kagelwidt, welchen er als einen guten Kopf kennen gelernt, aus dem Kloster genommen und zum Amtmann gemacht, aber an einem schlechten Orte. Einstmals führt den Kaiser sein Weg vor dem Schloß hin, darin der Mönch waltete, und ist ihm Lust ankommen, denselben zu probiren, wie er sich anstellen würde, wenn er unversehens mit so viel Hofgesinde heimgesucht würde. Als nun der Kaiser um Mittag in's Schloß eingekehrt und einen Imbiß für sich und die Hofleute aufzutragen befohlen, hat sich der Mönch geschwind damit zu helfen gewußt, daß er die Säu im Flecken alsbald zusammen treiben, Ohren und Schwänz abschneiden, solche in die Küche bringen, bereiten und auf mancherlei Art kochen und zu Tisch tragen lassen, damit männiglich Alles in Eil wohl gesättigt und zufrieden gewesen. Nun hat's den Kaiser und Andere befremdet, warum er sie nur mit Ohren und Schwänzen abgespeist und also den Amtmann hierüber befragt, worauf dieser geantwortet: „Ich habe in Eil und mit geringern Kosten Ew. Majestät nicht bedienen können, denn hätte ich Säu oder ander Vieh erst abstechen und bereiten lassen, so wäre der Imbiß nicht so geschwind und so wohlfeil fertig geworden; jetzo aber haben die Unterthanen ihre Zahl Vieh wie zuvor und geringen Verlust an Schwänzen und Ohren." Solche Antwort und gute Veranstaltung hat dem Kaiser sehr wohl gefallen, derwegen er nach kurzer Zeit den Mönch in ein stattliches Amt gesetzt, darinnen derselbe nicht allein dem Kaiser, sondern auch sich selbst großen Nutzen geschafft; daher etliche Mißgünstige Anlaß genommen, ihn beim Kaiser in Ungnad und Verdacht zu bringen. Der Kaiser gedachte die Ohrenträger zu beschämen, befahl also in Gegenwart derselben dem Mönche mit seiner Rechnung zu erscheinen und Einnahme und Ausgabe seines Amtes vorzutragen. Der Mönch ging alsbald, brachte seine Rechnung zur Hand, und sprach: „Allergnädigster Kaiser! Ihr habt mich zu dem Amt befördert, da ich im Vermögen Nichts gehabt als meine Kutte und etliche Pfennige. Wann Euer Majestät mir das wieder verabfolgen lassen, so ist dieser Sack mit Geld, und was ich an Vorrath in meinem Amte erspart, Alles Euer Majestät eigen!" Dem Kaiser hat solche runde und herzhafte Rechnung wohl gefallen, machte den Mönch zu seinem obersten Hofmeister und Bischof von Magdeburg und Minden.

Die verbotenen Bratwürste. Der Genuß einer Bratwurst an einem Feiertage konnte vordem in Verhaft und Untersuchung bringen. Man mußte vorsichtig sein. Am Sonntage Invocavit 1522 erging an den Rath zu Oschatz in Sachsen folgendes landesherrliche Rescript: „Liebe Getreue! Nachdem der Baccalaureus infimus uf der Schule bei euch am verschienen Sankt Johannis-Tage Bratwürst gegessen haben soll, begehren Wir ernstlich an euch entpfelend, daß ihr denselben Baccalauren alsbald gefänglich annehmet und Uns anher wohlverwahret schicket, auch mit der Sachen dermassen geheim geht, daß er nicht verwarnt werde und entkomme."

Unser Lieben Frau in München.



Alt-München hat aus seinen schönsten Tagen gar wenig mehr auf uns vererbt. Was uns're Vordern emsig bauten, das rissen ihre Söhne wieder emsig nieder, und was noch übrig blieb, d'ran hat die Zeit das ihrige gethan. — So ist der Lauf der Welt.

Ein Denkmal aber ragt aus jenen Zeiten frisch und

lebendig noch zu uns herüber, so fest und sicher, als seien Jahrhunderte ihm nur Augenblicke, und aller Elemente Toben nur ein Spiel; ein Denkmal ist es, das allen Reiz vergangener Tage mit allem Ernst und Vorbedacht der Zukunft in sich birgt, es ist — der Dom zu Unser Lieben Frau.

Weit über die Ebene hinaus iuegen seine Zwillings-Riesen, die einzigen in ihrer Art, von nah und fern gleich edel und gleich groß. Der hohe Chor sieht ruhig und selbstbewußt hinab auf all das kleinliche Gewimmel, das sich zu seines Sockels Füßen treibt, er kennt ringsum die Giebel und die Dächer der ausgedehnten Königsstadt. So stand der Dom vor vierthalbhundert Jahren, so steht er noch. Wie heute schwärmten dort die Dohlen um seine Kuppeln, und strömte Groß und Klein in seine Hallen, wenn die „Susanna" zum Gebete rief. — Die Thürme und die Hallen sind sich gleich geblieben; die Menschen hat die Zeit zu anderen gemacht. Geschlechter auf Geschlechter sind geboren und begraben worden — sie alle sah er leben, wirken und vergehen. Viel Tausende schlafen ringsumher, von deren Namen keine Chronik weiß — es wirkt nicht jeder für Unsterblichkeit — doch finden sich darunter auch bewährte Männer; jetzt schreiten aber Tausende gedankenlos und unbeachtend d'rüber weg, sie wissen nicht, daß dieser Boden die Gräber vieler edler Menschen überdeckt. Auch Unser Frauen Freithof hat ein heiliges Recht auf unsere Achtung!

Es knüpft sich die Geschichte nur an Orte oder Menschen, nicht an Ideen. Zeigt man im Schloß zu Ambras nicht das Fenster, aus dem ein junger Page einst hinunterstürzte? Was würde gerade dieses Fenster auszeichnen vor den 364 anderen, wäre jener Page nicht darnach der mächtige Wallenstein geworden? — Was hätte wohl die Martinswand für sich, wär' Kaiser Max nicht hier gerettet worden, und Ferdinand Graf Arco hier gefallen? — Nur das Besondere zieht uns an.

So kommt mit mir zu Unser Lieben Frau!

Sowie die Kirche selbst den Mittelpunkt der alten Stadt behauptet, so war sie auch der Mittelpunkt des inneren Lebens dieser Stadt. Sie sah das „gute München" in seinem höchsten Glanz und in der tiefsten Schmach; sie hat in Glück und Unglück mit ihm ausgehalten. In Unserer Frauen Schutze weilten Freund und Feind; vor ihrem Altar knieten edle Fürsten, hochherzige Frauen und biederes Volk; in ihren Grüften schlafen deutsche Kaiser; zu ihren Chören sangen weitberühmte Meister, auf ihrer Kanzel predigte manch würdiger Herr, und ihre Wände und Kapellen hat frommer Sinn und hohe Kunst geziert.

Wollt ihr sie sehen, die guten Alten? So blickt umher! In Stein und Erz umgeben euch die Gestalten, im Farbenschmelz der Fenster glühen ihre Bilder. Geborne Fürsten mit den Purpurmänteln, Patrizier im deutschen Wamms, den ritterlichen Degen an der Seite und schlichte Bürger in den schwarzen Röcken; daneben züchtige Frauen im klösterlichen Kopfputz, Jungfrauen in langen faltigen Gewändern; gelehrte Herren im Talar, Doktoren und Magister, Kriegsmänner mit dem schweren Harnisch, Bischöfe, Pröbste, Pfarrherren mit allen Zeichen ihres Standes und Amtes. — Die alle haben hier gelebt und hier gewirkt. Ein jeder Fußbreit Erde hat Erinnerungen.

Wenn gegen Abend hin die alten, stolzen Hallen in feierlicher Stille ruhen und jeden Tritt in hundertfachem Echo widerhallen lassen, die Sonne ihre letzten bunten Schatten wirft, die schlanken Pfeiler in das ahnungsvolle Dunkel der Gewölbe sich verlieren, der Blick nur hie und da ein einzein frommes Mütterchen vor einem Heiligenbilde knieend trifft, dann scheint es mir, als wehe ein eigener heiliger Hauch durch diese hohen Räume. Zu solchen Stunden, wenn ihr unsern Dom besucht, mögt ihr euch wohl in längst vergangene Zeiten träumen, und wenn ihr ihren Geist verstehen könnt, dann ist's, als hättet ihr Alles das selbst mit gesehen und mit erlebt.

Seht, wie durch's offene Thor ein ernster, schwarzer Zug sich herbewegt, „endlos und leblos!" Sie kommen, einen Bayerfürsten zu begraben, Albert, den Weisen zubenannt; ihm, der im unablässigen Kampf und Bruderzwist sich durch das ganze Leben müd gestritten, um seinen Enkeln, seinem Volke ein einiges, ungetheiltes Reich zu hinterlassen, ihm gilt die traurige Pracht und Herrlichkeit.

Dort, vor dem heiligen Kreuz-Altare steht der Sarg, und nebendran, den Wappenrock am Arm, den weißen Stab zur Erde tief gesenkt, der Herold, der bei der Leiche seines Herrn die letzte Ehrenwache hält. In langen Reihen links und rechts, vom Chor hinab bis zu den Thürmen sieht man die Kläger: Ulrich von Würtemberg, der arme Herzog, von Brandenburg drei Markgrafen, Johannes, Casimir, und Friedrich, und Heinrich der jugendliche Held von Braunschweig; darnach des Kaisers Botschaft, der Deutschmeister, und vieler anderen Herren und Städte von nah und fern Gesandte, Rathsherren und Rittersleute, Bischöfe, Aebte und Prälaten.

In Mitte dieser beiden Zeilen knien, tief versunken im Gebet, drei Frauen: die fromme Kunigund, des Albert Wittwe, des „letzten Ritters" Schwester, mit ihren Töchterlein Sabina und Sibilla.

Hört, wie vom Frohnaltar das miserere nobis niederhallt! Der Erzbischof von Salzburg singt das Todtenamt.

Jetzt ist es Zeit zum Opfergang. Voraus der Herold. Er iegt auf den Altar den ersten Golddukaten, den sein seliger Herr geschlagen. Nach ihm die ältesten des alten bayerischen Adels. Christoph von Ortenburg führt das Panier, Johannes von Degenberg das Schwert. Den Schild trägt Hieronimus von Stauf mit Hanns dem Pfeffenhauser, der Fraunberger mit dem von Eggiofstein den Helm.

Darauf führt man sechs schwarze muthige Rosse, mit Wappendecken überhängt, ein brennendes Licht auf Jedes Stirne, als ritterliches Leichenopfer um den Chor.

Der Herzog Wolfgang ist der erste aus den Fürsten, der sich erhebt. Er führt an seiner Rechten den minderjährigen Mündel Wilhelm, den künftigen und ersten alleinigen Herrn in Bayern. Ihm folgen dann die anderen hohen Gäste und ihre Boten. Nach diesen geht der Vizthum

Seiboltsdorf den Frauenzimmern vor. Er trägt mit beiden Armen eine schwere, große Opferkerze, besteckt mit hundert goldenen Gulden. Dicht hinter ihm, die alte gnädige Frau, die jungen Fräulein mit ihren Ehrenrittern, darauf folgen geistliche Schwestern aller Klöster und fünfzig arme Frauen und fünfzig reiche in schwarzen Klagehüten und Gewändern.

Das Amt ist aus. Mit Rauch und Weihbrunn und Besingniß trägt man den todten Herzog in die Gruft und stellt den Sarg zu denen seiner Ahnen.

Allmälig leeren sich die Räume; in düsterer Stimmung kehren alle heim, das Hofgesind zur neuen Veste, das Volk zu seinem Alltagswerke. Nur Eine will nach solchem Schmerz nichts weiter mit dem Treiben dieser Welt. An einer niedern Klosterpforte läßt sie halten und bittet um ein gastlich Dach. Die Thüren schließen hinter ihr, und — niemals sah die Welt sie wieder. Also geschah's im Jahr des Herrn 1508.

Zwölf Jahre später trugen die Nonnen des Pütrich-Regelhauses in ihrem Ordenskleid geschmückt, die Leiche einer Schwester in die Gruft zu Unser Lieben Frau. An Alberts Seite setzten sie sie nieder — es war die fromme Kunigund, des Herzogs Wittwe, des Kaisers Maximilian Schwester.

Nicht immer trauert man. Nicht immer sind die Säulen und Gestühle schwarz behängt. Es wechseln wie im nackten Leben, so auch in dem der Kirche Lust und Leid. Kommt in den Dom zur Zeit, da man des Herrn Fronleichnam feiert, er wird ein freundliches, lebensfrisches Bild euch zeigen. Ein heiteres Aeußere stimmt gut zu einem heitern Gemüth. Wie sich die jungen grünen Birkenreiser so traulich an die alten Mauern schmiegen! Wie prunkvoll reihen sich dazwischen der wackeren Zünfte hundertjährige Standarten; und die Altäre und Kapellen, wie prangen sie so festtäglich in allem Schmuck der Kunst und der Natur. In diesen Tagen blüht's in den würdigen Hallen wie neu verjüngt; so mancher Kranz lebendiger Rosen ziert die Frauenbilder, so mancher große, üppige Strauß von frommer, schöner Hand verehrt, verduftet auf den heiligen Altären und selbst die harten, kalten Steine sind übersät mit frischem Grün der Wiesen und bunten Blumen unserer Felder. Wer sollte dann zu solchen Zeiten nicht auch die freudigen Ereignisse aufzufrischen suchen, die sich an dieser Stätte zugetragen!

Derselbe Altar, vor dem ihr Herzog Albrechts Leiche stehen saht, ist auch der nämliche, an dem die Kirche seit Jahrhunderten den Ehesegen gibt. Seit Herzog Sigmund diesen Bau vollendet, wie viele schritten einzeln, freudigbang zu dieser Stelle und gingen paarweis glücklich aus dem Thor! Ich könnte wohl von manchem Paar erzählen, von weitberühmten Herren und schönen holdseligen Frauen, die man vor diesem Altar schon zusammengab; doch laßt mich jetzt aus vielen nur ein Einziges nennen, von dem die alten Bücher des Denkenswerthen viel berichten.

Es ist der 22. Tag des Februars im Jahre 1568. Im ganzen Dom, bis zu den letzten Ecken steht Mann an Mann gedrängt, und Aller Augen sind nach dem einen Punkt gewendet. Ein edler Herr, in seines Mannesalters erster Blüthe, mit fürstlicher Gestalt und Haltung steht an den Stufen. Im weißen, reich mit Gold gesticktem Wamms, das faltenreiche Mäntelchen mit Zobelpelz und Edelstein geziert, trägt er am breiten Gürtel den schweren goldenen Degen, darneben auch den kurzen welschen Dolch; in seiner Linken schwankt ein köstliches Barett, von dem die Federn roth und weiß und golden niederwallen. Das ist der Bräutigam, der Herzog Wilhelm, Alberts V. erstgeborner Sohn.

Ihm gegenüber seht ihr die schmucke Braut Renata, des Herzogs Franz von Lotharingen Tochter. Ihr Kleid, von Blau, mit Gold und Silber, Perlen und Demanten übersät, das glänzt und schimmert wie der junge Tag. Von all' den vielen weitgereisten Herren, die vieler mächtiger Fürsten Höfe in allen Ländern schon besucht, hat keiner noch „solch köstlichen Geschmuck an eines Weibes Leib zumal" gesehen.

Dicht hinter Wilhelm steht der Vater, der stattliche Albert, den seine Zeit den „Großmüthigen" genannt hat, und ihm zunächst behauptet wieder der Deutschmeister, als Kaiser Ferdinand I. Abgeordneter, den Ehrenplatz. Darauf folgen Eberhard von Würtemberg, der Herzog Vademont, Renata's Ohm und weiter noch unzählige Gesandte von deutschen und von welschen Fürsten, von Städten, Klöstern und der Ritterschaft.

Zur andern Seite, den Männern gegenüber, hat sich das Frauenvolk geordnet nach Rang und Sitte. Renatas Mutter, Christine, die schwachen Leibs die weite Reise bis nach München unternommen, die sitzt hier blaß und leidend in einem schwarzen Sessel, daneben Dora, ihre Schwester, die dänische Prinzessin, Anna von Oesterreich und Jacobäa des Bräutigams bejahrte Großmutter. Die anderen hohen Frauen und Fräulein im bunten Farbenspiel der Kleider, an Pracht und Glanz sich überbietend, die niedlichen Barette in den Haaren und reiches Behm und Pelzwerk an den Röcken, umstehen dienstbereit die Herrinnen.

Der Bischof-Cardinal von Augsburg vollzieht die feierliche Handlung. Er nimmt aus Herzog Wilhelms Hand den kleinen goldenen Reif und von der Braut den zarten Kranz von roth und weißen Rosen, und legt die beiden Pfänder auf ein goldenes Teller. Und nun, zum Bräutigam sich wendend, frägt er ihn in lateinischer Sprache, ob er die schöne züchtige Renata heimführen wolle nach altem Recht und Brauch; und zu der Braut sich wendend, begehrt er gleichermassen den Bescheid. Seht, wie sie tief erröthend, sich zu der Mutter kehrt, mit einem Blick sie bittend fragt. Von zweien Cavalleren unterstützt, erhebt sich jetzt die alte Dame und gibt in mütterlicher Lieb und Freude die Hände beider Glücklichen in einander.

Darauf ertheilt der Cardinal den Segen. Er steckt der Braut den goldenen Ring an den Finger und drückt dem Bräutigam den Blumenkranz in seine Locken, und Paucken und Trommeten, Geläute aller Glocken verkünden unter'm Feuer der Geschütze der guten Stadt und aller Nachbarschaft das freudige Ereigniß.

Das Brautpaar mit den Gästen stieg d'rauf zur Vesper

in den Chor hinauf und betete, indeß Orlando Lasso's Kantorei, begeisterte Jubelhymnen durch die Hallen sandte; darnach zog man zur neuen Veste. Das Volk rief ihnen Glück und Segen zu, und viele Jahre noch wußt' es zu sprechen von Fest und Tanz, von Ritterspiel und Mummenschanz, die Herzog Wilhelms Hochzeit ausgezeichnet hatten.

Derselbe Wilhelm wurde gar ein frommer Herr. Er liebte die Klöster und die Kirchen, das Beten, Fasten und das Psalmensingen mehr als das Regiment, ward dann zuletzt ein Eremit und seine Frau Renata Eremitin. Von Meißen her bracht er des Bischofs Benno heiligen Leib, und setzte ihn mit viel Gepränge bei Unser Lieben Frau auf einen eigenen ihm geweihten Altar.

Wer sollte nicht vom heiligen Benno wissen, vom Schuzpatron des Landes Bayern? Dem Altar gegenüber auf dem sein Haupt von Gold und Edelsteinen strotzend liegt, könnt ihr auch seine ächte Bischofsmütze, den Hirtenstab und Mantel sehen; darunter sind auf einer großen Tafel der wunderbare Lebenslauf des Bischofs abgemalt, wie ihm zuletzt als Pilgram heimgekehrt von Rom, sein Wirth die Schlüßel zu dem Meißnerdome wieder bringt, die er in eines Fisches Bauche aufgefunden.

Es ginge viel zu weit, wollt' ich die Wunder alle euch erwähnen, die nach des heiligen Benno Tod an seinem Grab zu Meißen und hier bei seinem Altar vorgefallen sind, und wie das Volk aus allen Gegenden herbeigeströmt, in reichen Opfern die Gelübde löste, wie auch der Churfürst Max Emanuel und Joseph Clemens, der Polenkönig Sigismund und Ferdinand II., römischer Kaiser, sich hieher verlobt; ihr seht ja heutzutage noch daselbst die Bilder zweier bayerischen Prinzen, der Kinder Ferdinand Maria und Maximilian Philipp, wie sie andächtig knieen, die kleinen Händchen bittend falten, daß der Allmächtige ihr armes Land vom „bösen Schwed" befreien möge! — Doch war derselbe Schwede nur kurze Zeit davor in unseren Mauern.

Was Schrecken, Noth und Angst lag dazumal ob dieser Stadt! Wer fliehen konnte, war geflohen mit Hab und Gut. Auch Benno's Gebeine hat man in's Oberland nach Salzburg mitgeflüchtet. Der Churfürst Max war fern am Kriegsschauplatz, und München war gezwungen, auf Tod und Leben sich dem Gefürchteten zu übergeben. Die Schreier, die vor wenig Tagen noch schadenfroh gesungen hatten:

„Magdeburg, du stolze Magd
Hast dem Kayser den Tanz versagt,
Tanz ytzt mit dem alten Knecht
Wehrlich deß geschiecht dir recht;"

dieselben zitterten jetzt vor des Schwedenkönigs Rache.

Wir Münchener haben ihm zu zürnen keinen billigen Grund. Hat er doch für wenige hunderttausend Thaler unsere Stadt mit Mord und Brand verschont, und schien es nicht, als hab' er Magdeburg vergessen?

Am Auffahrtstag des Jahres 1632 ritt Gustav Adolph mit großem Comitat zu Unser Lieben Frau; der Erzfeind aller Katholiken, er wohnte in dem Sitz der heiligen Liga, dem römischen Kirchendienste bei.

Am Benno-Altar, beim eisernen Gitter, stand er, und wußte sich gar wohl zu schicken, inmitten eines streng gläubigen Volkes. Mit freundlicher, würdiger Miene sieht man ihn hie und da den kleinen Mann zu seiner Seite, den Dechant Jakob Golia, fragen, und dann mit großer Aufmerksamkeit dem Gottesdienste weiter folgen.

Um ihn herum stehen viele hochberühmte Männer des dreißigjährigen Krieges: Friedrich von der Pfalz, der böhmische Winterkönig, auch ein Wittelsbacher und Haupt des protestantischen Fürstenbundes, jetzt Feind und Gegner seines nächsten Vetters Maximilian; daneben steht ein anderer Vetter, der Pfalzgraf August, dann Bernhard, Herzog von Weimar und sein Bruder Wilhelm nebst dem Herrn von Holstein, dem General Horn und vielen anderen Obristen und Offizieren.

Als sie den Gottesdienst geendet hatten, stieg Gustav Adolph in die Gruft hinab und schaute da die herzoglichen Todten. Nach weniger als einem halben Jahre lag er, ein Todter, auf dem Feld bei Lützen!

Die schwedischen Völker waren abgezogen und hatten Pest und Schrecken hier zurückgelassen. Viel Tausende entriß der „schwarze Tod;" ein allgemeiner Jammer und Verzweiflung stellte sich ein. Da brachte man mit großen Ehren den Leib des heiligen Benno wieder ein; zur Stunde wich der Tod aus den Mauern und laut und freudig dankte München seinem Schutzpatron. — —

Der Kanzel gegenüber, hoch an der Säule, hängt ein mächtiges Banner.

„Es ist kein anderer Gott als Gott,
Und Mahomet ist sein Gesandter!"

so steht der Spruch um des Propheten zweischneidiges Schwert. — Die Fahne hängt so ruhig, kaum daß ein Windstoß sie noch leise zittern macht; doch an dem Tage, an dem sie ihre letzten Dienste that, da flatterte sie wohl lustig durch die Lüfte.

„Mir nach meine Bayern!" rief der Churfürst. Den Degen in der Faust stürmt er die Wälle Belgrad's. Mit starkem Arm schlägt er den türkischen Fähndrich zu Boden, und hoch empor das Siegeszeichen haltend, dringt er, der erste, in die feindliche Stadt. Er gab sie seinem Kaiser wieder, sie, die seit anderthalb Jahrhunderten dem Halbmond huldigen mußte. Da war der Held des Tages Max Emanuel.

Als Triumphator zog er ein in seine Vaterstadt. Viel köstliche und seltene Beute wurde mitgeführt, dabei fünfhundert Söhne des Propheten in schweren Ketten klirrend. Wie jubelten die Münchner! Der Sieger aber, bevor er noch sein eigenes Haus betritt, zieht mit dem ganzen Troß gen Unser Lieben Frau. Entblößten Hauptes, im kriegerischen Feldherrnschmuck empfängt er mit den Seinigen der Kirche Segen; dann legt er dankerfüllt das heidnische Banner, das er mit eigner Hand gewonnen, auf den Altar, und opfert es der heiligen Jungfrau.

Seit jenem Tage — es war der 18. Oktober 1688 — hängt diese Türkenfahne so hoch da oben, ein Denk-

mal ritterlichen Muthes Max Emanuels, ein Siegeszeichen Christi über Mahomet.

Zwei Jahre später sah man den Helden, an Kaiser Leopolds Seite, zusammt dem neugekrönten Joseph, begleitet von dem glänzendsten Gefolge, durchs große Thor in diesen Dom einziehen. — Vor allem Volk umarmte ihn der Kaiser, wie einst zu Oetting in der heiligen Kapelle, und nannte ihn den Retter Deutschlands und der Christenheit. Das war ein Schauspiel. — Derselbe Joseph, der hier als Knabe neben Max Emanuel steht, er hat als Kaiser ihm die Chur entrissen, von Hof und Land getrieben und geächtet!

Das arme Land lag offen für den Feind. Umsonst die Treue eines biedern Volks — der Uebermacht muß auch die Treue weichen. In diesen Tagen arger Noth, als selbst die Unerschrockenen an dem Guten zweifelten, in diesen Tagen verbanden sich die Stände Bayerns, die Geistlichkeit, der Bürgerstand und Adel zu einem Zwecke. Sie suchten Gottes Hilfe, wo sie die menschliche verlassen hatte.

Und wieder führ' ich zum Kreuzaltar bei Unser Lieben Frau. — Gleich einem schweren Alp drückt eine düstre Ahnung die Versammelten.

Sechs Abgeordnete der Landschaft stehen hier: Martin Constante und Caspar Höger, der Dechant und der Pfarrer dieser Kirche, Franz Carl von Ow und Friedrich Dux von Hegnenberg mit zweien Münchener Bürgermeistern, Felix von Offinger und Joseph Reindl. Sie sprechen laut das heilige Gelübde „so der Allmächtige sie schützen wolle, und ihr Vaterland in seiner Ohnmacht, so wollten sie dem dreieinigen Gott in schuldigem Dank ein Gotteshaus erbauen."

Sie schwören es mit hocherhobenen Händen, und nehmen d'rauf das heilige Abendmahl. — —

Die Stände haben ihr Gelübd gelöst — noch steht die Kirche der Dreifaltigkeit — doch auch die Feinde kamen in das Land. — O schönes Bayern! Der böse Schwed' hat nicht so arg gehaust, als deines eignen Kaisers Völker. Das ganze Land ächzt unter schwerem Druck, und ballt die Faust ob seiner eigenen Schmach. — —

Habt ihr einmal in jener heiligen Nacht, in welcher man des Gottessohns Geburtsfest feiert, zur Stunde, da der neue Tag sich von dem alten scheidet, habt ihr zu solcher Zeit nie unsern Dom gesehen? Vom Freithof aus müßt ihr es schauen, wie geisterhaft erhellt die hohen Fenster feurig in der Luft zu schweben scheinen, und schwarze Nacht um sie den Rahmen bildet; wie sich nach oben hin die dunkeln Massen vom klaren Sternenhimmel trennen, und unermeßlich hoch die Thürme steigen, von denen nieder St. Benno's Glocke festlich hallt. Rings um euch lebt's und wogt's von frommen Leuten, die sich zu allen Pforten drängen. Halb München wacht zur ungewohnten Stunde.

Da drinnen aber flackern tausend Lichter auf den Altären und dem Gestühl, und werfen wundersame Schatten um sich her. Von oben brauset Orgelklang und Halleluja, vom fernen Hochaltar verklingt des Priesters Stimme, und wenn die Glocken groß und klein zumal lebendig werden und ertönen, dann fällt die Menge gläubig auf die Kniee, geblendet von dem überirdischen Glanz, und überströmt in seligen Gefühlen — das ist das erste Fest der Christenheit — die Mette.

Nun will ich auch von einer Mette sprechen, der traurigsten, die München je erlebt. In einer solchen hellen, kalten Winternacht rief auch die Bennoglocke von dem Thurm, und in dem Dome betete viel gutes Volk, und flehte knieend zu dem Herrn um das Gelingen eines großen Unternehmens, es flehte um des Vaterlandes Errettung.

Viel tausend treue Bauern hatten sich's geschworen, sie wollten lieber bayrisch sterben, als durch des Kaisers Uebermuth verderben. Mit feuriger Lieb im Herzen und festem Glauben an den Sieg kam ihre Schaar auf unwirthsamen Wegen, in tiefem Schnee bei stiller Nacht gezogen, die Hauptstadt von dem Feinde zu erlösen.

Horcht! Jetzt läutet man bei Unser Lieben Frau zur Metten. Das ist das Zeichen, frisch auf und dran, Gott und die heilige Jungfrau! — Wie Windsbraut stürmen sie daher. Der rothe Thurm ist schnell genommen. Nun in die Stadt! — Doch drinnen war der schändlichste Verrath! Statt offener Thore, statt Freundes Arme empfangen sie die kaiserlichen Kugeln, von zwei Seiten her erdrückt sie die Uebermacht. Die Tapfern, sie müssen weichen, Schritt für Schritt.

Da draußen auf dem Dorf, zu Sendling, da sammeln sich die Reste unserer Heldenschaar, und Mann für Mann muß erst gemordet werden, und mit dem letzten Hauch noch ruft er: bayerisch sterben!

Da draußen auf dem Kirchhof ist ein Hügel, darunter liegt die treue Schaar begraben, nicht vergessen.

Das war die Münchener Christnacht 1705.

Ich führ' euch nun noch im kurzen Gang durch unsern Dom.

Was ich euch zeigen will, sind nicht die Werke wackerer Meister, die euch bei jedem Schritte hier begegnen — ich brauche nur die Namen Hebenstreit, Egidius Trautenwolf, Hanns Millch, Cosmas, Peter Candid, Christoph Schwarz zu nennen, um auch das Lob der Werke sattsam auszusprechen — das will ich nicht. Ich führ euch zu einigen jener Stellen, an denen uns ein Hauch vergangener Größe, ein Theil des Geistes ihrer einstigen Herren entgegenweht.

Zuerst zu Kaiser Ludwigs Grab! Ein wahrhaft kaiserliches Denkmal hat ihm der erste Churfürst hier gesetzt. Vier Ritter knieen an den Ecken, die stattlichen Reichspaniere haltend, und zwischen ihnen stehen in reichen, malerischen Trachten Albert der Großherzige und der gottesfürchtige Wilhelm.

Der alte prächtige Grabstein in rosenfarbenem Marmor kunstvoll ausgehauen, liegt innerhalb der ehernen Wände; ihr könnt ihn durch die runden Lichter sehen. Mit allen Reichskleinodien angethan, den Apfel und das Scepter in den Händen, und auf dem Haupt die römische Kaiserkrone, so thront der gute Ludwig, und schöne Engel tragen ihm den Baldachin.

Zu seinen Füßen stehen zwei Gestalten. Die eine in dem langen, weiten, faltenreichen Kleide, den Lorbeerkranz um die Schläfe, ist Herzog Ernst, der strenge Ernst. Der andere in Eisen von den Schultern bis zur Zehe, die üppigen Locken auf dem Nacken tragend, zu dessen Füßen sich ein Löwe freundlich schmiegt, das ist der junge Herzog Albert, den man darnach den frommen beigenannt. — Die beiden Fürsten reichen sich die Hände zur Versöhnung an ihres großen Ahnen Grab. In Alberts Mienen liest man Ruh und Friede. Er, der so furchtbar war im ersten, wilden Aufflammen seiner Rache, es scheint, als habe er ob seiner Vaterliebe, die Liebe seiner unglückseligen Bernauerin vergessen. Die bürgerliche Agnes war ja todt, und eine herzogliche Anna ersetzte ihm die Stelle.

Wie weiland Karl den Großen zu Aachen, so läßt der Münchner den Kaiser Ludwig in einem Sessel sitzend, im kaiserlichen Schmuck in Unserer Lieben Frauen Dom begraben sein; doch daß kein Eiferer den Schlaf des Vielgeliebten störe — er starb im Bann, und dieser Bann ist bis zur Stunde nicht gelöst — hat man den Eingang zu der Gruft vermauert, und jede Spur, den Ort zu finden, ausgetilgt!

Nicht weit von diesem Grabe bedeckt ein Stein die alte Herzogsgruft.

„Da liegen die erlauchten Könige der Bayern aus altbewährtem Stamm, die allerchristlichsten der Fürsten."

Albert V. war der letzte regierende Herr, den man dahier zur Ruhe gelegt. Wilhelm V. schläft bei den Jesuiten. Doch hat man noch im Jahre 1745 des Kaisers Karl VII. Eingeweide in diesem Grabgewölbe beigesetzt.

Vom Hochaltar, den zur Erinnerung der vielbesungenen Pragerschlacht, die Maximilian dem Winterkönig abgewann, der Sieger für die heilige Jungfrau auferbaute — von diesem Platz werft einen Blick zurück, das wird euch besser, als ich's schreiben könnte, den rechten Eindruck von der Herrlichkeit und Macht des Gotteshauses fühlen lassen.

Wie hoch hinauf bis zu den zierlichen Reihen der Gewölbe, wie weit hinab durch's lange Schiff bis zu der großen Pforte, die zwischen beiden Thürmen steht! Wie müßte erst das Auge rastlos schweifen können, beengte der moderne Siegesbogen mit seinen Angebäuden nicht die Flucht; und könntet ihr den Dom erst wieder sehen, wie er sich vor 353 Jahren zeigte, da sein Erbauer, Herzog Sigmund, und seine Brüder Wolfgang und Albertus sammt der ganzen Klerisei eingezogen kamen mit Kreuz und Fahnen, diese Hallen zum Dienst des Herrn einzuweihen; wie ringsum frei die schlanken Pfeiler standen vom färbigen Licht der Scheiben angeglüht, wie die Altäre in wundersam verzweigten Aesten aufwärts wuchsen, und die Kapellen und die Wände mit bunten Bildern aus dem heiligen Leben ringsum ausgemalt prangten!

Es haben seitdem wohl die spätern Jahre viel Neues Ungehöriges hereingepflanzt, den färbigen Bilderkreis mit nacktem Weiß betüncht, die deutschen Schnitzereien weggeräumt und Alles ihrem welschen Zeitgeschmacke angepaßt, doch konnten sie das große Ganze, den Adel des Baues, nicht zerstören, nur — verkümmern.

Hier zwischen dem geschnitzten Chorgestühl, in dem die alten Chorherren von Ilmünster so oft die Litaneien und die Vesper sangen, in diesem friedlich abgeschlossenen Raume war auch zu Zeiten wohl geschäftigeres Treiben. Links, dort an dem kleinen Seitenaltar, sah man im Jahre 1782 den Pabst Pius, als er von Wien zurückgekehrt, das „deutsche Rom" besuchte, die heilige Messe lesen und Churfürst Carl Theodor sein Freund und Gönner, sagt man, hat ihn dabei bedient. Rechts an dem andern Altar verkündete man vor 30 Jahren dem Volke das Concordat, das Bayern mit dem römischen Stuhle für ewige Zeiten abgeschlossen, womit zugleich für's ganze Land acht Bisthümer aufgerichtet worden; und hier, gerade zu des Hochaltars Stufen ward, um euch aus vielen denkwürdigen Begebenheiten nur eine zu erzählen — hier ward der letzte Sproße der bayerischen Wittelsbacher getauft. Carl Albert, nachmals als Kaiser Carl VII. und seine Frau Amalia von Oesterreich umstanden mit den Abgeordneten der Landschaft und mit unzähligem Gefolge den goldenen Tisch, auf den die alte Dame Aya von Lerchenfeld den einzigen hoffnungsvollen Erben niederlegte. Clemens, der Erzbischof von Cöln, begoß ihn mit geweihtem Wasser und nannte ihn Maximilian Joseph. Der ward darnach ein menschlich fühlender und guter Fürst.

Wollt ihr vom Chor hinab in's Seitenschiff der Kirche, so findet ihr zuerst gen Osten die Kapelle, in der die alten Herren von Preysing ruhen. Der heilige Rasso, Graf von Andechs, St. Christoph und der heilige Onuphrius — dahier in der Erinnerung an unsern allbekannten Herzog Christoph, der „große Christoph" nur genannt — bewachen sie in riesigen Gestalten.

Das kleine Thürchen gleich daneben führt euch zu St. Sebastian. Gar lange war es Sitte, daß unsere Herzoge am grünen Donnerstag das venerabile die enge finstere Wendeltreppe hinauf geleiteten, und ebenso am nächsten Tage herab zur Grabeslegung. Jetzt hat sich dieser Brauch verloren, und nur ein einzig Mal im Jahre gestattet man den Zutritt zur Kapelle für die Gläubigen. Wie viele Münchner leben, die sie nie gesehen!

Der Marmorstein mit alter Schrift und Wappen, der in die Wand, gerade über euch, gemauert ist, er weiß die Stelle, an der ein braver, hochverdienter Mann begraben liegt. Er hat ein wichtiges Blatt in die Geschichte unseres Vaterlandes eingezeichnet — die Akte von dem Recht der Erstgeburt im Hause Bayern. Das war der Kanzler Johannes Neuhauser, ein Sohn der Liebe Alberts III., ein treuer, unermüdlicher Rath und Freund Alberts IV. Er hat von den fünf feindlichen Herzogsbrüdern den letzten überlebt und diente noch dem Enkel seines Vaters, Wilhelm. Im Jahre 1516 hat man ihn, dicht an der Mauer wo jetzt der Beichtstuhl steht, begraben.

Nicht weniger berühmte Namen könnt' ich in diesen Hallen auf allen Steinen euch noch weisen; die Wände, Säulen und Kapellen sind ringsumher damit geziert; doch

möchte es hier an Raum dafür gebrechen; den Präsidenten Johann Mandl, den ersten Pfarrer Caspar Hundertpfund, den Felix Oefele, Andreas Schega, den Meister Paumann, Peter Vischer, den Cäsar Bendinelli, der den bescheidenen Titel „erster Hoftrompeter" führte, die alle könnt ihr leichtlich selber finden.

Jetzt aber folgt mir noch nach einem Orte, dem traulichsten und liebsten Winkel im ganzen Dom. Es ist so ruhig hier, gerade unter beiden Riesenthürmen, fast abgeschlossen von dem großen Ganzen, und doch harmonisch eins. Hier ließe sich's, mein' ich, am besten träumen, von allem Schönen, was sich in diesen Hallen zugetragen, von alten Zeiten, alten Menschen, von ihren Thaten, ihrem Streben, wie sie verschwanden, um uns Platz zu machen, und wie auch nach uns ungezählte Mengen denselben Ort behaupten und beherrschen werden. Wie viele Menschenalter wird Unser Lieben Frau noch überleben!

Wenn ihr auf jene kleine Bank, die seit Jahrhunderten vielleicht denselben Fleck behauptet, euch niederlassen wollt, mögt ihr am besten euch die stille Nachbarschaft betrachten.

Links an der Wand den guten Herrn Johannes Tulbeck, Bischof von Freising, der keine Herrsch- und Ruhmsucht kennend, den Fürstenstuhl weggab, um in der lieben Vaterstadt noch ungestörte kurze Tage zu verleben; dann weiter her zu uns zwei alte Domherren, den Eisenreich und Wagenrieder, und weiters noch den ersten Münchner Bischof Lothar Anselm, mit väterlicher Hand die Heerde segnend.

Zur andern Seite des ehrlichen Jörg von Halsbach Grab, „der mit der hilfe gotts vnd seiner Hand den ersten mittleren vnd den lezten stain an disem Gottshaus Vnser Lieben Frau gelegt," und bei dem letzten Steine auch gestorben ist. — Sein Denkstein ist wohl klein und arm an Pracht. Doch braucht es mehr? wölbt sich sein eigener Bau nicht als ein herrliches, lebendiges Denkmal über ihn und uns?

Gerade gegenüber aber seht ihr ein altes Bild; die Herzlichkeit der kindlich frommen Vorzeit spricht aus ihm. Die heilige Jungfrau im schwarzen, goldgeflammten Rocke, das Antlitz mit den echten deutschen Locken auf uns wendend, hält beide Arme offen für die Bittenden. Viele Engel tragen ihr den weiten Mantel, in dessen Schutz die gläubigen Beter weilen. Wie fromm sie aufwärts blicken die Männer und die Frauen, und wie die Kleinen vor den Eltern, so herzig bei einander knien, und die Händchen falten! — Ein rechtes Bild des Glaubens und der Liebe.

Hoch über euch erblickt ihr an den Wänden die großen Todtenschilde, ehrsamen Geschlechtern der Stadt München den Ligsalz, Ridler, Pütrich, den Bart und Schrenken zu ewigem Gedächtniß aufgehängt; denn außer zweien dieser Namen sind alle längst den Todten zugezählt.

Des Teufels Fußtritt, wie ihn die Sage nennt, mögt ihr auch betrachten, so etwas ist nicht überall zu sehen. Der Teufel ist seitdem verschwunden, der Wind, sein Freund, heult immer noch von außen um den Dom. Er stößt und rüttelt an dem Bau nach allen Seiten, in seinem Zorn das Ganze zu verderben, doch umsonst — denn Unsere liebe Frau beschützt ihr Haus. Der echte Münchner glaubt und baut auf diesen Schutz, und unter guten alten Leuten hört man zuweilen noch den Spruch:

„Stadt München wird zu Grunde geh'n,
Wann Unser Frauen würd' nimmer steh'n."

O. T. v. Hefner.

Die Junker von Nesselrath. *)

Der bergische Herold durchziehet das Land
Und ruft in die Burgen: „Nun seid zur Hand!
Kurköln und Geldern rüsten stark
Gegen Brabant und Jülich und Berg und Mark!"
Den Freiherrn und Junkern ist er genaht
Er mahnt auch den Ritter von Nesselrath.

Da feget der Alte rasch durch das Haus,
Die Panzer und Schwerter sucht er heraus,
Stallbuben säubern das Pferdegeschirr,
Durch Hof und durch Halle erschallt das Geklirr.
Sieben Söhne ziert er mit Ritterstaat,
Dann ruft nach den Rossen Herr Nesselrath.

Und wie er aufsteigt mit der rüstigen Schaar,
Wird erst sein Treiben die Burgfrau gewahr.
„Die Knaben willst du mir führen zum Streit?
Man ficht nicht mit Kindern, du bist nicht gescheidt!"
Doch lacht er: „Als Knaben nehm ich sie grad,
Daß als Ritter sie kehren nach Nesselrath."

Wohl spricht sie noch manches vergebliche Wort,
Er grüßet sein Weib, dann reitet er fort,
Es grüßen die Söhne die Mutter zumal
Und stürmen ihm nach in das dampfende Thal,
Dort ziehen sie manchen gewundenen Pfad,
Bis schwinden die Thürme von Nesselrath.

Sie reiten zum Heere, man reihet sie ein,
Dann setzen sie über den blitzenden Rhein.
Bei Werringen harret das feindliche Heer,
Die Schlacht beginnt wild, furchtbar und schwer,
Die Ernte ist Blut, denn Zorn war die Saat,
„Ihr Knaben frisch auf!" ruft Nesselrath.

Der Alte führet die Söhne zum Streit,
Wo am höchsten er wogt, da ist er nicht weit.
Da folgt ihm sein schlankes und blankes Geschlecht,
Wie schwingen den Stahl sie im hellen Gefecht,
Hei, was da Wunder der Tapferkeit that,
Mit seinen Sprossen, Herr Nesselrath!

Schier gegen die dreifache Uebermacht
Gewannen Brabant und Berg die Schlacht.

*) Die Ruinen von Nesselrath liegen an der Wupper. Das Geschlecht blüht noch in den jetzigen Grafen von Nesselrode.



Horch, wie so freudig der Siegruf gellt!
Doch leichenbedeckt ist das weite Feld,
Und wer am besten half bei der Mahd,
Das waren die Kämpfer von Nesselrath.

Graf Adolph ersah sie voll Staub und Blut
Und rief: „Die Wunden stehen euch gut;"
Zum Herzog von Brabant führt er sie hin:
„Sind's Knaben von Haupt, es sind Männer von Sinn,
Drum schlagt sie zu Rittern auf meinen Rath
Die sieben Söhne von Nesselrath!"

Wohl that Herr Brabant, was Jener begehrt,
Der goldenen Sporen waren sie werth.
Und als sie ritten nach Hause zu Hauf,
Da grüßte der Alte die Burgfrau hinauf:
„Sieben Knaben führt ich zum Kriege den Pfad,
Sieben Ritter bring ich nach Nesselrath."

Wolfgang Müller.

Die bedrängte Braut.

Cassel hatte in früheren Zeiten ein sogenanntes Hochzeitshaus, das aber auch noch zu anderen Festlichkeiten diente, als diejenigen, die ihm seinen Namen verschafft hatten. Es lag ungefähr auf der Stelle des jetzigen Stadtbaues, hatte einen Saal und mehrere Nebengemächer und wurde gegen eine geringe Abgabe an die Stadtkasse für die Dauer des Festes gemiethet, da es gleichfalls eine städtische Anstalt war. Dabei glich es durchaus keinem Gasthause oder einer derartigen Einrichtung unserer Tage, es mußten vielmehr die Speisen und Getränke und alles Andere, was erforderlich war, durch die Theilnehmer gestellt werden. Zuweilen bewirthete auch Landgraf Wilhelm der Aeltere die Bürger von Cassel daselbst, das Nöthige wurde dann aus der Hofküche und dem Hofkeller geliefert, die Stadtpfeifer spielten dazu auf und der leutselige Fürst vergaß inmitten seiner fröhlichen Unterthanen die schweren Sorgen der Regierung. Darum besaß er aber die Liebe des Volkes auch in so hohem Grade, daß, als einst einige Hofdiener einen Bürger thätlich mißhandelt hatten und darüber ein Auflauf entstanden war, Wilhelm, erfüllt von der Zuversicht seines menschenfreundlichen Herzens, ganz allein nach dem Markte ritt und die tobende Menge durch seine bloße Gegenwart besänftigte. Ja, es würde diese Liebe zu ihm noch größer gewesen sein, wenn nicht eben der Uebermuth des Hofgesindes und anderer müßigen, ausschweifenden Adeligen so manche Veranlassung zum Streit und zur Unzufriedenheit gegeben hätte.

Im Jahre 1490 näherte sich die Zeit der Fasten und es war Sitte, daß man sich durch Zechgelage und Lustbarkeiten aller Art für die nachfolgende strenge Enthaltsamkeit entschädigte. Auch der Landgraf hatte nach gewohnter Weise einen Tanz auf dem Hochzeitshause veranstaltet und dieser sollte noch glänzender ausfallen, wie die früheren, weil Wilhelm sich schon damals mit dem Gedanken einer Pilgerreise nach Jerusalem trug, die er auch wirklich, gleich seinem Großvater Ludwig, im folgenden Jahre ausführte.

Es wurde also der Saal des Hochzeitshauses gemiethet und in festlichen Stand gesetzt, Speisen und Getränke im Ueberfluß herbeigeschafft und an die wohlhabenderen Bürgerfamilien, soviel der Raum nur fassen konnte, die nöthigen Einladungen erlassen. Zur bestimmten Stunde versammelten sich denn auch die Gäste, prächtig geschmückt und wohl gerüstet; die reichen Weiber und Jungfrauen meist auf Pferden, die ein Diener oder auch der Hausherr selbst am Zügel führte, da die wohlthätige Einrichtung bequemer Kutschen damals noch wenig verbreitet war; die Männer in kurzen Mänteln, weiten Pluderhosen und spitzen Schnabelschuhen. Viel neugieriges Volk stand in der Nähe des Hochzeitshauses, um, wenn ihm auch die Theilnahme am Feste versagt war, wenigstens doch das Vergnügen zu genießen, die Hofdiener, Kämmerlinge und Bürger in ihrem Staate zu beschauen und nach ihrer Art über Anzug, Wesen und Eigenthümlichkeiten eines Jeden sich lustig zu machen. Dieser müßige Hause vergrößerte sich mit jeder Minute und es wurde für die später Kommenden immer schwerer, sich hindurch zu drängen und den Eingang zum Tanzsaal zu erreichen.

„Platz da vorn! Macht Platz, meine Jungen!“ rief mit lauter Stimme ein wohlbeleibter Bürger, indem er sich vergebens bemühte, sowohl die dichte Masse der Gaffer zu zertheilen, als auch seine rothwollenen Strümpfe und glänzenden Schuhe vor Beschmutzung zu schützen. Ihm folgte eine Jungfrau, wahrscheinlich seine Tochter, zu Pferde und ihr zur Seite ging ein junger schlanker Bursche, vielleicht ein Diener oder Lehrling des Dicken Die beiden jungen Leute schienen nicht sehr mißvergnügt darüber, daß sie sich nur so langsam fortbewegen konnten, denn sie benützten jede Zögerung, um sich vertrauliche Worte zuzuflüstern oder heimlich die Hände zu drücken.

„Du hättest deinen Bauch zu Hause lassen sollen, Freund,“ rief einer aus der Menge, „so würdest du eher zum Feste gelangen.“

„Da irrst du,“ entgegnete der Bürger, keineswegs beleidigt durch den Witz, „mein Bauch ist es eben, der mich beim Tanze ankündigt und mir den Eintritt verschafft.“

„Nun bei Sankt Veit, wenn dieser Fettklumpen auch noch tanzen will, so mag ich es nicht hindern,“ sagte ein Zweiter und trat lachend zur Seite.

Man konnte leicht bemerken, daß der Bürger mit der Menge wohl umzugehen wußte, und daß es viel besser ist, einen harmlosen Scherz durch einen andern zu erwiedern, als sich darüber zu erzürnen. Er erreichte deshalb auch wirklich mit seinen Begleitern endlich das Ziel. Der junge Mann half dem Frauenzimmer aus dem Sattel, erhielt von ihr noch einen freundlichen Blick und die Worte: „Du kommst doch, Valentin, und holst mich ab?“ und während der Bürger mit seiner Tochter im Hause verschwand, suchte jener das Thier wieder zurückzuführen.

Auch das war nicht leicht, besonders da unter den Umstehenden einige Kameraden Valentins waren, die erst einige Worte mit ihm zu wechseln wünschten.

„Nun, du Glücklicher, du denkst wohl, wir hätten es nicht bemerkt, wie liebevoll Marie dich anlächelte?“ flüsterte einer von ihnen ihm zu.

„Meinst du, Konrad?“ war die Antwort. „Dir als meinem Freunde kann ich es wohl sagen: es ist Alles richtig.“

„Wirklich? Seit wann denn?“

„Seit einigen Tagen. Der gute Meister Kilian hat unsern vereinten Bitten nicht länger widerstehen können, und seine Einwilligung dazu gegeben. Nach den Fasten halte ich und Marie Hochzeit.“

„Ich gönne dir das Mädchen von Herzen, die so gut als hübsch zu sein scheint. Und das Heirathgut ist auch nicht zu verachten. Alle Wetter! ein schönes Haus in der obersten Gasse, ein prächtiges Geschäft dazu. Valentin, du bist ein Glückskind! —“

„Wohl bin ich recht zufrieden und lade dich und alle unsere Freunde hiermit zur Trauungsfeier ein.“

„Danke, danke! werde nicht ermangeln, mich zeitig einzustellen. Aber höre, Valentin, wenn die Sache so steht, so würde ich eins nicht zugegeben haben.“

„Und was denn, Konrad?“

„Ei, daß Marie heute Abend den Tanz mitmacht.“

„Wem kann denn das schaden, Freund? Soll ein Mädchen, wenn es einem sein Herz und seine Hand reicht, deshalb gleich auf alle Freuden verzichten? Ich versichere, ich bin nicht eifersüchtig und baue fest auf Mariens Treue.“

„Wenn auch. Man hat Exempel von Beispielen, daß auch die besten sich haben blenden lassen. Da sind die adeligen Junker und Kämmerlinge Meister d'rin, einem hübschen Bürgersmädchen den Kopf zu verdrehen!“

„Meinetwegen. Meine Marie wird sie vortrefflich abzuweisen wissen. Verlaß dich darauf. Ich mache mir keinen Augenblick Sorge darum.“

„Soll mich freuen, wenn's geräth. Auch wollte ich dir nur so einen freundschaftlichen Rath geben.“

„Gewiß. Ist aber nicht vonnöthen. — Doch jetzt muß ich wirklich machen, daß ich nach Hause komme. Ich muß doch meinem künftigen Schwiegervater zeigen, daß ich das Geschäft mit Ehren diesen Abend allein führen kann. Leb' also wohl und vergiß dein Versprechen nicht.“ Damit wandte sich Valentin nach der obersten Gasse hin.

Landgraf Wilhelm hatte nicht umsonst gesagt, daß das heutige Fest alle früheren verdunkeln solle. Es war wirklich zum Entzücken! Der Glanz der vielen Lichter, die herrlichen Weisen der Stadtpfeifer, die ausgesuchten Weine, die köstlichen Braten und Kuchen, Alles das regte die Herzen der Gäste so mächtig auf, daß eines jeden Züge vor Freude und

Wonne strahlten. Von den Alten an, die in den Nebenstuben zechten, plauderten und sangen, bis zu den Jungen, welche sich wirbelnd im Tanze drehten. Der gütige Fürst mischte sich bald zu den einen, bald zu den anderen und seine Gattin und er verschmähten es nicht, mitunter ein Tänzchen zu machen und dann wieder sich im Gespräche mit den Bürgern zu erholen.

Meister Kilian, der beleibte Bürger, dessen rothe Strümpfe schon sein Gewerbe als Metzger verriethen, hatte bald einen Kreis von Bekannten und Freunden gefunden, zu denen er sich mit der Selbstgefälligkeit eines wohlhabenden Mannes setzte und die er mit seinem Abentheuer auf der Straße unterhielt. Meister Kilian war wirklich einer der reichsten Bürger der Stadt und besaß nur das einzige Kind. Wohl hatte sich deshalb schon mancher Freier, selbst aus den höheren Ständen gefunden, allein sie waren alle mit dem bestimmten Ausspruche abgewiesen worden: „Mein Eidam muß ein Metzger sein." Darum hatte denn auch Valentin im Ganzen leichtes Spiel gehabt. Nur mußte ihm Jeder das Zeugniß geben, daß er ein ausgezeichnet guter Junge sei, unverdorben an Leib und Seele, der auch sein Geschäft ganz trefflich verstehe und den — was die Hauptsache war — Marie mit voller Seele liebe. Die Verlobung der Beiden hatte in aller Stille stattgefunden und sollte diesen Abend zu gehöriger Zeit und auf geeignete Weise bekannt gemacht werden. Darum schwebte denn auch um Kilians Lippen ein so eigenthümliches Lächeln und er schielte mit inniger Vaterfreude recht oft nach dem guten Kinde hin.

Marie wäre selbst ohne die reiche Mitgift eine recht gute Partie gewesen. Sie war klug, fröhlich und gut, recht hübsch gewachsen, mit lebhaften Augen, kastanienbraunen Haaren, vollem Arm und kleinem Fuße. Und auf den Rosenwangen, die die Freude des Tages noch höher färbte, spielten Unschuld und Friede. Was Wunder, daß sich die Tänzer um sie bemühten, wie um keine andere. Besonders war es der Junker Hermann von Wartenschlehn, dessen Augen von der reizenden Jungfrau ganz bezaubert schienen. Hätte man Hermann, der am Hofe des Landgrafen das Amt eines Kämmerlings verwaltete, blos nach seinem Aeußeren beurtheilen wollen, so mußte dies nur günstig für ihn ausfallen, wenn nicht bei längerer Betrachtung sein etwas aufgedunsenes Gesicht und gewisse andere Zeichen auf ein lustiges Leben und Hang zu Ausschweifungen hätte schließen lassen. Und dem war wirklich so. Sein geringes Vermögen hatte er schnell vergeudet, leichtsinnig sich in einen Strudel von Vergnügungen gestürzt und sich eine Schuldenlast aufgebürdet, die jeden Andern würde erschreckt haben. Dabei war er boshaft, zänkisch und herrschsüchtig, so daß es gar manchmal alles Ansehens und aller Fürsprache seines Oheims, des Hofmarschalls, bedurfte, um ihn vor ernstlichen Strafen zu schützen.

An diesem Abende jedoch war er äußerst liebenswürdig und unerschöpflich in Artigkeiten und Schmeicheleien gegen Marie. Stets wußte er sie durch etwas Angenehmes zu unterhalten. Nach jedem Tanze stand er hinter ihrem Stuhl, oder bot ihr Erfrischungen an. Mit Zuvorkommenheit erfüllte er alle ihre Wünsche, noch ehe sie dieselben einmal ausgesprochen. Und wenn Marie in ihrem Herzen auch manchmal ihres Verlobten gedachte, so konnte sie doch nicht läugnen, daß Wartenschlehn mit größerem Anstand tanze und sie weit besser zu erheitern wisse, als Valentin. Auch müßte sie ja kein Mädchen gewesen sein, wenn ihr nicht diese Auszeichnungen durch den Junker, die sie gleichsam zur Königin des Festes erhoben, wohlgethan hätten. Sie duldete also Hermann's Aufmerksamkeiten, wenn sie ihn auch nicht dazu ermunterte, und erwiederte in harmloser Unbefangenheit seine Reden freundlich und zuvorkommend.

Der Hofmarschall selbst wurde von der Begeisterung seines Neffen für die reiche Metzgerstochter angesteckt. Er unterhielt sich mehrmals mit ihr, schien Wohlgefallen an ihrem ganzen Wesen zu finden und zuletzt zog ihn Hermann in eine Fenstervertiefung und sagte: „Onkelchen, das wäre ein Mädchen für mich."

„So schnell hat sich der lockere Zeisig fangen lassen?" drohte der Marschall.

„Aber ich sage Ihnen, das Mädchen ist das reichste in ganz Cassel und am Ende werde ich doch der Plackereien meiner Manichäer überdrüßig; wenn mir auch sonst nicht viel daran liegt. Ich versichere, bester Onkel, bei dieser Heirath ist die Liebe weniger im Spiel, als die Vernunft, welche sie mir gnädigst immer abzusprechen geruhen."

„Und hast du des Mädchens Neigung erkundet?"

„Ach Spaß! ich befinde mich nun einmal leider in Verhältnissen, daß ich darnach nicht fragen darf."

„Wie aber, wenn Marie dir einen Korb gäbe und der Meister Kilian dich mit langer Nase heimschickte?"

„Aber könnten nicht Sie im Namen Seiner Durchlaucht von dem Rechte als Oberlehnsherr Gebrauch machen?"

„Wie das, Hermann?"

„Nun, ich habe immer gehört, dem Oberlehnsherrn stehe die Macht zu, auch über die Wittwen und Töchter der Vasallen zu Gunsten seiner Hofdiener zu verfügen?"

„Da magst du recht haben. Es ist das noch so ein Ueberbleibsel der alten Leibeigenschaft, aber seit langer Zeit nicht ausgeübt worden."

„Was thut das? So lange so etwas nicht förmlich aufgehoben, besteht es noch fort und die Sache wird darum um so interessanter."

Der Hofmarschall sann nach. „Du hast recht, ich müßte nothwendig aber erst mit seiner Durchlaucht darüber sprechen."

„Thun Sie das, Onkelchen. Ich tanze unterdeß mit der hübschen Marie und Sie sollen sehen, meine Idee gibt ein Hauptgaudium." —

Der Landgraf war mit Gotteskühchen, wie er scherzweise seine Gemahlin, als Enkelin des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, der bekanntlich „Gotteskuh" hieß, nannte, in der besten Laune. Der Hofmarschall machte ein so feierliches Gesicht, daß Wilhelm besorgt aufsprang und ihn fragte, welche wichtige Nachricht er bringe?

Nachdem dieser die Bitte seines Neffen vorgetragen, lachte der Landgraf lustig und rief: „Bei der heiligen Eli-

sabeth, meiner frommen Ahnfrau, es soll das unverzüglich geschehen; und ich werde ihn noch obendrein zu meinem Hofschlächter ernennen."

Man wußte nicht recht, war damit Meister Kilian gemeint oder der Junker Hermann, der seiner vielen Raufereien wegen allerdings wohl einen solchen Titel verdiente. — Dem Hofmarschall aber genügte des Fürsten Antwort vollkommen. Er ging also in den Saal zurück, wo eben eine Pause gemacht wurde, trat in die Mitte desselben und rief mit klarer, verständlicher Stimme: „Verehrte Gäste, freundliche, liebe und Getreue! Im Namen meines gnädigsten Fürsten, als Oberlehnsherr, erkläre ich hiermit und rufe aus die beiden hier anwesenden Personen, als den Junker Hermann von Wartenschlehn und die ehrbare Jungfrau Maria Kilian nach den ausdrücklichen Worten der Lehensordnung:

„Heute zum Lehen,
Morgen zur Ehen
Und über ein Jahr
Zu einem Paar!" —

Hermann, dem es darum zu thun war, das „gewichtige" Metzgerstöchterchen im Sturme zu erobern, da er wohl wußte, daß es ihm nicht gelingen würde, wenn man den Weg weitläufiger Verhandlungen und Erkundigungen einschlüge, hatte seines Oheims Absicht mit einem Blick errathen, Marie deßhalb an der Hand behalten und sich dicht hinter den Hofmarschall gestellt. Als daher die Musik mit einem rauschenden Tusch die oberlehensherrliche Verkündigung beantwortete, verbeugte er sich dreimal gegen die ganze Versammlung und wollte dann seine ihm zugetheilte Braut mit Grazie umarmen. Allein Marie, die jetzt anfing, die Geschichte zu begreifen, entfloh mit einem halb erstickten Ausrufe dem Zudringlichen und eilte zu dem Vater.

Hier erzählte sie in kurzen Worten das Vorgefallene und Kilian, dem, wie wir wissen, die Bekanntmachung von der Verlobung Mariens mit Valentin beständig auf den Lippen schwebte, gerieth Anfangs in heftigen Zorn. Allein als friedliebender Bürger und gewöhnt, sich als unumschränkten Herrn in häuslichen Dingen zu betrachten, begnügte er sich damit nach kurzem Besinnen, den Anwesenden zu erklären, daß seiner Tochter Hand schon vergeben sei und daß der Junker von Wartenschlehn mit der Ehre, sein Schwiegersohn zu werden, jedenfalls um einen Posttag zu spät komme. Dann neigte er sich so tief, als es sein dicker Bauch gestattete, gegen den Hofmarschall und den verblüfften Kämmerling und verließ mit Marie den Saal.

Wohl gedachte Hermann seinen Willen mit Hilfe des Hofmarschalls und des Landgrafen dennoch durchzusetzen. Allein Wilhelm der Aeltere hatte sich schon lange von der Unbilligkeit eines solchen Lehensrechtes überzeugt und dieses Ereigniß, sowie das vernünftige Zureden seiner Gemahlin Anna vermochte ihn endlich zu dem Entschlusse, diesen letzten schmachvollen Rest der alten Leibeigenschaft für immer aufzuheben.

Es geschah dies auch wirklich an dem Tage, wo Valentin und Marie ihre glückliche Hochzeit feierten.

Der Junker Hermann von Wartenschlehn begleitete seinen Herrn nach dem gelobten Lande, starb aber bei der Rückreise auf der Insel Rhodus und konnte so leider den Wunsch, die Forderungen seiner Gläubiger durch eine reiche Heirath zu befriedigen, nicht ausführen. Phil. Hoffmeister.

Relation von der grausamen Belagerung Wiens durch die Türken, so stattgehabt anno domini 1683.

Verfasset und zusammengestellt von Jacobus Schütz, Scholar an der Universität zu Wien, zum Angedenken an die überaus traurige Zeit und Jedermann zu einem ehrwürdigen Gedächtniß des Heldenmuthes und der Bravour der Wiener Bürger und Guarnison.

Die Ungläubigen, unsere Erbfeinde, hatten wiederum nicht nachgelassen, das arme teutsche Reich zu molestiren und auszufangen, und sich noch obendrein mit den ungarischen Rebellen unter Töckely vereinigt. Der Großvezir Kara Mustapha glaubte einen sonderlichen Vortheil zu erreichen, als er nicht darein willigte, wie ihm unser Kaiser Leopoldus eine Verlängerung des Friedens von Rodzin (so 1681 geschlossen) anbot. Im schändlichen Vertrauen auf unsere Schwäche gedachte der Türke mit Sengen und Brennen verfahren zu können, aber die teutschen Völker verzageten darum nicht und gingen getrost an das Werk, die Barbaren für diesmal ausnehmend scharf zu empfangen, damit ihnen für die Zukunft die Lust benommen sei, ihre heidnischen Roßschweife so tief in das Reich hinein wehen zu lassen. Männiglich faßte neuen Muth, als unser Kaiser ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem tapfern Könige von Poland gefestigt und beschworen hatte, wonach diese zween Regenten sich wollten beistehn in Noth und Tod, mit Rath und That, wie es Freunden, Helden und Bundesgenossen wohl geziemen mag. Auch hatten sich die sächsischen und bayerischen Völker zu Beistand und Hilfe erboten, also daß wir nicht so betrübt in die Zukunft ausschauen durften.

Der Herzog von Lothringen war commandirt mit seinen kampfgeübten Völkern, der Türken Unfug im Ungarlande zu steuern, konnte jedoch der großen Uebermacht gegenüber nur wenig ausrichten. Er wollte alsdann den Türken den Uebergang über die Raab verwehren, aber diese merkten die Absicht wohl und gingen hinter dem Lothringer herum, also daß sie bald über die teutschen Gränzen gekommen. Hierauf lagerte sich der Herzog auf der Insel Schütt, wo er häufige und harte Kämpfe mit den Türken zu bestehen hatte, durfte aber doch diesen wichtigen Punkt nicht aufgeben. Er sandte aber eilig von dort aus vier Regimenter nach Wien, indem er es wohl merkte, daß die Türken es wieder auf die Residenzstadt abgesehen hatten, wie anno 1529.

Die trübselige Kundschaft, die mit dieser Soldatesca einkam, brachte über unsere gute Stadt Wien einen großen Schrecken, und der Kaiser gab endlich dem Drängen seiner Minister und wohl erfahrenen Rathgeber Gehör und beschloß, wiewohl mit betrübtem Herzen, am 7. Julii seine geliebte Stadt Wien zusammt den ganzen Hofstaat zu verlassen. Wie nun die Bürger und Inwohner das theure

Reichsoberhaupt dahin ziehen sahen, überkam sie ein gar traurig Gefühl und noch an demselbigen und den nächstfolgenden Tagen floh, wer nur konnte, aus der Stadt zu entfernten Freunden und Verwandten oder wandte sich stromaufwärts in die Gebirge.

Unter den Zurückgebliebenen war aber satsames Wehklagen, bis endlich die Männer, so mit dem Regiment vom Kaiser beauftragt waren, den Verzagten Trost und durch eigenes herrliches Exempel Muth und Vertrauen einflößten. Der Kaiser hatte fünf wohl achtbare Herren erwählet, inzwischen in seinem Namen zu walten, wovon mit dem Commando und Gubernium der Stadt der Graf **Rüdiger von Stahremberg** betraut war, ein gar kriegserfahrener Herr; hat auch dies Vertrauen, wie sich nachmals zeigen wird, redlich meritiret.

Unsere Befürchtungen, wegen des Feindes raschen Approchirens, schienen sich bald zu bestätigen, denn fliehende Leute aus der Ebersdorfer Gegend kamen mit Thränen und Wehklagen und erzählten von den Grausamkeiten der Barbaren, welche Alles niedermetzelten oder in die Sklaverei schleppten. Die große Menge der Feuerzeichen, die am Himmel bei Nacht recht blutig die Stellen anzeigten, wo die Türken hausten und sengten, zeigten uns deutlich genug die immer näher rückende Gefahr. Derohalben wurde am 13. Julii der Befehl gegeben, die Vorstädte niederzubrennen, damit diese dem Feinde kein Mittel zu Schanzen und Bollwerken darböten.

Ich bewohnte mit meinem Vater ein freundliches Häuslein in der Alstergassen, welche auch mit zum Verderben condemniret war. Mein alter Vater, der schon seit zween Jahren das Licht der Augen verloren und jetzt gichtbrüchig darniederlag, fing bei dieser traurigen Botschaft laut zu wehklagen an, so daß sein Jammer sich von der geliebten Wohnung trennen und diese selbst anzünden zu müssen, alle tiefbekümmert machte. Mein Bruder, der in der Stadt bei einem Zeugschmied arbeitete und herausgekommen war, um den Vater zu trösten, that mit mir sein Möglichstes, um den alten, guten Mann in Etwas zu beruhigen, und schien uns dieses endlich auch wohl zu gelingen, denn plötzlich ward der Alte ganz still und wir vermutheten, daß er eingeschlummert sei, da wir dieses bestimmt nicht beurtheilen konnten, weil ihm die leidige Blindheit stets die Augen geschlossen hielt. Wir nahmen also jetzt das Bett fein still und fürsichtig, und trugen es vor das Haus, wo wir es auf eine Tragbahr postirten, um den Vater hinein in die Stadt zu tragen zu uns'rer alten Bas Margareth, die drinnen bei der St. Barbarakirche wohnete. Als ich nun von ohngefähr einmal mit der Hand über das Gesicht des Vaters streiche, fühle ich zu meinem aufrichtigen Entsetzen, wie sein Antlitz eiskalt und seine Seele dem ewigen Frieden zugeeilet war. Ein heftiger Stick- oder Schlagfluß hatte uns den besten Vater geraubt und ihn mit uns'rer theuren Mutter vereinigt, die ihm schon vor zwölf Jahren vorangegangen um bei dem Herrn des Himmels sein, und unser Fürsprech zu sein. Wir haben dem Vater manch' aufrichtig Thränlein nachgeweinet und ließen jetzt unsere wenigen Habseligkeiten dahinten, um nur dem theuren Todten noch vor der größern Noth ein ehrlich Begräbniß in geweihter Erde zu sichern.



Als wir zurückkehrten von diesem traurigen Geschäfte, wozu die Karthaunen der anrückenden Türken aus der Ferne ein schauerlich Requiem gespielet, gingen wir hinein in die Stadt zur Bas Margareth, die uns in ihr bescheiden Dachlogis willig aufnahm und mit uns unsern Verlust beweinte. Dann sahen wir die Vorstädte brennen und mit ihnen unser einziges Besitzthum. Haben auch noch Viele mit uns weinend und wehklagend auf dem Walle gestanden und voller Neid hinüber geschauet, wie sich jetzt die häßlichen Flammen da breit gemachet, wo vorher noch die friedlichen Menschen logiret.

Die Leopoldstadt d'rüben auf der Insel hatte man bis zuletzt reserviret, weil darinnen noch viel Munition und Pulver lag, so man noch vorher wollte in die Stadt prakticiren. Allein die Türken rückten inzwischen so stürmisch und eilig heran, daß sie in ihrer Wuth diese Vorstadt selbst anzündeten, wobei dann der noch übrige Pulvervorrath, so nicht zu retten gewesen, mit großem Gekrach in die Luft ging. Es blieb also den Unsrigen weiter nichts, als die schwere Brücke rasch aufzuziehen, die von der Stadt auf die Insel hinüber führte.

Noch in derselbigen Nacht wurden die Truppen in der Stadt vertheilet und organisiret, und belief sich jetzt die Soldateska auf neun Regimenter wohl geübter, muthiger Männer. Der Bürger, die ebenfalls gut bewaffnet und exerzirt, waren zuvorderst an 3000, denen der Bürgermeister Liebenberger ein mannlicher Obrist war. Außerdem waren noch viele Corporationes und Gewerke, die ihre eigenen Compagnien stellten, wie die Beamteten, die Scholares der Universität, die Handelsherren, dann die Bierbrauer, Schuhmacher, Metzger, Bäcker und andere noch. Mochten also wohl im Ganzen immerhin gegen 18000 streitfeste und gewaffnete Mann sein, die alle in des Herrn Gnade rühmlich zu siegen hofften.

Der Türken waren aber mehr als zweimalhunderttausend und konnte man vom hohen Stephansthurme recht wohl sehen, wie sich am andern und den folgenden Tagen die ganze Gegend mit Zelten bedeckte, gleichwie im Tannenwald nach dem Regen die Pilze aufschießen. Diese Zeltstadt der Türken aber zog sich von der untern Brücke und von Simmring an in einem großen Halbkreis fast rings um die Stadt, gen Süden extendirten sie sich bis nach Hitzing und Sanct Veit und von dort auf der anderen Seite wieder hinab bis an die Donau. Die Ungläubigen haben sich später sogar auch bei Döbling über die obere Brücke gezogen und auf der Leopoldsinsel noch eine Partie Zelte aufgestellt.

Gleichwohl verloren wir den Muth nicht, als die Feinde am 16. Julii nach einer heftigen Kanonade, in der wir ihnen keinen Schuß schuldig geblieben sind, die Laufgräben eröffnet und in denselben zu approchiren begannen. Wir haben ihnen aber dabei fein löblich zugesetzt und hat mancher von den Türken bei der Arbeit seinen letzten Blutstropfen ausgeschwitzet, also warm haben wir es ihm durch Loth und Blei gemacht.

Ich hatte einen ehrsamen Posten zu begleiten, da mich der edle Ferdinand von Wels, der das Commando über die von der Universität hatte, erlesen, beständig in seiner Nähe zu bleiben und zuweilen wohl auch eine wichtige Botschaft und Rapport an den Grafen Stahremberg (dessen Tochtermann unser Wels war) zu überbringen hatte, wobei ich mit diesem hochgerühmten Helden gar oftmals verkehrte.

Unser Edler von Wels verstand es aber auch, seine Mannschaft mit dem rechten Muthe zu begeistern, denn in jeder Aktion griff er mit zum Hackenrohr, das er fürtrefflich zu richten wußte und manchem Feind nur gar zu scharf auf das Lebensflämmlein gerichtet hat.

Uns war die Burgbastei zur Defension überwiesen und hatte man ein recht freudiges, jungkräftiges Volk dorthin gestellt, da man wohl wußte, daß der Feind an diesem wichtigen Punkte seine ganze Furie anwenden werde. Mein lieber Bruder Martin war einer Bürgercompagnie zugetheilt und nahm sich mit dem eisernen Brustharnisch und der Sturmhaube gar stattlich aus, war auch seines guten Muthes und seiner Körperkraft halber gar wohl von seinen Obern gelitten. Er stand mit drüben auf der Löbelbastei und konnten wir uns zuweilen des Morgens zuwinken, wenn wir nach einander über die Lücken ausschauten. Hat dann wohl auch Jeder in des Andern Auge im Morgensonnenlichte ein Wehmuthsthränlein glänzen sehen, so dem guten Vater gegolten, auf dessen Grabe jetzt die Ungläubigen ihre Rosse tummelten.

Viel Zeit zum Trauern hat uns freilich der Feind nicht gelassen, denn er deckte sich in den Laufgräben wohl durch Schanzkörbe, daß er ohne viele Gefahr arbeiten konnte und furchte sich, wie die Maulwürfe, den Basteien immer näher. Daß seine Absicht auf das Miniren ginge, ließ sich leicht voraussehen und wurden also in die Keller der nächsten Häuser Wachen bestellt, welche wohl aufzumerken hatten, ob sich etwa ein Geräusch wie von Schaufeln und Hacken unter der Erde vernehmen lasse. Wann solches wahrzunehmen, ward schnell durch eine Contremine des Feindes Anschlag entgegen zu arbeiten versucht, wodurch manche Mine vereitelt wurde. Wir hätten wohl noch einen größeren Succeß erlangt, wenn wir einige des Bergwerkes kundige Männer in der Stadt gehabt, indem solche gar vielen Schaden abwenden können, wie die Belagerung von Freyberg in Sachsen durch die Schweden im Jahre 1643 sattsam bewiesen, wo die Bergleute in der Stadt die meisten Minen des Feindes verderben konnten.

Ist mir im Anfang zuweilen recht sonderbar zu Muthe gewesen, wenn ich dachte, wie in einem Augenblicke sich Mauer und Boden mit mir erheben und mich zerschmettern könnte. Ich hatte daher jederzeit ein letztes Stoßgebetlein bereit, bis ich mich durch festen Manneswillen auch an diese Gefahr gewöhnt hatte.

Am 17. Julii hatten die Türken mit neuer Wuth begonnen die Laufgräben zu erweitern und ward ich von unserm Obeisten diesen Morgen abgeschickt, um dem Grafen Stahremberg den neuen Progreß des Feindes zu melden und zugleich um eine Verstärkung an Mannschaft auf die Burgbastey zu bitten, indem es den Anschein hatte, als wolle der Feind blos noch von dieser Seite attaquiren. Wie ich nun ging, meinen Auftrag zu verrichten, traf ich den Grafen schon am Wege und trat an ihn heran, meinen Rapport

zu machen. Er befahl sogleich, daß ein gut Theil von des Lothringers Völkern und einige halbe Karthaunen mehr an den gefährlichen Posten zu stellen sei und fragte mit vieler Theilnahme nach unsrer letzten Nachtwache und ob wir dabei wären vom Feinde bedrängt worden. Als ich ihn nun eben davon mit Respect berichten will, schlägt eine schwere Steinkugel aus des Feindes Lager herüber und kaum zehn Schuh von uns an die Festungsmauer, wo sie mit starkem Gekrach zersprang. Aber das Unglück wollte, daß ein Stück des Steines dem guten Grafen Stahremberg heftig an den Kopf prallte, also daß er gleich niedersank und in sein Quartier gebracht werden mußte, wo die Aerzte berufen worden. (Ist aber, weil der Stein nur heftig gequetschet hatte, nach einigen Tagen wieder curiret gewesen.)

Der Schrecken unter den Belagerten war nicht geringe, als sie den treuen Anführer fallen sahen, aber der Medicus gab alsbald guten Trost und richteten die Konstabels hingegen ihre Stücken jetzt noch eins so scharf auf den Feind und fehlte Keiner. Hat man auch erfahren, daß sie dabei einen von der Türken Hauptanführer, den rumelischen Bassa Hassan tödtlich getroffen, der auch nicht davon gekommen ist. An diesem Tage hat auch der Feind nicht sonderlich approchiren können, weil der Unsrigen Wuth gar groß war und Alles auf einen Ausfall bestand, worein aber der fürsichtige Wels nicht willigte, weil er die Uebermacht des Feindes gar richtig anschlug und eine schlechte List fürchtete.

Da uns an diesem Abende die Türken leidlich in Ruhe ließen, so konnte ich mit Bruder Martin in der Spätstunde zur guten Bas Margareth eilen, um sie zu trösten; denn das Weibsvolk ist gleich bei Krieg und Schießen gar sehr verzaget. Am meisten hat jedoch Martin gedränget, daß wir dorthin gingen, weil er schon vormals der Margareth Tochter, die Gertrud, gar lieb gehabt und sie ist ihm wohl auch nicht abhold gewesen. Wie ich mich nun abgemüht, durch herzhaft Trostwort der Bas Muth einzusprechen, so ist es dem Martin mit dem Trost bei der Gertrud doch wohl noch leichter geworden, denn

Liebeswort
Ist Trosteshort
Und treibt all' Leiden fort!

So sagt ein alt wahr Reimsprüchlein.

Die folgenden Tage hat nun das Kanoniren auf's Neue begonnen und hat man recht wohl gemerket, daß die im Türkenlager draußen auch correkte Schützen gehabt, wie denn viel schlechtes Volk und gewissenlos Kriegsgesindel, so für ein gut Stück Geld schier gegen den eigenen Vater kämpfet, bei den Türken ist in Sold genommen worden.

Jetzt haben sich auch die Türken getheilet und ist eine große Menge vor die Basteien am Donauarm gezogen, wo sie verschiedene Male eine Brücke zu schlagen versuchet, um uns dann auch von jener Seite hart zuzusetzen. Sind aber immer zurückgeschlagen worden, und hat man ihnen die Schiffe, deren sie sich zur Brücke bedienen wollten, stets in Grund und Boden geschossen oder verderbet; auch umgekommen sind dort ihrer viele, so daß sie gar keinen Succeß erlangen können.

Die Völker in der Stadt waren eines recht getrosten Muthes, und haben auf den Wällen und Basteien manchen Scherz und Kurzweil getrieben, denn die gerechte Sache macht ein fröhlich Herz. Unter diesen Tagen ist auch ein Bote in die Stadt gekommen, der die Donau durchschwommen hat und der Feinde Vigiliren zu täuschen wußte. Selbiger Bot hat vom Herzog von Lothringen gute Nachricht gebracht, daß wir nicht sollen verzagen und wanken, weil ein Succurs in Anmarsch wäre, der schon bis Olmütz gekommen.

Die Ungläubigen ließen aber nicht ab mit Anlegen der Laufgräben und sprengten selbige auch zuweilen mit Pulvers Gewalt, damit sie sollten tiefer und breiter werden und zum Stürmen und Anrücken viel Platz geben. Wir haben ihnen solches wohl rechtschaffen gewehret, konnten es aber doch nicht hintertreiben, daß sie uns immer näher kamen und also etwas Entscheidendes in Bälde zu erwarten war.

So war es denn auch am 25. Julii, daß der Feind Geschoß aller Art, vom Pfeile und dem Musketenlothe bis zum Eisenballen und der Steinkugel, welche letztere oft mehrere hundert Pfunde an Gewicht hatten, freigebig spendiret, als er plötzlich des Nachmittages eine große Mine am Burgthore springen ließ und gleich darauf mit vielem Geschrei auf das Stück Mauer, so sich vom Ravelin dadurch hinabgesenket hatte, zu stürmen begann. Da war es aber eine Lust, mit anzusehen, wie die Belagerten hinzuliefen, um dem Feinde zu begegnen. Ein Jeglicher der Unsern suchte eine Ehre darin, einen von denen Türkenschädeln einzuklopfen, auf daß die bösen Absichten auf die Christenlande verrauchen könnten. Sind wir auch siegreich geblieben und mußten bald die Türken abziehen, um manchen Landsmann ärmer, als sie gekommen. Wir haben freilich auch Todte gezählet, worunter einige gar tapfere Offizirer; andere der Unsern sind übel genug zugerichtet worden, doch hat der Feind einen bei weitem größern Verlust davon getragen.

Aber nun umstellten die Türken uns're Stadt immer enger, daß nicht wohl eine Maus hindurch kommen konnte, warum es auch geschah, daß sie einen Boten, der an den Lothringer abgesandt worden, unterwegs aufhielten. Hierauf haben sie den Brief des Boten an einen Pfeil gebunden und wieder herein in die Stadt geschossen. Ist auch ein Schreiben in lateinischer Sprache von den Türken dabei gewesen, ziemlich spöttisch abgefaßt und also lautend: „Daß sie (die Türken) recht wohl sähen, wie die Belagerten arge Noth litten und nicht mehr lange die Stadt erhalten könnten und sich derohalben lieber auf Gnad und Ungnad ergeben sollten. Haben auch noch von der Rache Gottes geschrieben, was von einem Türken schier sonderbar erklang.

Am 27. Julii ging an der Contrescarpe bei der Burgbastey wiederum eine Mine auf und stürmten gleich darauf die Türken auf's Neue heran. Sie haben solches diesmal mit so großer Furie gethan, daß einige Türken sogar mit bloßen Säbeln mitten zwischen uns hinein sprangen, was ihnen jedoch übel gelohnt wurde, denn diese wurden niedergemacht und die Uebrigen retirirten.

Jetzt kam auch ein verschärfter Befehl, daß wir fleißig

die Keller derer Häuser in unserer Nähe sollten visitiren und dorten verbleiben, damit wir hörten, wenn der Feind durch Miniren neue Tücke im Schild führe. Es war freilich langweilig genug, so tief und thatlos da unten zu sitzen, während oben die Karthaunen die Mäuler weit aufrissen, daß alle Gewölbe erbebeten; als Kriegsmann muß man sich aber an Alles und zumeist an das Gehorchen gewöhnen.

Wie ich nun wieder einmal an der Reih war und in eines Metzgers Keller, nahe an der Burgbastey, die Wache hatte, glückte es mir plötzlich dort, zueest ganz in der Ferne ein unterirdisch Pochen und Schaufeln zu hören, das bald deutlicher wurde und immer näher kam. Auf meine Meldung bekam ich nun sogleich sechs Mann Schanzarbeiter und einige Büchsenschützen mit in den Keller, wo wir sogleich anfingen, dem Geräusch leise und fürsichtig entgegen zu arbeiten. Nach langer Arbeit kamen wir auf eine Mauer, die wohl zu einer alten Kellerwand mochte gehöret haben. D'rüben ward das Geräusch und Arbeiten immer deutlicher und konnten wir jetzt sogar schon Stimmen in türkischer Sprache vernehmen. Wir brachen nun aus der morschen Wand ganz leise einige Steine, bis wir plötzlich durch einen kleinen Riß einen Lichtschein dringen sahen. Nun wurden sogleich unsere Windlichter verlöscht und noch so leis als möglich einige Steine herausgenommen, wobei wir entdeckten, daß wir just bis an des Feindes Mine gekommen und nur ein wenig höher standen, als Jene. Sie hatten d'rüben schon eine geräumige Höhlung gegraben und konnten wir sogar bei der Feinde Fackelschein observiren, wie drei Türken schon Pulverfässer herbeibrachten. Hier war keine Zeit zu verlieren, sondern beriethen wir uns heimlich, wie wir wollten still unsere Feuerrohre durch das Mauerloch richten, um zugleich zu feuern. So thaten wir es auch; auf mein Commando fielen fünf Schüsse auf einmal und von den vier Türken jenseits blieben drei auf dem Platze; der vierte aber lief mit grimmigem Geheul von dannen; wird wohl auch haben schwer begreifen können, woher diese Schüsse so rasch gekommen. Wir waren aber rasch bei der Hand, holten die Pulverfäßlein von d'rüben und ließen dann so viel Wasser in die Mine hinab, daß sie der Feind nicht mehr benützen konnte. Haben auch dann von unseren Oberen viel Lob geerntet, was wir freilich kaum meritiret, da wir doch nicht mehr gethan, als unsere Pflicht gewesen.

Es wurde nun aber dem Feinde mit jedem Tage mehr eitel bitterer Ernst, sobald als möglich die Stadt zu haben, denn fortwährend wurde an den Laufgräben gearbeitet und immer sprangen neue Minen, wo wir mit Sandsäcken und Reißholz dann rasch bei der Hand sein mußten, um die Brechen auszufüllen; des großen Schadens an Häusern gar nicht zu gedenken, der durch des Feindes Kugeln der Stadt geschah.

Der Monat Augustus begann mit continuirlicher Gewaltthat vom Feinde, und hätte am zweiten dieses Monats ein recht Unglück geschehen können. Es fiel nämlich auf diesen Tag das Fest Portiunkulä, welches trotz aller Noth und Fährlichkeit im St. Stephansdome feierlich genug celebrirt wurde und Beicht und Communion überaus besucht war. Da geschah es plötzlich, daß eine große Granatkugel durch das Kirchdach schlug und mit großem Gekrache auf den Dachboden oben niederfiel. Da nun männiglich nichts Anders vermeint, als solle die ganze Kirche zusammenstürzen, so drängte sich Alles mit Wehklagen in Confusion nach den Thüren, wobei ihrer viele gequetscht und zu Schaden gekommen sind. Aber durch des Herrn Hilfe ist der Kugel Zünder da droben verloschen und hat somit weiter keinen Schaden gethan; sind darauf auch Alle wieder in die Kirche gekommen und haben ihre Devotion fortgesetzt.

In dieser Zeit kam auch durch einen beherzten Boten die Kundschaft ein, daß die Töckelyschen Völker ein scharf Scharmützel mit des Herzogs von Lothringen Truppen bestanden, diese aber mit großem Verlust über die Raab zurückgedränget worden seien. Nun konnten wir uns auch recht wohl die Feuerzeichen deuten, so wir am 7. Augustii nach dem Marchfeld zu entdeckten, weil die Töckelyschen Rebellen immer gewohnt sind, die Gegend, wohin sie fallen, zu verbrennen und zu verwüsten, gleichwie die asiatischen Heuschrecken. Auch schrieb der Herzog, daß er seine Position dort nicht wohl verlassen könnte, indem er dem nachdringenden Feinde wehrte, weshalb an einen Succurs von dieser Seite für jetzt noch nicht wohl zu denken. Gleichwohl hielten sich die Truppen in der Stadt noch immer brav, wie ihnen denn auch von den Obern ein schön Exempel gegeben wurde. Verräther hat es zwar auch gegeben, die durch Briefschaften und geheime Zeichen dem Feinde draußen Kunde gegeben, auch wohl noch Andere, die denen Belagerten durch muthwillig Brandstiften schaden wollten; allein man hat deren mehrere ertappet und auf der Stelle stranguliret, wodurch die Andern zur Nachahmung den Muth verloren.

Eine große Theurung an Lebensmitteln war bis jetzt noch nicht zu bemerken, da gute Vorräthe angeschaft worden. Nur das Fleisch fing an zu mangeln, weshalb sich beherzte Männer von der Besatzung hinauswagten, um von den Dörfern Schlachtvieh zu erlangen. Wir haben sogar einmal uns von der Türken Vorrath durch mehr als 50 Stück Ochsen proviantirt, was freilich in der Nacht geschehen und nicht ohne Blutvergießen abgegangen. Ist jedoch glücklich gelungen.

Der Kampf wurde nun mit jedem Tage ernstlicher, indem wir gar oft Ausfälle wagen mußten, um den Feind aus seinen Laufgräben zu vertreiben und ihm die Minen zu verderben. Trotz dem sind aber noch immer viele der Minen geglückt und haben uns an der Contrescarpen und am Ravelin zwischen der Burg- und Löbelbastei vielen Schaden gethan. Auch des Nachts mußten wir auf der Hut sein, weil der Feind da in den Gräben oftmals schärfer arbeitete, als am Tage. Um ihm dieses zu vereiteln, haben wir daher nächtlich große brennende Pechfässer von den Basteien hinabgeworfen, welche die Gegend genugsam erhellten und des Feindes heimliche Absicht verriethen. Denn wäre es den Türken gelungen, die Gräben so breit zu machen, daß sie in großen Colonnen darinnen anrücken konnten, und dann nicht mehr von unserm Geschütz so nachdrücklich abzu-

halten waren, so hätte es Mühe genug gekostet, den Feind lange von der Stadt abzuhalten.

So waren denn fünf Wochen vergangen, seit die Türken die Belagerung eröffnet, und wurde Manchem die Zeit schon recht lang, da doch trotz der vielen Versicherungen noch immer kein Entsatz kommen wollte. Aber unseres guten Stahrembergs Trostwort besänftigte noch allweil die Malcontenten und Zweifler und doch sah man selbst den edlen Grafen jetzt öfter als sonst hinauf zum hohen Stephansthurme steigen und mit trüben, hoffenden Blicken nach der Gegend ausschauen, von wannen der Succurs kommen sollte.

Auch die übrigen Officirer bemühten sich, Allen Trost einzusprechen und auf eine ernstliche Mannszucht zu halten. Ein gar lieber und leutseliger Herr war besonders der junge Herr Herzog von Würtemberg, der dem halben Regiment seiner Landeskinder, das er der Stadt zum Schutze zugeführt hatte, als Obrist vorstand. Den konnte man immer da sehen, wo die Gefahr am größten und eines Mannes Arm doppelt galt. Auch bei dem großen Ausfall am 25. Augusti ließ er sich nicht zurückhalten und hat durch seine ritterliche Tapferkeit Großes gethan. Sein langes Schwert war immer am tiefsten in den Türkenreihen und dabei feuerte er auch die Andern zu rechtem teutschen Muth an. Als sich der Türken stets wachsende Uebermacht endlich immer mehr gegen das Häuflein drängte, das er beim Ausfall hinausgeführet, mußte er sich freilich langsam zurückziehen. Er bezeichnete aber mit Feindesblut und Leichen deutlich genug diesen Weg. Hierbei hat er auch durch einen gefährlichen Pfeilschuß in das rechte Bein einen übeln Denkzettel erhalten, an welchem er mehrere Wochen unter vielen Schmerzen hat das Bett hüten müssen, was für einen solchen Kriegsmann so übel ist, als halber Tod.

In der Türken Lager konnte man jetzt recht wohl bemerken, daß nicht mehr der frühere Muth und der alte Spott vorhanden, sondern daß der Feind nur noch auf seine Uebermacht gepochet und uns durch Hunger zu schwächen gedacht. Zu mehreren Malen hatte er schon nach der Festung Ofen gesandt um neue Munition und Geschütz zu verlangen, dieweil unsere Konstabels gar recht die Karthaunen zu dirigiren wußten, also daß sie in des Feindes Lager und sonderlich am Geschütz desselben viel Schaden anrichteten. Um seine Leute nun noch bei gutem Muthe zu erhalten, hatte der Großvezier seinen Feldpriestern, so man Imams und Scheiks nennt, den Befehl heimlich ertheilet, daß diese sollten seinen Truppen durch Verheißung von großen Miracles Trost zusprechen, wie wir solches von einigen Gefangenen, die wir später bei den Ausfällen gemacht, erfahren haben. Hierauf haben auch diese Scheiks den Türken auf den 29. Augusti, so der Tag der Enthauptung Sanct Johannis war, einen großen Sieg verheißen, weil die Türken diesen Tag allgemein als einen Tag des Glückes geehret und gehalten.

Wie nun der 29. angebrochen, haben sich die Feinde auch mit größter Wuth daran gemachet und zumal der Minen so viele springen lassen, daß unser Ravelin zwischen den beiden Basteien wohl ganz den Rest bekommen. Sind hierauf die Feinde wiederum so heftig angestürmet, daß es zum Handgemenge und Streitkolbenkampf gekommen, wobei sich aber die Türken doch endlich retiriren müssen.

Da diese Action nicht nach Wunsch gelungen und auch damit der Feinde Muth um ein Beträchtliches gesunken, so hat sich der Großvezier jetzt auf's Dräuen gelegt und Jedem im Türkenlager den Tod gelobet, der nicht seine Pflicht bis zum Aeußersten thäte; auch wolle er nicht eher ruhen und rasten, bis die Stadt in seinen Händen und der Stephansthurm so weit zusammengeschossen, daß ein Reiter über den Steinhaufen springen könne. Er hat aber auch sehr wohl gewußt, daß man ihn daheim mit schlechtem Lohn empfangen würde, wenn er sollte unverrichteter Sache abziehen und setzte deßwegen Alles ein, um Wiens Meister und Herr zu werden.

Bei uns in der Stadt hatte sich aber nach und nach auch manches geändert. Die lustigen Liedlein auf den Wällen waren verstummt und wenn sonsten ein Oberer seinen Leuten recht brav Muth einsprach, so jauchzten Alle hoch auf; jetzt aber waren sie still und ernst. Mancher hatte sich im Stillen wohl schon dem Tode ergeben, den er nur durch Tapferkeit so lange abwehren wollte, als möglich. Auch die Frauen in der Stadt sahen jetzt recht bekümmert und blaßwangig d'rein; sie wagten gleichwohl kaum, Jemand ihr Leid zu klagen, weil sie wußten, daß dadurch die Männer nur verzagt werden möchten.

Man schrieb jetzt den 1. Septembris; der Feind lag schon sieben ganzer Wochen vor der Stadt und immer noch kam keine Hülfe für uns. Stahremberg war jetzt oftmals des Tages oben im Stephansthurme, weil er gern wollte der Erste sein, der die nahende Hilfe uns berichten könnte. Immer schaute er gen Westen, aber noch immer kamen die Freunde nicht. Ich mußte jetzt oft zu ihm hinauf, weil es von der Burgbastei und dem Treiben der Türken davor, viel zu berichten und neue Befehle zu erholen gab.

Des einen Nachmittags traf ich nun den guten, lieben Herrn, wie er sein Haupt auf beide Hände gestützt und in Gedanken versunken dasaß, so daß er mein Kommen nicht hörte. Als ich mich meldete, blickte er rasch auf und da konnte ich noch ein Thränlein sehen, das recht eilig die Wange hinablief, gleich als wollte es nicht von mir gesehen werden. Weiß es Gott! ich wußte selbst nicht warum, aber auch meinen Augen entfielen ein Paar Tropfen, deren ich mich erst schämen wollte. Da rief es aber in meinem Innern: wo ein Held weint, da mag Jedermann mit ihm weinen.

Stahremberg fragte dann, wie es drunten stünde.

„Die Unsrigen stehen fest," meinte ich, „nur die Basteimauern fangen an, nachzugeben und zu weichen."

„Seid Ihr noch getrosten Muthes?" frug er dann so ernst wie ein Priester, der in die Seele schauen will.

„Wir sind's," antwortete ich ihm mit fester Stimme.

Darauf sagte er traurig zu mir: „Schützlein, Schützlein, ich fürchte, wir können uns nicht mehr lange genug halten; die Succurstruppen kommen noch immer nicht. Es ist freilich ein langer Weg von Poland bis Wien."

„Nun, und wenn's aufs Letzte kommt," meinte ich, „so wird doch noch Jeder da drunten tapfer zu sterben wissen."

Da stand Stahremberg auf, reichte mir freudig die Hand und rief: „Ja, Kamerad, wir wollen den Türken zei-

gen, wie Teutsche zu sterben wissen und ich — ich sterbe mit Euch!"

Wie ich dann hinunter gekommen bin und dem Völklein die Worte des Commandanten berichtet habe, da jauchzten sie wieder auf und Alle riefen wie aus einem Munde: „Ja, siegen wollen wir oder sterben, keine Uebergabe!" Und dieses Wort donnerte wie ein Lauffeuer rings um die Stadt, so daß es sich wie ein Siegeshymnus erhob und hinauf bis zum General auf dem Stephansthurme, wohl auch noch höher, bis zu dem Generalissimus im Himmel drang.

Die Türken, die heute wieder einen Sturm wagten, kamen gar übel an und wurden so meisterlich zurückgeschlagen, wie noch keinen Tag vorher. Abends stiegen eine Anzahl Raketen vom Stephansthurme, wie bereits seit einigen Tagen geschehen, um den vielleicht schon anrückenden Truppen unsere große Noth kund zu thun und zu größerer Eile anzutreiben. Es war ein gar seltsamer Anblick, diese Feuerstrahlen so in die dunkle Nacht hinauffahren zu sehen und wie sie dann hoch oben in der Luft mit einem Knall zerplatzten und vergingen und die Finsterniß nur noch finst'rer



zurückließen. Gar Manchem in der Stadt verlöschte mit den verpuffenden Glutstrahlen auch eine Hoffnung nach der andern. Die Türken d'rüben jauchzten dagegen immer hoch auf, wenn sie diese Zeichen unsrer Noth sahen; allein diese Freude sollte nicht zu lange mehr währen.

Der 4. Septembris sollte uns ziemlich ein Trauertag werden, denn es gelang den Türken eine Mine so wohl, daß mit einem entsetzlichen Knalle, wie früher noch keiner so gehöret worden, ein Stück von der Burgbastei, wohl an fünf Klaftern lang, zerschmettert wurde, worauf die Feinde auch sogleich mit größter Furie anliefen. Der Schrecken hatte uns jedoch nicht übermannet und wir stellten uns sogleich zum Kampfe, wobei uns ein Theil der Löbelbastei-Besatzung zur Hülfe eilte, bei denen mein Bruder Martin auch mit gekommen. Dabei ist es so wüthend hergegangen, daß man vor den Schwertschlägen auf die Helme und Rüstungen kein

Commandowort mehr vernommen, sondern Jeder auf seine eigene Faust d'rauf los geschlagen. Es hat uns aber des Muthes Stimme dabei als Commando geleitet, also daß wir nach einem sauern und blutigen Stück Arbeit Sieger blieben und die Türken bis weit hinaus in die Laufgräben verfolgten. Der Todten und Blessirten lagen freilich von beiden Theilen eine gute Zahl am Boden, was schier jammerhaft anzusehen war. Es wurde aber dem Freunde wie Feinde in seiner Noth jetzt von uns beigestanden und dem Verwundeten Hülfreichung geleistet.

Als unsere Schaaren sich wieder gestellet, ging ich hinüber, um meinen Bruder aufzusuchen, war aber fast zum Tode erschrocken, als mir sein Kampfnachbar auf mein ängstlich Fragen mit bekümmerter Miene erzählte, daß er den Martin mit einem riesenhaften Türken ringend gesehn und wie mein Bruder mit dem Streitkolben nach des Heiden Kopf geschlagen, so daß der gestrauchelt und von der Bastei hinuntergerollet sei, wobei der Türke jedoch noch den Martin umklammert gehalten und mit hinuntergerissen, auch noch im Fallen mit dem Dolche nach ihm gestoßen. Ich eilte sogleich mit einigen Freunden an den Trümmerhaufen der Bastei, wo wir auch endlich unter vielen Todten und Verstümmelten meinen Bruder auffanden, noch umklammert von dem todten Türken, der eine klaffende Kopfwunde zeigte und noch immer mit weit aufgerissenen Augen seinen Feind verschlingen zu wollen schien. Auch Martin schien ohne Leben, denn aus seiner linken Seite quoll ein Bächlein Blutes, allein ein Medicus versicherte uns, daß noch Leben in dem Körper sei, worauf er Ordre gab, daß man ihn solle fortschaffen und gut verpflegen, wo dann seiner Wunde wohl noch Heilung zu versprechen sei. Die beiden Kämpen waren kaum zu trennen, so fest hatten sie sich vorhin umfasset. Mein Bruder gab kein besond'res Lebenszeichen von sich, als daß er bei dem Verbande des Arztes einmal tief aufseufzte. Hierauf trugen wir ihn zu der Bas Margareth, da ich mir doch für ihn in den Spitälern, die alle schon übervoll waren, keine beff're Pflege wußte. Ich eilte voraus, um die Frauen auf das Geschehene und Kommende vorzubereiten. Da gab es freilich ein großes Wehklagen, als man den Martin brachte, der freilich mehr einem Todten als einem Lebenden glich. Der Medicus hat aber auch den Frauen den Trost gegeben, daß bei Ruh' und Pfleg' die Wunde nicht fährlich sei, aber Zeit brauche zur Heilung. Hierauf hat die Bas und Gertrud ihr Bestes zu thun versprochen, wie sie es auch redlich gehalten haben.

Bei der Pflege und Wartung hat man aber die Liebe der Gertrud zu Martin recht wohl erkennen mögen, so daß die Bas Margareth, die sonst nicht allzurasch mit Einwilligen ist, zu ihr gesagt hat: „Schau, Kindel, jetzt seh' ich, daß Du den Burschen wahr lieb hast; wenn er wieder gesundet und er liebt Dich auch, und ist brav, so mag er Dich zum Weib nehmen — wenn er will," hat sie dann aber noch pfiffig hinzugesetzt. „Oh, er will mich schon," hat da die Gertrud aufgejauchzet und ist der Mutter um den Hals gefallen und hat sie mit Herzen und Küssen fast umbringen wollen. Unter so guter Pflege ist der Martin auch bald wieder zur Beff'rung gekommen, obgleich es aber zwei Monat gedauert, ehe er ganz curiret war.

Auf unsern Wällen und Basteien ward es aber nach diesem großen Sturme immer fährlicher und sind hin und wieder unter den fremden Kriegsvölkern der Besatzung manche gar unruhig und hoffärtig geworden, weil der Entsatz, so man ihnen von Tag zu Tag verheißen, noch immer nicht kam und der Lebensmittel auch mit der Zeit weniger, geringer und theurer wurden. Waren sogar welche, die halblaut von einer Capitulation sprachen; doch sind diese von denen Tapfern und Gutgesinnten dafür schlecht empfangen worden.

Der Großvezier hatte dagegen durch allerlei Vorspiegelungen und Lügen den Türken auf's Neu Courage zu machen versucht. Er hatte zum Beispiel einmal im Lager d'rüben verbreitet, daß unser Kaiser Leopoldus gestorben sei und wie nun ohne Landesoberherrn die Besatzung von Wien bald selbst feindselig gegen einander werden und ihnen dann ein leichtes Spiel machen würde. Wie aber die Türken gesehen, daß der gute Muth der Belagerten nicht so rasch abnahm, so schenkten sie dieser Lüge keinen Glauben mehr und gar viele von ihnen verloren den Muth selbst, da sie denn nun schon gar so lange vor der Stadt lagen und wohl auch Sehnsucht nach der Heimath und zu Weib und Kind spüreten, welche wohl bei einem Türken um so größer sein muß, da er doch der Frauen mehrere zugleich ehelicht.

Wie nun also des Mustapha Erfindung von des Kaisers Tod keinen Effect mehr gemacht, so hat er ein ander Stücklein ersonnen und einen Brief fertigen lassen, von dem er vorgegeben, daß er aus der Stadt käme, worin nun die Lage der Bürger als eine grausame geschildert worden, ist auch darin über Mangel an Munition und Provision geklaget worden, also daß sich Wien in Kurzem müsse ganz von selbst ergeben. Das hat nun bei dem leichtgläubigen Volke besser gewirket und ist Alles mit großem Geschrei zu den Waffen geeilet, um einen verzweifelten Sturm zu wagen. Sind aber auch dießmal wiederum zurückgeschlagen worden und haben auf den Wällen noch recht leidliche Mannszucht gefunden und Muth in Menge, freilich auch blasse Gesichter und tiefliegende Augen genug.

Solches war am 6. Septembris geschehen, wo es denn gar hart herging. Kam aber am Tage darauf eine recht fröhliche Botschaft in die Stadt, nämlich: daß der Succurs nun bestimmt binnen wenigen Tagen vor der Stadt einträfe und bloß noch die Vereinigung mit des Lothringers Truppen erwartete. Man ließ auch noch herzlich vermahnen, daß sich die Stadt nur wenigstens noch so lange möge zu halten suchen. Wie nun diese Nachricht bekannt geworden und wie nun dießmal nicht an der Wahrheit konnte gezweifelt werden, da ging es überall an ein Jubeln und Jauchzen. In den Kirchen erklangen die frommen Lieder eben so laut wie auf den Wällen die alten fröhlichen Weisen.

Der Feind mochte wohl auch Kundschaft von den heranziehenden Völkern haben, denn er legte sich jetzt heftig auf das Kanoniren und warf mehr Kugeln und Steine in die Stadt als jemals, wodurch gar viel ruinirt wurde. Am

10. Septembris hat er noch einen Sturm gewagt, welches der achtzehnte, aber auch mit des Herrn Hilfe der letzte gewesen. Ist jedoch wie die frühern auch glorreich abgewehret worden. Ein guter Theil der Feinde zog sich aber jetzt rasch höher hinauf gegen den Kalenberg und nach dem Gebirge, um den Succurs wahrscheinlich dort mit Schuß und Hieb zu empfangen, weil sie vermutheten oder vielleicht auch durch Kundschafter wußten, daß ihre Feind und uns're Freund von dorther kommen würden.

Und so geschah es auch. Am 11. Septembris hörte der Feind mit Schießen ganz auf und änderte die Schlachtordnung. Die Besatzung der Leopoldsinsel ward ebenfalls abgerufen und jetzt marschirte Alles gegen den Kalenberg, auf dessen Höhe sich auch am Nachmittag die ersten vom Christenheere zeigten und den Türken aus den Karthaunen einen schwerfälligen Abendgruß niedersandten, den diese einstecken mußten, ohne darauf in gleicher Weise antworten zu können. Auf den Wällen der Stadt wollte aber der Jubel nicht enden und Alles fiel sich mit Freudenthränen um den Hals. Jetzt war die Soldateska kaum mehr zurückzuhalten und wollte hinaus den Christenbrüdern zu Hilfe eilen. Unser Stahremberg gab dies jedoch heute noch nicht zu, weil sich der Ausgang der Bataille noch gar nicht voraussehen ließ.

Wie nun am 12. Septembris die Sonne in das Land Oestreich schien, konnte sie sich sogleich in den Harnischen und blanken Waffenstücken uns'rer Retter spiegeln, denn das Heer hatte sich bei Nacht am Berge herabgezogen und trat nun mit stattlicher Fronte aus dem Walde hervor wie eine Eisenmauer. So avancirten sie nun auf die Türken, doch stellten sich diese verzweifelt zur Wehre und hat es an dem Tage manch tausend Schwertstreich und manches Faß Pulver gekostet. In den Nachmittagsstunden konnten jedoch die Türken nicht mehr Stand halten und zogen sich in ihr Lager zurück. Freilich rückten ihnen aber die Christen jetzt scharf auf's Leder und noch war die Sonne nicht untergegangen, so suchten schon die Ungläubigen ihr einzig Heil nur noch in wilder, eiliger Retirade, wobei ihnen jedoch die Feinde noch bitter zusetzten, so daß die Türken Alles im Stiche lassen mußten und viele tausend Todte verloren.

Des Sieges Palme hatte aber vor Allen der tapfere Polenkönig Johannes Sobieskn errungen, der ein gar stattlicher Kriegsheld war und dessen schwere Hand manchem Feinde übel aufgefallen ist. Mit ihm führte der Herzog von Lothringen und die Kurfürsten von Bayern und Sachsen das siegreiche Heer zu diesem glänzenden Ergebnisse, von dem noch manches Jahrhundert sprechen wird.

Der Polenkönig logiete sich noch in der selbigen Nacht in des Großveziers Zelt ein und dann begann ein Plündern in dem Türkenlager, wie noch keines existirt hat, denn die Beute, welche die Barbaren zurückgelassen, belief sich auf mehrere Millionen. Am nächsten Tage eilten auch die Soldateska und die Bürger aus der Stadt hinaus, um den fremden Völkern beim Beutemachen treulich zu helfen. Ist aber fast kein Hader und Streit dabei entstanden, weil für Jeden etwas mitzunehmen gewesen. Mich trieb es nicht mit hinaus zu den Beutegierigen, sondern ich eilte hinauf zur Bas Margareth, wo mein herzlieber Bruder Martin damals noch im bösen Fieber lag, und half jetzt den Frauen getreulich in der Pflege.

Nun ist aber wohl nur noch wenig übrig zu erzählen. Der Polenkönig ist des andern Tages hereingekommen in die Stadt und sind die Leute vor dem Helden fast niedergefallen und haben ihm allerlei Ehre erzeigt. Hinwiederum hat der tapfere Herr nicht genug staunen können über der Besatzung Muth und Ausdauer und über der Türken Werke, der Stadt Meister zu werden, wie denn zumal vor der Burgbastei die Erde mit Laufgräben und Minen ganz zerwühlet war. Unserm Helden Stahremberg hat aber auch männiglich große Ehre erwiesen, die ihm wohl mit vollem Rechte zukam, denn ohne ihn hätte es vielleicht längst nicht mehr so in der Stadt gestanden. Groß war aber auch der Jubel in der Stadt, als am 14. Septembris unser Kaiser wieder eingezogen ist. Wien hatte freilich bei der Belagerung erschrecklich viel gelitten und jetzt eine gute Reihe Jahre des Friedens und der Ruhe von Nöthen.

Der Großvezier Mustapha hat sich aber jetzt nach Ofen retiriret, wo er mehrere Bassen enthaupten ließ, weil diese sollten durch vorzeitige Flucht bei Wien Schuld an der Niederlage gewesen sein. Ist aber bald eine böse Vergeltung an ihm geübet worden, denn im nächsten Jahre ist er besonders durch Anstiften und falsche Ausrede Tökelys auf des Großsultans Befehl erdrosselt worden.

Hier schließe ich meine Relation mit dem Wunsche, daß hinfüro der Herr möge auf immer die Türkenplage vom deutschen Lande abwenden und der ganzen Welt Frieden verleihen.

Der Student von Erfurt.

Als man 1415 zählte, war zu Erfurt der lustigste Student — Einer, Namens Hinpock. Bei dem hatten die Bücher die beste Ruh. — Hingegen, wenn's zu Schelmstreichen Gelegenheit gab, war der Studiosus Hinpock stets bereit. Als er nun schon so viel verübt, daß ein Anderer längst schon im „Paradies," wo nicht gar in der „schwarzen Stube" gesessen wäre, fiel ihm eine frevelhafte Wette zu Sinn und versprach, er wolle zu Griffstedt etliche Stücke aus der Kirche nehmen, sie dann wieder an ihren Ort zurückbringen, und dafür sollt ihm der Wettlohn werden.

Da er sofort sein Wort, bei guten Zeugen, zur Hälfte gelöst hatte und wieder einsteigen wollte, um das Gestohlene zurückzubringen, knackte die Leiter. Der Küster hörte das, machte sich auf, der Nachtwächter kam auch dazu, die beiden Zeugen entflohen und der Herr Hinpock wurde gefangen genommen.

Allitzt war die Zeit gekommen, daß der Studiosus Hinpock in die „schwarze Stube" zu Erfurt kam. Ueber ein Kurzes war ihm das Leben abgesprochen, und was er immer behaupten mochte, es sei ihm um's Stehlen nicht zu thun

gewesen, es glaubte ihm's Niemand, denn Zeugen hatte er keine, als seine windflüchtigen zwei Genossen. Und die wollte er nicht angeben, weil man ihnen nicht mehr geglaubt hätte als ihm, und am Ende hätten sie mit ihm den Tod erleiden müssen.

Demnach mußte er's über sich allein ergehen lassen, und die einzige Gunst, so ihm vergönnt wurde, bestand darin, daß er nicht im Armensünderrock, sondern in seinem himmelblauen Schnipsröcklein ausgeführt werden sollte. Nächst kam der Morgen heran, an dem er sein jung schönes Leben unterm Rad zu beschließen hatte. Um die achte Stunde trat der Scharfrichter zu ihm und drauf ging's hinab und auf einem Wäglein entlang zum Rabenstein. Dabei zog viel Volkes mit, rings um ihn aber gingen die Studenten und schworen allzumal und oft, daß der Hinpock die ehrlichste Seel' von der Welt sei und unschuldig sterbe. Damit richteten sie aber nichts aus, und dem Hinpock fiel auch nichts ein, wie er sich etwan befreien könnte.

D'rüber langte er am Rabenstein an.

Als er nun gebunden oben stand, sagte der Scharfrichter Martin: „Hört, Hinpock, Euer blaues Schnipsröcklein müßt Ihr ausziehen. Die Gunst war nur zum Herfahren, aber gehenkt und gerädert hab' ich meiner Lebtag Keinen anders, denn im Armsünderkittel oder Hemdärmeln!" Wie der Meister Martin das sagte, fuhr dem Studiosus Hinpock ein Gedanke durch den Kopf, es fiel ihm ein, daß er nicht selbst aus dem himmelblauen Gewändlein heraus könne, weil ihm die Hände gebunden seien. Sagte demnach, ihm sei jetzt Alles eins, ob er im Schnips oder in Hemdärmeln aus der Welt müsse, seine Seele sei doch weißer als Schnee. Dazu ließ er sich vom Martin die Fesseln lösen.

Kaum war er frei, so that er einen großen Satz und wollte davon. Der Meister Martin aber that keinen kleinern, und packte ihn wieder. D'rüber wehrte sich der Herr Hinpock das Wenige nicht, und rangen die Zwo gewaltig hin und wieder, bis sie an den Rand des Gerüstes kamen, zur Seite der Leiter über einander vom Hochgericht herabfielen, und als sie unten lagen, ging das Ringen von Neuem an. Wie das die Menge sah, erhob sich ein gräuliches Toben und Geschrei, und als der Meister Martin, der keinen Gehilfen hatte, rief, man sollte ihm helfen, fand es Niemand für gut, die Stricke vom Gerüst zu holen. Mittlerweile wurde Jener dem Hinpock Herr und rief: „Ich will dir schon kommen, und hol den Strick und bind dich doch vorher, du kecker Gesell du!" Mit gewaltiger Faust hielt Meister Martin den Studiosus darnieder und löste mit der andern Hand rasch den Gürtel, an dem sein Geldkätzlein hing und darin er sein leidiges Richtgeld hatte. Er zwang den Hinpock, aufzustehen, band ihn mit dem Gürtel an die Leiter und stieg, so schnell er konnte, hinauf, um die früheren Fesseln zu holen.

Kaum war er aber oben, so erhoben die Studenten ein wüthiges Freuden- und Hohngeschrei, machten den Hinpock frei, warfen die Leiter um und drängten sich mit ihrem Collegen durch die Menge, welche gar gerne Platz machte.



Unfern stand Meister Martins lediges Roß, d'rauf schwang sich der Hinpock und die Studenten warfen ihm den Gürtel zu, damit er das Roß antreiben könne. Er nahm das Geldkätzlein in die Hand und strich mit dem Riemen über den Gaul — hui, fuhr der davon wie der leibhaftige Satan, und unter Jauchzen und Gelächter der Menge verschwand der Studiosus Hinpock gar bald.

Der Meister Martin hatte gut drohen und donnern, es ließ ihn Niemand vom Gerüst, bis der Hinpock in Sicherheit war.

Also war der Student gerettet, der Meister Martin aber um sein blutig Werk, sein Roß, um Gürtel und Geldkätzlein gebracht. Die drei Stück sandte ihm der Hinpock richtig um viel später wieder zu. Von den drei Gulden aber war im Geldkätzlein nichts zu sehen, und der Hinpock schrieb: „Umgebracht habt Ihr mich nicht, so gebührt Euch das Geld auch nicht. Ein anderesmal schaut besser zu. Ich aber bin Euch glücklich entronnen — und hab' drei Gulden noch gewonnen."

Franz Trautmann.

Piers Gavaston.

Die an Streitigkeiten und Kriegshändeln so reiche Regierung Eduards des Ersten, Königs von England, neigte sich ihrem Ende zu; im Jahre 1303 ward der Friede mit Philipp dem Schönen von Frankreich abgeschlossen, durch die Verheirathung der Schwester Philipps, Margaretha mit Eduard befestigt und Guyenne dem König von England als Lehn wieder zurückerstattet, welcher Länderbesitz den beständigen Zankapfel beider Nationen bildete.

Auch den Aufständen in Schottland, den Streitigkeiten um den schottischen Königsthron (Johann Baliol, Robert Bruce) machte Eduard vorläufig ein Ende, indem er ganz Schottland eroberte und dessen Gesetzbücher, Urkunden und Alterthümer 1302 mit sich fortnahm. Unter den letzteren befand sich der uralte, berühmte Scone-stone, ein Stein, auf dem die Könige, welche über die Männer Schottlands herrschen sollten, ihre Kronen empfingen. Noch heutigen Tages erblickt der Besucher der Westminsterabtei zu London, in der Kapelle Eduards des Bekenners, einen ehrwürdigen, alten Thronsessel, dem der erwähnte Stein eingefügt ist und auf welchem alle Beherrscher Englands, bis zur Königin Victoria herab, gekrönt wurden.

So war das Reich beruhiget, die Bevölkerung begann freier Athem zu schöpfen und der König daran zu denken, dem gesunkenen Wohlstande des Landes aufzuhelfen, in seine häuslichen Angelegenheiten ordnend einzugreifen, als ihn 1307 der Tod abrief.

Der Prinz von Wales, denn diesen Titel führen seit 1301 die englischen Kronprinzen, bestieg unter den günstigsten Auspicien den Thron, denn das Volk war geneigt, einen Theil der Verdienste seines großen Vaters auf den Sohn zu übertragen; Alle beeilten sich mit Eifer und Liebe Eduard dem Zweiten zu huldigen. Der Prinz stand im dreiundzwanzigsten Jahre, zeigte ein mildes, edles Betragen und hatte ein höchst einnehmendes Aeußere. Da man nie einen Hang zu irgend einem gefahrdrohenden Laster bei ihm wahrgenommen hatte, so war es ganz natürlich, daß man Ruhe und Glück mit Bestimmtheit von seiner Regierung erwartete. Aber die ersten Thaten seines Gouvernements verscheuchten alle jene glänzenden Hoffnungen, denen man sich voreilig hingegeben hatte, gänzlich, denn sie ließen bald einen Mann in ihm erkennen, der ganz und gar nicht geeignet war, mit sicherem Blicke die Bedeutsamkeit seiner Lage aufzufassen. War auch vor der Hand des Reiches Ruhe hergestellt, so konnte sie doch nur durch ein kräftiges, entschiedenes Auftreten gewahrt werden und das geringste Schwanken mußte nothwendig die verderblichsten Folgen mit sich bringen. Bald ward des jungen Königs Abneigung zu jedem ernsten, kräftige Maßregeln erfordernden Geschäfte bekannt und diente dazu, daß der empörungslustige Robert Bruce in Schottland wieder zu den Waffen griff, die Barone im eigenen Lande aber, das Königsscepter in so schwachen Händen erblickend, sich aufgemuntert sahen, ihren Einfluß und ihre Macht auf Kosten der königlichen Gewalt zu vergrößern.

Zu jener Zeit lebte an des jungen Königs Hofe der Sohn eines gascognischen Ritters, Namens Piers Gavaston. Sein Vater hatte unter Eduard dem Ersten treu gedient und in Folge davon begleitete der Sohn eine, seinem Range angemessene Stellung im Gefolge Eduards des Zweiten. Der junge Gascogner wußte sich bald die volle Zuneigung des jungen Königs zu verschaffen, indem er ihn auf eine liebenswürdige und schmeichlerische Weise durch allerhand lustige, doch frivole Vergnügungen zerstreute, zu denen ihn seine geistige wie körperliche Gewandtheit antrieb. Er erschien mit der vollendetsten Eleganz des Aeußeren, zeichnete in Mienen und Betragen sich vor allen übrigen Edeln höchst vortheilhaft aus und war überhaupt in allen denjenigen kriegerischen und noblen Künsten ein Meister, mit welchen die französischen Ritter an allen Höfen Europa's zu glänzen pflegten. Schon damals, als Eduard der Zweite noch Prinz von Wales war, stand Gavaston in seinen Diensten und der alte König, dessen scharfem Blicke die gefährliche Einwirkung des Gascogners auf seinen Sohn nicht entgangen war, hatte den höfischen Franzosen des Landes verwiesen, indem er dem Prinzen zugleich das Versprechen abnahm, ihn nie wieder nach England zurückberufen zu wollen.

Kaum aber hatte Eduard der Erste die müden Augen geschlossen, als der junge König, des väterlichen Zwanges ledig und im Vorgefühl lustiger Tage schwelgend, Gavaston zurückrief und ihn noch vor seiner Ankunft bei Hofe zum Grafen von Cornwall erhob. Ja selbst mit diesem Zeugniß seiner Gunst noch nicht zufrieden, betrieb er auch eifrig die Vermählung Gavaston's mit seiner eigenen Nichte, Eleonore, Schwester des Grafen von Gloucester, und überhäufte ihn von Tag zu Tag mehr mit Ehrenbezeugungen und Reichthümern.

Mit gesteigertem Mißvergnügen sahen die beleidigten, stolzen, englischen Barone auf diesen Fremdling und Emporkömmling, den alleinigen Besitzer der königlichen Zuneigung; sie erblickten in ihm einen Ritter, der, obwohl von altem, ehrenwerthen Geschlechte, doch tief unter ihrem Range stand, und es gelang ihnen nur schlecht, tiefen Ingrimm und Neid zu verhehlen. — Gavaston, anstatt seine Neider durch Mäßigung und Bescheidenheit zu entwaffnen, brauchte seinen Einfluß nur zum unbesonnensten Auftreten und es schien fast als wolle er, der Allgewalt seiner Stellung vertrauend, seine Gegner zum Kampfe herausfordern.

Dennoch konnte es dem weisen Beobachter nicht entgehen, auf welchem trügerischen Sandboden das Glücksgebäude des Grafen von Cornwall ruhete; allein ihm selbst, seinem unbekümmerten Gebieter, und der Menge betreßter Diener und glänzenden Sykophanten, welche sich an ihn drängten, schien seine Stellung fest und wohl begründet, sowie weit über die Macht seiner Feinde erhaben zu sein. Der Graf war so fröhlich, als sein, mit Edelsteinen geziertes Barett aussah, aber so leichtsinnig und unbeständig auch, als die Feder, welche von den Falten desselben hernieder in die Lüfte schwankte. Laut und lustig gingen die Vorbereitungen zu Banquet und prächtigen Lustbarkeiten vor sich, durch welche Gavaston's Vermählung mit Eleonore im Westminsterpalaste vollzogen werden sollte; in blendendem Glanze bewegte sich der Zug nach vollendeter Trauung dorthin. Voran ritt der

schimmernde, aber verachtete Günstling; neben demselben seine edle Braut und der Monarch, welcher in nichts Anderem, als in Anbetracht seiner trefflichen Gestalt und der Schönheit seiner Gesichtszüge königlich genannt werden konnte. Nach ihnen folgte ein Zug von Edlen und Rittern, nicht in Stahl und Eisen gewappnet, sondern, gleich ihren stolzen Rossen, mit bunter Paradekleidung geschmückt. Von ihrem Gefolge umgeben ritten Damen und Edelfräuleins, in fliegenden Schleiern und funkelnden Juwelen, glitzernd und strahlend wie der Silberschaum der kräuselnden Wellen einer See, Anmuth und Glanz mit einander vereinigend und einen starken Gegensatz zu den finstern, bärtigen Bewaffneten und den nüchternen Bürgersleuten bildend; sie glichen einem lieblichen Sonnenstrahl, der aus dem, von schwarzen Abendwolken umdrohten Himmel hervorleuchtet.

Manches Faß wurde angezapft und ausgeleert, während diese Prozession von der St. Paulskirche sich nach dem Westminsterpalaste vorüberbewegte; manches Geschenk wurde unter die umherstehende Menge ausgetheilt und von ihr erhascht; manches gnädige königliche Lächeln wurde dem herandrängenden Zuschauer zu Theil, und so manche graziöse Bewegung mit Kopf und Hand spendete der königliche Günstling mit Herablassung, jedoch vergeblich. Der Geist eines ehrlich gemeinten, herzlichen Interesses, belebte die Bevölkerung an diesem Tage nicht. Sie sah die Festlichkeit mit Neugier an, denn eine solche, ihr Zweck sei, welcher er wolle, lockt immer Zuschauer herbei; sie nahm Theil an den für sie bestimmten Vergnügungen, aber hielt jede Aeußerung von Sympathie und freudiger Bewegung zurück. Hätten der schwache König und sein unwürdiger Günstling sich unter die zahlreichen Gruppen mischen können, an denen sie vorüberritten, so würden sie manche heimlich ausgesprochene Wahrheit, manchen schneidenden Scherz von dem substantiellen Bürgersmanne in seinem anspruchslosen, braunen Wamms und Zwickelstrümpfen gehört haben, und sie würden bemerkt haben, wie beifällig hierbei die stattlichen Bürgerfrauen in buntgestreiften Mänteln und die Lehrburschen in Filzkappen und Lederjacken lauschten.

„Nein, bei meiner Treue, Vater, das nenn' ich mir einen schönen Anblick; seht einmal wie der Lady Eleonore Kopfschmuck, halb so hoch wie unser eichener Schemel, mit silbernen Streifen befestigt in der Luft schwankt, gerade als ob es so viele Flügel wären."

„Flügel? — Ja wahrhaftig Eis, die Ehre ihres Hauses ist nahe daran fort zu fliegen. — Er eine Plantagenet zum Weibe! — Nun meiner Treu, ich glaube der Ginster in ihrem Wappen wird sich nicht so gut mit dem brennenden Nesselbusche vertragen!" Keineswegs muthlos gemacht, wiederholte die erste Rednerin ihren Ausruf; denn ihres Vaters heraldische Anspielung war für sie verloren und von seinem mürrischen Wesen nahm sie pflichtschuldigst keine Notiz.

„Gott sei mit uns! aber der Graf muß doch ein recht guter Mann sein; sieh nur wie freundlich er jene gaffende Menge anschaut, die bereit zu sein scheint ihn vom Pferde herabzureißen. Ach! wenn ich einen Wunsch thun dürfte, so möchte ich so einen Kopfputz haben, wie den dort, über und über mit Seide und glänzenden Steinen bordirt, oder so einen Gürtel wie jene goldene Ketten, die seine spanischen Stiefeln am Knie befestigen! O sieh nur! Ich werde mein Lebtag nicht den Grafen von Cornwall vergessen; was ist er doch für ein schöner Mann!"

„Sei den Augenblick still, leichtfertiges Ding, wenn Du nicht meinen ganzen Zorn und die Verachtung des Vaterlandes auf dich laden willst!" unterbrach sie ihr aufgebrachter Vater, „nennst du mir Piers Gavaston noch einmal Grafen von Cornwall, so sperre ich dich eine ganze Woche lang ein!"

„Aber der König hat so befohlen, Vater —"

„Ach, befohlen oder nicht, du gehorchst mir" — war die schnelle Antwort des Alten, der dieselbe noch mit einem kräftigen Stoß der Ellenbogen begleitete.

„Da, sieh jene zwei Grafen an, Englische Grafen mit Englischen Namen und Englischen Herzen; sie hassen des Königs Günstling und lieben das Volk. Was weißt du Mädel denn von Größe und Pracht, die du nie ein Gastmahl in den Schlössern von Warwick und Pontefract mit angesehen hast. Ha! was sind gold'ne Ketten und ein bunter Kopfputz gegen einen Ochsen alle Tage und eine Pipe Wein jede Woche gehalten, die regelmäßig verzehrt wurden ohne alles Uebrige, was noch zum Haushalte gehörte, anzuführen!"

„Ganz recht, ganz recht, mein alter Junge vom Wollballen und Wollkamme!" fiel ihm ein lustiger Minstrel in's Wort, der nicht zum Hofe gehörte, sondern nach freier Wahl bald da, bald dort seine Kunst übte; „wenn Ihr mir eine braune Bowle vorsetzt und zutrinkt, so will ich Euch eine Ballade vorsingen, die Englische Ohren entzückt, obschon sie nach einer gaskognischen Melodie geht — he, wollt Ihr Meister?"

Allein der patriotische Wollkämmer hatte keinen Geschmack an einem Liede, welches er erst erkaufen sollte und so zog er, seine Tochter an der Hand fassend, weiter, unbekümmert um den hungrigen Reimer und das Gemurmel, welches ihm folgte.

Hier konnte man stattliche Bogenschützen mit eingescheideten Waffen und gerunzelten Stirnen sehen, welche an den kriegerischen Ruhm der vergangenen Tage mahnten und den Gegensatz des ritterlichen Geistes Eduards des Ersten zu dem frivolen Geschmack und Gelüst seines Sohnes scharf hervorhoben. Sie schrieben dieses thatenarme Leben, sowie Alles, was Ihnen Unlust machte, dem Einflusse des verhaßten Piers Gavaston zu.

Dort nahm man Mönche und andre Geistliche wahr, welche über des Königs Mangel an Frömmigkeit murrten und seine geringe Pietät gegen sie der Begünstigung und Bereicherung des Gaskogners zuschrieben, in dessen Hände, wie sie meinten, alle die Schätze übergingen, auf welche ihre Heiligen, ihre Kirchen, oder vielmehr besser sie selbst Anspruch zu machen sich für berechtigt hielten.

Außerdem hatte jeder Laden, jedes Gasthaus oder jeder andere Ort für Schmaus und Zechgelage, der auf dem Wege zwischen der St. Paulskirche und dem Westminsterpalaste lag, Mißvergnügte unter seinen Gästen, — beleibte Krämer, Künstler, lombardische Kaufleute, Geldverleiher u. s. w. — die für den Augenblick alle ihre privaten Streitigkeiten ver-

gaffen und sich in Klagen über die Ursache des öffentlichen Ungemaches ergingen; und dennoch konnte Niemand bereitwilliger sich an dem Ale und dem Muskatsekt gütlich thun, welches Piers Gaveston an diesem Tage spendete, als die meisten von jenen Schreihälsen. Endlich erregten die kalten Blicke der Zuschauer aus den höheren Ständen und das trübe Schweigen auf dem größten Theile der Volksmenge doch die Aufmerksamkeit des Königs und, nachdem er am Thore des Westminsterpalastes angekommen war, sprach er, den Steigbügel mit unwilligem Blicke vom Fuße schleudernd:

„Die stummen Schurken! warum das? ich kann mich besinnen, daß der Tower sonst von ihrem lauten Geschrei gezittert hat."

„War das nicht zu Eures edlen Vaters Zeiten, mein Fürst?" sagte der Graf von Warwick, einer der unzufriedenen Barone, mit einem vorwurfsvollen Ausdrucke.

„Hütet Euch, dem schwarzen Hund von Ardene Aufmerksamkeit zu schenken", flüsterte Gaveston, welcher bemerkte, daß der absichtliche Vorwurf des Grafen Warwick beim Könige Wirkung that; „glaubt mir, ich werde seinen Mund bald zu schließen und den Eurer Gnaden getreuen Bürger und hartmäuligen Schufte zu öffnen wissen. — Halloh hier!" rief er, seine Stimme erhebend; „Herren und Gefolge, Freunde des Grafen von Cornwall, laßt uns den König ehren, der Schönheit huldigen und dem Volke Gunst erweisen!"

So redend schwang sich der behende Gaskogner aus dem Sattel, warf den Zügel über den Hals des prächtigen Rosses und trieb es dann, mit kostbaren Decken und blankem Reitzeug geschmückt, durch einen Gertenschlag unter die verwundert gaffende Volksmenge, indem er ausrief:

„Ein Preis für den Gewinner!" Die, an welche sich Gaveston redend gewendet hatte, folgten seinem Beispiele und eine Menge schöner Pferde wurde dem Volke überlassen; ein Gedränge, Gekletter und Geschrei entstand, das bald durch die freudigen Ausrufe derer, welche glücklich den Besitz eines edlen Thieres errungen hatten, bald von den Flüchen und Verwünschungen derer übertönt wurde, die sich ihre flüchtige Beute wieder entschlüpft sahen. Unter den ersteren befand sich der junge Minstrel, der, wie ein Frosch, mit einem Satze sich auf des Grafen eigenes Pferd schwang, indeß unser alter Freund, der Wollkämmer, sich alle vergebliche Mühe gab, seinen Fuß in den Steigbügel zu bringen.

Wenden wir uns nun von den tumultuarisch bewegten Straßen und dem wilden Getreibe der Menge ab, denn es ist Zeit, einen Blick auf die edle Gesellschaft zu werfen, welche in der Banquethalle des Westminsterpallastes versammelt ist. Doch wie wird es möglich sein, dem Leser ein deutliches Bild von einer Festlichkeit des vierzehnten Jahrhunderts zu geben, wenn selbst ein berühmter Chronikenschreiber jener Zeit erklärt, indem ihn eine Scene der Art ganz übertäubt hat, daß es ihm nicht möglich sei, alle die hohen und edlen Gäste, die Pracht und die Mannichfaltigkeit des Putzes, die verschwenderische Fülle des Mahles und alle die Minstrels und Jongleurs aufzuzählen, deren Bestimmung es war, die Gesellschaft angenehm zu unterhalten. Wie sollte sich der Beschreiber unter den vielen hundert Tischen und Gerichten zurecht finden können, unter den mimischen Darstellungen, Intermezzos aller Art, den sich selbst bewegenden Schiffen, belagerten und vertheidigten Schlössern und einer bunten Welt von Wappen, Devisen u. dgl. m.? Es genüge, hier zu sagen, daß die Vermählungsfeier allen den Luxus und alle die Eitelkeit zur Schau stellte, deren das Jahrhundert fähig war, und daß sie trotz dem nicht den gewünschten Erfolg hatte. Es wurde durch dieselbe beim Adel so wenig erzielt, als durch anderweitige Mittel beim Volke, denn derjenige, welcher Alles mit so verschwenderischer Ueppigkeit vorgerichtet hatte, er, dem die Harfen der Sänger süße Schmeicheleien vorlogen, war aus vielfachen Gründen, mehr oder weniger bei Allen verhaßt.

Gaveston war Herr des Königs, und das bedeutete fast soviel, als Herr von England; der Staatsschatz war seine Privatbörse; die öffentlichen Aemter besetzte er mit seinen Creaturen und Alles und Jedes im Staate diente ihm nach Gefallen. Mit ausgelassener Lustigkeit schwelgte der Günstling beim Feste, seine Feinde mit Spott und Hohn der bittersten Art verfolgend; die Bitten des Monarchen konnten wohl für Augenblicke die Ausbrüche der erzürnten Barone zurückhalten, aber das war auch Alles, was er thun konnte; dies fühlend wendete sich daher der König bittend an seinen Begünstigten:

„Edler, bester Cornwall," sprach er, „spare deine muthwilligen Scherze bis zu einer Zeit auf, wo wir allein sein werden, denn bedenke, daß mein Vetter Lancaster und der Lord Warwick ebenso gut vermittelst der Ohren ihrer Freunde als durch ihre eigenen hören."

„Wahrhaftig, mein königlicher Herr, doch die Frage ist nur die, welche von beiden Ohren die längsten sind. He, was sagst du dazu, mein Narr Motley? Laß uns sehen, wie dein Trumpf sitzt!"

„Recht gern, Mylord," erwiederte der Angeredete, welcher stets die würdige Begleitung seines frivolen Herrn bildete, — „mein bester Trumpf ist das Schweigen, denn wenn ich meine innersten Gedanken sagte, so würde ich das Spiel, meine Ohren und meine Schellenkappe dazu verlieren." Mit diesen Worten begann der Narr mit seinen Schellen zu klingeln, narrenhafte Sprünge zu machen und folgendermaßen zu singen:

Verleiht des Königs güldne Kron'
Dem, der sie mag als hohen Lohn;
Verschenkt den Hut des Herren mein,
Mit Federschmuck und Edelstein;
Gebt weg dann meine Kappe noch,
Wer sie empfängt, hat's Beste doch!
Denn, wem die Pritsche ward zu Theil,
Der bleibt für immer frisch und heil;
Der Schellenkappe Kling und Klang
Beschützt ihn, glaubt's, sein Leben lang!

Die ganze Gesellschaft klatschte dem Narren Beifall zu. „Sieh meine schöne Braut," sprach Gaveston, zu Lady Eleonore gewendet, „die wundersame Gewalt der Freude und des Muskatsekts hat einen Narren in einen Poeten umgewandelt, ich möchte wohl wissen, welch' ein Wunder

das Gegentheil, Einsamkeit und Hunger hervorbringen würden!"

„Vielleicht würden sie einen König bessere Wege gehen lehren und einen Grafen in der Tugend der Mäßigkeit üben," ließ sich eine starke, rauhe Stimme vernehmen, indem der Redner zugleich in einem entfernteren Theile der Halle verschwand.

„Ha!" rief der König erzürnt, „wir haben keinen Lehrmeister zu diesem Feste herbeschieden;" in demselben Augenblicke hüllte er sich in seinen Mantel, durchmaß mit festen Schritten die Halle und verschwand in den inneren Gemächern des Pallastes.

„Lustig, Jungens!" rief Gavaston lachend, „es war der Graf Pembroke, mein Hauptschauspieler; er hat seine Rolle hergesagt und ist nun abgetreten; so klatscht ihm doch Beifall zu! Sein Zorn schäumt wie ein altes Aleфaß."

Die Nacht und mit ihr das Fest neigten sich ihrem Ende zu. Die Minstrels vereinigten sich zu einem Abschiedsliede, Humpen und Pokale durchliefen noch einmal die Runde, man trank sich Lebewohl zu, Complimente wurden ausgetauscht und Alle schieden von einander. Die vielen massiven Ampeln, welche mit hellem Glanze den Saal erleuchtet hatten, verglommen eine nach der andern, der letzte Laut in der öden Banquethalle war das Echo eines verhallenden Schrittes oder einer Stimme; nur der Mondstrahl milderte die Düsterheit des verödeten Raumes und nur das allmälig ersterbende Geräusch der heimkehrenden Lustgenossen unterbrach in einzelnen Lauten die Nacht, welche mit ihrem Schweigen Alles bedeckte.

Jahre waren seit der so eben beschriebenen Scene vorübergegangen, und die Bühne des geschichtlichen Theaters hatte sich bedeutend verändert. Des Königs Macht lag gebrochen darnieder, der unwillige, finstere Lancaster hatte mit anderen Baronen das Schwert gegen seinen Herrn gezückt und ihn zur Flucht gezwungen. Wir finden Gavaston nicht mehr als lustigen Herrn beim Zechgelage in der Westminsterhalle, sondern in Warwickschloß bringt er einsam und trostlos seine Tage als Gefangener des rachedurstigen Grafen von Lancaster und des von Warwick hin. Es war ein Abend von entzückender Schönheit, der letzte des lieblichen Monat Juni, einer von den Abenden, welche uns den vollen Genuß der unschuldigsten Reize der Erde gewähren, indem sie den Kummer mit Vergessenheit umhüllen und uns einen flüchtigen Vorgeschmack von jener heiligen Zeit geben, wo keine Nacht mehr sein und der Mensch sich nicht mehr an der vergänglichen Glorie des sichtbaren Himmels weiden wird. Der Mond zog in lieblicher Herrlichkeit über den sanft geschwärzten Himmel und leuchtete in's offene Land hinein, ohne von schwarzen Wäldern nach dunkeln Häusern und Straßen aufgehalten zu werden. Das Schloß Warwick war damals noch nicht wie jetzt eine gräfliche Residenz, wo klassische Anmuth mit rauher historischer Größe sich paart; damals war es nur ein gut vertheidigter Ort, eines kriegerischen Ritters Zufluchtstätte in wildbewegten Zeiten. Aus dem Grunde zeigte es tiefe Gräben, hohe Mauern, Zugbrücken und feste Thürme, deren Alter ein grüner Mantel von Epheu bezeugte; die Contraste von Licht und tiefem Schatten, welche der Mond an dem alten Gemäuer bewirkte, trugen dazu bei, einen Eindruck von majestätischer Düsterkeit in dem Beschauer hervorzurufen, während Alles rings umher in der Kühle der süßen und hellen Nacht schwelgte. So ein trüber Schatten eignete sich auch vollkommen zu dem herben Schicksale, welches über einen Bewohner von Warwickschloß hereinzubrechen drohte und zu der grausamen, blutigen That, welche für den folgenden Morgen in diesen alten Mauern verabredet wurde.

„Nichts mehr von gemäßigten Maßregeln; ich sage dir, Warwick, er muß sterben und bevor noch die Glocke deines Schlosses zehn Uhr geläutet hat. Ich lasse mich nicht auf sein Versprechen ein, das Land meiden zu wollen. Nein, nein! Dein Kerker und deine Ketten sind zwar ein sicherer Käfig für unseren Vogel, allein wir wollen ihn uns dennoch auf eine bessere Art vom Halse schaffen."

„Und dann eine Rechtfertigung veröffentlichen," erwiederte der vorsichtigere Angeredete.

„Ja wohl, eine Rechtfertigung, so lang als deines Ahnherrn Guy langes Schwert, wenn du eine haben willst. Sieh hier Lord Warwick. Ich, Thomas von Lancaster, habe lange Schmach und Spott von diesem elenden Schurken erduldet, ich, Thomas von Lancaster, habe jetzt die Macht in den Händen, was folgt daraus? Daß eben so schnell und sicher als ein vom Stengel gepflücktes Eichenblatt zu Boden fällt, Thomas von Lancaster Rache nehmen und dir und einer Menge Freunden Entschädigung angedeihen lassen wird."

„Und daß er die schönen Vorräthe von Goldplatten und Juwelen in die Kästen besserer Männer wird übergehen lassen, nicht wahr? unterbrach ihn der Lord Warwick. „Wahrhaftig, des Günstlings Schätze, die in meiner Verwahrung sind, können manche breite Schulter zu Boden drücken.

„Gut bemerkt!" entgegnete sein Freund, „und da Piers Gavaston in seinem Glücke Alles um sich her, Hohes und Niederes verspottet hat, so mag er nun auch seinen eigenen Fall empfindlich fühlen. Morgen früh soll er, wenn du nichts einzuwenden hast, mit uns in der großen Halle frühstücken, seine Ritter werden um ihn versammelt sein, als wäre er noch der Graf von Cornwall und zum zweiten Male bestimmt, die Krone bei einer Krönung zu tragen. Dann, wenn dies vorüber ist, schnell mit ihm zu Pferd und nach Blacklow!"

„Bei alle dem gestattet ihm jedoch zu beichten, wenn wir an der Einsiedelei bei der Felsklippe vorüber kommen; sein Leben ist zwar verwirkt, aber . . ."

„Ganz wie Du willst," unterbrach ihn der rauhe Lancaster, „oder laß den Mönch mit uns kommen und ihn dann sein Geschäft vollbringen, während der Scharfrichter sich zu dem seinigen vorbereitet. Aber die Nacht ist schon weit vorgerückt, laß uns zur Ruhe gehen!" So redend wendeten sich die zwei Grafen dem Innern des Schlosses zu.

Der folgende Morgen erfüllte die Verheißungen des herrlichen Sonnenunterganges und des mitternächtigen Mondscheines; frisch, glänzend und still brach er an; es war ein Morgen ganz dazu geschaffen, das kostbare Geschenk des Lebens theuer

und den Tod dem Unvorbereiteten wenigstens schrecklich zu machen. Der Gefangene ward, ganz der getroffenen Verabredung gemäß, aus seinem Kerker geführt und, obgleich spöttischer Weise, ähnlich wie in den Tagen seines höchsten Glückes bedient. Die Tafel war mit dem reichen Geschirr belastet, dessen er sich früher bedient hatte und das sich nunmehr in den Händen seiner Feinde befand; dieses letzte Mahl war mit königlicher Pracht hergerichtet, man nöthigte ihn im Verlaufe desselben mit dem unbändigen Lancaster auf sein eigenes Wohlsein und langes Leben anzustoßen und aus demselben Pokal zu trinken, den er bei manchem frohen Gelage in besseren Zeiten geleert hatte. Dann zwang man ihn, sich in köstliche Kleidung zu werfen, das Roß, welches man ihm vorführte, war aufgezäumt als ginge es zu einem Triumphzuge und so, nachdem man einen schwachen Hoffnungsschimmer in Gavastons Brust erweckt hatte, führte man ihn hinaus zum blutigen Tode. Die Sonnenstrahlen spiegelten sich lebhaft auf Helmen und Streitäxten, die schnaubenden Renner stampften mit blanken Hufen den grünen Moorboden, der das Schloß vom Blacklowhügel trennte. Mancher Bauersmann auf dem Felde hielt mit seiner Beschäftigung inne, um den Gefangenen zu sehen, der auch bei seinem Stande übel berüchtigt war; der Vorüberreisende hielt sein Roß an, die Kinder warfen ihre gesammelte Blumen aus der Hand, die Weiber schüttelten den Kopf und seufzten, aber Niemand rief ihm nach: „Gott segne ihn!"

„Und ist es denn wirklich so", rief der Gefangene, kaum seiner Stimme mächtig, aus, „daß Alle, die mich umgaben, mit mir genossen und mir schmeichelten, Alle die von meiner Gunst lebten und durch mich reich wurden, von mir abgefallen sind? ist denn auch nicht einer seinem unglücklichen Herrn treu geblieben?"

„Das ist das Schicksal aller Großen im Unglück, Mylord; und wäre ich nicht ein Narr, so wäre ich vielleicht auch nicht hier. Ach Piers, Piers, hatte ich nicht Recht, als ich sagte: Der Schellenkappe Kling und Klang, beschütze mich mein Leben lang?"

„Motley!" rief der erstaunte Graf aus — „mein armer, treuer Narr!"

„Nein, nein, Graf; ihr braucht jetzt keinen Spaßmacher mehr, da des Grafen von Lancaster schwarzer Will an Eurer Seite steht. Ich wollte Euch nur noch einmal sehen, um meiner Schellenkappe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und wegen der frohen Tage, die wir nie wieder erleben werden."

„Wie kommt diese Vogelscheuche von einem Menschen hierher, ihr Burschen?" fragte der Graf von Warwick zornig.

„Er verlangte Gavaston zu sehen und schlich ums Schloß, weßhalb er eingesperrt und mit herausgeführt wurde," sprach einer aus dem Gefolge.

„Genug," entgegnete der Graf von Warwick, „setzt ihn in Freiheit. Ich möchte wissen," sagte er darauf zum Grafen von Lancaster, „ob einer von unsern Schelmen hier einen so getreuen Narren abgeben würde?"

„Dankt dem Himmel, daß wir keinen nöthig haben," entgegnete Lancaster, der wenig Ahnung davon hatte, daß er in einer kurzen Zeit von vier Jahren sich in der Lage Gavastons befinden sollte, daß man ihn zur Hinrichtung vor das Thor seines eigenen Schlosses führen würde!

Das erwähnte Gespräch fand bei der Ankunft der Truppe auf dem bestimmten Hügel statt, wo Gavaston zuerst die Gegenwart seines Narren bemerkte. Hier auch näherte sich der Mönch, den man aus seiner einsamen Klause mitgenommen hatte, dem Gefangenen; renig konnte man diesen nicht nennen, denn er zeigte nicht den leisesten Wunsch, den Rathschlägen zu lauschen, die eine andere Welt betrafen. Er stand mit übereinander geschlagenen Armen auf dem grünen Hügel, von wilden Blumen, Haidekraut und Dornenbüschen bedeckt und blickte noch einmal in die weite lachende Sommerlandschaft hinaus, durch welche sich das Silberband des Avon hinschlängelte und die auf der einen Seite von den majestätischen Thürmen des Schlosses Warwick begränzt wurde.

„Vater," sagte der unglückliche Graf, auf die Ermahnungen des Geistlichen antwortend, — „Vater, ich kann nicht beten, ich kann nicht sterben. Ich habe die Vergnügungen des Lebens durchgekostet, was kann mir der Tod bieten? Den Himmel, Gnade, Verzeihung, ach, ich brauche sie alle; aber Leben, Leben! — Vater, kann ich das durchs Gebet gewinnen? — Das Entzückende des Daseins — die Freiheit den Fuß auf die grüne Wiese zu setzen, die Luft des Lebens einzuathmen?" hierbei that er einen tiefen Athemzug mit scheuem Ernste.

„Mein Sohn, mein Sohn!" sprach der Mönch mit feierlicher Zärtlichkeit, „entschlage dich dieser vergeblichen und fleischlichen Wünsche, was können sie dir jetzt frommen?"

„Alter Narr!" rief Gavaston, leidenschaftlich mit dem Fuße stampfend, aus; „was weißt Du vom Leben mehr als ein Wurm im Gemäuer oder im Baume?"

„Vorwärts, Alter!" rief der Graf von Lancaster, „wir warten nicht länger."

Der alte Mann beugte traurig sein Haupt und Thränen liefen über seinen langen, grauen Bart. „Laßt mich nicht Blutvergießen mitansehen, Mylord," rief er mit gebrochener Stimme; „ich bin unbekannt mit dem Hofleben und den Wegen des Krieges, aber ich weiß, daß die Seele eines Menschen etwas Kostbares ist, oh, opfert keine leichtfertig!"

„Schafft ihn fort zu seinen Gebeten und Aves!" rief der Graf von Lancaster unwillig zu seinem Gefolge, und du, schwarzer Will, verrichte dein Amt kurz und gut!" —

Was sollen wir noch länger bei einer Scene verweilen, welche die Gefühle des Herzens empört? Genug, die Tragödie ward vollendet und in wenigen Minuten verließ der Geist des heitern, glänzenden und verschwenderischen Piers Gavaston seine irdische Hülle, die entseelt auf den grünen Rasen sank, um vor seinem himmlischen Richter zu erscheinen. Mehr denn fünf Jahrhunderte sind seitdem entschwunden, aber der Tod Piers Gavaston's lebt noch immer im Gedächtniß des Volkes. Auf dem Orte der Hinrichtung ward eine Säule errichtet, der Hügel hat einen andern Namen empfangen, aber jener Denkstein führt noch immer des Gaskogners Namen. —

Die letzte und allerletzte öffentliche Belehnung im deutschen Reiche.

Groß war der Churfürsten Ansehen und Gewalt. Nicht minder prunkvoll wurden sie ihrer Würde theilhaftig. Man hat sich in neuerer Zeit daran gewöhnt, alles Ceremoniel für Spreu zu achten, gleichwohl läßt sich das Erhebende desselben nicht unbedingt läugnen. Wie dem sei, die älteren Jahrhunderte konnten und wollten ohne eine drastische Form nicht bestehen. Es ist wohl nicht nöthig, die Manigfaltigkeit des Wortes Form und seines Sinnes in den verschiedensten Richtungen näher zu beleuchten. Von der gegenseitigen Freundschafts- und Sicherheitsbethätigung der Städte durch ein Pfund Gewürz oder ein paar lederne, weiße Handschuhe, ja von unvergleichlich niederer stehenden Interessen des Volkes bis zur Kaiserkrönung hinauf, war jede fruchtbringende, in das Leben eingreifende Idee einer Thätigkeit, eines Ansehens oder einer Gewalt von der Form der Ertheilung unablösbar. Wir lassen denen, welche die Unterschiede bis zur Numerirung der Menschen reduciren möchten, gerne ihre Ansichten, bezweifeln aber, daß ein Dasein, baar alles Schmuckes der Aeußerlichkeit, in die Länge selbst ihnen angenehm sein könnte.

Kaiser Ferdinand der erste, war zu Wien gestorben und Prinz Maximilian folgte ihm in der höchsten Reichswürde als Kaiser seines Namens der zweite. Ein paar Jahre später, 1566, ward ein Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben und nebst andern wichtigen Dingen, welche verhandelt werden sollten, stand auch die Belehnung des Herzogs Augustus von Sachsen mit der Churwürde, und die des Hochmeisters von Preußen, des Grafen Hundt, in Aussicht. Man kann sich also die Aufregung der volkreichen, gewinn- und schaulustigen Augsburger denken. Was Treffliches in aller Art gefertigt war, wurde zur Schau gelegt, Vorräthe sammelten sich an Vorräthe, denn es ward stets ein lustiges Leben geführt; die Fremden strömten von allen Seiten zu, den Kaiser, so viel große Herren, insonderheit auch den neuen Churfürsten in Augenschein zu nehmen. Mancher, der im Gefängniß saß, athmete auch leichter, denn es war Sitte, Milderung eintreten zu lassen; die Junker sorgten für die reichsten Kleider und die Patrizierinnen nebst Töchtern sahen gute Gelegenheit, ihren Schmuck zu zeigen, damit sie mancher Fürstin Kleinod verdunkeln konnten. Die Gewerke, vom Geringsten bis zum Besten, sonderlich die Sammt- und Seiden-, die Rauhwaarenhändler, zumeist aber die fahrenden Abenteuerer, so mit Goldwaaren reisten, bis hinauf zu den stolz ansäßigen Goldschmieden und Juwelieren, träumten von großen Gewinnsten, und der schönen Jungfrauen niederer Stände nicht zu vergessen, war auch da große Regsamkeit. Denn sie hatten ihren Antheil an lustiger Neugier und Schalkhaftigkeit, und hatte manche auch nichts an Kleinod, denn ihr frisch, freudig schönes Gesichtlein, wer weiß, mecht' es den hohen Herren beim Vorüberreiten oder Schreiten doch besser zu Augen stehen, als der schönste Perlreigerbusch oder Busenangel einer ehrwürdigen Patrizierin oder ihres nicht reizenden Töchterleins!

Kurz, Alles war ein Leben und die Zeit kam. Im Jänner waren schon zwei Rathsherren, der Herr Christoph Rehlinger und Wolfgang Paller an den Kaiser gesandt worden, ihn nach Augsburg formaliter einzuladen, und am 20. desselben Mondes kam er auch schon daher nebst seiner Gemahlin Maria und seinen Töchtern. An der Lechbrücke wurde er von etlichen hundert Augsburger Bürgern und den Stadtpflegern, sämmtlich zu Roß, empfangen. Beim rothen Thor aber warteten Seiner zwölf Senatoren, mit einem goldgestickten, weißseidenen Himmel. Die geistlichen Herren zu Augsburg sahen das nicht gern, denn sie hätten den Kaiser lieber selbst hereinbegleitet. Weil aber die Senatoren auf ihrer Sache bestunden, blieb Jenen nichts, als den Maximilianum am Dom zu erwarten, wohin er den zwölf Senatoren unter seinem weißseidenen Himmel willig und gnädig nebst Frau und Kindern folgte. Daselbst zeigte er sich mit allen den Seinen gottesfürchtig, wie's nicht allein einem Kaiser, sondern Jedermann wohl ziemt, betete demnach beim Gottesdienst ganz eifrig und fleißig, und als die heilige Handlung vorüber war, trat er wieder heraus unter seinen goldgestickten Traghimmel und ließ sich in sein kaiserliches Losament führen. Das war bei den Fuggern am Weinmarkt.

Also war er vorläufig in der Stadt. Weil er nun wohl wußte, daß es um das Verbanntsein oder Gehängtwerden nichts Gutes sei, ergriff er die erste Gelegenheit zu einem geneigten Wort. Kam's darauf so, daß in Kurzem vierundzwanzig Bürger, so vertrieben waren, die Erlaubniß zur Heimkehr vernahmen und sieben Gesellen, so Galgenkandidaten waren, wurden vom Rabenfressen gerettet und statt in die Luft, auf's Wasser gesandt, id est auf die Galeeren in welschen Landen.

Nächsten Tags fand sich beim Kaiser eine ansehnliche Deputation ein und überbrachte ihm und seinem erlauchten Ehgesponse ein viel treffliches Geschenk. Das waren für den Kaiser drei herrlich getriebene, silberne und vergoldete Geschirre; das mittlere mit zweihundert nagelneuen Augsburger Goldgulden gefüllt. Fische, Malvasier, Cretenser und Neckarwein schenkten sie ihm das Wenige nicht, und vier Wägen Hafer waren auch dabei. Die haben sie aber unten stehen lassen und nur hinabgedeutet. Das nahm der Herr Maximilianus gar nicht ungern an, und da es sich um das Geschenk der Maria, seiner Frau, handelte, zeigte sie sich auch sehr zufrieden und vergnügt, glaub's gern, denn die bekam eben keine kleine silber und vergüldete Schüssel benebst vierhundert Goldgülden. Die sind eine treffliche Seife für eine milde Frauenhand, armer Menschen Kummer und Sorge wegzuwaschen — und an Wein und Fischen ward ihr auch großer Ueberfluß zu Theil. Weil nun Beide gerne Gutes thaten, verging der Tag nicht, ohne daß sie einen halben Theil Geld verschenkten, vom Neckarwein soll der Kaiser für die Kranken und schwachen Leute was abgelassen haben, und die Kaiserin von den Fischen und ihrem Weine. Vom Malvasier und den Cretenser aber gab der Kaiser nichts her, weil er ihn selbst gern trank, und die armen Leut' hätten den Werth doch nicht verstanden. Da wird dem Kaiser Jeder recht geben.

Wie nun die Augsburger meinten, jetzt ginge der

Reichstag an, war's nichts, und mußten zwei Monate lang warten. Denn die Churfürsten, Fürsten und Gesandten waren durch Das und Jenes zurückgehalten und erst zu Anfang März kam Einer um den Andern hereingeritten.

Deßwegen hatte aber der Kaiser doch Geschäfte genug — denn beim Regieren geht die Arbeit nicht aus, da mag ein hoher Herr sein, wo er will. Dafür war er aber auch dabei, wo's mit Ehren sein konnte. Fastnacht war's auch, an Tanz und Mummenschanz hatte er viel Freude und da der Fürsten und Herren etliche auf dem Weinmarkt ein kleines Ringelstechen gaben, sah der Kaiser mit all' den Seinigen beim Fugger zum Fenster heraus und erlustigte sich auf's Beste, woran Jedermann seine Freude hatte.

Wie nun Kaiser Maximilianus gegen Alle gnädig war, unterließ er es auch nicht, gegen die, so von Augsburg zum Reichstag deputirt waren. Die hießen Imhof, Hainzel, Tradel und Peutinger. Davon waren die letzten zwei Doktoren, die ersten zwo aber hatten dafür zwei so schöne Töchterlein, daß ihnen der Kaiser dazu insgeheim mehr Glück wünschte, als den Anderen zu ihren Doktortiteln.

Item der Reichstag ward am 23. May eröffnet, und zwar in des Kaisers Namen durch unseren Herzog Albertus den fünften und fürhin gabs großes Geschäft und Hin- und Herreden über wichtige Dinge, hie und da auch unwichtige. Das ist schon der Brauch bei Reichstagen und war von jeher so, weil Mancher glaubt, es sei nichts, wenn er nicht mitspräche. So währte das vier Wochen lang — und nun kam die Belehnung des Herzogs August.

Da war gerade über vom Fuggerhaus eine große Bühne aufgeschlagen, aller Orte mit prächtiger Tapezerei und Teppichen behangen und belegt. Beim Tanzhaus standen die Trompeter auf einem andern Gerüst und gegen den Weinstadel zu war eine lange Breiterbrücke.

Mittlerweil nun der Kaiser im Ornat aus dem Tanzhaus und zum Thron hinaufgeschritten war und nebst den Churfürsten Platz genommen hatte, ritt der Herzog Augustus von Sachsen mit viel Fürsten, Edlen und Reisigen auf den St. Ulrichsplatz. Dort reihten sie sich auf. Die mit der Blut- und Rennfahne, welche Herr Christoph von Ragnitz führte, ritten beim Fuggerhaus herauf und hatten alle Kleider von schwarzem Sammt, goldene Ketten, auf dem Hut gelbe Federn und in den Händen schwarzgelbe Fähnlein. Ihre Pferde waren auch trefflich geziert, sonderlich waren die Decken von rothem goldgestickten Sammt, die Trotteln von Gold und auf den muthigen Köpfen hatten die Rosse mächtige gelbe Federbüsche. Die Anderen mit der Churfahne, welche Philipp, Graf von Hanau, führte, zogen auf der anderen Seite, wo der Kaiser saß, herauf, und waren vieler Art Landesfahnen dabei, die dem neuen Churfürsten vorausgetragen wurden. Auf ihn selbst, dem der Fürst Ludwig Casimir von Hohenlohe ein Schwert mit goldener Scheide vorausirug, folgten gar vornehme Herren, als der Pfalzgraf Wolfgang, der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Herzog Christoph von Würtemberg, Herzog Johannes von Holstein, Fürst Joachim von Anhalt, Herzog Heinrich von Liegnitz und hinterher kam noch der Gesandte von Savoyen, des neuen Churfürsten und anderer Räthe, Kammerherren, — der vielen Grafen, Herren und Reisigen nicht zu gedenken.

Als nun beide Haufen gleichüber still standen, sprengten plötzlich die, welche die Blutfahne führten, alle zugleich auf den Kaiser zu, dreimal um die Bühne und dann zu dem Gefolge des neuen Churfürsten hinüber, wo sie die Blutfahne unter die anderen Lehensfahnen stellten. Hierauf begann die Werbung. Der Herzog Augustus schickte seine sechs fürstlichen Begleiter und den Rheingrafen Hans Philipp nebst dem Gesandten von Savoyen an den Kaiser ab. Die sprengten auf den Thron zu, hielten rasch an, stiegen ab und die Stufen hinauf, ließen sich dreimal auf das Knie nieder und baten um die Belehnung des Herzogs von Sachsen, wobei der Pfalzgraf Wolfgang den Sprecher machte.

Auf diese Bitte hin that der Churfürst von Mayntz eine Umfrage bei seinen churfürstlichen Collegen und ließ sich dann vernehmen, dem Herzoge wolle des Kaisers Majestät wohl widerfahren, wie es in seinen Wünschen sei, er möchte aber beim Reichsoberhaupte selbst um die Belehnung werben.

Die Fürsten und der savoyische Gesandte dankten sogleich auf das Beste und machten sich stracks zurück zum Herzog von Sachsen, dem sagten sie äußerst feierlich, was ihm der Kaiser durch den Churfürsten von Mayntz vermelden ließe.

Der Herzog August von Sachsen ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern gab ein Zeichen der größten Bereitwilligkeit, worauf die zwei Haufen urplötzlich von ihm weg, wie der Blitz auf den Kaiser zusprengten und sich links und rechts vor der Bühne aufstellten.

Der Herzog August seinerseits folgte.

Vor ihm trug der Fürst Casimir von Hohenlohe das Schwert, der Graf Philipp von Hanau die Lehensfahne, und hinter dem August rückten die sechs fürstlichen Begleiter nach, auch etliche Räthe und Kammerherren.

Begreiflich fehlte es nicht an zwei Reverenzen, als man an der Kaiserstatt ankam. Der Herzog Augustus aber schritt hinauf, ließ sich vor dem Kaiser aufs Knie nieder, bat in kurzer Rede um die Belehnung und versprach dabei, seine Pflicht und Schuldigkeit in aller Art zu erfüllen.

Auf dieß stand der Churfürst und Erzbischof von Mayntz, das Evangelium in der Hand, auf und gewährte dem Herzog August auf des Kaisers Geheiß die Belehnung, sprach ihm darauf den Lehenseid vor und jener schwur ihn, indem er zwei Finger auf das heilige Buch legte.

Nun war Herzog August schon Churfürst, aber noch nicht ganz installirt. Deßhalb gab ihm der Erbmarschall von Pappenheim auf einen Augenblick das blanke Schwert, darauf die Blut- und die Churfahne und was sonst eines Churfürsten Würde sinnbildlich in sich faßt. Die kaiserlichen Herolde aber nahmen ihm Alles wechselweise ab und zuletzt warfen sie sämmtliche Zeichen weitaus hinein in die jauchzende Volksmenge.

Der neue Churfürst dankte dem Kaiser, ritt unter Trom-

peten- und Paukenschall mit seinem Zuge davon und heim in sein Losament, der Kaiser legte im Tanzhause seinen Ornat ab und die ältern Churfürsten begleiteten ihn nach Hause zu den Fuggern.

Dieß war die letzte Belehnung im Freien. Daß es an einem Bankett nicht fehlte, mag Jeder leicht ermessen. Am 9. Mai stand aber noch eines in Aussicht. An dem Tage ward der Hochmeister von Preußen belehnt, mit weniger Pracht und Rumor, doch in gleicher Weise — das war des deutschen Reiches allerletzte Belehnung vor dem Volk und unter freiem Gottes-Himmel.

Drei andere Churfürsten wurden desselben Morgens im Fuggerhause belehnt — sie nahmen's aber ganz willig hin, waren eben auch zwei Herren der Kirche darunter und weltlich und geistlichen Fürsten, an Zahl volle ein und zwanzig, gab Kaiser Maximilianus eine Tafel.

Selbige einundzwanzig Chur- und sonstige Fürsten, des Reiches Majestät und sein Ehgesponse Maria sollen dabei sehr gemüthlich und auferbaulich gespeist haben — und das ganze kaiserliche Essen bestand nur aus fünf Trachten. Aber jede Tracht aus 125 Speisen, sagen die Malcontenten!

Nun ja, jede Tracht zu 125 Speisen — aber davon sagt Ihr richtig nichts, daß sich der neue Churfürst Kräfte sammeln mußte, weil er schon am nächsten Tage als Hannibal — und der kaiserliche Stallmeister Rudolph von Kuhn als Hektor in der Stadt Augsburg herumreiten mußten, um sämmtliche Fürsten, Grafen, Barone und Herren zum großen Mummschanz-Ringelstechen einzuladen, das am 12. Mai auf dem Weinmarkt stattfand!

Die Mode am Galgen.

Herzog Ulrich von Würtemberg pflegte öfters zu sagen: „Neue Kleider führen in der Regel neue Sitten ein, und neue Sitten wiederum neue Menschen, welche dann die alten vertreiben. Wo eine fremdländische Mode allzu angenehm wird, werden leichtlich auch die Sitten jener Völker für angenehm geschätzt, von denen die Mode herstammt, und nicht immer sind solche Sitten für uns zuträglich und heilsam."

Daraus mag man denn unschwer abnehmen, daß dieser ächt deutsche Fürst kein sonderlicher Freund der leichtfertigen Modensucht gewesen, wie er denn dieses auch einmal bestens bewährte, als eines Tages an seinem Hofe ein deutscher Edelmann erschien, der sich auf eine neue ausländische Art gekleidet hatte, und in diesem seltsamen Aufputz stolzmüthig einherschritt.

Ulrich rief den undeutschen Höfling zu sich her, lobte scheinbar dessen Tracht, fragte nach dem Preise und geberdete sich, als wäre er Willens, sich gleichfalls einen derartigen Anzug anzuschaffen.

Unter vielen demüthigen Bücklingen erbot sich der geschmeichelte Edelmann sein Gewand dem Fürsten als Muster da zu lassen, falls man ihm einstweilen ein anderes verschaffen würde. Der Herzog bezeigte jedoch zu dem schon fertigen Kleide des Edelmanns eine solche Lust, daß dieser, ohne den dafür gebotenen Preis annehmen zu wollen, sich glücklich schätzte, es dem Fürsten schenken oder vielmehr gegen ein viel wohlfeileres Gewand umtauschen zu dürfen.

Hiedurch vermeinte der Höfling, bei seinem Herrn in hohe Gnade gekommen zu sein, und verließ viel stolzern Schrittes als je das herzogliche Schloß.



Was that aber Herzog Ulrich mit dem ihm verhaßten fremdländischen Gewande? Er ließ mitten auf dem Marktplatze vor dem Hause des Edelmannes einen Galgen errichten, und dessen ausgestopftes Gewand an den Nesteln und Bändern, mit denen dasselbe überladen war, daselbst aufhängen, um solch neumodischer Kleidertracht gebührlich zu steuern. Nachmals wurde der Anzug öffentlich zu verkaufen oder zu verschenken ausgeboten, aber es wollte sich Niemand darum melden, so sehr hatte das vom Herzog statuirte Exempel auf sein Volk eingewirkt.

Dieß war die Strafe, mit der vor Zeiten ein auf deutsche Ehrbarkeit eifersüchtiger deutscher Fürst die Modesucht belegte, und dadurch, wenn auch nur für kurze Zeit, solch entwürdigende Nachäfferei fremder Trachten von seinen Unterthanen zurückhielt!

Ueber-Rheiner Kriegs- und Friedensgeschichten.

Der böse Bischof.

Der Bischof Einhard von Speyer war gestorben und hinterließ den neuerbauten Dom in Reichthum und Pracht, also daß er alle überstrahlte an den Ufern des alten Rheins. Ihm folgte auf den bischöflichen Stuhl dessen Jugendfreund, Herr Heinrich Graf von Scharffenberg, seither Domherr zu Goslar, — ein jugendlicher Herr, so mehr Rosse und Reisige liebte, denn Meßbuch und Krummstab. Der überließ des Stiftes Güter seinen Dienstmannen, verthat den von den alten Bischöfen gesammelten Schatz, und beraubte den Dom sogar der Kleinodien und Paramente, also daß ihn Verachtung und Haß traf von den Stiftsherren, so mehr für des Münsters Heil sannen, denn ihr Oberhirte. „Er hatt' ein hoch, stolz und prächtig Gemüth, deshalben er sich, was den Gottesdienst und Wohlfahrt des Bisthums belangen mochte, nicht hart bekümmern oder anfechten ließe" — und — „da gab er den Reitern und andern mildiglich und ohne Dauern aus," — sagt der alte Chronist Simonis; kein Wunder, daß er also in große Armuth sank, und ihn des Stifts Gefälle kaum auf das halbe Jahr ernähren mochten.

Als er dereinst aus dem großen Gehölze am Rhein von der Jagd heimgekehrt und am Tage des Herrn in eitelm Dienst des Leibes sich die Zeit vertrieb, da trat noch des Abends der ehrwürdigen Domherren einer in die Kammer, wo er erschöpfet lag und hielt ihm in ernster Rede seine Sünden vor. Er erzählte ihm, wie der sonst so weise und redliche Bischof Einhard für eine geringere Sünde, von Gott dem Herrn hart heimgesucht worden wäre. Jener sei nemlich früher Abt zu Kloster Limburg gewesen und als Bischof dessen Kastvogt geworden, da habe er aus großer Lieb zum Dome die Kleinodien des Klosters weggenommen und dem Dom geschenkt, als: „vierunddreißig Pfund unverwerktes Gold, eine goldene Königskrone, ein goldenes Scepter, zween goldene Kelch' sammt ihren Patenen, ein Kelch aus Edelstein, Onichius geheißen; dann viel anderes Heiligthum, Hörner von Elephantenzähnen, Meerschnecken in Gold und andere dergleichen Heilthümer mehr, welche nun der jetzige Bischof verschleudern wolle. Für jenes an der Abtei begangene Unrecht erhielt Bischof Einhard seine Strafe, als er als Machtbote Kaiser Heinrichs IV. mit Konrad von Phellingen nach Trier gesandt ward, um diesen Konrad dorten als Erzbischof einzusetzen. Solches hielten die Domherren zu Trier für Verletzung ihrer Freiheiten, sandten dem Bischofe ihre Mannen entgegen, die ihn auch in Bidburg getroffen, das Haus umringt, die Thüre eingebrochen hatten und in des Spelerers Gemach gedrungen waren. Da floh Bischof Einhard in die Kirche, am Altare Schutz suchend, — wurde aber weggerissen und mit Fäusten und Prügeln greulich zerschlagen. Die Trierer aber raubten alle Habseligkeiten des armen Bischofs, setzten ihn zum Hohn auf ein elendes Roß und schickten ihn mit harten, schmählichen Worten von dannen, während deß sein Gefährte Conrad im Kerker getödtet ward. Bald darauf ist der Bischof gestorben, dieweil ihm ob der Schmach das Herz gebrochen.

Alles dies erzählte der Domherr seinem Bischofe und setzte furchtlos hinzu: „Sehet zu, Herr, daß Euch nicht härtere Strafe treffe; denn Euer Wandel ist schlimm und Euer Thun übel, und Euer Sinnen nichts denn Thorheit!"

Drob ergrimmte der junge Bischof höchlich und gebot dem herzhaften Priester zu schweigen, — aber der schwieg nicht und der Bischof sprang auf und trat dem alten Manne zornfunkelnd entgegen.

„Was sagst du?" rief er in bösem Grimm und griff die Wehr, so neben ihm lag.

„Die Wahrheit, Herr!" antwortete der kühne Greis.

„Die Wahrheit! Bei Gott's — —" Er zückte die scharfe Waffe gen die schwache Brust des Priesters; aber der stand unerschüttert und sprach:

„Herr, Ihr habt vergessen, daß Ihr ein Bischof, — wohl! Nur wollet nicht vergessen, daß ich, auch ein Priester des Herrn, vor Euch stehe und in seinem Namen rede. Glaubet Ihr ewig zu leben? In einer Nacht möget Ihr vor dem stehen, so da Recheuschaft fordert und streng Gericht hält, — da möget Ihr sonder Macht und Willen das scharfe Eisen in Händen tragen! Denket an den jüngsten Tag und die andere Welt!"

„Das soll Dir itzt gerathen sein, grauer Keithahn!" rief der Bischof im Uebermaß des Zorns und wollte den Alten getödtet haben, so ihm nicht ein Trabant in den Arm gefallen. — Aber er befahl darnach den Priester in's Elend zu jagen. Von dem Armen ward nichts mehr vernommen.

Drei Tage nachher ritt der Bischof wiederum aus zum fröhlichen Waidwerk. Da stund an der Straße einer der Priester wieder, so zum Stifte gehörten, und murmelte vernehmbar die Todtenlitanei.

„Was thut der Mann da?" fragte der hochmüthige Prälat und hielt mit kräftiger Faust seinen Hengst. Der Priester schaute auf und erschrack sichtlich. Endlich sprach er: „Es gilt Euch, Herr, — wollt Ihr hören?"

„So redet und macht keine langen Worte!"

„'s ist nicht viel, was ich zu sagen habe," fuhr der Priester fort. „Ich war heute Nacht mit Euch und dem ganzen Kapitel im Stiftschore, allwo ich mitgesungen. Wir allesammt wunderten uns, Euch am Altare zu sehen, — da traten plötzlich ein alter grauer Mann und zwei Jünglinge in's Chor vor Euch hin, und sie sahen Euch sonder Wort und Rede in's Antlitz, daß Ihr deß in große Furcht gekommen. Als sie nun eine Zeit lang schweigsam vor Euch gestanden, da that der Alte seinen Mund auf und sagte:

„Herr Bischof, Ihr müßt sterben, dieweil Ihr diesen Ort und dessen Herrin, des Heilandes Mutter, so oft gehöhnt und durch Euer Thun beschimpft habt!"

Der Priester hielt hier mit seiner Erzählung inne, — die Hofleute und Reisigen schauderten und bebten in ihrem Herzen, — der Bischof selbst aber versuchte zu lachen und fragte in lustiger Weise:

„Und was ist nun erfolgt, Mann?"

„Die Jünglinge thäten Euch greifen, das Haupt vom Rumpfe schlagen und diesen an das große Kreuz Kai-

ser Otto III., das vom hohen Gewölbe des Königschors im neuen Dome hängt, alsbald anheften." —

Wieder lachte der Bischof ob dem wunderlichen Träumer, aber dennoch hatte es sein Gewissen gerüttelt, und des nemlichen Tages noch stund er zur gewöhnlichen Vesperstunde im Chore mit den frommen Brüdern. Da spürte er plötzlich einen kleinen brennenden Punkt am Halse, der wuchs und wuchs bald ungeheuer an, — und noch vor Mitternacht war der schlimme Bischof eine Leiche. Dies war am nemlichen Tage, an welchem er, der Simonie und der Verschwendung schuldig, vom Papste zu Rom seines Bisthums entsetzt wurde. Und solches war das Ende des schlimmen Bischofs. Der Priester aber, so das Traumgesicht hatte, wurde nachher selber noch auf den Bischofsstuhl erhoben. Es war Herr Rüdiger, aus dem bürgerlichen Geschlechte der Hutzmannen zu Speier.

Die edeln Geächteten.

Um Johanni des Jahres 1409 wandten zwei Trierer Bürger mit wehmüthigen, schweren Herzen ihrer Vaterstadt den Rücken, verließen das schöne Moselthal und wandten sich gen Morgen auf die wilden Höhen und in die Schluchten des Soonwaldes. Sie waren ob Ungehorsam und Auflehnung gegen die neu gewählten Räthe und Bürgermeister, denen sie nicht viel zutrauen mochten, aus der Stadt verwiesen, in Bann und Acht gethan und auf lange Zeit in's Elend geschickt worden. Drob grämten sie sich sehr, dieweil sie das Beste der Stadt und ihrer Mitbürger gewollt und derhalben also schnöde von ihnen behandelt wurden. So kamen sie auf das Gebirg in das Dörflein Ham, *) so zu dem Gebiete der Grafen von Saarwerden gehörte. Es liegt dieses in großer Einöde und gar unheimlichem Orte, und unsere Männer ließen sich dort für heute im Wirthshaus nieder, forderten ein Schöpplein Wein und setzten sich in der dämmernden Abendstunde zusammen an den Tisch, sich gegenseitig ihr Leid zu klagen oder sich Trost zuzusprechen.

Als sie dies genugsam gethan, hub nun der Eine an:

„Wohl, lassen wir's! Sie mögen selber empfinden, daß wir Recht gethan und unschuldig der Pön verfallen sind. Unsere Werkstätten aber werden itzt darniederliegen am diesjährigen Markte, so heute begonnen. Er mag gar ergiebig werden, Vetter, und Ihr durftet nur die fremden Kaufleute und Pilgrame zählen, so uns auf dem Wege hieher begegneten, — es waren wohl ihrer Hundert in einem Zug!"

„Ja, es mag der Markt wohl groß werden!" versetzte der Andere, wandte sich aber nach dem Fenster, so auf die Straße ging, da von hier aus Hufschlag und Waffengeklirr erscholl. Und als die beiden Bürger unter's Fenster liefen und hinaussahen, bemerkten sie eine große Anzahl stolzer Krieger, ganz und gar in Schlachtrüstung, so mit wehenden Helmbüschen und blinkender Wehr bei der Dämmerung im Dörflein einzogen. Bald darauf traten etliche der reisigen Knechte in die Stube, lärmten und fluchten nach ihrer Weise und begehrten Wein. Darnach setzten sie sich zusammen an die Tische, und ihrer zwei, so die Führer der Rotte zu sein schienen, an den nemlichen Tisch, allda die Verbannten saßen.

Bald befanden sich die beiden Krieger in angelegentlichem Gespräch, wie die Bürger auch, so tief im düstern Ecke der Stube saßen. Jetzt faßte der Letzteren einer den andern leise am Arm, indem er ihm zuflüsterte:

„Still Vetter! Laßt mich horchen! Die Kerle reden wallonisch und wähnen nicht verstanden zu werden allhier, — 's gilt unserer Vaterstadt!"

Wirklich unterhielten sich die Beiden über einen Plan, so zum Verderben der Stadt ausgeheckt war und über die Beute, so sie allda finden und theilen wollten.

— — Der unruhige und kriegerische Bischof von Straßburg, Wilhelm von Dießt, hatte sich nemlich mit dem Sänger im Dom dortselbst, Friedrich von Bitsch, dann den Herren Lüdemann von Lichtenberg und den Grafen aus dem Westerrich, von Salm, Nassau, Saarwerden und Belchen, nebst vielen andern unruhigen Edelleuten des Landes verbunden, bei nächtlicher Weile die Stadt Trier zu überlaufen und sie, deren Bürger reich, ohne Kriegsvolk und voll fremder Kaufleute, mit Plünderung heimzusuchen. Schiffe mit Fässern und Kisten waren ausgerüstet worden, als sollte große und viele Waare die Mosel hinab in die Stadt gesendet werden, — jedoch enthielten sie nur Waffen und bei dreihundert der verwegensten, kecksten Gesellen lagen darinnen verborgen. Diese sollten auf Schlag zwei Uhr am Morgen die Stadtmauer ersteigen und das Thor öffnen, worauf die Herren mit fünfhundert Pferden und tausend Fußknechten ihren Einzug halten wollten. Eine Anzahl wurde vorausgeschickt, so über die Panzer Kaufmannsmäntel und Pilgerröcke angezogen und wirklich auf diese Weise in der Stadt bereits Eingang gefunden hatten.

Dies Alles vernahmen die Verbannten, schlichen sich in tödtlicher Angst aus dem Hause, durch den Wald und hinab nach Trier dem Thore zu, indem sie, um von den auf den Schiffen harrenden Feinden nicht angehalten zu werden, durch das Weiden- und Erlengebüsche längs der Mosel hin sich durcharbeiteten. Der Wächter am Thore lag in guter Ruh, — da schreckte ihn ein heftiges Rütteln und Rufen am Thore auf, und schon glaubte er, als er die beiden Verbannten erkannte, die Stadt aus Rache von diesen verrathen, bis ihm dieselben mit Mühe begreiflich machten, worum es sich handle. Bald ertönten auch die Sturmglocken in der Stadt, die Bürger sprangen aus den Betten in die Wehr, warfen die Banner auf, besetzten Mauern und Pforten und fuhren — zu rechter Zeit noch gewarnt — auf die gefährlichen Schiffe in der Mosel los, nahmen Alle darauf gefangen und erbeuteten die verborgenen Harnische und Waffen. Herr Amadeus von Saarbrücken und Cammercy aber, so ein Feind des von Saarwerden war, überfiel die Herren in Ham, schlug viele todt und machte fünfundsiebenzig Edelleute gefangen, darunter die von Bitsch, Lichtenberg und

*) Ham spielte als Schlupfwinkel der berüchtigten Gesellen des schwarzen Peter und Schinderhannes in der Geschichte jener Freibeuter der Neuzeit, eine bedeutende Rolle, und noch aus der Landsknechtszeit gilt von ihm das Sprüchlein: „Im Wirthshaus zu Ham kommen d'Spitzbuben zusamm!"

Leiningen. — So war die Stadt vor schwerem Unglück durch die treue Liebe zur Vaterstadt zweier verwiesenen Bürger bewahrt. Und daß solche gute That in der Trierer Augen schwerer gewogen, denn ihr Vergehen, ist wohl anzunehmen, ob auch der alte Chronist davon schweigt.

Der Probst von Weißenburg.

Auf dem alten Bischofsstuhl zu Speier saß vor der französischen Revolution und zum Theil noch während derselben, August Philipp Karl, Reichsgraf von Lymburg-Styrum, und von ihm erzählt man noch manche Anekdote, wie eifersüchtig er auf seine Würde als Bischof und deutscher Reichsfürst gewesen. Seit zweihundertfünfzig Jahren waren die Speierer Oberhirten zugleich Pröbste der gefürsteten Probstei Weißenburg, und keiner hielt den Bischofsstab kräftiger in der Hand, denn August, bis die Stürme der Revolution auch ihn beugten, also daß er heimging mitten in den Wirren und sein Irdisches in dem Kapuzinerkloster zu Freudenhain bei Passau beigesetzt wurde. Folgende Anekdote mag zu seiner Charakteristik hier stehen.

Es bestand nämlich ein altes Recht, daß der jeweilige Bischof von Speier zum Weihnachtsfeste nach Mainz kommen und an diesem Tage als Suffragan das Benedicite an der erzbischöflichen Tafel sprechen mußte, was jedoch seit vielen Jahren in Vergessenheit gerathen war. Nun stand damals der Mainzer Erzbischof, Emmerich Joseph, mit August wegen der Emser Punctation, auf sehr gespanntem Fuße, und Jener kam auf den Einfall, den alten Gebrauch wieder aufzufrischen. Wirklich sandte er, so sehr es ihm auch sein Minister Dalberg widerrieth, einen Courier in die Residenz des Speierers nach Bruchsal, mit dem Entbieten, der Bischof wolle nach altem Recht zu Weihnachten im Schlosse zu Mainz bei der Tafel das Gebet sprechen. Jedermann war äußerst gespannt, was der Bischof, dessen stolzen herrischen Charakter man kannte, thun werde, und die Meisten zweifelten, daß er sich dem scheinbar erniedrigenden und schon längst abgekommenen Gebrauch unterziehen würde. August jedoch sandte den Courier mit der Antwort zurück, „er werde thun, was Recht sei," und am Vorabende des Festes fuhr er mit seinen Cavalieren in drei Wagen zu Mainz ein, wo er bei einem Dalberg „zu den drei Sauköpfen" abstieg.

Das Fest kam und unser Bischof ging in den Dom zum Hochamte und dann in's Schloß, wo eine Tafel für hundertfünfzig Gäste gedeckt war und nur kein Gedeck für den Speierer bereit stand, weil ihm nach altem Recht nichts gebühre. Mit schallender Stimme sprach er jetzt das Benedicite, und als das letzte Wort verhallt war, nahm der Erzbischof, ohne den Bischof weiter zu beachten, an der Tafel Platz, indem er den fremden Gesandten zur Rechten und Linken die Sitze anwies, so daß der Speierer mit einem Blicke die Sachlage überschaute und wohl einsah, daß man ihn nicht als Gast ansehen, sondern das alte Recht in seiner ganzen Strenge handhaben wolle. Mit einer Verbeugung entfernte er sich und fuhr in sein Absteigquartier zurück, im Schlosse aber lachte der Mainzer Churfürst über den demüthigen Rückzug des stolzen Gegners und die Hofleute stimmten ein. Der erste Gang des Festessens war eben zu Ende, als ein Laufer des Speierers erschien und hinter ihm drein ein bischöflicher Kammerherr.

„Mein gnädigster Herr, der Probst der gefürsteten Probstei Weißenburg, des heiligen römischen Reiches Fürst, ist so eben in Mainz angekommen, um bei Seiner Eminenz freundnachbarlich die Feiertage zuzubringen, und wünscht das Vergnügen, aufwarten zu können!"

Also meldete der Kämmerer, die Lacher verstummten und der Erzbischof sah betroffen nach seinen Ministern. Das Diner aber wurde sogleich aufgehoben, die Appartements schnell eingerichtet, wie sie zur Wohnung eines Reichsfürsten würdig und der Churfürst beeilte sich, seinen Kanzler Dalberg zur Bewillkommnung des Fürsten abzusenden, und bald hernach denselben in sechs Staatswagen nach Hof zu bringen. — Das Wiedersehn war voll Ceremonien, — mit gezwungener Freundlichkeit begrüßte der Churfürst seinen Herrn Nachbar, — das Diner wurde spät in der Nacht noch einmal begonnen, und des heiligen römischen Reiches Fürst saß diesmal zur Rechten des Festgebers.

Als dieser die Geschichte im Verlauf des Festes gar drollig und lustig fand, und nachgehends lachend seinen Beifall über des Bischofs Scharfsinn äußerte, lachte ihm August entgegen:

„Aber, Euer Liebden konnten doch wissen, daß der Styrum sich nicht so leicht aufführen läßt! Und wo es zu lachen gibt, will er auch seinen Theil haben." —

Drei Wochen lang feierte der Reichsfürst die Weihnachten bei seinem Nachbar und machte ihm eine Zeche von 10,000 fl. Beim Abschied aber meinte er: „Wenn künftige Weihnachten Euer Liebden wieder das Benedicite vom Bischof zu Speier gebetet haben wollen, so belieben dieselben nur etliche Tage zuvor einen Courier nach Bruchsal zu senden; alsbald wird sich der Bischof von Speier einzustellen nicht verfehlen, und jedenfalls den Probst von Weißenburg auch mitbringen."

Aug. Becker.

Sterne ferne — Gott ist nah!

In alter Zeit amtirte zu München auf dem Petersthurm Einer, der hieß Lebrecht. Selbiger Lebrecht machte seinem Namen keine Schande, und konnte sich die Stadt auf ihn verlassen, ob er nun im Dienst war oder nicht. Nur mit dem Gelde sah der Herr Lebrecht oft nicht hinaus, denn seine Hand war aller Armuth offen. Er war früher selbst ein armer Teufel gewesen, also wußte er, was es d'rum sei — gab also, so lang er was hatte, und wenn das Einer gewohnt ist, laßt er nimmer ab.

Nun ward einmal des Thürmers Mutter krank. Der Lebrecht hatte just ehvor all sein Geldlein vergabt und konnte da nicht helfen, wo sein Sohnesherz doch am meisten hindrängte. Trieb's ihn also, wie Jeder begreift, nicht wenig da droben auf dem Thurme herum, ein Mittel zu finden. Er fand aber keins, als sich an seinem Lohn was vorauszahlen zu lassen. Und das that er halt gar nicht gern. Ging weiters so hin und wieder von dem Fenster an's andere



und schaute hie und da gegen's Thal, wo das Mütterlein krank lag, als ob er dann besser wüßte, wie's ihr gehe. Uebereins aber blieb er an einem andern Fenster stehen, gegen die Kaufingerstraße hinaus. Er sah zum Himmel, der voll Sterne war, und seufzte: „Da wären zwei recht hellichte oben! Wenn Gott jetzt nur ein Wunder geschehen ließ, auf daß die zwo Sternlein zu zwo Gulden würden und mir in die Hand fielen!"

Er hatte es kaum über die Lippen, als er seinen großen Frevel einsah, Gott aufzufordern, des Thürmers von St. Peter wegen ein Wunder zu thun. Er schlug alsbald ein Kreuz, faltete die Hände und bat von Herzen um Verzeihung. Dabei er inbrünstig gegen Himmel sah.

Wie er so schaute und schaute, meinte er, er seh' was Besonderes — und zuletzt kam's heraus, daß da droben in den Lüften ein Komet stehe — und der hatte weiters keinen kleinen Feuerschweif. Der Lebrecht aber erschrack ungemein und lallte: „Das ist das Wahre! Ich bitt' Gott um Vergebung und statt dessen erseh' ich seine Zornruthe!" Es fiel ihm jedoch bald ein, dieß Wunder wäre nicht geringer, als das erste, und Gott lasse seinetwegen eben so wenig einen Kometen erscheinen, um ihm zu drohen, als zwei Sternlein verschwinden, daß er zu Geld komme. Als daher sein Nebenmann herauskam, schritt er rasch die Thurmtreppe hinab, eilte zum Bürgermeister, der gerade am Besten schlief und ließ ihm hineinsagen: „Ueber der Kaufingergasse sei ein Komet zu sehen."

Auf dieß stund der Bürgermeister sogleich auf, kleidete sich an, rollte ein großes Pergament zusammen, und als er am Anfang der Kaufingerstraße ankam, fand er schon mehrere Räthe und andere Leute, so durch die hohle Hand schauten.

„Ganz richtig!" rief der Bürgermeister. „Das ist ein Komet!" Dazu schaute er eifrig durch seine Pergamentrolle und gab sie gnädigst von Hand zu Hand. „Was kann der zu bedeuten haben? Wann habt Ihr ihn zuerst gesehen, Lebrecht? Wie war die Luft heute Nacht? Habt Ihr sonst nichts bemerkt? Keinen Dunst, keinen Pesthauch, kein Erdbidem oder dergleichen? Auf daß Ihr aber für Euere Auffindung des Schweifsternes, vel Cometä, und zu weiterer fleißigen Beschauung des Firmamentes angeeifert und belohnt werdet, verabreiche ich Euch hier zwei Gulden. Und nun sprecht!"

Wer ganz verwirrt da stand, war der Thürmer Lebrecht.

„Was nehmt Ihr denn das Geld nicht?" fragte Jener. „Thut Ihr doch, als säht Ihr ein Wunder!"

„Ja — ja freilich kommt's mir vor, wie ein Wunder, hochgelahrter, gnädiger Herr!" stotterte Lebrecht. — „Ich nehm' sie schon, die zwei Gulden — aber nur einen Augenblick vergönnt —!" Er sah scharf zum Himmel hinauf, seitwärts vom Kometen. „Richtig, da stehen sie — grad' seh' ich sie noch!"

„Wer, was steht da droben? Seid Ihr von Sinnen! Macht, oder ich schieb die zwei Gulden wieder ein!"

„Nein, um Himmelswillen nur das nicht, gnädiger Herr —!" Rasch nahm Lebrecht das Geld in Empfang und erwiederte heißen Dank.

D'rauf erzählte er, wie's ihm heute Nacht ergangen sei. Zuletzt, da er Alles geschildert und beschrieben hatte, rief er in der Freude seines Herzens: „Und ist dort oben kein Wunder geschehen — da herunten ist's doch, als wär's eines! Gott vergeb' mir, wenn's ein Frevel ist! Der Komet bringt sicher kein Unglück — und hat mir Gott zum Geld verholfen, so wird er der Mutter zur Gesundheit verhelfen!

Damit eilte er fort in's Thal hinab. Und hatte ihm der Komet die zwei Gulden gebracht — so war's, als ob die zwo Sternlein doch auch was bedeuteten — denn das Mütterlein traf der Lebrecht gebessert und in zwei Tagen war es frisch und gesund.

Franz Trautmann.

Der geheimnißvolle Schatz.

Vor vielen hundert Jahren stand im Königreiche Böhmen, unweit der Stadt Königsgrätz, ein stattliches Kloster, Opatowitz geheißen, welches sowohl wegen der Größe und der Schönheit seiner Bauart, als auch noch insbesondere wegen eines an Gold und Silber, Perlen und Kostbarkeiten aller Art unermeßlich reichen Schatzes weit berühmt war, der, der Sage nach, in demselben verborgen sein sollte. Vor diesem Kloster nun übergab an einem stürmischen Herbsttage des Jahres 1359 ein finster blickender, hochgewachsener Mann in reicher Waidmannstracht, sein schweißtriefendes Roß den beiden Dienern, von welchen er gefolgt war, und begab sich alsdann stolzen Schrittes unter Vorantritt des Bruder Pförtners nach dem Refektorium, wo er den eben beim Mittagsmahle sitzenden Abt sammt den übrigen Brüdern um kurze Herberge und wenig Imbiß für sich, seine zwei Diener und sein Roß in einem Tone ansprach, der viel eher einem Befehle, als einer freundlichen Bitte gleich lautete. Gastlich bewilligte der Abt, um was der Fremde gebeten, und da er aus dessen Kleidung und ganzem übrigen Wesen sogleich wahrgenommen hatte, „daß es keine gemeine Person, sondern etwas Fürnehmes sein müsse, so ließ er ihm auch desto besser, als sonst gewöhnlich, auftragen.“ Nach vollendeter Mahlzeit, welche — es war gerade ein Freitag — dem Fremden sichtbarlich viel zu lange dauerte, verlangte der Abt den Namen seines unbekannten Gastes zu wissen, welchen dieser auch zu eröffnen sich nicht weigerte, wofern der Abt, mit zweien seiner Brüder, auf die er ein Vertrauen setze, mit ihm in die Kirche gehen würde. Dieser willfahrt dem Fremden, und nachdem sie in die Kirche gekommen, fängt Letzterer gegen den Abt folgendermaßen zu sprechen an: „Würdiger Herr! Auf Euer Begehren vermelde ich Euch, daß ich der Römisch-Deutsche Kaiser Carolus der Vierte und König in Böhmen bin!“ Ob dieser Eröffnung erstaunt der Abt und bittet um Vergebung, daß er ihn nicht erkannt habe. Worauf der Kaiser ihm die Ursache wegen der Zurücklassung seiner zwei Diener entdeckt und ihn ferner befragt, ob diese beiden Ordensbrüder die vertrautesten seien, bei denen auch des Klosters Geheimnisse vergraben wären. Da der Abt mit Ja antwortete, fing der Kaiser an, ihm die Ursache seiner Ankunft zu verkünden, wie er nemlich in Erfahrung gebracht, daß dieses Kloster mit einem herrlichen Schatz versehen, und er deßwegen gesonnen sei, solchen zu besichtigen, in der Hoffnung, sie würden ihm darinnen, als ihrem Oberherrn und König, und dieses Königreichs absonderlich hochgnädigem Herrn und Wohlthäter gehorsamen und seinem Verlangen willfahren; verspricht ihm auch benebens nichts Anderes zu thun, als den Schatz nur zu sehen. Der Abt mit seinen Brüdern erschrecken über dieses Begehren, doch endlich beschlossen sie, sich mit einander zu unterreden, und dem Kaiser ihre Meinung wissen zu lassen. Nach langer Berathschlagung bringt der Abt ihren gefaßten Beschluß vor, der dahin lautete, daß von dem Schatze sonst kein Mensch auf Erden, außer ihnen dreien, einige Kenntniß habe; daß sie mit einem heiligen Eide verbunden wären, keinem Menschen auch etwas davon zu entdecken, es wäre denn, daß einer von ihnen dreien mit Tod abginge, worauf dann ein anderer an seine Stelle träte. Ueberdieß wäre der Zugang zu dem Orte des Schatzes sehr gefährlich und unbequem und einer Römisch-Deutschen Kaiserlichen und Königlichen Majestät völlig unwürdig zu erachten. „Das wagt ihr — Mir zu sagen, Mir, Eurem obersten Herrn und Kaiser? Mir, dem eingebornen Könige von Böhmen? Mir, der ich diesem Lande eine hohe Schule aufrichtete, nach Art und Weise der Parisischen? Mir, der ich um zweimalhunderttausend Gulden von den Herzogen von Bayern die Markgrafschaft Brandenburg an die Krone Böhmens erkaufte? Mir, der ich Eure wendischen zwei Gräfleins zu Reichsfürsten zu Prag und zu Herzogen zu Mecklenburg gemacht? Mir, der ich euer Bisthum zu einem Erzbisthume erhoben, dem die Bischöfe von Regensburg, Bamberg, Meissen, Olmütz und Litomichel fortan unterworfen sind? Mir, der ich gerade Euch und Eures gleichen, Herr Abt von Opatowitz, noch neuerlichst auf dem Nürnberger Reichstag in meiner goldenen Bulle Rechte und Freiheiten eingeräumt habe, für die — —“

„Für die Euch, hocherhabenster Herr, jeder Unterthan Eures getreuen Churlandes Böhmen, im täglichen Gebete der absonderlichen Gnade Gottes inbrünstig anempfiehlt, daß Ihr alle Eure Feinde so herrlich besiegen möget, wie die Lombarden und jenen Schwarzburger und die starrköpfigen Landstände!“ unterbrach der erschrockene Abt den ernstlich zürnenden Kaiser, und küßte, auf's Knie sinkend, dessen hagere, mit kostbaren Ringen geschmückte Rechte.

„Gut denn!“ — begann Carolus in einem milderen Tone wieder, — „so machet mich zum vierten Manne in der Welt, der um Eures Schatzes Geheimniß weiß, und auch ich will mich mit einem Eide gegen Euch verbinden, daß Niemand aus meinem Munde etwas davon erfahren soll!“

Der Abt und die Mönche sahen, daß sie keine Ausflucht mehr hatten, deßwegen schlugen sie dem Kaiser mit der Willfahrung zugleich die Bedingung vor: sie wollten ihm entweder den Ort zeigen, wo der Schatz läge, aber nicht den Schatz, oder sie wollten ihm den Schatz zeigen, aber nicht den Ort; der Kaiser sollte demnach aus beiden sich Eines erkiesen, was er auch sogleich gethan, und nur den Schatz zu sehen begehrte. „So müßet Ihr Euch demnach, hoher Herr,“ — sagten die Mönche — „nach unserem Gefallen richten!“

Als er auch dies zu thun verwilligte, nahmen sie ihn bei der Hand und führten ihn in ein finsteres, mit Ziegeln gepflastertes Gewölbe, zündeten zwei Wachskerzen an, und stürzten über den Kaiser eine umgewendete Mönchskutte, daß er also nicht anders, als unter sich sehen konnte. Auf solche Weise erblickte er unter sich ein durch einen ausgehobenen Quaderstein geöffnetes Loch, in welches man auf einer Fahrt tief in die Erde hinabsteigen mußte. Da er nun hinab gekommen, drehten sie den Kaiser so lange herum, bis er taumelnd geworden, faßten ihn beim Arme und brachten ihn durch etliche enge, grabesfinstere Gänge, die so niedrig waren,

daß sie schier auf allen Vieren hindurchkriechen mußten, in eine mit einer schweren eisernen Thüre verschlossene Kammer, in welcher, rings an den ausgemauerten Wänden herum, eine ungeheure Menge Silber- und Goldkuchen, wie auch viele tausend andere goldene und silberne Geräthe, Waffen und Kleinodien von den verwunderlichsten Formen und kostbarster Arbeit, mit Perlen und Edelsteinen aller Art geschmückt, — dermassen aufgeschichtet lagen, daß dem hocherstaunten Kaiser ob des unbeschreiblichen Glanzes und Gefunkels fast die Augen übergingen. Dieser Schatz, wohl über die achtzigmalhunderttausend Goldgulden werth, — so vermeldete ihm der Abt, — sei zur Kirche gehörig und werde allhier zu des Kaisers und seiner Nachkommenschaft Nutz und Frommen getreulich aufbewahrt; auch stünde es in seinem gnädigsten Belieben, Etwas, so ihm gerade besonders wohl gefiele, davon zu nehmen, und für sich zu behalten. Als aber der Kaiser solches, weil es Kirchengut wäre, zu thun sich weigerte, so verehrte ihm der freundliche Abt einen überaus kostbaren Diamantring, den der Kaiser sehr hoch geachtet und dabei versprochen, ihn Zeitlebens an seinem Finger zu tragen und auch befehlen zu wollen, denselben dermal einst mit sich in's Grab zu bekommen, was auch, seinem Befehle gemäß, vollzogen ward, als er am 27. März des Jahres 1378 im 62sten Jahre seines Lebens und im 33sten seines mühe- und unruhvollen Regierens zu Prag das Zeitliche gesegnet und daselbst auf St. Wenzeslaus Berg in seiner neuerbauten herrlichen Stiftskirche begraben wurde, „mit kaiserlichem Pomp und Pracht" — wie die Chronik berichtet, „aber mit großem Heulen und Wehklagen der Böhmen, denen er viel gedient hatte und zu ihrer Beförderung und Erhöhung sonderlich geneigt gewesen war."

Der Goldschmid von Westcheap.

Solchergestalt ist die Verblendung unseres sterblichen Wesens, daß wir am meisten uns fürchten, wenn wir in Sicherheit sind, und daß, wenn wir uns am sichersten glauben, das Unglück schon über unsern Häuptern schwebt.

Obgleich die ehrwürdigen Chronikenschreiber des alten London ihre Augen und Hände staunend erheben würden über die Hunderte von Wunderwerken, welche man jetzt in der uralten Hauptstadt erblickt, obschon am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts granitne Trottoirs, Gaslampen, mächtige Glasfenster in London weder gesehen, noch auch nur geträumt wurden, so hatte damals diese gute alte Stadt dennoch ein edles und malerisches Aussehen. Das Auge wurde noch nicht ermüdet durch die ununterbrochenen Linien von Gebäuden mit eintönigen, viereckigen Glasfenstern, denn die Straßen entfalteten in bunter Mannigfaltigkeit Reihen lustiger Häuser, die ihre spitzen Giebel, mit mancher phantasiereichen Schnörkelei verziert, in die Lüfte erhoben; dazwischen wechselten mit ihnen die massiven Steingebäude der Vornehmen nebst den castellartigen Wohnungen der Landedelleute ab.

Sodann erhoben sich, in aller Pracht gothischer Baukunst, die verschiedenen Klöster, Kirchen und Dome mit schönen Kapellen und geräumigen Refectorien; gewöhnlich umgab dieselben ein nett angelegter Garten, oder es beschattete sie eine Anzahl Jahrhunderte alter Bäume, während die schlanken Thürme als stolze Trophäen einer Zeit, die man sehr ungerecht die barbarische nennt, sich in die Wolken erhoben. Eine der schönsten und besuchtesten Straßen zu der Zeit, wo die folgende Erzählung beginnt, war Westcheap, die Cheapside der heutigen Tage, obschon die Goldschmidsreihe, der Ruhm und Stolz der alten Stadt, damals noch nicht gebaut war. Da die Bewohner zum größeren Theile mit feinen und kostbaren Waaren handelten und meist Seidenhändler, Sticker, Goldschmide u. s. w. waren, so hatte der Luxus nach dem Zeugniß aller gleichzeitigen Geschichtschreiber zu dieser Periode (1399) eine erstaunliche Höhe erreicht.

Meister Robert Fabian entwirft mit wenig Worten ein treffendes Gemälde davon:

„Alle überschritten in verschwenderischer und kostbarer Erscheinung die Gränze, die ihnen durch ihren Rang gezogen war. Diener und Reitknechte kleideten sich in Seide, Satin und Damast, und nicht nur ihre Mäntel, sondern auch ihre Unterkleider waren von dergleichen köstlichen Stoffen; der Schnitt derselben war ganz anderer Art, als man ihn je zuvor gesehen hatte, auch bemerkte man viel Stickereien, Pelzwerk und Goldschmidwaaren an ihnen." Hiernach wird man sich leicht die glänzende Erscheinung der manichfaltigen Läden vorstellen können. Hier legte ein Seidenhändler seine Damaste, Atlasse und Sammte zur Schau aus und selbst das köstliche Fabrikat, welches nur dem höchsten Adel frommte und „Goldstoff" genannt wurde; daneben lockte das Gewölbe eines Stickers durch Hüte, Barette, Gürtel und geistliche Gewänder, deren reiche und bunte Stickerei jedes Auge anzog; und noch ein Stück weiter erglänzte das Lager eines Goldschmids, welches, — von der Juwelenagraffe der Kopfbedeckung bis zu der Silberkette hinab, die den langen Schnabelschuh an das Knie befestigte, — vom Löffel, den die Großmutter ihrem Enkeltöchterchen schenkte, bis zu dem massiven Silbertisch oder dem Goldpokal, welchen der Edelmann zu einem Geschenke für die heilige Kirche auswählte, — Alles in sich vereinigte, woran die menschliche Begierde zu jeder Zeit mit ungeschwächter Beharrlichkeit festhing.

Es war eine lärmreiche und bewegte Scene, welche diese beschriebene Straße an einem Herbstabend, zwischen dem Läuten der Vesperglocke und dem Schlusse des abendlichen Gebetes darbot; denn es wandelte da die Stadtdame im hellfarbigen, schleppenden Mantel, das goldheftige Messer und die gestickte Börse vom Gürtel herabhängend dahin; neben ihr die schlanke Jungfrau in seidenem Mieder mit verbrämter Schnürbrust; es ging der nüchterne Bürgersmann, vielleicht Vorsteher seiner Zunftgenossen, oder auch Stadtrath von seinem Viertel (ein stolzes Amt in jenen früheren Tagen), in dunkelfarbigem Gewand durch die Stadt, indem er mit behaglicher Zufriedenheit an seine wohl gefüllte Börse griff oder den Schmuck an seinem Hute zurecht rückte.

Ueberall sah man jene fremdartige, groteske Kleidung, welche das vierzehnte Jahrhundert charakterisirte und die in einem seidenen Mantel mit herabhängenden Schleifen, buntfarbigen enganliegenden Beinkleidern, Schuhen mit unendlich langen, aufwärts gebogenen Schnäbeln und einem mit Papageifedern geschmückten Hute bestand.

Doch es fehlte auch nicht an dem gewöhnlicheren Volke. Dort, neben dem Brunnen, war eine Schaar von Lehrburschen versammelt und bildete den klangvollen Chor zu einer Ballade, welche ihnen ein grüngekleideter Minstrel vorsang und die mit löblichem Patriotismus behauptete, daß London die erste Stadt der Welt und ihre Bewohner die vorzüglichsten der Menschen wären. — Ein wenig seitab umgab eine ruhigere Gruppe einen anderen Sänger, der mit etwas monotoner Stimme die Kühnheit des alten Königs Brut nach der alten Chronik von England erzählte. Noch weiter davon war auf dem Ladentisch eines seiner eifrigen Schüler ein ansehnlicher, grauer Mönchsbruder gestiegen, von wo herab er mit Stentorstimme und heftigen Gestikulationen einer großen und sich erbauenden Menschenmenge die Wunder aus dem Leben des heiligen Franziskus verkündigte, indem er nicht vergaß, in den Zwischenpausen seiner langen Erzählung, seinen Klingelbeutel fleißig umherzuschicken, um die Contributionen der Gläubigen entgegenzunehmen.

In Mitten dieses lebhaften Getreibes traten jetzt zwei Männer, gehüllt in derartige rauhe, weite Mäntel, wie man sie damals gewöhnlich auf Reisen zu tragen pflegte und deren man sich zur Verheimlichung seiner Person bediente; sie näherten sich dem Brunnen, anscheinend in ein tiefes Gespräch verwickelt und nahmen ihren Weg durch die versammelte Menge auf eine Weise, die entweder eine Eile, welche keinen Verzug gestattet oder einen Stolz, welcher nichts Anderes neben sich beachtet, verkündigte. Was aber auch immer die Ursache sein mochte, so geschah es nicht ohne manch rauhes Wort und manchen finsteren Blick, daß die Menge ihnen Platz machte, und am andern Ende des Brunnens angekommen, erkundigten sie sich mit einem befehlenden Tone bei den Burschen nach der Wohnung Arnold Rothing's.

„Ein paar zu saubere Leute, um nach einem Goldschmid zu fragen!" antwortete einer von den Burschen, den der gebieterische Ton des Fragenden ärgerte; „und was sucht ihr Seltenes, eine emaillirte Broche, einen Juwelenring, eine vierzig Mark Kette um eure gar so feinen Mäntel zusammen zu halten — he meine Lords?" Und ein lautes Gelächter erfolgte von Seiten seiner lustigen Gefährten. „Nichts als eine runde Antwort auf meine Frage verlange ich," sagte der Fremde barsch.

„Nun gut denn, Herr Frager," versetzte der Bursche boshaft, „da Meister Rothing nicht für brüderlich gesinnt gehalten wird, so will ich mir den Spaß machen, ihm ein Paar so gute Kunden, als ihr seid, zuzuweisen. Dort drüben steht sein Haus, gleich neben dem des alten Forster, des Seidenhändlers, der den weißen Hirsch König Richards in die gefleckte Antilope, zu Ehren unseres guten Königs Heinrich verwandelt hat, indem er das Geweih hinwegschnitt und ihn über und über sprenkelte."

„Ach der gute, weiße Hirsch!" sagte der andere Fremde, mit unterdrückter Stimme; aber so leise der Ton auch war, er erreichte doch die gespannten Ohren der Lehrburschen. „Ja, mein lieber Herr," rief einer von ihnen laut, „es ist kein Wunder, daß ihr um den weißen Hirsch jammert, damals rauschtet ihr vielleicht in Seide und Damast einher, während ihr jetzt mit diesen alten Mänteln euch begnügen müßt; ja diese Tage sind vorüber, das glaube ich."

„Komm fort!" flüsterte der andere Fremde.

„He, fort mit euch!" rief der erste Bursche, „mit dem Fluch aller treuen englischen Herzen auf euch und den weißen Hirsch dazu! — Herunter mit euren Mützen, Jungen, es lebe der König Heinrich von Lancaster, der Freund des gemeinen Volks, der das Plündern und Rauben rein aus dem Lande hinausgefegt hat! — Heilige Maria, ich möchte doch wissen, was die beiden Landstreicher mit dem Rothing zu thun haben mögen. Hätte ich geglaubt, daß ihre Taschen mit Rosenobles gefüllt wären, so hätte ich sie in's silberne Einhorn geschickt."

„Traue nicht dem äußern Scheine, Symond," erwiederte sein Gefährte; „du hast unsern Meister vielleicht um zwei gute Kunden gebracht; sieh, dort gehen sie!" —

„Ja, dort gehen sie!" sprach eine rauhe Stimme; „aber durch Heimlichkeit erforscht man das Geheime."

Da diese Worte in lateinischer Sprache ausgerufen wurden, und da die tapfern Burschen keine Lateiner waren, so erregte der Ausruf nicht das Ueberraschen, welches durch das plötzliche Erscheinen des Redners sich verbreitete, und welches bald in den tiefsten Respekt vor seiner Persönlichkeit überging. Er schien ein sehr alter Mann zu sein; jedoch es waren nicht seine weißen Locken oder sein wallender, ehrwürdiger Bart, welche die augenblickliche Ehrerbietigkeit hervorriefen, sondern sein zottiger, langer Mantel, der mit Eisen beschlagene Reisestock, die mächtige Reisetasche, der breitkrempige Hut mit Muschelschaalen geziert, überhaupt jeder Theil seines Aeußern, das ihn als einen Pilger erkennen ließ, war es, der die Burschen erstaunt um ihn versammelte; jeder von ihnen erbat sich den Segen des heiligen Mannes, dessen wandermüder Fuß manches ferne Land betrat, der unter dem tiefblauen Himmel des heiligen Palästina geweilt und dessen gewürzte Luft geathmet hatte. Der Pilger sprach hastig den Segen über die Versammelten und eilte vorwärts, indem er seine Augen fest auf die zwei Männer richtete, die jetzt in einen Laden eintraten, welcher mit den benachbarten, glanzreichen Gewölben wegen seiner dürren Aufschrift: „Gold und Silbergeräth" merklich contrastirte.

Der Pilgrim nahm seinen Stand dem Laden gegenüber ein, was den Anschein hatte, als erwartete er, daß die beiden Erwähnten wieder herauskommen sollten; allein dies war vergebens. Die Neuigkeit, daß ein so ehrwürdiger Pilgrim in der Nähe war, verbreitete sich schnell durch die Menge und augenblicklich sah man die Wirkung davon. Man verließ den Minstrel, der nun seinen Gesang allein vollenden mochte; der Erzähler der Reimchronik wurde von seinem Auditorium verlassen, trotz dem er mitten in der Be-

schreibung von König Bladud's Wunderthaten zu Bath war, und der Mönchsbruder war ebenfalls seines Dienstes ledig, denn die leichtsinnige Menge war bei der ersten Nachricht von ihm weggelaufen und hegte die feste Meinung, sie würde ihre Augen auf eine ächte Reliquie, einen Zahn, einen Fingernagel im Besitz des heiligen Pilgers richten können. Nichts von der Art jedoch hatte derselbe aufzuweisen —, sondern, unwillig der Gegenstand der zudringlichen Aufmerksamkeit des Volkes zu sein, sprach er ein paar Worte der Ermahnung zu demselben und verschwand alsdann so plötzlich und so gänzlich aus dessen Gesichtskreis, daß man, eingenommen von Wundern, wie man war, meinte, er sei wirklich verschwunden.

Als diese Begebenheit vorüber war, mahnte das letzte Läuten der Abendglocke und das hereinbrechende nächtige Dunkel die Leute an den Heerd und langsam verlief sich die Schaar; die kurz vorher bewegte, laute Straße war nunmehr verlassen bis auf zwei oder drei von den Burschen, die an der Thüre von Arnold Rothing auf die Zurückkunft der beiden Fremden lauerten; aber es war ganz umsonst; sie schüttelten die Köpfe und beschlossen nicht zu rasten, bis sie die Sache genau erfahren hätten und dann kehrten sie zu ihren Wohnungen zurück.

Am folgenden Morgen bemerkte man einen ungewöhnlich starken Rauch von der Werkstätte des genannten Goldschmids aufsteigen; sein einziger Gehilfe schien alle Hände voll zu thun zu haben und warf bedeutungsvolle Blicke umher; auch das sorgenvolle Antlitz Rothing's selbst erschien in einem zufriedeneren Ausdrucke.

„Ich möchte doch um Alles in der Welt gern wissen, was das eigentlich zu bedeuten hat," sprach der Goldschmid im silbernen Einhorn zu seinem Burschen, „und finde ich, daß diese zwei Fremden, von denen du mir erzähltest, dem Rothing einen guten Auftrag gegeben haben, so mache dich auf tüchtige Prügel wegen deiner Grobheit gegen sie gefaßt. Wärst du höflich mit ihnen umgegangen und hättest du ihnen gesagt, die beste Arbeit würde im silbernen Einhorn geliefert, so würden sie gewiß zu mir gekommen sein." „Heilige Maria! Eine verfängliche Geschichte, von solchen Bettlern Aufträge anzunehmen," versetzte der Lehrbursche, „sie mochten vielleicht ein Groi in der Tasche haben und wünschten es wohl durch die Kraft der schwarzen Kunst in Rosenobels zu verwandeln und darum gingen sie zu Rothing." — Der unglückliche Goldschmid stand neben all seinem Mißgeschick in dem übeln Ruf, Alchymie zu treiben.

„Ja, Bursche," sprach der Meister, „da siehst du, was vom Bücherlesen und dem weiser sein wollen als die Nachbarn, herkommt. Hätte Meister Rothing nie Latein gelesen, so hätte er nie nach neuen Dingen geforscht, und hätte er nie nach neuen Dingen gestrebt, so würde er nunmehr nicht Mangel am Nothwendigsten leiden. Da hat er ausfindig gemacht, daß die lombardischen Goldschmide das Poliren und Emailliren besser verstehen als wir, und gleich ist er dahinter her und ruht nicht, bis er einen Lombarden in unsere Zunft gebracht hat. Ich dachte es gleich, daß dies ihm den Hals brechen würde und so war es."

„Wahrhaftig," meinte der Lehrbursche, „keiner aus der ganzen Zunft gibt sich mit ihm ab, und hätte ich gemeint, diese Männer brächten einen Auftrag, zu ihm hätte ich sie am letzten gewiesen. Nein, nein, wenn der Meister Rothing die Ausländer so liebt, so mag er sich auch nun von ihnen helfen lassen."

„Sie haben ihm schlecht geholfen," fuhr der Meister fort, „denn ich glaube, er wird bald sein Quartier in Ludgate aufschlagen müssen. Es thut mir nur um seine Tochter Sybille leid; sie hätte ein besseres Loos verdient und es gibt kein schöneres, bescheideneres Mädchen in ganz Westcheap. — Nun ja, Bursche, merke dir das Eine, wenn du auch alles Uebrige vergißt: strebe nie nach Bücherweisheit und meide die Fremden."

„Das will ich," erwiederte der Lehrbursche. „Die Heiligen wissen, daß ich lieber den Hammer einen ganzen Tag lang schwingen, als das Paternoster eine Stunde lang hersagen will, und daß ich einen Ausländer lieber mit meinem Prügel, als mit meiner Hand bewillkommnen werde."

„'s ist doch ein braver Bursche," sprach der Meister bei sich selbst, als er ausging, „er spricht, wie es sich für einen würdigen Bürger geziemt."

Wenige Tage waren verflossen, als sich ein neues Wunder den Einwohnern von Westcheap darstellte. Am Laden Rothings, noch kürzlich so leer und ärmlich, erschienen sechs schwere goldene Ketten und andere Zierrathen von so ausgezeichneter Arbeit, daß selbst dem Meister im silbernen Einhorn ein bewunderndes Lob von den Lippen kam, obgleich ihm dieser Tribut der Anerkennung sauer genug wurde. „Das ist eine vortreffliche Arbeit," sagte er zu einem Aldermann, mit dem er vor Rothings Schaufenster stand; „ich bin neugierig, wer ihm den Auftrag dazu gegeben hat."

„Das bin ich auch," versetzte der Aldermann, „aber Rothing meint, sie wären ihm gänzlich unbekannt; sie würden das Geld bringen und den Schmuck bei Nacht hinweg holen."

Der Meister ging seinen Weg und beschloß seinen Burschen den Stock kosten zu lassen, während der Aldermann in Rothings Laden eintrat und eine ähnliche Kette, wie die aushängenden, nebst einem vergoldeten Teller bestellte. Der arme Goldschmid, erfreut über diese neue unverhoffte Gunst des Schicksals, glaubte nun wirklich, daß das Glück wieder in seine Hütte einkehren werde und dankte mit aufrichtigem Herzen dem Himmel dafür.

An demselben Abende ging Rothing, ermüdet von Arbeit und Sorge, aus, um sich auf die gewöhnliche Art durch einen Spaziergang in den angrenzenden Feldern zu erfrischen, während seine Tochter Sybilla das Hauswesen besorgte. Plötzlich wurde letztere durch ein lautes Klopfen an die Thür gerufen, und, indem sie dieselbe öffnete, erblickte sie zwei in lange Mäntel gehüllte Männer, welche sich angelegentlich nach ihrem Vater erkundigten. Die verneinende Antwort schien sie zu beunruhigen, jedoch nach einem leisen Zwiegespräch, von dem Sybille nicht ein Wort verstehen konnte, verlangten sie die Ketten und Brochen und zogen zugleich eine mit Marks und Rosenobles so wohl gefüllte Börse,

daß sie wohl den ganzen Laden zweimal hätten auskaufen können.

„Ich wünschte, wir könnten Meister Rothing sehen," sagte der erste, indem er in's Haus trat und die Thüre verschloß, „denn unsere Botschaft duldet keinen Aufschub und die Stadt ist kein guter Aufenthaltsort für uns — doch was sollen wir thun?" fuhr er zu seinem Begleiter gewendet fort; und auf's Neue begannen sie in einem leisen Tone ihr Gespräch, indeß sie häufig ihre Augen auf die Goldschmidstochter warfen, als wäre sie der Gegenstand desselben. Endlich zählten sie die Summe für die Waaren auf den Tisch, und indem der erste Redner die Pretiosen in die Börse steckte, sagte er: „Nun, junges Kind, ihr mögt ein lustiges Leben hier führen, denn ihr habt eine schöne Aussicht von hier auf alle Festzüge und Reiterkünste, die in Cheap abgehalten werden. Saht ihr den Grafen von Salisbury beim letzten Turnier? Man sagt, er sei in prächtiger Rüstung erschienen, kennst du ihn?"

„In der That, nein; wir haben wenig Vergnügen von Turnieren und Wettreiten," war des Mädchens Antwort, die überrascht war über die plötzliche und anscheinend unwichtige Frage.

„Kennst aber doch den Herzog von Exeter? — den Grafen von Huntingdon? — gewiß kennst du wenigstens den?"

„Wirklich, ich kenne sie alle nur dem Namen nach," erwiederte sie.

„Auch dein Vater nicht? Gewiß hat so ein guter Arbeiter, wie er, oft Aufträge von ihnen?"

„Ich weiß nicht, ob mein Vater sie kennt, aber Arbeiten haben sie nie bei ihm bestellt," war die Antwort.

„Junges Mädchen," sprach der erste, seinen befehlenden, hohen Ton wieder annehmend, „du scheinst verschwiegen zu sein; wir wollen deshalb unsere Botschaft an dich ausrichten; sag' deinem Vater, daß er zwölf goldene Ringe anfertige, auf deren Schilde eine ausgestreckte Hand im Panzerhandschuh mit dem Motto: „Bereit zum Handeln" sich befinden möge. Nur ersuche deinen Vater, ja reinen Mund zu halten und keinem Menschen die Ringe zu zeigen, wenn ihm unsere Gunst lieb ist; sage ihm, daß, wenn er unseren Willen getreulich erfüllt, er auch der erste seiner Zunftgenossen werden soll. Erinnere dich an die ausgestreckte Hand im Panzerhandschuh mit der Umschrift: „Bereit zum Handeln.""

Der Sprecher hüllte sich darauf wieder dicht in seinen Mantel, nahm den Arm seines Gefährten und verließ mit großen Schritten die Wohnung, während daß Sybille mit neugierigen Augen die Fremden von der Hausthüre aus verfolgte, bis sie im Nebel ihren Blicken entschwanden; eben wollte sie die Thür wieder schließen, als sie einen alten Mann in Pilgertracht hart neben ihrer Thür erblickte, der scheinbar eben so eifrig als sie selbst den Beiden nachblickte.

„Ach, mein gutes Kind, du ahnst wenig die Gefahr, welche dich bedroht," sagte er, und seine feierlich melancholische Stimme traf ahnungsvoll ihr Ohr.

„Gefahr?" versetzte sie, „heiliger Vater, warum sagt ihr so? Gewiß hat der gütige Himmel diese Männer uns gesendet," dabei warf sie einen nachdrücklichen Blick auf den Goldhaufen, der mit schimmerndem Glanze ihr vom Tische entgegenblinkte.

„Ach! traue nicht dem verführerischen Scheine des rothen Goldes," sprach er mit milder, doch feierlicher Stimme; „und doch, wie kann ich dir solchen Rath geben, da ich wohl weiß, wie bedürftig ihr des Goldes seid? Nimm den Rath von mir an und befolge meine Bitte."

Sybille erhob ihre Augen zu dem Angesicht des Alten, eifrig seine Meinung zu vernehmen. Es war nichts von Arglist oder Falschheit in diesen Zügen, und der freundliche und dennoch traurige Ausdruck derselben gewann dem Alten ganz das Herz des jugendlichen Kindes, welches schon die herbe Erfahrung hatte machen müssen, daß freundliche Blicke und wohlgemeinte Rathschläge selten den Unglücklichen ertheilt werden.

„Du sollst bei deinem Vater auf den Wunsch jener Zwei zwölf Ringe mit einer ausgestreckten Hand und der Umschrift: „Bereit zum Handeln" bestellen." Das erstaunte Mädchen erschrack bei diesen Worten heftig; wie konnte der Pilgrim davon Kunde erlangt haben? Das Thor war geschlossen, so lange als die Fremden im Hause waren, und sie hatten in einem so leisen Tone gesprochen, daß unmöglich ein Wort außen vernommen werden konnte. „Nun bestelle bei deinem Vater dreizehn solche Ringe, auf so geheimnißvolle Weise, wie dir die Beiden befahlen; laß sie für die Fremden dir übergeben, den dreizehnten bewahre aber so lange auf, bis ich selbst wieder hieher kommen werde. Achte ja auf meinen guten Rath, denn deines Vaters Wohlfahrt hängt einzig und allein davon ab; der Himmel segne dich!"

Erstaunt über die fremdartigen Ereignisse dieses Abends und eingeschüchtert durch die Ahnung einer drohenden Gefahr, beugte Sybille stumm das Haupt, faltete ihre Hände und empfing des Pilgrims Segensspruch; als sie sich wieder emporrichtete, war er verschwunden. Nicht mit so freudigen Gefühlen, als die Tochter erwartet hatte, blickte Rothing auf den Haufen Goldes; denn das vage Gerücht seines großen Glückes hatte auch die Ohren seiner Gläubiger erreicht, die demzufolge ihn nun hart bedrängten. Der bedeutendste von ihnen ließ ihm an diesem Abend wissen, daß er gewillt sei, ihn nach Ludgate in Haft zu senden, wenn er ihm schuldige zweihundert Mark nicht am Morgen des St. Martinstages, also über vierzehn Tage auszahle.

Mit erhöhtem Eifer lauschte er aber, als seine Tochter ihm die neue Bestellung mittheilte, und demüthig dankte er dem Himmel, daß er ihn wieder so überraschend gesegnet habe.

Tage verflossen; die Esse rauchte und Meister Rothing war emsig beschäftigt, indeß seine Nachbarn neugierig auf das Resultat hofften, doch vergeblich.

„Du hast Recht gehabt, Symond," sagte der im silbernen Einhorn, „Rothing ist wieder bei der Goldmacherei und zwar mit dem alten Erfolge, denn wir gewahren nichts als Rauch."

Zwei Wochen waren verflossen, die dreizehn Ringe lagen bereit, aber Niemand erschien, um sie abzuholen. Martini kam heran und der kurze Sonnenschein auf Rothings Geschick wurde wieder von trüben Wolken verdrängt. Es waren nur noch drei Tage bis zum Zahlungstermin und alles Geld, welches er flüssig machen konnte, belief sich kaum bis zur Hälfte der schuldigen Summe; deshalb machte sich der Meister eines Tages auf, um persönlich einen Aufschub der Frist von seinem Gläubiger zu erlangen. Als ob die geheimnißvollen Fremden die Abwesenheit des Goldschmids abgewartet hätten, traten sie noch an demselben Abend ins Haus, wo ihnen Sybille, erfreut, ihren Plan gelingen zu sehen, zwölf Ringe übergab, den letzten aber für sich behielt.

„Wir haben noch mehr Arbeit für Rothing," sagte der Erste; „aber er muß streng unsern Rath befolgen, denn es ist etwas Gefahr im Spiele; doch was thut das? er wird gut bezahlt und wir wissen, wie nöthig er Geld braucht; sagt ihm denn, er möge —" aber hier faßte sein Gefährte ihn mit großer Besorgniß am Arme und die letzten Worte erstarben auf seinen Lippen. Ein langes und ernsthaftes Gespräch erfolgte; endlich zog der Eine die Börse, zahlte hundert Mark auf den Tisch und sprach: „Ihr seht, liebes Kind, wie gut wir die belohnen können, welche unsere Wünsche erfüllen; grüße deinen Vater und laß ihn sich bereit halten, denn bald bedürfen wir seiner wieder."

Die Beiden schieden, doch, gleich als ob ihr böser Genius ihnen auf den Fersen folge, oder als ob ein schützender Engel die verlassene Goldschmidstochter bewache, erschien der Pilger. „Folge meinen Wünschen und fürchte dich nicht," rief er, „sondern ehe noch die Morgenglocke der St. Thomaskapelle an Londonbrücke zum Gebet ruft, begib dich dorthin, warte am zweiten Pfeiler auf der rechten Seite, bis du einen Mann erblickst, der einen weißen Jagdhund an einem blau und rothen Bande hält, und diesem übergib den dreizehnten Ring."

„Ach, ehrwürdiger Vater, es ist eine gefährliche Botschaft und wir sind von Gefahren umringt, könnt ihr uns retten?"

„Meine gute Tochter, ich könnte dir wohl beweisen, daß deines Vaters Rettung ganz allein in meiner Hand liegt," erwiederte er, „allein ich will nicht; — aber durch Folgendes magst du erkennen, daß ich mehr von euch weiß, als du und dein Vater; du weißt, daß er zum alten Martin gegangen ist, um sich eine längere Zahlungsfrist auszuwirken, der alte, geizige Wucherer wird ihn aber mit Scheltworten empfangen und mit einer Weigerung wieder nach Hause schicken — jedoch kurz darauf, noch in dieser Nacht wird er eine wundersame, gütige Botschaft bringen und deinen Vater ersuchen, seine Schuld abzuzahlen, wenn es ihm gefalle. Wenn du das wirst so kommen sehen, dann befolgst du, denk' ich, meinen Rath."

Seine Weisungen wiederholend, verschwand der Alte.

Alles kam, wie vorhergesagt, und entschlossen streng den Rathschlägen eines ehrwürdigen Mannes zu folgen, der um ihres Vaters Angelegenheiten offenbar mehr wußte, als sie, ging Sybille, ehe noch die dichten Nebel eines trüben Novembermorgens sich verzogen hatten, in den Mantel gehüllt, der schwarzen Londonbrücke zu. Nachdem manches enge Gäßchen durchschritten war, in welches die überhängenden schwarzen Häuser nur einen matten Strahl des herandämmernden Lichtes fallen ließen, trat sie endlich in die prächtige, kleine St. Thomaskapelle ein und nahm den angewiesenen Platz am zweiten Pfeiler rechts ein.

In kurzer Zeit erschien ein Mann, einen weißen Jagdhund an roth-blauem Bande führend, den Hut so tief in's Gesicht gedrückt, daß man nur einen höchst schwachen Umriß seiner Gesichtszüge wahrnehmen konnte, durch die Pforte an der Flußseite in der Kapelle. Sybille übergab den Ring, welchen der Fremde genau prüfte, indem er ihr die Versicherung gab, ihre und ihres Vaters Sicherheit hinge nur von der Ueberreichung des Ringes an ihn und von der Kunde ab, die sie von Zeit zu Zeit über das Benehmen der beiden Fremden ihm mittheile; darauf verließ der Fremde die Kapelle und die Goldschmidstochter kehrte mit gemischten Gefühlen von Hoffnung und Furcht nach ihrer Wohnung zurück. —

— „Beim Grab des heiligen Erkenwald! du wirst alle Tage schlechter, — zwei Stunden brauchst du, um in die Fischstraße und wieder zurück zu gehen, du Schlingel!" war der Gruß, mit dem der Meister im silbernen Einhorn, seinen Lehrburschen ein paar Tage d'rauf empfing.

„Nicht so hastig, guter Meister," antwortete Symond, der seines Herrn Scheltworte zu gut kannte, um sie sehr zu fürchten und der vortrefflich wußte, wie sehr die Ladung von Neuigkeiten, die er diesmal mit nach Hause brachte, geeignet war, den ausbrechenden Zorn in Schranken zu halten. „Heilige Mutter Gottes! ich dachte eher, ihr würdet mir ein Glas Sekt für alles das vorsetzen, was ich euch mitzutheilen habe. Wie ich vor einer Stunde durch Cornhill zurückkam, sah ich die zwei Fremden, und was ich konnte, rannte ich hinter denselben her; wahrhaftig, sie gingen richtig wieder zu Rothings hinein — und wer denkt ihr, kam nachher?"

„Heilige Jungfrau! wie kann ich's wissen, nur 'raus damit."

„Durch das Dunkel kam, wie eine Fledermaus, der alte Martin, öffnete Rothings Thür und ging hinein; ich stand haußen und wünschte, ich könnte hinein; da ich nun so eine Weile dagestanden hatte, und von Nichts hören konnte, dachte ich: du gehst hinüber zu Meister Twyford's und richtig da stand der Lehrbursche am Laden. „Symond," sagte er, „es ist eine tolle Welt, in der wir leben, kannst du dich noch d'rauf besinnen, wie der alte Martin mit Meister Rothing in Streit lag und schwur, er wollte ihn so wahr er lebe zu Weihnachten in Ludgate einsperren lassen?" „Freilich," sagte ich.

„Nun," sagte er d'rauf, „derselbe alte Martin hat ihm abermals zweihundert Mark geborgt und hat meinem Meister heute gesagt, er wolle ihm dreimal so viel borgen. Noch mehr, Rothing hat große, neue Glasfenster einsetzen lassen, hat einen scharlachrothen Sammtgürtel für seine Tochter und Tuch für sich gekauft, obendrein sprach er auch noch von Tapeten."

„Beim allmächtigen Gott!" rief der Meister aus, „das muß er durch die schwarze Kunst zu Wege gebracht haben,

daß der alte Martin sein Freund geworden ist. Ich wollte, ich verstände auch Etwas davon, dann legte ich Feuerzange, Hammer und Grabstichel bei Seite."

„Nein, nein," entgegnete Symond, „'s ist nicht schwarze Kunst. Wir Lehrburschen denken, daß er Goldarbeit für ausländische Herren verfertigt, denn erst gestern hat er für fünfzig Mark Gold eingekauft. Es ist nichts Guts, was er treibt, aber wir wollen schon Acht auf ihn haben."

Dessen ungeachtet blieben Rothing's Beschäftigungen für die Nachbarn in ein dichtes Geheimniß gehüllt, während Weihnachten näher heranzog, nicht auf die stille und geräuschlose Art, mit der es jetzt zu uns kommt, sondern unter einer Masse von feierlichen Vorbereitungen und Zurichtungen, die es bei unsern Voreltern zu einem Feste erhoben, das mit großen, goldenen Lettern im Kalender angezeigt stand.

Mit leichterem Herzen und weniger sorgenbleichem Angesicht erwartete es Rothing und so manche kleine häusliche Vorkehrung bewies seinen kopfschüttelnden Nachbarn, daß bittre und hoffnungslose Armuth nicht mehr sein Geschick war. —

„Hier, Mädchen," sagte er, mit Martin in's Zimmer tretend, wo Sybille, mit manchem quälenden Gedanken, am Spinnrad beschäftigt saß; „hier," und warf ihr eine gefüllte Börse in den Schooß, „Himmelssegen! Ich bin wieder ein freier Mann; alle meine Schulden sind bezahlt und es ist auch noch Etwas zum Zurücklegen übrig; lege die Arbeit weg und bringe deine Laute hervor, denn Martin und ich wollen ein Glas Sekt mit einander trinken und einen lustigen Abend haben."

Während der vergnügte Goldschmid, erleichtert von dem schweren Drucke der Armuth und Noth, der ihn so manches Jahr niedergebeugt hatte, auf diese Weise seinen Gefühlen Luft machte, bewachte der alte Wucherer mit Basiliskenblicken seinen Wirth und dessen Tochter und starrte beim leisesten Geräusch empor; Sybille schob das Spinnrad fort, ergriff ihre lang vernachläßigte Guitarre und von melancholischen Gefühlen durchdrungen, begann sie ein Lied, in dem sich nur zu sehr ihre Gemüthsstimmung spiegelte.

„Potz tausend, Mädchen! Das Lied gefällt mir nicht," unterbrach sie der Vater, „es ist recht wahr, aber wir müssen heut ein lustiges Lied haben, eines, welches mehr auf Weihnachten paßt, auf das lustige Weihnachten. Kommt Martin, stoßt mit mir auf ein fröhliches Weihnachtsfest an; Sybille wird uns etwas Heitreres singen."

Nochmals griff die Tochter in die Saiten.

„Heilige Jungfrau! was ist das für ein Lärm?" rief Rothing, plötzlich aufspringend.

„Fürchtet euch nicht," versetzte Martin, sogleich sich nach der Thür mit größerer Schnelligkeit bewegend, als man von seiner gebrechlichen Gestalt hätte erwarten sollen; ehe er sie jedoch erreichte, traten bewaffnete Männer in's Zimmer und ergriffen den unglücklichen Goldschmid.

„Was bedeutet das? aus welchem Grunde und auf wessen Befehl werde ich verhaftet?" rief er aus und erblickte mit Bestürzung, wie sich das Zimmer mehr und mehr mit Bewaffneten füllte.

„Aus welchem Grunde, ihr Landstreicher und Schänder unserer guten Stadt, habt ihr nicht beabsichtigt, unsern guten König zu ermorden, habt ihr euch nicht des Hochverraths schuldig gemacht?"

„Heiliger Erkenwald, behüte uns!" rief am andern Morgen der Meister im silbernen Einhorn aus; „großer Gott, wer hätte an Verschwörungen und Complotte eines unserer Zunftgenossen gedacht? Ich hatte immer nur eine geringe Meinung von Rothing, aber für so grundschlecht habe ich ihn doch nicht gehalten."

„Seht ihr, Meister," sagte Symond, „ich dächte, ihr gäbt mir nun eine Entschädigung für eure schlechte Behandlung, daß ich die Fremden nicht in's silberne Einhorn geführt habe. Nun ja, die konnten wohl einen hohen Preis zahlen, wenn der für sie Arbeitende gleichsam den Strick schon um den Hals hatte."

„Wie ist es nun eigentlich hergegangen?" rief der alte Forster, der Seidenhändler: „Ich sah wohl seine goldenen Ketten, in denen kann aber doch der Hochverrath nicht stecken."

„Nein," versetzte Symond, „aber er machte Ringe mit Devisen und Motto's; und diese Ringe, sagt man, sind als Erkennungszeichen an die Lords gesandt worden, welche sich verschworen haben, unsern guten König Heinrich von Lancaster auf dem Maskenball zu Windsor zu ermorden; — der Teufel soll sie alle holen! wer hat jemals von Verrath und Mord um Weihnachten gehört?"

„Ja, und es sind Einige aus den ersten Häusern darein verwickelt," sagte der Meister.

„Der Herzog von Exeter und die Grafen von Huntingdon und von Salisbury."

„Die heilige Jungfrau verderbe sie alle und räche an ihnen den Mord des guten Grafen Arundel und des guten Herzogs von Gloucester!" antworteten die Umstehenden.

„Aber, Martin, ihr könnt uns wohl etwas von der Sache sagen?" rief Forster; „denn ich dächte, ihr wäret gestern Abend noch bei Rothing gewesen."

„Ich kann weiter nichts sagen," entgegnete der alte Wucherer, „als daß er gehängt werden wird und das mit vollem Rechte."

„Ach, arme Seele!" rief der Meister aus, dessen Feindseligkeit gegen seinen Handelsrival jetzt einiges Bedauern gestattete; „er wurde dazu gezwungen, sonst hätte er es wohl nicht gethan; wir wissen alle, wenn die Noth drängt, so nimmt man wohl eher Satans Sold, als daß man verhungert."

„Man kennt Rothing von Alters her," versetzte Martin mit malitiösem Grinsen, „hat er es nicht versucht, Ausländer unter euch zu bringen; hat er nicht Neuerungen versucht? Nichts war ihm zu schlecht, um es zu unternehmen." —

Es stand schlimm um den armen Goldschmid; verhaßt bei seinen Zunftgenossen und schon seit langer Zeit Gegenstand ihres Argwohns, halfen ihm alle Betheuerungen seiner Unschuld, seiner Anhänglichkeit an den König und seine

gänzliche Unwissenheit von dem tief angelegten Complott nichts; er hatte Geld von den Verräthern genommen, hatte auf ihren Befehl gearbeitet und, obschon mit Ausnahme der Ringe nichts seinen Verdacht erregen konnte, wurde er trotz aller Vorstellung verächtlich behandelt, denn Jeder schien beschlossen zu haben, ihn schuldig zu finden.

Wie der abscheuliche Wucherer vorher gesagt hatte, so geschah es, Rothing ward verhört und verurtheilt. Obschon nichts weiter gegen ihn zeugte, als daß er Schmuck gearbeitet hatte, der auf die Spur der Verschworenen führte, obschon er nicht einmal die Namen, noch den Aufenthaltsort der geheimnißvollen Fremden wußte, und obschon der alte Martin es war, der ihn in die Falle gelockt hatte und jetzt als der erste Entdecker der Verschwörung und als der Hauptzeuge auftrat, so war doch die Feindschaft der Bürger gegen den Einen, der den frühern Monarchen, von dessen raubgierigem Verfahren sie so heftig gelitten hatten, auf den Thron zurückzuführen bestrebt war, zu groß, als daß sie dessen Verurtheilung, den nächsten Morgen nach Tyburn geschafft zu werden, nicht mit Freude oder doch wenigstens unbekümmert gehört hätten.

Aber wo befand sich Sybille? und mit welchen Gefühlen sah sie ihre früheren Besorgnisse verwirklicht? Von der unseligen Nacht an, wo ihr Vater von Hause hinweggeführt worden war, bis zu seinem Verhöre war sie ruhig, denn sie vertraute auf die Aussage des ehrwürdigen Pilgersmannes; aber seitdem die Verurtheilung gesprochen und seit gar seine Hinrichtung auf den folgenden Morgen angesetzt war, kannte ihre Angst keine Gränzen. Der Name, die Wohnung des Alten waren ihr gänzlich unbekannt, und doch wußte sie, daß von ihm Alles abhing.

Endlich, als der Abend hereinbrach, richtete sie ihre unsichern Schritte instinktmäßig nach Londonbrücke zu, in der Hoffnung, daß der Himmel ihr den Pilger in den Weg senden werde, oder den Fremden, dem sie den Ring übergab.

Als sie in die Nähe der alten Brücke gelangte, hörte sie ein wirres Geräusch von Stimmen, Pferdegestampf und Waffengetön, indeß der rothe Glanz von Wachtfeuern, von den Soldaten unterhalten, sich lebhaft auf den Gesichtern der umherwogenden Zuschauer und den Harnischen der Ritter spiegelte; alle hatten die Augen erhoben und blickten ängstlich an der Brückenpforte auf, wo zwei blutige Häupter, noch im Tode grimmig lächelnd, aufgehängt waren. Heftig bewegt von dem unerwarteten Schauspiel und das rohe Drängen der Volksmasse fürchtend, wollte sich Sybille zurückziehen, als sie sich am Arme gefaßt fühlte und den ehrwürdigen Pilger, den Gegenstand ihres Kommens, erblickte.

„Komm hierher," rief er sie näher nach der Brückenpforte ziehend. „Sieh empor, kennst du diese beiden Köpfe?"

Das zitternde Mädchen warf einen scheuen Blick hinauf, schreckte zurück und sagte: „Nur zu wohl, es sind die beiden Fremden, welche uns in dieses Elend brachten."

„Ja," fuhr der Alte, seine Augen auf die bleichen, blutigen Angesichter richtend, fort, auf denen noch immer der Ausdruck starker Leidenschaften zu bemerken war, die den Schrecken vor der Geisterhaftigkeit des Todes mehrten, „ja,



das ist das Ende der Tapferkeit, Macht und hohen Abkunft der Grafen von Salisbury und Huntingdon! Hier, an diesem Beispiel kräftige dein Vertrauen auf die waltende Vorsehung. Diese verworfenen Menschen verfolgten den guten Grafen Arundel bis in den Tod; haben sie nicht dieselbe Schale leeren müssen? Meine eigenen Augen sahen es, wie dieser Graf von Huntingdon mit dem treulosen Richard und dem guten Grafen von Gloucester festirte und den letztern schmählich ermordete; wurde nicht dieser Huntingdon an derselben Stelle seiner Missethat vom strafenden Schicksal ereilt? Sei darum nicht verzagt, Sybille; wenn der Himmel so sicher die Verruchten ereilt, wird er dann dulden, daß die Unschuld umkommt?"

„Ach, aber morgen früh!" schluchzte Sybilla.

„Fürchte dich nicht," antwortete der Pilger, „Alles wird gut werden."

„Aber, heiliger Vater!" — rief sie . . — Das Wort ward nicht ausgesprochen, denn der Alte war unter der Menge verschwunden.

Der letzte Morgen, den Rothing sehen sollte, brach langsam, aber hell an. Es war tiefer Winter, doch die Sonne strahlte mit klarem und beständigem Glanze von dem reinen, blauen Himmelsgewölbe und wiederholte die Lehre, daß die materielle Welt, obwohl für den Menschen geschaffen, nicht mit seinen Freuden und seinen Sorgen sympathisirt; mit einem Blicke leisen Vorwurfs sah der Goldschmid in den hellen Himmel und manchen sehnsüchtigen Abschiedsblick warf er der schönen Landschaft zu, als er mit dem Priester und Bewaffneten den Todesweg nach Tyburn ritt. Inmitten des Weges hielt der Trupp an der Pforte des Klosters St. Giles im Feld, wo nach einer alten, doch auffälligen Sitte der Pförtner heraustrat und einen Becher gutes Ale zum letzten Trunk dem Verurtheilten darreichte.

Rothing kehrte das Haupt ab und gab das unberührte Gefäß wieder zurück. „Fort!" sagte er, „Alles wird bald vorbei sein." Und dennoch, als die Prozession sich wieder vorwärts bewegte, schien man in den Zügen Rothing's zu lesen, daß noch immer Liebe zum Leben seine Brust beherrscht hielt.

Ein leises Murmeln lief durch die Menge, als plötzlich ein Reiter im gestrecktesten Galopp angesprengt kam und dem Scheriff ein versiegeltes Billet übergab. Dieser griff ehrerbietig an seine Mütze, verbeugte sich und überlas den Inhalt des Papiers, welches den Befehl enthielt, Rothing augenblicklich nach der Guildhall zurückzuführen.

Ehe der erstaunte Goldschmid sich recht besinnen konnte, befand er sich schon auf dem Wege zur Stadt zurück, in der jetzt Alles sich in Unruhe bewegte, denn der Lord Cobham war mit einem wichtigen Auftrage angekommen und jeder Bürger und jeder Bursche verließ das Haus, um einen Edelmann zu bewillkommnen, dessen Vater, Graf Arundel, als ein Märtyrer der Volksfreiheit gefallen war und der selbst den Brand mit hatte löschen helfen, welcher das Haus Heinrichs von Lancaster zu zerstören drohte.

„Liebe Bürger," rief der Lord, als er in die Guildhall eintrat, „ich komme, um einen Akt der Gerechtigkeit an einem würdigen Mitgliede der Goldschmidzunft zu vollziehen. Schon längst hatte ich von unbekannter Hand die Nachricht von der nun glücklich bestraften Verschwörung empfangen und war zugleich von der Unschuld Rothing's überzeugt worden. Ich weiß, daß wir seiner Tochter den ersten thatsächlichen Beweis gegen die Rebellen durch Abgabe eines Ringes verdanken. Die Verfolgung der Verräther hat mich bis jetzt abgehalten, den Unschuldigen eher zu retten, aber ich freue mich, einem Manne aufhelfen zu können, den das Geschick lange Zeit so stiefmütterlich behandelte. König Heinrich hat fünfhundert Mark dem zum Preis bestimmt, welcher die erste Entdeckung der Verschwörung zu Wege brächte; diese Summe gebührt ohne Zweifel Sybillen und ich füge andere fünfhundert Mark hinzu, um sie und ihren Vater für das zu entschädigen, was sie gelitten haben.

„Mein Lord, mein ehrenwerther Lord!" rief der alte Martin, sich hervordrängend; „der Lohn gebührt mir, gab ich nicht die erste Nachricht?"

„Oho, Martin," entgegnete finster der Lord, „der Böse, dem ihr so lange gedient habt, sendet euch jetzt hierher. Bei der heiligen Jungfrau, so eben wollte ich einen Preis auf euren Kopf aussetzen. Kennst du dieses Papier? O, du bist ein ausgefeimter Wucherer! Greift ihn, Leute! er war mit dem Lord Huntingdon im engen Einverständnisse, während er den armen Rothing bis zum bittern Tode verfolgte."

Martin ward festgesetzt und noch ehe die Woche zu Ende ging, trat er denselben Weg an, von dem Rothing so unerwartet zurückkehrte.

Wer möchte die Freude des Goldschmids und seiner Tochter bei einer solchen Wendung des Schicksals genugsam beschreiben können?

Seine Tage verflossen in ununterbrochenem Glücke, und wenn ja etwas zu seinem gänzlichen Wohlbefinden fehlte, so war es höchstens der Umstand, daß durchaus keine Nachrichten über den geheimnißvollen Pilger sein Ohr erreichten. Einige flüsterten, es sei der König selbst gewesen, die große Menge aber meinte, daß Sybille und ihr Vater durch die persönliche Dazwischenkunft irgend eines Heiligen gerettet worden seien. —

Mitternacht.

Sonntagabend war's.

Des Dorfes Alt und Jung war versammelt in jenem Hause, welches die väterliche Sorgfalt der Grundherrschaft viel geräumiger und schöner bauen ließ, als das Haus Gottes. — Weltdienenden Lesern würde dieß genügen; für die gemüthlichen jedoch müssen wir zur Vermeidung des Mißverständnisses hinzufügen, daß wir nicht etwa das Schulgebäude, sondern einfach — das Wirthshaus gemeint haben wollen.

Die jüngere Hälfte der hier Versammelten hatte Nachmittags auf der Wiese, im Schatten grüner Tannen, getanzt, aber ein heranziehendes Gewitter hatte die Mädchen heimgeschreckt und die Burschen sind den Alten nach in die Schenke gegangen, damit der Sonntagsstaat nicht Schaden nehme.... Aus dem Regen in die Traufe! denn am Morgen drauf befand sich manche stattliche Sonntagsmente*) mit großen silbernen Knöpfen, und manche schöne Halsbinde mit den goldbefransten Schleifen in der Hand des Wirthes — als Pfand . . . . .

Unter den hier heimischen Gästen sieht man drei Jünglinge, die allem Anscheine nach Fremde sind, denn Alt und Jung umsteht sie gaffend; ja, selbst der Richter des Dorfes nickt ihren Reden freundlich zu, — was gewiß nicht zu den alltäglichen Erscheinungen zählt.

Die drei Jünglinge sind Wanderburschen.

Sie waren Mittags in's Dorf gelangt und wollten es Nachmittags wieder verlassen. Aber ihr Weg führte sie an jener Wiese vorüber, wo des Dorfes Jugend bestrebt war, durch Tanz, Wein und Küssen die Freude zurückzulocken, welche die melancholische Geige des Zigeuners Andris verscheucht hatte.

*) Mente = Jacke.

„Gott segne Euere Lust!“ — rief Pista*), der Schlankeste und Hübscheste unter den drei Wanderburschen, den Tanzenden zu, ohne übrigens seine Schritte einzuhalten.

„Nicht so; wenn Ihr eine Seele habt!“ — antwortete ihm ein Husar, der, obwohl ihm schon im kriegerischen ersten Zehent unseres Jahrhunderts des Teufels Großmutter — wie er sagte — das rechte Bein geholt, doch noch immer lustig mithüpfte, wenn der muthwillige Csárdás von des Zigeuners Fiedel klang. — „Nicht so! Wo ein Magyar Wein trinkt, dort geht kein Magyar vorüber, ohne sein Glas anklingen zu lassen. Her mit Euch! da ist Euere Flasche!“

„Her mit Euch! — Hieher!“ rief sogleich die ganze Versammlung dem greisen Husaren nach.

Die Wanderer mochten nicht warten, bis man sie ein drittes Mal rief, sondern griffen rechtschaffen zu den ihnen dargereichten vollen Gläsern und leerten sie auf Nagelprobe.

Pista allein hielt das Glas in der Hand, ohne es an die Lippen geführt zu haben.

„Nun, was hat dich denn angeschossen, daß du nicht trinkst, Junge? Bist doch wohl weder ein Türke, noch ein biertrinkender Deutscher, noch ein Brantwein saufender Slovak?“ frug ihn ärgerlich der Husar.

Hej, was soll mir Euer Wein?!
Hej, was soll mir Euer Wein?!
Wein ist süß, jedoch nur dann,
Wenn dabei man küssen kann!
Drum, hej, was soll mir Euer Wein,
Den Fremden küßt kein Mägdelein!....

Diese Worte sang Pista als Antwort, sang sie nach einer jener melancholisch-süßen Weisen, die in die geheimsten Tiefen des Herzens dringen, wie der schmeichlerische Mondstrahl in den stillen Kelch der Blumen; — jener halb weinenden, halb lachenden Weisen, wie sie, als Volkslieder, zu Tausenden von den Lippen des Magyaren tönen.

Die ganze Versammlung hörte staunend die männlich-kräftige, anmuthige Stimme Pista's, und der angenehme Eindruck, den sie machte, wurde durch die Ueberraschung noch erhöht. Ein allgemeines, herzliches Eljen lohnte ihm, als er seine reizende Widerrede geendet hatte.

Der Husar aber sprach: „Ei nun, du böser Junge! wenn du sonst keinen Einwurf hast, wir haben, Gott Dank! der hübschen Mädchen in Hülle und Fülle da.“

„Die Fülle wär' mir schon recht, aber die Hülle wollt' ich Euch schenken,“ antwortete Pista, und die männliche Versammlung brach in ein schallendes, beifälliges Gelächter aus, während der weibliche Theil derselben rasch die Schürzen vor's Gesicht nahm, um nebst der Schamröthe auch das stille Kichern zu verbergen, dessen er sich nicht erwehren konnte.

Der Husar aber schlang seinen Arm um den Nacken der schönsten der kichernden Schönen und zog sie sanft dem Jüngling zu, indem er sprach: „Nicht wahr, jung' Schwesterchen, wirst küssen diesen Mund, der so schön singt, damit er auch trinken mag?“...

„Mußt ihn küssen, Suschen! Mußt ihn küssen!“ rief einstimmig die ganze Versammlung, die Mädchen am lautesten.

*) Stefan.

Und Suschen küßte ihn, verschämt zwar, aber — sie mochte wohl nicht anders können — so warm und herzlich, daß die Burschen sich die Mäuler abwischten, als hätten sie selber den Kuß bekommen, die Mädchen aber unwillkürlich die Lippen bewegten, als hätten sie den Kuß gegeben. — Pista aber hatte das Glas geleert, und als er es dem Husaren zurückgab, sprach er, indem er Suschens Hand drückte: „Hab Oel gegossen in's Feuer; wird ewig brennen! . . . .“ Suschen zog verschämt ihre Hand zurück und war froh, daß sich ihre Gespielinnen neckend um sie schaarten, denn sie fühlte sich zu beklemmt in der Nähe des glühäugigen Jünglings.

„Ugyan, sag' mir doch, Landsmann! warst du nicht einmal Husar, — bist so ein gottgesegneter, ganzer Kerl!“

„Husar war ich nicht,“ erwiederte Pista, „aber Waffenschmied, das bin ich.“

„I! dacht' ich's doch gleich,“ versetzte stolz der Husar; „'s ist ein ganz anderer Mensch, der mit dem Schwert in Freundschaft lebt!... Aber, Gott sieht meine Seele, Junge! es ist Schad' um dich! du müßtest so einen prächtigen Husaren geben!“ . . .

„Ha, alter Kämpe, tröste dich, was nicht ist, kann werden.“

„Hast recht, jung' Brüderchen!“ sagte freudig der Husar, „was nicht ist, kann werden. — Ugyan, daß dich Gott segne, geh mir nach Pesth, wenn du Husar werden willst, und sag dort dem ersten besten Husar, dem du begegnest, daß dich der alte Husar sendet, der mit einem Fuße schon 30 Jahre lang im Grabe liegt, mit dem andern aber noch seinen Csárdás tanzt — sag nur so, denn unter diesem Namen kennt mich jeder Husar, so weit des Kaisers Fahne weht; — sag dann, daß du mit mir aus einem Glase Wein getrunken, und daß ich dir einen Schmatz gegeben hab'“ — hier küßte er den Jüngling herzlich — „und sage, daß du an meiner Stelle kämpfen willst für König und Vaterland, daß du mich hast weinen gesehen, weil ich's selber schwerlich mehr können werde — daß sie dich lieben sollen wie mich, und du wirst sehen, was du für gute Tage unter ihnen haben wirst.“

Die letzten Sätze hatte der Husar unter fast kindisch zu nennendem Schluchzen gesprochen, schwere Thränen rannen ihm in den grauen Schnurrbart, die Burschen blickten tief betrübt auf die ergreifende Szene, und die Dirnen, welche kaum noch die Schürze gebraucht hatten, um ihr Kichern zu verbergen, benützten dieselbe jetzt, um ihre thränenfeucht gewordenen Wangen zu trocknen . . . Man sah es wieder einmal, wie wahr das Volk spricht, wenn es sagt: Weinend belustigt sich der Magyare......

Andris, der Zigeuner, war der erste, der wieder Fassung gewann.

„Wollt Ihr Bußtag halten auf dem Tanzplatz?!“ — schrie er, als Musikant der natürlichste Feind aller Bußtage, „Három a tánez!“*) und zornig strich er über die Saiten

*) Tanz und Lied des Magyaren zerfallen in zwei Theile, ein Adagio und ein Allegro, ersteres wird Lassú (Laschschu) = der Langsame, letzteres Fris-magyar (frisch-magyar), oder auch Három a táncz (drei ist der Tanz = Trio) geheißen; — Csárdás (Tscharbasch) ist der generelle Name des nationalen Tanzes.

seiner Fiedel; — Clarinette, Cymbal, Baß- und Secundgeige fielen lustig mit ein. — Wie auf ein Zauberwort verwandelte sich die Szene, und des Zigeuners Fiedel schien die Macht von Oberons Zauberhorn überkommen zu haben. War das ein Händegeklatsche, ein Juchhe-Geschrei und ein Drehen und Wirbeln! — Einem etwas nervösen Fremden muß bei solchem Anblick Hören und Sehen vergehen.... Auch Pista hatte Suschen erfaßt... Wohl hätten auch die andern Burschen am liebsten mit ihr getanzt, aber noch lieber ließen sie das schönste Mädchen dem Gaste über, denn das ist Gebot der Gastfreundschaft.... Pista legte seine Hände auf die Hüften Suschens, Suschen legte die ihrigen leicht auf die beiden Schultern des Jünglings . . . Wangen und Augen Beider erglühten bei der gegenseitigen Berührung.... Einen Augenblick lang dauern die einleitenden, gleichsam in Schwung bringenden Schaukelschritte, während welcher Pista wonnig das rosige Antlitz des Mädchens und ihre dunklen, gesenkten Augenlider bewundert.... „Rajta, *) Pista!" schrie der Husar, denn jener hatte, versunken im Anblick des Mädchens, zu lange bei den einleitenden Schritten verharrt. Und Pista schlang innig die kräftige Rechte um den kernigen Leib der Dirne, während er die Linke an den Hinterkopf führte, um den wollenen Kalpag festzuhalten. Auch die Dirne schlingt den linken Arm um den Nacken des Jünglings, den rechten stemmt sie keck an ihre Hüfte und jetzt beginnt das Fordulo, ein Wirbeln, das die vom Sturm gepeitschte Wetterfahne beschämt; — kaum kann das Auge noch die Tänzerin vom Tänzer unterscheiden.... Plötzlich fliegen sie auseinander — der Jüngling hat die Dirne weggeschleudert, als wollte er allein leeren den Becher der Lust, und gleichsam gekränkt schwebt sie fort von ihm, so weit als möglich... Jedes tanzt für sich, sie des Tanzes Grazie, er die wilde Kunst desselben entwickelnd; — es muß ein ganzer Mann sein, der den Tanz des Magyaren tanzen will, — sagt ganz richtig ein magyarischer Dichter.... Jetzt weicht der stolze Egoismus aus seinem Herzen, er sehnt sich wieder nach der sanften Fessel des weichen Armes, sehnt sich nach dem holden Pärchen und er stürmt der verlassenen Dirne zu.... Aber diese hat die Kränkung noch nicht vergessen, und flüchtigen, rückwärts gelenkten Schrittes enteilet sie ihm, — er verfolgt sie — jetzt meint er sie erhascht zu haben, da entwirbelt sie ihm plötzlich, wie ein vom Winde gefaßtes Rosenblatt und wieder tanzt Jedes allein... Er trachtet sie durch die Kunst seines Tanzes anzulocken, — sie flieht ihm — in neckischen Schaukelschritten beharrend, und seine Anstrengungen belächelnd zu... Da klatscht er in die Hände — das war das Zeichen — sie fliegt ihm zu, als hätte sie den verloren geglaubten Geliebten wieder gesehen, und wieder beginnt das heftige Wirbeln, als wollten sie in einander schmelzen, um sich ja nicht mehr trennen zu müssen . . . Doch bald ertönen die vollen Schlußaccorde des Csárdás, Halt gebietend den stürmischen Tänzern, — die Pärchen fliegen aus einander.

Wir hatten im Beginne unserer Erzählung berichtet, daß die fröhliche Gesellschaft, von einem heftigen Gewitter bedroht, sich zerstreuete. — Wohl gerne wäre Pista dem schönen Suschen gefolgt, aber die Burschen wollten den lustigen Kumpan nicht entwischen lassen, und er mußte mit ihnen in die Schenke.

In dieser hatte man nun, während wir Obiges erzählten, über gar verschiedenartige Dinge geplaudert. — Das Alles ist für uns verloren. Um so aufmerksamer wollen wir jedoch jetzt ihrem Gespräche lauschen.

„Ja wahrhaftig, so ist's! das ist keine Kleinigkeit! — Wie Ihr da diesen Burschen anseh't" — sagte einer der Wanderburschen, auf Pista zeigend — „wie Ihr ihn da anseh't, hat er volle sechs Schulen durchstudirt. Dann aber, theils weil er das viele Studiren schon satt hatte, theils aber auch, weil er nichts mehr zu lernen fand, ließ er das ewige Kopfbrechen im Stiche und warf sich auf das Handwerk seines Vaters. Jetzt macht er Waffen und Lieder, und wahrlich, Ihr dürft mir's glauben, beide sind so schön, daß selbst der liebe Herrgott seine Freude daran hat."

Bei der Nennung des lieben Herrgottes rückten die ältern Zuhörer fromm ihre Hüte, von den jüngern aber bemerkte Einer:

„Das ist wahr; — eins haben wir gehört, das war wirklich prächtig."

„Ei was! das war nur eine Kleinigkeit; — das hat er nur so aus dem Aermel herausgeschüttelt. Ihr solltet seine andern Verse hören. Ugyan, du Pista, sing doch das Lied, das du vorgestern in der Herberg machtest, als es draußen gerade so wetterte, wie jetzt. — Weißt du, du nennst's „die schwarze Schaar."

„Ei so sing's doch Pista, daß dich Gott segne!" baten Alle und rückten näher an einander, denn sie versprachen sich von dem Namen etwas recht Schauerliches.

„Na, ich will's Euch singen!" sagte der geschmeichelte Pista. „Ihr wißt doch das Sprüchwort: „„König Mathias ist gestorben und mit ihm die Gerechtigkeit."" — He? —" „Ja!" — „Nun gut! — Ihr müßt nun aber auch wissen, daß König Mathias auf lateinisch Corvinus hieß, weil er einen Raben im Schilde führte, denn Nominativus corvus, Genitivus corvi, heißt auf lateinisch der Rabe. He, hab' ich Recht, mein Herr Schulmeister?"

Der Gefragte nickte stumm mit dem Haupte, jener Wanderbursche aber, von dem Pista vorhin so großartig „herausgestrichen" worden war, zwinkerte wohlgefällig mit den Augen, als wollte er sagen: — Hab' ich zu viel gesagt über seine Gelehrsamkeit?

„Dieser König Mathias," fuhr nun Pista fort, nachdem er stolz im Kreise umhergeblickt, „dieser König Mathias hatte ein Heer, welches das schwarze Heer genannt wurde, weil es ganz schwarz gekleidet war, schwarze Federbüsche trug und eine schwarze Fahne hatte, und dieses schwarze Heer war eben so berühmt und eben so tapfer, wie heutzutage die — Husaren." Das letzte Wort betonend, reichte er seine Rechte freundschaftlich seinem einbeinigen Nachbar, welcher es auch nicht unterließ, dieselbe auf's herzlichste zu schütteln.

„Nun aber gebt Acht auf mein Lied:

*) Drauf los!

Der Mond ist hoch gestiegen und zeigt auf Mitternacht,
Als fern auf den Karpathen ein wilder Sturm erwacht.
„Steh't auf! Steig't aus dem Grabe!“ so heult es durch die Grüfte,
Und schwarze Massen jagen durch die erschrock'nen Lüfte ...

Das ist gemein Gewölk nicht mit wasserschwerem Wanst,
Das dir das Feld begießet, damit du ärnten kannst!...
Des Kriegers Seele hört in den dunkeln Lüften droben
Ein muthig Rossewiehern, ein schlachtenlustig Toben....

Ihr wiss't Euch's nicht zu deuten? — Der Pista thut Euch's gern:
Das schwarze Heer ist's, das einst geschlagen Deutschlands Herrn;
Das schwarze Heer, mit dem einst die halbe Welt bekriegte
Mathias der Gerechte — und glücklich auch — besiegte.

Um Mitternacht oft steigt es aus seinen Gräbern auf,
Und macht, die Luft verfinsternd, in pfeilenschnellem Lauf
Die Runde um das theu're, geliebte Vaterland, —
Und blitzt's — so ist das Schwert es, das blitzt in ihrer Hand.

In ihrer Mitte wiegt sich auf ries'gem Fittigpaar
Des Königs schwarzer Rabe, so kühn, wie je ein Aar, —
Wen einst die Klauen faßten von diesem Riesen-Raben
— Und hatt' er tausend Leben — so ward er doch begraben.

Und wie sie so hinwettern — der Rabe und die Schaar,
Da fühlt verjüngte Hoffnung im Herzen der Magyar,
Und kühner beut die Stirn' er den Feinden und Gefahren,
Er fühlt's, daß höhere Mächte sein Volk, sein Land bewahren! . . . .



Nicht enden wollender Beifall folgte diesem Liede Pista's. Von den Burschen war ihm Einer und der Andere um den Hals gefallen, Stirne, Wangen und Mund ihm mit den vollwichtigsten Küssen bedeckend, — die Alten drängten sich, um ihm die Hand drücken zu können, — der Husar weinte vor Freude und Rührung wie ein Kind, und schrie mit thränen-erstickter Stimme: „Pista, éljen! — Seine Gesundheit! Und wer nicht austrinkt — so wahr Gott meine Seele sieht — der trinkt keinen Wein mehr in dieser Welt."

Jung und Alt griff zu den Gläsern — ein brüllendes Éljen folgte — drauf wurden die Gläser geleert, daß kein Chemikus der Welt mehr in denselben eine Spur von Wein entdeckt hätte, — dann aber nochmals gefüllt, und Pista mußte an jedem besonders nippen.

Er hatte gerade das dritte Mal seine „schwarze Schaar" gesungen, als ein Windstoß so heftig an das Fenster der Schenke prallte, daß die Alten erschrocken ein Kreuz schlugen.

„Hei, ist das eine Höllennacht!" rief einer der Gäste, „in solcher Zeit schmeckt's erst so recht, wenn man bei der vollen Flasche sitzen kann."

„Glaub's," erwiederte der Husar, „eine solche Nacht hält auch kein Mensch aus, wenn er nicht eben ein Husar ist."

„Ei, Landsmann, was bist du doch stolz auf deine Husarenschaft!" — versetzte Pista — „glaubst du wohl auch, daß ich's nicht wagen würde, bei dem Wetter und der Nacht in's nächste Dorf zu gehen?"

„Wohl möglich," sagte der Invalide etwas schärfer betonend, weil Pista von dem Husarenthume nicht so ehrerbietig sprach, wie sonst, „wohl möglich, aber wenn ich dir sage, daß 200 Schritte von der Straße ab ein Friedhof liegt — und daß wir nah sind an der Gespensterstunde — wirst's vielleicht doch bleiben lassen."

„Gerade deßhalb lass' ich's jetzt nicht bleiben!" rief Pista erregt von seinem Sitze aufspringend, und Wein, jugendlicher Uebermuth und verletzter Stolz flammten in seinen Blicken; „ich werde dir zeigen, daß des Magyaren Vaterland auch außer den Husaren noch Söhne hat, denen das Herz am rechten Flecke sitzt. — Gott segne Euch!"

„Vergebens warnten ihn Alle, vergebens baten sie ihn, vergebens sprachen sie: „Wir glauben's dir, daß du zu gehen wagst, bleib nur bei uns!" — sie vermochten nichts über ihn, er reichte Jedem die Hand, wünschte Jedem „gute Nacht" und „viel Glück" und stürmte dann aus der Schenke.

Die Nacht war finster, wie das Grab. Dieß aber war für Pista's Trotz bloß eine Aneiferung, — wurde doch dadurch die Kühnheit seines Unternehmens erhöht!

Der Sturm heulte dann und wann auf, als würde er von Jemandem gemartert.

„Heule zu," sprach Pista für sich, „mich erschreckst du nicht!"

Von der Schenke her ertönte die Melodie seiner „schwarzen Schaar." — Sie dachten ihn dadurch zurückzulocken, aber es gelang ihnen nicht. — Er lächelte; es that seinem Herzen wohl, daß sich seine Freunde auch in seiner Abwesenheit mit ihm unterhielten.

Mit wildem Toben warf sich jetzt der Sturm auf ihn, als hätte er ihn zurückschleudern mögen. — Pista zog seine Guba (eine Art Mantel) fester, und kehrte dem tosenden Windstoß den Rücken.

Seine Blicke fielen nun auf's Dorf. — Es war nachtbedeckt, nur ein einziger Lichtpunkt strahlte ihm entgegen — ein einziger Punkt in der dichten Finsterniß — er blinkte so freundschaftlich, als wollte er sagen: Schau! Schau! du schlimmer Junge, warum gingst du weg von mir? komm doch zurück — komm! —

In dem lichten Punkte erkannte Pista sogleich das Fenster des am Ende des Dorfes gelegenen Wirthshauses. — — Er lächelte — er hatte sich Suschens erinnert.

Es tauchten vor seiner Seele die glücklichen Stunden des Nachmittags auf. Und jedes Wort, das Suschen zu ihm gesprochen hatte, wiederholte er sich drei, vier Male; und jeden süßen Blick, mit dem Suschens Auge dem seinigen tief-verschämt begegnet hatte, ließ sein Gedächtniß neuerdings in seinem Herzen aufflammen ... und auf jedes ihrer Worte antwortete er, wie er auf der Tanzwiese geantwortet hatte, genau dasselbe, — Wort für Wort — und jeden ihrer süßen Blicke vergalt er hundertfach.

Unwillkürlich blickte er auf's Dorf zurück. . . .

Aber auch der freundlich-blinkende Punkt war schon verschwunden . . . Vor ihm, hinter ihm ein endloses Meer von Finsterniß und Grabes-Einsamkeit! . . .

Und ein unangenehmes Gefühl überkam sein Herz; den Weg und seine Rauheit verachtete seine stolze Seele, aber das Alleinsein berührte sein geselliges Gefühl so unfreundlich!....

„I! — was kümmert's mich!" — rief er plötzlich voll munterer Laune aus — „hab' ich doch einen bewährten, warmfühlenden Freund mit mir!" . . .

Mit diesen Worten holte er seine Pfeife hervor.

Bei der Berührung dieses wohlbekannten, geliebten Gegenstandes begann jene Bangigkeit zu schwinden, die seine Seele zu beschleichen drohete, und als er vollends das Mundstück zwischen die Zähne nahm, that ihm dieß so wohl, als hätte er sein Liebchen geküßt.

Stahl, Schwamm und Stein nahm er nun zur Hand und die sprühenden Funken stachen unheimlich-schön von der pechschwarzen Nacht ab.

Mit freudestrahlendem Antlitze begann er drauf seine Rauchoperation, doch rasch verdüsterte sich dasselbe wieder.

Ist es dir schon passirt, geneigter Leser, daß das Mädchen, welches du eben recht innig küssen wolltest, plötzlich, wie ein Aal der Hand des Fischers, deinem Kusse entschlüpfte? Oder wenn du noch nicht so unglücklich warst, kannst du dir die unbeschreibliche Abgeschmacktheit eines solchen blinden, in der höhnischen Luft platzenden Kusses vorstellen?

Wenn du's kannst, so kennst du das Gefühl, welches jetzt den armen Pista erfüllt. Das Rauchen, diese liebe, liebe Unterhaltung, war ihm ein geschmacklos Ding geworden — weil er den Rauch nicht sehen konnte! ... Vergebens sog er an seinem Rohre in immer kräftigern Zügen — die Nacht raubte ihm den Anblick des Rauches, der Wind den Duft desselben.

Was sollte er anfangen, da ihm seine Pfeife keinen

Trost zu bieten vermochte? Und doch war die Einsamkeit jetzt um so öder, denn es war eine Hoffnung von ihm gewichen.

Seine Pfeife sollte ihn nun auf andere Art belustigen: er ließ sie Funken speien.... Und einige Augenblicke lang that ihm dieß wirklich wohl. Es war der Grabesstille gegenüber das Zeugniß der Thätigkeit eines lebenden Wesens. Doch in der nächsten Minute erschien ihm dieß unsichtbare, feuerspeiende Etwas doch als ein gar gespensterhaftes Ding! In seinem Gedächtnisse tauchten die Wintermährchen seines Vaters auf, in denen tanzende Hexenlichter die Leute in Sümpfe verlockten und feuerige Kugeln, Kälber und Menschen dem einsamen Wanderer das Blut zu Eis erstarren machten.

Pista blickte um sich.... Vor und hinter ihm, rechts und links endlose Finsterniß, schauerliche Grabeseinsamkeit.

Und das tapfere Herz des Burschen durchfröstelte eine Art von Unmuth, die wir die erste Stufe der Furcht nennen möchten.

Auch Pista merkte, daß er den Weg nicht mehr so freudig gehe, wie Anfangs und schlug eine laute Lache auf. Stolz schüttelte er darauf sein langes, wallendes Haar rückwärts, als wollte er die beengenden Gedanken abschütteln, die sich seiner zu bemächtigen begannen.

Wenn Kinder in einem dunklen Zimmer allein sind, singen sie. Dieß that auch Pista, obwohl er sich nicht gestand, daß er aus Furcht zu singen beginne. „Es vertreibt mir die Zeit," dachte er.

„Der Mond ist hoch gestiegen und zeigt auf Mitternacht, Als fern auf den Karpathen ein wilder Sturm erwacht —" Hier hielt er inne. Er wußte selber nicht, warum? . . . Sein Gesang klang ihm, wie der Ton einer Geige, an welcher der Resonanzboden fehlt. Dann heulte auch der Sturm drein, als zürne er, daß Jemand laut zu werden wage, wenn er sein unheimlich Lied pfeifen will.

Er mochte aber keine Sekunde lang geschwiegen haben, da schien es ihm, als setzte Jemand hinter seinem Rücken seine „Schwarze Schaar" fort und sänge in tiefem, hohlem Baß: „Steh't auf! Steigt aus dem Grabe!".........

Pista blieb stehen und schaute rückwärts.... Er preßte seine Augenlider zusammen, damit der Strahl seines Blickes schärfer werde und die Nacht durchdringe.... Es war vergebens, die Finsterniß war undurchdringlich.... „Es hätte ein Löffel in ihr stecken bleiben können" — wie der Magyar zu sagen pflegt.

Aergerlich schritt er nun vorwärts.

„Als ob man in einen Sack genäht wäre —" murmelte er. — „Kein Kerzenschein, so weit das Auge reicht.... Ei, ei, Pista —" fügte er jedoch rasch hinzu, fast ärgerlich darüber, daß er ärgerlich geworden war — „du wirst dich doch wohl nicht fürchten?... hahahaha!.... Wer ist da!?" — schrie er, sich rasch umdrehend, denn er hätte schwören mögen, daß Jemand hinter seinem Rücken ebenfalls hell aufgelacht hätte.

Nichtsdestoweniger blieb seine stürmische Frage unbeantwortet, und er faßte sich wieder, seine gute Laune gewann wieder die Oberhand. Wie ein junger, lebensvoller Körper eine Krankheit rasch zu besiegen pflegt, so ward sein gesundes, kräftiges Herz bald Herr über Gefühle, die ihm sonst fremd waren.

„Treibe doch keine Dummheiten, Pista!" schalt er sich selber, „wer sollte wohl noch da sein? Gibt's doch im ganzen weiten Ungarlande außer dir keinen Narren mehr, der das Wirthshaus verlassen und . . . . ."

Er lachte abermals, — gleichsam seinem vorigen Schrecken zum Trotze .... Armer Pista! Man hört's deinem Lachen doch ab, daß du lieber dort säßest zwischen den rauchigen Wänden der trauten Schenke. Armer Pista, ob dein Herz wohl weiß, daß dein Mund lacht?

„Ha, aber —" fuhr er fort — „lass't sie nur kommen morgen. Sie sollen mir diesen Weg königlich bezahlen! Ich will ihnen Dinge erzählen, daß ihnen die Haare zu Berge steigen sollen, — von spindeldürren, bald drei Ellen, bald eine Spanne langen, in weiße Leinentücher gehüllten Betteln,"...

Er sah im Geiste schon die entsetzt-dummen Gesichter, die seine Gefährten bei der fürchterlichen Mähre schneiden würden, und er wollte wieder auflachen, aber das Ding blieb ihm dießmal im Halse stecken, denn plötzlich bevölkerte sich die bisher so schauerlich-einsame Nacht auf noch schauerlichere Weise. Abscheuliche Gerippe tauchten vor seinen Augen auf — diese spannenlang — jene riesengroß — ihre unheimlich-eintönig-klappernden Knochen waren von wallenden, fahlen Fetzen schlecht verhüllt — von ihrer Unzahl schien die Nacht weiß werden zu wollen.

Pista entsetzte sich, mit geballten Fäusten schlug er um sich, um die Gespenster zu verscheuchen, die seine erhitzte Fantasie geschaffen.... Und die wüsten Gestalten verschwanden.

„Um Gottes Willen, Pista!" — rief er sich nun wieder zu, und seine Stimme klang dabei, wie die eines Unglücklichen, der seinen Unglücksgefährten tröstet und selber des Trostes bedürftig ist — „um Gottes Willen, Pista! bist doch kein alt' Weib, daß du Gespenster fürchtest ..: Mal' den Teufel nicht an die Wand!... Sei lustig — sing' dir Eins!"

Und wieder begann er seine „schwarze Schaar" zu singen. Es war ihm dieß Lied, als das jüngstgeborene seines Geistes, das liebste .... Freilich, die Worte: „Steht auf! Steigt aus dem Grabe!" — die wollten ihm nicht recht aus der Kehle, aber er preßte sie doch heraus:

„Und schwarze Massen jagen durch die erschrock'nen Lüfte.

Das ist gemein Gewölk nicht mit wasserschwerem Wanst,
Das dir das Feld begießet, damit du ärnten kannst!
Des Kriegers Seele hört in den dunkeln Lüften droben
Ein muthig Rossewiehern, ein schlachten-lustig Toben."

Hier hielt er wieder inne, und blickte lauschend in die Höhe. Es schien ihm, als müßte es jetzt gleich laut werden über seinem Kopfe.... doch blieb Alles still, — allzustill; er setzte daher sein Lied fort, obwohl etwas minder laut:

„Ihr wißt Euch's nicht zu deuten? Der Pista thut Euch's gern:
Das schwarze Heer ist's, das einst geschlagen Deutschlands Herrn;
Das schwarze Heer, mit dem einst die halbe Welt bekriegte
Mathias der Gerechte — und glücklich auch besiegte.

Um Mitternacht — da — steigt — — es — aus — — —
seinen — — — — — —"

Weiter ging's nicht, aller Anstrengung zum Trotze. Schon seit er die schwarze Schaar genannt hatte, ward sein Gesang immer banger und banger, aber er rang mit sich selber. Länger jedoch vermochte er dieß nicht zu thun .. Hat doch das schwarze Heer den deutschen Kaiser besiegt, warum nicht auch einen Schwertfeger.... Vollends als er bei den „Gräbern" angekommen, da that sich die Erde an tausend Orten auf und ihren Schlünden entstiegen riesige, schwarze Gestalten, — so schwarz, daß sie selbst von dieser egyptischen Nacht abstachen... Und unter die schwarze Riesenschaar mengten sich, als entsetzlicher Gegensatz, die schmutzig-gelben Skelete mit ihren weißen, wallenden Fetzen... Ein Zischeln und im Sande ein unheimliches Schleifen wird jetzt um ihn laut... Und fester tritt er auf. Er will seinen Schritt hören, will sich von seinem eigenen Dasein überzeugen. Aber es däucht ihm, als ob das nicht sein Schritt wäre — als ob ein schwarzer Riese neben ihm so schwerfällig einherschritte.... Und ein kalter Schauer schüttelt ihn... Er will sich's ausreden, aber es nützt nichts... Er sieht und hört ganz deutlich.... Er hört das Zischeln und das Schleifen; — er hört das Schwirren in den Lüften — er sieht die gräulichen Gestalten sich in immer engern Kreisen um ihn sammeln... Was willst du? — Hast uns gerufen!... Da sind wir! — säuselt's ihm um's Ohr.... Er hört's gar deutlich, — aber er merkts nicht, daß er mit seinen Schritten weit auszuholen begonnen, — daß eisiger Schweiß seine Stirne bedeckt .... Ha! was ist das?! Ein schwerer Schlag trifft seine Stirne — Etwas hat ihm den Kalpag vom Haupte gerissen.... Und Pista greift mit beiden Händen nach seinem Kopfe, der ihm zu zerspringen droht, — sein Herz pocht in wilden Schlägen an seine Brust — seine Füße wanken — „rette dich! rette dich!" schreit's in ihm — und er beginnt zu laufen.

Aber auch mit dem will's nicht recht fort.... Der Boden ist außerordentlich uneben ... Hügel auf — Hügel ab — und überall die dunklen Körper an seiner Seite — er sieht sie furchtbar deutlich.... Jetzt strauchelt er und fällt. Er fühlt's, er liegt auf einem Hügel.... Um Gottes Willen! ächzt er aus heiserer Kehle — wo bin ich? — rasch tappt er umher — seine Hand erhascht einen kalten Körper — blitzschnell läßt er sie über denselben hinfahren und mit dem Schrei: „Grabstein!" sinkt er zusammen .... Seine Phantasie war stärker als sein Muth....

Der Leser wird errathen haben, daß Pista, vom Wege abgekommen, in den Friedhof gerathen war, von dem der Husar gesprochen hatte. — Doch die Ohnmacht, in die er hingesunken, löste sich in Folge des etwas zu viel genossenen Weines und der Müdigkeit bald in einen tiefen Schlaf auf... Er träumte nicht, — auch seine Seele war zu müde geworden. . . . . .

Früh Morgens fahren zwei Bauern am Friedhofe vorüber. Am weitoffenen Eingange desselben stehen zwei Linden, die sich gegenseitig ihre Aeste zustrecken, als wollten sie hiedurch den Frieden anzeigen, der da herrscht an dem Orte, dessen grüne Wächter sie sind.

„Schau doch," sagte der ältere Bauer zu dem jüngern, „liegt dort bei dem Baume nicht ein Kalpag?"...

„Freilich! Ein Kalpag ist's, — da muß Einem etwas passirt sein."

„Sehen wir nach!" .... Sie hielten an, stiegen ab, schauten um sich und gewahrten bald einen Mann, der mitten im Friedhofe zu schlafen schien — sein Kopfpolster ein frischer Grabhügel.

„Mein Gott! das ist ja Pista!" schrien Beide, als sie, näher gekommen, das Angesicht des Schlafenden erblickt hatten.... Sie wollten ihn wecken, aber ihr Rütteln war vergebens, Pista konnte sich den Armen des Schlafes nicht entwinden....

„Weißt du was? Vater!" rief nun der jüngere Bauer, „wir lassen ihn schlafen, legen ihn auf den Wagen und fahren in's Dorf zurück."

Und so geschah es . . . .

Die Bevölkerung des Dorfes war nicht nur bereits wach, sondern bewegte sich auch schon in buntem Durcheinander den Feldern zu, wo heute die Aernte beginnen sollte. — Voran gingen die Alten, Männer und Weiber. — Hier berechnete Einer, wie viel schöne Tage sein müßten, bis er den „Gottessegen" eingeheimst habe. Worauf der Nachbar versicherte, daß seine Ziegen seit einigen Tagen besonders guter Dinge seien, was ein sicheres Zeichen ist, daß das Wetter anhaltend schön bleiben werde... Eine brave Hausfrau faltete die Hände, erhob den frommen Blick zum klaren Himmel, und wünschte, daß der Nachbar wahr gesprochen habe; während ein zweiter Nachbar meldete, daß der Kalender mit den Ziegen vollkommen übereinstimme .... Hinter ihnen ging ein junges Ehepaar, das verhandelte, wie viel Hühner-, Gänse- und Enteneier sie zu Markte tragen, und wie viel sie daheim behalten und ausbrüten lassen wollten, wobei das Weibchen ein über das andere Mal hold erröthete — sie hatte wahrscheinlich Aussicht, daß sich ihr Hausstand mit etwas Lieberem, denn Hühner, Gänse und Enten vermehren sollte.... Abseits von den Uebrigen trippelten zwei Mädchen einher, sie sprachen angelegentlich über die — Bänder, die sie kaufen wollten, wenn's eine glückliche Aernte gibt.... Dort sprechen ein Mädchen und ein Bursche gar vorsichtig mit einander, — sie hatten sich auf der Tanzwiese gestern ihre Liebe gestanden und besprechen jetzt das Weitere... Drei dralle Mädchen, gefolgt von dreien Burschen fingen dort ein heiteres Volkslied zusammen. Es ist ein Wechselgesang. Eine Strophe singen die Mädchen: sie klagen die Männer der Untreue an; — drauf singen die Burschen ihre Strophe: sie vertheidigen ihr Geschlecht; — endlich singen sie ein Ensemble: sie versöhnen sich und stimmen das Lob der Liebe an.... Alle waren sie heiter, nur Ein Mädchen, das schönste im Dorfe, ging schweigend einher. Sie sprach nicht, sie sang nicht; ein Schleier der Schwermuth lagerte auf ihren anmuthvollen Zügen: Wie konnte er nur fortgehen, ohne mir „Gott erhalt' Euch" gewünscht zu haben? — das war der Gedanke, der sie beschäftigte, und ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen, als die wettsingenden Burschen die Treue der Männer vertheidigten .... Neben ihr bewegt sich etwas schwerfällig ein greiser Mann, mit langem grauen

Schnurbart, einher. Er ist gekleidet wie ein Bauer, aber sein hölzernes Bein, die grüne, mit schwarzgelben Schnüren und kleinen Messingknöpfen reichverzierte Mente, die er um die linke Schulter geschlagen hatte, verrathen uns den gewesenen Husaren. Seine Gemüthsstimmung scheint mit der des Mädchens in Einklang zu stehen, er macht sich Vorwürfe, daß er den braven Jungen gestern Nachts so gereizt habe.... Ein Gefühl der Reue ist's, das ihn in der Nähe des Mädchens hält.

Mittlerweile zieht ein herannahender Wagen die Aufmerksamkeit der ländlichen Truppe auf sich.

„Gelobt sei der Herr!" grüßt der ältere, auf dem Wagen sitzende Bauer, während der jüngere ebenfalls den Hut rückt.

„In Ewigkeit, Amen!" antworten die vordersten Fußgänger; „wo kommt Ihr denn so zeitlich her, gazda?" *)

„J, ja, wir haben heute schon einen tüchtigen Fund gemacht" — erwiedert der Gefragte — „schaut nur auf meinen Wagen her."

Dieser war bald umringt und eben so schnell tönte der Ruf — „Pista!" halb freudig, halb erschrocken, von den Lippen der Umstehenden.

Die entfernter geblieben waren, sprangen oder liefen herbei, und im nächsten Augenblicke stand nur Ein Wesen vom Wagen ferne: Suschen nämlich, die sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte.

Das Rütteln des Wagens, auf einer ungarischen Straße von besonderer Qualität, übte auch an Pista seine ermunternde Kraft, und es hatte bloß noch des Schreies der Menge bedurft, um ihn zu wecken.

Er schlug die Augen auf, richtete sich empor und glotzte die Leute an.

„Mein lieber, guter Junge," rief außer sich vor Freude der Husar, „wie kommst du denn daher?"

„Wie seid Ihr denn Alle in die Hölle gerathen?" frug Pista mit dumpfer, eintöniger Stimme, wahrscheinlich noch von den Träumen verwirrt, die sich seiner bemächtigt hatten, seit sein Schlaf minder fest geworden war.

Eine schallende Lache der Umstehenden antwortete ihm auf seine Frage und ein Paar Freudethränen weinend schrie der Husar:

„Aber komm doch her, Suschen, und befreie ihn vom Bösen!"

Das Lachen der Leute und der Anblick Suschens brachten blitzschnell Ordnung in die Gedanken Pista's, er erinnerte sich alles dessen, was vorgefallen war, und vom Wagen springend, fiel er dem Husar um den Hals und rief:

„Ich will des Teufels sein, wenn ich nicht des Teufels war!" ....

Man hatte mittlerweile erfahren, wo ihn Suschens Vater — denn dieß war der Bauer — gefunden hatte, und er wurde nun von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Er konnte nicht ausweichen, mußte sich mit den neugierigen Bauersleuten auf den Rain niedersetzen und — nachdem er sich durch einen tüchtigen Schluck aus dem Weinschlauche des Husaren erwärmt hatte — all die entsetzlichen Dinge erzählen, die ihm widerfahren.

Man kann sich die Farben denken, mit welchen Pista malte. Die Schilderungen eines Soldaten, der feige aus der Schlacht entlaufen und seine Feigheit durch Aufzählung der furchtbaren Kräfte des Feindes entschuldigen, beschönigen will, sind matt gegen jene Bilder, welche Pista entfaltete.

„Ich habe" — so erzählte er schließlich — „eine volle Stunde lang mit einem Teufel gerungen; er konnte mir nicht beikommen, denn ich betete immer ein „Vater Unser". Darauf begann es zwölf Uhr zu schlagen, da wollte der Teufel fort, aber ich hielt ihn fest an den beiden Hörnern; ich wollte ihn Euch in's Dorf hereinbringen, um Euch zu zeigen, wie so ein Teufel — wie er leibt und lebt — ausschaut. Da merkte der Teufel, wo ich hinaus wollte, und fing an, fürchterlich zu brüllen. Da sprangen plötzlich zwölf feurige Männer aus der Erde 'raus. Einer von ihnen gab mir einen so furchtbaren Hieb auf den Schädel, daß meine Mütze weit weg flog, und sie hätten mich gewiß umgebracht — denn mit dreizehn Teufeln kann ich's natürlich nicht aufnehmen — wenn ich nicht flugs in den Friedhof springe und dort ein Kreuz umklammere. Das rettete mich, die Teufel verschwanden unter fürchterlichem Geheule. Und so mochte ich nicht weiter gehen, denn ich war zu müde von dem langen Ringen — 's ist keine Kleinigkeit — eine volle Stunde lang — mit einem leibhaften Teufel. — Ich legte mich nieder und schlief bald ein." ....

Voll frommer Gläubigkeit und mit offen vergessenen Mäulern hörten die guten Leute die fürchterliche Erzählung Pista's. Keiner wagte sie zu unterbrechen und der Eindruck, den sie machte, gab sich hier in dem Erbleichen eines Mädchens, dort in dem schlußbegierigen Näherrücken eines Burschen, hier in dem Kreuze, das ein Gazda schlug, dort in dem Stoßgebete kund, in welchem ein Mütterchen ihrem Entsetzen Luft machte.

Als Pista geendigt hatte, da seufzten Alle tief auf, als wären sie eben von einem Alpdrücken befreit worden, zu sprechen jedoch wagte Niemand; befanden sie sich doch auf derselben Straße, welche noch vor sechs Stunden von Teufeln wimmelte!

Ein derber Fluch des Husaren war's endlich, der, wie der Sturmwind die Luft von bösen Dünsten, die Gemüther von den unheimlichen Gefühlen befreiete, die Pista's Erzählung geweckt hatten; indem er mit der geballten Faust auf die Straße hinaus drohete, schloß er mit den Worten:

„Wär's ein Husar gewesen, er hätte es mit der ganzen Hölle aufgenommen! — Freilich —" fügte er schnell hinzu, da er befürchtete, den Pista zu kränken — „freilich auf seinem Rosse hätte er sitzen müssen, denn ohne Roß ist selbst der Husar nicht viel mehr, als ein gewöhnlicher braver Kerl....

Pista aber labte sich an den entsetzten Gesichtern seiner Umgebung; — hatte er sich's doch vorgenommen, sie die Mühseligkeiten seiner Wanderung entgelten zu lassen, indem er Dinge erzählen wollte, bei den ihnen die Haare zu Berge steigen sollen.......

* * *

*) Gazda gleichbedeutend mit Familienvater.



Einige Monate später, im Fasching, da gab's große Lustbarkeit im Dorfe.

Der junge Schmied des Dorfes heirathete das schönste Mädchen desselben. Der junge Schmied war aber kein Anderer, als unser Pista, und das schönste Mädchen kein anderes, als unser Suschen.

Pista hatte sich von der Liebe zu ihr und den eindringlichen Reden des Husaren bewegen lassen, sich im Dorfe heimisch zu machen und eine Schmiede zu errichten, die ihn recht gut nährte.

„Aber warum laß'st du den Pista nicht in die Stadt geh'n und Husar werden?" frug ein Bursche, der auch ein Auge auf schön Suschen geworfen hatte, den Husaren; dieser aber antwortete in seiner husarisch-aristokratischen Weise:

„Weil der Kaiser Husaren genug hat, im Dorfe aber kein ganzer Kerl mehr da sein wird, wenn ich 'mal in die Grube fahre."

Während des Festes aber war unser Husar der lustigste und muthwilligste unter den Gästen. Er fiel bald dieser, bald jener Dirne um den Hals und ließ nicht eher ab, als bis sie ihn geküßt hatten,

„denn" — sagte er — „das Hochzeitsfest da, habt Ihr

mir allein zu verdanken." — Ja er ging in seinem Muthwillen sogar so weit, von der Frau Pastorin — einer im Weinberge des Herrn tüchtig gediehenen und schon über die Fünfzig hinaus stehenden Frau — zu verlangen, daß sie mit ihm einen Csárdás tanze. Er wurde freilich abgewiesen, aber ein Husar läßt sich nicht so leicht bedeuten und die wackere Dame mußte sich nolens volens, troß des Embonpoints ihres Körpers und ihrer Frömmigkeit, mit dem alten Krieger einige Male „herumdrehen."

Pista aber schloß in Folge allgemeiner Aufforderung die Festtafel mit einem Liede, das er, die volle Flasche schwingend, sang. Zu unserem großen Leidwesen ist auf den Lippen des Volkes nur die letzte Strophe erhalten geblieben. Diese lautete:

Drum hast du ein Lieb und Wein dazu,
So lass' den lieben Gott in Ruh'
Und plag' ihn um nichts weiter.
Dank' schön und fromm ihm im Gebet,
Arbeit' und singe früh und spät,
Bleibst du gesund und heiter.
Und schlafe daheim um Mitternacht,
Sonst kriegt dich der Teufel in seine Macht;
Heje huja, huj!

Pista lebt heute noch getreu nach diesen seinen Grundsätzen und zählt zwanzig Meilen in der Runde zu den populärsten Männern. Hunderte seiner Lieder singt das Volk mit Vorliebe und bewahrt sie treu. Ihm aber hat es den Namen „der singende Hammer" beigelegt.

Ein Altar höher als die Kirche.

Im Mittelalter gab es eine Periode, wo man mehr als jemals poetische Gedanken durch die bildende Kunst wiederzugeben versuchte. Es entstanden durch Meisel und Pinsel Meisterwerke, die noch heute in Jedem Bewunderung erregen. Wie sinnig war z. B. der Gedanke der Mönche, die Bibel und andere heilige Schriften zu einer Zeit, wo die Kunst des Lesens noch eine Seltenheit und der Buchdruck noch nicht existirte, mit schönen, bedeutsamen Miniaturen zu zieren, die gleichsam die Gedankenvermittler für die Unkundigen werden sollten. Man suchte hier wie in so Vielem, was der Kirche gehörte, zuerst auf die Sinne zu wirken, wohl berechnend, daß den Sinnen früher oder später auch das Herz nachfolgt, just, wie es bei den Blumen der Fall ist, die ihre zarten Blätter in dunklem Raume dem kleinsten Lichtstrahl zuwenden und so den starken, sie beherrschenden Stengel endlich auch zwingen, sich nach ihrer Seite zu drehen.

Für die Kunst war dies Streben des Mittelalters von unendlichem Vortheile. Man hatte dem fremdländischen Geschmacke lange genug auf entwürdigende Weise die Schleppe nachgetragen; jetzt aber rang man nach Selbstständigkeit im Vaterlande. Deutsche Meister standen auf und folgten dem mächtigen Banner des „Allmeisters" Dürer, dem selbst das stolze Italien Achtung nicht versagen konnte.

Besonders wandte man in jener Zeit der Holzbildhauerkunst viel Aufmerksamkeit zu, und die reichsten Kirchen bemühten sich, im Besitze von Meisterwerken dieser Gattung mit einander zu wetteifern. Zumal die Städte des südlichen Deutschlands und die der Rheingegenden waren es, die vorzugsweise jenem Geschmacke huldigten und deren Kirchen noch heute die schönsten Kunstwerke dieser Art aufzuweisen haben.

I.

Die Rathsherren der Stadt Breisach hatten beschlossen, ihrem Münster, der so feierlich von dem Hügel herab sich in den Rhein bespiegelte, eine neue Zierde zu verleihen. Der Hochaltar war baufällig und unscheinbar geworden, und man trachtete jetzt danach, ihn durch einen neuen zu ersetzen, welcher der schönen Kirche würdig wäre. Man hatte nach nah und fern um tüchtige Künstler ausgeschrieben, die im Stande, etwas wahrhaft Schönes zu liefern, wofür man sie reichlich bezahlen wollte, denn Breisach hatte zu jener Zeit gute Einkünfte und die Geldtruhen der Stadt- und Kirchenkassen waren fast wohl gefüllt.

Es hatte sich, das Werk zu fertigen, mancher wohlbekannte Meister erboten und dabei zugleich einen Entwurf mitgesandt, wie nach des Einzelnen Meinung die Ausführung vorzuschlagen wäre. Die Rathsherren beschlossen, auf einen Tag alle Vorschläge gewissenhaft zu prüfen und dann den ausführenden Meister zu wählen. Jener Tag war herangekommen. Die ernsten Männer in den schwarzen Feierkleidern und den weißen Spitzenkrägen saßen schon an drei Stunden in dem großen Zimmer des Rathhauses. Die Pläne und Zeichnungen gingen von Hand zu Hand. Die Blicke ruhten wohl lange prüfend auf denselben, doch schwiegen die Männer noch, denn keiner der Vorschläge hatte bis jetzt einen allgemeinen Beifall, der zur Bedingung gemacht war, erlangen können. Da entfaltete man endlich ein Blättchen, kaum mehr als zwei Hände groß, auf dem eine liebliche Gruppe mit wenigen, aber sichern Strichen entworfen war: auf einem Throne sah man in erhabener Schönheit die Himmelsjungfrau; zu einer Seite Gott in Gestalt eines würdigen liebevollen Greises, an der andern Christus. Die Figuren der beiden letzten hielten über dem Haupt der Jungfrau eine Krone und waren von einem Chor der Engel umgeben. Unter dem Bilde war nichts zu sehen, als der Name des Meisters: Hanns Liefrink. Auf der Rückseite des Blattes entdeckte man jedoch folgende Zeilen:

„Ehrsame, wohlweise Herren vom Rathe der Stadt Breisach! Gott zum Gruße und im Geiste einen Händedruck zum Dank, daß Ihr entschlossen seid, Euern Münster durch ein würdig Kunstwerk neu zu zieren. Wollt Ihr die Ausführung einem redlichen, kunstverständigen Manne überweisen, so schlage ich Euch dazu den Meister Hanns Liefrink vor, der jetzt in Eurer Stadt wohnt. Er ist mein Freund, aber ich kenne ihn auch als Künstler und bürge für ihn, daß er im Stande, ein Werk zu schaffen, das seinen und Breisachs Ruhm nur mehren kann.

Nehmt mir es nicht für Uebel, daß ich mich ohngefragt

in Euere Angelegenheiten mische, aber ich denke, ein wahrhaft guter Rath, findet alleweil gute Statt.

Nürnberg, am 15. Aprilis anno domini 1525.

Albrecht Dürer."

Schon die geistvolle Skizze hatte die Rathsherren auf den ersten Blick, den sie darauf geworfen, ganz eingenommen, als man aber gar noch die freundliche Empfehlung des weltberühmten Meisters Dürer las, da war man rasch entschlossen, sogleich zu Liefrink zu senden und ihn feierlich mit der Ausführung zu betrauen.

Nur einer der Rathsherren, der immer mürrische und finstre Rubacher, erhob seine Stimme gewaltig gegen Meister Liefrink, den er einen Leichtfuß und Taugenichts nannte, auch alles dies zu beweisen sich erbot. Er gerieth dabei so in Wuth, daß er, fast braun im Gesicht geworden, athemlos in seinen Sessel zurücksank. Die übrigen Rathsherren kannten aber recht wohl den Grund von Rubachers Wuth und verlangten nicht, die angebotenen Beweise zu hören. Ohne daß sein Toben ferner beachtet wurde, sandte man alsbald eine Deputation zu Liefrink, die diesem den Entschluß des Rathes mittheilen sollte.

II.

In der Nähe des alten Augustinerklosters standen zu damaliger Zeit zwei Häuser friednachbarlichst neben einander, obschon ihr Aeußeres nicht zu so großer Vertraulichkeit zu berechtigen schien. Das eine war ein gar stattliches Gebäude mit drei Reihen schön verzierter Spitzbogenfenster und einem steinernen Aufgang zur Hausthür, die jedoch ihre eichene Last nur selten in den Angeln drehte. In diesem prächtigen Hause wohnte jener reiche Rathsherr Rubacher, dem die bösen Zungen in der Stadt zwar heimlich, aber d'rum nur desto wirksamer nachredeten, er habe durch sein heftiges Wesen seiner seligen Frau Liebsten den Lebenspart um ein gut Stück verkürzt. Freilich mochte die Liebe, die er trotz seines sonst heftigen, barschen Wesens seinem einzigen Kinde, der lieblichen Katharina, bewies, solch bösen Leumund fast Lügen strafen, doch hatte das Volk dabei gleich wieder die Anschwärzung bereit, daß er damit an dem Kinde jetzt nur gut zu machen strebe, was er an der Mutter zu viel des Ueblen gethan. Würden aber, fügte man noch leise hinzu, nur erst die hübschen glatten Züge Katharinens faltig und ihr Haar grau und spärlich werden (denn einen Schwiegersohn wollte der Alte durchaus nicht in sein Haus lassen, das erzählte man sich auch schon!) dann würde auch Rubachers ohnehin doch nur lauwarme Liebe rasch erkälten und er das gute Kind auch noch früh genug in die Grube bringen.

In wiefern diese Spinnstubengerechtigkeit wahr sprach, wird sich uns später zeigen. Wir wenden uns jedoch jetzt von dem „Grobianspalaste," wie die Breisacher das Haus nannten, zu dem kleinen Nachbarhäuschen. Dies war freilich schlicht genug anzuseh'n, hatte auch nur wenige Fenster neben, aber nicht übereinander, konnte also für seine Insassen nur spärlichen Raum bieten. Das Dach war gleichfalls fast mit der Hand zu erreichen, die Mauern nur schlicht getüncht, aber die reinlichen Fensterscheiben blitzten gar mächtig im Sonnenscheine. Blumentöpfe standen dahinter, so daß man kaum durch die dichten Blätter in das Innere blicken konnte. Eines war jedoch an dem Hause, was demselben trotz seiner niedern Gestalt Namen und Ehre in der ganzen Stadt verschaffte, und dies war — die Hausthüre! War denn diese Thüre ein verzaubertes Kleinod oder dergleichen? wird man fragen. Das freilich war es nicht, eben so wenig war sie von Gold, wie vielleicht Mancher denken möchte, allein etwas Aehnliches war es immerhin, denn es war ein — Kunstwerk, ein Meisterstück. Die Eichenholzplatte der Thüre war so kunstreich mit Schnitzwerk verziert, allerhand Blumen waren darauf so künstlich verflochten, daß sich erst das erstaunte Auge an die Pracht gewöhnen mußte, wenn es die niedlichen Engelsköpfchen erkennen wollte, die in reicher Zahl durch alle Lücken in dem Blättergewinde, ja, wohl auch aus den Blättern und Blumenkelchen selbst herausschauten. Darüber war in recht kräftigen gothischen Lettern der Name

Hanns Liefrink

eingeschnitten, andeutend, daß der Meister hier wohnhaft sei.

Diese Thür hatte vor zwei Jahren, wo sich Liefrink mit seiner alten Mutter nach Breisach gewandt und dies kleine Häuschen gekauft hatte, die ganze Stadt in Aufruhr und Bewegung gebracht. Das war damals ein mächtiges Drängen und Stoßen, denn Jeder wollte das Wunderwerk des neuen Bürgers sehen und anstaunen. Mancher reiche Patrizier drängte sich dann durch die Gaffer, öffnete die Thür und verlangte den Meister Liefrink zu sprechen, in dem er einen jungen, leutseligen Mann kennen lernte, der auf alle Fragen frei und freundlich zu bescheiden wußte und seine Schnitzwerke gern Jedem zeigte. Dann bestellte wohl Der und Jener seinen Schutzpatron oder wohl auch einen kunstvollen Rahmen für ein venetisch Spiegelglas und Alle lohnten dem Meister gut. Die Schaulustigen, die täglich seine Thür fast belagert hatten, verminderten sich endlich, doch ging auch später in dem Gäßlein Keiner fürbaß, ohne nicht einen Blick auf die „Blumenpforte," wie sie die Menge getauft, zu werfen.

Für Niemand war jedoch das Treiben und Toben vor Liefrinks Thür so ärgerlich gewesen, als für den finstern Rubacher. Ihm war dieser Lärm ein Gräuel und oft hatte er es versucht, von dem steinernen Aufgang seines Hauses herab durch barsche Worte die Menge zu vertreiben, aber es gelang ihm kaum, und oft waren Spottreden sein Lohn. Eines Tages war er sogar bei dem Meister eingetreten und hatte diesen gefragt, ob ihm die Thüre nicht feil sei, nur damit der Lärm vor dem Hause ein Ende nähme, wollte er Liefrink jeden Preis zahlen, den er verlangte. Allein dieser schlug ihm sein Verlangen höflich ab und meinte, daß diese Thüre sein Zeichen sei, das ihm Kundschaft zuführe. Verkaufe er ihm die Thüre, so müsse er sich doch eine andere schnitzen, also wolle er den Nachbar nicht um sein Geld betrügen. Darauf ist Rubacher fortgegangen und hat dabei die Blumenpforte so heftig zugeworfen, daß sie hätte bersten müssen, wenn Liefrink nicht das beste und zäheste Holz zu ihr gewählt.

Nachmals hat es freilich dem Meister Leid genug gethan,

dem Rathsherrn nicht zu Willen gewesen zu sein. In dem Nachbargarten hatte Liefrink nämlich eines Tages die holde Katharina gesehn, zu der sich sein Herz schon beim ersten Erblicken wundermächtig hingezogen fühlte. Er suchte sich dann der lieblichen Nachbarin zuerst durch sein Spiel auf der Viola bemerkbar zu machen, das er trefflich verstand. Musiktöne haben wohl schon manche Brücke gebaut, auf der sich dann die Herzen begegnet und gefunden haben, und so war es auch hier. Katharina fand bald an dem bescheidnen, freundlichen Manne Gefallen, wie auch er sich immer mehr zu ihr hingezogen fühlte. Da faßte sich Liefrink endlich ein Herz, ging eines Sonntags nach der Messe hinüber zu Rubacher und brachte in wohlgesetzter und wohltönender Rede seine Bitte um die Hand Katharinens an. Rubacher, der noch von jenem Liebeshandel nichts gewußt hatte, war außer sich vor Zorn und drohte die weinende Tochter, die er hatte herbeirufen lassen, auf die Straße hinaus zu stoßen. Als Liefrink jedoch durch all' seine Ueberredungskunst und die Betheuerung seiner reinsten Liebe, deren ganze Schuld er auf sich nahm, den tobenden Vater einigermassen besänftigt hatte und sein Gesuch zu wiederholen wagte, da lachte Rubacher höhnisch auf und frug: „Wie viel tausend Gulden denn der Meister einbringe und was er überhaupt besitze?“ Da hatte nun freilich Liefrink nichts aufzuweisen, als seine beiden geschickten, aber leeren Hände und den schönen, klugen Kopf. Er versprach jedoch, um sich Rubacher in Allem willig zu zeigen, die ärgerliche „Blumenpforte,“ die ihre Anziehungskraft auf Einheimische und Fremde noch immer ziemlich bewährte, zu entfernen. Wie Rubacher dies hörte, brach seine Wuth noch einmal los. Er war jetzt kaum mehr eines Wortes mächtig, sondern deutete nur stumm nach der Thüre, durch die Liefrink, eine Thräne im Auge zerdrückend, jammernden Herzens sich entfernte.

Katharina aber wurde seit jenem Tage klösterlich gehütet und durfte nicht mehr in den Garten hinunter, der die Vermittlung zu der Bekanntschaft mit dem „Bettelkünstler,“ wie ihn Rubacher nannte, geboten hatte. Liefrink aber konnte zwei Tage vor Kummer kein Messer gebrauchen, denn einer vom Herzeleid zitternden Hand gelingt es nicht schöne Formen zu schneiden. Die alte, gute Mutter hat freilich dabei umsonst ihr Möglichstes gethan, den armen, braven Sohn zu trösten.

III.

Seit jenem, für Liefrink so trüben Tage war dieser selten froh geworden, hatte jedoch in seinem Häuschen, dessen Inneres weitläufiger und wohnlicher war, als das gar zu bescheidene Aeußere vermuthen ließ, recht fleißig gearbeitet und manch wahres Kunstwerk aus todten Holzklötzen gezaubert. Die Mutter sprach dem Bekümmerten dabei jeden Tag eifrig zu, sich doch die Tochter des gestrengen Nachbars aus dem Sinne zu schlagen, indem noch manch Jungfräulein, das jener an Rang und Schönheit ebenbürtig genug, es gar gern sehen und hoch aufnehmen würde, wenn sich der geschickte Meister um seine Hand bewerben wollte. Aber Liefrink schüttelte zu den Vorschlägen immer traurig den Kopf, und wenn besonders zur Abendstunde die geschwätzige Alte gar nicht müde werden konnte, dem Sohn die Schönen der Stadt Breisach nach einander aufzuzählen, dann griff er schweigend zu seiner Viola und wußte zuerst der Mutter Lieblingsmelodien so zart und gefühlvoll vorzutragen, daß die gute Alte wohl plötzlich mit ihren weiteren Vorschlägen inne hielt und aufmerksam den Tönen lauschte. Voll innigen Wohlbehagens saß dann die greise Frau in ihrem Sorgenstuhle und wiegte das Haupt nach dem Takte der Melodien. Dann wurde sie immer auf denselben hinüber getragen in das Schlummerreich und senkte das müde Antlitz, im Schlafe noch lächelnd, auf die Brust. Wenn die Mutter auf diese Weise besänftigt war, so öffnete Liefrink das Fenster, das nach dem Garten hinaus ging und übertrug dann auf die Saiten das Weh seines Herzens in so schmelzenden Tönen, daß er manchmal hätte selbst darüber weinen mögen. Auch auf den Gesang verstand sich der Meister fürtrefflich und hatte sich selbst manch Liedlein gereimt und in Töne gebracht. Vor allen war aber eines, kurz genug doch nicht minder innig, ihm so recht aus der Seele und über die Saiten geflossen. Wenn die Mutter eingeschlummert, sang er es wohl jeden Abend in das schweigende Dunkel des Gartens hinaus, daß es schien, als schmiegten sich die Blätter der Bäume, schauernd vor Mitgefühl, inniger an einander.

Das Liedlein aber hieß:

Arm' Herz, was soll dein Schlagen,
Was soll der Thränenquell,
Was soll das bange Klagen
Zu Sternlein hoch und hell?

Dir ist Dein Lieb' entrissen,
Du armer, armer Mann!
Von allen Kümmernissen
Trifft keines härter an.

Wenn Liefrink so in den Tönen seinen Schmerz aushauchte, so kam es ihm oft vor, als wenn sich d'raußen vor dem Fenster in der Sternendämmerung die Blumenkelche neigten und die Abendthautropfen Thränen gleich zur Erde fallen ließen. Einmal jedoch vernahm er wie aus der Ferne einen leisen Gesang, der ihm mit seinen eigenen Tönen echoartig zu antworten schien; nur die Reime waren andere und lauteten:

Ein Herz soll nicht verkümmern,
Wenn sein ein andres denkt;
Des Hoffnungssternleins Schimmern
Auch Trost hernieder senkt.

Nie hat treuwahres Lieben
Auch nicht im Tod ein End,
Was hier sich treu geblieben,
Sich einst auch wiederfänd.

Liefrink konnte sein Entzücken kaum zurückhalten, denn er kannte die liebliche Stimme wohl, die Niemand anders als seiner holden Katharina angehörte, die von dem versteckten Fenster ihres Kämmerleins des Geliebten Klagen beantwortete und ihm Trost spendete. Von dem Augenblicke

an hatte das Leben wieder neuen Reiz für ihn, die Blätter schienen ihm grüner, die Blumen duftiger und selbst die festen Züge seiner Holzfiguren schienen ihm zuzulächeln. Auch die Mutter merkte bald die Veränderung mit Hanns, doch schrieb sie dieselbe einer vielleicht erwachenden Liebe für eine Bürgerstochter der Stadt zu und nahm sich vor, dem Sohne sein Geheimniß noch jetzt nicht abzulauschen, bis er es ihr selbst entdecken würde. Von jetzt an vergaß aber Liefrink nie, das Fenster zu öffnen, wenn er der Mutter Lieblingslieder spielte. Wußte er doch, daß dieselben Töne, welche die gute Alte in den Schlaf wiegten, drüben im Nachbarhause ein liebendes Herz wach riefen, was sich oft, wahrscheinlich wenn der strenge Vater nicht daheim war, in einem Trost- und Antwortliede kund gab.

So verging geraume Zeit. Liefrinks Ruhm mehrte sich täglich und auch der doppelten Goldgulden, die er in einem geheimen Schubfache seiner Truhe sammelte, wurden mehr; sie sollten zu einer Summe werden, mit der er dachte, nachdrücklicher einst um Katharinens Hand aufs Neue werben zu können.

Da erschien der Breisacher Rathsherren Aufruf zur Wettbewerbung für die große Arbeit des Hochaltars. Lange konnte sich Liefrink nicht entschließen, mit in die Reihen der Bewerber zu treten, denn er gedachte so manches Namens in Deutschland, dem größerer Ruf vorausginge, als dem seinigen. Endlich jedoch entwarf er flüchtig das kleine Blatt, das wir in den Händen der Rathsherren wiederfanden. Damals sandte er es mit einem Schreiben an Meister Dürer, der den Liefrink, welcher eine Zeit lang auch mit ihm in Nürnberg gearbeitet hatte, herzlich liebgewonnen und ihm oft einen geehrten Namen verheißen hatte. In schlichten Worten bat Liefrink den Dürer um sein Urtheil über die Idee der Zeichnung, doch erhielt er noch immer keine Antwort hierauf. Er hatte sich auch schon längst darüber getröstet, indem er sich noch Vorwürfe machte, den werthen Meister, der Besseres vorhabe, mit seinem Anliegen behelligt zu haben. Aber Dürer, der die Bescheidenheit Liefrinks, jedoch auch zugleich dessen Werth kannte, hatte das Blatt geraden Wegs an die Rathsherren selbst gesandt und damit die rechte Straße und den besten Erfolg getroffen.

IV.

Zwei der jüngsten und der älteste Rathsherr waren beauftragt, Meister Liefrink den Beschluß der ehrwürdigen Versammlung zu überbringen und begaben sich jetzt nach dem kleinen, uns bekannten Häuschen. Eine Menge Volkes, das sich vor dem Rathhaus versammelt hatte, um recht früh den Meister zu erfahren, der ihren Münster schmücken sollte, folgten jenen Rathsherren. Als man aber immer mehr inne wurde, daß der Weg zum „Blumenpförtchen“ ging, da machte sich schon unterwegs der Jubel durch den Ruf Luft: Hoch Meister Liefrink! Hoch der Erwählte!

Liefrink saß inzwischen in seinem Zimmer und vollendete ein lieblich Schnitzwerk, das in seiner Art wohl freilich nicht recht zu den ernsten Heiligen paßte, die, feierlich geordnet, umherstanden. Die kleine Figur stellte aber keinen andern vor, als den heidnischen Schelm Amor, von Lieben-



den statt Schelm ein Gott genannt. Er war conterfeit, wie er seinen Köcher mit Pfeilen überlud, wahrscheinlich um eine recht romantische Rund- und Jagdreise nach allen Welttheilen zu machen. Dabei zog die duftige Mailuft durch die geöffneten Fenster mächtig herein. Ohne seiner Hände Werk einzustellen, baute Liefrink im Geiste wieder einen Reim, den er heute Abend zur Viola singen und damit seine liebliche Nachbarin erfreuen wollte. Plötzlich jedoch vernahm er das Tosen der nahenden immer wachsenden Menge und hörte schon aus der Ferne seinen Namen heraus, den das Volk frohlockend rief, gleichsam innig erfreut, daß man den Meister bedacht hatte, der durch seine kunstreiche Thüre einen, wenigstens Jenen, vollgültigen Beweis seiner Fähigkeit dargelegt hatte. Liefrink konnte sich freilich den Grund des Lärmens noch nicht erklären und auch seine Mutter kam ängstlich herbei, als sie ihres Sohnes Namen so gewaltig rufen hörte. Da pochte man aber schon an die „Blumenpforte“. Liefrink eilte rasch in das Vorhaus, um die Thür zu öffnen, durch welche ihm die drei Rathsherren entgegen traten, die ihn mit abgezogenen Bareten höflich begrüßten. Liefrink wußte

noch immer nicht, was dieß zu bedeuten habe und bat die Herren, in sein Arbeitszimmer zu treten, weil dieß das geräumigste und beste des kleinen Häuschen war. Hier reichte er ihnen Stühle, deren er glücklicher Weise drei besaß, die freilich nicht alle von gleicher Form waren, und frug nun nach der Herren Begehren.

„Ihr seid uns von einem so herrlichen Manne schier herzlich empfohlen worden," begann der älteste Rathsherr, „und hat Euer Entwurf zu dem Schnitzwerk des Hochaltars im Münster auch ohnedieß unser Aller vollen Beifall gehabt. Wir sind daher einig geworden, Euch, Meister Liefrink, jenes Werk zu übertragen; sicher werdet Ihr weder Eurem Rufe noch dem Lobe Meister Dürers Schande machen."

Jetzt stellte sich Liefrink einen zwar schwachen Zusammenhang dar, doch kam ihm noch Alles wie ein Traum vor, bis ihn der neckische Amor, den er noch in der Hand hielt und an dessen Pfeilen er sich ritzte, zur Besinnung brachte. Rasch wurde der kleine Heide von Liefrink, der kaum wußte, was er that, hinter das faltenreiche Gewand eines Apostels versteckt und stammelnd begann Liefrink: „Ihr Herren, wäre es möglich, hätte der wackere Dürer mein nutzlos Blatt Euch übersandt und Ihr — Ihr wolltet mir wirklich die ehrenvolle Arbeit übertragen?"

„Lieber Meister," fuhr der leutselige alte Rathsherr fort, „wir haben Vertrauen zu Euch und Euer Theil ist es nun, dieß Vertrauen zu rechtfertigen und etwas herzustellen, was unsres alten Münsters würdig ist. Wir geben Euch fast zwei Jahre Zeit, damit Ihr etwas Rechtes liefern möget, doch muß zu Mariä Himmelfahrt anno 1527 der Altar vollendet sein, damit er an diesem Tage geweiht werden kann. Um den Preis laßt uns nicht reden. Wir feilschen nicht und wollen Euch redlich zahlen, was Ihr Rechtens verlangt. Gebraucht Ihr inzwischen Geld, so geht nur hinauf zur Stadtkasse, dort wird man Euch nach Verlangen zahlen. Und nun gehabt Euch wohl, Meister!"

„Gehabt Euch wohl, Meister! wiederholten die beiden jungen Rathsherren und verließen das Werkzimmer und das Haus Liefrinks, der kaum ihren Gruß erwiedern konnte, denn ihm war es, als würden all seine Heiligen und Apostel aus Holz plötzlich lebendig und nahten ihm, wünschten ihm mit tiefer Reverenz Glück und suchten dann wieder die alten, gewohnten Plätze. Ganz zuletzt kam auch noch der kleine Spitzbube Amor und winkte so schalkhaft nach des finstern Rubachers Haus hinüber, als wollte er sagen: Gelt, Hanns, das kommt uns recht sauber zu Statten; nun wird uns der alte Brummbär gewiß nicht zum zweiten Male die Thüre weisen.

Gott weiß, wie lange noch Liefrink so fortgeträumt hätte, wenn nicht sein lieb Mütterchen, die in der Kammer nebenan Alles gehört hatte, was die Rathsherren sagten, jetzt herbeigeeilt wäre. Die hellen Thränen standen der guten Alten in den blöden Augen, wie sie sich an die Brust des geliebten Sohnes warf. So haben Beide lange Zeit gestanden und vor Freude und Rührung kein Wort hervorbringen können. Nur das Geschrei der Menge, die noch immer draußen rief: „Hoch und lang lebe der wackere Meister Liefrink!" brachte sie endlich wieder in die Breisacher Alltagswelt. Liefrink ging hinaus und reichte den nimmermüden Schreiern seine kunstfertige Rechte, wodurch der Jubel nur noch zunahm und nicht enden wollte, denn immer fühlt sich das Volk am meisten durch die erhoben, die es erst selbst erhoben hat.

V.

Liefrink hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als rasch an das Werk zu gehen und vor Allem seinen Plan in größerm Umfang auf Papier zu entwerfen, um dann für die Ausführung eine Stütze und Richtschnur zu haben.

Rosiger aber, als die Aussicht auf Ruhm und Geldgewinn dämmerte ihm die Hoffnung, sich jetzt wohl dem langersehnten Besitz seiner geliebten Katharina um vieles näher gebracht zu sehen. Die Zukunft, die Liefrink jetzt einer Gattin anbieten konnte, schien ihm schon sicher genug, da er sich den Weg zum rechten Ruhme angebahnt sah. Aber ihn drängte es, sich Gewißheit über seine Hoffnung auf Katharinens Hand zu verschaffen, und schon am Tage nach seiner Beauftragung warf sich Liefrink in sein bestes Wamms, um, wie er hoffte, mit besserem Erfolge, noch einmal bei dem finstern Nachbar vorzusprechen.

Eine alte mürrische Haushälterin, die gegen Liefrink die Neigung ihres Brodherrn zu theilen schien, öffnete ihm das Haus und beantwortete die Frage: ob der würdige Herr Rubacher daheim sei, mit einem so zögernden Ja, daß ein Anderer dasselbe Ja eben sowohl für ein Nein! hätte annehmen können. Liefrink ließ sich jedoch durch einen solchen Empfang nicht stören. Er schritt die Stiege hinauf und dem Gange zu, an dessen Ende Rubachers Zimmer gelegen war. Auf dem Wege dahin tönte ihm durch eine nur wenig geöffnete Thür ein leiser Gruß nach, der ihm das Blut zum Herzen trieb. Als er sich umwandte, war jedoch die Thür schon wieder geschlossen und er wagte nicht, der ihm genugsam bekannten Stimme weiter nachzuforschen, da er wußte, wie übel er in dem Hause noch angeschrieben war.

Liefrinks bescheidenes Klopfen an die Thür zu Rubachers Zimmer ward mit einem so barschen „Herein!" beantwortet, daß man auch, wie beim Ja der alten Haushälterin, denken mußte, nur das Gegentheil könne mit einer solchen Einladung gemeint sein. Trotzdem öffnete jedoch Liefrink voll Zuversicht und trat mit einem ehrerbietigen: „Gott zum Gruß, würdiger Herr!" in das Zimmer.

Den Dank für den Gruß murmelte Rubacher, den Besuch erkennend, unhörbar genug vor sich hin, aber desto lauter und barscher ward seine Stimme, als er dem Meister ein kurz: „Was beliebt Euch?" zurief.

„Ich bin nur gekommen, Euch meinen Dank darzubringen," erwiederte Liefrink. „Die ehrsamen Rathsherren haben mir das schöne, herrliche Stück Arbeit zuerkannt. Ich komme zu Euch, als meinen Nachbar, zuerst; Euch gilt mein Dank am herzlichsten."

Rubacher hatte hoch aufgehorcht. Er vermuthete Spott in Liefrinks Rede und seine Augenbrauen zogen sich so nah und finster an einander, daß sie einem recht bösen Gedankenstrich über den lauernden Augen häßlich ähnlich sahen.

„Schon gut, schon gut!“ brummte er dann. „Hättet Euch nicht her zu bemühen brauchen, denn mir verdankt Ihr des Rathes Zustimmung wahrlich nicht und meine Stimme hättet Ihr nimmer bekommen. Ihr seht, ich bin offen!“

Liefrink hatte sich wohl einen unhöflichen Empfang, aber nicht solch schnöden Hohn vermuthet. Das Gehörte machte ihn erblassen.

„Was!“ rief er zitternd, „so hätte man nicht aus voller Ueberzeugung meiner Fähigkeit mir das Werk zuerkannt? So wären vielleicht unter den Rathsherren mehrere, die mir einst tadelnd nachrufen könnten: Unsre Stimme hast du auch nicht gehabt, du — Pfuscher, wir hatten sie einem Bessern gegeben! Nein, nein! So soll es nun und nimmermehr kommen. Ich danke Euch, Nachbar, für Eure Offenheit; auf der Stelle gehe ich hinauf und gebe meinen Auftrag wieder in die Hände der Rathsherren zurück.“

Liefrink war so aufgeregt, daß es ihm mit diesen Worten bittrer Ernst war. Schon hatte er mit der einen Hand sein Baret und mit der andern die Thür ergriffen. Da bat ihn Rubacher noch einen Augenblick zu verweilen.

„Begeht keine Thorheiten, junger Mann,“ rief er Liefrink zu, und war innerlich vielleicht mindestens befriedigt, daß Jener, sein Feind, nicht gekommen wäre, um ihn zu verhöhnen, wie er in seinem Hasse anfangs glauben mochte.

„Das Werk ist Euch einhellig zuertheilt worden,“ fuhr er fort, „nur meine Stimme hattet Ihr nicht. Der Grund ist Euch wohl nicht unbekannt. Eure Meisterschaft mag immerhin Ruhmes werth sein, aber Eure Nachbarschaft ist mir ein Dorn im Auge durch das Girren um mein einziges Kind, meine Katharina, die Euch wohl als ein fetter Bissen erscheinen mag. Aber seht Euch wohl vor, daß ich dem nächtlichen Violaspieler nicht auch einmal einen Streich spiele, unter dem seine Saiten wohl keinen Ton angeben möchten.“

Rubacher hatte sich damit wieder so sehr in die Wuth hineingeredet, daß er die Schweißtropfen von der Stirne wischen mußte. Liefrink aber hörte vernichtet des strengen Mannes Rede. Hatte auch die Versicherung Rubachers ihm seine Zweifel über die getheilte Gunst der Rathsherren genommen, so stürzte ihn der Nachsatz doch wieder in tiefe Betrübniß. Rubacher schlug seine Bitte ab, noch ehe er jenem dieselbe vorgetragen hatte. Aber der Werth des Besitzes, um den er kämpfte, gab ihm doch endlich wieder Muth, noch das Letzte zu wagen.

„Traun, Nachbar!“ redete er Rubacher nach einer Pause sanft an, „ich hätte nicht geglaubt, so hart von Euch empfangen zu werden. Ist denn der Groll gegen mich in Eurem Herzen so fest gewachsen, daß er sich nicht lösen läßt? Habt Ihr nicht schon oft von Menschen gehört, die Anderen unbedacht Unrecht gethan und die ihr Unrecht dann durch eine nur um so größere Liebe wieder gut zu machen suchen?“

„Was meinet Ihr damit? Wer ist es von uns Beiden, der dem Andern ein Unrecht gethan?“ fuhr Rubacher auf.

„Ich bin mir keines Unrechtes Euch gegenüber bewußt,“ erklärte Liefrink.

„Also müßte ich es sein?“ polterte der Rathsherr heftiger als zuvor, „also müßte ich wohl eigentlich jetzt Euch um Verzeihung bitten wegen des Kummers, den Ihr mir durch Eure Leidenschaft für mein Kind, für mein einziges Kind bereitet habt?“

„Ereifert Euch nicht und schiebt mir nicht Absichten zu, die mir fern liegen,“ bat Liefrink. „Auch ich bin offen und will jetzt gegen Euch offen sein. Unrecht habt Ihr allerdings gethan und ein schreiendes Unrecht noch dazu. Ich kam einst zu Euch und bat um die Hand Eurer Tochter. Ihr hörtet, daß wir uns innig liebten, Ihr konntet zwei Menschen glücklich machen, konntet Euch zu der holden Tochter noch einen Euch liebenden Sohn erwerben, aber Ihr wieset mich schnöde genug ab. Ihr wußtet, daß wir uns aufrichtig liebten, aber das galt Euch gleich, Euer starrer Wille war nicht zu beugen und besonders grolltet Ihr mir, weil ich arm war. Seht, Herr Nachbar, die Zeiten haben sich schon um Vieles geändert. Ich habe mir die Zeit daher schon manch güldenes Schaustück mit des Kaisers Bild, so vollgültig wie das Gold selbst, gesammelt. Meine Arbeit im Münster droben bringt mir ein gut Stück Geld, und was noch mehr gilt, Ruhm und neue Aufträge. Ich vermag jetzt ein Weib wohl rechtschaffen zu ernähren, darum bitt' ich Euch noch einmal recht innig: laßt den alten Groll fahren, gebt mir Euer Kind, gebt mir Katharina zum Weibe!“

Rubacher hatte die feurige Rede Liefrinks nicht ganz anhören mögen und sich schon längst zum Fenster gewandt, durch dessen runde, bleigefaßte Scheiben er ärgerlich hinaus auf die Straße blickte. Auf Liefrinks letztes Begehren antwortete er nicht. Als aber der betroffene Werber dasselbe noch einmal wiederholte, drehte sich Rubacher rasch um und sagte: „Meister, quält mich nicht länger. Ich habe Euch mein Kind verweigert und hatte meine guten Gründe dazu. Ihr Künstler seid kaum mehr als eine Modesache. Gefallt Ihr und Euer Werk der Menge nicht mehr, so dreht man Euch denselben Rücken, der sich vorher bis zur Erde vor Euch bog und Ihr könnt dann höchstens noch — anständig betteln gehen. Dazu aber ist mir mein Kind zu lieb. Geht, sucht Euch einen Vater, der sein Kind weniger liebt, als ich das meinige; der gibt es Euch wohl, ich nicht!“

„Nachbar,“ erwiederte düster Liefrink, „Ihr habt die Künstler eben übel genug bedacht. Wohl mag die Kunst, oder einzelne ihrer Zweige zuweilen Modesache sein, oder dazu werden; aber es gibt denn doch auch Moden, die Jahrhunderte lang bestehen und in der wahren Kunst entstehen Moden, die für die Ewigkeit bestimmt sind.“

„Bah,“ fiel hier Rubacher spöttisch ein, „gedenkt Ihr, deren zu liefern? Traut Ihr Euch so besondere Kraft zu? Sobald jetzt die Kunst nicht Wunder zu wirken vermag, so bleibt sie ein armselig, vergänglich Ding.“

„Was nennt Ihr Wunder in der Kunst?“ frug jetzt rasch Liefrink, „bloß das Uebernatürliche, oder auch das übernatürlich Wirkende? Nachbar, stellt mir eine Aufgabe, die nach Eurer Meinung an das Wunderbare grenzen mag. Stellt sie mir und knüpft an ihre Lösung die Hand Eurer Tochter; dann laßt mich sehen, ob ich vielleicht für Euch Wunder zu schaffen verstehe!“

Rubacher blickte erst finster genug auf Liefrink, dann

spielte jedoch rasch ein höhnisches Lächeln um seinen Mund, weil sich ihm in diesem Verlangen vielleicht die Möglichkeit darböte, den zudringlichen Freier für immer los zu werden.

„Eine Aufgabe soll ich Euch stellen, durch deren Lösung die Hand meiner Tochter Euch wird?“ frug Rubacher nochmals betont; „wohlan, der Vorschlag läßt sich hören, aber für heute sei es genug des Kunst- und Liebesgeschwätzes. Ich schicke Euch morgen Früh die Aufgabe hinüber, damit Ihr Euch nicht wieder zu mir herauf zu bemühen nöthig habt.“

Damit gab er Liefrink deutlich genug zu verstehen, daß dieser wohl nicht länger hier gern gesehen sein möchte. Des Meisters ehrerbietigen Gruß erwiederte der Rathsherr mit kaum merkbarem Nicken, und so verließ Jener das Haus, ohne jetzt jedoch wieder eine Spur seiner Holden entdecken zu können.

VI.

Die beiden Nachbarn konnten in jener Nacht nicht so rasch wie gewöhnlich des Schlafes genießen. Liefrink hatte das höhnische Gesicht des Rathsherrn beim Abschiede nicht eben viel Trost gegeben und Rubacher hingegen haderte mit aller Welt, am meisten aber mit sich selbst. Schon machte er sich Vorwürfe, daß er sich habe bewegen lassen, einen solchen Handel einzugehen, und fürchtete fast schon, daß es ihm nicht möglich sein würde, etwas zu fordern, was für Liefrinks Geschicklichkeit unmöglich sei.

Am andern Morgen aber hatten sich schon Beider Gemüther wieder beruhigt. Liefrink hatte seine alten Hoffnungen wieder gewonnen und auch Rubacher glaubte sein Ziel: Liefrink für immer abzufertigen und noch obendrein zu demüthigen — jetzt erlangt zu haben. In aller Frühe erschien nämlich schon die alte Haushälterin Rubachers bei Liefrink und brachte dem Meister einen Zettel, den sie fast ohne Gruß abgab und sich dann, ohne ein Wort zu sagen, was sonst nicht die Gewohnheit aller Duennen ist, wieder entfernte.

Liefrink öffnete hastig den Zettel, auf welchem weiter nichts geschrieben war, als die Worte:

„Wenn Ihr einen Altar zu schaffen versteht, der
„höher ist als die Kirche, dann sollt Ihr meine
„Tochter haben. Vermögt Ihr dieß nicht, so laßt mich,
„mein Kind und mein Haus für die Zukunft in Frieden.
Rubacher.“

Einen Altar höher als die Kirche selbst! Solch einen Auftrag hatte sich Liefrink nicht vermuthet und trostlos warf er den Zettel zu Boden, denn an dieser Aufgabe, glaubte er, müsse seine Kunst und ach! auch seine Liebe scheitern.

Der Mutter tröstende Zusprache traf heute nur sein Ohr, nicht sein Herz. Das kurze Glück schien plötzlich wieder zerstört zu sein und die hereinbrechende Nacht fand Liefrink noch so, wie ihn der Morgen gefunden hatte — stumm und trostlos. Mehr aus Gewohnheit, als aus einem Ruhebedürfniß warf er sich auf sein Lager, ohne jedoch Ruhe zu finden.

Draußen aber tobte in jener Nacht ein heftiger Sturmwind, der in seinem tollen Spiele wie ein unartiges Kind die schönsten Aeste von den Bäumen brach und alle Knospen knickte. Das heulende Element füllte Aller Herzen mit Bangen, nur Liefrink fand in dem Lärmen und Kreischen des Orkanes nichts anderes, als ein Bild seines zerrissenen, hoffnungsleeren Innern. Endlich siegte jedoch die Natur und gebot dem nagenden Kummer Schweigen durch den Schlaf, der freilich die Erscheinungen seiner neidischen Feinde, der wirren, bösen Träume, nicht ganz bannen konnte.

Das Morgenroth weckte schon den kaum erquickten Schläfer, um ihm im Garten die Verwüstungen der Nacht an Bäumen und Blumen zu zeigen. Da erwachte plötzlich der Schmerz einer andern Sorge in ihm. Hanns hatte nämlich an dem Tage, wo er Katharinen zum ersten Male erblickt, zum Wahrzeichen seiner Liebe zunächst der Thür im Garten einen schönen Rosenstock gepflanzt, der so herrlich emporschoß, daß er die Thür schon längst überragte und ihr fast Schatten gab. Liefrink liebte sein bestes Schnitzwerk nicht so sehr als diesen Rosenstock und mit banger Ahnung eilte er an jenem Morgen hinaus, befürchtend, den geliebten Baum wie so viele seiner stärkeren Genossen jetzt geknickt von dem entfesselten Elemente zu finden. Hastig riß er die Thür auf, doch — o Freude! das Bäumchen stand noch frisch und munter und schien es fast, als hätte der Sturm Liefrinks letztes Glück nicht grausam vernichten wollen. Die Blumenkrone hatte sich nämlich, durch den Sturmwind gebogen, in die Thürbrüstung gedrängt, an deren Decke sich die Blumen und Blätter ängstlich angeschmiegt und so ein Obdach und Schutz vor dem Verderben gefunden hatten.

Liefrink stand gerührt vor dem ihm erhaltenen Kleinod. Fast konnte er für einen Augenblick den größern Schmerz vergessen. Aber wie er die sanft an der Mauer sich hinbiegende Blumenkrone betrachtete und sich noch kaum entschließen konnte, das Bäumchen so rasch seiner freiwilligen Gefangenschaft zu entziehen, da dämmerte plötzlich in ihm ein Gedanke auf, der aus einem anfangs so kleinen Lichtfünkchen nach und nach so bestimmt sich zu einem Strahlenmeere des Erkennens und Erfassens verbreitete, daß Liefrink endlich freudig ausrief: „Das Wunder ist gefunden! Katharina ich erringe Dich!“

Die Mutter war ganz erstaunt, als sie an jenem Tage den Sohn plötzlich so verändert fand, doch war er noch zu einer Mittheilung nicht zu bewegen, sondern zeichnete den ganzen Tag so eifrig, als ob er den Plan zu neuen Welten entwerfen wollte. Endlich am Abend schrieb er auf einen Streifen Pergament zierlich die Worte:

„Würdiger Herr!

„Ihr glaubt zwar kaum an die Wunder der Kunst, ich aber will mit Gott versuchen, herzustellen, was Ihr verlangt. Euer Versprechen, mir im Fall des Gelingens Katharinens Hand zu gewähren, habe ich und bin überzeugt, daß Ihr ein Ehrenmann seid, der sein Wort zu halten weiß.

Frisch an das Werk und ein reichlich Jahr Frist
Eurem
Hanns Liefrink.“

Rubacher war erstaunt genug, als ihm die Schrift von einem der Gehilfen Liefrinks übergeben wurde. Erst war er heftig gewesen, dann hatte er den Kopf geschüttelt und erklärt: „Der Liefrink ist ein armer Narr, vielleicht hat ihm die unselige Liebe das Hirn verdreht.“

Solch Urtheil schien jedoch voreilig genug, wenigstens geht ein Narr kaum mit der Ueberzeugung des Gelingens an das Werk, wie es jetzt Liefrink that. Geräth und was sonst er und seine Gehilfen nöthig hatten, wurde hinausgeschafft in ein dem Münster zunächst liegendes Haus, das der Rath ihm für seine Arbeit eingeräumt hatte. Dort ging es jetzt brav rüstig zu. Aber auch die Viola wurde dabei nicht vergessen und oft sang der kunstfertige Meister zur Nachtzeit zu den fröhlichen Weisen, die durch das Fenster in die Nacht hinaus klangen und immer das rechte Ohr zu treffen wußten, den Reim:

Ein recht und innig Lieben
Kennt nie ein Hinderniß,
Und die so treu verblieben
Find't auch ihr Lohn gewiß.

VII.

Von da an bis zur Vollendung von Liefrinks Meisterwerk liegt ein Zeitraum von mehr als einem Jahre. Aber das war eine bittere, böse Zeit für Deutschland. Fast keinen Tag mochte die Sonne untergehen, ohne daß sie sich nicht hätte im Blute Gemordeter traurig abspiegeln können. Die lange und schwer genug bedrückten Bauern vieler Landstriche und Ortschaften rotteten sich zusammen, führten erst einen Vernichtungskrieg gegen den Adel und dessen Besitzthümer, bis sie, durch religiöse Schwärmer verführt, sich endlich auch gegen Kirchen, Klöster und Städte wandten, und zumal den Letzteren sich als Reformatoren aufdrangen.

Auch Breisach ward von den hochschlagenden Wogen des Aufstandes nicht verschont. Das benachbarte Freiburg hatte sich schon den Bauern ergeben, jedoch Breisach ließ nicht so rasch von dem, was es für Recht erkannte. Die Bürger hielten eine schwere Belagerung glücklich ab, obgleich die Klosterfrauen des Stiftes Marien-Au, dessen Gebäude dicht an der Stadtmauer lagen, den Aufständischen durch eine geheime Pforte verrätherischer Weise den Weg zum Besitz der Stadt vermitteln wollten. Noch zur rechten Zeit ward jedoch der Anschlag entdeckt, die Klosterfrauen eingezogen und ihre Besitzungen von den Bürgern selbst der Erde gleich gemacht. Breisach selbst aber ging siegreich und ungebeugt aus dem Aufstande hervor.

Alle die wichtigen Zwischenfälle aufzuzählen, würde jedoch den Rahmen unseres kleinen Bildes zu weit auseinander drängen, deshalb nur so viel, daß bei der Vertheidigung der Stadt Breisach Liefrink nicht einer der Letzten und immer da zu finden war, wo die Gefahr den größten Muth erforderte. All' seine freie Zeit aber mußte er dem Werke widmen, das unter seiner Hand mächtig emporwuchs. Die Rathsherren, die zuweilen zu ihm kamen und ihn baten, einzelne Theile sehen zu dürfen, erklärten unverhohlen, daß ihre Wahl keinen Würdigeren als Liefrink hätte treffen können und daß unter seinen Werkzeugen das Holz schier Leben zu erhalten schien.

Nur einer der Rathsherren, Rubacher, war nicht ein Mal gekommen, um Liefrinks Arbeit zu besichtigen. Er hegte noch immer im Herzen den bittersten Groll gegen den Meister. Die Ausführung seines Verlangens schien Rubachern noch jetzt unmöglich, aber mißtrauisch wie er war, hatte er in Liefrinks Annehmen der Aufgabe und in seiner Antwort nur versteckten Hohn und Spott oder irgend eine gestellte Falle gesehen. Man kann leicht denken, wie bekümmert den Meister dieser Mangel an Vertrauen von einer Seite, nach welcher hin sich all sein Streben um Anerkennung am meisten richtete, machen mußte. Eben so war es ihm nicht vergönnt, nur einmal Katharinen sehen zu können, welche in fast mehr als klösterliche Eingezogenheit gebannt war und das Haus nur wunderselten in Begleitung der alten Haushälterin zu solchen Stunden verlassen durfte, wo man sicher war, nicht ein Begegnen mit Liefrink zu veranlassen. Trotzdem war die Jungfrau, wenn auch zuweilen traurig genug, doch mindestens immer unverzagt. Wohl hatte ihr der Vater von Liefrinks tollem Versuche, wie er es nannte, erzählt, aber wohlweislich mit dem Beifügen, daß Jenem die Lösung der Aufgabe trotz seines prahlerischen Versprechens dennoch unmöglich sein würde, wodurch Rubacher doch nun endlich den ihm lästigen Freier auf immer los zu werden hoffte. Katharinen hatten die spöttischen Reden ihres Vaters anfangs recht betrübt gemacht, allein die schmeichelnden Töne und die tröstenden Worte von Liefrinks Gesang, der so oft zu ihr herübertönte, bannten endlich mehr und mehr die düstern Zweifel und pflanzten an ihre Stelle die heitere Hoffnung, die ein treuliebend Gedenken bis zum Grabe bewahrte.

So kam das Fest Mariä Himmelfahrt des Jahres 1527 immer näher. Die Gefühle, welche dem Tage entgegeneilten, waren verschieden genug. Liefrink war heiter und voll Zuversicht, Katharinen aber quälten wieder bange Ahnungen, je näher der Tag herankam. Die Befürchtungen ihres Herzens wurden von dem Liefrink feindseligen Vater immer gemehrt und waren um so lastender, da ihr der Geliebte, um dessen Besitz oder Entsagen es sich handeln sollte, so unendlich theuer war. Rubacher hingegen behielt seine polternde, rauhe Außenseite, durch die er jedoch kaum die hämische Hoffnung auf die Niederlage des Künstlers ganz verbergen konnte. In der ganzen Stadt Breisach aber konnte männiglich den Tag kaum erwarten, der den neu geschmückten Münster wieder öffnen würde; denn schon seit Fastnacht hatte man Liefrink zur Aufstellung seines Werkes die Kirche ganz überlassen und der Menge den Zutritt untersagt.

Endlich erschien der heiß ersehnte Tag. Schon am frühen Morgen tönten die Glocken und mahnten die Breisacher, heute ein fromm Herz und ein Feierkleid mit hinauf zum Münster zu bringen. Die Gewerke versammelten sich vor ihren Zunfthäusern; die Rathsherren kamen zusammen, um den Abgeordneten des Kaisers, welcher auf sein „lieb getrew Breisach“ große Ehren hielt, zu empfangen. Es währte nicht lange, so ordnete sich ein so feierlicher, herrlicher Zug, wie ihn Breisach seit Menschengedenken nicht prächtiger gesehen hatte.

Droben im Münster aber stand Liefrink und richtete die Kerzen des Altares so, daß sie sein Kunstwerk im doppelt günstigen Lichte zu zeigen vermochten. Auch sein Mütterchen hatte der wackere Meister mit heraufgeführt und ihr

einen bequemen Sitz angewiesen, ehe sich später die Kirche füllen möchte. Die gute Alte war entzückt über das Werk ihres Sohnes und weinte an seiner Brust Thränen der innigsten Freude. Die goldene Gnadenkette des Kaisers hätte Liefrink nicht um diese Thränen eingetauscht.

Doch jetzt nahte der mächtige Zug dem Münster, vor dessen Thüren sich die Menge drängte, so daß der Platz hätte heut doppelt so groß sein mögen, um all die Frommen und Neugierigen fassen zu können. Jetzt öffneten sich die Thüren der Kirche und Orgelton und Chorgesang schallte den Harrenden entgegen. Noch wehrten die Herolde der Menge, um erst den feierlichen Zug einzulassen, hinter dem sich dann Alles in die Kirche eindrängte. Drinnen aber rief Liefrinks Meisterwerk wohl aus jeglicher Brust einen Laut der Bewunderung hervor.

Hatte man sich auch von der Kunstfertigkeit Liefrinks viel versprochen, so wurden doch die kühnsten Vorstellungen noch von dem übertroffen, was der Meister geleistet hatte. Nach der Gruppe, die wir bei den Rathsherren sahen, hatte er in Verfolgung derselben Idee ein Schnitzwerk geliefert, das an Größe und Vollendung kaum seines Gleichen kannte. Alles schien voll Leben und dem Beschauer förmlich entgegenzutreten, oder ihm, je nach der Situation der Figuren, zu entschweben. Die Krönung der Gottesmutter hatte er in einem so schönen, herrlichen Sinne aufgefaßt, daß das Ganze die erhebende Wirkung auf die Menge nicht verfehlen konnte. Der neue Hochaltar nahm die ganze Rückseite des Chores ein und strebte mit seltener Kühnheit zur Decke desselben. Hier war es aber, wo Liefrink Rubachers Aufgabe, einen Altar höher als die Kirche zu fertigen, gelöst hatte. Wohl hinderte das Deckgewölbe das höhere Aufstreben des Ganzen, aber der Meister hatte sich die Biegung seines Rosenbäumchens nach jener Sturmnacht zum Beispiel genommen und führte nun die thurmartigen Schlußaufsätze, die gleichsam eine weltliche Befestigung der himmlischen Gruppe bilden, noch ein Stück an dem hemmenden Deckgewölbe hin und endete das Ganze in einer sich edel senkenden Biegung, die dabei so leicht erschien, als hätten die Spinnen aus den gothischen Fensterbögen ihre fast unsichtbaren Fäden dem Ganzen zum Halte geliehen.

Liefrink selbst stand unbemerkt hinter seinem Werke, um den Eindruck zu erforschen, den dasselbe auf die Beschauer machen würde. Die allgemeine Regung des höchsten Beifalls drückte ihn jedoch fast nieder und er wagte nicht, sich zu melden, als die Rathsherren und des Kaisers Abgesandter nach ihm frugen. Er wollte unentdeckt bleiben und wäre es wohl auch geblieben, wenn nicht seine Mutter, die ihres Sohnes Versteck recht wohl kannte, ehrfurchtsvoll auf den Bürgermeister zugeschritten wäre und diesem den Aufenthalt des Verborgenen angedeutet hätte. Jetzt half freilich kein Verbergen mehr; ein Rathsherr nahm den bescheidenen jungen Künstler bei der Hand und führte ihn vor die übrigen, die ihn mit Lob und Gnadenbezeugungen fast überschütteten. Nur die Heiligkeit des Ortes hielt jetzt noch die Menge zurück, ihrem Entzücken durch laute Beifallsbezeigungen Luft zu machen.

Da aber theilte einer der Rathsherren die dichte Gruppe seiner Genossen und erfaßte Liefrinks Hand. Es war Rubacher.

„Meister," sprach der sonst so strenge Mann mit plötzlich freundlicher Stimme, „Meister! jetzt erkenne auch ich, daß die Kunst doch Wunder zu wirken vermag. Ihr habt gewonnen. Die Hand meiner Tochter ist Euer."

Liefrink wollte antworten, aber der alte Rubacher ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ich habe Euch verkannt, wackerer Meister," fuhr er fort, „und wahrlich, wenn Ihr auch nicht durch den wunderbaren Schnörkel da droben Eure Aufgabe gelöst hättet, so würde ich dennoch Euch jetzt mein Kind nicht mehr versagt haben. Solche Heilige, wie Ihr sie zu schaffen versteht, sind Euch bei aller Welt gar mächtige Fürsprecher!"

Liefrink konnte kaum den ihm so schnell gewonnenen Rubacher so innig danken, wie es ihm der herrlichen Gabe angemessen erschien, denn er ward jetzt von Jedermann angesprochen und mit Lob und Ehre bedacht, besonders aber noch bei einem Gastmahl auf dem Rathhause gar hoch gefeiert. Aber bald ließ es ihm keine Ruhe mehr, denn Rubacher hatte ihm zugesagt, daß er heute Abend kommen möge, um sein Liebchen zu sehen und den Brautkuß von ihren Lippen zu empfangen.

Das Glück dieser guten Menschen zu schildern, ist eine Feder viel zu schwach; nur so viel sei noch gesagt, daß Rubacher durch die herzige Liebe seiner Kinder bald umgewandelt wurde und jetzt nicht mehr so finster in die Welt hinaus sah, als früher.

Die Glücklichen sind freilich auch alle heimgegangen und von allen lebt nur noch Liefrinks Name in dem Munde der Künstler und Kunstkenner. Der herrliche Altar ziert aber noch heut zu Tage den Breisacher Münster und erregt noch dieselbe Bewunderung, wie vor mehr als dreihundert Jahren.

Wenn Ihr aber die Breisacher nach dem Wahrzeichen ihrer Stadt fragt, so könnt Ihr immer die Antwort hören: Ein wunderbarer Wahrzeichen hat keine Stadt in Deutschland aufzuweisen, denn wir haben einen herrlichen Altar, der höher ist, als die Kirche! A. Velbern.

Der Klappermann.

Volkssage.

Zur Zeit des Schwedenkrieges lebte in einem Dorfe an der böhmischen Grenze ein junger Bursche, den die Leute insgemein den langen Veri*) hießen, dieweil er von mehr als gewöhnlicher Leibesgröße war. Derselbe hatte eine Liebschaft mit des Korbflechters Baberl, aber das Heirathen wollte sich nicht machen. Es hatten nämlich die Schweden und nach ihnen die kaiserlichen Völker in der Gegend so säuberlich aufgeräumt, daß den Einwohnern nicht viel mehr zur Nahrung übrig geblieben war, als Gras und Kräuter — und in einem leeren Hause wirthschaftet es sich verdammt schlecht mit Weib und Kindern.

*) Xaver.

Die Noth gab dem Veri einen Gedanken ein — er wollte unter die Soldaten gehen. Es sei besser, sinirte er, Hammer denn Amboß zu sein. Als Soldat könne er's auch machen, wie die andern, seine Füsse unter fremder Leute Tisch stellen, und seinen Säckel aus der Schatztruhe irgend eines reichen Gutsherrn oder Pfaffen füllen. Wenn er dann ein hübsches Sümmchen beisammen, wolle er gern wieder sein Dorf aufsuchen und sich da einen Hausstand gründen.

Baberl sträubte sich lange gegen diesen Plan, denn sie wußte, wie es bei den Kriegsleuten Gebrauch ist — ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen. Weil sie aber nirgends Mittel und Wege finden konnte, mit dem Geliebten zusammen zu kommen, willigte sie endlich ein, zumal ihr dieser einen theuern Eid schwur, daß er sie und keine andere jemals heimführen werde. „Baberl," setzte Veri bei, die Rechte gen Himmel erhebend, „wenn ich dir je die Treue breche, so sollen meine Gebeine im Grabe keine Ruhe finden, und ich müsse als scheußliches Geripe auferstehen, zum Schrecken aller Christmenschen!"

Wenige Tage später machte sich Veri auf und wanderte Pilsen zu, wo die Kaiserlichen unter dem Grafen Gallas ein Lager bezogen hatten. Von da ließ er nichts mehr von sich hören; Jahr um Jahr verging, und Baberl wußte nicht, ob er lebendig sei oder todt.

Auf einmal hieß es im Dorfe, der lange Veri sei wieder da und habe eine reiche Frau mitgebracht. Und so war es auch! — Veri hatte draußen Baberl und Schwur vergessen und sich an eine Marketenderin gemacht, die, des Kriegstroubels müde, ihr Erspartes in Sicherheit bringen wollte. Veri gefiel ihr seiner stattlichen Figur wegen, und sie überredete ihn leicht, dem ruhelosen Soldatenleben Valet zu sagen und mit ihrem Brautschatze in der Heimath sich ein friedliches Nest zu bauen.

Das neue Ehepaar brachte für wenige hundert Thaler den größten Hof im Dorfe käuflich an sich. In jenen trübseligen Zeiten war der Güterwerth so tief herabgesunken, daß man einen Edelsitz für das Geld haben konnte, was früher eine kleine Sölde gekostet hatte. Veri richtete sein Besitzthum ansehnlich ein mit Vieh und Fahrniß, aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Der leichtfertige Patron hatte im Felde mit andern soldatischen Unarten sich auch die Völlerei angewöhnt, und jetzt in seinem Wohlstande genoß er das süße Gift des Kümmelschnapses in solchem Uebermaße, daß es ihn bald aufgerieben hatte.

Nahezu ein halbes Säkulum nach Veri's Tode geschah es, daß der Todtengräber des Ortes, als er ein neues Grab bereitete, in der Erde auf ein Geripe von seltener Größe stieß. Es war so wohl erhalten und die Knochen hingen noch so fest in den Bändern, daß es, ohne das kleinste Beinlein zu verlieren, erhoben werden konnte. Auf der Anatomie hätten sie schweres Geld für das schöne Skelett gegeben; die Dörfler aber wußten nichts Besseres damit anzufangen, als daß sie es im Beinhause aufstellten, und weil Niemand mehr sich erinnern konnte, wer an dieser Stelle seinen Ruheplatz gefunden, nannte man den Todten schlechtweg den Klappermann.

Im Waldgebirge sitzt während der langen Winterabende Alles geschäftig am Rocken. Die Stuben, vom flackernden Spahnlichte erhellt, widerhallen von dem Schnurren der Räder und Spindeln. Alles, was Hände und Füsse rühren kann, spinnt bis tief in die Nacht hinein, nicht etwa nur die Weiber, sondern auch der Bauer mit seinen Söhnen und Knechten. Es ist Sitte, daß die Nachbarn mit ihren Spinnrädern sich gegenseitig Besuch machen; man heißt das „auf die Rockenreise gehen." Täglich wird der Sammelplatz gewechselt, doch wählt man am liebsten die Häuser der größeren Bauern, weil diese geräumigere Stuben haben. Da kommen nun Männer und Frauen, Burschen und Mädchen zusammen, und während die Räder emsig im Kreise sich drehen, entspinnt sich unter den Anwesenden eine lebhafte Unterhaltung. Wenn man mit dem Tagesklatsche fertig ist, geht es an die Mährchen und Geistererscheinungen, und je schauerlicher und haarsträubender einer seine Erzählung auszustatten weiß, desto lieber hören ihm die andern zu.

Eines Abends war die Gesellschaft bei dem reichen Jannerbauern beisammen. Es ging schon stark auf Mitternacht, und man hatte mit dem feurigen Manne, dem Schimmel ohne Kopf, dem schwarzen Ritter und derlei Spuckgeschichten sich in Angst gejagt, die deutlich genug an den Gesichtern abzulesen war. Nur der Birnbrunner Matthes wollte sich keine Furcht ankennen lassen und rief, indem er vom Stuhle aufsprang: „Was gilt's, ihr Hasenfüße, ich gehe gleich jetzt auf den Kirchhof hinüber und hole den Klappermann herbei!"

Die anderen Burschen neckten den Matthes mit seinem Großthun, wie sie es nannten; aber dieser machte Ernst, und ehe fünf Minuten vergingen, kam er, das Geripe auf dem Rücken, zur Thüre herein und setzte es mitten in der Stube ab. Der Klappermann, mit gespreitzten Beinen riesengroß dastehend und den grinsenden Schädel nach den scheu zurückweichenden Zeugen dieses Auftrittes kehrend — es war in der That ein grauenhafter Anblick! Die Männer bekreuzten sich, die Dirnen kreischten und warfen vor Entsetzen die Schürzen über die Köpfe. Inzwischen war der Hausherr gekommen, der heute mit einem Ochsenhandel sich im Wirthshause verspätet hatte. Ein ernster, strenger Mann, tadelte er mit scharfen Worten den Vorgang. Auf sein Geheiß mußten die Anwesenden im Kreise vor dem Klappermann niederknieen, um durch ein andächtiges Vaterunser die frevelhafte Ruhestörung zu sühnen. „Kennt auch," sagte er, „den Abgeschiedenen Keiner hier mit Namen, — unser Gebet wird seiner armen Seele gleichwohl zu Gute kommen."

Lauter und inbrünstiger als Alle sprach das „Herr, laß' ihn ruhen im Frieden!" ein eisgraues Mütterchen, das im Dorfe seit Menschengedenken als die alte Baberl umwandelte. Nach dem „Amen" erhob sich die Greisin, trat zu Aller Verwunderung dicht an den Klappermann hin und sagte, dessen knöcherne Hand fassend: „Wenn Niemand weiß, wer du bist, weiß ich es, — Veri! Ich geb' dir deinen Schwur zurück."



Kaum waren diese Worte über die Lippen, als das Skelett rasselnd zusammenbrach. Man fand auf dem Boden nichts mehr, als einige morsche Knochentrümmer und ein Häuflein Moder. Adelbert Müller.

Das Studentengut.

Einst beriefen die zu Nürnberg einen trefflichen Mann, der hieß Dilherr und sollte zu St. Sebald Prediger werden. Da nahm derselbe den Ruf an und machte sich von Jena auf, seiner Bücher aber waren so viele, daß sie 104 Zentner wogen und vierzehn Fuhren dazu nöthig waren. Wie er nun mit selbiger Bibliotheka durch die Festung Forchheim kam, verlangte er freien Durchpaß, weil das Alles freies Studentengut sei. D'rauf sagte der Festungskommandant, so Graf Pappenheim war, sehr trutzig: „Wann das Alles Studentengut ist, muß der Herr ein vornehmer Student sein." Hierauf erwiederte Herr Dilherr ebenso muthig: „Nicht vornehmer, Herr Graf, vor Gott, durch meine vielen Bücher, als Ihr, so Ihr zehnfach soviel Soldaten hättet. Und Beide, wie wir da seien, macht uns ein heiliger Spruch und Vers aus der heiligen Schrift reicher, als wenn wir Alles wüßten, was in den achttausend Büchern geschrieben steht und all' Euerer Soldaten Gewalt vermag." Entgegnete der Graf: „Ich sehe wohl, daß Ihr ein demüthiger, doch muthiger Mann seid!" Und ließ ihn frei ziehen. Selbiger Herr Dilherr starb 1669 zu Nürnberg, und als man sein Testament öffnete, erwuchs der Stadt unglaublich viel Gutes, wovon noch heut zu Tage Spuren zu finden.

Hoher Werth des Bartes.

Es ist bekannt, daß bei den Arabern, ja bei den meisten Morgenländern, der Bart als die höchste Zierde und der Schmuck des Mannes gilt und der Schwur bei seinem Barte der größte ist, den er unverbrüchlich hält. Aber auch bei den Christen galt im Mittelalter der Bart als der unveräußerliche Schmuck des Mannes und als ein köstliches Pfand, wie der hier erzählte Fall aus den Zeiten der Kreuzzüge bezeugt.

Wilhelm von Tyrus hatte in seinem Gefolge eine Menge edler Kämpen, mit welchen er häufige Züge gegen die Türken unternahm. Allein die erste Begeisterung der Kreuzfahrer war bereits erloschen, die meisten waren nach Europa zurückgekehrt, die Türken hatten sich von ihrem Schrecken erholt und die Franken im Morgenlande hatten Mühe, sich in ihren Eroberungen zu behaupten, und konnten nicht daran denken, neue zu machen. Wilhelm vertröstete deshalb seine Getreuen von Tag zu Tag, an welchen er ihnen den rückständigen Sold bezahlen wolle, und setzte endlich seinen Bart zum Pfande, daß er sie innerhalb einer bestimmten Zeit befriedigen wolle. Indessen vermählte er sich mit der schönen Tochter des Armeniers Gabriel, Herzogs von Melitene, und sein Gefolge lebte vergnügte Tage am Hofe des reichen Mannes. Eines Tages aber drangen viele, man weiß nicht genau, ob nach gemeinschaftlicher Verabredung mit ihrem Lehensherrn, oder weil ihnen die Gelegenheit günstig schien, während der Tafel mit lauten und ungestümen Worten in ihn, entweder zu zahlen oder ihnen das versprochene Pfand auszuliefern.

Der alte Herzog erfuhr durch seinen Dollmetscher die Ursache des sonderbaren Auftrittes und wendete sich erstaunt an seinen Schwiegersohn, und fragte, ob er die Wahrheit

vernommen. Und Wilhelm von Tyrus gestand, er habe wirklich das nun geforderte Pfand eingesetzt. „Wie," entgegnete Jener, indem er die Hände über dem Haupte voll Schrecken zusammenschlug, „wie, du konntest es wagen, nur ein einziges Haar einzusetzen? Welch eine Schmach!"

„Die Noth, die unerbittliche, hat mich dazu gezwungen; aber ich bin bereit, mich meines Schmuckes zu entäußern und das Pfand zu übergeben."

„Das verhüte der Himmel," sagte Gabriel, „daß ich je eine solche Schande auf mein Geschlecht lade!" Und nach diesen Worten fragte er um die Summe der Schuld, übergab dem Gefolge dreißig Tausend Goldstücke und löste so den Bart seines Schwiegersohnes.

Ritterliche Thaten und Abenteuer.

Männliche Tapferkeit ist keineswegs ausgestorben. Noch immer tritt sie hervor, wo ächte Vaterlandsliebe ein Volk entzündet, oder wo ein tüchtiger Heergeist eine Kriegerschaar beseelt und hoher Ruhm zu erwerben ist. Jedoch von dem freien, frischen Heldenmuthe früherer Jahrhunderte ist die jetzige Tapferkeit sehr verschieden. Damals suchte man die Gefahr um ihrer selbst willen auf und stürzte sich in sie mit Lust und Freudigkeit hinein. Der erblindete Johann von Böhmen ließ sich zwischen zwei Rittern in die Schlacht geleiten, um noch einmal einen tüchtigen Schlag zu thun und dort zu sterben. So etwas wird jetzt kein Mensch mehr thun. Die Tapferkeit war in den Tagen des Mittelalters eine Sache der Poesie. Denn damals hing sie genau zusammen mit der edlen Liebe zu schönen Frauen, mit der Bewunderung der Sänger, mit der christlichen Demuth, mit dem frommen Glauben, welcher alle Gemüther erfüllte. Dadurch wurde sie zur Ritterlichkeit, welche die Kreuzzüge begann, gefahrvolle Seezüge unternahm und in weit entfernten Ländern neue Reiche gründete. Auch die mächtigsten Herrscher und Gebieter suchten in dieser ihren besten Ruhm und ein unritterlicher Fürst oder gar ein teutscher Kaiser feiger Art war etwas ganz undenkbares. Der letzte seiner Knechte würde ihn verlassen haben. Wo ist aber das herrliche Ritterthum hingekommen? — Wie konnte es sich, so tief den Gemüthern der Menschen eingeprägt, nur verlieren? — Man nennt mancherlei Gründe: die Erfindung des Schießpulvers und der Geschütze, durch welche auch der beste Ritter aus der Ferne von einem geringen Knechte niedergestreckt werden konnte, und durch welche die Mauern der alten Burgen, sonst die sichere Zuflucht des Adels, schnell gebrochen wurden; oder man erwähnt der Errichtung eines geordneten Fußvolkes, welches in tiefgeschlossenen Reihen focht, an denen der Muth und die Stärke des Einzelnen zersplitterte, man weist auf das Ueberhandnehmen der stehenden Heere hin, die den früheren Ritterdienst zu Roß entbehrlich machten, und auf Aehnliches. Alle diese Umstände mochten beigetragen haben, dem Ritterthum viele Noth zu bereiten, jedoch sie konnten es nicht unterdrücken. Man schmiedete dagegen die Harnische noch fester und schwerer, man baute die Mauern stärker, und trotzte den Gefahren noch kühner. Die Ritterlichkeit bestand ungeachtet des Schießpulvers und des geregelten Fußvolkes fast noch schöner, wie zuvor. Solche ritterlich kühne Kriegsmänner wie Karl V., Kaiser der Teutschen, wie Franz I. von Frankreich, Franz von Sickingen, Pescara, del Vasto, die beyden Frundsberg und viele Andere bestehen wohl den Vergleich mit den Besten. Lebte doch zu jener Zeit selbst Bayard, die Blume des Ritterthums. Erst mit der innern Zersetzung des alten Gemüthslebens, durch die Veränderung aller Lebensansichten, welche wiederum mit der Umwandlung der gesammten Staatsverhältnisse und des Kirchenwesens, wovon wir hier nicht sprechen wollen, zusammenhängt, konnte dasselbe nach und nach untergehen.

Erfrischend und stählend aber ist es in trüben Zeiten, wo es, wie ein dichter, unheimlicher Nebel auf allen Gemüthern liegt, und wo Blick und Haltung unsicher werden, die großen Thaten früherer Jahrhunderte sich zu betrachten. Hier kann man aus den Büchern der Geschichte ersehen, was entschlossene Besonnenheit, wahre Treue, hochherzige Gesinnung, was Großmuth, Ausdauer, Wahrhaftigkeit, Gottvertrauen und Ergebung in jegliches Geschick sey. Bedenken wir auch dabei, daß man einen Ritter, wenn er gefährliche Wunden, wenn er bittere Gefangenschaft und selbst den blutigen Tod erlitt, nicht etwa bedauerte und bemitleidete, wie dieses die schwächlichen und zwerghaften Menschen unserer Zeit zu thun pflegen, sondern daß man ihn, wenn nur Ehre und Mannhaftigkeit bewahrt worden war, deßhalb bewunderte und glücklich achtete. Ohne Neid, Feindschaft und Verkleinerung gewann der Namen eines ächten Ritters hohen Preis, soweit er nur genannt wurde, selbst bei den Nationen, welche dem Muhamed und dem Islam anhängen. Wetteiferten doch nicht selten arabische und maurische Ritter mit den Christen siegreich, wer der tapferste und edelmüthigste sei.

Erwägt man überdieß, wie durch eine Masse von leichten Romanen unter Jung und Alt so ganz unrichtige und verkehrte Vorstellungen über das Ritterwesen und besonders über dessen schönste Blüthe: die Lust an Thaten und Abenteuern, sich verbreiten, so mochte es schon deßwegen gut sein, in ächten geschichtlichen Quellen eine Beleuchtung und Berichtigung zu suchen. Wir schließen dabei keine Nation aus. Ja, wir achten selbst auf die Sage, wenn sie nur irgend einen edlen Zug so recht klar vor die Augen führt. Denn die Sage ist ja das lichte Kind ihrer Zeit und ein Zeugniß von der Gesinnung der Nation, wo sie entstand. Beachten auch diese getreuen, einzelnen Lebensbilder, welche wir hier geben, keine chronologische Ordnung und stehen sie auch sonst in keinem Zusammenhange, so erklären sie sich doch, dem rechten Verständnisse nach, gegenseitig, und stellen als ein Ganzes eben das dar, was wir beabsichtigen, das Wesen der wahren Ritterlichkeit.

Hamlet, der Däne.

Hamlet, der sinnreiche Prinz von Dänemark, ist durch Shakspeare's unübertroffenes Trauerspiel überall bekannt,

wohin nur europäische Dichtung kam. Gefallen möchte es daher, die ächte Sage zu vernehmen, wie sie Saxo Grammaticus in seiner dänischen Geschichte erzählt. Lernen wird man wenigstens daraus, mit welcher Einsicht der große Dichter einen an und für sich so denkwürdigen Stoff zu erfassen wußte, wie er einfache Thatsachen mit der reinsten Poesie durchwebte, wie er Alles benützte, was die Schönheit seines Werkes mehren, aber auch Alles ausschied, was dessen gewaltigen Eindruck stören konnte. Jedoch auch abgesehen von diesem Vergleiche mit dem Dichterkönige gibt diese Sage ein treues Bild von dem alten Nordlandsleben, wo die Dänen sich als kühne Seefahrer furchtbar machten und selbst die Könige Englands in einer gewissen Abhängigkeit von ihnen standen.

Hamlet war der Sohn Horwendill's, Unterkönigs von Jütland, eines überaus kühnen Seefahrers. Mit Koller, dem König von Norwegen, hatte er auf einer kleinen grünen Insel der Nordsee einen edlen Zweikampf (Holmgang) bestanden und denselben getödtet. Dann aber bestattete er ihn königlich und ließ einen hohen Grabhügel über den Leichnam aufschütten, wie es vorher unter den Königen ausgemacht worden war. Seinem Oberkönige Korik sendete er so viele Kriegsbeute zu, daß dieser ihm endlich seine Tochter Genutha zur Ehe gab. Da entbrannte Fengo, sein Bruder von Neid, und brachte den ruhmvollen Helden unversehens um. Dessen hinterlassene Wittwe aber bethörte er durch süße Worte: nur deßwegen habe er die grausame That begangen, damit eine so edle, sanfte Frau nicht länger durch den unerträglichen Stolz Horwendills zu leiden habe. Frau Genutha glaubte dieses und nahm den Mörder zur Ehe.

Hamlet, damals schon zum Jüngling herangewachsen, begriff seine mißliche Lage recht wohl, und zweifelte nicht, daß Fengo auch ihn ermorden werde, wenn er ihn für irgend gefährlich achte. Deßhalb griff Hamlet allein und ohne zuverlässige Genossen nach einem wunderlichen Rettungsmittel. Sein edles Gesicht nahm den Ausdruck des lächerlichen Blödsinns an. Mit den schönen Kleidern pflegte er sich im Staube zu wälzen; was er sprach, war voll närrischen Unsinns. In allem seinen Thun zeigte er eine unüberwindliche Trägheit. Tagelang saß er am Heerde, kehrte die Asche mit der Hand ab, und schnitzte künstliche hölzerne Haken, die er im Feuer härtete. Wenn man ihn aber fragte, was er denn da mache, so erwiederte er, daß er die Rache seines Vaters vorbereite. Darüber hatten nun die starken, wilden Recken Fengo's ihr Gespött, und sie verhöhnten den Narren nach ihrer Weise.

Doch gab es auch klügere Männer, die bedachten, daß unter Hamlets seltsamen Worten oft ein ganz eigener, sehr tiefer Sinn hervorschimmere, und daß er die absonderlichsten Dinge sprach, ohne jedoch eine Unwahrheit zu sagen. Fengo sendete daher seinen Neffen zur Prüfung auf eine Reise aus und gab ihm Aufpasser mit, die genau auf seine Handlungen und Reden Acht geben sollten. Der kluge Jüngling geberdete sich dabei närrischer, als jemals. Daß er sein Pferd verkehrt bestieg und bei dem Schweif aufzäumte war nur der Anfang. Als sie in einen Wald kamen und große Wölfe daher liefen, zeigten Hamlets Begleiter diese ihm als schöne Fohlen. „Da wären einige gut," erwiederte jener, „bei der Soldaten-Heerde meines Oheims." Als sie am Strande das Steuerruder eines zerschellten Schiffes fanden, wunderten sich die Aufpasser, über das große Messer, wie sie es nannten; aber der tolle Prinz lobte es, denn damit könne man einen tüchtigen Schinken zuschneiden. Und als jene auf den weißen Küstensand deuteten, und fragten, wie ihm das prächtige Mehl gefalle, sagte er: „ei, das haben wohl die schönen weißen Sturmwellen so klar gemahlen." So wurden die Begleiter in ihren verfänglichen Worten und allem Anderen überlistet. Doch wachte auch Hamlets treuer Milchbruder, der sich als sein eifrigster Aufpasser stellte, insgeheim über ihn.

An Fengo's Hofhalt wurde der tolle Reisebericht mit weidlichem Gelächter aufgenommen und der Fürstensohn noch vielfach befragt. So: auf welchem Kopfkissen er geschlafen habe? „Auf einer Ochsenklaue und einem Hahnenkopf" war die Antwort. Allerdings hatte er diese Dinge zur Ausführung irgend eines lächerlichen Streichs auf die Reise mitgenommen.

Nur ein alter Dienstmann warnte, man müsse den Blödsinnigen noch schärfer prüfen. Vor seiner Mutter werde er sich nicht zu verbergen wissen. Daher solle man ihn in einem einsamen Gemache zu derselben bringen, jedoch ein verborgener, treuer Mann solle beide behorchen. Also geschah es.

Als Hamlet, unterrichtet von der Zusammenkunft mit seiner Mutter, zuerst in das Gemach kam, nahm er in der Ecke einen Haufen Binsen wahr, mit denen man damals auch in fürstlichen Wohnungen den Fußboden zu bestreuen pflegte. Sogleich springt er toll umher, kräht wie ein Hahn, schlägt mit den Armen, gleichwie mit Flügeln und hüpft endlich auf die Binsen. Wie er aber einen menschlichen Körper unter ihnen gewahrt, zieht er sein Schwert, tödtet den Mann, schleppt ihn hinaus und verbirgt ihn. Ruhig kehrt er zurück. Nun kam Frau Genutha, klagte und weinte über die Narrheit ihres Sohnes und dessen verrücktes Beginnen. Wie mußte sie aber erstaunen, als Hamlet plötzlich umgewandelt vor ihr steht, und im tiefsten Ernste, mit furchtbaren, herzzerschneidenden Worten ihr die Ermordung seines Vaters vorhält und sie selbst an ihre sündhafte Verbindung mit dem Mörder mahnt. In der äußersten Zerknirschung gelobte sie Besserung und Verschwiegenheit. Am Hofe suchte man den klugen Dienstmann vergeblich. Hamlet hatte unterdessen den Leichnam zerstückt und gekocht den Schweinen vorgeworfen. Als man endlich auch ihn fragte, ob er von dem Vermißten keine Kunde habe, erwiederte er: „den alten Narren haben wahrscheinlich die Schweine in ihrer Grube gefressen." Auch dieses fand man wiederum trefflich närrisch.

Doch Fengo, immer mißtrauischer, entschloß sich zu einer Gewaltthat, die er nur des Volkes wegen nicht offen wagte. In Britannien lebte damals ein König, der sein geschworner Waffenbruder. An diesen sendete er, nebst zwei Vertrauten, seinen Stiefsohn, mit dem geheimen Gebot, ihn unverzüglich zu tödten.

Hamlet aber begriff recht gut die bevorstehende Gefahr. Heimlich hieß er seine Mutter, die große Halle, wo Fengo's Recken zu schmausen pflegten, mit einem fortlaufenden, gutgedrehten, geknoteten Seile ausschmücken, um gerade an demselben Tage, gerade ein volles Jahr nach seiner Abreise, sein Todtenfest feierlich zu begehen. Da werde er zurückkehren.

Als sie nun zur See waren, machte Hamlet seine Begleiter trunken und durchsuchte dann ihr Gepäck. In diesem fand er den Befehl Fengo's nach alter Art in eine Holztafel eingegraben. Sofort änderte er denselben so um, daß seinen Gefährten der Tod bestimmt, für ihn selbst aber die Vermählung mit des Königs Tochter nachgesucht wurde. Unbesorgt übergaben die Abgesandten, des Lesens selbst unkundig, ihre Botschaft, und sie wurden gastfreundlich aufgenommen. Nur Hamlet genoß von dem prächtigen Mahle Nichts, und benahm sich so, als erfreue es ihn sehr wenig. Da sendete der König, um den Grund zu erfahren, einen heimlichen Späher zu dem Gemache der Fremdlinge, um deren Gespräche zu belauschen. Diese vernahmen nun, wie Hamlet von seinen Reisegefährten befragt wurde, warum er von den köstlichen Speisen und Getränken so wenig genossen habe, als ob sie Gift seien. Dieser erwiederte verdrießlich: „das Brod war mit Blut versetzt, das Getränk schmeckte nach Eisen und das Fleisch roch nach Leichnamen. Die Königin benahm sich aber mehr als eine Magd, denn als eine Freie."

Mit großer Verwunderung vernahm der König den Bericht seines Kundschafters. Aus den Worten Hamlets, die von den Begleitern desselben höchlich verspottet wurden, schloß er, daß sein Gastfreund entweder sehr thöricht, oder ungemein klug sein müsse. Er ließ sofort nachforschen, ob denn eine Wahrheit in des jungen Fürsten Worten liege. Da erfuhr er nun, daß das Getränk, von dem das Brod bei dem Mahle gebacken worden war, auf einem alten Schlachtfelde gewachsen sei; die Schweine, von denen man den Braten nahm, hatten zufällig den Leichnam eines getödteten Räubers verzehrt, und in der Tiefe des Brunnens, aus dem man das Wasser zu der Mischung des Weines schöpfte, fanden sich zwei verrostete Schwerter. Nach einer solchen Scharfsinnsprobe trug der König kein Bedenken, seines Waffenbruders Gebot zu vollziehen. Doch fragte er den Hamlet, wie er die unfreie Geburt seiner Königin erfahren habe. „Sie nahm ihr Gewand auf," erwiederte dieser, „um es nicht am Boden zu beschmutzen. So etwas thut keine geborne Fürstin." So erhielt Hamlet des Königs Tochter zum Gemahl, dessen Gefährten aber wurden getödtet. Darüber stellte sich der junge Fürst sehr erzürnt und drang auf ihr Blutgeld. Das empfangene Gold schmolz er und goß es in zwei ausgehöhlte Stäbe. So lebte er in treuer Liebe zu seiner Gemahlin und im großen Ansehen an dem Hofe des britannischen Königs.

Als aber das Jahr, seit er von Genutha's Hause entfernt war, sich zu Ende neigte, verließ er sein Weib und sein Söhnlein und schiffte sich ein. Ganz allein trat er an den Strand von Jütland, wo er alsbald den Blödsinnigen wieder vorstellte. Genau an dem Jahrestage trat er in die Halle, wo Fengo mit seinen Recken Hamlets Todtenfest in köstlichem Weine beging. Anfangs erschracken Alle, wie sie ihn erblickten. Bald aber fand man es gar zu lustig, daß der Narr zu seiner eigenen Todtenfeier komme, und es brach ein lautes Gelächter aus. Der kluge Jüngling vermehrte noch den tollen Jubel, wie er alsbald sich aufschürzte, unaufhörlich unter seltsamen Späßen Wein herbeitrug und den Schenken zu seiner eigenen Ehre machte. Als man ihn fragte, wo er denn seine beiden Begleiter gelassen habe, zeigte er die beiden Stäbe mit dem verborgenen Blutgelde und sagte: „Das ist der Eine und das der Andere." Er sprach hier nach jener alten Sitte ganz die Wahrheit. Weil er aber, scheinbar trunken, mit dem bloßen Schwerte häufig herumfocht und sich selbst in den Finger verwundete, schlugen ihm Einige, aus Besorgniß, einen Nagel durch Scheide und Schwert, so daß es nicht mehr gezogen werden konnte. Endlich sanken alle die lustigen Krieger, Einer nach dem Andern, von dem starken Weine überwältigt, nieder und lagen zerstreut auf den Binsen am Boden umher. Niemand war mehr wach, als Hamlet. Jetzt war die Zeit der Rache gekommen. Er wirft sofort das Knotenseil herunter und mit den in Bereitschaft gehaltenen, künstlich geschnitzten Holzhaken schnürt er die schnarchenden, weinschweren Krieger so fest zusammen, daß keiner sich regen kann. Dann schleudert er Feuer auf das Dach der Halle und verbrennt Alle, die darinnen sind. Keiner vermag sich loszumachen. Schon vorher war Fengo halb trunken nach seinem Gemache gebracht worden. Niemand wacht um ihn. Langsam tritt Hamlet ein, leise nimmt er das Schwert von dem Lager des Königs und hängt das seinige, das vernagelte, an die Stelle. Jetzt rüttelt er den Oheim auf. „Deine Recken verzehrt das Feuer in ihrer Halle, hier bin ich, Hamlet, der Rächer meines ermordeten Vaters." Fengo springt auf, greift nach dem falschen Schwert und wird leicht von dem Bluträcher niedergestoßen.

Weithin leuchtet der Brand durch das Land. Am Morgen sammelt sich das Volk. Mit Erstaunen erblickt es die noch rauchenden Trümmer der Königsburg, die halbverbrannten Leichname, den durchbohrten Leib Fengo's. Doch Niemanden wird man gewahr, der solch' furchtbare That vollbrachte. Die Meinungen sind getheilt. Die Einen betrauern den Tod des Königs, die Andern freuen sich über das gelungene Rachewerk. Unterdessen hielt sich Hamlet verborgen, bis der Sturm der Leidenschaften sich gelegt hatte. In der Stille sammelt er Anhänger, die er mit feueriger, kluger Rede sich gewinnt, indem er sie an Horwendills Ermordung, an Fengo's blutige Gewaltthaten, an das erlittene Unrecht mahnt. So wird er endlich von dem Volke als König anerkannt und ausgerufen. Von einem Fürsten, der so lange sich bezwang und so klug und kühn die Rache vollstreckte, hegt Jeder die höchste Meinung.

Einige Zeit darnach rüstete Hamlet drei Schiffe auf das beste aus, bemannte sie mit den edelsten Jünglingen und fuhr in größter Pracht nach England, um seine Hausfrau heimzusuchen. Mit Freude und Glanz ward er aufgenommen. Doch während des Mahls vernahm der König Fengo's Untergang. Nun hatten sich die Beiden als alte Waffenbrüder

gelobt, daß Einer des Andern Tod rücksichtslos rächen wolle. Da zwang nun den König der theuere Eid, den er dem Waffenbruder geleistet hatte, und doch hielt ihn die Liebe zu seiner Tochter und die Gastfreundschaft zurück. Da sann er auf einen Ausweg.

Nordwärts in Hochschottland wohnte Hermutrude, eine königliche Jungfrau, von hoher Schönheit und großer Klugheit, aber so streng, kriegerisch und männerfeindlich, daß sie allen ihren Freiern den Tod drohte und daß schon Mancher für seine Verwegenheit gebüßt hatte. (Wer denkt dabei nicht an die Brunnehild des Niblungenlieds.) Zu ihr sendete der britannische König seinen Eidam auf eheliche Werbung, denn seine Königin war ohnlängst gestorben. Hamlet erkannte wohl die tückische Gefahr, doch machte er sich mit Gefolge auf die Brautfahrt.

Von einem guten Künstler in Dänemark hatte sich Hamlet einen Schild malen lassen. Auf demselben waren in zierlicher Zeichnung und mit bunten Farben alle seine sinnreichen und kühnen Thaten dargestellt, wie wir sie theilweise erzählt haben. Kurze Denksprüche gaben die Bedeutung der Gemälde. Diesen Schild führte er damals mit sich. Nach langer, mühevoller Fahrt kamen sie, schon jenseits der Grenzen Schottlands, in ein grünes, schattiges Thal, von einem hellen, rauschenden Bache durchflossen. Daselbst sattelten sie die Rosse ab und überließen sich der erquicklichen Ruhe. Selbst die ausgestellten Wachen schliefen ein. Da gelang es einem kecken Jüngling von den Spähern der Königin, welche schon längere Zeit die Fremdlinge beobachtet hatten, heranzukommen. Leise zog er dem Anführer seinen Schild weg und entwendete gleichfalls das Schreiben des Königs von Britannien. Beide brachte er der Hermutruda, deren Burg nicht weit entfernt lag. Mit Bewunderung beschaut die königliche Jungfrau den buntfarbigen Schild und erkennt in den Thaten Hamlets einen ihr nahverwandten Geist. Ihr früherer Sinn hat sich gar schnell gewandelt. Sie beschließt, ihn durch seine eigne List zu täuschen. Der feingeöffnete Brief des Königs wird umschrieben und der König von Britannien empfiehlt jetzt den dänischen Fürsten selbst ihr zum Gatten. Um dieses glaubwürdiger zu machen, beruft sich der Brief auf Hamlets eigne Thaten. Derselbe Späher bringt Schild und Brief wieder unbemerkt zurück.

Als nun Hamlet unbesorgt an den Hof der Königin kommt und dort sein Schreiben übergibt, das noch das frühere Siegel unverletzt verschließt, vernimmt er mit Erstaunen die neue Mähr. Da weiß sie ihn mit so klugen und lieblichen Worten zu umgarnen, indem sie ihn erinnert, wie unwürdig für einen solchen Helden die Verheirathung mit einer Frau von unfreier Geburt sei; nur eine freie Königin sei seiner werth. Dazu noch die hohe, jungfräuliche Schönheit. Hamlet ist betäubt und ergibt sich. Die Vasallen werden berufen, die Hochzeitsfeier wird begangen. Nach einiger Zeit beschließt er nach Britannien zurückzukehren. Ihn begleitet eine treffliche Schaar der besten schottischen Jünglinge, die ihm Hermutruda als Geleite mitgab. Doch ist ihm der Ruf schon vorangegangen. Die brittische Königstochter eilt Allen voraus, um ihren Gemahl zu warnen. „Tief hast du mich gekränkt," sprach sie, „indem du eine Andere mir vorzogst, obgleich mein Söhnlein das Unterpfand deiner Treue wäre. Mag es einst die Mutter rächen, wenn es will. Ich selbst werde niemals deiner vormaligen Liebe vergessen. Hüte dich vor meinem Vater, denn er grollt dir tödtlich." Hamlet läßt sich warnen und zieht ein feines, festes Panzerhemd unter dem wallenden Gewande an.

Mit verstellter Freundlichkeit empfing sie der König, umarmte seinen treulosen Schwiegersohn, und sie ritten miteinander der Burg zu. Schon waren sie der weitgeöffneten Pforte derselben nahe, als der Britte einen starken Speer mit großer Kraft von dem Rücken her auf Hamlet schleuderte. Doch der gute Panzer brach die Kraft des Wurfs. Nur leicht verwundet, entfloh Hamlet mit dem Gefolge bis an den Ort, wo seine schottischen Ritter lagerten. Der König verfolgte sie sogleich mit seinen Gerüsteten. Es entspann sich ein harter, blutiger Kampf, den nur die Nacht trennte. Viele waren auf beiden Seiten gefallen und ihre Leichname bedeckten den Wahlplatz. Hamlet überzählte den Rest der Seinigen und erschrack. Wie wollte er am andern Morgen dem Könige widerstehen, der während der Nacht Verstärkungen an sich ziehen konnte! Da verfiel er auf eine seltsame List. Einen Theil seiner erschlagenen Genossen ließ er aufrecht an Baumstämme befestigen, mit den Waffen in den machtlosen Händen. Andere wurden auf ihre Rosse gebunden und je zwei Lebende nahmen einen Todten in die Mitte. Bei dem ersten Morgenlichte kamen schon die brittischen Schaaren, wohlgerüstet und verstärkt, heran. Mit Erstaunen erblickten sie ihre Feinde wieder so vollzählig, wie Tags zuvor. Wie aber erst deren Schlachtreihen sich entfalten, wie sie zwischen den Lebenden auch die bleichen, entstellten Todten mit eingelegten Lanzen auf sich ansprengen sahen, da ergriff sie ein furchtbares Grauen. Alle wendeten sich zur Flucht. Viele wurden im Nachhauen erschlagen. Auch der König, der vergeblich am längsten widerstanden hatte.

Mit großer Beute und seinen beiden Frauen schiffte sich Hamlet nach der Heimath ein, wo er viel zu ordnen fand. Eine Zeitlang hielt er mit großer Umsicht und Weisheit sich aufrecht. Doch auf den Oberkönig Rorik war Wiglet gefolgt, dem die zunehmende Macht des Unterkönigs von Jütland gefährlich schien. Er forderte diesen daher zum Kampfe.

Obgleich Hamlet die Uebermacht Wiglets recht gut kannte, so wich er doch vor der Aufforderung nicht zurück. Er fiel mit seinen besten Recken nach der tapfersten Gegenwehr. So weise er auch war, so hatte er dennoch den unerforschlichen Sinn des Weibes nicht durchschaut. Nur Eins hatte es ihm schwer gemacht, zu dem ungleichen Kampfe sich zu entschließen, das Geschick Hermutruda's. Um sie allein war er besorgt. Doch sie ermuthigte, sie tröstete ihn. Sie versprach ihm, niemals von ihm sich zu trennen, und begleitete ihn bewaffnet in die Schlacht; doch als ihr so kühner, so weiser Held gefallen war, — ergab sie sich freiwillig dem Sieger.

Bs.

Der Ostindier.

Aus Californiens Minenleben.



Die Julisonne brannte heiß und sengend auf Douglas-Fiat, ein kleiner Thalgrund an einem der Calaveres-Arme, nieder, und die Mittagszelt hatte die meisten der Mlnenarbeiter oder Goldwäscher, wie man sie eigentlich nennen sollte, von ihren Maschinen unter den Schutz der Zelte oder der einzeln stehenden Eichen gejagt, ihr einfaches Mittagsmahl zuzubereiten und dann ein paar Stunden süßer Ruhe zu pflegen, ehe die „Quälerei" auf's Neue begann.

Douglas-Fiat lag in der Nähe von Murphys neuen Diggings, und zwar nur zwei Meilen davon entfernt, über den ersten Hügel hinüber, der sie im Südosten umzog. Bis dahin waren auch häufig „Prospektirer" mit Pfanne, Spitzhacke und Schaufel dort hinübergezogen, und hatten hie und da eingeschlagen, noch nie aber etwas Erkleckliches gefunden; jetzt aber, da eine große Anzahl von Arbeitern in Murphys Diggings selber nicht so gut „ausmachten," als sie wohl erwartet haben mochten, und schon große Lust bezeigten, die Gegend ganz wieder zu verlassen, zu gleicher Zeit aber eine wahre Unzahl von Waaren und Provisionen durch Spekulanten dort hinaufgeschafft waren, läßt sich denken, daß diese letzteren, die ihnen zur Consumirung ihrer Vorräthe nöthigen Arbeiter nicht, ohne wenigstens ihr Möglichstes zu thun, sie zurückzuhalten, wieder ziehen ließen, und daher denn auch die wöchentiich auftauchenden Gerüchte neuer, ganz in der Nähe von Murphys gelegenen, fabelhaft reichhaitigen Minen, die alle etwas leicht Exaltirte in einer wahren, fieberhaften Aufreizung hielten und ihrem Zweck auch vollkommen entsprachen. Ehe die Leute mit Sack und Pack weiter zogen, wollten sie das, was sich ihnen hier ganz in der Nähe bieten sollte, doch wenigstens erst noch einmal probiren, und ein Sack Mehl nach dem andern wurde aufgezehrt, und weil hie und da Einzelne auch wirklich manchmal etwas fanden, arbeitete die Masse eine Zeit lang unverdrossen weiter, bis sich dann endlich im September die meisten von ihren nutz-

losen Anstrengungen überzeugt hatten und selbst Fletscherism und Mesmerism, beides mit Erfolg eine Zeit lang angewandt, nicht mehr zogen.

Am 2. Juli befand sich Douglas-Flat aber gerade in seiner Glanzperiode, d. h. die ersten Gerüchte von bis jetzt durch ein paar Mexikaner entdeckten und bis dahin geheim gehaltenen Reichthümern waren eben nach Murphys Diggings gedrungen, und in wenigen Tagen standen schon dort, außer den zahlreichen kleinen Leinwand- und Buschhütten der Goldwäscher selber, drei größere „Store"-Zelte, nicht allein mit Mehl, Fleisch, Zucker und Salz, sondern auch mit Luxusartikeln der Minen, mit Zwiebeln, Kartoffeln, „Pickles," in Oel eingesetzte Sardines, Butter, Essig und vor allen Dingen mit Brandy, Genevre, Rhum und Wein reichlich und vollauf versehen. Es war eine Pracht, den bunt geschmückten Schenktisch nur anzuschauen. Wo aber das Aas ist, sammeln sich die Adler, und kaum verbreitet sich das Gerücht neu entdeckter Minen — ob nun gegründet oder ungegründet — so kann man auch sicher darauf rechnen, auf halb todt gehetzten Thieren ein paar Exemplare vom „Fluch Californiens" — ein Paar Spieler ansprengen zu sehen, die ihre bunte Californische Serage als Teppich auf einen der Tische eines Schenkzeltes breiten, zur Lockspeise ein paar hundert spanische Dollar d'rauf häufen, und nun geduldig der Dinge harren, die da kommen sollen.

In ein solches Zelt mag mir der Leser jetzt auch einen Augenblick folgen, denn es ist, wenn auch schon ziemlich spät am Nachmittag, heiß und ich glaube selber nicht, daß uns ein Glas Wein und Wasser schaden wird.

„Hols der Teufel, Rogers, Euer Wein ist sauer!" rief der eine Spieler, der sich eben ein Glas gefüllt und es hinuntergestürzt hatte — „das ist Essig — verdammt will ich sein, wenn Ihr Euch nicht vergriffen habt — gebt einmal die andere Flasche dort her!"

„Sauer?" wiederholte der Wirth ungläubig und versuchte sein Getränk selber mit prüfender Lippe, während er dabei leise vor sich hinlächelnd in das schauerlich verzogene Gesicht des „Gamblers" schaute — „sauer? — der soll sauer sein? — da weiß ich denn doch wahrhaftig nicht, was Ihr vom Weine verlangen wollt — natürlich Syrup ist's nicht."

„Ne, bei Gott nicht," bestätigte ein anderer — „ich hätte auch schon lange d'rüber geschimpft, wenn er mir nicht die ganze Kehle wie einen Geldbeutel zugeschnürt hätte."

„Dann hat mich der verwünschte Franzose damit angeschmiert," entgegnete der Wirth mit einem derben Fluche — „ich weiß überhaupt nicht, weshalb wir sie hier noch ihr Wesen in den Minen treiben lassen. Zu Hunderten kommen sie angeströmt, und ob Einer von den Hallunken wohl etwas von einem Amerikaner kaufte, — Gott bewahre, und wenn der ihm dicht auf der Nase sitzt, lauft er doch lieber fünf Meilen, um nur irgend einem Landsmanne die paar Bit zuzutragen. Man hat keinen Nutzen, nur Schaden von den Parlevous."

„Ich wollte überhaupt, wir Amerikaner hielten einmal ordentlich zusammen," meinte da ein langer Texaner, der sich phlegmatisch auf einen der Tische hinflegelte, „und trieben einmal die ganze Fremdenbande zum Teufel — Franzosen, Mexikaner, Deutsche und wie sie alle heißen — sie gehören einmal nicht in's Land, und wenn alle Amerikaner dächten wie ich, wären sie lange d'raußen."

„Wenns mit dem Munde abgethan wäre," entgegnete ruhig ein Franzose, der gerade eingetreten war, sein Gold — ein paar Unzen — an der Bar wiegen zu lassen.

„Hallo," sagte der Texaner, hob, ohne seine bequeme Stellung zu verändern, den Kopf etwas in die Höh' und sah den Sprecher erstaunt an — „habt Ihr gesprochen?" — der würdigte ihn aber keiner Antwort weiter, wog sein Gold und verließ das Zelt.

„So, das ist recht," brummte Rogers — „läßt sein Gold wiegen und trinkt nicht einmal einen, und dann auch noch obendrein protzig — „hol Euch Alle der —"

„Alle Wetter, was ist dort los?" unterbrach ihn da plötzlich der eine Spieler, der sich eben dem Eingange des Zeltes zugewandt hatte, und hinaus über die Ebene hin nach den Hügeln zu zeigte, wo sich allerdings etwas Außergewöhnliches zuzutragen schien. Wenigstens versammelten sich die im Zelt befindlich Gewesenen augenblicklich vor dem Eingang und schienen an dem ganzen Vorgange besonderes Interesse zu nehmen.

Die Ebene oder Douglas-Flat, war hier etwa eine halbe Meile breit, und nach den Hügeln zu von keinem Baume beschattet, hinter ihr aber dehnte sich ein langer, an manchen Stellen steil aufsteigender Bergrücken hin, der zur linken einen vollkommen kahlen abgerundeten Gipfel zeigte, nach rechts zu aber unten mit Eichen und nach oben zu mit schlanken Fichten ziemlich dicht bewaldet war. In diesen Bergen, an einer klaren, dort aus dem Felsen sprudelnden Quelle, hatte bis dahin ein Stamm der Kayota-Indianer ihr einfaches Buschlager gehabt, das jedoch von den Zelten aus nicht zu sehen war; von der Richtung her aber sprang eine wunderliche Gestalt und ihr folgten mit Bogen und Pfeilen, die sie aber unbenützt in der linken Hand trugen, sonst aber schreiend und gellend, ein halb Dutzend Indianer, und es war augenscheinlich, daß sie den Ersten, der übrigens fast dieselbe Hautfarbe mit ihnen trug, sonst aber mehr Europäisch gekleidet war, verfolgten.

Dieser Erstere verdient eine nähere Beschreibung. Ostindiens heiße Sonne hatte ihn gebräunt, er war aus der Gegend von Bombay gebürtig und seine Hautfarbe dunkelbraun und glänzend, das Haar schwarz und gelockt, und sein Auge eben so dunkel und feurig, aber unstät, vielleicht von der Angst sich von den braunen Söhnen der Wildniß also verfolgt zu sehen, und er schien dabei sonderbarer Weise noch unschlüssig, ob er den Zelten der Weißen, wo er doch jedenfalls Schutz fand, zufliehen, oder rechts den kleinen Creek hinab, flüchten sollte — wo er bis Murphys Diggings weiter keine Zelte fand. Eine kleine Gruppe von Indianern, die aber auch nach dort zu, vielleicht zufällig, vor ihm auftauchte, machte seinen Zweifeln, wenn er die irgend noch gehabt, ein rasches Ende, und er nahm gerade die Richtung nach Rogers Zelt zu, als die Zechenden darin sein gewahr wurden und vor den Eingang traten. Sobald die Indianer

das bemerkten, kehrten sie um und nur zwei von ihnen blieben noch, wie eine Art Vorposten, stehen, während sich die andern nach den Bergen hinüber zogen. Sie schienen jeden Gedanken von Verfolgung aufgegeben zu haben.

Der Ostindier trug eine, einst weiß gewesene Drillhose, ein rothwollenes Hemd, Schuhe und Strümpfe und eine blauschottische wollene Mütze, um den Leib auch noch statt des Gürtels ein rothseidenes Tuch, kaum war er aber in Rufs-Nähe der Zelte gekommen, als er kläglicher zu lamentiren anfing, und in sehr gebrochenem Englisch, aber doch so, daß man etwa verstehen konnte, was er eigentlich wollte, schrie, er sei bestohlen und beraubt und die Indianer hätten ihm neunzehn tausend Dollar in Goldstaub, den er bei sich gehabt, abgenommen.

„Neunzehn Tausend Dollar?“ schrie einer der Spieler — „Donnerwetter Mensch, das ist ein Heidengeld — und das haben die braunen Schufte dort?“ —

„All — All —“ kreischte der Indier wieder und warf sich heulend dem Spieler vor die Füße — „all — all — todt — todt — ich bin todt — ich bin verloren!“

„Bei Gott!“ schwur der eine Texaner, dabei fast wie unwillkürlich nach seiner Büchse greifend, die an dem Brunnen vor dem Zelte lehnte, — wenn die Canaillen dem armen Teufel Alles abgenommen haben, was er hatte, so sollte man ihnen das doch nicht so ruhig hingehen lassen — sie werden so immer dreister — ich habe verdammte Lust, einmal zu versuchen, ob ich nicht schneller laufen kann als sie — Hallo Ben, was meinst Du dazu?“

„Neunzehn Tausend Dollar!“ murmelte Ben, der Spieler, aber wieder, dem das Geld im Kopfe herumging, denn er wußte recht gut, daß es, wenn erst einmal in seinen Krallen, zu seinem rechtmäßigen Eigenthümer schwerlich wieder zurückkehren würde. „Der Schuft, der neunzehn tausend Dollar in Gold schleppt, kann auch nicht so rasch laufen, als die übrigen — hol's der Teufel, ich gehe mit — wo ist meine Büchse Rogers? —“

„Hülfe, Hülfe!“ schrie der Ostindier dazwischen, dessen dunkle Augen indeß blitzesschnell von einem zum andern der Sprecher gezuckt waren — „all, — all — I am lost.“

„Neunzehn Tausend Dollar haben sie dem Schwarzen gestohlen?“ frug ein anderer Amerikaner, ein Arkansas-Mann, der am nächsten Zelte gestanden und den Lärmen gehört hatte — „ei da soll ja die Pest die diebische Rotte holen — wer geht mit?!“

„Halt, wir Alle!“ rief Ben, dem schon Angst war, es könnte ihm einer der übrigen zuvor kommen — „ich muß nur erst meine Büchse haben — zum Teufel Rogers, Ihr macht eine Ewigkeit und die schuftigen Hallunken bekommen zu vielen Vorsprung — o da kommen noch mehr!“

In der That strömten auch jetzt von allen Ecken die Goldwäscher herbei, und ohne weiter viel zu fragen, was der Lärm eigentlich bedeute, oder ob die Anklage auch gegründet sei, wurde eine Verfolgung der Indianer kaum schneller beschlossen als ausgeführt.

„Aber der schwarze Schuft sieht gar nicht aus, als ob er neunzehn Tausend Dollar im Vermögen gehabt hätte!“ rief der Franzose und wollte gegen ein so rasches Einschreiten der Amerikaner protestiren, damit kam er aber schlecht an. —

„Wenn's bloß nach dem Aussehen geht, dann seht Ihr noch viel lumpiger aus,“ rief der Texaner. „Hol mich der Teufel, wenn's nicht wahr ist,“ lachte der Spieler und warf die Büchse, die ihm Rogers eben gereicht hatte, über die Schulter — „zurück Mann — eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, und uns, den Eigenthümern vom Boden, gebührt es auch, Gerechtigkeit zu üben. — Hurrah Boys.“ —

„Eigenthümern vom Boden!“ wiederholte der Franzose zürnend, „und wie zum Hohn vertreibt und mißhandelt Ihr dabei die wirklich rechtmäßigen Eigenthümer, die armen harmlosen Indianer von den Gräbern ihrer Väter — hätte ich nur meinen Willen, das geschähe wahrlich nicht. Aber hallo Sir,“ unterbrach er sich plötzlich und vertrat dem Ostindier den Weg, der sich, als er den einen Theil so eifrig mit der Verfolgung der Indianer, den andern mit Zuschauen beschäftigt sah, leise von dem Zelte ab, und nach einer ganz anderen Richtung fortzudrücken suchte — „wollt Ihr nicht abwarten, bis sie Euch die neunzehn Tausend Dollar zurückbringen? — he Rogers, der Kerl ist mir verdächtig, ich glaube gar nicht, daß sie ihm Gold gestohlen haben.“

„Das kümmert mich nichts“ sagte der Händler und drehte ihm den Rücken — „was geht mich der Schwarze an — aha die braunen Canaillen riechen Lunte, hui, wie sie auskneifen.“

„Dann will wenigstens ich mich um ihn kümmern,“ sagte der Franzose und sich dann zu dem Ostindier wendend, der damit gar nicht besonders einverstanden schien, rief er ihm zu: „Du Bursche bleibst jetzt bei mir, bis die Amerikaner wieder zurückkommen, und dann wollen wir einmal sehen, ob wir hier oben einen Alkalden blos zum Spaß haben, oder ob er auch seiner Zeit ordentlich und gesetzlich einschreiten kann — und damit nahm er ohne Weiteres den Ostindier beim Kragen und führte den armen Teufel, der sich lieber ein paar Meilen von hier fortzuwünschen schien, ohne ein Wort weiter mit ihm zu wechseln, in sein Zelt.

Die Verfolgung.

Indessen bot die Ebene Interesse genug, die Aufmerksamkeit der bei den Zelten Zurückgebliebenen zu fesseln. Die Indianer, die damals, als die Amerikaner vor die Zelte sprangen, hielten, und gewissermassen den Rückzug der anderen deckten, oder doch wenigstens beobachten sollten, was von Seiten der Weißen geschähe, stießen, als sie diese auf sich zueilen sahen, einen eigenthümlich gellenden Schrei aus und flohen in nächster Richtung den Bergen zu; zu gleicher Zeit wurden die andern ebenfalls wieder auf einer kleinen nackten Anhöhe sichtbar, und wandten sich dann ebenfalls rasch in die Berge.

„Das sind die Hallunken, die das Gold haben,“ brummte Ben vor sich hin, und schritt schräg über die Ebene nach den letzteren zu, während ihm einige seiner Kameraden, wie der Texaner und noch zwei andere Amerikaner folgten, die übrigen blieben hinter den zwei anderen, weil ihnen

diese näher schienen und sie dieselben leichter einzuholen hofften. Noch immer mochten aber die Indianer glauben, es sei mit der Verfolgung nicht so rechter Ernst, oder sie wollten ihren Verfolgern auch vielleicht zeigen, daß sie sich nicht sonderlich vor ihnen fürchteten, denn erstlich liefen sie gar nicht so rasch, wie sie es sicher gekonnt hätten, und dann blieben sie auch manchmal stehen und überschauten das Terrain, als ob sie die Zahl der Verfolger und ihren Fortgang überzählen wollten.

Damit zogen sie sich aber nach und nach in die Berge hinein und waren den Zelten schon lange aus den Augen gekommen, als plötzlich der eine Indianer rasch darauf über eine kleine Anhöhe rannte, und hinter dieser verschwand. Die Amerikaner folgten jetzt mit so größerem Eifer, und Ben besonders hatte gesehen, daß der eine von ihnen etwas Schweres zu tragen schien. „Das ist das Gold" dachte er bei sich, und ohne den Anderen ein Wort von seiner gemachten Beobachtung mitzutheilen, beschloß er, diesen Wilden ganz besonders im Auge zu behalten. Gerade hinter dem niederen Hügel aber lag das indianische Dorf, und als die vier bewaffneten Amerikaner auf der kahlen Anhöhe erschienen, sahen sie eben noch, wie die Frauen mit den kleinsten Kindern auf den Rücken, und andere hie und da ängstlich an der Hand, nach allen Richtungen hinausstoben und ihre Lagerfeuer, wie sie davon aufgesprungen, in den Händen der tollen Verfolger zurückließen.

Im nächsten Augenblicke waren Ben und der Texaner, die ihren Begleitern eine ganze Strecke vorausgeeilt waren, mitten dazwischen, der erste hatte aber sein auserfehenes Opfer nicht aus den Augen verloren, und als er es gerade wieder den nächsten Hügelrücken hinanspringen sah, griff er, laut dabei auflachend, einen der Brände, an denen er vorbeisetzte, auf, und schleuderte ihn mit den Worten: — „wir wollen den Canaillen doch wenigstens leuchten!" in die nächste Laubhütte.

Der Lagerplatz war, wie ihn die aufgeschreckten Weiber verlassen hatten: niedere, mit trockenen Büschen dicht überdeckte Hütten, eng zusammen errichtet um Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu gewähren, die kleinen Feuer nahe daran, an denen auch hie und da Fleisch stak für die einfache Mahlzeit und an mehreren Orten Mais und kleine Stücke trockenen Schiffszwiebacks, den sie sich, theuer genug, für Gold von den Weißen eingehandelt, aufgehäuft waren. Auf einer wollenen Decke lag etwa ein halber Büschel gelbes Maismehl, und in einer Ecke befanden sich die flachen runden, mit Eichelmus gefüllten Erdgruben, in denen die Frauen das gewöhnliche Eichelpoe auf gar geschickte und eigenthümliche Weise zubereiten. Diese Gruben vernichteten die Tritte der Verfolger, die noch wilde Flüche ausstießen, weil sie sich dabei die Füße beschmutzten und wie Pulver fast zündeten dabei die dürren ausgetrockneten Fichtennadeln und Eichenblätter, so daß kaum eine Minute später das halbe Lager schon in Flammen stand und dem Ganzen kaum mehr zu vermeidendes Verderben drohte. Der Spieler und der Texaner sahen sich aber kaum darnach um.

„Hui, das flackert zu, wie ein Bund Schwefelhölzer," lachte der erste, als er, leicht wie ein Hirsch, über einen quer vor ihm liegenden Baum wegsetzte — „wohl bekomm's!"

„Ihr hättet das Lager nicht sollen anstecken," meinte aber der Texaner, ohne sich jedoch selber darnach weiter umzuschauen — „'s ist nur um der armen Weiber willen."

„Es hol' die schwarzbraunen Bestien der Teufel" lachte der Spieler, „sie sollen froh sein, daß wir jetzt Besseres zu thun haben, um uns nicht noch weiter um sie zu bekümmern, — alle Wetter, da biegt der Kerl rechts ab," und ohne weiter ein Wort sprang der schnellfüßige Yankee seinem Opfer nach, das eben wieder einen der Hügelgipfel erreicht hatte. Der Texaner blieb etwas mehr links, um den andern vielleicht den Weg abzuschneiden.

Indessen hatten die beiden anderen Amerikaner, die nicht so schnell auf den Füßen waren, ebenfalls das jetzt hell aufflackernde Lager, in dem schon die zurückgelassenen Provisionen und Decken brannten, erreicht, und der erste blieb stehen.

„Das ist nicht recht," rief dieser, ein junger kräftiger Mann, mit braundichten Locken, während er mit der linken Hand den Strohhut, die Büchse mit dem Kolben auf die Erde stoßen und in den gebogenen linken Arm fallen ließ, und sich mit dem rechten Rockärmel den Schweiß von der Stirne trocknete. „Die Frauen haben uns nichts gethan, daß wir wie Banditen sengen und brennen sollten." — Und von einem besseren Gefühle ergriffen, warf er sein Gewehr in's Gras nieder und riß die eine Hütte, die etwas einzeln stand, und eben gleichfalls an zu brennen fing, durch die aber dann auch das Feuer in den andern Theil des Lagers gebracht worden wäre, auseinander. Sein Gefährte half ihm dabei, und in wenigen Minuten hatten sie das Feuer so weit gebändigt, daß es wenigstens nicht weiter mehr um sich greifen konnte. Eben als der Erste seine Büchse wieder aufgriff, fiel ein Schuß.

„Alle Wetter!" schrie da der Andere, „sie sind handgemein geworden — da müssen wir dabei sein," und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, sprang er den Hügel hinauf. Der andere folgte ihm und sie standen Beide gleich darauf auf dem Gipfel des Hügels, von wo sie das ganze Schauspiel übersehen konnten.

Der Spieler kniete im nächsten kleinen Thal auf der Erde, griff etwas auf, und schleuderte es dann ingrimmig wieder zu Boden; der Texaner war ihm jetzt ein Stück voraus und zielte eben wieder auf einen andern Indianer, der aber rasch, nachdem er seinen letzten Pfeil auf den Feind abgedrückt hatte, hinter den Büschen verschwand; über einen andern Hügel schleppten aber vier Mann mit unglaublicher Schnelle einen Verwundeten oder Todten, und sechs andere standen mit aufgelegten Pfeilen, den Rückzug der Kameraden zu decken. Die ganze Verfolgung hatte jedenfalls einen höchst ernsthaften Charakter angenommen — es war Blut geflossen und so harmlos und ruhig der Californische Indianer sonst auch ist, und so selten er die Weißen belästigt, so krümmt sich auch der Wurm, und wenn gestellt, greift selbst der scheue Hirsch den Jäger an. Die beiden Amerikaner, die es hier zu einem wirklichen Gefecht kommen sahen, woll-

ten sich jetzt aber mit einem lauten Hurrah recht mitten hineinstürzen, und sprangen, die Büchsen über den Köpfen schwingend, in langen Sätzen an dem Spieler vorbei, dieser richtete sich aber in dem Augenblicke auf, und rief ihnen zu, einzuhalten, die ganze Geschichte wäre „Humbug," und er glaube jetzt nicht einmal, daß die Indianer dem schwarzen Hallunken Gold gestohlen hätten.

„Glaubt nicht, daß sie es ihm gestohlen haben?" frug ihn der junge Amerikaner verwundert. „Habt Ihr denn den Einen nicht verwundet und schossen die Indianer nicht mit Pfeilen herüber? Da stecken ja noch zwei in der Erde."

„Ah bah" — sagte der Spieler verächtlich — „was können sie denn mit dem Kinderspielwerk für Schaden thun — auf achtzig Schritte schießen sie doch keinen Bogen Papier mehr durch — und der eine Kerl — nun der, von dem ich glaubte, daß er das Gold trüge und dem ich eine Kugel nachbrannte, — hatte nur ein Stück eingewickeltes Fleisch — ein Stück von einem Ochsenbein unter dem Arme. Der Lump muß einen schmählichen Hunger gehabt haben, eine Parthie Knochen und Sehnen so weit mit herum zu schleppen."

„Und da habt Ihr den armen Teufel so ohne weiters niedergeschossen?"

„Ei, zum Henker, ich konnte nicht mehr mitkommen und fortlassen wollte ich die schwarze Bestie, die ich nun einmal für den Dieb hielt, auch nicht. Nun, wenn er's jetzt nicht verdient hat, schadet's auch gar nichts, an der Bande dann und wann einmal ein Exempel zu statuiren; sie werden doch mit der Zeit zu frech und übermüthig — der Kerl schoß ja wahrhaftig alle seine Pfeile nach mir ab, wie er die Kugel schon im Leibe hatte."

„Ist er todt?" frug ihn der andere und tupfte seinen Finger in das Blut, das auf dem Laube lag, und besah es dann aufmerksam.

„Ich weiß nicht" — sagte der Spieler gleichgiltig, der indessen seine Büchse wieder geladen hatte und nun schulterte, — „ich habe ihm aber auf's Blatt gehalten und treffe sonst nicht übel."

Damit wandte er sich und wollte der Richtung nach Douglas-Flat wieder zu schlendern.

„Aber Gift und Klapperschlangen," rief der Amerikaner ärgerlich, „sollen wir denn die Verfolgung schon aufgeben und sind wir nur deshalb herausgekommen, damit wir den Frauen die Hütten über den Köpfen ansteckten und dem armen Teufel eine Kugel durch den Leib jagten? — was machen wir jetzt mit dem Ostindier, wenn es doch wahr ist?"

„Der Ostindier kann zu — Hause gehn," brummte der Spieler und stieg den Berg wieder hinan nach Rogers Zelt zurück — „des Lumps wegen habe ich mir den Athem nicht aus der Lunge gerennt — ich wollte nur sehen, ob die Canaillen wirklich das Gold hätten oder nicht."

Er war bei den letzten Worten schon fast außer Sprechweite und den andern Männern blieb jetzt, da die Indianer indessen auch zuviel Vorsprung gewonnen hatten, sie wieder einzuholen, nichts weiter übrig, als seinem Beispiele zu folgen.

„Der schwarze ostindische Schuft soll aber, wenn wir zurückkommen, beweisen, daß ihm das Gold wirklich gestohlen ist," rief jetzt da ein Amerikaner, dem diese Art Gerechtigkeitspflege doch wohl nicht so recht gefallen mochte, entrüstet aus: „Und wenn er das nicht vermag, so kann er sich darauf verlassen, daß es ihm eine Weile schlecht geht."

„Ja, der wird warten bis wir zurückkommen," lachte der Texaner, indem er die dort in der Erde steckenden Pfeile herauszog und zusammen nahm — „der ist jetzt schon gewiß über alle Berge; — es sind aber doch bösartige Dinger, diese gläsernen Pfeilspitzen, und wenn die so in einer Wunde abbrechen, wie hier im Boden, müssen sie verdammt böse Folgen nach sich ziehen — vergiften sie ihre Pfeilspitzen auch manchmal?"

„Nein, ich glaube nicht," erwiederte ihm der Amerikaner — „ich habe wenigstens nie davon gehört — dazu sind diese Stämme auch nicht boshaft genug — aber kommt, es wird spät und ich möchte heute nach dem Vorgefallenen hier nicht die Nacht im Walde campiren — verdenken könnte man's den braunen Burschen wenigstens nicht, wenn sie Rache nähmen."

„O, hol' sie der Böse, dazu sind sie zu feig," rief der Texaner, beschleunigte seine Schritte aber doch, und die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel, als sie Douglas-Flat wieder erreichten.

Das Verhör.

Wie der Texaner glaubte, wäre es auch wohl geschehen, und der Ostindier nach dem Vorgefallenen schwerlich mehr an dem Abend in Douglas-Flat zu finden gewesen, durch des Franzosen Dazwischenkunft war er aber verhindert worden, diesen löblichen Vorsatz auszuführen, und als die Amerikaner zurückkamen und ihn noch vorfanden, ihr Gewissen überdieß von einer übereilten Handlung nicht frei wußten, beschlossen sie, ihn den Gerichten zu übergeben, damit diese die Sache jetzt (die nun doch einmal verpfuscht war) wieder in Ordnung bringen könnten.

Der Ostindier sollte vorher übrigens noch gestehen, ob er wirklich Gold bei sich gehabt hätte oder nicht, schien aber urplötzlich jede Kenntniß der englischen Sprache total verloren zu haben, und fing auf eine so fürchterliche Art an zu kauderwelschen, daß weder Sinn noch Verstand in das, was er sagte, zu bringen war. Seine Inquisitoren mußten es in Verzweiflung aufgeben, und ein paar Freiwillige wurden vorgerufen, die ihn noch an dem Abend an den Alkalden in Murphys New Diggings oder Stoutenburgk, wie der Ort genannt wurde, abliefern sollten.

Freiwillige fanden sich hiezu genug, denn die zahlreichen Spieltische in Stoutenburgk lockten doch fast jeden Abend einen großen Theil der Goldwäscher aus Douglas-Flat dort hinüber, und bald darauf wurde der Ostindier, wegen dem vor ein paar Stunden die ganzen Minen in Alarm gekommen, und auf dessen bloses Wort hin Menschenblut — und wahrscheinlich das Blut eines Unschuldigen — vergossen war, mit auf den Rücken gebundenen Händen nach Stoutenburgk geführt und dort dem Sheriff zu weiterer Untersuchung übergeben.

Noch an demselben Abend kamen aber zwei der Kayota-Indianer als Abgesandte ihres Stammes nach Stoutenburgk. Beide sprachen etwas englisch, ließen sich vor den Alkalden führen und brachten dort ihre Klage gegen die weißen Männer, die sie überfallen und auf sie geschossen hätten, vor. Sie frugen dabei, ob die Bleichgesichter wirklich Krieg mit ihnen, die sie nie gekränkt oder beleidigt hätten, führen wollten, oder ob das blos ein Paar „bad men" gewesen wären, die ihren armen Kameraden „potoloc" gemacht.

Major Wynot, der Alkalde von Murphys New Diggings, ein kleiner dicker Mann, der vielleicht manchen andern Platz — besonders wo Fleisch nöthig war — vortrefflich ausgefüllt haben würde, hatte jedoch nicht den mindesten Begriff von irgend einer Rechtssache, und stürzte sich in alle dergleichen Geschichten nur der Unzen wegen, die er nie versäumte, daraus zu ziehen, mit wahrer Todesverachtung. Hier aber schien ein ganz verwickelter Fall vorkommen zu sollen, und — das schlimmste bei der ganzen Sache, weder Kläger noch Verklagte hatten Gold — nicht einmal das übliche Honorar — eine einzelne lumpige Unze war zu erwarten, und doch konnte er hier, wo Blut vergossen war, die Kläger nicht abweisen, noch dazu, da die Regierung der Vereinigten Staaten durch besondere Statuten die Indianer Californiens unter die Gerichtsbarkeit, aber auch unter den Schutz der resp. Alkalden oder Friedensrichter gestellt hat. Er mußte also schier nothgedrungen in den sauren Apfel beißen und versprach die Sache morgen zu untersuchen, auch den Angeklagten so lange in Verhaft zu halten und bewachen zu lassen.

Davon wollten die Indianer aber nichts hören; sie schienen den Weißen insofern nicht zu trauen, daß diese den Ostindier vielleicht wieder über Nacht entwischen ließen und damit auf eine geschickte Weise den eigenen Nacken aus der unangenehm gewordenen Affaire zögen, und erboten sich, selber den Gefangenen, der die Ursache des vergossenen Blutes gewesen sei, zu bewachen. Sie warteten auch gar keine Antwort weiter ab, sondern nahmen jeder zwei Pfeile aus ihren Köchern von Fuchsfellen, hielten diese auswendig am Köcher mit der linken Hand, während die rechte den gespannten Bogen trug, und setzten sich so gerüstet neben dem Gefangenen nieder.

Diesem waren indessen die Hände losgebunden und er saß frei die ganze Nacht zwischen seinen beiden Wächtern, aber er rührte sich nicht von der Stelle — er wußte recht gut, was ihm bevorstand, wenn er versucht hätte, zu entfliehen. Die Indianer hatten übrigens noch keine Idee von der gegen sie erhobenen Klage, dem Ostindier 19,000 Dollar abgenommen zu haben — ebenso schienen sie zu glauben, daß er, und nicht etwa einer von den Weißen, ihren Kameraden erschossen habe. Aus ihren Reden ging das wenigstens hervor, und die Amerikaner hüteten sich, ihnen den Glauben zu benehmen.

Wie sie den Abend, wie sie die ganze Nacht gesessen, so saßen sie noch am nächsten Morgen und hielten Wacht, und der Ostindier lag zwischen ihnen und schlief — er wußte, daß er keine Hinterlist von diesen rothen, zwar wilden, aber noch unverdorbenen Kindern der Wildniß zu fürchten hatte.

An diesem Nachmittage sollte das Verhör sein, vorher aber wurde eine Jury gewählt, welche die Indianer in ihrem Lager besuchen und den status quo untersuchen sollte. Der Sheriff hatte den Richter darauf aufmerksam gemacht, daß man vor dem Verhöre jedenfalls Erkundigung einziehen müsse, ob der geschossene Indianer wirklich todt, oder vielleicht nur leicht verwundet sei, und indessen Zeugen aufsuchen, den wirklichen Thäter — jenen Spieler zu belangen und ihn dann ebenfalls nach dem Gesetze zu bestrafen. Zu gleicher Zeit wollte er sehen, ob er nicht herausbekommen könne, ob der Ostindier wirklich Gold bei sich geführt habe oder nicht, und wo er die letzte Zeit, ehe er nach Douglas Flat gekommen sei, sich aufgehalten habe. Der Sheriff war der Fleischer des Orts, ein Irländer, und ein höchst rechtlicher und unerschrockener Mann, der übrigens die barocke Idee hatte, daß ihm der Richter, wenn er selber auch gesonnen sei, Kopf und Kragen an Ausübung wirklicher Gerechtigkeit zu setzen, dabei unterstützen würde. Der Richter hatte weit wichtigere Sachen im Kopfe — er mußte kleine Stücke Land, acht Fuß lang und vier Fuß breit à 2 Pfund per Stück, als „Claims" in Murphys Flat an Stellen verkaufen, die schon zwei- und dreimal über verkauft waren, und wollte sich wohl hüten, es mit den Texanern etwa zu verderben, die seine besten Kunden waren und dem Gesetz zuwider, das Jedem nur einen Claim in der Flat zusprach, nicht allein schon zehn und zwölf nach allen Richtungen hin angekauft hatten, sondern noch dreimal mehr beanspruchten.

Diese Jury wurde gewählt, das Verhör auf den Nachmittag angesetzt und wir wanderten jetzt unserer sechse, von zwei Indianern, die den Morgen noch in das Lager gekommen waren, begleitet, den Bergen zu, wohinauf sich die verscheuchten Indianer so lange geflüchtet hatten, bis ihnen erst die Gewißheit werden sollte, ob die Weißen Krieg oder Frieden mit ihnen beabsichtigten.

Der Halteplatz der flüchtigen Indianer.

Wir waren unserer sechse, hatten aber alle unsere Waffen, selbst die Messer, zurückgelassen, die armen Teufel von Indianern nicht noch mehr zu ängstigen, und nur der Sheriff trug seinen „Revolver", ein sechsläufiges Pistol, hinten im Gürtel. Die beiden Indianer dagegen führten jeder eine einläufige Flinte, Pulverhorn und Schrotbeutel, so daß es fast aussah, als ob sie uns als Gefangene in die Berge escortirten. Unterwegs schauten uns auch ein Paar Züge von wandernden Goldwäschern, denen wir begegneten und die von dem ganzen Lärm noch gar nichts gehört hatten, verwundert genug nach, wir hielten uns aber mit diesen nicht auf, sondern wanderten rasch durch die weite Ebene, auf die der Sonne Strahlen sengend niederbrannten, die schattigeren Hügel sobald als möglich zu erreichen.

Unsere braunen Begleiter sprachen auch über die Ebene hin kein Wort, lautlos und mit gesenkten Köpfen gingen sie dicht hinter einander, aber so rasch her, daß wir kaum zu folgen vermochten und der eine Amerikaner, ein dicker, wohlbeleibter Gesell, das Gesicht glühend und die großen klaren Schweißperlen auf der Stirn, endlich feierlich erklärte —

d. h. hinter uns drein schrie, er könne nicht mehr mit, und wenn das Gericht den sechsten Theil der Jury auf so leichtsinnige Art hinten lassen wolle, so möge es das auf seine eigene Verantwortung thun, er aber wasche seine Hände in Unschuld — und dabei biß er in stiller Resignation ein riesiges Priemchen von einer langen Stange Tabak, die er bis dahin wie einen Dolch in der Hand gehalten, ab.

Die Indianer gingen von jetzt an zwar etwas langsamer, immer aber noch in einer Art kurzem Trab, und erst als wir an die Hügel kamen, blieben sie zum ersten Mal stehen, untersuchten rechts und links den schmalen Hirschpfad, dem wir die letzte halbe Stunde gefolgt waren, und bogen dann rechts nach einer niedern Hügelkuppe, die von höheren Wänden umgeben war, ab.

Ziemlich auf dem Gipfel angekommen, hielt Einer von ihnen einen Moment und stieß dann plötzlich einen scharfen, gellenden Schrei aus, der zu unserem Erstaunen fast in derselben Secunde, und zwar dicht neben uns beantwortet wurde, und dabei sprang hinter einem Baumstamme, an dem wir so nahe vorübergegangen waren, daß wir ihn hätten mit dem Fuße berühren können, ein bewaffneter und bemalter Krieger mit Bogen und Pfeilen vor, wechselte, ohne uns weiter auch nur eines Blicks zu würdigen, ein Paar Worte mit unseren Begleitern und schritt uns dann rasch voran.

Eine Meile mochten wir auf diese Art wieder gemacht haben, als er einem von unseren früheren Führern ein Zeichen gab und dieser gleich darauf erst sein Gewehr losschoß und dann dicht danach einen gellenden Kreisch, wie früher, ausstieß. Der Ruf wurde von beiden Seiten in der Ferne beantwortet, und als wir schon wieder weiter schritten, sah ich, wie rechts und links an beiden Hügelhängen ein Paar bewaffnete braune Gestalten über die Felsen fortsprangen und mit uns, ohne näher zu kommen, Schritt zu halten suchten.

Der Indianer hatte wieder geladen, und der andere schoß bald darauf sein Gewehr auf ähnliche Art ab, wonach wieder fremde Gestalten sich unserem Zuge in der Ferne anschlossen. In solcher Weise zogen diese braunen Söhne der Berge ihre Vorposten zusammen und auf den Haupttrupp zurück und zeigten den Ihren dadurch zu gleicher Zeit an, daß die Weißen friedlich gesinnt seien und sie weiter keinen Angriff zu erwarten hätten.

Wir kamen jetzt an das angezündete indianische Lager — es war ein trauriger Anblick: halbverbrannte wollene Decken und Lederschürzen, die noch an den verkohlten Zweigen hingen — auf der Erde die zerstreuten oder versengten Provisionen — hier sogar noch die Stücken eines kleinen Kinderkorbes, der zurückgeblieben war, als die Mutter, wahrscheinlich in Todesangst, ihr Kind aufgriff, sein und ihr Leben in Sicherheit zu bringen.

Der Indianer mit Bogen und Pfeilen, der sich uns zuerst angeschlossen hatte, blieb einen Moment stehen, sah auf sein Lager und dann auf uns — ich mochte seinem Blicke nicht begegnen — aber er sprach kein Wort. — Die Anderen schritten, ohne auch nur einen Blick auf ihr zerstörtes Eigenthum zu werfen, schweigend und finster daran vorüber.

Wir folgten von hier aus einem kleinen Bache, der oben aus den Bergen kam, durch die Schlucht desselben dem Gipfel zu und unser Zug war dabei, schon lange ehe wir den Ort unserer Bestimmung erreichten, angekündigt worden, denn von verschiedenen Seiten wurden Rufe gethan und beantwortet. Endlich näherten wir uns dem Gipfel und meine Begleiter hielten, denn oben standen einige zwanzig Krieger, alle ihre Bogen in der Hand und mehrere sogar die Pfeile, wie größerer Bequemlichkeit wegen, schon aufgelegt. Ich kannte aber diese Indianer schon und hatte mich ihnen in mancher Hinsicht freundlich bewiesen, glaubte daher auch nicht, etwas von ihnen fürchten zu dürfen. Keineswegs war es übrigens gerathen, in einem solchen Augenblicke Furcht zu zeigen, und ich sprang rasch den etwa noch hundert Fuß hohen Abhang hinauf, gerade in ihre Mitte.

Nie werde ich den Anblick vergessen, der sich mir hier bot, denn wenn mir auch hie und da aus dunkelglühenden Augen finstere Blicke entgegenblitzten, und besonders ein alter Krieger mit grauem Haar und kalten starren Zügen gar keine üble Lust zu haben schien, die Glasspitze seines Pfeils an meiner Haut zu versuchen, — ja er spannte sogar, wie unwillkürlich, die Sehne des Bogens, und nur als mein Blick dem seinen fest begegnete, ließ er sie wieder, aber nur langsam und widerstrebend, nach, — nahm doch das Wunderbare, Wilde, Eigenthümliche all der mich umgebenden Gruppen meine Aufmerksamkeit augenblicklich und einzig und allein in Anspruch.

Den Mittelpunkt bildete der unglückliche Verwundete, der aufrecht unter einer niedern Eiche stand, und seine linke Hand auf die Schulter seines Weibes stützte. — Er stand aufrecht, aber in seinen Zügen lag der Tod und die Lippen zuckten von nur mühsam verhaltenem Schmerz. Sein Oberkörper war nackt, nur um die Hüften trug er ein altes, blutbeflecktes Stück Cattun geschlagen, und seine Farbe hatte das Braunglänzende verloren und mehr ein mattes graubraun angenommen. Seinem armen Weib perlten dabei die großen hellen Thränen die dunklen Wangen herunter, aber sie sprach kein Wort, keine Klage kam über ihre Lippen — nur ihr Blick flog manchmal zu dem des Leidenden empor, und senkte sich dann wieder still zur Erde nieder.

Um ihn her standen fünf oder sechs Männer, wie alle anderen mit ihren Bogen und Pfeilen in der Hand, und ihre Augen sahen vorwurfsvoll zu mir herüber. — „Das hat Einer von euch Weißen gethan!" sagte der Aelteste in gebrochenem Spanisch; ein Jüngerer aber vertheidigte mich — „Americano" sagte er — „no Alemano" — Er hatte aber auch recht, ich glaube nicht, daß ein Deutscher so leichtsinnig auf einen armen Teufel von Wilden geschossen hätte.

Etwa zwanzig Schritte zurück lagerten die Frauen mit ihren Kindern und den wenig geretteten Habseligkeiten, und hie und da keuchten noch andere mit den spitzen, um die Stirne mit Tragbändern befestigten schwergeladenen Körben, hie und da auch noch ein Kind obendrauf, herauf und drückten sich scheu und furchtsam, so weit sie konnten, von den fremden Weißen zurück — wußten die Armen doch nicht, ob ihnen aus dem neuen Zusammentreffen nicht wieder ein Un-

glück und Kummer bereitet werde. Und um sie her breiteten sich die weiten, mit den herrlichen Fichten bedeckten Berge Californiens, und die Sonne lag warm und weich auf den kühlen Schatten der Gebirge. — Armes Volk, es ist das nur das Vorspiel zu deinen späteren Leiden, und du wirst einst das Schicksal deiner rothen Brüder in allen anderen Ländern der Erde theilen müssen — aber tröste dich, du wirst dafür civilisirt, und wenn der Letzte deines Stammes, der vielleicht all die Deinen, die durch Stahl, Blei, ansteckende Krankheiten oder das Feuerwasser der Weißen geblieben sind, begraben hat, kann er sich doch wohl damit trösten, daß er zwar Alles verloren hat, was er auf dieser Welt sein eigen nannte, aber — die christliche Religion ist ihnen doch verkündet worden, und — der Versuch ist gemacht, ob sie nicht der Cultur gewonnen werden könnten. Daß das nicht anging, war allerdings schade, aber auch nicht der Christen Schuld — in der Bibel steht: „Gehet hin und lehret alle Heiden," und dazu gehörten sie ebenfalls — daß sie das nicht vertragen konnten, war ihre Schuld. — — Und nun die Entdeckung des Goldes gar — lieber Gott, in den anderen Ländern ließ man den armen Teufeln noch Zeit, sich selber unter einander wenigstens aufzureiben, da aber, wo das Gold die Leidenschaften noch außerdem anfachte — nicht blos die Fruchtbarkeit des Bodens oder der Reiz ihrer Weiber — da ging die Civilisation mit rasenden Schritten vorwärts — aber das Resultat blieb dasselbe.

Wir hatten unter unserer Jury einen Doktor — wenigstens nannte er sich so, und trug zum Beweis ein Besteck mit chirurgischen Instrumenten bei sich; der untersuchte jetzt vor allen Dingen den Verwundeten. Die Indianer schienen, als sie das sahen, großes Vertrauen in ihn zu setzen — die Frau wenigstens verschlang, während er die Wunde besichtigte, mit gierigen Blicken den Ausdruck seiner Züge — er wußte aber keinen Rath dafür, und ich glaube auch kaum, daß noch ein Arzt auf der Welt dem armen Burschen hätte helfen können. Die Kugel war hinten im Rücken, dicht neben dem Rückgrat auf der rechten Seite, etwa zwei Hände hoch über der rechten Hüfte, eingegangen, und saß allem Anschein nach irgendwo an der linken Hüfte inwendig fest — der Schießende hatte beim Schuß etwa dreißig Fuß höher gestanden, als das Opfer. Die Oeffnung, wo die Kugel eingegangen, war klein — die Büchse schoß etwa 35 Kugeln auf's Pfund.

Der Doktor schüttelte mit dem Kopfe, stand auf und überließ den Verwundeten seinen Freunden — dieser konnte sich jetzt auch nicht mehr länger aufrecht halten, und man sah ihm an, welche entsetzliche Mühe er sich dazu gegeben hatte — langsam ließen sie ihn auf die Erde nieder und die Frau breitete ihre Decke unter seinen Rücken und legte seinen Kopf in ihren Schoos — er schien aber das Alles nicht mehr zu fühlen, sein Blick sah starr in den grünen Wipfel der Eiche hinauf, unter der er lag, und nur manchmal rang sich, so sehr er sich auch Mühe gab, das zu unterdrücken, ein leiser Seufzer aus seiner Brust.

Hier oben war weiter nicht viel zu thun, als herauszubekommen, weßhalb die Indianer den Schwarzen eigentlich verfolgt hätten, und ob es wahr sei, daß dieser Gold bei sich gehabt habe. Einer der Weißen, der schon drei Jahre in Californien lebte, sprach die Sprache der Indianer ziemlich fertig und suchte nun Erkundigungen einzuziehen. Nach Aussage der Indianer — und später abgehörte Zeugen machten das auch wahrscheinlich — verhielt sich die Sache einfach so: Der Ostindier war an dem vorigen Abend zu ihrem Lager gekommen und hatte mit ihnen gegessen und die Nacht dort geschlafen. Schon am Abend hatte er versucht, mit einer oder der anderen von den Frauen anzuknüpfen — und ich glaube, daß es wenig wilde Stämme gibt, von denen die Frauen zurückgezogener und keuscher leben — war aber von allen zurückgewiesen, und mochte nun wohl geglaubt haben, daß ihm die Gegenwart der Männer bloß hinderlich wäre. Er verhielt sich die Nacht also ziemlich ruhig und verließ am nächsten Morgen das Lager; als er aber glaubte, daß die Männer etwa auf die Jagd oder ihren sonstigen Beschäftigungen nachgegangen wären, kehrte er zurück, und suchte jetzt mit Gewalt das zu erreichen, was ihm durch Ueberredung nicht möglich gewesen war.

Dabei kam er aber schön an, wie der Blitz waren ein Paar von den Männern bei der Hand, und der Ostindier hatte eben nur noch Zeit, sein Bündel aufzufassen und die Flucht zu ergreifen. Im Fliehen hatte er nachher, wie Einer der Indianer sagte, das kleine Packet Kleidungsstücke von sich geworfen, und es war in dem Lager zurückgeblieben, wo es wahrscheinlich mit den übrigen Sachen verbrannte — oder auch noch dort lag — es hatte sich Niemand weiter darum gekümmert. Von Gold wußten sie gar nichts und hatten keines bei ihm gesehen. Der Golddiebstahl war von dem Hallunken rein erfunden, und ihm sonst von den Indianern gar kein Schaden zugefügt worden; nur aus ihrer Nähe hatten sie ihn vertreiben wollen, und nicht einmal mit einem Pfeile nach ihm geschossen — und dafür dieß Elend.

In einer recht trüben und wehmüthigen Stimmung verließen wir Alle das Lager, jetzt aber von einer größeren Anzahl der Indianer begleitet. Diese hatten nämlich nun erfahren, was der Ostindier von ihnen erzählt, und wollten im Lager der Weißen ihre Unschuld beweisen und den Schurken bestraft wissen. Ihr großer Häuptling, — Jesus genannt, — der unter seiner Oberherrschaft die verschiedenen Stämme des Magualome, Calaveres und Stanislaus vereinigte, war gerade jetzt leider nicht anwesend, der Häuptling der Kayotas ging aber mit uns herunter und ihm folgten etwa noch zwölf oder sechzehn seiner jungen Leute, Alle mit Bogen und Pfeilen bewaffnet — die meisten nackt, nur mit einem Tuch um die Hüften, und einige mit einem bunten Hemd bekleidet.

Als wir den Hügel verließen, blieben alle Indianer plötzlich stehen und schauten zurück — der Verwundete lag ausgestreckt auf der Decke und athmete schwer — sein Weib saß starr und regungslos ihm zu Häupten — keine Thräne hing mehr an ihren Wimpern, aber ihr Blick haftete fest und stier, fast ausdruckslos auf der wogenden Brust des Sterbenden. Ueber diesen aber hingebeugt lag jetzt eine alte

Frau — seine Mutter und ihr schrilles monotones Wehgeschrei zuckte mir durch die innersten Nerven. Es war ein entsetzlicher Augenblick, und ich floh, ihm so schnell als möglich zu entgehen, mit flüchtigen Sätzen den Berg hinunter. Als ich unten ankam, folgten mir die übrigen Weißen und bald darnach schlossen sich auch die Indianer wieder unserem Zuge an, und wir wanderten, ohne weiter ein Wort zu sprechen, schweigend vorwärts. Ueber dem Gipfel des Berges aber schwebten ein paar Aasgeier, mit langsam faulen Flügelschlägen.



Das Urtheil.

Nachmittags drei Uhr etwa kamen wir zurück, und es wurde augenblicklich eine neue Jury gewählt, das Verhör des Ostindiers zu beginnen. Indessen hatten sich noch mehrere Zeugen von Carsons Flat, etwa zehn Meilen entfernte Minen, eingefunden; die sechs Jurymänner, den Richter oben an, nahmen an einem der Tische Platz, und der Ostindier, dessen freiwillige Wache noch immer die Indianer waren, wurde in das zum Verhör bestimmte Zelt — eines der gewöhnlichen Spiel- und Trinkzelte — geführt.

Er sah fast stahlgrau aus, denn einige der Amerikaner hatten sich einen Spaß daraus gemacht, ihm zu sagen, seinetwegen sei ein Mensch erschossen worden und er solle nun aufgehenkt werden. Obgleich er kein Wort darauf erwiederte, und auch that, als ob er es gar nicht verstehe, hatte er seit der Zeit zum ersten Mal einen Versuch zu entwischen gemacht, der aber natürlich an der Wachsamkeit der Indianer gründlich scheiterte, und er war von jetzt an unruhig und ängstlich, und der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne. Er hatte diese Züchtigung übrigens in reichem Maße verdient.

Nachdem, als Eingang, einigen Gesetzesformen genügt war, und der Sheriff gemeldet hatte, daß der Indianer, der Mittags zwar noch lebte, jetzt aber wahrscheinlich schon todt sei — und so wies es sich auch später aus — von einem Weißen aus Douglas-Flat, dessen Namen er aber habe noch nicht erfahren können, getödtet sei, erbat er sich einen Verhaftsbefehl, den Mörder aufzugreifen. Dazu schien der Richter aber nicht die mindeste Lust zu haben — die Texaner in

in Murphys Diggings hatten an dem Nachmittage laut geäußert, daß sie dem, der Hand an einen Weißen legen würde, weil er eine verdammte Rothhaut umgeworfen — oder auch dem, der nur den Befehl dazu geben sollte, mit größtem Vergnügen eine Kugel durch den Pelz jagen würden, und schlenderten dabei in größter Gemüthsruhe, mit ihren Büchsen auf der Schulter, in dem kleinen Minenstädtchen auf und ab.

Der Richter erklärte jetzt — armer Major Wyat — er werde das Gesetz jedenfalls aufrecht halten, könne aber keinen Verhaftsbefehl ausstellen, ehe Jemand als wirklicher Kläger gegen den betreffenden Mann, „der den Indianer verwundet haben sollte," auftreten und ihm den vollen Namen desselben nennen würde, damit er danach einen vollen Warrant ausstellen könne. Er wandte sich hierauf selber an die Umstehenden und frug sie, ob Einer von ihnen den Namen vollständig wisse — als ihm dieß Niemand beantworten konnte, schwieg er etwa eine halbe Minute und erklärte dann diese Anklage plötzlich als erledigt. Auf eine Einsprache hernach erwiederte er mürrisch, daß er Richter sei und recht gut wisse, was er zu thun oder zu lassen habe und daß sich Jeder nur um sich selber bekümmern solle.

Nach diesem Akte Californischer Gerechtigkeitspflege kam das Verhör des Ostindiers, und dieß schien mit großem Eifer betrieben zu werden. Der braune Bursche wurde hereingeführt und vor allen Dingen die weißen Zeugen gegen ihn abgehört. Hierzu gehörte erstens die Jury, die oben in den Bergen gewesen war; von dieser weigerte sich aber ein Theil, gegen den Ostindier auszusagen, bis der weiße Mörder nicht verhaftet wäre, und da sich der Richter hierauf nicht einlassen wollte, begnügte er sich mit dem Zeugniß zweier Amerikaner, die ihm berichteten, wie sie die Indianer oben in den Bergen gefunden hätten, und daß sie glaubten, der Verwundete würde diese Nacht nicht überleben können.

Hiernach kamen die Zeugen von Carsons Flat, zwei „Storekeeper", die auch Branntwein verkauften und aussagten, der Ostindier sei vor zwei Abenden in ihren Zelten gewesen und habe ein Glas getrunken, nachher aber nicht Geld genug gehabt, dafür zu bezahlen, und sie hätten ihn hinausgeworfen. Der eine von diesen war ein junger Mann, der schon lange Jahre zwischen den Indianern lebte, ihre Sprache vollkommen gut redete, und auch, in indianischer Art, einen breiten Perlmutterschmuck um den Hals trug. Er sagte aus, daß er gerade diese Stämme, so lange er in Californien sei, kenne, und daß er noch nie von ihnen gehört habe, wie sie entweder einen Menschen beraubt noch sonst beschädigt hätten. Als vollkommen Fremder war er zu ihnen gekommen und auf das gastlichste aufgenommen worden. Er sprach zum Schluß seine feste Ueberzeugung aus, daß der Ostindier sie schwer beleidigt haben müsse, ehe er sie dahin bringen konnte, ihn gewaltsam fortzujagen. Daß sie ihm 19,000 Dollar gestohlen haben sollten, sei reiner Unsinn — er glaube nicht, daß der schwarze Hallunke 19 Cent bei sich gehabt habe.

Hierauf wurden die Indianer vorgerufen, und der Richter entschuldigte sich bei der Jury, daß er Indianer zu Zeugen aufrufe, was, nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten, gegen Weiße unter keiner Bedingung geschehen könne, mit dem Ostindier, der aber doch ein halber „Nigger" sei, glaube er, daß er eine Ausnahme machen dürfe, dieser sei, seiner Ansicht nach, selber nicht besser wie ein Indianer und stünde mit den letzteren auf vollkommen gleichem Fuße.

Die Indianer wurden auf spanisch verhört, was dem Alkalden — wunderbare Ironie des spanischen Titels — erst übersetzt werden mußte. Sie sagten das nämliche aus, was wir schon oben auf den Bergen von ihnen gehört hatten, und frugen dann, „wo der weiße Mann sei, der ihren Bruder geschossen habe."

Da sie das, nach des Richters Meinung, gar nichts anging, hielt es dieser auch nicht für nöthig, ihnen darauf zu antworten, und wandte sich nun mit der Bemerkung an den Protokollführer, Alles auch hübsch ordentlich niederzuschreiben. Dieser hatte bis jetzt an der Feder gekaut und den Datum noch nicht einmal auf dem Papiere.

Der Richter wandte sich hierauf gravitätisch und mit der vortrefflichsten Amtsmiene an den Ostindier, der bis dahin die jedesmaligen Sprecher, ob sie nun spanisch oder englisch sprachen, so lange sie redeten, stier und ängstlich beobachtet, aber sicherlich nicht das zehnte Wort von dem Englischen und gar nichts von dem Spanischen verstanden hatte, und frug ihn: „was er auf die eben vorgebrachten Zeugenaussagen zu erwiedern habe?"

Der Indier schwieg natürlich, sah ihn aber mit den dunklen Augen erschreckt an — er glaubte wahrscheinlich, daß ihm jetzt das Urtheil bekannt gemacht werden sollte.

„Aber Richter" — meinte da der Sheriff trocken, „wenn er all das Gesprochene nicht versteht, wie soll er denn da gegen die Zeugen sich vertheidigen? — wir brauchen einen Bombay-Dolmetscher — weiter Nichts. Hallo, da ist Einer, der spricht deutsch, der wird ja auch wohl bombayisch können."

„Sein Sie so gut," antwortete ihm der Deutsche — „Bombay liegt nicht in unserem Kirchspiel."

„Ja aber, was ist da zu thun?" sagte der Richter, die Achseln zuckend; „ich spreche auch nicht bombayisch — versteht denn kein Mensch hier das verdammte Kauderwelsch?"

„Laßt mich einmal zu ihm!" sagte jetzt ein langer, breitschulteriger Yankee, der bis dahin, ohne eine Sylbe zu äußern, in der einen Ecke gestanden und den Ostindier angeglotzt hatte, als ob er ihn verschlingen wollte. „Laßt mich einmal zu ihm!"

„Das ist recht, Barneywater, versucht's einmal!" sagte der Richter aufmunternd; „schwört ihn als Dolmetscher ein. Sheriff — schwört ihn als Dolmetscher ein!"

Der Yankee arbeitete sich indessen zu dem Ostindier durch, und dieser, als er den langen, bleichen Menschen mit dem finster entschlossenen Gesicht auf sich eindrängen sah, schien das Schlimmste zu fürchten. Er drückte sich, so weit es die ihn Umstehenden gestatteten, zurück, und sah sich ängstlich nach Hülfe um. Die hie und da lächelnden Gesichter, die ihn umgaben, mochten ihm um so entsetzlicher vorkommen.

Der Yankee hatte ihn jetzt erreicht, faßte ihn mit der rechten Hand an der Schulter und bog sich zu ihm nieder.

„Hudu gu'a orang," stöhnte der Indier.

„Never mind," sagte der Yankee, und schrie ihm dann, als ob er ein Schiff auf weiter See anriefe, in die Ohren: „He du! hast du was dagegen einzuwenden, was die Zeugen da eben gegen dich ausgesagt haben?"

Der Indier stieß ein paar kurze, abgebrochene Worte heraus — der kalte Todesschweiß stand ihm auf der Stirn, die meisten der Umstehenden lachten aber und nur der Richter schrie:

„Das ist ja aber nicht bombaysch — das versteh' ich auch!"

„Na, ich kann doch nicht bombaysch!" sagte der Yankee, sich verächtlich nach ihm umsehend; „in Conneticut sprechen sie rein amerikanisch."

„Ja dann hilft uns ja aber auch die ganze Geschichte nichts!" klagte der Richter.

„Gentlemen!" nahm hier plötzlich ein eben hinzugekommener Fremder, der nicht wie einer der Goldwäscher aussah, sondern einen schwarzen Frack und Seidenhut trug, das Wort, „ich protestire hier feierlich gegen jedes solche Verfahren, als Sie ausüben zu wollen scheinen. Sie dürfen den Mann nicht zum Tode verurtheilen, das steht nur dem Distriktsgerichte zu „Double Spring" zu, und Sie werden die Folgen, die etwa daraus entstehen könnten, dann ganz sich selber zuzuschreiben haben."

„Wer ist denn das? — wo kommt der auf einmal her? — was will er hier? —" lief es von Mund zu Mund in der Versammlung, und „der Collecteur, es ist der Lizenzausgeber, der eben eingetroffen ist!" lautete alsbald die beruhigende Versicherung.

„Aber wer sagt Ihnen denn, daß der Mann auf ein todeswürdiges Verbrechen angeklagt ist?" fuhr der Richter erschreckt auf. „Dürfte ich um Ihren werthen Namen bitten?"

„Sie dürfen ihn gar nicht auf ein todeswürdiges Verbrechen anklagen!" fuhr der unverbesserliche Dazwischenredner keineswegs eingeschüchtert fort. „Das steht, wie ich Ihnen schon einmal die Ehre hatte zu bemerken, nur dem Distriktsgericht in Double Spring zu, und wenn Sie es thun, so begehen Sie als Friedensrichter eine ungesetzliche Handlung — wenn Sie mir die Bemerkung nicht übelnehmen."

„Dürfte ich um Ihren werthen Namen bitten?" rief der Richter. „Sie werden — Sheriff, halten Sie gefälligst das Maul, ich will dem Herrn die Sache schon auseinander setzen — Sie werden mir doch erlauben, Sie zu bedeuten, daß wir noch gar nicht daran gedacht haben, den Mann auf Leben und Tod zu —

„Sie haben auch gar nicht über Leben und Tod abzuurtheilen!" schrie der unverwüstliche Collektor, der eben so wenig wie der Ostindier zu verstehen schien, was überhaupt gesagt wurde. „Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, daß das allein dem Distriktsgericht in Double Spring zusteht, und ich protestire hiemit feierlich gegen jede derartige, auf's äußerste ungesetzliche Verhandlung." Und mit diesen letzten Worten schoß er wie ein Pfeil aus dem Zelt. Ihm nach aber tönte das Gelächter der Umstehenden und nur der Richter schrie jetzt, auf's äußerste erboßt und mit einem feuerrothen Kopf:

„Ich verweise hiemit den unberufenen Sprecher zur Ruhe — Sheriff order — Donnerwetter, warum thut Ihr Euere Pflicht nicht; soll ich nicht allein den Alkalde, sondern auch noch obendrein den Sheriff spielen?"

Dieß kleine Intermezzo, dem der Ostindier übrigens mit ängstlicher Spannung zugehört hatte, diente in etwas die sonst feindliche Stimmung gegen den Angeklagten zu mildern. Verständlich war ihm dabei doch nichts zu machen, und selbst die letzte Hoffnung auf Barneywater fehlgeschlagen, die Beweise aber sämmtlich gegen ihn, daß seine Aussage falsch gewesen, und durch seine Veranlassung Menschenblut vergossen war, und die Jury verständigte sich bald dahin, daß ihm am nächsten Morgen — denn die Dämmerung fing jetzt schon an einzubrechen — fünf und zwanzig Peitschenhiebe gegeben und er aus diesen südlichen Minen für immer verwiesen würde.

Das Urtheil sollte ihm gerade bekannt gemacht werden, als ein anderer kleiner Zwischenfall den Ernst der ganzen Verhandlung mit Tischen und Stühlen über den Haufen zu werfen drohte. Zwei große Hunde nämlich, die sich dicht vor dem Zelt schon eine ganze Weile dermaßen angeknurrt hatten, daß die, im Innern desselben und ihnen am nächsten Stehenden schon besorgliche Blicke nach der dünnen Leinwand warfen und aus der Gegend wegzudrängen suchten, brachen, durch Muthwillige noch außerdem gehetzt, in offene Feindseligkeiten aus. Natürlich nahmen sie dabei mehr auf ihre eigene Haut, als auf die Beine der benachbarten Menschen Rücksicht, und ehe nur irgend einer die Katastrophe verhindern konnte, befanden sich die beiden Streiter unter dem löblichen Gerichtstische, den sie augenblicklich aus seinen Angeln hoben, daß er wie ein Schiff auf stürmischem Meere wogte und schwankte. Der Sheriff fing mit merkwürdiger Geistesgegenwart das Dintenfaß in seinem Hute, und Barneywater, der mit seinem langen Leichnam gerade die oberen Zeltstützen erreichen konnte, erfaßte diese, hoch aufgreifend, und zog seine langen Beine aus dem Bereich jeder möglichen Verletzung.

Dem Ostindier schien bei dieser allgemeinen Verwirrung eine Idee von plötzlicher Flucht durch das Hirn zu zucken — er warf die Blicke rechts und links herüber und richtete sich hoch auf. Wäre er auch nur von Weißen bewacht gewesen, hätte es ihm am Ende in der mehr und mehr zunehmenden Dämmerung vielleicht gelingen können, denn er war nicht gebunden und sehnig genug gebaut, ein guter Läufer zu sein. So aber standen ihm rechts und links ein paar eben so braune dunkeläugige Burschen zur Seite, als er selber war, und wenn sie auch ein Auge zum Besten ihrer eigenen nackten Beine verwandten, damit die bissigen Hunde davon nicht vielleicht einmal unerwartet zu nahe kämen, hielten sie das andere doch fest auf ihren Gefangenen — und dieser überzeugte sich bald, daß er hier keine Aussicht auf Entrinnen habe.

Die Ruhe wurde auch bald wieder hergestellt, denn obgleich außer dem weit gepreßten Kreis, der sich um die im Zelt kämpfenden Hunde gebildet hatte, Einzelne, die ihre Beine sicher wußten, sich das größte Vergnügen daraus

machten, die Thiere durch Hetzen und Schreien nur noch wüthender zu machen, befanden sich zufällig die beiden Eigenthümer der Thiere in der Nähe, erfaßten jetzt jeder den seinigen beim Halsband, und rissen die Blutenden von einander. Dann wurden sie vor das Zelt spedirt, der Richter, der sich mit seiner kleinen dicken Gestalt unbegreiflicher Weise aus dem Bereich der Beißenden gewußt hatte fortzuarbeiten, kam wieder auf seinen Platz, frische Dinte wurde in das Dintenfaß gegossen, denn die alte hatte der Sheriff im Hut, und der Vormann der Jury verkündete dem, ihm mit stieren Blicken zuhorchenden Ostindier, das über ihn gefällte Urtheil. Es wurde ihm dabei angekündigt, daß er die Nacht über wieder in das Zelt zurückgeführt und von den Indianern bewacht, am nächsten Morgen aber die Strafe an ihm vollzogen werden sollte.

Ein Theil der Neugierigen, die bis dahin den Tisch umstanden, traten theils zurück an den Schenktisch, sich dort in etwas wieder zu erfrischen, theils vor das Zelt hinaus, und der Sheriff nahm den Gefangenen am Arm, ihn wieder hinüber nach seinem alten Platz zu führen. Dieser aber, der wahrscheinlich noch immer die fixe Idee hatte, er solle jetzt geraden Wegs hinaus gebracht und gehangen werden, warf sich dem auf's Aeußerste Erstaunten zu Füßen und beschwor ihn, wahrscheinlich mit den rührendsten Ausdrücken, sein junges Leben zu schonen.

Nur sehr schwer konnte ihm begreiflich gemacht werden, daß er gar nichts Besonderes zu fürchten habe, und dießmal mit einer Tracht Schläge, Landesverweisung und Entziehung der Nationalkokarde wegkommen solle. Als er dieß aber endlich zu verstehen schien, war seine Freude auch desto ausgelassener und er bat sich mit den deutlichsten Geberden das ganze Viertelhundert augenblicklich aus. Dem konnte aber nicht genügt werden, und er wurde wieder in seinen alten Gewahrsam unter der Escorte der Indianer abgeführt.

Der vierte Juli.

Der vierte Juli, das Freiheitsfest der Amerikaner, der Jahrestag ihrer Unabhängigkeits-Erklärung, brach hell und sonnig an. Von dem hohen Fahnenstock Stoutenburgks, wie von den meisten Zelten flatterten die „Sterne und Streifen" der Union, alle Minenarbeiter, und das kleine Zeltstädtchen zählte wohl drei- bis vierhundert Einwohner, mochten es Amerikaner, Franzosen oder Deutsche sein, waren festlich geschmückt (d. h. hatten reine Wäsche an) und die Arbeit war, ohne daß darüber vorher irgend eine Bestimmung getroffen wäre, allgemein ausgesetzt. Nur die Merikaner arbeiteten hie und da in den einzelnen gulches — erstens wußten sie Nichts von dem Fest, und dann hätten sie sich auch wohl wenig daran gekehrt. Um zehn Uhr hielt sogar ein langer Yankee, ein Mr. Moos, dem sonntäglichen Fest eine kurze Predigt und ein paar andere Amerikaner sprachen einige Worte zum Andenken des für die Union so wichtigen und bedeutungsvollen Tages.

Das war aber keinen Falls Alles; diese Masse von Menschen aller Nationen, die sich hier herum drängten, besonders diese Unzahl von Indianern, die heute von allen Lagerplätzen herbeigeströmt schienen und sich rasch durch einander drängten, ein paar Worte mit einander wechselten und wieder nach verschiedenen Richtungen aus einander stoben, hatte jedenfalls noch einen andern Grund. Ein hier eben ankommender Fremder — und es kamen heute viele an, da fast alle Amerikaner aus den benachbarten Minen Stoutenburgk als den Mittelpunkt dieses Theils zur Feier des vierten Juli gewählt hatten — wäre aber nicht lange in Zweifel geblieben, denn wo zwei Weiße zusammenstanden, bildete die Ursache dieses eigenthümlichen Lebens der Unterhaltungsstoff, und nur die Indianer schwiegen, wenn sich ein Europäer oder Amerikaner ihren Gruppen näherte.

Die Ursache war übrigens doppelter Art — die Weißen und auch viele der Indianer, wie z. B. fast der ganze Stamm der Cayotas hatte sich versammelt, die Abstrafung des Ostindiers mit anzusehn; von Carsons Creek herüber waren Boten der Witongs gekommen und hatten eine neue, viel gewichtigere Anklage gegen den braunen Sohn der Indischen Wälder gebracht. Zuerst nahmen sie deshalb Rücksprache mit ihren Nachbarn, und dann wandten sie sich an die Gerichte der Weißen, von diesen Gerechtigkeit und Schutz zu verlangen. — Der Alkalde war außer sich.

Die neue Anklage lautete auf Mord, und zwar Meuchelmord. Der Ostindier war vor zwei Tagen mit einem Indianer aus dem Stamme der Witongs von Corsons Creek fortgegangen. Er selber hatte damals, wie das schon bewiesen worden, keinen Cent Geld, wenigstens nicht einmal genug gehabt, ein Glas Brandy zu bezahlen. Der Indianer, der Gold in die Ecke eines kleinen, rothbaumwollenen Taschentuchs geknüpft, bei sich geführt, war nicht zu den Seinen zurückgekehrt; gestern Abend aber, gerade mit Dunkelwerden, hatten ihn zwei vom Eichelsuchen zurückkehrende Frauen mitten in einem der dürren Rothholzdickichte erwürgt gefunden, und die Schlinge, mit der die That vollbracht war, trug er noch um den Hals. Dieselbe Nacht noch brachten die Frauen ihre Männer an Ort und Stelle, und mit Tagesanbruch folgten diese den Spuren des Mörders — denn Regen war seit der Zeit nicht gefallen, nach Douglas-Flat. Natürlich hörten sie dort gleich, was vorgefallen, und eilten nun nach Murphys Diggings herüber, wo sie gerade zur rechten Zeit vor der Strafe des Verbrechers eintrafen.

Der Alkalde wollte sich aber auf Nichts weiter mit ihnen einlassen — sie sollten ihm erst einen weißen Mann zum Zeugen bringen und überhaupt wär das auch eine „verdammt unsichere Geschichte," wie er meinte, daß das gerade der Ostindier gewesen sein solle, das könne auch Einer von ihnen gewesen sein, und jetzt wollten sie's auf den andern Braunen schieben.

Diesem Zweifel machte übrigens der Sheriff ein Ende, er visitirte den Ostindier, dem gar nicht wohl bei der Sache zu sein schien, und fand bei ihm etwa zwei Unzen Gold in rothen Cattun eingebunden. Die Witongs-Indianer erkannten und reclamirten das Gold, Major Wynot nahm es aber einmal vor allen Dingen in Beschlag und erklärte, später darüber entscheiden zu wollen.

Mit dem Sheriff hielt er jetzt eine sehr lange und le-

bendige Unterredung, obgleich dieser aber darauf antrug, den Ostindier für sein erstes Vergehen hier abzustrafen und dann auf die neue Anklage hin nach Double Spring an den Distrikt Court zu senden, wollte er darauf unter keiner Bedingung eingehen — er hätte das Geld auch sonst wieder abliefern müssen — und gab bald darauf den Befehl, den Indier hinaus zu führen und ihm seine bestimmte Anzahl Schläge zuzutheilen.

Der zweite Sheriff oder Constabel ging jetzt in das Zelt, nahm den Indier am Arm und führte ihn über die Straße nach der Fenz hin, die der Fleischer gebaut, sein Vieh, was er schlachten wollte, hineinzutreiben. Erst an diesem Morgen hatte er einen Ochsen darin geschossen und ausgeschlachtet, und der Blutfleck war noch in der Mitte. Als der Indier in die hohe starke Fenz, an der hie und da Pfosten in die Höhe standen und ein paar Bäume hinüberhingen, hineingeführt wurde, als er den Blutfleck und seine ganze Umgebung sah, und das Jubelgeschrei der Indianer hörte, wurde er wieder aschgrau und die Kniee versagten ihm fast den Dienst. Da fiel sein Blick auf einen dicht neben ihm stehenden Witong — dieser trug dieselbe Schlinge in der Hand, mit der er den Indianer gewürgt hatte, und hob die Schnur, als er sah, daß er von dem Verbrecher bemerkt wurde, drohend gegen ihn empor.

Ob aber nun der Indier glauben mochte, daß er jetzt mit derselben Schnur, trotz aller frühern Versicherungen vom Gegentheil, gehenkt werden solle, oder ob er nur darin den Beweis seiner entdeckten Frevelthat sah, die ihn natürlich auch das Schlimmste mußte fürchten lassen, kurz er sank plötzlich in die Kniee, schlug vor dem Sheriff zur Erde nieder und richtete in Todesangst ein wildes Gemisch fremdklingender und dem Mann natürlich total unverständlicher Worte an ihn.

Die Indianer stießen, als sie das sahen, ein wildes, ohrzerreißendes Freudengeschrei aus. Der Constabel versuchte ihn dabei zu beruhigen, vermochte es aber nicht, und mußte ihn zuletzt mit Gewalt zu dem hintern Theil der Fenz schleifen. Dort zog er ihm das Hemd herunter und band ihn dann mit ausgespreizten Armen an zwei Pfosten, den Rücken dem innern Raum zugekehrt.

Es war ein eigenthümlich malerisches, aber auch zugleich wildes und schauderhaftes Bild, dessen Mittelpunkt ein gequältes, mit Todesangst ringendes Menschenkind bildete. Es war allerdings ein Verbrecher, aber doch auch ein Mensch, und litt in diesem Augenblick, wo er gar nicht wußte, was man mit ihm vor hatte, und durch das teuflische Geschrei der braunen mitleidlosen Wilden fast rasend gemacht wurde, sicherlich mehr als Todesqual.

Der innere Raum der Fenz, wenigstens die Hälfte, in der der Delinquent angebunden stand, und bis zu dem Blutfleck etwa, war ziemlich frei geblieben, von dort an standen, besonders an der Fenz hin, die Bewohner Stoutenburgks, und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Die wunderlichsten Gruppen zeigten sich aber auf der Fenz selber.

Hier hingen auf den starken Balken, die schwer genug eingerammt waren, einem mit voller Kraft dagegen rennenden Stier Trotz zu bieten, in den tollsten Stellungen und den buntesten Trachten, die Männer der Cayotas und Witongs. Die dunkelbraunen Gesichter glänzten von Fett und Freude, und unter den grellrothen oder hellfarbenen Kopftüchern, die sie gern trugen, glühten die schwarzen Augen in wilder blutgieriger Lust heraus. Ihre Bogen und Pfeile hielten Alle in der Hand und Viele führten sogar noch ein Messer im Gürtel. Ein alter Häuptling sah besonders trotzig und kühn aus; er hatte die langen, straffen, schwarzen Haare sämmtlich hochauf gestrichen und mit dicken Schnüren weißer Muscheln in der Mitte des Kopfes festgebunden, so daß sie wie ein hoher wulstiger Federbusch emporstanden. In diesem stacken zwei lange, nickende Adlerfedern, und an der einen hing, aus der Spitze herab, eine kleine rothverzierte und umwickelte Federspuhle, die im Winde hin- und herflatterte. Sein Oberkörper war total nackt, und nur um die Hüften hatte er einen schmalen, baumwollenen Schurz geschlagen. Er führte dabei einen außergewöhnlich langen Bogen, mit hellblinkender weißer Sehne bezogen, und die Glasspitzen seiner Pfeile waren volle drei Zoll lang und schmal und scharf. Um den Hals trug er vier dicke Reihen eben solcher Perlen, als seine Haare zusammenhielten, und durch den Nasenknorpel und beide Ohrenlöcher lange weiße Stücken zierlich geschnitzten Holzes. Er stand, mit einem Arm um den Pfosten geschlagen, dicht über dem angebundenen Verbrecher oben auf der Fenz.

Rechts und links von ihm hingen jüngere Leute, mit bunten Kopf- und Lendentüchern, oben auf den Stangen, und von beiden Seiten der Fenz herüber und aus dem Innern derselben heraus riefen sie sich in ihrer wunderlich klingenden, kurz abgestoßenen Sprache ihre Bemerkungen zu, und lachten und jubelten vor lauter Freude über den fröhlichen Anblick, der sie erwartete.

Indessen hatte der Constabel seine kurzstielige Peitsche hergerichtet, schritt auf den gebundenen Indier zu, der ihn dabei von der Seite mit weit aufgerissenen, ängstlichen Augen erwartete, holte langsam aus und zog dem Zusammenzuckenden einen scharfen Schlag über den Rücken; der Schrei, den die Indianer hiebei ausstießen, machte selbst den Constabel erschreckt zusammenfahren; der alte Häuptling aber, mit den zusammengebundenen Haaren, fing oben auf der Fenz an, einen wunderlichen Tanz aufzuführen, und die Augen leuchteten und blitzten ihm dabei, und die Stangen über dem Gebundenen bogen sich und drohten jeden Augenblick, mit dem springenden Wilden auf ihn hinab zu schlagen.

„Allah, Allah!“ schrie der Muhamedaner in seiner Noth, die Indianer hielten das aber für ihren Gruß, Walle Walle, und glaubten, der Indier wolle dadurch ihr Mitleiden erflehen — „no walle walle“ — schrien sie von allen Seiten, „no walle walle — mucho mas — mucho — mucho!“

Der Constabel fuhr, während dieses wirklichen Heidenlärmes, ruhig in der Vollziehung seiner Pflicht fort, der Indier wand sich unter den scharf und mit Kenntniß geführten Streichen, die jedesmal dicke Schwielen hinterließen und an einigen Stellen, wo sie sich kreuzten, schon die Haut geöff-

net hatten — und die Indianer jauchzten und jubelten und die Sonne schien warm und freundlich von dem blauen, von keinem Wölkchen getrübten Firmament hernieder, und die amerikanische Flagge flatterte munter in der frischen Brise über dem wilden Schauspiel — zur Feier des vierten Juli. — Die meisten Amerikaner schüttelten aber auch mit dem Kopf und meinten, der Alkalde hätte die ganze Geschichte wohl auf den nächsten Tag verschieben können.

Nach dem dreizehnten Schlage hörte der Constabel zu schlagen auf, winkte einem der jungen Indianer, die ihn umstanden, heran, gab ihm die Peitsche und bedeutete ihm fortzufahren. Das Urtheil war dahin von dem Richter bestimmt, daß ihm der Sheriff einen Theil, und um die Indianer mehr zu versöhnen, Einer aus ihrer Mitte den andern geben solle.

Der Indianer griff die Peitsche mit wahrer Gier auf, warf dann seinen Bogen und seine Pfeile nieder und schlug fast in demselben Moment auch schon auf den Indier los, der jetzt wahrscheinlich glauben mochte, er solle nun seinen Feinden ausgeliefert werden, und ein Zetergeschrei mit „Allah Allah" — erhob.

„No Walle Walle!" versicherte ihm aber der Californier bei jedesmaligem aus vollen Kräften geführten Streiche, und die übrigen schrieen ordentlich vor lauter Vergnügen, daß der Gepeitschte bei den Hieben ihres Kameraden so viel mehr lamentirte, als bei denen des Constabels. Der schlaue Indier war aber klug genug, sie nur glauben zu machen, er litte mehr Schmerzen, denn nach den früheren Hieben konnte er diese kaum fühlen — der Indianer verstand nicht zu prügeln, seine Schläge fielen, ohne daß sich die Peitsche über die Haut zog, nur gerade darauf nieder und hinterließen keine Schwielen, war aber auf's Aeußerste entrüstet, als er nach dem zwölften Schlage, wo er sich nun erst recht hinein und warm gearbeitet hatte, schon wieder aufhören sollte. Von allen Seiten schrieen auch die Indianer: „mas, mas, mucho mas!" aber es half nichts, der Constabel nahm die Peitsche an sich, band den Gefangenen los und führte ihn fort.

Jetzt entstand ein anderer Streit. Die Indianer wollten ihn, wenn ihn die Weißen nicht mehr bestraften, ausgeliefert haben — die Witongs verlangten ihn, weil er Einen ihres Stammes getödtet hatte, wenigstens so lang, bis ihr großer Häuptling, Jesus, von Magualome zurückkommen und darüber entscheiden würde. Die Weißen wollten sich aber darauf nicht einlassen und der Richter beauftragte den Constabel, den Abgestraften freizulassen.

Hiergegen protestirte aber jetzt der Sheriff, indem er meinte, das sei gerade so gut, als ihn an die Indianer ausliefern, die förmlich und offen erklärt hatten, sie würden ihn unter keiner Bedingung lebendig von hier fortlassen. Gäben sie den Angeklagten unter diesen Umständen frei, so müßten sie gewärtig sein, daß er vor ihren Augen von den aufgeregten heißblütigen Rothhäuten mit Pfeilen erschossen würde, und dann könnten sie nachher von dem Distriktsgericht, und mit Recht, zur Verantwortung gezogen werden.

„Gut denn!" rief der Richter endlich in Verzweiflung, „so behaltet ihn heute noch hier und laßt ihn die Nacht oder morgen früh laufen — ich will aber von dem verdammten Kram nichts weiter hören, ich habe jetzt gerade genug damit — kommt Sheriff, wir wollen einen trinken."

Der Sheriff lachte, gab die nöthigen Anweisungen und ging dann mit dem Alkalden in das nächste Zelt; dem Indier wurde nun aber begreiflich gemacht, daß er frei sei, daß ihm aber die Indianer zu Leibe wollten und es besser für ihn sei, die Nacht noch bei den Weißen zu bleiben. Wunderbarer Weise schien er hier ein jedes Wort zu verstehen, denn er überflog mit den Blicken die Zahl der Rothhäute, die überall durch das Städtchen und die Ebene zerstreut waren, und folgte dann schnell und mit jetzt ganz heiterem Gesicht dem Constabel, der ihn in sein eigenes Zelt führte und ihm dort zu essen gab.

Dicht vor dem Zelte vertrat ihnen übrigens der alte Indianer den Weg und verlangte von dem Constabel noch einmal den Mörder Eines der Seinen, dieser dagegen bedeutete ihm, daß heute „Sonntag" sei und nichts weiter gethan werden könne. Er solle morgen früh zum Alkalden gehen, dann könnten sie das mit einander ausmachen, bis dahin bliebe der Indier in Gewahrsam.

Der Indianer hatte, während er sprach, dem Ostindier, gerade über dem Gürtel vorn, mit zwei Fingern an dem wollenen Hemd festgehalten — er sah die Beiden scharf an, bog sich dann halb herum — und plötzlich sprang der Ostindier mit einem Schrei zurück; der Indianer drehte sich aber ab und ging, ohne weitere Notiz von den Beiden zu nehmen, zu seinem Stamm zurück. Der Constabel sah jedoch zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß er in dem einen Moment mit wirklich fabelhafter Gewandtheit dem Indier das kleine Stück — ein rundes Fleckchen, — vorn aus dem Hemd geschnitten hatte, das er zwischen seinen Fingern gehalten.

Des Indiers Flucht.

Der vierte Juli ging laut und geräuschvoll genug vorüber; alle Violinen, Flöten, Mundharmonikas und Akkordions, die nur irgend im Städtchen vorräthig waren, spielten aus den verschiedenen Zelten in ebenso viel verschiedenen Tonarten den Yankee doodle, hail Colombia und the star spangled banner. Eine Unmasse von Brandy und Claret wurde dabei consumirt, und Abends an allen Ecken und Enden Freudenfeuer abgebrannt. Herrliches Material hierzu lieferten trockene und verlassene Laubhütten, dürre Fichtenbäume, die die Flammen hoch zum Himmel emporwirbelten und an einer mitten in der Stadt stehenden, riesigen Kiefer, der man bis auf den obersten stehengelassenen Büschel die Aeste alle um wenige Zoll vom Stamm abgesägt hatte, war sogar hoch oben ein Transparent mit dem roth flammenden Wort Liberty angebracht, und als gegen zehn Uhr Abends der Brandy sichtlich die Oberhand gewonnen, bemühten sich sogar einige tolle Gesellen den ganzen Baum in Brand zu setzen, der sich dann unvermeidlich quer über das ganze Nest hinübergelegt hätte. Der Baum war aber klüger als die Menschen, und weigerte sich hartnäckig, Feuer zu fangen.

Die Indianer hatten sich indessen, wahrscheinlich der Versicherung des Constabels trauend, in ihre verschiedenen Lagerplätze zurückgezogen, wenigstens sah man, außer zwei Betrunkenen, und Einer von diesen war der alte Häuptling mit dem Muschelschmuck, die sich mitten in der Straße, besonders aber vor des Alkalden und Constabels Zelt noch herumtrieben, keinen von ihnen mehr in der Stadt.

Der Constabel war mit dem Alkalden und Sheriff, dem Collektor, der gestern in dem Verhör so kräftigen, wenn gleich ganz unnöthigen Einspruch gethan, Barneywater und noch mehreren anderen Amerikanern bei einer fröhlichen Abendmahlzeit versammelt; die ganze Gesellschaft saß kreuzfidel um einen Tisch herum und lachte und sang und Major Wynot erzählte komische Geschichten, wobei er selber lachte, daß ihm die Thränen in die Augen kamen und kein Mensch weiter auf ihn Achtung gab, und Toaste wurden ausgebracht und Gesundheiten getrunken und um elf Uhr lagen sich der Collektor und der Alkalde in den Armen und schwuren sich unter Thränen ewige und unverbrüchliche Freundschaft.

In dem Zelt des Constabels aber lag der Ostindier, ausgestreckt auf einer wollenen Decke, hatte das Zelttuch ein klein wenig in die Höhe gehoben und schien aufmerksam das Niederbrennen einer gewaltigen Fichte zu beobachten, die gar nicht weit von dem Zelte stand und durch ihre züngelnden Flammen die ganze Nachbarschaft mit Tageshelle erleuchtete. Es war außerdem Vollmond und die runde glänzende Scheibe stand hoch und klar am Himmel, von Nordosten herauf zogen aber dichte Wolkenstreifen und näherten sich mehr und mehr dem Monde.

Mitternacht war vorüber — der Himmel hatte sich bewölkt und die Fichte war niedergebrannt — die halbverkohlten glühenden Trümmer rauchten nur noch, und dann und wann stieg zuckend ein heller Flammenstrahl in die Höhe, wenn die Hitze einen bis dahin verschont gebliebenen und niedergefallenen Rindenstreifen erfaßt hatte und nun rasch und gierig verzehrte.

Im Zelt des Constabels war Alles ruhig, Nichts regte sich und nur dicht daneben kamen eben ein paar fröhliche Zechbrüder vom späten Mahl zurück — unterwegs waren möglicher Weise bei dem Einen von ihnen Zweifel über die Bewohnbarkeit des Mondes aufgestiegen, die der Andere dagegen hartnäckig vertheidigte, und sie stritten sich bis auf's Blut. Bald war dabei auch die Ursache des Zankes total von ihnen vergessen, und sie schimpften sich nur einander durch ihre beiden Zeltwände hindurch — denn sie schliefen in verschiedenen Zelten, aber neben einander — bis auf's Blut.

Gerade jetzt stand eine schwere Wolke vor dem Mond und in diesem Augenblick hob sich die hintere Wand von des Constabels Zelt, und eine dunkle Gestalt glitt rasch daraus vor. Unter dem nächsten straußartigen Rothholzbusch hielt sie etwa eine Minute an, kroch dann mehr als sie ging nach dem Creek hinunter, den sie, ohne den darüber hinliegenden Baumstamm zu benützen, dicht unter diesem durchwatete und verschwand gleich darauf, als der Mond wieder hinter den Wolken vortrat, in den düstern Schatten, welchen die steilen hohen Ufer auf den murmelnden Strom hinunter warfen.

In dem Mondschein zurück aber blieb eine andere Gestalt, die jetzt gerade unter dem Stamme weg, an welchem hin der Indier geflüchtet war, und aus dem Wasser heraus vorstieg — es war der alte californische Häuptling mit dem Muschelschmuck. Lange — lange horchte er, bis die Schritte des davon Eilenden weit in der Ferne verklungen waren und er sich sicher fühlte, daß Jener keinen Blick mehr auf den jetzt hellbeschienenen Hügelhang zurückwerfen könne — dann stieß er einen leisen schrillen Ruf aus — gerade wie die Schnepfe ruft, wenn sie Nachts über dem Wald ihren Lieblingswiesen zustreicht, und folgte, ohne eine Antwort darauf abzuwarten, blitzesschnell dem Davongeeilten.

Der Constabel kam an dem Abend spät, oder vielmehr an dem Morgen sehr früh, zu Hause und war viel zu glücklich an etwas anderes zu denken, als an sich selber, ja die Abwesenheit seines Gefangenen oder eigentlich Gastes nur zu bemerken. Als er aber gegen acht Uhr etwa von den hellen Sonnenstrahlen geweckt wurde, sich ein wenig auf das Vorgefallene besann und in seinem Zelte umschaute, entstand auf einmal ein Mordspektakel, und die herbeigerufenen Nachbarn erfuhren gleich darauf, daß der „verdammte schwarze Hallunke von Bombay" nicht allein sich selber — damit waren Alle zufrieden — aber auch zwei Pistolen, ein Messer, zwei Hemden, eine wollene Decke und einen kleinen Lederbeutel mit circa drei eine halbe Unze Gold, den der Constabel leichtsinnig genug unter seiner Matratze hatte liegen gelassen, mit fortgenommen habe.

Von Indianern war kein einziger mehr in Stoutenburgk zu sehen.

So ruhig fortlassen wollte man aber den schwarzen Verbrecher nicht, der Constabel beschloß ihm, ohne erst einen großen Warrant auszunehmen, augenblicklich nachzusetzen, einige Freiwillige schlossen sich ihm gleich an; an die Kayotas wurde gleich ein Bote abgeschickt, ein Paar von ihnen zum Spüren herüberzuholen, die dann auch, als sie hörten, worauf es abgesehen sei, nicht lange auf sich warten ließen, und zwei Stunden später setzte sich der kleine Zug, den Fährten des Bombay-Mannes, von den Indianern geführt, folgend, rasch in Bewegung.

Und wo war indessen der Bombay-Mann geblieben? — Den kleinen Bergstrom hinab verfolgte er, bei dem unsichern Licht des Mondes, seine stille Bahn den schmalen gefährlichen Pfad — nicht rechts noch links schaute er, denn links gähnte die tiefe Schlucht und unten hin murmelte über hineingerollte Felsblöcke der Strom, und rechts stiegen hohe rauhe Steinmassen empor, die eine Wanderung bei Nacht zwischen ihnen nicht allein sehr schwierig, sondern fast unmöglich machten. Von dort brauchte er daher auch keine Verfolgung, keinen Ueberfall zu fürchten; vor ihm konnte noch Keiner sein, da seine Flucht erst sicher am nächsten Morgen entdeckt wurde, und hinter ihm — die hätten rasch und sicher auf den Füßen sein müssen, die bei Mondschein und solchem Terrain seinen flüchtigen Schritten gefolgt wären. — Nur einmal hielt er an und lauschte — nein, er hatte sich nicht getäuscht — durch das dürre Laub sprang

und rollte ein Stein und fiel jetzt schwer und geräuschvoll in das Wasser hinab. Konnte der Fuß einer seiner Feinde den Stein hinabgestoßen haben? — Er zog die eine Pistole aus dem Gürtel — der Hahn derselben henkte in dem Loch, das ihm der Indianer in das Hemd geschnitten hatte, und er mußte ihn erst mit der linken Hand befreien — dann drückte er sich hinter einen vorstehenden Felsen und lauschte mit klopfendem Herzen — aber es blieb Alles ruhig, kein Blatt regte sich mehr, so still war die Nacht geworden, und nach zehn Minuten setzte er rasch und zufrieden gestellt seinen Weg fort. Massen von wilden Katzen und Waschbären gab es hier, eines dieser Thiere, die Nachts den Wald durchstreifen, hatte die Steine wahrscheinlich berührt und hinabgestoßen. — Er folgte aber dem Lauf des Stromes nicht weiter, als bis er zu einer Strecke kam, wo breite solide Felsplatten, auf denen jede Spur eines Menschenfußes natürlich verschwinden mußte, einen Theil seines Ufers bildeten. Hier verließ er diesen Wassercours und kletterte jetzt in einem rechten Winkel ab, auf einzelnen Felsstücken höher und höher klimmend, den Berg hinauf und den Wassern des Culureres zu. Dort lagen noch weite, wenig bearbeitete und bevölkerte Strecken, steile, unzugängliche Gebirgsmassen waren durch die angeschwellten Ströme wie von einander gerissen worden, und einmal in diesen Bergen, brauchte er nicht so leicht zu fürchten, einem Bekannten zu begegnen. Dort hinüber lag auch sein Weg nach den nördlichen Minen, denn er mußte aus dem Bereich der Jesus-Stämme sobald als möglich zu kommen suchen. — Jetzt hatte er den Gipfel erreicht, keuchend blieb er stehen, durch kurze Rast wieder frische Kräfte zu sammeln und sah den Weg zurück, den er eben herauf gekommen, und der düster und steil, wie aus einem Abgrund herauffühend, hinter ihm lag.

Im Osten dämmerte aber der erste Strahl des jungen Tages und in den Eichen fing der Morgenwind an zu flüstern und leise leise tönte dazu das ferne Geräusch des sprudelnden Bergstroms herauf. Der Indier athmete hoch auf, als er aber den Kopf wandte, zuckte er gählings zusammen, denn kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt duckte sich in diesem Augenblicke — er konnte es deutlich erkennen, — eine menschliche dunkle Gestalt hinter einem umgestürzten Baumstamme, und schien in den Boden verschwunden.

Das erste Gefühl des Indiers mochte sein sich dem einzelnen Feinde geradezu entgegen zu werfen und den zu vernichten, der sich seiner Flucht in den Weg stellen wollte. Blitzesschnell, als ihn der Gedanke durchzuckte, riß er das Pistol aus dem Gürtel, da aber erschallte es rechts von ihm im Laub und wurde lebendig unter den dunklen Schatten — gerade da, wo er aber den Berg heraufgekommen war, sprang eine düstere Gestalt von Stein zu Stein und mit kaltem Entsetzen ergriff ihn die Ueberzeugung, daß er umstellt — verloren sei. Noch aber blieb ihm ein Ausweg, links hin über den Bergrücken, der die Wasser des Culureres von denen des Stanislaus schied, war ihm die Bahn noch offen und das Bündel, was er bis dahin getragen, von sich werfend, die gespannte Pistole in der Hand, flog er in wilden Sätzen den rauhen Bergrücken entlang. Es galt sein



Leben und es war, als ob ihm der Gedanke übermenschliche Kräfte verliehen habe.

Aber er hatte die schnellfüßigen Krieger vom Stamme der Witongs hinter sich — ihr Jagdruf schallte durch die Berge und nicht allein das Echo der Thäler gab ihn zurück, sondern rechts und links, ja selbst von vorn herüber antwortete der gellende Gegenruf, der dem flüchtigen Mörder das Blut zurück in das klopfende Herz trieb.

Näher und näher kamen sie heran, das Wild war umstellt und die Jäger ihrer Beute gewärtig — der Indier wußte schon nicht mehr, wohin er floh — nur vorwärts — vorwärts brach er durch die Büsche, nicht die scharfen Steine, die seine Füße wund rissen, nicht die Zweige, die in seine flatternden, krausen Haare griffen, achtete er — vorwärts — das Pistol in der krampfhaft geballten Hand stürzte er sich mehr als er lief einen niederen Berghang hinunter — vorwärts. Aber auch von dort traten ihm die Feinde entgegen

— überall, wie aus dem Boden heraus tauchten sie auf, und der alte Häuptling mit dem Muschelschmucke sprang neben ihm her, schrie ihm sein höhnendes „Walle Walle" entgegen und schwang die Schnur um den Kopf, mit der der Indier den Witongkrieger erwürgt hatte.

Der Bombay-Mann schrie laut auf in Todesangst, und branute in demselben Augenblicke, aber selbst unbewußt, was er that, die Pistole auf den alten Häuptling ab — doch seine Hand flog ihm wie in Fieberfrost, selbst auf die wenigen Schritte Entfernung vermochte er sein Ziel nicht zu treffen, und als der Knall der Schußwaffe noch donnernd über die Hügel hinschmetterte und das Echo in all den hundert kleinen Schluchten und Gulches weckte, lag er, von des Indianers Arm zu Boden geschlagen, bewußtlos auf den Steinen.

Denselben Nachmittag um drei Uhr etwa erreichten die weißen Männer aus Stoutenburgk, von den jungen Leuten der Kayotas geführt, eine kleine Schlucht. Alle Spuren, die sie unterwegs angetroffen, führten dort hin, und der Constabel, der sich den Indianern ziemlich zur Seite gehalten hatte, rief aus, er sei jetzt überzeugt, der Dieb habe sich nach den San Antonio Diggings hinüber gewandt, als plötzlich Einer der Indianer mit einem halb unterdrückten Schrei die Schlucht hinunter deutete. Aller Augen folgten der Richtung und sie sahen deutlich eine dunkle Gestalt, die in der Luft zu schweben schien. Wenige Sekunden raschen Laufes brachten sie an Ort und Stelle und sie fanden bald, daß sie nicht weiter zu gehen brauchten — sie hatten Alles, was sie suchten, gefunden.

An einer niedrigen Eiche, von der nämlichen Schnur getödtet, die er selber gebraucht hatte, sein Opfer zu erwürgen, hing der Ostindier; unter dem Baum aber lag Alles, was er aus dem Zelte des Constabels mitgenommen hatte, selbst der Beutel mit dem unangerührten Golde, obgleich die Indianer das recht gut für das Geraubte hätten beanspruchen können. An dem Körper war keine Wunde weiter zu entdecken; nur ein einzelner Pfeil steckte in seiner Brust, und zwar genau durch das Loch geschossen, das der Häuptling schon am vorigen Abende mit dem Messer in das Hemd seines auserſehenen Opfers geschnitten hatte.

Von den Söhnen der Witongs aber war keine Spur mehr zu finden.

Fr. Gerstäcker.

Ueber-Rheiner Kriegs- und Friedensgeschichten.

Der Colmarer Schwur.

Im Jahre 1424, zur Zeit des fröhlichen und seligen Kaisers Sigismund, hatte die Bürgerschaft von Colmar einen Handel mit dem Herrn Ulrich von Rappoltstein, dieweil selbiger stolze Ritter, auf seines hochberühmten und geehrten Bruders Smaßmann Einfluß pochend, ungegründete Anforderungen an der Stadt Eigenthum machte. Die Herren von Rappoltstein im Elsaß besaßen nämlich altherkömmliches Recht, von dem Hauenstein bis herab zum Hagenauerforst Streifjagden anzustellen, und nun vermeinte Herr Ulrich, die Jagd daselbst überhaupt gehöre ihm als Lehen zu, machte derhalben auch Ansprüche auf die völlige Jagd im Niederwalde, so denen von Colmar zugehörte, ja sprach selbigen Wald als Eigenthum an, dieweil er eine Zubehörde seines Schlosses zu Gemar sei. Darauf klagte er die Stadt an, den Grenzstein bei dem Dachsbrunnen, auf welchem sich das Rappoltsteiner Wappen und jenes derer von Bergheim befand, weggenommen zu haben, und sagte noch allerhand Uebeles dem ehrsamen Rathe nach. Aber es wirkte Alles nichts und die Colmarer behielten ihr Recht.

Um selbe Zeit wohnten auf dem Lande zu Elsaß etliche Leutlein, deren Voreltern dereinst Bürger der Stadt Colmar gewesen und die jetzt derselben gar feindlich gesinnt und abgeneigt waren. Deren Einer war der Bauer Werlin auf der Meierei hinter Gemar, und zu diesem kam eines Tags der Rappoltsteiner und sprach bei ihm ein, da er eben vom Felde heimgekommen.

„Ihr müßt Euch hart plagen, Alter!" hub der Ritter freundlich an zu reden. „Und ich weiß doch, daß Ihr heute in guter Ruh zu Colmar in der Stadt sitzen möget, wo sie Euerm Großvater nicht das große Uebel angethan hätten!"

„Ei wohl, Herr!" sagte der Bauer, sich den Schweiß mit dem Zwillichärmel abtrocknend. „Die Colmarer sind Schelme ihr Leben lang. Wollt Ihr in meine Hütte treten, sollt Ihr die Geschichte hören, wie ich ein arm Bäuerlein und kein stolzer Bürgersmann geworden!"

Das hatte der Ritter gewollt und trat ein. Der Bauer erzählte nun, wie vor 70 Jahren, zur Zeit Kaiser Carls IV. in Colmar die Adeligen und fürnehmen Geschlechter von der Stadtregierung ausgeschlossen worden und solche in die Hände der Zünfte übergegangen war. Da hatte sich unter den Geschlechtern der Verein der „Schebeler" oder der „Armuthsvollen" gebildet, so mit Gewalt die neue Ordnung der Dinge umzustoßen suchten. Und da gerade der kaiserliche Landvogt in der Stadt anwesend, überliefen sie mit wildem Geschrei und großen bedräulichen Worten den versammelten Rath und brachten die Gewalt an sich. Aber der Reichsverweser Herzog Rudolph von Oesterreich zog alsbald mit zahlreichen Bewaffneten in Colmar ein, die Schebeler mußten in's Elend, und ein Vergleich wurde getroffen, daß sobald auf des Raths Befehl die Sturmglocke rufe, männiglich, edel oder unedel, sich an seinen Platz zu begeben habe, den ihm der Rath angewiesen, und überhaupt sonder Verzug alle Theile sich dessen Verordnungen zu fügen hätten. Folgendes Jahr nun mußte gestürmt werden, da kamen viele Adelige und fünfundzwanzig unzufriedene Bürger selbigem Gebote nicht nach, darunter auch des Werlin Großvater, also daß er mit den Seinigen gleich den Andern für ewige Zeiten in's Elend gejagt wurde. Viele der verwiesenen Bürger hatten sich in dem Gebiete derer von Rappoltstein niedergelassen und waren mit der Zeit deren Leibeigene geworden, — ihr Haß aber hatte sich auf Kind und Kindeskinder fortgeerbt, und wo der Stadt zu schaden, mochten selbige wohl dabei sein. Auch Andere vom Lande waren der Stadt abgeneigt, dieweil sie nach altem Vertrage das Heu, so sie auf dem Colmarer Ried geärntet, nicht so-

gleich nach Haus bringen durften, sondern solches nach der Stadt führen, abladen und drei Tage allda liegen lassen mußten, auf daß der Colmarer Aurecht, wie diese dreist behaupteten, gewahrt würde.

„Ei, die trutzigen Handwerker!“ rief Heer Ulrich jetzt dem Bauer Werlin genüber. „Wie wollen solches nicht länger mitansehen und auf unser Recht pochen. Ihe wißt doch, Werlin, daß der Niederwald sammt dem Ried eechtlich unser eigen und durch die schmutzigen Ränkeschmiede auf gar schelmische Weise in Anspruch und Besitz genommen wuede, wie solches noch in gutem Angedenken, obgleich vor langer Zeit geschehen.“

Der Bauer hatte davon bis jetzt noch nichts gewußt, solches aber nach dieser Unterredung mit Herrn Ulrich steif und fest behauptet und noch mehe dazu, dieweil er sich wohl damit ein roth Röcklein zu verdienen wähnte. So ging nun mit einem Male durch's Elsaß vom Hauenstein bis zum Hagenauer Forst ein seltsam Gerede von Lug und Trug der Colmarer, — die Meisten nahmen solches für baare Münze und sagten Alles nach, dieweil die Städte viel Neider und Feinde hatten. Es wurde nämlich Folgendes erzählt:

Bejahrte, ehrbare und rechtliche Männer, deren Gedächtniß noch frisch, haben ausgesagt, daß vor Jaheen die Colmarer aufgefordert woeden waren, ihre Rechte an das Ried und den Niederwald zu beweisen, dieweil sie fast verdächtig seien, durch falsche Anschläge und schlimme Ränke selbig Gut an sich gebracht zu haben. Da kamen iheer sieben auf Wägen herbei auf das Ried vor die Schiedsrichter, so man für den Handel bestellt, — und da man ihnen den Eid aufgelegt und abverlangt, stiegen sie von den Wägen, huben allesammt die Hände auf und schwueen vor Allen, so anwesend, laut und verständlich also:

„„Bei dem Schöpfer über uns, wir stehen hier auf eigenem Grund und Boden, solches schwören wir Euch zu!““

Auf diesen Schwur hin ist freilich Wald und Ried der Stadt verblieben, aber von den sieben ist keiner eines natüelichen Todes gestorben, dieweil die abgefeimten Schelme sammt und sonders falsch geschworen; nämlich — der Schöpfer, bei dem sie sich verhießen, war nichts mehr oder minder, denn ein Löffel, so jeder von ihnen unter der Mütze auf dem Haupte getragen, — und in ihren Schuhen lag Erde, so sie am Fuße des Colmarer Galgens aufgenommen hatten. Dieses Alles können Meheere bezeugen, also der Bauer Werlin und ein alter, geauer Mann von Rappoltsweiler, so hundert und zehn Jahre gelebt und den Schwur mit angehört habe, dieweil er vordem ein Bürger zu Colmar gewesen.

Solche Sage ging im Lande um und that dem Rufe derer von Colmar großen Schaden, und ob sie auch schriftlich ihr wohlerwoebenes Recht bewiesen, ob ihnen auch die zum Schledsrichter bestellten Pfalzgrafen bei Rhein, Wald und Ried nach Ueberzeugung zusprachen, — ob selbst auch der Bauer Werlin bald darauf, auf dem Todbett, dem ganzen Gerede widersprach, die Sage vom Colmarer Schwur blieb im Elsaß lange heenach noch im Munde des Volkes, und die ehrlichen Bürger mußten die Geschichte gar oft hören, wie denn noch heute in einigen Oetschaften des Elsasses der Colmarer Schwur als Stichwort gebraucht wied.

Die Sternbuben.

Vor hundert Jahren da war ein gar harter und trauriger Winter für die Westricher Bauern, denn Kartoffeln hat es da nur als ein seltenes Gericht gegeben, und das Getreide reicht doeten auch in guten Jahren nicht aus, geschweige in Mißjahren, wie jenes eines war. Da lag zu Lug, einem kleinen, elenden Dorfe im Gossersweiler Thal, der Schnee bis an die Dächer der Hütten hinauf, — rings auf der öden Flur war es stille wie im Grab, nur hungrige Vögel, Raben und Goldammern riefen nach Speise und kamen auf die Dächer der Hütten, als suchten sie da etwas. Da war aber selbst nichts, oder doch nur so viel, um damit elendiglich das eigene Leben zu fristen.

„Leg' ein, Bärbel! Wenigstens wollen wir und unsre Kinder nicht frieren!“ sagte Jackel, der Holzschuhmann zu seinem Weibe, und schnitzte an den groben hölzernen Schuhen foet, welche er hinaus in die Pfalz tragen wollte, um sie da an die reichen Bauern zu verkaufen. „Leg' ein, an Holz ist Gottlob kein Mangel bei uns, — wenn das noch wäre, heilige Maria und Joseph!“

Die Frau schürte herzhaft ein, und die Kinder froren zum Wenigsten nicht, wenn sie auch hungrig waren. Da trat der Nachbar Hannsjöeg, der Besenbinder, ein und grüßte, indem er sich auf die Bank setzte.

„Wie meinst', Jackel!“ fing er an. „Wie meinst', wenn wir unsre Buben 's nächstemal mit hinaus in die Pfalz nähmen, nach Münster und weitee 'naus, — und ließen sie da als die Dreikönig aus Morgenland singen? 's ist g'rad jetzt die Zeit,*) und wenn die Leut' draußen auch lutherisch und refoemirt sind, so sind sie doch gut und geben den Armen gern!“

Der Holzschuhmann sah von seinee Aebeit auf, zuerst nach dem Nachbar und dann nach seinem Buben, dem dreizehnjäheigen Hannsel, der ihm schon bei seiner Aebeit eecht gut helfen konnte und jetzt aufhoechte, wie ein Hechelmacher. „'s ist halt so ein Ding!“ sagte dann der Vater. „Ich bin zwar auch früher öfter als Dreikönig 'gangen, aber 's ist gar zu schlimmes Wetter, um die kleinen Buben da 'naus zu schicken!“

„Nun, wir nehmen unsere Holzschuh' und Besen auf den Buckel und gehen mit ihnen!“ meinte der Hannsjörg, und der Bube fiel auch ein:

„Ja, Vater, laß uns geh'n! Wir wollen recht schön singen, daß uns die Leute viel Kreuzer und Beod geben, das bringen wir dann Alles heim!“

Und der Jackel zuckte ein Paarmal mit den Achseln, denn es leuchtete ihm nicht ganz ein, — aber er sagte zu, in Aussicht der Kreuzer und Beodstücke für seine übrigen Kinder.

Da hatten nun die Buben einen Jubel, als die bunten

*) Im Advent bis zu Dreikönig jetzt noch in der Pfalz.

papiernen Kappen hergebracht wurden, die für die Kronen der heiligen drei Könige gelten sollten und schon von den Vätern getragen wurden. Der Stern war verloren gegangen und Jackel schnitzte einen neuen, strich ihn roth an und heftete ihn auf den Stecken, an welchem er gedreht werden konnte. Den kriegte des Besenbinders Jürgle, weil er den Melchior machte, — des Peterle's Bastiänel mußte den Balthasar machen und das Hannsel den schwarzen Caspar, weßwegen ihm auch die Mutter mit einer erloschenen Kohle die Backen anstrich. Alle drei kriegten sie Hemden an, — die besten, welche im Dorfe aufzutreiben waren.

So ging es nun mit dem Holzschuhmann und dem Besenbinder durch's Thal hinaus nach Klingenmünster. Gleich beim ersten Hause fing der Jackel sein: „Holzschuh! Holzschuh! Wer will Holzschuh!" an zu rufen, der Hannsjörg schrie: „Bes'n! Bes'n! Kauft Bes'n!" und die Dreikönige stellten sich vor's Haus, drehten den Stern und sangen ihre Lieder. So ging es durch's ganze Dorf und die Schulkinder liefen herzu und wollten nicht in der Stube bleiben, da es hieß:

„Die Sternbuben sind da! Die Sternbuben sind da!"

Wohl wurden die kleinen Sänger oft beim Beginn ihrer Lieder an einem Hause abgewiesen, aber die meisten Leute im Ort reuete der Kreuzer nicht, den sie den armen, fast erfrornen Buben gaben, und manche reichten noch überdieß ein Stück Brod dazu zum Fenster heraus, oder riefen die Kleinen hinein, das Süpplein zu essen, das übrig blieb. Und im letzten Hause des Dorfes erbaten sich die Buben als Lohn für ihre Lieder nur, in der Stube warten zu dürfen, bis der Holzschuhmann und der Besenbinder kämen, was ihnen auch gewährt wurde. Als diese kamen und alle ihre Waare angebracht hatten, wurde der Brodsack und das Geldsäcklein geleert. Es war besser ausgefallen, als sie gehofft hatten, und da die Väter jetzt mit ihnen heimwollten, baten sie, das erlöste Geld und Brod nur mit heim zu nehmen, — sie aber wollten noch weiter hinab aufs Land gehen und ihre Lieder singen. Der Hannsjörg bestimmte auch endlich den Jackel, den Buben ihren Willen zu lassen.

So zogen nun die beiden Alten wieder auf ihr armes Dörflein, — die Dreikönige aber gingen weiter an der Klingbach hinab. Es fror sie, aber sie sprangen recht schnell auf dem Wege und kamen so auch besser vom Fleck. In allen Dörfern auf ihrem Wege sangen sie und aßen von dem Brode, das sie kriegten, und schliefen in den Ställen, Scheuern, oder auch hinter den Oefen auf den Spreusäcken bei mitleidigen Bauern. So kamen sie bis in die Dörfer am Rhein und kehrten wieder um, sich den Bergen ihrer Heimath zuwendend.

Es war ein recht kalter Tag, so einer, von dem man sagt, daß er Stock und Bein zusammenfrieren macht. Der Abend war hell und schön, und die Sonne war schon hinter den Bergen von Münster hinunter, aber immer noch lag der rosenlichte Glanz über der weißen, öden Fläche, welche die Ufer des Rheines bildet. Die drei Knaben schritten kräftig zu, denn sie hatten noch weit bis zum nächsten Dorfe, dessen Kirchthurm über den Schnee empor ragte und sein grünes Dach und funkelnden Knopf in die Abendluft reckte. Von den Bergen herüber zogen purpurne und feuerige Wolkenflocken über die stille Erde hin und der ganze westliche Himmel über den Bergen leuchtete in hellem Glanze. Da sagten die Sternbuben:

„Sieh, das Christkindlein backt!" (So sprechen die Kinder in der Pfalz, wenn um Weihnachten der Himmel in seiner Abendpracht steht.)

„Wenn wir nur im Dorfe wären!" sagte des Besenbinders Jürgle und nahm den Stern unter den Arm. „Ich friere arg!"

„Wollen wir hinüber an jene Mühle?" schlug des Holzschuhmachers Hannsel vor. „Sie ist viel näher und wir werden dort schon über Nacht bleiben dürfen für unser Liedlein!"

Und die Buben liefen auf die Mühle zu, die zwischen den leeren, entlaubten Erlenbäumen lag. Bald stunden sie auch alle drei am Thor und sangen:

„Es kommt ein Schiff geladen
Und bringt uns Gottes Sohn,
Den Herren voller Gnaden,
Auf seinem Ehrenthron!"

Da wurde das Fenster der Mühle aufgemacht und der Müller und sein kleines Töchterlein schauten heraus nach den Sängern. Die hatten geendet und fingen aber gleich wieder an:

„Und als wir kamen vor's Königs Haus,
Da schaute Herodes zum Fenster heraus!"

„Kommet her, ihr kleinen Kerl', und nehmt den Groschen!" rief der Müller jetzt herab.

„Wollt Ihr uns nicht lieber über Nacht behalten? Wir haben noch weit in's Dorf," sagte das Hannsel.

„So kommt herein, ihr armen erfrornen Kerlcher!" entgegnete der Müller und besänftigte die großen Hofhunde, die laut bellten. „Ihr könnt in der Mühlstube schlafen!"

Die Kleinen gingen in die Mühle, und der Müller kam heraus.

„Wo seid ihr her?" fragte er. „Der Sprach' nach aus dem Westrich!"

„Ja, von Lug im Gossersweiler Thal!"

„Von Lug? da bin ich auch her! Kommt nur jetzt herein und eßt mit zu Nacht! 's kann euch etwas Warmes gut thun!"

Und so aßen die Buben mit dem Müller und ließen sich's schmecken. Er aber erzählte, daß er auch als klein Bürschel mit Besen daheim fort wäre und nicht mehr heim gekommen sei, weil ihn der Erlenmüller in seine Mühle genommen hätte, bis er nachher dessen Tochter geheirathet hätte und jetzt der Müller selber sei. Da hatten es nun die kleinen Westricher so gut, wie sie es noch nie vorher hatten, kriegten sogar Wein zu trinken und Fleisch zu essen. Des Müllers Mädel aber hatte seine herzliche Freude an den Sternbuben mit den schönen Kappen, und sie mußten ihr wieder singen, bis sie in zwei gute warme Betten gelegt wurden. Den andern Tag, als sie wieder fort wollten, sagte der Müller:

„Morgen ist Weihnachten, und ihr könnt über die Feier-

tage bei mir bleiben, wenn ihr wollt. Heim kommt ihr doch heut' nicht mehr!"

Aber die Kleinen wären doch noch fortgegangen, wenn das blondhärige Mädel sie fortgelassen hätte. — sie wollten jetzt nur noch auf dem nächsten Dorfe singen und Abends in die Mühle zurückkehren, um den Christkindelsbaum der Kleinen mitanzusehen. Da ließ man sie denn gehen und nun sangen sie wieder im Dorfe vor den Häusern:

„Zu Bethlehem geboren
Da ist das Kindelein,
Zur Sühne auserkoren!
Gelobet muß es sein!"

Und wenn sie ihren Lohn empfangen hatten, so schwang des Hannsjörgs Jürgle den Stern, daß er sich im Kreisel drehte und die drei sangen wieder:

„Der Stern, der Stern soll 'rume gehn!
Wir wollen des Tag's noch weiter gehn:
Wohl Euch und Eueren Kindern!
Wohl Euch und Eueren G'sindern!"

Jetzt meinten die Sternbuben auch noch das nächste Dorf mitnehmen zu können, um recht viel Geld und Brod mit heim zu bringen, worauf sie sich schon freuten. Ihr bereits mit heiserer Stimme gesungenes:

„Gelobet muß es sein!
He ja! he ja!
Gelobet muß es sein!"

brachte wieder etwas ein, aber sie verspäteten sich auch so sehr, daß der Abend kam, als sie noch nicht einmal die Erlenmühle sahen, welche ihnen das Obdach für die Nacht gewähren sollte. Der Abend war bei weitem nicht so schön, als der gestrige, — Schneewolken standen am Himmel und der Wind strich über das öde Land, daß sie's ärger fror als gestern, obgleich heute Thauwetter eingefallen war. Sie kamen durch den Wald von Hatzenbühl, schaurig strich der Wind durch die Kiefern und rüttelte sie; der Buben Schuhe waren durchnäßt im thauenden hohen Schnee, und sie wußten nicht Steg noch Weg, der sie an die Mühle führen sollte an diesem düstern Weihnachtsabend.

„Wären wir nur daheim!" sagte des Peterle's Bastiänel halb weinend und zähneklappernd, denn er war der kleinste von den Dreien. „Daheim ist heut' Abend gut sein, — Ihr wißt ja, heut gehen die Geister um und in der zwölften Stunde, da — —"

„Sei nur ruhig Bastiänel, wir sind ja bei dir!" tröstete des Jackels Hannsel. „Das Jürgle kann hinter dir gehen, ich will voraus gehen, — fürcht' dich darum nicht! Wir werden bald bei dem guten Müller sein!"

„Ja!" meinte das Jürgle. „Laß mich vorausgehen, Hannsel, ich trag ja den Stern! Seht, ich freu mich schon auf die warme Stube und das Bett. Aber, heilige Maria und Joseph, was war das?"

„Wer da?" rief eine rauhe Stimme dicht vor ihnen, ohne daß sie Jemand in der fürchterlich dunkeln Nacht sehen konnten. Das Bastiänel schrie angstvoll auf, das Jürgle hielt den Stern vor, das Hannsel aber, als der hinterste, sagte:

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit!" antwortete die Stimme und ihr Besitzer kam näher. „Wer seid ihr denn, daß ihr in der Nacht in weißen Tüchern wie die Geister herumlauft? Hätt' ich meine Flinte nicht bei mir, müßt' ich noch die Gichter kriegt haben! Wer seid ihr?"

„Die Dreikönig'!" antwortete das Hannsel und fürchtete sich fast selbst, da es von einer Flinte hörte.

„Ah, die Sternbuben!" sagte der Mann, der entweder der Förster oder ein Wilddieb war und im Walde schlich, um sich vielleicht auf die Weihnachten einen Braten zu holen. „Was thut ihr denn in dieser Nacht im Walde?"

„Wir wollen auf die Erlenmühle und können sie nicht finden!" antwortete das Hannsel.

„Ist auch kein Wunder! Seht, da müßt ihr da den Steg hinab, der führt Euch aus dem Wald und dann könnt ihr das Licht aus den Fenstern der Mühle sehen. Da geht



ihr drauf los, haltet euch aber rechts, daß ihr nicht im Ried auf das sumpfichte Land gerathet. Also nur rechts! Behüt' euch Gott!"

Die Buben tappten im Dunkeln weiter und kamen bald aus dem Walde. Wirklich schimmerte helles Licht herüber, und sie konnten denken, daß des Müllers Töchterlein beim „Christkindelsbaum" sitze und sie erwarte. Jetzt sahen sie das Licht nicht mehr, gingen aber dennoch getröstet ihren Weg fort, einer dem andern nach. Da erblickten sie es wieder, aber weiter links, und sie sahen, daß sie sich zu sehr rechts gehalten hatten, — eiligst liefen sie darauf los, und das flimmernde Lichtlein konnte ihnen den Weg zeigen, wie den wirklichen heiligen drei Königen jener Stern der Schrift. Wenn es sie nur nicht irre leitet! — — — — —

„Wie die Nachtwisch' im Ried wieder tanzen!" sagte der Erlenmüller zu seiner Frau und beide sahen, sich bekreuzend, hinüber, wo Irrlichter mit bleichem Scheine durch die Nacht strichen. „Wenn die Geister in der heutigen Nacht so fröhlich sind, so gibt es wieder ein Unglück! Wo nur die Sternbuben bleiben? Unsere Kleine wird jetzt bald anfangen zu weinen, wenn sie nicht bald kommen, ihren Baum zu sehen und zu bewundern. Wenn den armen Kerlchern nur kein Unglück passirt ist in dieser finstern Nacht!" —

Die ganze heilige Nacht über war man in des Müllers Haus auf, aber die Sternbuben kamen nicht, — auch die Feiertage über ließen sie sich nicht mehr sehen und der Müller dachte: „Sie sind halt doch noch heim in's Westrich!"

Aber zu Lug, in dem kleinen Dorfe zwischen den Felsen des Wasgaues, war man bereits in großer Sorge über das Ausbleiben der Kinder. Die Väter und Mütter und die Geschwister warteten alle Tage bis tief in die Nacht auf die Ausbleibenden, die Geld und Brod bringen sollten, — bei jedem Rütteln des Windes an der Thüre glaubte man, sie kämen, — aber sie kamen nicht.

Da machten sich der Jackel und der Hannsjörg wieder mit Holzschuhen und Besen auf und gingen nach den Feiertagen hinaus in die Pfalz, — überall fragten sie nach den Sternbuben. So kamen sie auch in die Dörfer der Rheinebene nach Minderslachen und Hatzenbühl, wo sie noch am heiligen Abend gesungen hatten und von wo man sie den Weg in ihre Heimath einschlagen sah. Da wandten sich die armen Männer zurück, kamen nicht auf die Erlenmühle, und meinten, daß sie ihre Kinder daheim treffen würden. Und als dies nicht geschah, brachten sie Jammer und Trübsal in das arme Thal zurück. — — —

Das Frühjahr hatte heuer früh begonnen und warme, sonnige Tage kamen, da ging der Holzschuhmann Jackel wieder hinaus in die Pfalz. Er hatte eine große Tracht diesmal und kam bis in die Gegend von Hatzenbühl, als ihm im Walde dorten ein Mann begegnete, der mit einer Holzlast auf dem Rücken auf einem Baumstumpf ausruhte. Der Jackel setzte sich auch nieder.

„Ihr seid auch müd', Westricher!" sagte der Mann. „Man sieht's Euch an, und habt am End' nicht viel gelöst aus Eueren Holzschuhen, daß Ihr's Euch am Maul absparen müßt; denn Ihr seht grad nicht zum Besten aus. Ihr habt wohl heut' noch nicht viel über's Herz gebracht und habt Hunger?"

„Das wär's gerad' nicht, was mich bleich macht!" sagte der Jackel. „Aber seht, ich hab' mein lieb Hannsel verloren, das gute Kind, und das greift mir so an die G'sundheit."

„Nun, da muß man sich trösten und denken, der Herrgott hat das Kind zu lieb g'habt und hat's zu sich genommen."

„Das wohl, wenn man's nur gewiß wüßte! Wenn man nur sein Grab sehen könnte!"

„Wie so?" fragte der Mann, und der arme Jackel erzählte, wie sein Hannsel Dreikönig' mitgemacht und nicht mehr heimgekommen sei. Da horchte der Mann hoch auf, vertraute ihm dann an, daß er am heiligen Abend einen kleinen Strich durch den Wald gemacht habe und den Sternbuben begegnet sei, denen er den Weg zu der Erlenmühle gewiesen habe. Dahin eilte jetzt der arme Vater, als er aber am Ried vorbeikam, hörte er einige Knaben, die dort im Gesümpf Frösche fingen, laut aufschreien, daß er glaubte, um einem Unglück vorzubeugen, hineilen zu müssen. Aber es hatte das Geschrei der Buben andere Ursache, — sie deuteten auf einen Körper hin, der im Sumpfe stak, — es war ein Knabenleib, — o Gott! es war sein Hannsel! — — —

Dort lagen die Sternbuben einer hinter dem andern, das Jürgle noch mit dem Stern in der Hand, das Bastiänel mit dem Geldbeutelein, und das Hannsel mit dem Brodsack. Der Ort ihres Todes, später trocken gelegt, hieß seitdem die „Sternbubenwiese."

Der Frauenknecht, oder die Mordnacht zu Straßburg.

Der edle Schultheiß Zorn zu Straßburg hatte einen Knecht, den man nur den Frauenknecht hieß, weil er stadtkundig gar milden und weichen Gemüths war und in seinem Leben nie etwas sagte, was nicht zu Lob der schönen und holden Frauen und Jungfrauen der Stadt war. Wo nur ein Wink von seiner Frau erfolgte, so ging er durch's Feuer, und darum mußte er oft von seinem Herrn und Anderen großen Schimpf und grobe Reden ertragen, dieweil er sich nicht weigerte, seines Herrn Zorn auf sich zu laden, wo es nur im Wunsche der Hausfrau lag.

Damals nun im Jahre des Heils 1332, da der Herzog in Bayerland, Ludwig, deutscher Kaiser war, wurde wieder wie alljährlich die „Martsche" abgehalten. So hieß nämlich der 20ste des Monats Mai, an welchem seit langer Zeit immer Turniere und andere Kriegsspiele stattgefunden. Das war den schönen Frauen zu Straßburg große Augenweide, wie sich die muthigen Jünglinge in den Sand streckten und auf einander losfuhren, als wollten sie in großem Hunger einander gleich mit Haut und Haaren auffressen. Da wurde für manche Schöne eine Lanze gebrochen und das Straßburger Volk hatte große Lust daran. Dann wurde in's Tanzhaus gezogen und wer nicht ein Bein gebrochen, mochte da nach Herzenslust sein Lieb im hurtigen Reigen schwingen. Zum Beschluß der ganzen Feierlichkeit aber wurde im Hof der Ochsensteiner in der Brandgasse, so späterhin den Sturmen gehörte, die „Runtofel" gehalten, so genannt, weil an

runder Tafel Ritter und Frauen, Alles bunt durcheinander saß und weder Vorsitz noch Ehrenplatz geduldet werden durfte. Dahin nun kamen die Paare aus dem großen Tanzhause im Garten, auf daß sie sich in heiterer Weise, bei Wein und Minnesang erfreuen möchten und die Humpen wurden trefflich geschwungen und gar weidlich nach deutscher Männersitte getrunken. Aber es kam die Zeit, daß sich die Frauen sittig entfernten und der Edlen viele auf ihres Geschlechtes Trinkstuben gingen, — die Rosheimer auf die ihre und die Rebstock auf die ihre, jeder an seinen Ort. Von den Zornen aber und Mül'nheimern, den fürnehmsten Geschlechtern der Stadt, so sich nicht gar leiden mochten, waren die meisten da geblieben und zechten und tranken, als sei aller Hader vergessen, in lauter guter Lustbarkeit fort. — Aber jetzt ging es auf die leidige Politik los und der Zornen einer rief nach langem Hin- und Widerreden endlich:

„Mögen alle Schälke des Kaisers Feinde sein! Wir Zorne sind ehrliche Leute und sehen den als unsern Herrn und Kaiser an, so von den Churfürsten nach rechtens erwählt, also daß wir Herrn Ludwig in Treue hold bleiben wollen. Schälke und Schelme mögen anders thun!"

„Der Schalk und Schelm gebührt dir alleins!" rief der von Waffelnheim, ein Blutsverwandter der Mül'nheimer, und wollte die Schwerter nicht scheuen, so die Zorne an der Seite gehabt, wie denn auch diese, gleichsam zum Schlagen bereit, dicke Wämser und blaue Kegelhauben am Leibe hatten, weil es unter beiden fürnehmen Geschlechtern lange Jahre hindurch nichts denn Haß und Neid gab.

„Die Zorne sitzen wie die Spitzknechte und Gartner da! Sie sinnen auf Mord und Tod!" rief ein anderer derer von Mül'nheim. Da griff ihn ein Zorn am Arm, stieß ihn heftig und rief: „er wolle ihm die schelmischen Knochen zerreiben, wie einen faulen Apfel." Drob kamen die Mül'nheimer in großen Grimm, huben auch an zu stoßen und Gutes mit Besserem zu vergelten, bis einer der Zorne rief:

„Packt sie zusammen, die Buben, und werft sie auf die Straße!"

Darauf sich Alle umfaßten und umschlangen und in heftigem Handgemenge mit einander rangen.

Da kam auf des alten Schultheißen Begehr der Meister Hanns Sick, der jüngere, herbei und führte Bewaffnete mit sich, das Geschölle zu stillen. Bei hundert Mark Silbers Strafe und zehnjährigem Bann aus der Stadt gebot er Friede, — wohl zum hundertsten Mal erscholl sein Amtsruf:

„Trutze! Trutze! In unsers Gesetzes Namen! Trutze! Trutze!"

Aber seine Stimme wurde von dem Geschrei der Streitenden übertäubt und nicht gehört. Bereits hatten Reinbold Hüffelin und Jakob von Epfich die Wehr ergriffen:

„Schwerter heraus, Zorne! Schwerter heraus!" riefen sie beide, sich ihrer Wuth überlassend, und Reinbold Hüffelin schlug ohn' Erbarmen drein. Da traf ihn mit gewaltiger Wucht ein Lattenstück, daß er alsbald zusammenbrach, um nicht mehr aufzustehen.

„Der von Waffelnheim hat's gethan! Haut ihn nieder!" wurde geschrieen, während sich die Raufenden bereits schon außerhalb des Saales schlugen und bewaffnete Knechte beider Theile ihren Herren Schilde, Schlachtschwerter und Spitzmesser zutrugen. Da rief nochmals der Meister sein: „Trutze! Trutze!" und wollte von seiner Gewalt Gebrauch machen, aber zwei Edele — der von Kregelin und Hermann Wirich — faßten ihn frevelhafter Weise am Halskragen, ob er auch nach Recht und Gesetz selbst bei Geschöllen unverletzlich. Mitten in's Gedränge rissen sie ihn, um ihn von den ihm beigegebenen Stadtknechten zu trennen, — aber die Seinen wollten ihn schirmen, und er selbst schürzte sein Kleid auf und griff zum Schwerte.

Da kam daher Claus Zorn der Junge, des Schultheißen Sohn, hintennach sein alter Vater, um ihn abzuhalten. Freundlich ermahnte er den Sohn, ja bat ihn, zu bleiben und sich ferne zu halten. Aber nein, — der Junge antwortete in seiner Streitwuth:

„Es muß so sein; Niemand mag es mehr aufhalten, und „sa mir bockes smeis,"*) es gibt auch Leute, so Alles wollen!"

Schild und Schwert ergreifend, mischt er sich unter den tobenden Haufen, während der Meister Hanns Sick auf die dazumal zum Roßmarkt führende Brücke eilt. Aber was sollte er da mit aller seiner Amtswürde und Macht?! Die ganze Straße, der Markt und die Brücke war ein einziger Kampf- und Raufplatz geworden und im fürchterlichen Gewimmel erschollen schwere Flüche, entehrende Schimpfwörter, laute Schmerzesrufe und klirrender Waffenlärm. Mit Allem, was man erreichen konnte, schlug man um sich, Faustschläge und Tritte wurden ausgetheilt, mit Prügeln dreingeschlagen. Da verwundeten sich Einzelne mit wilden Schwertschlägen, dorten gaben sie sich Stiche mit Spieß und Lanze; Ritter und Junker, Herren und Knechte lagen da und dort in Haufen über einander und schlugen blindlings drein. Immer größer wurde der Haufe der Streitenden, denn gemeines Schimpfen hatte gegenseitig die Gemüther noch mehr vergiftet und diesen Ausbruch lang gehegten politischen Hasses zu einem so traurigen und schrecklichen gemacht. War doch einer der Blauhüte vor den Mühlstein gelaufen und hatte hinaufgerufen:

„Heraus, ihr schäbigen Hunde! Wo seid Ihr?" — —

Das Jammergeschrei der Frauen, so aus den Fenstern blickten, und das schreckliche Schauspiel im bleichen Mondenscheine genossen, erfüllte die Luft und mischte sich in den dumpfen Sturmruf der Münsterglocken. Da stund die Hausfrau Herrn Zorn's, des Schultheißen, auch am Erkerfenster ihres Hauses am Roßmarkt und sah mit jammernder Gebärde den Kampf der edeln Geschlechter. Der Frauenknecht war nicht aus dem Hause gewichen, denn er hatte keine Freude an Streit und Rauferei, und blieb lieber daheim, seiner Herrin gehorchend.

Da sah die edle Frau, wie in dichtem Knäuel etzliche der Kämpfenden hin- und herwogten, — von der Brücke auf den Markt und wieder zur Brücke. Mit gellendem Angstschrei hatte sie ihren Sohn, Claus Zorn, unter den Rasenden bemerkt und alsbald rief sie dem Frauenknecht zu:

*) Ein unanständiger, nicht wohl übersetzbarer Schwur.

„Mein getreuer Knecht, eile hinab und erhalte mir meinen Sohn!"

Und weil es die Frau befohlen, ging der Knecht, obgleich Claus Zorn, der junge, ihm nicht gewogen und seiner zum Oeftern mit Spott und Schimpf gedacht, also daß er den stolzen, hochgemutheten Junker nicht wohl leiden mochte. Aber dennoch ging er und kam auf den Markt und hielt sein Schwert in der Hand, wie die Anderen. Da sah er im Knäuel Claus Zorn wider den Waffelnheimer streiten, — Götsche Völtsche, der stolze Ritter, brach dorten im Tod zusammen unter den Streichen der Zorne, also daß der Waffelnheimer gar wüthend dreinschlug. Dieweil aber seiner Gegner zu viele, mußte er bis zu anderen seines Geschlechts weichen.

„Hei, der Mühlstein läuft davon!" rief Herr Claus Zorn und eilte nach, aber da stund der Waffelnheimer schon wieder, da seine Kehrseite gedeckt war und sprach:

„Komm her, du kleiner Grimm, — der Mühlstein soll dich zu Staub und Pulver zerreiben, wie den Hüffelin auch!"

Da sah der Frauenknecht, wie seiner Herrin Sohn hinaneilte und an den andern schlug — herzhaft und sonder Zagen; dieweil aber das ein alt' erprobt Schwert, mochte der Junker nichts ausrichten und ließ mit seinen Streichen nach, da er deren desto baß selber kriegte und bald ermattet dahin sank. Und eben wollte ihm der Waffelnheimer den Gnadenstreich geben, da sprang der Frauenknecht vor, fing den Hieb auf und schirmte den Junker, also daß sich der Mül'nheimer Wuth gen ihn wandt' und sie mit vereinten Streichen auf ihn einhieben. Jedoch der Frauenknecht hielt aus und deckte den Junker und wandte die letzte Kraft daran; und er wich nicht, ob auch sein Leib mit Wunden und Blut überdeckt war, denn seine Herrin hatte befohlen, ihres Sohnes Leben zu schirmen. So harrte er aus, bis Hülfe kam und der Waffelnheimer vor seinen Augen auf dem Roßmarkte zu vielen Stücken zerhackt wurde.

Da man aber des Kampfes müde, vom Hauen und Stechen abgelassen und die Parteien sich auf ihre Trinkstuben wandten, da waren der Verwundeten gar Viele. Neune von den Geschlechtern deckten erschlagen mit ihren blutigen Leichen die Wahlstatt, und der todten Knechte waren noch mehr. Da kamen die Verwandten, Frauen und Jungfrauen, Mütter, Schwestern und Bräute, nach ihren Lieben zu schauen. Auch der Schultheiß und seine jammernde Hausfrau suchten nach ihrem Sohne und mochten ihn nicht finden in der Nacht. Da trafen sie auf den Körper des Frauenknechts, — der war eine blutige Leiche und kein Lebenszeichen an ihm. Und als man den Todten aufhob, fand man den Junker unter ihm liegen, über und über mit Blut bedeckt. Jedoch lebte er und man trug ihn, dem günstigen Geschicke dankend, heim. Er war gerettet, dieweil der treue Frauenknecht die Stiche, so seinem Leibe galten, aufgefangen und noch im Tode ihn mit seinem Körper geschirmt hatte.

Das ist die Geschichte des Frauenknechts und der Straßburger Mordnacht, die zur Folge hatte, daß die Zünfte und Handwerker bei dem Regiment des Adels sich gar schlecht berathen erachteten, selbst die Regierung in die Hand nahmen, die Rechte des Adels schmälerten und die Stadt durch eigene Verwaltung zu ihrer höchsten Blüthe brachten; wie denn auch seitdem das Straßburger Stadtregiment größtentheils in den Händen der gemeinen Bürger und Zünfte geblieben. — —

Der Frauenknecht aber wurde mit in der Zorne Familiengruft gelegt, und sie ehrten sein Andenken im Tode, wie eines der Ihrigen, dieweil er den einzigen Sohn des Schultheißen so großmüthig am Leben erhalten.

Der seltsame Reiter von Hohensteg.

Drei Jahre, nachdem Kaiser Sigismund seinen stattlichen Besuch zu Straßburg abgestattet hatte, verbreitete sich in der Stadt eine Krankheit, so gar gefährlich war, ohne daß deren eigentliche Art und Charakter die Aerzte zu ermitteln im Stande waren. Häufig fand da Tod durch Schlagflüsse statt.

Damals lebte nun ein Herr von Westhausen, ein frommer braver Mann, so nur für der Stadt Wohl und ihrer gesammten Bürgerschaft Heil bedacht war; ihn erfüllte es mit großem Kummer, daß die Edelleute in der Stadt seit etlichen Jahren ein so hochfahrend, kecklich Wesen angenommen gen die gemeine Bürgerschaft und es derselben itzt vergelten wollten, daß seit der Mordnacht von 1332 das Stadtregiment in der Zunftgenossen Hände war. Drob erntete er Lob und Ruhm bei der Bürgerschaft, daß er so treulich bei dem Rechte hielt, Spott und Hohn aber von dem hochgemutheten Adel, so da fortfuhr in seinem Uebermuth gegen die Bürger und ihre Angehörigen. Dieweil der Rath nicht allzustrenge gegen die Edelleute verfahren wollte, wurden diese allweg trutziger, und der einzige, so es mit den Bürgern hielt, starb dazumal an selbiger Krankheit durch Schlagfluß.

Da geleitete ihn eine gar große Anzahl von den Zunftgenossen zu Grabe, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Also auch der Krämer Jost Bender, aus der Münstergasse, und hatte sich solcher in seinen Feyertagsrock und Hut gesteckt. Da er nun wieder heimging zu seinem Geschäft, begegnete ihm auf der Straße der Ritter Hanns Heinz Hüffel, so ihn kannte, und der war ein stolzer, hochmüthiger Mann.

„He da, Jost! Woher des Weges im feyertäglichen Gewand?" rief der Ritter den Krämer an.

„Wir haben den edeln Herrn Hanns von Westhausen zu Grabe geleitet heute, Herr Hüffel!"

„Ei, ist der todt? Man wird seiner nicht missen bei den Geschlechtern!"

„Da thut Ihr nicht wohl daran! Er war ein frommer, ehrlicher Herr! Die gesammte Bürgerschaft wird seiner lange in Ehren gedenken!"

„Deß mag er sich freuen! ha, ha! Ja, ein Leimsieder zu den Leimsiedern, das ist so der Brauch!"

„Herr Hanns war kein Leimsieder, Herr, und hat das Schwert so gut zu führen gewußt, wie Ihr! Denket nur an den Tag bei der Zollwarte auf der Rheinbrücke!"

„Was schwatzest du da, großmäuliger Geselle! Hanns Heinz Hüffel wollete es mit zwei solchen sittsamen Westhausen aufnehmen!"

„Izt, da er todt, möget Ihr das leichtlich sagen und kecklich Euch solches unterfangen, da er aber noch vor Eueren Augen gewandelt, mochtet Ihr schon Frieden mit ihm halten!“

„Beiß' dein Maul übereinander, schlimmer Krämer, oder es soll dir mit diesem meinem Eisen gestopft werden!“ fuhr jetzt der Ritter zornig heraus. Aber der Krämer ließ sich nicht so leichten Kaufs in's Bockshorn jagen, fürchtete sich nicht, dieweil er auch ein eisern Flederwischlein an der Seite hatte, und fuhr hämisch fort:

„Ja, die Todten ist gut schmähen! Und doch möget Ihr, Herr Ritter, izt dem Herrn Hanns von Westhausen in seiner Gruft nicht von Angesicht zu Angesicht stehen! Vielweniger das Maul also vollnehmen!“

Da war aber Jost Bender, der Krämer, schon mit zwei starken Fäusten also gepackt, daß er es nicht hindern mochte, da ihn Herr Hüffel aufhob und dergestalt auf die Straße setzte, daß ihm alle seine Eingeweide untereinander gemengt wurden. Und damit mußt sich der Krämer schon zufrieden geben und ging sonder Wort und Rede, da ihm der Edelmann bedeutete:

„So, izt pack' dich heim und zieh an Werkeltagen kein sonntäglich Kleid an, — es möcht' dir beschmutzt werden!“ —

Wohl war des Krämers Rock beschmutzt von dem unfreiwilligen Sitz auf dem Boden der Gasse, und in seinem Bauche sah es absonderlich aus, und die Schmerzen stiegen ihm zu Gemüthe. Es war auch Niemand sonst gerade in der Nähe, von dem er hätte Hülfe erwarten mögen, — derhalben ging er ruhig heim und Herr Hüffel auf die Trinkstube der Zorne, zum Hohensteg.

Dorten waren schon viele seines Geschlechts, auch von den Mülnheimern versammelt, denn jetzt hielten Alle zusammen und aller Familienhaß hörte auf, dieweil man einen gemeinschaftlichen Feind in der gemeinen Bürgerschaft sehen wollte.

Es wurde da weidlich gezecht und getrunken und der lustige Lärm war schon groß, gegen Abend hin, da es dunkelte. Schon den ganzen Tag war trübes Wetter gewesen und der Wind fuhr stürmisch über die Schornsteine und an den Häuserecken hin. Desto besser ließ sich's in der Stube trinken und fröhlich sein. Da trat Herr Hüffel ein, tief im Mantel gehüllt, — und er wurde mit Jubel empfangen, dieweil er ein trefflicher Kumpan beim Wein, obwohl er sonst stolz und hochmüthig war.

Und als er sich genugsam durch einen weidlichen Zug aus dem großen Pokal erlabt hatte, setzte er sich nieder und erzählte auch die Geschichte mit dem Krämer Jost Bender, den er auf die Straße gesetzt hatte, weil es gemeiniglich Sitte der Edelleute auf den Trinkstuben war, dergleichen praktizirte Stücklein zum Gespäß der Andern aufzutischen und heute Mehrere solche Streiche berichtet hatten. Alles lachte über den armen Krämer und die Rede kam auf den von Westhausen.

„Er ist todt, — laßt ihn todt sein!“ rief ein Junker vom Tische herüber.

„Ja, und die Bürgerschelme mit ihm!“ setzte ein anderer hinzu.

„Ein Schelm war er keiner!“ sagte Herr Zorn, der Lappe. „Ich sah ihn bei manchem Strauß als einen kühnmüthigen, tapfern Edelmann stehen!“

„Das ist wahr!“ rief ein anderer, ein Sohn des Wilm Knoblauch. „Das hat mir mein Vater zum Oefteren erzählt, und ich selber mochte dem alten Manne mit dem silbergrauen Barte viel zutrauen!“

„Ja, ich sah ihn dazumal, da der Bischof Friedrich mit der Stadt kriegte in der Krautenau groß Ding verrichten!“ rief ein alter Mann des Geschlechts von Mülnheim. „Da brannten und sengten die Feinde vor der Stadt und ihre Reisigen kamen über die Aue bis an das Thor angesprengt. Herr Hanns stund dorten mit Etzlichen andern, und da er wiederum zwei keckliche Reiter daher kommen sah, schwang er sich auf's Roß, rief den Seinen zu, sie möchten bleiben, und sprengte die Feinde an. Es waren zwei Böheimer des Königs Wenzel, so auch gegen die Stadt erbost war, und wohl gewandt in der Handhabung des Bogens und der Lanze. Schießt ihm auch einer den Pfeil da über's Auge, so ihm aber nur Blut kostete, und ehe sie sich's versahen, hängt Herr Hanns schon an ihnen und schlägt mit einem Streich den einen vom Roß, daß er in's Gras kollerte. Der andere gibt dem Westhausen einen greulichen Strich über den Backen, muß aber auch in's Gras beißen, und sein Rößlein fliegt herrenlos über die Au dahin, wo die zweitausend Lanzen unserer Feinde stehen. Herr Hanns reitet aber jetzt gemächlich durch die Au heim, und da des Bischofs Freunde in dicken Haufen herankommen und in die Stadt rennen wollen, werden ihnen die Köpfe trefflich zerschlagen! Drum bleibt es immerhin wahr, Herr Hanns war ein braver Edelmann und ein stattlicher Kämpe!“

„Wird's ihm auch Niemand nehmen wollen!“ entgegnete einer von Kageneck. „Aber daß er zu den Handwerkern und Krämern hielt, daß er des Bauernpacks Freundschaft suchte, das ist sein Mangel, darob ich ihm gram bin!“

Und ein Anderer hub, während jetzt draußen der Sturm immer gräulicher tobte und durch die Fensterritzen und das Kamin herab ganz ungeheuerlich pfiff, folgendermassen an, indem er zur Bekräftigung auf den Tisch schlug:

„Weiß wahrlich nicht, ob sein Lob größer, denn sein Schimpf. Ich wüßt etwas zu erzählen, und er müßt' aus dem Grabe erstehen, sich zu verantworten, wo ich hier an seine Unschuld glauben möchte!“

Kaum hatte der Edelmann solches gesagt, als ein heftiger Windstoß den Hohensteg in seinen Grundvesten erschütterte, zugleich die Thüre sparrenweit auffuhr — und hereinkam — — Herr Hanns von Westhausen, wie er leibte und lebte, mit dem ehrwürdigen weißen Barte, dem Hauskäpplein und Sammtkleide, so wie man ihn zu sehen gewohnt war, zu seinen Lebzeiten. Auch die Schramme überm Backen fehlte nicht. — Er ritt aber auf einem großen Geißbock, an dessen Hörnern er sich hielt, und blieb so etliche Sekunden unter der offenen Thüre mit seinem seltsamen Rosse halten.

Ein eisiger Schrecken hatte Alle erfaßt, — der Pokal, so gerade zum Trinken erhoben war, schwebte mit der erstarrten Hand des Zechers krampfhaft gehalten in der Luft, — mehrere waren im Schrecken von den Stühlen aufge-

sprungen, Andere in Ohnmacht unter die Bänke gesunken, unter diesen Herr Hanns Heinz Hüffel, so mit dem Krämer Jost Bender das sonderliche Zwiegespräch gehabt.

Jetzt wich die Erscheinung wieder aus dem Angesichte der greulich Erschreckten, Alles saß noch in Erstarrung da, bis die, so noch am meisten Fassung hatten, sich zu bekreuzen anhuben, und die Knechte hereineilten, um zu sehen, was die Ursache von dem Geklirre der Gläser sei, so bei dem Schrecken gebrochen worden.

Da mußten die Meisten krank nach Hause gebracht werden, — der, dessen Rede die Erscheinung herbeigerufen, war bereits am Schrecken gestorben. Die Chronik sagt sonderbarer Weise seinen Namen nicht, spricht aber von acht Edelleuten, so von den zwei und zwanzig Anwesenden, binnen wenigen Tagen in Folge jenes Schreckens mit Tod abgingen. Hanns Heinz Hüffel ist wohl nicht unter diesen Todten gewesen, da sein Name unter den Edelleuten genannt wird, so zwei Jahre später aus der Stadt gingen, und die „vereinigte Ritterschaft außerhalb Straßburg" bildeten, als welche sie, nach fortgesetztem Hader mit den Bürgern und nach dem kräftigen Entgegentreten des Raths, die Stadt arg befeindeten und viele Herren und Fürsten auf die Vaterstadt hetzten, ohne ihr sonderlichen Schaden zu bringen.

Der Krämer Jost Bender in der Münstergasse aber lächelte immer gar eigen und heimlich, wenn in seiner Gegenwart von der Geschichte gesprochen ward, und mochte wohl sagen:

„Es schadet den Geschlechtern nicht, wo sie von den Todten in ihrer Hoffart aufgesucht werden!"

Aug. Becker.

Das Fräulein von Planta.

O Treue, du schönes Wort!

Viele Wolken entschwinden, viele hundert Quellen verrieseln, die Schwalben zieh'n im Herbst von dannen, und viele tausend bleiben aus.

Viel tausend mehr Worte der Treue floßen in Zeit der Trennung — und verklangen und verhallten für ewig.

Dem Fräulein von Planta war's besser beschieden.

Wann der Rhein an Tamünz, Hohentrimbs und Oberems vorüber, gelangt er seines Pfades zu Feldberg und Weißberg, und in der Gegend ist derer von Planta alter Stammsitz.

Dasselbe Fräulein liebte einen Ritter und von Beiden geht eine hold wundersame Sage.

Einst machten sich viel Fürsten und Grafen zum heiligen Lande auf, bei denen war der Ritter, und nun ging es an's Scheiden von der Geliebten.

Wie nun die Zwei still kosend so dahin wandelten im Abendschein, kamen sie im Garten an einen alten Baum. D'ran ließen sie sich nieder, und das Fräulein bat den Ritter herzinnig um Treue. Die versprach er auf's Heiligste. Als er aber die versprochen hatte, flehte er um einen Kuß, den ersten — vielleicht den letzten!

Den mochte ihm das Fräulein nicht versagen, damit er nicht sonder Muth und Trost von dannen ziehe. D'rauf ruhten sie noch lange in seliger Umschlingung und sah'n sich an in Wonne, als wie träumend vom ersten Kuß heilig reinster, frommster Liebe.



Wie nun der Ritter fort war und das Fräulein von Planta in tiefer Schwermuth zurückblieb, kam eine Fee zu ihr und erlaubte ihr einen Wunsch. Deß besann sich Margarethe nicht lange und verlangte zu wissen, ob ihr der Ritter stets ergeben bleibe. Auf dieß gab ihr die Fee drei Lilien und sagte: so lange diese nicht welken, dürfe sie an des Geliebten Treue glauben. Das Fräulein nahm die Lilien voll Entzücken, versenkte sie in eine goldene Schale und wartete und pflegte sie auf's Beste. Die Lilien welkten nie, sondern standen in voller Blüthe und entsendeten würzigen Duft. Drob war das Fräulein im Herzen gar froh und selig.

Eines goldenen Abends ertönte Trommetenklang und da Margarethe hinaussah vom Erker, kam der Ritter mit seinen Reisigen daher aus dem Kriege im Morgenland, und bald trat er vor sie hin. Da begrüßte ihn Margarethe auf das Freudigste, rühmte seine Treue in herzinnig frohen Worten, erzählte ihm Alles, was vorgefallen war, holte die drei Lilien und bot sie ihm — daß er nun ihre Treue prüfe.

Als der Ritter die drei Lilien nahm, wurden sie ganz überirdisch schön und frisch, wie sie vorerst noch gar nie gewesen waren. Dann verschwanden sie ihm mit einem Male aus der Hand — denn die Fee hatte sie wieder zu sich genommen.

Da war des Ritters Treue erprobt, und die Treue des Fräuleins deßgleichen auf's Beste.

Berliner Geschichten.

Der Stock als Verräther.

Wer den alten Thurm des Berliner Rathhauses, an der Königs- und Spandauerstraßenecke, genauer betrachtet, wird auf der Seite, welche in der erstgenannten Straße steht, im ersten Stocke eine zugemauerte Thür entdecken, aus der in alten Tagen eine hölzerne Treppe hinab in die Königsstraße führte. Lange Zeit war hier der Haupteingang zum Rathhause, bis man dasselbe vergrößerte, die hölzerne Treppe, welche in der ohnedies hier sehr engen Königsstraße nur hinderlich wurde, fortnahm, die Thüre vermauerte und zwei andere Eingänge in beiden Straßen eröffnete. So gleichgiltig auch jene vermauerte Thüre dem Forscher nach alterthümlichen Merkwürdigkeiten erscheinen mag, so darf sie doch von uns nicht unbemerkt bleiben, da sich auf der hölzernen Treppe vor ihr etwas zugetragen, was damals ganz Berlin lebhaft interessirte.

Ein reicher Bäckermeister, — Namens Balthasar — der sich nach und nach durch ein künstliches Gewicht seiner Waaren, die dabei unmerklich kleiner wurden, ein hübsches Vermögen zusammengebacken hatte, ohne große Anstrengung dasselbe aber noch vergrößern wollte, verkaufte sein Geschäft, um fortan von dem damals schon sehr beliebten Wucher zu leben. Geld ging ihm über Alles, ein blankes Goldstück verdunkelte für ihn Sonne, Mond und Sterne an Gottes klarem Himmel; er hörte nichts als den Klang des verführerischen Metalls. Ja er war, wie es hieß, zu Allem fähig, wenn es galt, sich zu bereichern.

Lange Zeit trieb Balthasar sein Wesen mit vielem Glück, er lieh große Summen aus, welche die Unglücklichen, die in seinen Netzen saßen, doppelt und dreifach zurückzahlen mußten. Allein, wem er einmal geholfen, der kam gewiß nicht wieder. Halb Berlin wußte von seinem Erwerb, aber man hütete sich vor dem reichen Balthasar, und so trieb er ungestraft sein böses Handwerk fort. Als nun des Himmels Zorn sich nur gelind in Verminderung seiner Kundschaft aussprach, die Unglücklichen vor seinem Gelde flohen, und Balthasar von dem erwucherten eigenen Fette zehren mußte, — als an den so beliebten Zahlungstagen die güldenen Münzen ausblieben, und der Bäcker seinen großen eisernen Geldkasten öffnen mußte, wenn er sich an dem Anblicke des Goldes erfreuen wollte — da sann er auf andere Mittel, wie sein Mammon zu vermehren wäre.

Bald hatte er eines gefunden. „Lange genug, — so sprach er zu sich selbst — „lange genug haben Andere von meinem Gelde gelebt und mit ihm verdient, jetzt will ich auch einmal von Andern borgen und mit fremdem Gelde mir einen neuen Wohlstand gründen. Ich will zu billigen Zinsen ein Darlehen aufnehmen, für das mir irgend ein Nothleidender die doppelte Summe verschreibt, — vielleicht, daß fremdes Geld mehr Segen bringt.“ Er dachte wohl dabei an die Thränen, die sein eigenes der Armuth gekostet.

Sein erster Gang schon war von Erfolg; denn wer hätte dem reichen Balthasar ein Darlehen verweigert, da man es bei ihm vollkommen sicher wußte. Balthasar besuchte eines Tages den Bäckermeister — mit Namen Hermann — denselben, der ihm vor mehreren Jahren seine Bäckerei abgekauft hatte. Als der Meister — Hermann hatte bei Balthasar das Bäckerhandwerk erlernt, und später bei ihm sein Brod gefunden — zum ehemaligen Schüler in die Stube trat, und demselben sein Anliegen eröffnete, ihm bis übermorgen fünfzig Dukaten zu leihen, indem er gerade kein Geld im Hause habe, trug Hermann kein Bedenken, und gab willig, was Balthasar begehrte. Er wunderte sich keineswegs über den Antrag des reichen Meisters, denn es war ihm noch aus früherer Zeit bekannt, daß Balthasar nie Geld müßig liegen hatte; kein Wunder also, daß er dem sichern Manne vertraute, und ohne Unterpfand die fünfzig Vollwichtigen aufzählte. Balthasar dachte dabei schmunzelnd: „sind die Dukaten nur erst in meiner Gewalt, so werde ich sie nicht eher zurückzahlen, als es mir beliebt.“ So strich er das blanke Gold in die hohle Hand, und lachte über die Dummheit Hermann's, der auf die kurze Frist nicht einmal einen Schuldschein forderte. —

Als er nun zu Hause angekommen, in seinem heimlichen Kämmerlein die blanken Goldstücke nochmals einzeln durch seine zitternden Finger gleiten ließ, ward der Gedanke in ihm immer fester, die fünfzig Dukaten nie zurückzugeben. Schwer konnte ihm der Betrug nicht werden, und als er den Deckel der eisernen Geldkiste fest zuschlug, die jetzt um fünfzig Dukaten schwerer war, war sein Plan in ihm eben so fest. — Der Termin der Rückzahlung kam heran, doch Balthasar ließ sich nicht sehen. Der nächste Tag verging ebenso. Als auch der dritte verstrichen, und Balthasar sich weder sehen noch hören ließ, machte sich Hermann auf den Weg. Sein Schuldner konnte ja krank darnieder liegen. Balthasar aber war für seinen Gläubiger nicht zu Hause.

Am nächsten Morgen stand er schon mit dem Frühsten vor des Meisters Thür, doch diese war verschlossen und blieb es; denn wie er vom Nachbar erfuhr, war Balthasar seit gestern Abend verreiset. Wie sollte er sich des reichen Bäckers Betragen erklären? — Acht Tage lang peinigte ihn die Ungewißheit, bis er eines Morgens zufällig dem Meister begegnete. Dieser wollte erst gestern Abend von seiner Reise zurückgekehrt sein. Der ehrliche Hermann, der Alles für baare Münze nahm, befragte ihn ohne Argwohn nach seinem Befinden, der Reise, und endlich nach seinen fünfzig Dukaten. Wie aber staunte er, als Balthasar mit gleichgiltiger Miene sich einen so schlechten Scherz verbat. Es kam zu Erklärungen, die bald in einen heftigen Wortwechsel übergingen. Der Wucherer betheuerte, die fünfzig Dukaten zur bestimmten Zeit zurückgezahlt zu haben, und Hermann rief Gott zum Zeugen auf, daß er noch keinen rothen Heller erhalten. So hoch der Bäcker auch schwur, daß er sein Geld nicht zurück bekommen hätte, so blieb doch der Meister ruhig bei seiner Behauptung. Als nun aber Hermann über diese unerhörte Frechheit vergaß, daß sie auf der öffentlichen Straße waren, und in der größten Wuth seinen ehemaligen Lehrherrn einen Schuft und einen Betrüger hieß, da verlor Balthasar seinen hämischen Gleichmuth, und brach in die Worte aus, die viele Umstehende hörten: „Wie könnt Ihr mich eines Verbrechens zeihen, das ich wahrlich nicht zu begehen brauche, denn ich habe Geld vollauf, und achte

Eure fünfzig Dukaten wenig! Ich läugne nicht die Summe von Euch ohne Unterpfand empfangen zu haben, aber ich habe sie, wie ein ehrlicher Mann, zur bestimmten Zeit auch an Euch zurück gebracht. Warum bestreitet Ihr das, da ich das Geld doch an Euch selbst gegeben habe? O seht ihr Bürger," schrie er lauter, „solch ein junges Blut und schon so frech im Läugnen! Der Bube ist nicht werth, daß ihn Gottes Sonne bescheint. Er ist der Betrüger, und wo er mir nicht das Gegentheil beweisen kann, so soll er an den reichen Meister Balthasar denken, so lange er lebt!" — Mit diesen Worten schritt er frech und zornig durch den Volkshaufen, welcher sich derweil um die Streitenden gebildet hatte. Hermann stand wie vom Donner gerührt und sah stumm hinter dem Betrüger her.

Solche Frechheit hatte sein argloser Sinn nicht erwartet! Viele unter dem herbeigelaufenen Volke, die den Wucherer besser kannten, murrten laut, aber Keiner hatte das Herz, dem jungen Meister gegen den reichen Bürger beizustehen.

Als Hermann am Abende traurig in seiner Werkstätte saß, und an die schönen blanken Dukaten zurückdachte, die er sich zu einem Hauskauf sauer erspart hatte, da kochte in ihm auf's Neue die Wuth auf, und er war bald fest entschlossen, sich morgen vor Gericht nicht, wie heut auf der Straße, von dem Gauner verblüffen zu lassen.

Am nächsten Morgen war er der Erste auf dem Rathhause. Als der Rath seine Klage vornahm, schüttelte er den Kopf, klingelte und Balthasar, der wohlbekannte Bürger und Meister, aber auch der wohlbekannte Wucherer, wurde in herkömmlicher Weise von sonst, die keine lange Vorladungen liebte, durch den Gerichtsboten auf's Rathhaus geholt.

Balthasar hatte längst berechnet, wie Alles kommen mußte, er kannte den Gang der Gerichte, er wußte, was seiner wartete, er wußte aber auch, daß er nicht der Mann war, dem man mit so schlichtem und geradem Verfahren wieder entreißen konnte, was er auf so schlauen und krummen Wegen erbeutet hatte.

Seine Gesellen wollten bemerkt haben, wie er am vergangenen Abende sein dickes spanisches Rohr, einen Stock, den zu jener Zeit viele reiche Leute zu tragen pflegten, mit lächelnder Miene wohlgefällig betrachtet, und dann dasselbe mit sich in die Schlafkammer genommen, die er hinter sich verschlossen. Ein Lehrbursche aber, der besonders neugierig, hatte später an der Thüre gelauscht, und den Meister sägen und hämmern hören, auch das Klimpern mit Goldstücken deutlich vernommen, endlich sogar durch das Schlüsselloch mit angesehen, wie Balthasar über einem Kohlenfeuer in seiner Kammer etwas geschmolzen. Niemand wußte seine nächtliche Arbeit bei verschlossenen Thüren zu deuten. Als aber andern Tags der Bote vom Rathhause bei ihm eintrat, weigerte sich Balthasar durchaus nicht, der Aufforderung des Raths sogleich Genüge zu leisten, nahm ganz unbefangen seinen Hut und das spanische Rohr, das wieder an der Wand stand, und folgte seinem Führer. — Unterdessen hatten sich viele Bürger auf dem Rathhause eingefunden, welche sämmtlich die beiden Bäcker genau kannten, Theil an ihrer Sache nahmen und begierig waren, zu hören, ob Wucherer Balthasar nicht wieder einen neuen Schurkenstreich verübt habe. Als dieser aber mit ganz gleichgiltigem Gesichte unbefangen in die Schranken des großen Saales trat, wunderten sie sich nicht wenig, und Hermann, der mit reinem Gewissen dastand, schauderte selbst über die Unverschämtheit. Alles ward still. Ein Rath hatte die Sache der beiden Streitenden, mit allen Umständen, zu Protokoll genommen. Hermann bestätigte die Relation; doch Balthasar betheuerte wie zuvor die Rückzahlung des Geldes, und pochte immer fort mit allen Zeichen ehrlicher Entrüstung: „Ich will's beschwören, ich will's beschwören, so wahr mir Gott helfe zur ewigen Seligkeit."

Der junge Meister ward nun auch hitzig, und rief: „So soll er's beschwören, so soll er's beschwören, laßt ihn schwören, wenn er's kann!" Er dachte, einen falschen Eid, der ihn um seine Seligkeit bringt, wird doch der Meister um fünfzig Dukaten nicht leisten! Die Menge schwieg, die Räthe nickten und endlich hub einer, nach Erwägung mit seinen Collegen an: „Sintemal Kläger dem Beklagten einen Eid de non soluta pecunia zugeschrieben, selbiger aber bemeldeten Eid, durch seine Erklärung schwören zu wollen, acceptiret, so habt Ihr Meister Balthasar den Eid darauf abzulegen, daß Ihr dem Bäcker Hermann richtig und gewissenhaft die geliehenen fünfzig Dukaten zurückgegeben habt."

Jetzt entstand unter dem anwesenden Volke ein leises Geräusch, denn Jedermann glaubte, Balthasar würde den Eid doch nicht leisten können und seine Schuld gestehen, — an einen Meineid wagte Keiner zu denken, — aber der Betrüger nickte ruhig mit dem Kopfe und sprach: „Nehmt mir den Eid ab." Er reichte dem heran getretenen Hermann seinen Hut und Stock hin mit den Worten: „Haltet doch Eurem alten Meister aus Gefälligkeit nur einen Augenblick sein spanisches Rohr." — Hermann wußte nicht, wie ihm geschah, er nahm Hut und Stock aus des Bäckers Händen, und dieser sprach nun mit der heitersten Miene die Eidesformel nach. Als er mit den Worten: „So wahr mir Gott helfe, durch Jesum Christum zur ewigen Seligkeit — Amen" endete, da erfaßte die Anwesenden ein heimliches Grauen, die Mehrzahl war fest überzeugt, daß sie einen Meineid gehört hatte. Balthasar nahm, freundlich dankend, Hut und Stock dem in Gedanken versunkenen Kläger ab; der Rath erkannte den reichen Bäcker für unschuldig, und der arme Hermann wurde mit seiner Klage zurückgewiesen.

Die Sache war beendet und das Volk strömte murrend und unzufrieden dem Ausgange zu. Jedermann hatte seine Augen auf die beiden Bäcker gerichtet, die still neben einander hergingen. Balthasar, nicht zufrieden mit dem Anerkenntniß seiner Unschuld von Seite des Gerichtes, bemerkte gar wohl die Unzufriedenheit unter Hermanns Freunden, und schnell beschloß er bei sich, seinen Ankläger noch mehr zu kränken. Auf der hölzernen Treppe vor der Thüre des Rathhauses angekommen, blieb er einen Augenblick stehen, und indem er sein gewichtiges spanisches Rohr drohend gegen Hermann erhob, schrie er heftig: „Ihr sollt nicht ungestraft meinen Ruf gefährdet haben — Euer Verdacht hat mich um meine Ehre gebracht, die Ihr mir theuer zahlen sollt! Nur wer

als Betrüger handelt, konnte Betrug von mir erwarten!" — Solch eine Rede nach so schwerer Kränkung ließ der ehrliche Hermann sich nicht ruhig bieten. Mehrere gute Freunde standen ihm zur Seite, auf die er im Nothfall rechnen konnte. Mit den Worten: „Meineidiger Hund!" wollte er den Wucherer die Treppe hinab stürzen, dieser aber hatte



einen festen Stand gefaßt, und wehrte sich tapfer, indem er den andringenden Hermann mit seinem spanischen Rohre mit aller Kraft über den Rücken schlug. — Der Schlag war so stark, daß das Rohr auseinander spaltete, und klimpernd rollten Goldstücke auf das Steinpflaster hinab, in denen man eingeschmolzene Dukaten erkannte. Er hatte buchstäblich die fünfzig Dukaten, ehe er schwur, dem Kläger in die Hand gegeben. — Der Streit der beiden Bäcker wurde jetzt Sache des Volkes, Balthasar's elender Kunstgriff war plötzlich vor Aller Augen klar geworden, die Zahl der Zuschauer mehrte sich mit jedem Augenblicke; Jeder sah, hörte und schimpfte über den Betrug des reichen Wucherers, und während die Jugend sich um die Goldstücke riß, drang das empörte Volk auf den entlarvten Balthasar ein, den jetzt die Rathswache kaum mehr schützen konnte.

Balthasar, des Himmels Zorn fürchtend, der sich so göttlich hier geoffenbart hatte, gestand seinen Betrug ein und bot vieles Geld, wenn man ihm verzeihen und die Geschichte vergessen wollte. Der ehrliche Hermann verzieh ihm zwar, da Jener Reue über sein Verbrechen zu empfinden schien; das Gericht aber war mit der Reue allein nicht zufrieden, sondern verurtheilte den Bäcker Balthasar, außer reichlicher Wiedererstattung, Zeit seines Lebens eine seidene Schnur um den Hals zu tragen, welche die Stelle eines Strickes vertrat, und nach der der Scharfrichter von Berlin jährlich einmal von Amtswegen sehen mußte, für welchen Dienst ihm der Bäcker jedesmal fünfzig Gulden auszubezahlen hatte.

Der Neidkopf.

Wer das Haus Nr. 38 in der heiligen Geiststraße mit seinem wunderlichen Abzeichen selbst noch nicht sah, der hat doch gewiß von seinem Namen: „der Neidkopf" gehört, den es seit jener Zeit führt, wo in Berlin noch keine Hausnummern existirten, sondern jedes Haus seine besondere Benennung hatte. Die Tradition erzählt folgende nicht uninteressante Anekdote, für deren Wahrheit sich viele alte Leute Berlin's verbürgen wollen.

König Friedrich Wilhelm I., der während seiner Regierung von 1713 bis 1740 sehr viel zur Erweiterung und Verschönerung von Berlin that, fand ein großes Vergnügen darin, das Leben und Treiben einzelner Bürger im Stillen zu beobachten. In einfacher Kleidung schlich er oft unerkannt durch die Straßen, warf einen prüfenden Blick in die Fabriken, trat nicht selten in die Werkstätte armer Handwerker, ließ sich mit diesen in eine Unterhaltung ein, und ergötzte sich an den drolligen Antworten der arbeitsamen Bürger. Auf solchen Wanderungen war ihm schon mehrere Male die Thätigkeit eines Goldschmids aufgefallen, welcher in dem oben genannten Hause, das damals einer ärmlichen Hütte glich, und in sehr baufälligem Zustande war, gar eifrig mit seiner Kunst sich beschäftigte. Seine Werkstätte war im untern Stock, und da er an heißen Sommertagen bei offenem Fenster zu arbeiten pflegte, hatte ihn der König, der eines Tages mit besonders guter Laune zu ihm in die ärmliche Stube trat, leicht beobachten können. Sämmtliche Läden in der Straße waren schon geschlossen, denn die Zeit des Feierabends hatte längst begonnen, um so mehr mußte also die Thätigkeit des Goldschmids dem König auffallen. Einen Augenblick stutzte der fleißige Mann über den unerwarteten hohen Besuch, doch da er die sonderbare Laune seines Monarchen kannte, faßte er sich bald und beantwortete mit vieler Dreistigkeit die Fragen des Königs, der sich nach allen seinen Umständen erkundigte. Mit jedem Worte schwand mehr und mehr seine Schüchternheit, und von des Königs freundlichen Mienen ermuntert, erzählte er offen, wie sehr die Armuth ihn drücke, und wie er oft Arbeit zurückweisen müsse, weil er aus Mangel an baarem Gelde die nöthigsten Auslagen für Gold und Silber nicht bestreiten könne. Dem Könige gefiel die Offenheit des ehrlichen Mannes, und er bestellte bei ihm ein goldenes Service, zu welchem ihm das nöthige Metall aus der Schatzkammer geliefert werden sollte. (Dieß goldene Service soll noch bis zum Jahre 1807 im Gebrauche des königlichen Hauses gewesen sein.)

Der glückliche Goldschmid war nun noch fleißiger als zuvor, rasch ging die Arbeit von statten, die sauber und geschmackvoll, einen Beweis von des Meisters Kunstfertigkeit gab. Der König besuchte ihn öfters, sah nach gewohnter Weise dem geschickten Arbeiter zu und freute sich über die nahe Vollendung des bestellten Kunstwerks. Eines Tages, als der König sich eben auch in der Werkstätte befand, bemerkte er an den Fenstern des gegenüber liegenden Hauses zwei weibliche Personen, welche dem fleißigen Goldschmid, der dicht an seinem Fenster arbeitete, sobald er nur aufsah, gar abscheuliche Gebehrden vormachten und widerliche Gesichter dazu schnitten. Der König, über eine so sonderbare Nachbarschaft sich verwundernd, erkundigte sich nach den Grimassiers gegenüber, und erfuhr, daß es Frau und Tochter eines reichen Goldschmids waren, welche aus Neid und Aerger über die Gnade, die er dem armen Kunstgenossen zu Theil werden ließ, auf eine so wunderliche Weise ihre Wuth zu erkennen gaben.

Unser Goldschmid, von seinem hohen Gönner aufgefordert, erzählte jetzt auch, wie die bösen Weiber, bald Xantippen, bald Medusen gleich, ihn gar oft in seiner Arbeit gestört hätten, und wie er einstmals nicht unterlassen können unter den Arabesken einer Bratenschüssel eine ihrer Fratzen zu verewigen. Der König beschloß bei sich, den kleinlichen Brodneid des reichen Goldarbeiters ebenso zu bestrafen, wie er den Fleiß seines armen Günstlings belohnt hatte. Nachdem die bestellte Arbeit vollendet war, und das neue goldene Service bereits im königlichen Speisesaal prangte, befahl der gütige Monarch seinem Schützling, die Wohnung in der heiligen Geiststraße zu räumen, indem er ihm eine andere, einstweilen gemiethete, anweisen ließ. Auf des Königs Kosten wurde hierauf das alte baufällige Haus niedergerissen, und dafür das jetzt noch stehende errichtet, an welchem sich zwischen der zweiten und dritten Etage, gerade in der Mitte der Fronte, in einer Nische ein weiblicher Kopf in Lebensgröße befindet, dessen Angesicht gar scheußlich verzerrt ist; statt der Haare winden sich Schlangen um das Haupt, und der Mund streckt seine Zunge gierig nach dem gegenüber liegenden Hause aus. Dieses Zerrbild, ähnlich einem Medusenhaupte, welches ein Spiegel für die neidischen Weiber des reichen Goldarbeiters sein sollte, wird noch jetzt der Neidkopf genannt.

Ob das Abzeichen fortbestehen muß, ist nicht bekannt; jedoch hat man es bei dem mehrmaligen Abputzen des Hauses stehen lassen, und immer mit renovirt.

Die Krone von Ungarn.

Wie Herzog Otto die Krone von Ungarn gewann.

Seiner Zeit regierte zu Landshut der Herzog Otto. Dessen Gemahlin lebte nicht mehr, sein Sinn ging dahin, nicht mehr in die Ehe zu treten, und das Liebste war ihm, von einer Königskrone zu träumen.

Mittlerweil zählte man nach Christus das Jahr 1300. Da starb König Andreas von Ungarn. Da erwählten nun die Ungarn den jungen Wenzel von Böheim, — den schickte ihnen sein Vater, der auch Wenzel hieß, nicht allzugerne, — und zu Stuhlweißenburg war die Krönung. — Also schien die Sache abgethan.

Es währte aber nicht lange, so ging Alles schief, den Einen war der Wenzel zu jung, Andere wußten wieder was Anderes, kurz es kam so weit, daß der alte Wenzel mit einer mächtigen Heerschaar daherkam und seinen Sohn heimholte. Die ungarische Krone aber nahm er auch mit. Hatten demnach die Ungarn keinen König und nicht einmal eine Krone — sondern die war zu Prag im Böhmischen auf dem Hradschin.

Ueber dieß gingen die Ungarn her, erinnerten sich, daß Herzog Otto's Mutter eine Königstochter aus Ungarn gewesen sei, wählten ihn zum König, und da kein Mensch und er auch nicht daran dachte, bekam er urplötzlich und ganz insgeheim Botschaft.

Deß war er weiter nicht wenig froh, fragte aber sogleich, ob sie die Krone wieder hätten. Da nun die Gesandten nein sagten, entbot er besten Gruß, ließ zurücksagen, er nehme das Reich an, und sobald er die Krone habe, wolle er kommen.

Drauf ritten die Ungarischen heim, der Otto aber machte sich auch bald auf, ritt gen Eger und von da weiter gen Prag und über die Moldaubrücke zum Hradschin hinauf.

Als er ankam, war der König Wenzel krank und sehr niedergeschlagen, empfing aber den Herzog Otto gar mild und klagte über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und aller Größe. Sagte auch, ihm könne nichts mehr ein Lächeln abgewinnen — und nur Eines freue ihn, daß er den Ungarn ihre Krone entführt habe.

Wie sie so davon sprachen, sagte Herzog Otto: „Ei, so laßt mich die Krone doch sehen! Sonst glaub' ich nimmer, daß Ihr sie besitzt!"

„Gewiß hab' ich sie!" entgegnete König Wenzel. „Du, ehemaliger König von Ungarland, zeig' ihm einmal die Krone!"

Auf die Worte hin ging der junge Wenzel an einen braunen Schrank und holte das Kleinod.

„Also die ist's?" sagte Herzog Otto. Dabei nahm er sie und setzte sie auf das Haupt. „Die sitzt mir ganz gut," fuhr er fort, „wie lange wollt Ihr sie denn noch behalten?"

„Bis Einer kömmt, der mir recht ist," versetzte König Wenzel.

„Ja, wenn Ihr aber so bald sterben wollt," sagte Otto, „da müßte schon bald der Rechte kommen! Wißt Ihr was? Gebt sie mir! Ihr habt mich ja so zum Vormund Eueres Sohnes erwählt, jetzt geht's in Einem hin — ich will sie gut versorgen!"

„Was fällt Euch bei!" sprach König Wenzel. „Und was nützte Euch die Krone ohne Reich?! Ihr werdet doch nie König von Ungarn."

„Freilich nicht" — entgegnete Otto, „weil ich's schon bin."

Auf die Worte setzte sich der König Wenzel im Bett auf und fing an laut zu lachen.

Herzog Otto aber stand überaus königlich da und sagte: „Die Krone ist mein — und wenn sie mir Gott nicht mehr nimmt, der Wenzel von Böheim nimmt sie mir gewiß nimmer.“ Dazu reichte er ihm den Brief aus Ungarn.

Wie der Wenzel den Brief sah, setzte er beim Lesen erst den einen Fuß, dann den andern vom Pfühl — dann erhob er sich, umarmte den Herzog Otto und rief: „So mögt Ihr sie behalten! Ich habe sie entführt — wie gewonnen, so zerronnen! Habt Acht, daß es Euch nicht eben so ergeht!“ Dabei glänzte er aber im ganzen Gesichte vor Freude, befand sich um Vieles schon besser — und als Herzog Otto mit der Krone über die Moldauer-Brücke heimritt, war Herr Wenzel so gesund, daß er noch etliche Jahre lebte. —

Wie Herzog Otto die ungarische Krone verlor und wieder fand.

Wer sich in Kurzem gen Ungarn aufmachte, war der Herzog Otto. Daß er die Krone wieder gewonnen habe, war dort schon bekannt, der Jubel unglaublich groß, als er ankam, Otto aber wurde gen Stuhlweißenburg geleitet — dort salbten ihn der Bischof von Vesprim und der von Chonad.

Nach der Krönung ward ein herrliches Bankett gehalten, an Ritterspielen fehlte es auch nicht, war Jedem ganz lustig und wohl zu Muth — sonderlich dem Otto — und da Alles vorüber war, machte sich Der auf und kam nach Ofen. Daselbst ritt er mit großem Gefolge, im Ornat und auf dem Haupte die ungarische Königskrone, durch die Straßen, damit Jedermann sehen könne, daß es die rechte Krone sei. Es erkannte sie auch Jeder, und gab es ein unbändiges Freudengeschrei.

Auf dieß hin beschloß König Otto, sich in anderen Städten und Flecken gleichfalls zu zeigen, sagte aber Niemand, daß er die Krone mitnehme. Er ließ sich deßhalb ein unscheinbares, ledernes Gehäuse machen, dahinein verbarg er sie, und als er von Ofen austritt, gab er das Gehäus seinem Kammerdiener Pulky, der noch mehr am Sattel hängen hatte. Also hing der, unwissend, was Kostbares er führe, das Gehäus auch noch hinzu.

Wie nun der Zug so in's Land ritt, ward urplötzlich das Band am Gehäuse los, daß es auf die Landstraße fiel, daselbst liegen blieb, und obschon der Pulky nicht der Letzte war, so merkten Die hinter ihm doch nichts. — Wie's eben sein will! Drauf ritten sie Alle noch drei Stunden weit, bis sie in einem großen Dorf ankamen. Dort jauchzten die Bauern, daß sie ihren König sähen, und baten ihn, daß er die Krone aufsetze.

Da ließ sich Otto gerne bewegen und sagte zum Pulky: „Gib mir einmal das lederne Gehäus — darin ist die Krone verborgen.“

Als nun der Pulky voll Staunen zu seinem Roß eilte — meinte er, es treffe ihn der Blitz — denn das lederne Gehäus war verschwunden.

Was weiter, mag Jeder ermessen — sonderlich wie dem Otto selber zu Muth war!

Die Bauern aber schrieen unglaublich und hätten den Pulky sogleich aufgehängt, wäre der König nicht in's Mittel getreten. Drauf schwang er sich schnell auf das Roß und jagte zurück, woher er gekommen, die verlorene Krone zu suchen. Der Bauern setzten ihm ein Dutzend nach — die Anderen aber blieben bei Pulky, der schon den Strick um den Hals hatte, und beschloßen, ihm das Leben zu schenken, wenn des Königs Ritt Erfolg hätte; wo nicht, müßte er am nächsten Aste baumeln.

Der König und die Bauern ritten demnach auf der Landstraße. Viele zu Fuß und Roß kamen ihnen entgegen, es hatte Keiner was gesehen und gefunden. Also weiter und weiter eine Stunde — zwei — drei Stunden — stets neue Wanderer und stets keine Krone!

Da sah der König mit einemmal etwas. Ein abentheuerliches Weiblein stand auf der Landstraße, das beugte sich eben, was aufzuheben. Rasch sprang der König vom Roß und rief: „Laßt das, denn es ist mein!“

Das Weiblein aber ließ sich nicht irren, hob das lederne Gehäuse auf und sagte: „Das könnte Jeder behaupten. Ich hab es gefunden, und eh' Ihr mir sagt, was darin ist, glaub' ich Euch nicht! Wer weiß, kann ich's selber brauchen!“

„Nie und nimmer, das schwör' ich Euch!“ rief Otto. „Mir aber ist es unerläßlich! Wie hoch schlagt Ihr den Fund an — mein Knecht hat den Säckel verloren!“

„Euer Knecht?“ entgegnete Jene. „Da wird der Werth so hoch nicht sein. Gilt er Euch einen Andreasthaler?“

„Das wär' eine schlimme Weissagung!“ rief Otto, leicht bestürzt. „Da, empfangt fünfzig Goldstücke!“ Drauf nahm er das Gehäuse, stieg in den Bügel — „weißt du, was du in der Hand trugst? Es war die Krone von Ungarn — und ich bin der König Otto!“

Damit sprengte er zurück, die Bauern hinter ihm drein.

Als sie am Dorf ankamen, riefen die Letzten: „Nicht, nicht!“ Damit wollten sie Denen im Dorfe abwehren, den Pulky schon nächst einem Baume erblickend, und ringsum bei lodernden Fackeln wilder Genossen drohende Geberde. Die aber meinten, die Krone sei nicht gefunden und wollten dem Pulky eben den Garaus machen, als der König daherbrauste, das gefundene Kleinod hoch in der Hand.

Nun wurde der Pulky frei. Der König setzte die Krone auf das Haupt und ein mächtiges Jubelgeschrei erhob sich.

Als es wieder ruhig ward, winkte der König seinem Diener und sagte: „Pulky, dir sei vergeben, dein Schrecken sei deine Strafe. Du hast mehr Sorgen gehabt, als ein Mensch je gehabt und haben wird!“

„So ist es, hoher Herr,“ erwiederte Pulky mit edlem Freimuth. — „Einer ausgenommen — der seid Ihr selbst! Meine Sorgen sind zu Ende — die Eueren aber nicht! Mir bebte das Herz, nicht ahnend, was ich am Sattel habe — wie muß Euch in Stürmen des Schicksals zu Muth sein, der Ihr wißt, was Ihr besitzt!“

Wie Herzog Otto die Krone von Ungarn selbst zurückgibt, und was er dafür heim bringt.

Zu Breslau lebte zu der Zeit Herzog Heinrich von Glogau. Der hatte eine wunderschöne Tochter und mit der

war er früher zu Landshut gewesen. Da sah sie den Herzog Otto und hätte ihn gern zum Gemahl gewonnen. Das entdeckte ihr Vater wohl; als er aber bei Herzog Otto anzubinden meinte, brach der kurz ab und sagte: „Wenn Eine, so wär's Euere Agnes. Ich aber will frei sein, und wer ein Weib nimmt, der ist gebunden und gefesselt. Mich soll da Keine gewinnen!“

Mittlerweil nun Herzog Heinrich und Agnes wieder zu Breslau lebten, traf das zu, was das abentheuerliche Weiblein auf der Landstraße und der Pulky gesprochen. Denn Otto's Ansehen sank vor wilder Leidenschaft des Volkes und Sorgen stellten sich unzählige ein. Wohl zeigte er sich als einen rechten Mann und König — aber es war des Himmels Wille, daß seine Macht ende. Das dachte er gleichwohl nicht so nahe — und bewahrte die Krone in einem Thurme, wo sie Niemand ahnte.

Also war die Krone gefangen. Es währte aber nicht lange, so erging es dem Otto nicht besser! Denn über einige Zeit ritt er nach Siebenbürgen, da fielen die Seinen von ihm ab, er selbst aber ward ergriffen und ebenfalls in's Gefängniß geworfen. Drin mußte er schier drei Jahre weilen. Denn nimmer wollte er sagen, wo die Krone von Ungarn sei — und nur dafür war ihm die Freiheit versprochen.

Da saß er einst recht nachdenklich im Gefängniß. Mit einemmal trat Herzog Heinrich von Glogau herein.

Dem gab er ein freudiges Willkommen — und erfuhr, der König Wenzel sei gestorben. Dabei kamen sie auf die Krone zu sprechen und wie Wenzel den Otto gewarnt habe. Herzog Otto aber klagte über seine Gefangenschaft.

Drauf sagte Herzog Heinrich spottend: „Ei Ihr täuscht Euch! Wie könnt Ihr denn gefangen und in Fesseln sein?! Ihr habt ja kein Gesponse — und nur Der ist gebunden, so ein liebend Weib sein nennt!“

Ueber diese Worte erglühten Otto's Wangen, und er sagte: „Nun trüg' ich freilich die Fesseln der Ehe gern — aber es ist zu spät!“

„Nimmer, so Ihr wollt!“ rief Herzog Heinrich. „Sagt, wo die Krone von Ungarn ist, so seid Ihr frei — und weil Ihr einem Kleinod entsagt, das Ihr so sehr überschätztet, will ich's Euch mit einem anderen ersetzen, das Ihr zu gering schätztet — und Euch viel treuer bleibt!“

Da sank Herzog Otto in seines Freundes Arme und entdeckte ihm, wo die ungarische Krone verborgen sei.

Die wurde gefunden, Herzog Otto wurde frei und eilte nach Breslau.

Als er mit seiner Agnes heimkehrte gen Landshut, hinanritt gegen die Burg seiner Väter, umringt von seinem treuen Volke, hielt er an und sagte zur Agnes: „Siehst du dein Schloß, o süße Braut? Dem sollst du einen neuen Namen geben! Wie anders komm' ich, denn ich davon schied! Ich hätt' nicht gedacht, daß ich eine Krone verlör' — und ein schelmisch holdes Weib gewönn' — oder willst du mich in Fesseln schlagen auf dem Schloß?“ — Wie heißt's? — —

Da drohte die schöne Agnes mit dem Finger lächelnd und sagte: „Trausnitz!“ — „Trausnitz!“ jubelte alles Volk — und noch heute nennt man das Schloß nicht anders.

Franz Trautmann.

Der Bauernkönig von Appezhofen.

Ganz nahe an der Eisenbahn zwischen Harburg und Nördlingen, bei der letzten Station Möttingen, steht auf einem mäßigen Hügel ein Schloß nebst einem Thurme, die aber beide ihren Verfall auch nicht einmal dem flüchtigen Blicke eines Reisenden auf der Eisenbahn mehr verbergen können. Aus Schloß Lierheim — denn das ist sein Name — sind aber verschwunden die edeln Geschlechter der Lierheimer, der Oettinger, Miltenburger und Hürnheimer, welche nach einander im Besitze desselben waren. — Im Jahre 1541 erkauften es die Nördlinger von Hans Walther von Hürnheim und die Reichsstadt gab es abermals käuflich ab an den Deutschorden.

In der neuesten Zeit konnte man statt Rossegewieher und Waffengeklirr daselbst das Gebrause kochender Farbkessel hören; aber selbst diese haben schon wieder aufgehört, zu dampfen, und ich wüßte nichts, was gegenwärtig der Erwähnung Würdiges dort sich befände.

Ich habe aber dieses Schloß und seinen Thurm auch nur benützen wollen als Finger der Vorzeit, der selbst jetzt noch hinabzeigt in das ganz nahe gelegene Dorf Appezhofen, in welchem wir ein wenig einkehren wollen. Doch versetzen wir uns mit unserer Einkehr im Geiste zurück in das Jahr 1562. Da sehen wir am Donnerstage nach Michaelisfeiertag einen Mann durchs Dorf reiten, der unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Seinen Kopf bedeckt ein schwarzer Filzhut, dessen breite Krempe auf zwei Seiten so hinaufgeschlagen ist, daß sie nach einer Richtung eine Spitze bildet, nach der andern aber in ihrer ganzen Breite sich zeigt. Die Spitze richtet sich nach Vornen über der Stirne in die Höhe; die breite Seite hängt über den Nacken herab. Dabei ist der Hut ringsum mit Blumen aus Rauschgold, gefärbten Glasstücklein und Flitter so umwunden, daß die niedrige, runde Höhlung, in welcher der Kopf steckt, fast einer Krone aus Gold und Edelsteinen gleichsieht. — Weiter ist der Reitersmann mit einem schwarzen Rock angethan, über welchen ein breites, rothseidenes Band von der rechten Schulter zur linken Hüfte hinläuft, woran ein großes, breites Schwert hängt.

Eine rothtuchene Weste mit großen silbernen Knöpfen ziert die Brust und schwarze, bockleberne Hosen, die bis unter die Knie reichen, werden noch eine Hand breit von den Stiefeln überdeckt, an deren Absätzen ein Paar gewaltige Sporen angebracht sind.

Das Pferd ist mit rothen, grünen und blauen Bändern reichlich geschmückt und trägt eine rothe Decke über dem Sattel, deren reiche Bortenverzierung einen Ueberfluß an Gold bei dem beurkundet, der sie anschaffte.

Was aber den Reiter vor allen Dingen auszeichnet, das ist eine roth und weiße Fahne, die er in der Linken

hoch einherträgt, und ein Mann mit einer Partisane oder einem Nachtwächterspieß, welcher neben ihm geht.

So oft er an einen Bauernhof hinreitet, stößt der Begleiter dreimal mit dem Schaft seines Spießes an das Hofthor und voll Ehrfurcht, das lederne Hauskäpplein in der Hand tragend, tritt der Bewohner des Hauses vor den geschmückten Reiter und fragt:

„Was steht dem Herrn König zu Befehl?"

Darauf beginnt der Gefragte:

„Nachdem der junge Hirschbauer seinen Hof bei seines Vaters tödtlichem Abgange zu einem Erbe überkommen hat, so wird derselbige am Montage, der da kommt, durch mich und meine Dienstmannen zu einem Bauern eingesetzet, und mit allen Rechten eines freien Bauersmannes belehnt und darin bestätigt. Dabei hat Er N. N. als wohlbestallter Bauer zu erscheinen und ohne erhebliche, ehrhafte Ursachen nicht wegzubleiben bei Erkenntniß eines Guldens gebührender Straf." —

Waren diese Worte mit Anstand und Nachdruck, wie sich's für die Würde eines Königs ziemt, hergesagt, so ritt der Gewalthaber vor einen andern Bauernhof und that dort gleich also.

Dieser Mann aber, der so geschmückt und gewappnet einherritt und dem die ganze Schaar der Dorfjugend folgte, war der „Bauernkönig von Appezhofen." — Denn nirgends gab es sonst eine solche Würde, als in dem besagten Dorfe. Und in keinem andern Dorfe der Umgegend ist eine förmliche Einsetzung und Bestallung eines Bauern in der Art üblich gewesen, daß dieser, er mochte nun durch Erbfall oder Kauf oder Tausch oder Heirath ein Hofgut übernehmen, erst dann als Genosse der Bauernschaft galt und angesehen wurde, wenn er vom Bauernkönig förmlich eingesetzt war.

Am Montag nach St. Matthiastag versammelten sich die Bauern von Appezhofen und dem anliegenden Lierheim auf einer Anhöhe außerhalb dem Dorfe Appezhofen. Auf einem Stuhle saß der Bauernkönig in demselben Schmucke, in welchem er im Dorfe herumritt; hinter ihm stand der Ortsdiener mit der Partisane; zu seiner rechten und linken Seite befanden sich je drei Bauern, des Königs Minister oder hohe Räthe, und im Halbkreise hatten sich die übrigen Bauern gruppirt.

Waren Alle versammelt, so erhob sich der König und verlas die „Bauernordnung", darinnen alle Rechte und Pflichten eines Bauern genau angegeben waren, und wie sich ein Jeglicher gegen seinen „Nachbauern" zu Dorf oder Feld verhalten soll. —

Die ganze Bauernordnung war nun verlesen und der König rief: „Es trete herfür der neu angehende Hirschbauer und gelobe in meine und meiner Mitgenossen Hand, daß er solcher alten christlichen Bauernordnung getreulich nachkommen wolle!"

Der junge Hirschbauer näherte sich dem Könige, erhob seine Rechte und sprach: „Ich gelobe, Alles zu halten, was in verlesener und von mir wohl verstandener Ordnung gefordert ist, treulich und ohne Gefährde!"

„So seid Ihr auch auf- und eingenommen in unsere Gemeinschaft als ehrsamer Bauer. Deß zum Zeichen geb' ich Euch Handtreue, wie auch meine beistehenden Genossen."

Nachdem der junge Hirschbauer sowohl vom Könige als auch von den sechs hohen Räthen desselben den Handschlag hingenommen hatte, blieb er noch eine Zeit lang stehen und der König rief abermal: „Diesem nunmehr aufgenommenen Bauersmann sollt und wollt Ihr Andern im Fall der Nothdurft je einen halben Tag mit ganzer Mähn umsonst ackern, fahren oder sonst im andern Wege ihm dienen, wie es christlichen Nachbauern zusteht."

„Ja, das wollen und thun wir," erwiederte die ganze Versammlung.

„Dieweilen man aber von solcher Handlung ohne Essen und Trinken niemals abgezogen, so soll der eingesetzte Bauer allen Anwesenden und dazu gehörigen Personen eine Suppe, Fleisch mit einer Henne und Hasenöhrlein sammt dem Brod ohne allen Entgelt der Andern aufzutragen schuldig sein. Soviel aber den Trunk belangt, soll an demselben jede Person auf gleiche Theil ohne alle Gefähr und Hinterlist angelegt werden."

In Anbetracht dieser Gewohnheit stellte sich der neu bestellte Hirschbauer in die Mitte der Versammlung und lud zuerst den König sammt seinen hohen Beisassen zur Mahlzeit in's Rößles-Wirthshaus, und dann alle anwesenden lieben Nachbauern und Gefreundte.

Der König aber befahl seinem Leibdiener, der mit dem Spieß hinter ihm stand: „Er solle nun nachsehen, ob alle Bauern auch anwesend seien; von den fehlenden solle er sogleich einen Gulden Buß erheben, da diese Strafe zur Zeche verwendet werden müsse."

Nicht mehr als zwei Bauern fehlten.

Und beim Rößleswirth ging es bis Mitternacht lustig zu. Da wurde der Tisch nicht leer von Speisen und Getränken und dabei kreiste der Becher von Einem zum Andern, der wurde fleißig geleert und wieder eingeschenkt auf das Wohl des neu aufgenommenen Bauers.

Der Hirschbauer ließ sich's auch noch ein Erkleckliches am Tranke kosten; gleichwohl machte die Rechnung noch einen Gulden per Mann, den die Fehlenden gerade so zahlen mußten, wie die Anwesenden.

Der Bauernkönig sammt Räthen durfte nur guten Wein trinken und der Rößleswirth verstand die Zeche zu machen.

Noch im Jahre 1770 gab es in Appezhofen einen Bauernkönig, und wurde die vorstehende Ordnung bei Einsetzung eines Bauern beobachtet.

Die Wiedertäufer in Münster 1534 und 35.

Zu der Zeit der großen Kirchenspaltung im sechszehnten Jahrhundert, die man die Reformation nennt, wurden viele Städte der neuen Lehre zugethan, die nachher wieder sich der alten Kirche angeschlossen haben. Unter diesen war eine der ersten die Stadt Münster in Westphalen, in welcher gerade ein Jahr lang die Reformation den Sieg behauptet hat, bis die Wiedertäufer sie verdrängten und dann selber wieder dem alten Glauben weichen mußten. Darum ist die Geschichte der Wiedertäufer für die Stadt Münster selber von hoher Wichtigkeit, für uns Andere aber ist sie von Interesse, weil sie uns lehrt, wohin der Mensch kommen kann, wenn er alle Regungen seiner Selbstsucht unmittelbar auf einen göttlichen Ursprung zurückführt.

Es war zu Münster im Anfang der dreißiger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts ein feuriger, eifriger, junger Redner, Namens Bernhard Rothmann, ein Mann von Talent und Fähigkeiten, wie wenige andere zu seiner Zeit. Viele Kaufleute der Stadt Münster, die von Luther und der neuen Lehre vernommen hatten, wünschten diese eingeführt zu sehen in ihre Stadt und da Rothmann, seiner abweichenden Lehren willen, in der noch ganz katholischen Stadt Münster von den Domherren und den andern Priestern entfernt werden sollte, gaben auch sie ihm Geld, daß er sich weiter ausbilde auf den Universitäten und dann nach Münster zurückkomme. Das that Rothmann, und als er nun mit seiner Beredtsamkeit und seinen Kenntnissen die römisch-katholische Lehre in Münster anfocht, war Keiner da, der es mit ihm aufnehmen konnte und von Tag zu Tag mehrte sich sein Anhang. Um so mehr geschah dieß, weil die Bürger von Münster der vielen Geistlichen und ihres Wohllebens willen, auf diese nicht wenig erbittert waren. Nachdem Rothmann noch nicht zwei Jahre gepredigt hatte, war schon die ganze Stadt auf seiner Seite und die Beichtstühle der katholischen Priester standen leer und verlassen. Darüber ergrimmten die Domherren, sie zogen aus der Stadt und obwohl der Bischof Franz von Waldeck es mehr mit den Protestanten hielt, als mit den Katholiken, so mußte er doch dem Willen der Domherren gemäß mit Gewalt gegen die Bürger von Münster verfahren. Eines Tages überfielen die bischöflichen Reiter einige münster'sche Bürger, welche Vieh nach Köln trieben, und beraubten sie ihrer Habe. Darüber entstand in der Stadt ein großer Lärm und Alle waren auf's Höchste erbittert. Es half Nichts, daß die Boten zur Friedensvermittlung hin und her gingen; das Domkapitel forderte für die Losgebung des Viehes und die Sicherheit der Landstraßen die Verbannung Rothmann's und Wiedereinführung aller katholischen Gebräuche, und die Bürger wollten das nicht. Da faßten diese zuletzt einen kühnen Entschluß. Der Bischof hatte auf Weihnachten 1532 einen Landtag nach Telgte berufen, fünf Stunden von Münster. Am Abend aber des Weihnachtstages berief der Rath von Münster alle waffenfähigen Bürger zusammen und forderte sie auf zu einem Zuge nach Telgte, denn der Weg sei hart von Frost und gangbar. Freudig willigten die Bürger ein und um Mitternacht zogen sie über die dünne, unter ihren Füßen knirschende Schneedecke, beim Scheine ihrer Fackeln hinaus; aber auch der Mond und die Sterne begünstigten das kühne Unternehmen. Sie sprengten in der Morgenfrühe die Thore von Telgte, und nur wenige Domherren entflohen über die gefrorene Ems, die andern wurden im Bette gefangen und dann im Triumphe nach Münster eingebracht. Da erlangten die Bürger, was sie wollten; denn für die Freilassung der Domherren ward ihnen bewilligt, daß alle sechs Kirchen der Stadt ihnen als Protestanten eingeräumt würden, nur den Dom behielten der Bischof und das Domkapitel für sich.

Ein Jahr lang war nun die Stadt protestantisch und der noch jugendliche Rothmann war vom Rath der Stadt als Superintendent bestellt; aber der eifrige heftige Sinn des jungen Mannes fand an Luthers und Melanchthons Lehre kein Genüge; er wollte das Urchristenthum der ersten Gemeinde in Jerusalem. Darum legte er zum Abendmahl Weißbrod in eine Schüssel und goß Wein darüber, und hieß dann seine Anhänger sich darum setzen und mit Löffeln essen; denn also hätten auch die ersten Christen bei ihren Liebesmahlen gethan. Davon nannten ihn Viele spottweise Stutenbernd, weil Semmel auf westphälisch Stute heißt; aber Rothmann kümmerte sich nicht um ihren Spott. Im Sommer des Jahres 1533 kam ein wandernder Schneidergesell nach Münster, der hieß Jan Bokelson und war aus Leyden gebürtig. Dieser junge Mann, damals erst 23 Jahre alt, hatte schon weite Reisen gemacht nach Lissabon, nach London und hatte sich Welt- und Menschenkenntniß gesammelt, vor Allen aber war er bewandert in der Bibel, deren Sprüche ihm jederzeit mundgerecht waren. Dazu hatte er Redefertigkeit, denn es gab damals in den Niederlanden unter den Handwerkern viele Gesellschaften, welche, wie in Deutschland einst die Meistersänger, Gedichte machten, außerdem aber auch Theaterstücke aufführten, und in solchen Gesellschaften ward dem hübschen, in jeder Weise gewandten jungen Manne immer der erste Preis zuerkannt. Jan Bokelson, den man gemeiniglich nur Jan von Leyden nennt, erhob in Münster die Frage, ob die Kindertaufe sich aus der Bibel beweisen lasse, und obwohl er nach einigen Tagen wieder fortzog nach Holland, so war doch durch diese Frage ein Zankapfel unter die Geistlichen von Münster geworfen und sie stritten heftig für und wider. Am allermeisten beschäftigte Rothmann sich mit dieser Frage und kam zuletzt zu der Ueberzeugung, die Kindertaufe sei in der Bibel nicht geboten, sie sei nicht einmal erlaubt und behauptete ferner, sie sei vor Gott ein Greuel und wie er denn Alles, was nach seiner Ansicht dem Urchristenthum nahe stand, sofort auch predigte, so wies er auch Alle zurück, die ihre Kinder taufen lassen wollten, und sagte: „die Kindertaufe ist ein Greuel vor Gott.“

Den Rath der Stadt Münster bekümmerte das sehr, weil die Bürger dadurch in zwei Theile zerspalten wurden. Noch mehr aber ängstigte ihn die Vergleichung dieser Ansichten Rothmanns mit denjenigen der Wiedertäufer, die damals überall ihre Lehren predigten, vom Kaiser aber geächtet und mit Todesstrafe bedroht waren. Die Verwerfung der Kindertaufe aber war mit der eigentlichen Wiedertäuferei

gar nicht einerlei; denn mit dieser hängt die Sache also zusammen. Es hat von jeher Menschen gegeben, welche meinen, es müße einmal ein glückseliger Zustand auf Erden eintreten, wo in friedlicher Eintracht Alles sich versöhnt, wo der Löwe und das Rind, der Wolf und das Lamm ruhig neben einander weiden. Besonders hofften die alten Juden auf eine solche Zeit und malten sie sich mit den schönsten Farben aus, und zuerst stand es bei ihnen fest, daß sie in einer solchen Zeit des Friedens die Herren sein würden über alle Völker der Erde. Solche schöne Zeit sollte ihnen der Messias bringen, und sie rechneten sogar die Dauer derselben aus. Die ganze Welt, meinten sie, dauere eine Weltenwoche, d. i. sieben Tage. Nun stehe aber im neunzigsten Psalm geschrieben: vor dem Herrn sind tausend Jahre gleich wie ein Tag, und daraus folge, daß jeder Weltentag tausend Jahre dauern würde. Nachdem aber sechs Tage der Weltenwoche in Mühe und Noth und Arbeit und Kampf der Menschen untereinander hingebracht wären, würde der Weltensabbath heranbrechen und gleich wie die andern Tage der Weltenwoche je tausend Jahre gedauert hätten, so würde auch der Weltensabbath tausend Jahre hindurch die Erde mit seinem Frieden beglücken. Diese kindliche und doch so erhabene Lehre nahmen auch viele Christen aus dem Judenthum mit hinüber, und wie die Juden geglaubt hatten, sie würden während der Herrschaft des Messias vom Leviathan speisen, den Gott zum Festmahl für sie zubereitet hätte, so dachten sich auch die Christen in den ersten Jahrhunderten die Seligkeiten des tausendjährigen Reiches auf sinnliche Weise und träumten von wunderbar großen Weintrauben und Weizenkörnern, so groß wie eine Ochsenleber. Aber auch sie hielten den Gedanken fest, daß Christus diese tausend Jahre hindurch ihr irdischer König sein würde, und dieser Glaube zog sich durch alle Jahrhunderte und ward immer wieder auf's Neue lebendig, wenn wilde Kriege und Aufruhr die Länder zerwühlten; denn es war die Sage, daß dem tausendjährigen Reiche ein großes Blutvergießen vorangehen müsse.

Besonders war dieser Glaube von dem Herannahen des tausendjährigen Reiches zur Zeit der Reformation verbreitet und dafür wußten die eifrigen Gläubigen viele Beweise zu finden in der Offenbarung Johannis. Vor Allen durchzog damals ein Kürschner die norddeutschen Länder von Kurland bis Belgien. Er hieß Melchior Hofmann und war ein Schwabe von Geburt, ein Mann von großer Belesenheit in der Bibel und feuriger Beredtsamkeit, der alle seine Lehren hauptsächlich auf die Offenbarung Johannis stützte. Besonders wirkte er in den Niederlanden, und dort weissagte ihm ein alter Mann, er werde zu Straßburg in's Gefängniß gelegt werden, dann aber nach einiger Zeit mit den 144000 Versiegelten des neuen Bundes daraus hervorgehen und das Reich Christi begründen. Alle aber, welche seiner Lehre zugethan waren, taufte Hofmann, auf daß sie dadurch, wie in der Offenbarung Johannis geschrieben steht, mit dem Siegel des Bundes versiegelt wurden an ihren Stirnen, und das also ist die Wiedertaufe: es ist das Zeichen des Glaubens an das tausendjährige Reich Christi.

Hofmann zog weiter nach Straßburg und alsbald ließ ihn dort der Rath festnehmen. Da entblößte er sein Haupt und seine Füße und ging jauchzend in's Gefängniß, weil nun die Zeit der Erfüllung nahe wäre. Er selber hielt sich für den Elias; denn nach der Sage sollten Elias und Enoch als die beiden Zeugen Gottes, die vor dem Herrn der Erde stehen würden wie zwei Oelbäume und zwei Fackeln, dem tausendjährigen Reiche vorangehen und mit dem Antichrist kämpfen. Von Straßburg erließ dann Hofmann im September 1533 eine Ermahnung an alle Wiedergetaufte, für eine Weile mit der Taufe inne zu halten. Ueberall fand er Gehorsam, nur nicht bei Jan Mathiesen, einem Bäcker in Harlem. Mathiesen war ein kräftiger Mann in der Blüthe seiner Jahre, er fühlte in sich die Fähigkeit eines andern Berufs, als seines Handwerks, und mochte wohl oft im Stillen darüber gesonnen haben, wer und woher der zweite Zeuge Enoch sei. Als Hofmann's Verbot kam, fiel es wie Schuppen von seinen Augen, er selber war Enoch der zweite Zeuge. Also war Mathiesen wie Hofmann in der Verwirrung befangen, wo der Mensch alle krankhaften Regungen der Selbstsucht für die Eingebungen des göttlichen Willens nimmt. Die eifrigste nach ihm in den Versammlungen der Wiedertäufer war Divara, die schöne Tochter eines reichen Harlemer Brauers. Zu ihr trat Mathiesen und sprach: „Der Herr hat mir geheißen: verstoß dein Weib und nimm Divara zu dir und fliehe mit ihr nach Amsterdam. Du bist Enoch, der zweite Zeuge!" Divara glaubte seinen Worten und beide flüchteten nach Amsterdam, wo die Wiedertäufer den gewaltig drohenden Mann als Enoch anerkannten.

Alsbald schickte nun Mathiesen vierundzwanzig Apostel nach allen Weltgegenden aus. Sie predigten überall von dem Herannahen des Reiches Gottes, forderten Alle auf zur Buße und fanden wunderbaren Anhang bei den Handwerkern der Städte; denn in diesem Stande, besonders bei den Schuhmachern und Schneidern, war der Kern der wiedertäuferischen Macht. Nirgends aber fanden die Apostel Jan Mathiesen's den Boden mehr gelockert für ihre unheilvolle Saat, als in dem zerwühlten Münster; denn also bekannte es nachher ein gefangener Prediger: „über die Kindertaufe gingen wir erst lange zu Rathe, aber die Wiedertaufe nahmen wir gleich an." Am Ende November 1533 kamen die Boten nach Münster, im Dezember vertheidigte schon Rothmann die Wiedertaufe, und im Januar kamen schon Jan Mathiesen und Jan Bokelson von Leyden dahin; denn dieser hatte kaum von Jan Mathiesen vernommen, als er schon sein gelehrigster Schüler und durch seine Bibelkunde und Beredtsamkeit ihm eine der stärksten Stützen geworden war. Bis dahin hatten sie noch mit Melchior Hofmann geglaubt, daß Straßburg das neue Jerusalem sei, aber der wunderbar rasche Fortgang der Wiedertäuferei in Münster bewies ihnen, daß Münster das neue Zion und der Sitz des himmlischen Reiches sein werde. Es war nur ein Unterschied zwischen Hofmann und Mathiesen: beide waren Schwärmer, aber Hofmann war ein kindisch faselnder Thor, Mathiesen eine gewaltige zerstörende Kraft; jener wollte das Reich des

Friedens abwarten, bis es vom Himmel ihm zufiele, Mathiesen aber sagte: „man muß die Gottlosen mit Gewalt bekehren." Hofmann starb sechs Jahre nachher verkümmert und vergessen in seinem Gefängnisse zu Straßburg, Mathiesen fand bald ein anderes Ende.

Die Kirchen in Münster waren den Wiedertäufern noch verboten; allein sie verschmähten sie auch und kamen des Abends zusammen und statt des Läutens erinnerte die Gläubigen ein Flintenschuß an die Zeit. Täglich mehrte sich ihre Zahl, denn die drei Redner Rothmann, Mathiesen und Jan von Leyden sprachen mit wunderbarer Kraft. Am 28. Januar sperrten sie die Straßen der Stadt mit Ketten, wie es bei einer Belagerung zu geschehen pflegte, und Einige forderten in der Versammlung der Wiedertäufer bei dem Tuchmacher Knipperdollink, daß die Stadt sofort gereinigt werden müsse von der Hefe der Gottlosen. Jan Mathiesen aber schwieg. Als sie nun Alle darüber uneins waren und fragend auf ihn blickten, denn sie meinten, ohne den Befehl des göttlichen Propheten dürfe Nichts gethan werden, seufzte er tief auf und sprach endlich: „die Zeit ist noch nicht gekommen, die Tenne des Herrn zu fegen; darum besudele noch Keiner seine Hände mit dem Blute der Gottlosen, sondern wartet seiner Stunde, die bald hereinbrechen wird." Und was that in solcher Zeit die Obrigkeit der Stadt? fragt man. Der Rath der Stadt war völlig rathlos; denn von der einen Seite drängte ihn der Bischof und das Domkapitel, von der andern die Wiedertäufer und so geschah es, daß, als er einstmals die wiedertäuferischen Prediger durch das eine Thor hinausbringen ließ, ein großer Haufe von Bürgern sie in Empfang nahm und unter Absingung von Psalmen und geistlichen Liedern zum andern Thore wieder hereinführte.

In den ersten Tagen des Februar mehrte sich die Zahl der Wiedertäufer immer mehr durch Weiber und Männer. Sämmtliche Nonnen des Klosters Ueberwasser, bis auf drei, ließen sich wiedertaufen und alle diese Bekehrte waren aus dem ältesten Adel Westphalens. Aehnlich ging es mit den anderen sechs Nonnenklöstern der Stadt. Am achten Februar rasten einige Wiedertäufer durch die Straßen mit dem entsetzlichen Geschrei: „Thut Buße, thut Buße! denn der Tag des Herrn ist nahe!" Einer aber der Augenzeugen erzählt uns: „Da erinnerten wir uns an die klägliche Stimme, welche die Zerstörung Jerusalems geweissagt haben soll und aus diesem Geheul ahnten auch wir weinend auf die Zerstörung unserer Vaterstadt." Solche Vorgänge erregten einen mächtigen Sturm in den Gemüthern; aber sie dienten nur zur Vorbereitung auf den folgenden Tag. Am neunten Februar um acht Uhr Morgens bemächtigten sich mehr als fünfhundert bewaffnete Wiedertäufer des Marktplatzes und des daran gelegenen Rathhauses, auf welchem eine wohl versehene Waffenkammer war. Die Katholiken und Protestanten dagegen sammelten sich auf dem Kirchhof zu Ueberwasser, an welchem die Aa herfließt. Waffengeklirr und wilder Kriegslärm erfüllte die Stadt; zwar waren die Wiedertäufer an Zahl und Bewaffnung den Andern nicht gewachsen, aber ihr stürmender Muth ersetzte Alles reichlich. Dennoch kam es nicht zum offenen Kampfe; aber ein wunderbares Ereigniß entschied den Streit des Tages. Nachmittags um zwei Uhr sah man zur großen Verwunderung aller Menschen drei Sonnen am Himmel stehen, das seltene Naturereigniß zweier Nebensonnen. Alsbald war die Deutung zur Hand: das sind die drei Religionen, die hier jetzt im Streite liegen: die katholische, die protestantische und die wiedertäuferische. Als nun die beiden Nebensonnen bald wieder verschwanden, da hieß es: „also siegt der Wiedertäuferglaube über die Irrlehren." Wie nun noch die Nachricht gebracht wurde, der Bischof ziehe mit Reitern heran, erwachte das Bedürfniß des Friedens innerhalb der Mauern der Stadt, damit der Bischof mit seiner bewaffneten Macht nicht in dieselbe gelange und die städtische Freiheit beschränke. Also ward der Friede geschlossen, daß man sich untereinander in der Freiheit der Religion nichts in den Weg legen wollte und zur Feier der Versöhnung wurden die Kanonen in die Luft abgefeuert. Dem nahenden Bischof verkündeten diese Schüße und seine Kundschafter, was geschehen sei, er kehrte mit seinen Reitern um und vergoß bittre Thränen über die Verblendung des Raths; denn solcher Friede erschien ihm ein Sieg der Wiedertäufer.

Und so war es in der That und der Muth der Wiedertäufer stieg immer mehr. Schon in den ersten Tagen nach jenem beabsichtigten Kampfe zogen in langer Reihe die Patrizier und viele reiche Bürger aus der Stadt, dagegen kamen Andere wieder; denn die Boten der Wiedertäufer gingen durch das ganze Land und verkündeten, das Reich des Herrn sei nahe und Münster sei das neue Jerusalem; darum möchten alle Gläubigen zu ihnen kommen mit Weibern und Kindern, um in Zion das Reich Gottes zu erwarten. Da kamen sie aus Westphalen, aus Holland, aus allen Städten und vom Lande von nah und fern herzu, nicht bloß Arme und Dürftige, sondern auch Adelige und Reiche, am meisten aber Frauen. Auch in der Stadt selber traten Wohlhabende eben so wohl über, wie Arme, und jene brachten oft ihre Habe zu den Füßen Jan Mathiesens, und reiche Frauen zerrissen die Schuldscheine ihrer Schuldner vor seinen Augen und warfen die Stücke in's Feuer. Nicht wenige auch wurden gewonnen durch die damalige Sittenstrenge der Wiedertäufer; denn die ernsten, bleichen Gesichter schienen auch das Lachen vergessen zu haben, und es für sündlich zu halten, wie alle Zerstreuungen des Spieles. Also wuchs ihre Zahl immer mehr und ihre volle Macht zeigte sich, als am Wahltage des Raths der Stadt, vierzehn Tage nach jenem Angriff die Rede erging, der neue Rath dürfe nicht wie bisher nach den Eingebungen des Fleisches, sondern müße nach dem Geiste erwählt werden. Was das aber bedeutete, sah man aus dem Ergebnisse der Wahl; denn alle vier und zwanzig Mitglieder des neuen Rathes gehörten der wiedertäuferischen Partei an, und zwei der eifrigsten derselben: Knipperdollink und Kibbenbrock waren Bürgermeister.

Unter solchen Umständen aber schien es Jan Matthiesen Zeit zu handeln. Er ward von Allen gläubig als Prophet verehrt und Alle waren ihm willig unterthan; so berief er denn eine Versammlung der Wiedertäufer und sprach: „die Zeit

ist gekommen, wo Alle, die das Siegel des neuen Bundes empfangen haben, in Frieden dem Vater dienen müssen, welches aber nicht möglich ist, solange noch die Gottlosen unter uns weilen; darum ist mein Rath, daß alle Lutheraner und Papisten in unserer Stadt sterben und vertilgt werden müssen von der Erde." Dem widersprach Knipperdollink und sagte: „laßt uns sie nicht tödten, das wäre zu grausam und würde alle Fürsten und Völker zur blutigen Rache aufreizen gegen uns; laßt uns sie lieber noch einmal fragen, ob sie sich bekehren wollen zur Buße, und wer sich nicht bekehren will, der werde ausgetrieben aus Zion." Dieser Rath fand Beifall und da Matthiesen seinen Vorschlag fallen ließ, ward jener zum Beschluß erhoben.

Der Morgen des 27. Februars 1534 brach mit mattem Lichte heran; denn ein schneidiger Wind trieb Schnee und Regen durcheinander und die Straßen flossen vom Wasser. Mit Tagesanbruch aber rannte Jan Matthiesen durch die Stadt mit dem entsetzlichen Geschrei: „thut Buße, thut Buße! Bessert euch ihr Gottlose, auf daß ihr nicht ausgeschlossen und ausgetrieben werdet vom Volke Gottes und seinen Auserwählten." Dann warf er sich mitten auf dem Markte nieder und die versammelten bewaffneten Wiedertäufer folgten seinem Beispiele und flehten, wie er, den Vater an. Bald aber erhob sich Jan Matthiesen wieder und rief: „also spricht der Herr durch meinen Mund: diese heilige Stadt soll rein sein, also soll Jeder, der nicht sofort sich



wiedertaufen läßt, hinausgetrieben werden aus der Stadt!" Dem Worte folgte alsbald die That. Es ward kein Verzug gestattet, Männer und Frauen, Greise und Kinder wurden hinausgetrieben aus der Stadt, und wenn sie stehen blieben und verweilen wollten, jagte man sie mit Schlägen hinaus. Mütter rissen nun ihre Kinder nackt aus der Wiege und verließen jammernd ihr Haus und ihre Heimath, die Knaben hingen sich zu beiden Seiten ihren Vätern an die Hand, wanderten im Schnee und Regen neben ihnen einher und flehten weinend ihre Väter um Schutz an gegen den schneidigen Wind. Also erzählt uns ein Augenzeuge, der selber mitfliehen mußte und berichtet noch mehr Dinge,

die uns beweisen, daß bei einem Thiere mehr Erbarmen wohnt, als bei den Menschen, wenn sie meinen, sie müßten also handeln zur Ehre Gottes und auf sein Gebot. Es war ein endloses Wehklagen durch die Stadt, die Wiedertäufer aber lachten dazu und Rothmann war auf dem Rathhause und taufte unabläßig; denn viele zogen der Wuth des Wetters und des Windes die Wuth der Menschen vor und blieben in der Stadt. Am Abend aber des 27. Februar war die Stadt rein von der Hefe der Gottlosen, wie die Wiedertäufer sagten, sie waren die alleinigen Besitzer derselben.

II.

Schon vor diesen letzten Ereignissen in Münster war es der ernstliche Wille des Fürstbischofes Franz von Waldeck, die Stadt durch eine Belagerung zur Auslieferung der Wiedertäufer zu zwingen, und der Jammer und die Klagen der Vertriebenen bestärkten und beschleunigten diesen Entschluß. Ihrer waren in Allem nur etwa dreihundert; aber zu dem Anblicke ihres Elendes kamen die Berichte von dem Unglücke, welches über die zurückgebliebenen Kranken und Schwachen hereingebrochen wäre, wie diese Alle gezwungen die Wiedertaufe angenommen hätten und, wohl oder übel, nun der unbedingten Herrschaft des furchtbaren Propheten sich unterwerfen müßten. Auch mahnte den Bischof und die Domherren und überhaupt alle Begüterte die Furcht vor der nächsten Zukunft; denn es gährte an allen Ecken und Enden in den Niederlanden und Westphalen und wenn nur überall die Thatkraft eines Jan Mathiesen sich an die Spitze stellte, so konnten sich solche Thaten wie die Austreibung der sogenannten Gottlosen aus Münster in geringerem Maaßstabe in jeder kleinen Stadt wiederholen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nach allen Seiten hin unter den Wiedertäufern die Nachricht, was in Münster von den Gläubigen Wunderbares ausgerichtet wäre, und schon im Anfang März sammelte sich in Holland und Friesland eine ungeheure Menschenzahl, Männer und Weiber und Kinder. Sie verließen Hab und Gut, nahmen nur ihr Geld mit sich und wollten in zwölf Schiffen zunächst nach Overyssel fahren. Als man sie fragte, wohin denn eigentlich ihr Weg ginge, erwiederten sie: nach dem neuen Jerusalem und Gott würde sie führen. Aber der Statthalter Georg Schenk versenkte drei der Schiffe mit Mann und Maus auf der Yssel und die anderen Wiedertäufer flohen erschreckt in ihre Heimath. In solcher Zeit der Noth wußten es Alle dem Fürstbischof Franz von Waldeck Dank, daß er nicht bloß seine Ritter aufbot, sondern alsbald auch die Werbefahne aufpflanzte, um Söldner heranzuziehen gegen die Stadt. Schon zwei Tage nach der Vertreibung war Münster eingeschlossen und wenn auch noch nicht aller Verkehr desselben mit dem Lande gehindert werden konnte, so war doch der Ausbruch der Krankheit auf die Stadt beschränkt. Wie schwere Gewitterwolken von Bergen eingeschlossen sich völlig austoben, also mußte sich auch die Wiedertäuferei innerhalb der Wälle und Mauern von Münster vollständig entladen und austoben und von allen Verirrungen, zu denen das Ebenbild Gottes im religiösen Fanatismus hinabsinken kann, blieb dem unglücklichen Münster auch nicht eine einzige erlassen.

Sobald die Gottlosen, wie Mathiesen sagte, die Stadt verlassen hatten, begann das Werk der Zerstörung. In dem neuen Zion bedurfte man keiner Bücher mehr; nur ein Buch war gestattet, die Bibel, und der Prophet Jan Mathiesen legte sie aus; darum wurden alle Bücher und Handschriften der Bibliotheken auf den Markt gebracht und bald fraß die Flamme Jahrhunderte hindurch bewahrte werthvolle Schätze. Mit der Wissenschaft theilte ihre Schwester, die Kunst, das gleiche Geschick: Bilder und Gemälde wurden zerrissen und zertreten; jeglicher andere Ton als der eines Chorales klang sündhaft in den Ohren des Propheten und darum wurden Flöten und Geigen, Cyther und Leier zerbrochen und zerschlagen. Jegliches Spiel der Zerstreuung war dem strengen Wiedertäufer ein Gräuel und darum fanden Würfelbecher und Dambrette ihren Untergang in den Flammen. Zum Ersatze dafür ward den glaubenseifrigen Bewohnern Zions als bessere Beschäftigung und als ein Gott wohlgefälliges Werk angewiesen: die Uebung in den Waffen und Schanzarbeit an den Befestigungen der Stadt, und mit unermüdlichem Eifer karrten Alt und Jung und Männer und Frauen Erde und Steine auf die Wälle. Nicht bloß die Männer, sondern selbst kleine Knaben übten sich täglich in den Waffen und erlangten eine unheilbringende Sicherheit und Gewandtheit, und bei den Befehlshabern rangen sinnreiche Einfälle zu neuen Befestigungen mit kühnen Streifzügen und Ausfällen gegen die Feinde mit einander um den Preis des höheren Lobes vor dem Propheten und vor der Gemeinde Gottes. Ueber Alle aber gebot Jan Mathiesen in weltlichen und geistlichen Dingen und obwohl auch der Stadtrath aus eifrigen Wiedertäufern bestand, so vollzog derselbe doch nur die Befehle des Propheten, aus welchem der Geist Gottes oft furchtbar drohend redete zu den Unbußfertigen und Sündern.

Nur ein leiser Widerstand regte sich noch hier und da unter den geborenen Bürgern von Münster, und auch dieser mußte gebrochen werden, denn der Eingewanderten war der Prophet völlig sicher. Es waren etwa acht Tage nach der Vertreibung der Gottlosen verflossen, als Hubert Rüscher, ein Schmied, der bis dahin immer mit vorangegangen war, über die Thorheit der Münsterschen Bürger murrte, daß sie sich alle einem hergelaufenen Menschen blindlings unterwürfen und allen seinen Befehlen folgten. Den Andern erstarb das Wort auf der Zunge bei solchen Reden, aber Rüscher hielt nicht an sich, sondern sprach laut und dreist: „Ja ich sage es nochmals, er ist ein Lügner und Betrüger, er, der sich einen Propheten nennt.“ Als diese Worte Jan Mathiesen hinterbracht wurden, befahl er alsbald den Hubert Rüscher zu fangen und zu binden und berief die Volksgemeinde auf den geräumigen Domplatz von Münster. Der Stadtrath selber wußte nicht, was da geschehen sollte, als Mathiesen vortrat und sprach: „christliche Mitbrüder, dieser Hubert hat im gottlosen Uebermuthe den Propheten gelästert; darum ist es besser, daß ein Mann umkomme, als daß die ganze Gemeinde Gottes verderbe. Denn es steht geschrieben: die Zeit ist da, daß das

Gericht anfange im Hause Gottes." Zwei der Rathsherren wagten es, dagegen zu sagen, daß nach dem hergebrachten Rechte Niemand Kläger und Richter zugleich sein dürfe; allein Mathiesen fuhr sie zornig an und gebot auch diese Beiden alsbald zu binden. Dennoch zauderte Jan Mathiesen; denn noch hatte seine Hand kein Blut vergossen; aber der Schüler übertraf den Meister und der Jüngling den Mann. Jan Bokelson sprang vor, schwang das Schwert in seiner Hand und rief: „der Gottlose muß sterben; denn solche Gewalt hat mir der Vater mit diesem Schwerte übergeben, daß ich die Uebertreter seiner Gebote damit strafen soll." Diese Worte brachten den schwankenden Mathiesen zum Entschluß, seine Hellebarde traf mit mächtigem Schlage den unglücklichen Rüscher, der sich vergebens in seinen Fesseln krümmte und wand. Er war bloß verwundet und flehte um sein Leben; allein Mathiesen setzte ihm eine Flinte auf die Brust und durchschoß ihn. Es war das erste Blut, das im neuen Zion floß, und ein fester Kitt für die Macht des Propheten; denn man pries seine Milde, als er darauf die beiden Rathsherren begnadigte.

Nach solcher Befestigung seines Ansehens gebot der Prophet: weil unter wahren Christen, unter Brüdern und Schwestern kein gesondertes Eigenthum mehr sein dürfe, sondern Allen Alles gemeinsam sein müße, so sollten die Mitglieder der Gemeine Gottes alles Gold und Silber auf den Marktplatz zusammen bringen, damit er einige Männer darüber setze, die es gerecht und zum Nutzen Aller verwalteten. Das furchtbare Ende des Schmiedes Hubert Rüscher erlaubte keinen Widerspruch und Männer und Weiber brachten Ringe und Ketten, Armbänder und Spangen auf dem Markte dem Propheten dar. Dennoch entging ihm die Verstimmung Einiger unter ihnen nicht und er berief eine zweite Versammlung auf den Domhof. Wiederum erschienen Alle und horchten mit Bangen auf die Zornrede Jan Mathiesens. Es sei ihm nicht unbekannt, sprach er, daß es falsche Brüder und verstellte Christen unter ihnen gäbe; darum geböte der Vater durch den Mund seines Propheten, daß Alle, die am Tage der Flucht der Gottlosen und nachher die Wiedertaufe empfangen hätten, sich in die Lambertikirche begeben sollten, um da zu erwarten, was der Vater über sie beschließe, ob er sie annehmen wolle oder nicht. Wenn sie keine Gnade fänden vor den Augen des Vaters, so müßten sie sterben durch das Schwert des Gerechten. Also zogen die Unglücklichen in die Lambertikirche und harrten dort in banger Erwartung, weinend und seufzend der Entscheidung ihres Geschicks. Nach einigen Stunden eröffnete Mathiesen ihnen die Thür und verkündete ihnen im Namen des Vaters, daß er ihnen gnädig und barmherzig sein wollte, woferne sie von nun an sich von ganzem Herzen zu ihm bekehren würden. Das gelobten sie und so ward ihrer geschont.

Diese Bekehrten hatten eben so wie viele Ausgewanderte gemeint, daß in wenigen Tagen der Bischof allem ihrem Unglück ein Ende machen würde; aber diese Hoffnung schlug fehl. Durch Fremdlinge war die Zahl der hinweggezogenen Bürger in Münster reichlich ersetzt und es waren mindestens fünfzehn hundert waffenfähige Männer, während die Menge der Weiber weit über dreimal größer war. Die Söldner des Bischofs sammelten sich langsam und es war unter ihnen eine solche Unordnung, solche Raubsucht und Plünderung, daß sie nur durch Galgen und Rad abgehalten werden konnten, die Habe und Wohnung der Bauern und insbesondere der Geistlichen als ihre Beute anzusehen. Ferner war der größere Muth und die Thatkraft ohne allen Zweifel auf der Seite der Wiedertäufer und vor ihren Ausfällen hielt kein Söldner Stand, besonders wenn er den Mathiesen mit seiner furchtbaren Hellebarde unter den Kämpfern erblickte. Mehrmals hatte der Prophet so schon die Feinde zu Paaren getrieben, da sprach er eines Tages am Osterfeste: „Der Herr hat mir geboten auszuziehen wie Gedeon mit wenigen Begleitern, dann will er die Feinde in unsere Hände geben." Mit nur zwölf Gefährten schritt Mathiesen auf das Lager der geldrischen Söldlinge zu, die erst drei Tage vorher empfindlich von ihm geschlagen waren, und erwartungsvoll standen die Wiedertäufer auf den Wällen, wie es mit dem Häuflein werden würde. Aber dießmal wollten die Gelderer sich doch nicht so sehr verhöhnen lassen, mit grimmiger Wuth fielen sie über die kleine Schaar und selbst der Tod des Propheten versöhnte sie nicht, sondern sie hieben in ihrem Zorne noch die Leiche in kleine Stücke. Also starb Jan Mathiesen, der Bäcker aus Harlem und Prophet in Münster, und liefert uns durch seinen Untergang den Beweis und den Trost, wenn wir es einen Trost nennen dürfen, daß er nicht bloß Andere betrog, sondern daß er selber erfüllt war von dem Glauben an sein schreckliches Prophetenthum. Das aber änderte die Lage der Dinge in Münster nicht; denn es erstand ein anderer Prophet, gefährlicher als Jan Mathiesen, weil er ihn überragte durch die Gaben der Natur an Leib und Seele. Jan Bockelson von Leyden berief sogleich die Gemeinde auf den Domhof und tröstete sie über den Verlust des Propheten. „Gott," sprach er, „hatte ihm zwar mit weniger Mannschaft den Sieg verheißen über die Feinde; aber nur dann, wenn er allein die Ehre Gottes gesucht hätte und nicht seine eigene. Jan Mathiesen aber ist hochmüthig geworden, er hat nicht nach dem Beispiele der Judith das Volk zum Fasten und Beten während seines Auszuges ermuntert, sondern selber allein die Ehre haben wollen. Darum hat ihn Gott dahin gegeben in die Hand der Feinde. Mir aber hat er Solches schon vor acht Tagen im Traume kund gethan; denn er hat mir das Bild Jan Mathiesens gezeigt, durchstochen von dem Speer eines Bewaffneten, wie es nun geschehen ist. Da ich mich aber darüber entsetzte, sprach der Bewaffnete zu mir: „fürchte dich nicht, du Mann Gottes, denn es handelt sich nicht um dein Leben, sondern um das Mathiesens. Du aber sollst Divara, seine Frau, nach seinem Ende heirathen." — Ueber diese Worte verwunderte ich mich und erzählte sie sogleich Knipperdollink, in dessen Haus ich wohne und er wird es bestätigen, daß sich die Sache also verhält." Auf diese Worte des Propheten Jan von Leyden trat Knipperdollink aus dem Haufen vor und sprach: „Also ist es, ganz wie der Mann Gottes gesagt hat." Da verwunderten sich alle über den neuen Propheten und keiner wagte an seiner Würde zu zweifeln, vielmehr

stieg die Verehrung Aller für den jungen vier und zwanzigjährigen Mann höher, als jemals die Scheu vor dem furchtbaren Mathiesen gewesen war.

Dennoch verdroß es den Knipperdollink, daß er als Abkömmling einer Patrizierfamilie und als Bürgermeister der Stadt noch immer so sehr zurücktreten mußte vor diesen Fremdlingen und er meinte auch durch die Kraft der Weissagung sich jenen gleichstellen zu können. Darum trat er wenige Tage nachher in der Versammlung der Volksgemeinde auf und sagte: „Also spricht der Geist Gottes durch meinen Mund: das Hohe muß erniedrigt und das Niedrige muß erhöhet werden. Darum ist sein Wille, daß die Thürme und Kirchen unserer Stadt niederstürzen von ihrer Höhe." Mit Erstaunen vernahmen Alle diese Worte; aber nur Jan von Leyden verstand auch den tieferen Sinn, aus welchem sie entsprungen waren, deßhalb wendete er sich zu Knipperdollink und sprach: „Du hast Recht, mein Bruder; denn also ist es der Wille des Vaters; aber nicht bloß an leblosem Holz und Stein soll Solches geschehen, sondern an allen Dingen und auch an den Menschen. Darum gebietet dir der Vater durch meinen Mund, daß du, der du bis jetzt Bürgermeister und der Erste Aller gewesen bist, von nun an zum Schrecken der Uebelthäter das Schwert führen und also als Scharfrichter der Letzte Aller sein sollst." Knipperdollink nahm das Schwert und wie es nachher oft schien, war ihm dieses Geschäft nicht unlieb; denn er wurde bald mit der Blutarbeit vertraut und im neuen Zion brachte sie nicht, wie es sonst zu geschehen pflegte Unehre über das Haupt des Schwertführers, sondern er blieb nach wie vor ein angesehener Mann. Auch erfüllte man eifrig das Gebot seiner Weissagung und mit Verwunderung und Staunen vernahmen die Belagerer das Krachen der fallenden Thürme und erzählten sich untereinander mit Graun und Entsetzen, daß solche Unternehmungen der Belagerten nur geschehen könnten mit Hülfe ihres Vaters, des Teufels; denn Menschenhände und Menschenkraft vermöchten es nicht, eine solche Last von Holz und Blei auf einmal umzuwerfen. Jedoch ließen die Wiedertäufer den steinernen Fuß der Thürme stehen und dieses ward ihnen ein neues Vertheidigungsmittel; denn sie zogen schwere Kanonen mit Winden hinauf und ihre Büchsenmeister trafen von da aus mit wunderbarer Geschicklichkeit bis in das Lager der Feinde.

Jan von Leyden aber schritt stufenweise der höchsten Macht immer näher. In tiefer Nacht vernahmen wenige Tage nachher die Wiedertäufer in Münster abermals den grauenerregenden Ruf: „Thut Buße! thut Buße!" und fanden am Morgen den Propheten Jan von Leyden in Knipperdollinks Hause stumm am Boden liegend: Drei Tage lang harrten sie vergebens seiner Verkündigung, am dritten Tage schrieb er auf, daß man die ganze Gemeinde auf den Domhof berufen solle. Also geschah es und Jan von Leyden redete nun zu der versammelten Menge: „Der Vater hat mir geoffenbart, daß in Israel eine neue Verfassung eingeführt werden muß. Der Magistrat, der jetzt noch das Schwert führt, ist von Menschen gewählt worden zu einer Zeit, als das Wort Gottes noch nicht in uns Allen lebendig war. Nun aber muß ein anderer gewählt werden durch die Eingebung des göttlichen Geistes." Auf diese Worte bezeichnete der Prophet sogleich selber zwölf Männer, welche Gott ersehen habe als die Aeltesten und Vorsteher von Israel. Bernhard Rothmann las die Namen derselben vor der Gemeinde ab und, nachdem er ihnen in einer begeisterten Anrede alle ihre Pflichten vorgehalten hatte, überreichte er ihnen ein Schwert mit den Worten: „Nimm hin das Recht über Leben und Tod, das dir jetzt Gott der Vater durch mich anvertraut und gebrauche das Schwert dem Befehle Gottes gemäß." Nach dieser Rede stimmte der Prophet das Lied an: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" und die Gemeinde sang es gläubig mit. Diese Aeltesten traten dann sofort zusammen und ließen ein Edikt ausgehen, welches mit den Worten des Apostels Paulus aus Römer 13 begann: „Ein Jeder sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit, als nur von Gott. Wer sich aber der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt Gottes Ordnung." Das Edikt enthielt eine neue Gesetzgebung für Zion und besonders wurde darin die Gemeinschaft der Güter aufs genaueste bestimmt und jedem einzelnen Mitgliede seine Beschäftigung so angewiesen, daß alle Freiheit in der Wahl derselben aufgehoben ward. Auf Widersetzlichkeit gegen solche Ordnung, welche die Aeltesten in Israel eine göttliche nannten, stand unbedingt der Tod durch die Hand Knipperdollinks und seiner Gehülfen.

Bald waren die wenigen Tage verstrichen, innerhalb deren der Bischof, seine Ritterschaft und das Belagerungsheer das Häuflein der Wiedertäufer zu zwingen vermeint hatten; aber Wochen und Monate verflossen dazu und die Macht der Wiedertäufer kräftigte sich noch immer mehr. Die rund umher wohnenden Fürsten des Reiches schickten Karthaunen und Rothschlangen mit Pulver und Blei; aber bei einem einzigen Ausfall vernagelten die Wiedertäufer neunzehn Geschütze und trieben die Lanzknechte haufenweise vor sich her. Was auch immer das Belagerungsheer unternehmen mochte, vor dem Scharfsinne der Wiedertäufer, ihren listigen Gegenanschlägen, ihrem todesverachtenden Muthe mißlang Alles. Dazu schickten sie unabläßig ihre geheimen Boten mit Briefen und Druckschriften unter die Lanzknechte, oder schossen Pfeile mit solchen Papieren umwickelt in's feindliche Lager und der Erfolg blieb nicht aus, denn mancher der Söldner fand seinen Weg in die Stadt und lernte bald die alttestamentliche Sprache der Wiedertäufer auswendig. Manchem jedoch bekam diese Uebersiedelung nicht wohl, denn zu ihrem großen Verdruße ward der kriegerischen Uebungen in der Stadt kein Ende und die gewöhnlichen Ergötzlichkeiten des Spieles und des Trunkes waren gänzlich untersagt. Einmal suchten einige das Verbot zu umgehen und zwangen einen Diener ihnen Abends nach der Feierstunde noch Bier zu verschaffen; aber der Prophet rief aus, daß die Laster vertilgt werden müßten aus Israel und auf solches Gebot wurden die Uebertreter an eine Linde gebunden und endeten ihr Leben als Zielscheiben für die Schüsse ihrer neuen Freunde.

Also ward es Frühling und Sommer des Jahres 1534 und immer mächtiger wurden die Wiedertäufer und das neue

Zion. In demselben herrschte Jan von Leyden unbedingt und Alle horchten auf sein Gebot wie auf das eines Gottes. Aber in seiner Seele bewegte sich noch ein Wunsch, ein sehr ungöttlicher und unheiliger; allein Jan von Leyden fand hier wie überall das Mittel ihm zu willfahren. Nach Mathiesens Tode hatte er Divara, die schönste Frau in Münster, als die seine heimgeführt, das genügte ihm nicht und er wollte ihrer mehr. Darum trat er im Juli vor den Rath der Aeltesten und legte ihnen zwölf neue Artikel vor, die der Vater ihm geoffenbart habe, und unter diesen stand oben an die Vielweiberei. Das war den Aeltesten doch noch ein wenig zu viel, sie widersprachen ihm; aber der Prophet war auf solchen Widerspruch gefaßt und lud sie und die Prediger in Zion auf das Rathhaus. Hier verwies er sie auf das Beispiel der Erzväter Abraham, Jakob und David, deren Nachahmung jeglichem Bewohner des neuen Zion eine heilige Pflicht sein müsse, er forderte sie auf ihm eine einzige Stelle des alten oder des neuen Testamentes zu zeigen, in welcher die Vielweiberei durch das Wort Gottes untersagt würde, und wenn sie ihm eine solche genannt zu haben meinten, so disputirte er sie ihnen ab. Es konnte ihnen nicht einfallen, die Ehe als die ewige und heilige Grundlage aller menschlichen und bürgerlichen Ordnung ihm entgegenzuhalten, denn einer solchen gewöhnlichen Ordnung hatten ja die Wiedertäufer seit Wochen und Monaten schon entsagt. Zuletzt warf der Prophet seinen Rock nieder auf die Erde, stellte sich darauf, wie er im höchsten Eifer zu thun pflegte, und sprach: „Also ist das Gebot Gottes ergangen an mich, seinen Knecht, und wer dem widerstrebt, der handelt wider Gott!" Alle wußten, was das bedeutete und auf solche Worte wagten selbst auch die noch nicht ganz Ueberzeugten, keinen Widerspruch mehr, sondern die Aeltesten beschlossen, es sei Gottes Wille, daß es dem Menschen frei stände mehrere Weiber zu nehmen. Drei Tage hindurch trugen die Prediger diese Lehre öffentlich vor, aber so weit es auch mit den meisten Wiedertäufern schon gekommen sein mochte, gegen solchen Satz empörte sich doch noch einmal das letzte Ueberbleibsel des gesunden Sinnes und stundenlang fand man die ehemals ehrsamen Bürger von Münster in großen Versammlungen über die neue Lehre streitend und zankend. Von den Weibern aber, deren Zahl die der Männer fast um das Vierfache übertraf, war weitaus die Mehrheit von Anfang an für den Mann Gottes Jan von Leyden und seine neue Lehre.

Noch einmal wagten die Besonnenern einen Gegenversuch mit bewaffneter Hand. Acht Tage nach dem ersten Vorschlage des Propheten nahm während der Nacht der Schmied Mollenhecke mit seinen Gefährten die wiedertäuferischen Prediger, dazu den Propheten Jan von Leyden und Knipperdollink gefangen und am frühen Morgen rief die Trommel in den Gassen von Münster alle Männer zu den Waffen. Bald war die Schaar Mollenheckes und seiner Freunde auf zweihundert angewachsen; aber unter ihnen viele Schwache und gezwungene Wiedertäufer, die den Bischof gern eingelassen hätten in die Stadt. Als sich auch die Freunde des Propheten sammelten und sich bald als stärker an Zahl und thatkräftiger erwiesen, verringerte sich nach und nach der erste Hause und zuletzt flüchtete er sich hundert und fünfzig Mann stark auf das Rathhaus. Aber die befreiten Prediger, der Prophet und Knipperdollink gedachten nicht, sie dort in Ruhe zu lassen. Sie schleppten schweres Geschütz herbei, um das Rathhaus zusammen zu schießen, und eifrig legten die Weiber, unter ihnen ehemalige Nonnen in großer Zahl, ihre Hand mit an zu diesem Werke. Da sahen die Eingeschlossenen, daß es aus war mit ihnen, sie reichten flehend aus den Fenstern ihre Hüte nieder und baten um ihr Leben wegen des Aufruhrs, den sie erhoben hatten; — die Thoren suchten Erbarmen bei den Wiedertäufern, bei Jan von Leyden und Knipperdollink! Vielleicht wäre ihnen dennoch Schonung ihres Lebens geworden; aber an selbem Tage ergriff man einen Dieb mit goldgefüllten Taschen, welcher bekannte, daß er fliehen und dem Bischof habe das Thor öffnen wollen. Das entschied auch für die Gefangenen und die Aeltesten beschlossen, daß zum Schrecken für die Bösen und zur Sicherheit für die Guten die Verräther dem Bruder Knipperdollink zur Vollziehung seines Werkes an ihnen übergeben werden möchten. Zuerst wurden ihrer fünf und zwanzig herausgeführt und an die große Linde auf dem Domhofe gebunden. Es standen da ein Dutzend halbe Hacken wohl geladen; — da trat der Prophet Jan von Leyden vor, deutete auf diese und sprach: „Wer nun Gott einen Dienst thun will, der thue den ersten Schuß auf sie!" Alsbald traten ihrer nicht wenige vor und machten den Qualen der Gebundenen ein Ende. Doch damit nicht zuviel Pulver also verschossen würde, welches man doch besser gegen die Feinde gebrauchen könne, vollzogen Knipperdollink und seine Gesellen an den folgenden sechs und sechzig die Strafe gewohnter Weise. Drei Tage lang dauerte diese Blutarbeit, da wurden die noch Uebrigen als Verführte begnadigt.

So war bis dahin Alles geschehen, was der Prophet Jan von Leyden nur gewollt und vorgeschlagen hatte; aber auch das genügte ihm nicht. Die Aeltesten waren ihm gehorsam und vollzogen nur seine Befehle, die er ihnen im Namen seines Gottes gab; aber dennoch standen sie noch als eine Mittelbehörde zwischen ihm und der unumschränkten vollziehenden Macht und diese verlangte er für sich. Sein Wunsch ward erfüllt; aber nicht durch ihn selbst, sondern durch einen neuen Propheten, der ohne sein Zuthun ihm zuvorkam. Eines Tages im August 1534 erhob sich in der Versammlung der Volksgemeinde auf dem Domhofe Dusentschur aus Wahrendorf, seines Handwerks ein Goldarbeiter, und predigte lange in der Weise Jan von Leydens. Zum Schlusse sprach Dusentschur: „christliche Mitbrüder, der himmlische Vater hat mir geoffenbart und befohlen, euch kund zu thun, daß Jan Bockelson von Leyden, der heilige Mann und Prophet Gottes, von nun an König sein solle über den ganzen Erdkreis; — er soll herrschen über alle Kaiser, alle Könige, Fürsten und Gewaltigen der Welt. Er wird höher sein als alle Obrigkeiten und es soll keiner über ihn sein, er wird den Thron und das Scepter seines Vaters David einnehmen, bis Gott das Reich wiederum von ihm zurückfordern wird." Dann verlangte Dusentschur von einem der Aeltesten die ganz betroffen dabei standen, das Schwert zu-

rück, reichte dieß dem neuen Könige und sprach: „nimm hin das Schwert der Gerechtigkeit und mit ihm zugleich alle Gewalt, wodurch du dir alle Völker der Erde unterwerfen wirst; bediene dich dessen also, daß du Christus bei seiner Wiederkunft zum Gerichte Rechenschaft ablegen könnest von deinem Thun.“ Dann zog Dusentschur eine wohlriechende Salbe hervor, bestrich damit das Haupt des neuen Königs und sprach: „Ich salbe dich im Namen Gottes und auf seinen Befehl und vor dem Angesichte seines Volkes rufe ich dich aus zum König über das neue Zion!“ Wir haben keinen Beweis, daß dieß auf Verabredung geschah; aber Jan von Leyden verstand es meisterlich sich in jeder Lage des Lebens zu seinem Vortheil zu benehmen. Also warf er sich ausgestreckt auf die Erde nieder und flehte in langem Gebete Gott um seinen Segen an, damit er das Volk Gottes in Gerechtigkeit und Billigkeit regieren könne. Dann wandte er sich auch zu den Versammelten und redete folgendermaßen: „Zwar habe ich schon längst aus göttlicher Eingebung gewußt, daß es also kommen werde; aber damit es nicht scheine, als hätte ich aus eigenem Antriebe nach der Regierung über euch getrachtet, darum hat Gott diesen Mann als Propheten aufgerufen, daß er Zeugniß gebe von dem Willen des Vaters. Also ward auch David der Hirtenknabe auf den Befehl Gottes durch den Propheten zum König über Israel gesalbt und oft geschieht es, daß der himmlische Vater so seinen Willen kund thut; wer aber sich dem widersetzt, ladet seine Ungnade und seinen Zorn auf sich, darum warne ich Jeden, der göttlichen Ordnung nicht zu widerstreben; denn die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst und es ist mein Amt die Guten zu schützen und die Bösen zu strafen.“ Das Volk konnte sich von seinem Erstaunen über den wunderbaren Vorgang noch nicht gleich erholen und einige begannen sogar zu murren, aber Jan von Leyden erhob noch einmal zornig drohend seine Stimme und sprach: „Hüte sich ein Jeder dem Rathschlusse Gottes zu widerstreben, denn wenn ihr auch Alle mir widerstündet, so würde ich doch nicht bloß euch und diese Stadt, sondern hinfort auch die ganze Welt beherrschen; denn nochmals sage ich es euch, es ist Gottes Wille, der mich auf den Thron berufen hat.“ Alles verstummte; man wußte aus vielfacher Erfahrung hinlänglich, daß Jan von Leyden solche Worte nicht vergebens zu sprechen pflegte. Alsdann traten auch die Prediger auf und lehrten das Volk, daß Jeremias im Kapitel 23 und Ezechiel im 27, wo sie sprechen von dem gerechten Könige David, den Gott in den letzten Tagen auferwecken würde, von diesem Könige und von dem Volke Gottes im neuen Zion geredet hätten. Drei Tage lang predigten sie auf diese Weise und schärften auch dießmal wieder zum Schlusse ihren Zuhörern das dreizehnte Kapitel des Römerbriefes eifrigst ein.

Den neuen König aber drückten unterdessen die Sorgen der Einrichtung seines Hofstaates. Zuerst ernannte er Bernhard Knipperdollink zu seinem Vicekönig, damit dieser bei der Erweiterung des Reiches und Anhäufung der Regierungsgeschäfte einen Theil derselben übernehmen könne. Bernhard Rothmann ward königlicher Redner und Hofprediger. Der Patrizier und ehemalige Bürgermeister Tilbeck bekam die Würde eines Hofmarschalls und Krechtink, der ehemalige Pastor zu Gildehaus, die eines königlichen Kanzlers. Dann ernannte der König einen Staatsrath von vier Räthen, denen er als Vorsitzenden den Patrizier Christian Kerkerink vorsetzte. Außerdem hatte Jan von Leyden eine zahlreiche Dienerschaft, unter denen sich Christof Waldeck, ein Sohn des Bischofs, durch seine Herkunft und seine schöne Gestalt auszeichnete. Acht und zwanzig Leibtrabanten umgaben den König zu jeglicher Zeit und waren in glänzende Farben hellblau und roth gekleidet. Auch im Kriegswesen der Stadt nahm Jan von Leyden manche Veränderungen vor. Zwar behielt er für sich unmittelbar den Oberbefehl; aber er ernannte neue Befehlshaber, unter ihnen verschiedene Adelige, überhaupt solche, die der Sache besser kundig und ihm unbedingt ergeben waren. Zu seinem Hofstaat, der mit allen dienenden Personen eine bedeutende Anzahl ausmachte, kam dann noch derjenige der Königin Divara hinzu. Zwar nahm der König nach und nach immer mehr Weiber und ihre Zahl stieg bis auf sechszehn, deren Namen uns noch erhalten sind; aber nur Divara führte den Namen der Königin und nur sie hatte einen Hofstaat, zu welchem die anderen königlichen Weiber mit hinzugerechnet werden konnten. Herkunft und ehemaliger Stand galten im Wiedertäuferreiche nicht mehr; unter diesen Frauen, von denen, außer Divara selber, keine das zwanzigste Lebensjahr überschritten hatte, befanden sich ehemalige Dienstmädchen und Patriziertöchter. Ein Hauptvergnügen derselben bestand im Tanze nach einer Hausorgel; denn obwohl Jan Mathiesen zuerst im wilden Grimme allen weltlich eiteln Tand zerschlagen und verbrannt hatte, so war doch diesem oder jenem Instrumente, vielleicht anfangs unbemerkt, Schonung widerfahren. Unter denselben hatte Jan von Leyden für seine Weiber diese Orgel erwählt und Johann Buschoduck, der Organist, ergötzte die königlichen Ohren im Spiele derselben alle Tage meisterlich. Jan von Leyden war prachtliebend und es mochte ihn längst verdrossen haben, daß das zusammengehäufte Gold und Silber und die ehemaligen priesterlichen Meßgewänder also nutzlos dalägen, deßhalb wollte er das Alles besser verwenden. Die gewöhnlichen Wiedertäufer trugen als Erkennungszeichen um den Hals ein Band mit einem Metallstückchen daran, mit den Buchstaben D. W. W. F. d. h. das Wort ward Fleisch und an der andern Seite U. W. I. U. und wohnt in uns; aber Jan von Leyden ließ sich von einem kunstreichen italienischen Goldschmiede, der damals in Münster verweilte, zwei prächtige Kronen von feinstem Golde verfertigen. Um den Hals trug er eine schwere goldene Kette, und an derselben hing eine Weltkugel von zwei Schwertern durchstochen. Zwischen den Handgriffen derselben auf der Kugel war ein goldenes Kreuz und um dasselbe die Worte eingravirt: „Ein König der Gerechtigkeit über Alles.“ Das Schwert an der Seite des Königs stak in einer goldenen Scheide, seine Finger waren schwer und steif von Ringen und seinen Siegelring allein schätzte man auf den Werth von zwei und zwanzig Goldgulden. Zu solchem Goldschmucke paßte auch die übrige

Kleidung des Königs. Bald trug er ein purpurnes, ganz mit Gold und Silber durchwirktes Gewand, bald eins von schwarzem Sammet mit feinen Spitzen besetzt, bald ein seidenes und liebte überhaupt darin die Abwechslung.

Zu seinem Pallaste ersah er sich die Curie des Domherrn Melchior von Büren und ließ von diesem Hause aus einen Durchgang brechen zu einem benachbarten, in welchem die Königin Divara mit ihrem Hofstaat wohnte. Dreimal in der Woche zog der König, von seinem ganzen Gefolge umgeben, von seinem Pallaste aus auf den Markt und setzte sich dort auf den Thron, um unter freiem Himmel Gericht zu halten über alle Uebertreter der wiedertäuferischen Gesetze. An solchen Gerichtstagen wurde alle nur erdenkliche Pracht entfaltet und die ehemaligen Meßgewänder der Priester leisteten dabei zweckmäßige Dienste. Bei diesen Aufzügen kam auch die Musik wieder zu Ehren, welcher Jan von Leyden überhaupt viel mehr zugethan war, als sein Vorgänger Jan Mathiesen. Was aber an solchen Tagen auf dem Markte verhandelt wurde, das möge zur Ehre der Menschheit ein tiefes Schweigen bedecken. Außer den Gerichtsverhandlungen fanden auf demselben Platze auch andere Zusammenkünfte statt, insbesondere die gottesdienstlichen; denn die Kirchen, sagten sie, seien besudelt mit dem Götzendienste der Papisten und der Lutheraner; niemals versammelten die Wiedertäufer sich darin, vielmehr benutzten sie die Steine derselben zur Ausbesserung der Mauern der Stadt. Zu den gottesdienstlichen Versammlungen und Predigten kam auch die Königin Divara mit ihrem Hofstaate auf den Markt und saß dann auf einem kleinen mit Pelzwerk reich bedeckten Pferde, welches ihr Läufer am Zügel führte.

III.

Mit Schmerz und Zorn vernahm der Bischof Franz von Waldeck die Nachrichten der Ueberläufer, denen es dann und wann gelang, die Wachsamkeit der wiedertäuferischen Posten zu täuschen und aus dem Königreich zu entkommen; denn den freien Raum, welcher von den Wällen und Gräben der Stadt sich ausdehnte bis ans Lager des Bischofs und von den Kanonen der Wiedertäufer bestrichen ward, nannten die Belagerer spottweise das Königreich. Trotz ihres Spottes aber blieben sie dem Königreiche lieber fern; das Betreten desselben brachte Manchem den Tod. Den Sommer hindurch sammelte der Bischof neue Kraft, seine Boten gingen zu den Reichsständen nah und fern; aber die Hülfe derselben kam nur saumselig an, dagegen jammerten die Einwohner des Fürstbisthums Münster unter der drückenden Kriegssteuer. Gegen Ende August war nach langen fruchtlosen Versuchen und Bitten um Hülfe die bischöfliche Macht nach manchen Verlusten wieder so weit erstarkt, daß ein Sturm mit einiger Aussicht auf Erfolg schien unternommen werden zu können. Noch einmal schickte der Bischof eine Gesandtschaft in die Stadt und ließ den Wiedertäufern Gnade anbieten, wenn sie zur Sühne ihres Aufruhrs und ihrer Gottlosigkeit die Rädelsführer auslieferten; allein der König erwiederte, er erfreue sich mit seinem Volke der Gnade des himmlischen Vaters und bedürfe darum der Gnade eines Menschen nicht, besonders eines solchen, auf dessen Haupt er den Vorwurf der Gottlosigkeit mit allem Rechte zurückschleudere. Also begann am 28. August 1534 aus allen Belagerungsgeschützen das Feuer auf die unglückliche Stadt und währte drei Tage hindurch. Auch die Wiedertäufer antworteten; doch wollten sie ihre Kräfte schonen für den nachfolgenden Sturm, den sie nach der Aussage der Ueberläufer erwarten durften, und deßhalb auch wurden die während des Tages schadhaft gewordenen Stellen bei Nacht nur von den Weibern und Knaben ausgebessert, denen nur einige sachkundige Männer als Führer der Arbeit vorgesetzt waren. Aber trotzdem erlitten die Mauern große Beschädigungen und einige Thore waren fast ganz zerschossen.

Am 31. August des Morgens um 5 Uhr gab die große hessische Kanone, de düvel (der Teufel) genannt, welche der Landgraf Philipp geschickt hatte, das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Alsbald ordneten sich die Schaaren der Belagerer zum Sturme und nach wenigen Minuten waren sie trotz des heftigen Feuers der Wiedertäufer bis an die Stadtgräben vorgedrungen. Sie warfen ihre Faschinen hinein, um sie durchwadbar zu machen, Einige schwammen hinüber, zogen die Leitern nach sich und suchten sie an die Mauern zu setzen, und es schien, als vermöchten die Belagerten sie nicht mehr abzuwehren. Aber es war nur ein Schein; denn mit ruhigem Blicke ließen die Wiedertäufer sie so weit herankommen, bis sie eine möglichst große Zahl auf einmal verderben konnten, dann faßten sie mit ihren langen eisernen Haken die Leitern und stürzten sie rücklings um. Der furchtbarste Tod ward den Belagerern von der Hand der Weiber angethan, welche Gefäße mit siedendem Kalk über den Häuptern der Heransteigenden entleerten, oder brennende Pechkränze auf sie niederwarfen. Vergebens war alles Bemühen, wenn ein solcher Kranz einmal gefaßt hatte, sich von ihm losmachen zu wollen; die Unglücklichen flohen, aber der Luftzug mehrte den Brand und die Schmerzen machten sie wie wahnsinnig, daß sie sich mit entsetzlichem Geschrei unten im Grase wälzten, bis sie starben. Am andern Morgen fand man das Gras an solchen Stellen versengt wie Heu. Zwischen dem Neubrücken- und dem jetzt nicht mehr vorhandenen Kreuzthor ließen die Wiedertäufer die Feinde ruhig die Mauer ersteigen und einen ganzen Haufen eindringen; aber eine Mine platzte unter ihren Füßen und ringsum knatterten die Gewehre der Wiedertäufer, so daß auch nicht ein einziger Mann der Eingedrungenen entkam. Unterdessen hielt der König mit dem Kern der Mannschaft auf dem Markte, um zu jeder Zeit der etwa bedrängten Stelle Hülfe zu bringen; aber an keinem Punkte bedurften die Angegriffenen solcher Hülfe. Alle Stürme waren vergebens und bald nach Mittag erklang das Signal der Belagerer zum Abmarsch, die Wiedertäufer aber stellten sich auf die Wälle und noch im Lager hallten den Soldaten die Klänge ihrer Siegeslieder in die Ohren, und mit grimmigem Zorne erkannten Manche die ergreifenden Töne des lutherischen Chorales: Eine feste Burg ist unser Gott.

Von dem Belagerungsheer waren allein zwei und vierzig Offiziere gefallen, von den Wiedertäufern wurden in Allem sechszehn Mann vermißt. Von da an mußte sich der

Bischof auf eine Einschließung der Stadt beschränken und zu diesem Zwecke wurden sieben feste Blockhäuser um dieselbe erbaut. Aber trotz des glänzenden Sieges der Wiedertäufer gegen die äußeren Feinde verhehlten sich die Klügeren und vor Allen Jan von Leyden die inneren Feinde nicht; denn Haß und Neid und Mißgunst standen zu deutlich auf den Gesichtern geschrieben. Weder Rothmanns Predigten und seine Streitschriften gegen die Theologen von nah und fern, noch die prächtigen Aufzüge und das Gerichthalten des prophetischen Königs vermochten auf die Dauer die Gemüther zu befriedigen, sie bedurften eines neuen stärkeren Reizes. Dazu kam für manche Nichtbethörte das bleiche Schreckbild des in der Ferne drohenden Hungers und für Alle ein neuer Zwist zwischen dem Könige und Knipperdollink. Deßhalb war es jenem aufs Höchste erwünscht, als eines Tages der Prophet Dusentschur aus Wahrendorf zu ihm trat und sprach: „Das Wort Gottes in der heiligen Schrift ist der Erfüllung nahe, darum befiehlt dir Gott, daß du auf dem Berge Zion ein Abendmahl bereiten sollst für alle Brüder und Schwestern in dem Herrn; denn dort will der Vater die Prediger seines Wortes und die Apostel, die er erwählt hat, öffentlich nennen und aussenden in alle vier Gegenden der Welt.“ Der König stimmte von ganzem Herzen zu, denn kaum konnte ein wirksameres Mittel gefunden werden, alle Unzufriedene und ihm Gefährliche auf ein Mal zu entfernen, und deßhalb bot er alle Mittel auf, dieses Mahl auf dem Berge Zion, nämlich dem Domhofe, mit möglichstem Aufwande anzustellen. Am dreizehnten Oktober ging der Prophet Dusentschur des Morgens um neun Uhr durch die Gassen der Stadt und lud mit Trompetenschall alle Männer und Weiber zum Gastmahl auf dem Berge Zion zusammen. Nur diejenigen waren ausgeschlossen, welchen für jenen Tag die Wache anvertraut war. Der König Jan von Leyden kleidete sich mit aller nur erdenklichen Pracht, über einem purpurnen Gewande trug er einen seidenen, mit Silber durchwirkten Mantel, sein Haupt bedeckte die Krone und wo nur an ihm ein Raum sich eignete zu einem goldenen Schmucke, da war er mit Ketten und Ringen reichlich versehen. Aehnlich war auch die Königin Divara geschmückt und zwei und dreißig kostbar gekleidete Reiter umgaben das königliche Paar. Als Alle versammelt waren, gab der Hofmarschall Tilbeck mit seinem Stabe das Zeichen zum Anfang und der König, mit seinem Gefolge, ging an den langen Tischen hernieder und theilte selber die Speisen aus. Es war Alles reichlich, wie es ein guter westphälischer Magen verlangt. Nach dem Essen wurden in großen Körben runde ungesäuerte Kuchen von Weizenmehl hergebracht und dazu Wein in genügender Menge. Die Kuchen nahm der König Jan von Leyden, brach sie und ging abermals um die Tische und gab einem Jeden ein Stück davon, indem er dabei die Worte der Bibel sprach: „Nehmet hin und esset und verkündiget dabei den Tod des Herrn!“ Ihm folgte die Königin Divara mit dem Becher, reichte ihn Allen dar und sprach: „Trinket Alle daraus und verkündiget dabei den Tod des Herrn!“ Die Zahl der waffenfähigen Männer bei diesem Abendmahl ergab sich auf sechszehnhundert Mann, ungerechnet die Greise und Knaben, die man auf vierhundert anschlug, der Weiber waren über fünftausend.

Nachdem das Abendmahl also vollendet war, stimmte der König das Lied an: Allein Gott in der Höh' sei Ehr! und die Versammlung fiel andächtig ein. Dann fragte der König mit lauter Stimme, ob Alle bereit wären, dem Worte Gottes zu gehorchen, und Alle erwiederten, sie wären nicht allein bereit zum Gehorsam, sondern zum Gehorsam bis in den Tod. So war der günstige Augenblick für die Botschaft des Propheten Dusentschur erschienen und dieser redete nun von einem erhöheten Ort zu der versammelten Gemeinde mit folgenden Worten: „Der himmlische Vater hat mir sieben und zwanzig Männer als seine Apostel geoffenbart und geboten, daß sie nach allen vier Gegenden der Erde ausgehen und unsere Lehre vom Herannahen des Reiches Gottes verbreiten sollen. Seine Engel werden sie unter den Schatten ihrer Flügel nehmen und es soll ihnen kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden. Wenn aber an irgend einem Orte die Obrigkeit ihr Evangelium nicht annehmen will, so sollen sie daselbst zum Zeugniß über sie einen Goldgulden unseres Gepräges zurücklassen, sie sollen den Staub abschütteln von ihren Kleidern und ausziehen an einen andern Ort.“ Dann las Dusentschur die Namen der sieben und zwanzig Propheten, und als sie vor ihn traten, sprach er zu ihnen: „Gehet hin in alle Städte und verkündigt das Wort Gottes.“ Er selber war mit unter ihnen. Nach ihm trat noch Jan von Leyden auf die Kanzel und redete die versammelte Gemeinde an: „Lieben Brüder, wenn ein Ausfall gegen die Feinde für zweckmäßig befunden würde, wollet ihr das thun?“ Alle erklärten dazu ihre Bereitwilligkeit und dann verlief sich die Menge.

Der König jedoch und die Königin mit dem ganzen Hofstaate setzten sich wiederum zu Tische, da sie vorher die Andern bedient hatten. Während des Mahles sagte der König, der himmlische Vater habe ihm noch ein Geschäft aufgetragen. Er erhob sich, schritt durch die Reihen und bemerkte an der Tafel einen Soldaten des Belagerungsheeres, der an jenem Tage übergelaufen und von den neuen Freunden sogleich zu Tische gezogen war. Jan von Leyden trat auf ihn zu und fragte: „Freund, weß Glaubens bist du?“ Der trunkene Soldat erwiederte, er wisse Nichts vom Glauben, er habe nur Saufen und Spielen gelernt. Jan verbiß seinen Zorn und fragte weiter: „Wie bist du denn hergekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?“ Der Soldat erwiederte, er sei nicht geladener Weise und freiwillig zu dieser lüderlichen Hochzeit gekommen, sondern die Andern hätten ihn mit herzugezogen. Das war mehr, als der Gleichmuth des Wiedertäuferkönigs zu ertragen vermochte, er ließ den Soldaten zu sich herschleppen und schlug ihm selber auf der Stelle den Kopf ab. Damit war die Fröhlichkeit des Festes zu Ende und zur guten Stunde traten die zum Auszuge in alle Welt bestimmten Apostel wieder herzu, welche inzwischen von ihren Weibern, deren sie zusammen hundert vier und zwanzig besaßen, den letzten Abschied genommen hatten. Jan von Leyden trat auf die Kanzel und die sieben und zwanzig Männer vor ihn, und alsdann sprach

er: „Geht hin und bereitet uns den Ort, wir wollen mit Wehr und Waffen zu seiner Zeit nachkommen und eure Verächter hinrichten oder mindestens mit dem Degen in der Faust sie uns unterthan machen.“ Die Nacht war dunkel und begünstigte also das Durchschlüpfen der Apostel durch die Wachen, sie gelangten glücklich durch die Verschanzungen des Belagerungsheeres.

Aber die acht Apostel, welche nach Coesfeld bestimmt waren, kamen auch nur so weit; denn schon am andern Tage fing man sie und machte ihrer Sendung ein Ende durch den Tod. Nach Soest zogen sieben, unter ihnen Dusentschur, und traten unerschrocken in das Stadthaus, wo der Rath zur Sitzung versammelt war. Sie legten, nach Jan von Leydens Weise, ihre Röcke ab auf die Erde und stellten sich darauf, warfen ihre Goldmünzen hin und fingen an zu reden. Verwundert staunten die Väter der Stadt ob solches Treibens, aber nach den ersten Worten erkannten sie, weß Geistes Kinder diese Apostel seien. Sie wurden ergriffen und auch hier bald getödtet. Mehr Erfolg hatten die sechs Männer, welche nach Wahrendorf zogen, denn der größere Theil dieser Stadt war der neuen Lehre zugethan. Deßhalb fielen die Predigten der Apostel in Wahrendorf auf einen günstigen Boden und der Stadtrath selber beschloß, diese sechs Männer als rechtschaffene und der wahren Lehre wohl kundige Prediger in der Stadt zu behalten und sie gegen jeglichen Feind zu schützen. Allein das bekam ihnen übel. Auf die traurige Nachricht ließ der Fürstbischof Franz, obwohl selber krank an Leib und Seele, sogleich einen Theil des Belagerungsheeres von Münster gegen Wahrendorf aufbrechen. Noch weigerten sich die Wahrendorfer, sich zu ergeben und die sechs Prediger auszuliefern; da wurde das schwere Geschütz aufgefahren und in wenigen Stunden lagen die Thore in Trümmern. Die Gefahr der Plünderung schwebte drohend über den Häuptern der Bewohner von Wahrendorf; aber zur guten Stunde noch besannen und ergaben sie sich, und am selben Tage, an dem die Belagerung begonnen, zog Franz von Waldeck mit seinem Heere in die Stadt. Am folgenden Tage ward auf dem Markte ein Gerüst erbaut, rund umher das ganze Belagerungsgeschütz aufgestellt und in die Luft abgefeuert, daß von dem dröhnenden Knall die Fensterscheiben klirrend zusammenbrachen. Auf dem Gerüste aber stand Meister Statius und nach dem Schießen begann seine Blutarbeit. Unter den sechs Aposteln war ein junger Mann von adeliger Herkunft, Dietrich von Alffen, dessen Anstand und Gesichtsbildung die Gemüther Aller für ihn einnahm, so daß Viele zum Fürstbischof traten, um ihre Fürbitte einzulegen für diesen Jüngling. Selbst Meister Statius ward weich und redete dem jungen Manne zu, er solle die Wiedertäuferei abschwören, dann würde ihm Gnade zu Theil werden; aber Alffen sprach unerschrocken und beharrlich, er wolle nicht abschwören, sondern das Geschick seiner christlichen Brüder theilen. Also geschah ihm nach seinem Willen.

Am merkwürdigsten erging es den sechs Männern, welche nach dem Norden bestimmt waren und zuerst nach Osnabrück kamen. Sie traten in das Haus eines Mannes, Namens Otto Spieker, der ihnen als ein Freund ihres Glaubens genannt war, und warfen zum Zeugniß ihrer Sendung ihm zwei goldene Münzen vor die Füße. Otto Spieker hob sie ruhig auf, dann aber sprach er: „Euer Geschenk ist mir zwar ganz lieb, doch warne ich euch, daß ihr euch hier nicht blicken laßt, sonst möchte es euch übel ergehen.“ Die sechs Apostel achteten dessen nicht, sondern gingen sofort hinaus, vertheilten sich durch die Straßen und augenblicklich erscholl ihr entsetzliches Geschrei: „Thut Buße, thut Buße; bessert euch, bessert euch!“ Bald sammelte sich um sie ein großer Haufe Volks und begleitete sie bis auf den Markt. Dort legten die Wiedertäufer ihre Röcke auf die Erde und stellten sich darauf, ihre Goldmünzen warfen sie daneben und begannen zu predigen. Ihr Anhang mehrte sich von Minute zu Minute, da ließ der Rath durch seine getreuen Diener die sechs Männer ergreifen und nach dem Bucksthurme abführen. Der ganze Haufe zog mit und sang unterwegs Psalmen und Bußlieder; aber dennoch schloß sich das Thor des Thurmes hinter den Gefangenen. Stundenlang standen noch Volkshaufen umher, unter ihnen besonders die Tuchmacher und Metzger, und dachten auf Befreiung der Gefangenen; aber sie wagten keinen Sturm auf das Gefängniß, sondern beschloßen am andern Tage die Prediger zu erretten, wenn sie nach dem zwei Stunden entfernten Iburg abgeführt werden sollten. Dort nämlich, im Fürstenthum Osnabrück, hielt Franz von Waldeck sich gemeiniglich auf, da er die bischöfliche Würde von Osnabrück mit der von Münster vereinte. Aber auch der Stadtrath erfuhr den Anschlag der Volkshaufen und schickte einen Eilboten an den Bischof mit dem Ersuchen, seine Reiter nicht an das Thor nach der Seite von Iburg, sondern an ein anderes zu schicken. Also geschah es. Beim ersten Morgengrauen langten die bischöflichen Reiter mit einem Wagen dem Bucksthurme gegenüber an, in aller Stille wurden die Gefangenen, mit Ketten gefesselt, an Stricken aus dem Thurme niedergelassen und auf einem Nachen über den Graben gesetzt. Dort nahmen die bischöflichen Reiter sie in Empfang und waren längst mit ihnen auf dem Wege nach Iburg, als die Volkshaufen in Osnabrück am Thore noch immer ungeduldig warteten, daß der Stadtrath nun doch bald die Gefangenen würde abführen lassen. Endlich wurden sie enttäuscht und verliefen sich ruhig wieder heim. Also hängt oft das Geschick vieler Menschen an der Persönlichkeit eines Mannes oder dem Mangel desselben: hätte in Osnabrück die furchtbare Thatkraft eines Mannes wie Jan Mathiesen den unentschiedenen Neigungen der Menge am Tage vorher die Richtung gegeben, so würde vielleicht Osnabrück das Schicksal von Münster getheilt haben. Dann aber war es ein Kleines, den entsetzlichen Brand durch ganz Westphalen anzufachen.

Die Gefangenen nahten sich dem Schlosse Iburg. Der Bischof stand auf der Mauer und sah sie herankommen, da rief ihm einer der Gefangenen in lateinischer Sprache zu: „Hat nicht der Fürst die Macht, den Gefangenen frei zu lassen?“ Diese Worte erregten die Aufmerksamkeit des Bischofs, er ließ die anderen fünf Männer in die Hände des Meisters Statius übergeben und befahl, jenen Sprecher zu ihm zu bringen. Es war ein ehemaliger Schullehrer, Na-

mens Heinrich Gräs, und er sagte aus, daß er nur durch Verführung und Zwang die ganze Sache mitgemacht habe, nun aber bereit sei, das Geschehene durch die That wieder gut zu machen. Man gab ihm darauf Papier in sein Gefängniß, er setzte einen Bericht über die Wiedertäuferei auf und, weil man daran in ihm einen fähigen Mann zu erkennen vermeinte, verabredete der Fürstbischof mit ihm einen Plan, um vollständig hinter alle Entwürfe des Wiedertäuferkönigs zu kommen. Heinrich Gräs ward in Ketten geschlossen, auf einen Wagen gesetzt und dieser Wagen ins sogenannte Königreich bis nahe an das Thor von Münster geschoben. Am Morgen sahen die Wiedertäuferwachen zu ihrem großen Erstaunen den Wagen ohne Zugthiere dort mitten auf dem Wege stehen und erkannten auf demselben den ehemaligen Apostel Heinrich Gräs. Sie öffneten das Thor und Einige von ihnen zogen mit Psalmen und Lobgesängen den Wagen mit Gräs in das Thor und führten diesen zum König. Erstaunt fragte Jan von Leyden, was da vorgefallen sei, und Heinrich Gräs erzählte ihm das Schicksal der Apostel, was sich in Osnabrück und nachher mit ihnen zugetragen habe. Er allein sei gerettet durch Gottes wunderbare Hülfe. Erst da ließ ihm der König die Ketten abnehmen und Heinrich Gräs fuhr nun mit vielen Thränen und Lob und Dank gegen Gott also fort: in der vorigen Nacht sei er im Kerker zu Iburg sanft entschlummert, da sei auf einmal sein dunkles Gefängniß hell geworden von einem überirdischen Lichte, ein Engel sei herangetreten an sein Lager, habe ihn bei der Hand gefaßt und hinausgeführt durch alle verschlossenen Thüren und durch alle Wächter und also befreiet von der Grausamkeit der Gottlosen. Ferner aber habe der Engel ihn auch außerhalb des Gefängnisses nicht weilen lassen wollen unter diesen, sondern habe ihn hoch durch die Lüfte mit sich geführt und auf dem Wagen nahe beim Thore niedergesetzt. Zu Urkund dessen, daß dieses Alles also geschehen sei, habe ihn der Engel nicht seiner Ketten entledigt, damit die Gemeinde Gottes im neuen Zion erkenne, was Großes der Herr an einem ihrer Mitbrüder gethan und wie er auch sie Alle erretten wolle aus allen ihren Gefahren. Einigen wenigen Hofleuten kam die Sache etwas bedenklich vor; aber Heinrich Gräs spielte im Ganzen seine Rolle so gut, daß das ganze Volk und vor Allen der König fest überzeugt waren, also sei es geschehen. Dieser hielt in allen seinen Reden und Predigten den Heinrich Gräs allem Volke als ein Muster des festen Gottvertrauens vor, und Rothmann und die anderen Prediger folgten diesem Beispiele. Der König zog den Heinrich Gräs unbedingt in sein Vertrauen, erzählte ihm alle seine Hoffnungen, die er auf Wesel, Deventer und Amsterdam, überhaupt auf die Wasserstädte, wie die Wiedertäufer sie nannten, setzen könne und wie er bald von ihnen Entsatz hoffen dürfe.

In der That waren diese Hoffnungen nicht ungegründet; aber dem neuen Propheten Heinrich Gräs ward es oft ein wenig enge in der Brust, wenn er daran dachte, wie so leicht ein Ueberläufer kommen und ihn entlarven könne. Deßhalb mußte er nun den zweiten Theil seines schlau angelegten Planes ausführen. Er trat zum Könige Jan von Leyden und erbot sich zum Gesandten an die Freunde der Wiedertäuferei in Wesel und in den niederländischen Städten. Nichts konnte dem Könige erwünschter sein, da er ja doch meinte, daß der Schutz Gottes auf so sichtbarliche Weise mit Heinrich Gräs sei, und er stellte ihm sogleich eine Vollmacht aus, welche also lautete: „Wir Jan Bockelson von Leyden, König der Gerechtigkeit in dem neuen Tempel und Diener des allerhöchsten Gottes, thun allen christlichen Mitbrüdern, welche mit uns in einer Verbindung stehen, durch gegenwärtiges Schreiben kund und zu wissen, daß wir den Inhaber desselben, Heinrich Gräs, als einen Propheten, der durch den Geist des himmlischen Vaters erleuchtet ist, in unserem Namen zu dem Ende abgesendet haben, daß er allen Brüdern, die durch ganz Deutschland hin und her zerstreut sind, die Worte des Lebens lehre, zur Vermehrung unseres Reiches sie versammele und mit ihnen alle göttlichen Befehle, wie auch die unsrigen ausrichten solle. Wir wollen und verlangen daher, daß ihr demselben in allen Stücken, die zu unserem Reiche gehören, eben solchen Glauben beimessen sollt, als hätten wir selber es gesagt.

„Geschrieben zu Münster, der Stadt Gottes, und mit unserem Siegel bekräftigt. — Im Jahre unseres Alters sechs und zwanzig, unserer Regierung im ersten und am zweiten Tage des ersten Monats in dem Jahr nach der Geburt Jesu Christi, des Sohnes Gottes, 1535."

Dann entließ der König seinen Vertrauten, und damit er sicher durch das feindliche Heer hindurch käme, befahl er, daß man zu einem entgegengesetzten Thore hinaus einen Ausfall und Waffenlärm machen solle. Alles gelang nach Wunsch, Heinrich Gräs passirte glücklich das Heer, ohne gesehen zu werden und eilte geraden Weges zum Bischof, der wieder in Iburg war, und offenbarte ihm alle Anschläge der Wiedertäufer. Der Plan war so wohl gelungen, daß Beide ihn fortsetzten, und Heinrich Gräs zog nun abermals als Wiedertäufer aus nach Wesel, um dort den ganzen Heerd der Wiedertäuferei in die Hände des Herzogs von Jülich zu liefern. Das königliche Beglaubigungsschreiben gewann dem Boten Heinrich Gräs das Vertrauen der Wiedertäufer; aber als sie gerade zum Losschlagen bereit waren, kam der Herzog mit seinen Reiterschaaren heran und die ganze Erhebung ward im Keime erstickt. Sechs der angesehensten Bürger von Wesel wurden enthauptet, die Andern baten um Gnade und erhielten sie, nachdem sie in weiße Leinen gehüllt, Kirchenbuße gethan hatten. Aehnlich wie in Wesel, erhoben sich die Wiedertäufer in einer Stadt Hollands nach der andern und Amsterdam ward einige Monate später nur dadurch gerettet, daß ein betrunkener Rathsdiener zufällig das Seil der Rathsglocke in das Thürmchen derselben hinaufgezogen hatte; denn mit dieser sollte das verabredete Zeichen gegeben werden, und als es ausblieb, fielen die Wiedertäufer vereinzelt in die Hände des Stadtraths. Dennoch hielten sich vierzig Wiedertäufer viele Stunden lang muthig im Rathhause und schlugen unter Absingung von Bußpsalmen alle Angriffe der bewaffneten Bürgerschaft zurück. Erst als die Belagerten bis auf wenige todt oder sterbend da lagen, gelang es den

Angreifenden, die Thüren zu zertrümmern und jene zu binden. Die Rache an den Gefangenen überstieg Alles, was menschlich ist. Man legte sie lebendig auf eine Fleischbank, zerschnitt ihnen die Brust, riß das Herz heraus und schlug sie mit demselben ins Angesicht.

Wenn auch die Nachrichten von außen her immer ungünstiger für die Erhebungen der Wiedertäufer lauteten, so half das doch dem Fürstbischof Franz von Waldeck gegen Münster Nichts. Das Bisthum konnte die Kriegssteuer fast nicht mehr aufbringen, längst hatte man die Kelche aus den Kirchen genommen und für ihre Wiederherausgabe eine schwere fast unerschwingliche Kleinodiensteuer auferlegt; aber dieser Krieg war wie ein unersättlicher Strudel, der Alles verschlang. Jeder Sturm, jedes große oder kleinere Treffen bei einem Ausfall der Wiedertäufer war einer Niederlage der Lanzknechte gleich zu achten; dazu kamen dann die häufigen, immer wiederholten Desertionen und die Räubereien der Soldaten gegen Freund und Feind. Die Stände des westphälischen Kreises hatten schon bedeutende Beisteuern zu diesem Kriege gegeben, deßhalb mußte der Fürstbischof die Reichshülfe in Anspruch nehmen, denn sein Heer drohte wegen rückständigen Soldes auseinander zu laufen. Im December des Jahres ward zu Koblenz ein Kreistag gehalten, welchen außer dem westphälischen auch die beiden rheinischen Kreise und die vier Kurfürsten beschickten. Niemand verhehlte sich die Gefahr, man beschloß neue Kräfte und Mittel aufzubieten und traf Fürsorge für den Fall, daß die unglückselige Krankheit aufs neue auch an andern Orten ausbrechen möchte. Dennoch konnte der Bischof nicht mehr erlangen, als daß es ihm durch diese Bewilligungen möglich ward, die Einschließung fortzusetzen, und an eine Einnahme der Stadt durch einen Sturm war nicht mehr zu denken. Auch an den Papst wandte sich der Bischof, er beschrieb ihm ausführlich die gefährliche Lage der Dinge und bat ihn flehentlich um Unterstützung. Seine Bitten waren nicht ganz vergeblich; aber eine mächtigere Hülfe, als alle diese Beisteuern, erwuchs dem Fürstbischof Franz von Waldeck in dem neuen Zion selber: es war der Hunger.

IV.

Bei dem Beginne der Belagerung der Stadt Münster hatten die Wiedertäufer sich bemüht, noch zur letzten Stunde möglichst viele Lebensmittel in ihre Stadt zu bringen; denn trotz ihres Vertrauens auf eine wunderbare Errettung durch Gottes unmittelbare Hülfe, trotz ihrer im Anfang gar nicht so unbegründeten Erwartung des Entsatzes durch ihre Freunde in Holland und Westphalen, trotz aller ihrer Thorheiten versäumten sie Nichts, was dazu gehörte, um sie durch ihre eigene Kraft zu schützen. Anfangs war auch die Umzingelung nicht überall so geschlossen, daß nicht noch immer einiger Raum zum Verkehr mit dem platten Lande und anderen Städten und zur Herbeischaffung von Lebensmitteln gestattet war; allein mit dem Ende des Jahres 1534 hörte dieß auf, denn es blieb dem Fürstbischof kein anderes Mittel, als das Aushungern der Stadt. Da begann bald die Nahrung zu fehlen und immer trüber wurden die Aussichten in die Zukunft. Dazu kamen die Nachrichten von Wesel und anderen Städten und es war bald kein Zweifel mehr, daß Heinrich Gräs ein Betrüger gewesen und die letzte Hoffnung vereitelt habe. Still schlichen die bleichen abgezehrten Gestalten an einander vorüber und Keiner wagte es, dem Andern sein Leid zu klagen, denn dem Murren folgte der Tod. Zum Kampfe der Waffen kam es nicht mehr, denn die Belagerer scheuten den Angriff und zu einem Ausfall mit aller Macht konnte sich Jan von Leyden nicht entschließen. Desto lebendiger war in dieser Zeit der Streit durch Wort und Schrift zwischen den Wiedertäufern und dem Landgrafen Philipp von Hessen und seinen Theologen. Jan von Leyden hoffte noch immer auf den Uebertritt dieses Fürsten und schrieb ihm deßhalb Briefe. In diesem redete er ihn nach seiner plattdeutschen Mundart an: Leve Lips, d. h. lieber Philipp, und rieth ihm das Studium der Propheten des alten Testamentes und der Offenbarung Johannes an, dann werde er übertreten zu ihnen; aber der Landgraf bewies dafür in sehr ausführlichen theologischen Aufsätzen nach der Bibel, daß die Wiedertäufer im Unrechte wären. Er, so wenig wie seine Theologen, scheinen daran gedacht zu haben, daß statt durch ausführliche Abhandlungen der gelehrtesten Theologen die Wiedertäufer viel bündiger und schlagender widerlegt werden könnten und müßten durch den einfachen Sinn jedes Bürgers und Bauern, durch den ganz gewöhnlichen Menschenverstand des bürgerlichen Lebens, der die Wiedertäuferei kurzweg eine Narrheit genannt hätte. Eben diese Widerlegungen sind auf der andern Seite ein Zeugniß der Zeit, aus welcher eine solche giftige Pflanze, wie die Wiedertäuferei, emporwachsen konnte.

Trotz der häufigen Todesstrafen im neuen Jerusalem entging dem Könige das Murren Einiger nicht und deßhalb hielt er die Wiedertäufer durch Arbeiten an der Befestigung der Stadt in immer lebendiger Thätigkeit und ersann immer neue Dinge, um die Aufmerksamkeit abzulenken. Er veränderte alle Namen der Stadt, dann ernannte er kraft seiner Würde, als künftiger König des ganzen Erdkreises, zwölf Herzöge und vertheilte unter sie die nächst gelegenen deutschen Länder, nur Hessen ließ er dem Landgrafen, weil er noch auf dessen Bekehrung hoffte. Durch solche Dinge wurden die Gemüther für eine Weile aufs Neue erregt, aber dann empfand man die Noth bitterer als vorher. Da verkündete der König, der himmlische Vater habe ihm auf das Osterfest die Erlösung der Wiedertäufer verheißen; aber das Osterfest nahte heran, der 28. März des Jahres 1535, und es zeigte sich nirgends ein Schimmer von Hülfe und Rettung. Zwar nahmen am selben Tage die Wiedertäufer in Westfriesland das alte Kloster bei Sneek ein und hielten sich dort drei Tage lang gegen eine vielfach überlegene Macht; aber den unglücklichen Bewohnern von Münster kam davon Nichts zu Gute. Dennoch wußte sich Jan von Leyden auch bei dieser fehlgeschlagenen Hoffnung zu helfen, er lag sechs Tage krank und dann trat er vor die Gemeinde der Wiedertäufer und sagte, der himmlische Vater habe die Last aller Sünden des Volkes im neuen Zion auf seine Schultern gelegt und er sei schier erlegen unter dieser Bürde; aber der Vater habe Erbarmen gehabt mit ihm und ihnen seien nun alle Sünden

verziehen. Denn so und nicht anders seien seine Worte zu verstehen, er habe nicht geredet von einer Befreiung aus leiblicher Noth, sondern von der Last ihrer Sünden.

In denselben Tagen ward nochmals wieder auf das Verlangen mehrerer Fürsten eine Reichsversammlung gehalten und dem Bischof Franz von Waldeck abermals eine Reichshülfe von je zwanzigtausend Goldgulden auf fünf Monate bewilligt. Zugleich wurden die Bürgermeister von Frankfurt und Nürnberg abgesandt nach Münster, um im Namen des Reiches die Uebergabe der Stadt auf Gnade und Ungnade zu verlangen; allein die Wiedertäufer gaben zur Antwort, sie wollten Nichts gemein haben mit dem vierten Thiere aus der Weissagung Daniels, denn dieses sei das römische Reich, das sie quäle und verfolge. Auf Befehl des himmlischen Vaters hätten sie sich ein neues Jerusalem gegründet, das weit unterschieden von diesem blutgierigen Thiere mit ehernen Krallen. Und in der That, Münster wurde dem alten Jerusalem immer ähnlicher, aber nicht der blühenden Stadt des prachtliebenden Königs Salomo, sondern dem von Jammer und Noth erfüllten Steinhaufen, den einst viele Hunderttausende halbverhungerter Israeliten mit dem grauenvollen Muthe der Verzweiflung gegen Titus und seine Legionen so beispiellos hartnäckig vertheidigten. Es war dahin gekommen, daß die Menschen in Münster die ekelhaftesten Dinge mit Gier als Nahrungsmittel verschlangen. Jegliches Thier, welches es auch sein mochte, wurde gefangen und verzehrt; aber wo die Menschen selber darbten, waren nicht bloß Hunde und Katzen, sondern auch Ratten und Mäuse bald nicht mehr zu finden und die Erlegung eines solchen Thieres war ein großer Gewinn. Andere schnitten Leder in kleine Stücke und suchten es in Wasser aufzuweichen; man freute sich, daß doch noch einige Bücher der ehemaligen Zerstörung entgangen waren, weil das Pergament derselben nun zur Nahrung dienen könnte. Als der Frühling wieder kam mit seinen Blättern und Blüthen, freuten sich die Unglücklichen, daß durch die Knospen und Keime ihrer Nahrung ein Zuwachs entstand. Dennoch hielten sie noch immer gläubig sich an die Worte ihres Propheten, und weil er gesagt hatte, der himmlische Vater würde sie nicht Hungers sterben lassen, eher werde er die Steine in Brod verwandeln, rissen Einige die Kiesel aus dem Pflaster und versuchten im gläubigen Vertrauen, sie zu zerbeißen. In solcher Noth zerreißen oftmals bei dem Menschen die heiligen Bande der Natur und es geschehen schwarze Thaten der Nacht und des Grauens, vor deren Erwähnung der still und friedlich Lebende mit Entsetzen zurückschaudert; doch nicht alle Menschen ahnen, wozu mancher von ihnen selber in solchen Tagen fähig wäre. Schöne und erhabene Seiten der menschlichen Natur erzähle ich meinen Lesern in der Geschichte der Wiedertäufer nicht, darum sei auch dieß gesagt: man will die Glieder kleiner Kinder im Salze gefunden haben, also hingelegt zur Nahrung für ihre eigenen Eltern.

Die Folgen des Hungers zeigten sich bald in furchtbarer Weise. Mit aschgrauen Angesichtern und hohläugig wankten die Wiedertäufer einher, die Rundung, welche die menschliche Gestalt zur schönsten der Schöpfung macht, war längst verschwunden und spitzig standen überall die Knochen heraus; aber Anderes kam noch hinzu. Die beständige Entbehrung, die entsetzenerregenden Nahrungsmittel brachten abscheuliche Krankheiten hervor. Viele waren bedeckt mit Geschwüren und lebendig faulenden Leichnamen vergleichbar. In solchem Jammer traten viele Weiber und Kinder und Greise vor den König und flehten um Erlaubniß, nur hinausgelassen zu werden aus dem Thore. Jan von Leyden, der selber mit seinem Hofstaat noch nicht Mangel litt, wenn man auch nicht beweisen kann, daß er praßte und schwelgte, gestattete es ihnen und sie zogen hinaus. Aber die Soldaten hatten den bestimmten Befehl, sie nicht aus dem sogenannten Königreich zu lassen, sie jagten sie zurück an die Stadt; denn der Bischof und seine Heerführer meinten, desto eher werde der König sich zur Uebergabe bereit finden lassen. Also setzten diese bei den Wiedertäufern das Erbarmen voraus, das sie selber nicht hatten! Wochenlang schweiften die Unglücklichen im April und Mai unter Gottes freiem Himmel umher, sie nährten sich von Gras und Kräutern, wie das Vieh auf der Weide; aber haufenweise starben sie dahin. Weinend und flehend kamen sie dann oft bis an die Umwallung des Lagers und die verschmachtenden Frauen hoben ihre hungerssiechen Kinder empor und mahnten die Soldaten daran, daß auch sie ja einst Kinder gewesen wären, von Müttern geboren und von Mutterliebe gesäugt und genährt, um ihrer eigenen Mütter willen möchten sie Erbarmen haben mit den sterbenden Kindern und ihnen doch nur ein wenig des schwarzen und schimmlichten Brodes zuwerfen, dessen sie selber nicht bedürften und nicht genießen wollten nnd ihren Hunden vorzuwerfen pflegten. Wenn aber auch noch diese Bitte ihnen versagt würde, dann bäten sie um einen Schwertstreich, um einen Stoß mit dem Speere, der ihrem Leiden und dem ihrer Kinder mit einem Male ein Ende machte, und auch dafür wollten sie noch im Tode dankbar sein. Da verstummte zuletzt auch der Spott und Hohn der rohen, milderen Regungen längst entwöhnten Söldlinge, die ihren Arm und ihr Leben monatelang für die Hoffnung einer Plünderung verkauften, sie warfen aus den Schanzen ihr Brod hinüber für die Unglücklichen. Aber wenn auch Einer oder Eine dieser Armen nach langem Kampfe im Besitz eines Stückes blieb, so ward es nur zu oft ihnen zum unmittelbaren Tode; denn die Meisten derselben hatten schon seit acht Wochen kein Brod mehr berührt und die Zähne waren an keine Nahrung und kein Zerbeißen mehr gewohnt. Also verschlangen sie es mit heißer Gier und kamen elendiglich unter großen Qualen um.

Der Befehlshaber des Heeres, Wierich von Ueberstein, konnte solchen Jammer nicht mehr ansehen und berichtete die Sache am 22. April dem Bischofe; aber Franz von Waldeck fürchtete sich dennoch, die Weiber und Kinder herauszulassen aus dem Königreiche und fragte beim Kurfürsten von Köln und dem Herzoge von Cleve an. Am 19. Mai beschlossen diese, man solle versuchen, die noch Uebrigen wieder in die Stadt hineinzutreiben. Es ergab sich bald, daß dieses ganz und gar unmöglich sei, und deßhalb wurden am 28. Mai die Verschanzungen geöffnet und die zweihundert noch Uebrig-



gebliebenen zogen hinaus, aber sie mußten sich zu harten Bedingungen bequemen und Viele von ihnen wurden dennoch hingerichtet.

Entsetzt über den Anblick, der unter diesen Ausziehenden sich ihnen darbot, hielten die Befehlshaber nun endlich die Zeit für gekommen, wo eine Aufforderung zur Ergebung wirksam sein werde, sie drohten den Wiedertäufern, daß sie keinen Menschen mehr aus dem Königreich hinauslassen würden, und ermahnten sie, nun doch endlich bei solcher Noth dem Gebote des Christenthums Folge zu leisten und nicht noch mehr Jammer über die Menschen zu bringen. Aber die Wiedertäufer erwiederten ihnen, daß so gottlose Menschen, wie ihre Feinde, unrecht daran thäten, sich den Namen der Christen zuzueignen. Ihnen freilich widerfahre solcher Jammer nach dem Rathschlusse Gottes, den er im siebenten Kapitel des Daniel vorher verkündigt habe; denn auf solche Weise solle das vierte Thier auf Erden, das sei das römische Reich, alle Heiligen des Höchsten zerfressen, zertreten, zermalmen. Man möge nur alle Bücher der Kirchenväter und der Geschichtschreiber nachschlagen und doch würde man nicht finden, daß jemals eine derartige Tyrannei gewüthet habe, als die ihnen jetzt vom römischen Reiche widerfahre; eben das aber sei es was der Prophet weissage, wenn er spräche von dem Thiere, das eiserne Klauen und eherne Zähne hatte, das um sich fraß und zermalmte und das Uebrige mit seinen Füßen trat und diese Erfüllung der Weissagung mache sie der Wahrheit ihrer Sache nur noch mehr gewiß. — Das aber sei ihre letzte und endliche Erklärung und fernerhin würden sie keine Antwort mehr geben.

Dieser letzten Schlußerklärung bedurfte es nicht, um das Reichsheer und den Bischof zu überzeugen, daß alle gütlichen Vorstellungen bei solchem Fanatismus vergeblich sei und daß die Sache der Wiedertäufer nur mit ihrem Leben enden könne, deßhalb beharrten sie bei der festen Einschließung der Stadt, in welcher, in Folge dessen, die Noth noch immer steigen mußte. Man darf nicht sagen, daß die Brust der Wiedertäufer, welche das Regiment in Händen hatten, dem Mitleide verschlossen blieb; aber ihr Fanatismus war mächtiger

als das Mitleid und mit eiserner Konsequenz klammerten sie sich an diejenige Auslegung des alten Testamentes und der Offenbarung Johannis, welche ihre Propheten ihnen verkündeten und an welcher zu zweifeln der Gotteslästerung für gleichgeachtet wurde. Daß bei allen diesen Ungeheuerlichkeiten die Seele Rothmanns und selbst auch diejenige Jan von Leydens niemals eine Ahnung der Unwahrheit des eigenen Treibens durchzuckt haben sollte, daß nicht einmal in lichten Augenblicken des einsamen Nachdenkens in ihnen der Gedanke aufgetaucht sein sollte: Deine eigene Selbstsucht und die Befriedigung deiner Leidenschaften, des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Genußsucht, der Grausamkeit ist der vermeinte Wille Gottes in dir; wer solche Ahnung und solchen Gedanken ihnen nicht zugeben will, der täuscht sich eben so sehr, als wer da meint, daß Alles nur Lüge, Alles nur Verstellung, Alles nur Heimtücke gewesen sei. Denn man bedenke besonders bei Rothmann, daß er vor der Wiedertäuferei als kaum dreißigjähriger Mann Einer der Angesehensten und durch seine Heirath Wohlhabendsten der ganzen Stadt Münster war. Gibt denn so leicht ein Mann eine solche sichere behagliche Stellung für etwas Unsicheres oder lieber für die Ausübung der größten Bubenstücke auf, wenn nicht sein Leben beseelt ist von einem scheinbar besseren Gedanken, so verzerrt auch immer dieser in die Erscheinung treten möge?

Doch des Elends und des Schrecklichen in Münster war noch nicht genug. Unter den Frauen des Königs war eine, Elisabeth Wandscherer mit Namen. Im Sommer des Jahres 1534 ward sie als Angeklagte vor den Richterstuhl des Königs geführt, weil sie mit dem ihr aufgezwungenen Gemahle keine Gemeinschaft haben wollte. Jan von Leyden erließ ihr die nach seinen Gesetzen für den Ungehorsam der Frauen bestimmte Todesstrafe, wenn sie unter die Zahl seiner Frauen aufgenommen werden wolle und dieß nahm sie gern und willig an. Aber als im Juni des Jahres 1535 die Noth und der Jammer immer höher stieg, vermochte sie es nicht mehr zu ertragen. Sie nahm ihren Schmuck und ihre Ringe, die er ihr gegeben, brachte sie zu ihm und bat um die Erlaubniß hinweggehen zu dürfen; denn sie könne es nicht glauben, daß solche Noth und Qual der Wille Gottes sei. Darüber ergrimmte Jan von Leyden im heftigsten Zorne, er berief sogleich die ganze Volksgemeinde auf den Markt und gebot allen seinen Frauen dorthin zusammen zu kommen. Erwartungsvoll versammelten sich Alle, denn schon hatte sich die Kunde von der kühnen Aeußerung der Elisabeth Wandscherer verbreitet. Der König ließ einen Kreis schließen und stumm folgten Alle dem Befehle. Seine sechszehn Weiber standen zunächst und auf sein Geheiß trat Elisabeth Wandscherer vor bis mitten in den Ring. Dann sprach er: „Nun endlich hast du deinen Leichtsinn, deinen Ungehorsam und deinen Aufruhr zur Genüge offenbart; aber ein solcher Frevel darf nicht aufkommen im Volke Gottes. Darum



bereite dich auf deinen Tod, denn du mußt jetzt sterben." Der König zog sein Schwert und nach wenigen Augenblicken rollte Elisabeths Kopf auf dem Pflaster. Der König aber sprach: „also hat es mir der himmlische Vater geheißen," und begann dann mit lauter Stimme das Lied zu singen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" Alles Volk fiel mit ein und dann reichte Jan von Leyden der Königin Divara den Arm und tanzte mit ihr um die Leiche und in gleichem Taumel raste die Menge. Klar und blau wölbte sich der Juniushimmel und in vollem Sonnenglanz blickte er nieder auf den Frevel und die Thorheit der Menschen.

Da endlich war das Maß der Sünden voll. In denselben Tagen, wo dieß geschah, befand sich in Münster ein ehemaliger Landsknecht, Namens Hans von der langen Straat (Straße). Er war im Winter vorher aus Ostfriesland, wo er dem Junker Balthasar von Esens die gräfliche Burg Gretsiel verrathen hatte, vor dem Unwillen der Emder Bürger entflohen und zuerst in's bischöfliche Lager gekommen. Dort behagte es ihm nicht und er entwich in die Stadt und wurde wiedergetauft. Allein das Hungern sagte ihm nicht zu, deßhalb gedachte er bei Zeiten zu entweichen und sich durch den Verrath von Münster sein Leben zu sichern. Er überredete noch acht andere ehemalige Söldner zu gleichem Zwecke und im Anfang Juni verließen sie Münster. Es war ein gefährlicher Weg; denn sowohl von den Wiedertäuferwachen, als den Bischöflichen drohte ihnen der Tod und Pardon pflegte man nicht mehr zu geben. Sieben von ihnen wurden ergriffen und erschlagen, Hans kam mit einem Freunde glücklich durch und gelangte nach Hamm an der Lippe, wo damals sein ehemaliger Feldhauptmann Meinhard von Hamm verweilte. Diesem vertraute Hans sich und seinen Plan und Meinhard machte für ihn den Vermittler beim Bischof, denn er kannte Hans von der langen Straat als einen unternehmenden scharfsinnigen Kopf. Hans versicherte, daß es ihm möglich sei, eine bedeutende Abtheilung in die Stadt zu bringen und der Bischof gestattete ihm freies Geleit und Unterhandlung mit den Anführern seines Heeres. Diese billigten seine Entwürfe; aber als Hans meinte, daß dreihundert Soldaten vollkommen hinreichen würden, da die Wiedertäufer gänzlich entkräftet seien, wollten die Heerführer, in Erinnerung so mancher Ereignisse des vergangenen Jahres, die Sache nicht mit weniger als vierhundert auserlesenen Leuten unternehmen. Die Anführung dieser Schaar ward einem der bewährtesten Obersten Wilken Steding übergeben und der Johannistag, der 24. Juni, zur Ausführung bestimmt.

Am Abend des 24. Juni 1535 zogen schwere Gewitterwolken von Süd und West herauf und der Himmel senkte sich schwarz über Münster und die Umgegend. Das falbe Licht der unabläßig zuckenden Blitze warf fast Tageshelle über das Land und der rollende Donner übertönte das gewaltige Brausen des Sturmes, der die Aeste der Bäume zerknickte, als wären es Reiser. Gegen zehn Uhr Abends rauschte der Platzregen strömend nieder und vor ihm und dem prasselnden Hagel bargen die Wachen der Wiedertäufer sich angsterfüllt in ihre Schilderhäuser. Um diese Zeit schritten Hans von der langen Straat und die vierhundert auserlesenen Soldaten schweigend und ernst daher und langten um eilf Uhr am äußern Schlagbaume des Kreuzthores an. Das Auftreten der Männer und das zufällige Klirren ihrer Waffen ward reichlich übertönt von dem heulenden Sturme und dem plätschernden Wasser. Zuerst ließ Wilken Steding den äußeren Graben mit Reisig und Stroh, mit Klötzen und Balken anfüllen, so daß es einigen gelang hinüber zu kommen. Dahinter ragte eine steile Schanze hervor, von den Wiedertäufern zur Deckung des Thores errichtet und oben mit Pallisaden versehen, welche auch den mit Leitern Herangestiegenen es unmöglich machten ganz hinauf zu kommen. Aber Hans wußte auch hier Rath. Er hatte als früherer Wachtoffizier der Wiedertäufer eines dieser Pallisadenhölzer herausgezogen und so lose wieder eingesetzt, daß es dem Anschein nach festsitzend dennoch seiner kundigen Hand alsbald nachgab. Leise ward der Pfahl auf die Seite gelegt und durch die Lücke schlüpften alsbald Hans und einige seiner Begleiter. Die Wiedertäuferwachen vernahmen Nichts; denn Hunger und Ermüdung hatten sie so entkräftet, daß Alle in den Schilderhäusern festschlafend angelehnt standen. Also überraschte sie der Tod und in wenigen Minuten erlagen sämmtliche Wächter der Schanze dem Schwerte der eindringenden Feinde, nur einer ward verschont, weil er das Feldwort verrieth. Es hieß: Erde. Noch war nirgends Lärm gemacht und vorsichtig spähend schnitt Hans erst das Seil ab, welches von der Schanze nach der Thorwache führte und zog dann leise durch den engen Gang hinzu, um auch diese zu überrumpeln. Auch die Thorwächter waren Alle dem Schlafe erlegen und starben hin, bevor Einer sich dessen erwehren konnte. Dann öffneten die Eingedrungenen das Kreuzthor und Wilken Steding zog mit der ganzen Mannschaft noch immer still und schweigend in die Stadt. Die Kreuzstraße lag offen vor ihnen, über diese begaben sie sich nach dem Kirchhof zu Ueberwasser und von dort aus über eine schmale Brücke der Aa auf den Domhof. Die Stadt war still und nirgends ein Feind. Nachdem erst noch dem Hauptmanne von Deveren die Bewachung des schweren Wiedertäufergeschützes in ihrem Zeughause vor dem Dome anvertraut war, stellte Wilken Steding seine Mannschaft in Schlachtordnung und ließ auf dem Domhofe die Trommeln wirbeln. Da fuhren die Schläfer auf von ihren Betten, kaum halb bekleidet stürzten Einige aus den Häusern und erst, als sie auf den Tod getroffen waren, erkannten sie die entsetzenvolle Wahrheit, daß der Feind mitten in der Stadt sei. Doch das waren nur Einige, die Mehrzahl sammelte sich auf dem Markte und besetzte die feste Michaels-Kapelle, um von dort aus die Eingedrungenen zu beschießen. Gegen sie ließ Wilken Steding das Geschütz aus dem Dome ziehen; aber die Kugeln desselben prallten machtlos an den alten festen Mauern ab. Unterdessen schwoll der Haufe der Wiedertäufer von Minute zu Minute, ein Trupp derselben nahm den Wachen der Eingedrungenen das Kreuzthor wieder ab und bald waren sie stark genug, zum offenen Angriff überzugehen. Bei ihrem heftigen Ansturme erwachte in den Soldaten die alte Furcht vor diesen grimmigen Feinden, langsam wichen sie

Schritt vor Schritt, aber immer eifriger drängten die Wiedertäufer nach und zuletzt sahen die Soldaten sich in einer schmalen Gasse bei der Margarethen-Kapelle. Sie hatte nur einen Ausweg, schon waren viele Soldaten außer Stand gesetzt ihre Waffen zu gebrauchen und Mancher ergab sich mit stillem Seufzen in sein Schicksal. In dieser Noth ließ Wilken Steding auf Hansens Rath in dieser Gasse die Thür eines Domherrnhauses einschlagen, welches einen Durchgang eröffnete auf eine andere Straße der Aegidienkirche gegenüber. In aller Eile drängten sich zweihundert Soldaten hindurch und fielen durch mehrere Verbindungsgassen den Wiedertäufern in den Rücken. Die Eingeschlossenen waren schon in großer Noth; aber bei diesem Angriffe im Rücken meinten die Wiedertäufer, daß eine neue Schaar der Feinde einen Eingang in die Stadt gewonnen habe, und zogen sich fechtend zurück. Vom Domhofe bis auf den Markt wurden sie von den Soldaten verfolgt, aber hier setzten sie sich wiederum fest und schlugen die Soldaten zurück. Diese waren müde von der entsetzlichen Anstrengung und die Wiedertäufer hatten eben so wie sie auch viele Menschen verloren; deßhalb war es Allen erwünscht, als der König um drei Uhr Morgens einen Waffenstillstand anbieten ließ. Er ward von beiden Seiten gewährt; aber es war wahrscheinlich, daß der größere Gewinn desselben auf Seite der Wiedertäufer war; denn alle Thore waren wieder in ihrem Besitz und Wilken Steding konnte keine Unterstützung erhalten.

Aengstlich nahten sich unterdessen Einzelne aus dem bischöflichen Lager bis nahe an die Stadtmauer, um die Lage der Dinge zu erhorchen oder zu erspähen, zumal da sie das Kreuzthor wieder in den Händen der Wiedertäufer sahen. Knipperdollink merkte, was draußen vorging, und schickte deshalb die Weiber in Haufen auf den Wall, damit sie die Feinde irre führen sollten. Die Weiber jubelten und sprangen dort umher und riefen den Bischöflichen höhnend und spottend zu: „Kommt doch auch herein zu uns, damit ihr Antheil habt an dem Siege eurer Freunde. Was für Thoren seid ihr, daß ihr sie so hereinschickt zu uns, weil ihr meint, unsere Männer wären zu schwach und matt von Hunger! Gewiß nicht blos eure Freunde, sondern auch ihr sollt erfahren, welche Kraft sie noch besitzen." Solche Reden schienen den draußen Harrenden wenig Trost zu verheißen, als ihnen auf einmal eine andere Nachricht kund wurde, die sie zur Hilfe spornte. Dem Fähnrich Johann von Twickel war es möglich geworden, im Auftrage Wilken Stedings mit drei Anderen unbemerkt von den Wiedertäufern auf den Wall zu gelangen. Im Morgengrauen entrollte er die Fahne und steckte sie hinaus und sogleich wurde sie von den draußen harrenden Soldaten bemerkt. Sie fürchteten einen Betrug der Wiedertäufer; aber dennoch kamen sie nahe genug, daß sie Twickels Stimme erkannten und von ihm das Feldwort: „Waldeck" vernahmen. Er beschrieb ihnen in kurzen Worten den Stand der Sache und bat um schleunige Hilfe; denn ihrer Viele seien schon gefallen, die Uebrigen ermattet und bald würde es um sie Alle geschehen sein. Froh eilten jene zum Lager zurück, Twickel kam glücklich wieder zu Wilken Steding und den Seinen. Diese hatten unterdessen mit Jan von Leyden unterhandelt. Er ließ ihnen sagen, daß er nicht blutgierig sei, wie man fälschlich von ihm sage, sondern ihnen Allen Gnade ertheilen würde, wenn sie ihn nach Niederlegung ihrer Waffen fußfällig darum bäten. Aber Steding ließ erwiedern, das wolle er nicht; dagegen verlange er ruhigen ungestörten Abzug mit Wehr und Waffen. Den Abzug wollte der König ihnen zugestehen, aber nur nach Streckung der Waffen und dieses meinten Steding und die Soldaten um ihres Eides willen gegen das Reich und den Bischof nicht zugeben zu können, lieber wollten sie sterben mit den Waffen in der Hand. Während sie hierüber unterhandelten, trat Twickel hinzu und rief mit lauter Stimme über Alle hinweg: „Ich komme eben vom Wall, in wenigen Augenblicken naht uns die Hilfe." Das Wort durchfuhr die Wiedertäufer wie ein Donnerschlag, sie standen betroffen und verwirrt, Wilken Steding aber rief aus: „Nun so laßt uns denn noch so lange die Augen offen halten, so lange noch soll unsere Hand die Waffe fest erfassen und wir wollen den Wiedertäufern in's Weiße des Auges schauen. Sofort beginne der Kampf und von Ergeben soll nun nicht mehr die Rede sein!" Von Neuem entbrannten die Streitenden in entsetzlicher Wuth, denn Gefangene wurden da nicht gemacht.

Unterdessen wurden im bischöflichen Lager die Trommeln gerührt und die Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchteten das Heer in voller Bewegung gegen die Stadt. Der Kampf innerhalb derselben nahm die Kräfte der Wiedertäufer zu sehr in Anspruch, die Schanzen und Thore waren verlassen und es stand den Herannahenden kein anderes Hinderniß entgegen, als die Festigkeit derselben. Aber als erst die Gräben überschritten waren, fielen die Thorflügel bald auseinander vor der Wucht der Hebebäume und der Schneide der Aexte und mit Siegesgeschrei ergoßen sich die Stürmenden von mehreren Seiten zugleich in die Straßen von Münster. Es war hohe Zeit; denn es waren nur noch Wenige von Wilken Stedings vierhundert Mann übrig und alle waren hinfällig und matt. Vor den Ankommenden aber floh der letzte Hause der Wiedertäufer in eine Verschanzung, die sie auf dem Markte errichtet hatten. Bald ward es den Bischöflichen klar, daß sie sie darin auf's Neue belagern müßten und wiederum nur mit großen Anstrengungen sie bezwingen könnten, denn von ihrer Schanze aus hielten die Wiedertäufer den Markt rein. Um abermaligem Blutvergießen zuvorzukommen, ließen die Heerführer den Eingeschlossenen freien Abzug und freies Geleit anbieten. Das nahmen sie an, legten die Waffen nieder und zogen aus der Stadt, diejenigen von ihnen aber, welche sich noch zerstreuten, um aus ihren Häusern Dieß oder Jenes mitzunehmen, fielen vereinzelt den Soldaten in die Hände und büßten das mit ihrem Leben. Also geschah es auch allen Anderen, die man einzeln fand, nur für die Hauptführer der Wiedertäufer war den Soldaten ausdrücklich Schonung ihres Lebens anbefohlen. Die Meisten derselben hatten ihren Tod mit den Waffen in der Hand mannhaft erstritten, Tilbeck, der ehemalige Patrizier, ward im Schlamme der Aar erstickt gefunden, Rothmann soll in Soldatenkleidung gehüllt erstochen worden sein, doch mehrere Jahre nachher hieß es, er sei nach Lübeck

entkommen und dort gesehen worden. Aber unter den Wenigen, die man lebendig fing, waren die beiden hauptsächlichsten Führer. Der König Jan von Leyden war durch eine Hinterthür seines Palastes entflohen und hatte sich auf das Aegidienthor begeben, vielleicht weil er von dort zu entkommen vermeinte; allein ein Knabe hatte ihn hinaufsteigen sehen, man suchte nach und griff ihn auf dem obersten Boden. Nach Knipperdollink forschte man lange vergebens, er war nicht unter den Gefangenen und auch seine Leiche konnte man nicht finden. Deshalb wurden alle Thore scharf bewacht, aber drei Tage lang war Alles vergebens. Am 27. Juni endlich verrieth ihn eine Frau, auf deren Boden er Zuflucht gesucht und die ihn mehrmals mit Brod und Wasser erquickt hatte, aber nun wegen der vielen Nachforschungen für ihr eigenes Leben besorgt geworden war. Außer diesen beiden vornehmsten Wiedertäufern wurden noch der ehemalige Patrizier und wiedertäuferische Staatsrath Christian Kerkerink und der Kanzler Bernhard Krechtink gefangen.

Einige Tage vor der Ueberrumpelung der Wiedertäufer hatte sich der Bischof auf die unweit Münster gelegene Burg Wolbeck begeben, um in der Nähe zu sein. Um sechs Uhr Morgens am 25. Juni konnte Wilken Steding ihm einen Eilboten dahin senden, daß Alles entschieden und die wiedertäuferische Macht in Münster fast schon ganz vernichtet sei, und der Bischof erwiederte, „daß er am dritten Tage nachher einziehen werde.“ Am 28. Juni zog ihm Steding mit achthundert Mann entgegen und geleitete ihn so in die erste Stadt seines Fürstenthums; ungefähr zwei Jahre nachher, als der Bischof dort die Huldigung empfangen hatte. Aber die damals so blühende, volkreiche Stadt war nun traurig verödet, Trümmer und Leichen hemmten den Fuß des Wanderers und ein entsetzlicher Modergeruch scheuchte den Bischof aus der verwüsteten Stadt in den duftigen Junius und in die blühende Natur. Es wurden Bauernhaufen in die Stadt bestellt, um auf dem Domhofe lange weite Löcher auszugraben und in diese warf man die Leichen haufenweise zum Begräbniß. Unterdessen theilte der Bischof mit den Soldaten die Beute, von der er sich die Hälfte ausbedungen hatte; er schenkte dem Anführer Steding die Krone, das Schwert und die Sporen des Königs, und dem Wolbecker Drosten, Dietrich von Merveldt die schwere goldene Kette des Königs, welche noch bis auf den heutigen Tag im Besitze der gräflichen Familie von Merveldt ist. Dann aber begab sich Franz von Waldeck nach seinem geliebten Iburg.

Dahin ließ er auch den ehemaligen Wiedertäuferkönig Jan von Leyden zu sich bringen und fuhr ihn mit harten, bittern Worten an: „Mensch, warum hast du doch mein Volk so jämmerlich verwüstet und verderbt?“ Jan entgegnete: „Franz von Waldeck, wenn's nach meinem Sinne gegangen wäre, so sollten sie alle eher Hungers gestorben sein, ehe daß ich dir die Stadt übergeben hätte.“

Viele Fürsten und Adelige wünschten den jungen Mann zu sehen, der in solchem Maße alle Welt hatte von sich reden machen, und Jan von Leyden wurde deßhalb vielfach herumgeschleppt. Auch dem Volke ward er zuweilen gezeigt, welches begierig war, den Mann so vieler Weiber zu sehen und ihn bei solchen Gelegenheiten zu höhnen meinte; aber durch seine Geistesgegenwart und seinen treffenden Witz hatte er die Lacher in der Regel auf seiner Seite. Indessen wollte der Bischof auch Bedacht auf das Seelenheil des ehemaligen Wiedertäuferkönigs nehmen, und da er selber im Herzen der protestantischen Lehre zugethan war, bat er sich vom Landgrafen Philipp von Hessen einige Prediger aus, welche die Gefangenen vor ihrer Hinrichtung von ihren Irrlehren abbringen sollten. Nach ihren eigenen Berichten hatten diese bei dem Könige einen nicht leichten Stand. Nachdem sie lange über die Sakramente hin- und hergestritten, sprach der König: „es steht euch von meiner Seite frei, dieses oder jenes zu meinen, wie ihr wollt; eben so duldet es doch auch, daß ich glücklich bin bei meiner Meinung.“ Doch in der zweiten Unterredung gab er Einiges nach und erbot sich wenn man ihm das Leben ließe, so wolle er die Wiedertäufer zwar nicht eines Andern überzeugen, da er selbst seine Meinungen nicht aufgeben könne, aber sie zum Schweigen bringen. Nach diesem Gespräche mit dem Könige kamen die hessischen Prediger auch mit Knipperdollink und Krechtink zusammen; aber diese flößten ihnen einen viel tiefern Widerwillen ein, nicht bloß, weil sie an Gewandtheit der Rede und des Disputierens dem Könige nachstanden, sondern auch verwegener und bösartiger waren. „Wenn Jemand eine Beschreibung des Knipperdollink wünscht,“ sagt der eine der Prediger, „so lese er Sallusts Catilina, denn Alles, was Sallust über diesen gesagt, paßt aufs Genaueste auf Knipperdollink.“ Eben so sehr mißfiel ihnen Krechtink, der früher Pastor zu Gildehaus gewesen war; der vierte hauptsächlichste Gefangene, Kerkerink, ward bald nach der Einnahme Münsters, um seiner angesehenen Familie willen, heimlich hingerichtet.

Im Anfange des folgenden Jahres 1536 wurden endlich die drei Männer, jeder auf einem besondern Wagen, in Ketten geschlossen nach Münster zurückgeführt, um dort den Tod zu erleiden. Sie waren während dieser Zeit vielfach gemartert worden, theils damit sie vollständig alle ihre Lehren und Thaten bekennen sollten, theils weil man meinte, sie hätten noch Gold und Silber verborgen; aber die Folter ergab nichts Neues mehr. Am Tage vor der Hinrichtung wurden sie gefragt, ob sie einen Priester zu sich kommen lassen wollten. Knipperdollink hatte selbst unter den größten Folterqualen sich gerühmt, er sei sich nichts Böses bewußt, sondern habe nur Gottes Ehre und sein eigenes Heil gesucht mit Hintansetzung aller andern Dinge, und lehnte eben so auch dieß Anerbieten ab, weil der himmlische Vater bei ihm sei und er darum weder Rath noch Unterredung eines Priesters bedürfe. Eben so that Krechtink. Der König bat, man möge den bischöflichen Caplan Johannes von Siburg, einen alten ehrwürdigen Mann, zu ihm lassen. Dieser sagte nachher den hessischen Predigern, daß die Reue des unglücklichen Menschen außerordentlich gewesen sei und daß er offen bekannt habe: wenn er zehnmal getödtet werden könne, so habe er den Tod gewiß zehnmal verdient. Dennoch habe er seine Irrthümer nicht alle widerrufen wollen, nur seine Thaten hätten ihm leid gethan.

Auf dem Markte von Münster war unterdessen ein Schaugerüst aufgeschlagen und entsetzliche Vorbereitungen deuteten an, was da geschehen solle. Es standen auf dem Gerüste drei Pfähle, für jeden der Gefangenen einer, und in einiger Entfernung davon eiserne Kohlpfannen mit glühenden Kohlen, welche die Henkersknechte mit Blasebälgen in eifriger Glut unterhielten. Darin lagen vier starke eiserne Zangen, daneben drei mannshohe Käfige von dicken eisernen Stäben. Um das Gerüste herum drängte sich auf dem Markte unzähliges Volk, der Bischof mit seinem Gefolge hatte seinen Sitz in einem gegenüber liegenden Hause genommen, um von da aus dem grausigen Schauspiele beizuwohnen. Zwischen acht und neun Uhr Morgens, am 23. Januar 1536, wurden die Gefangenen herbeigeholt und betraten mit festem Schritte das Schaffot. Ihnen folgte der Richter Johann Wesselink mit seinen beiden Beisitzern, setzte sich auf den Richterstuhl, der auch auf dem Gerüste errichtet war, und die Gefangenen traten vor ihn. Zuerst ward dem Könige der Bruch aller göttlichen und menschlichen Gesetze ausführlich vorgehalten, dessen sei das ganze römische Reich kundig, so daß es keines Beweises bedürfe. Der König leugnete nicht, aber er erwiederte: „Ich habe die weltliche Obrigkeit beleidigt und Aufruhr erregt, aber nicht gegen Gott.“ Er ward als überwiesen und eingeständig angesehen und der Stab über ihn gebrochen, und darauf eben so auch mit den beiden Andern verfahren. Der Richter übergab sie dem Henker Meister Statius und seinen Knechten.

Alsbald erfaßten diese die drei Männer und schlossen einen Jeden an seinen besonderen Pfahl in das Halseisen, doch vorher warf Jan von Leyden sich nieder und betete: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Dann traten die Henkersknechte mit den glühenden Zangen an ihn heran und zwickten ihn an allen fleischigen und nervenreichen Theilen des Leibes. Wo sie hinfaßten, da loderte eine Flamme aus dem lebendigen Leibe; aber wie Alles rund umher stumm und still dastand, also kam auch kein Laut des Schmerzes über die Lippen des sechs und zwanzigjährigen Königs der Wiedertäufer. Nur Knipperdollink konnte den Anblick der entsetzlichen Marter nicht ertragen, er hängte sich in das Halseisen, welches ihn an den Pfahl band, und versuchte sich die Kehle abzuschneiden oder zu erwürgen; allein die Schinder bemerkten es, sie eilten schnell hinzu, rissen ihm den Mund weit auf und zogen ihm ein Seil durch die Zähne, daß er aufrecht stand und seines Schicksals warten mußte. Endlich war der Marter des Königs genug geschehen, aber er lebte noch; darum riß man ihm mit einer glühenden Zange die Zunge aus dem Halse und stieß ihm zugleich einen Dolch in's Herz. Dann ward die Leiche rücklings hinüber auf das Pflaster geworfen.

Die Reihe kam an Knipperdollink und es erging ihm ebenso. Auch er hatte sich gefaßt und sprach nur einmal während der Marter: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ So leise er es sprach, man vernahm es; denn unter den Tausenden von Menschen ward sonst kein Laut gehört. Nach Knipperdollinks Tode gingen die Henker zu Krechtink über und er rief zweimal: „O Vater, o Vater!“ Als dann endlich Alles vorbei war, wurden die Leichen in die drei schon vorher herzugebrachten eisernen Käfige gestellt und mit dem Kopfe oben befestigt, daß sie aufrecht darin standen. Die Käfige zog man an dem Lambertithurme empor und befestigte sie dort oben an der Südseite unter dem Umgange, den Käfig des Königs in der Mitte und um eine Manneslänge höher als die beiden andern. Auch die Marterwerkzeuge wurden erhalten und zur Erinnerung dessen an's Rathhaus angeschmiedet und hängen dort bis auf den heutigen Tag. Die Stürme von drei Jahrhunderten sind darüber hinwegezogen, Wind und Wetter haben längst die Gebeine der Unglückseligen verzehrt, aber ernst mahnend schauen noch immer die eisernen Käfige nieder vom Lambertithurme in Münster und geben der Nachwelt Kunde von den schauerlichen Thaten der Wiedertäufer und von der grausigen Rache der Sieger. Den Vortheil von dem unglückseligen Jammer zog nur der Katholizismus, denn von dem Tage an ward Münster wieder katholisch.

O. Klopp, Dr. phil.

Eine merkwürdige Zugspitzbesteigung.

(Am 11., 12. und 13 August 1851.)

Unter den bayerisch-tyrolischen Gränzbergen behauptet die riesige Zugspitze — in Tyrol Wetterstein genannt — den ersten Rang, indem sie, weithin sichtbar, ihr Felsenhaupt bis 10,087 bayer. Fuß über das Meer erhebt. Seit der Urzeit bildete diese merkwürdige Gebirgsspitze gleichsam die bayerische Jungfrau — bis es erst in der neuesten Zeit, in den Jahren 1835, 1838 und 1843 einige kühne Forstmänner und Ingenieurs wagten, ihr mit ewigem Schnee umstarrtes Haupt zu betreten und auf ihrer Krone sichtbare Denkmale zurückzulassen. Wie nun aber — nach schöner Sitte — so manche Bergkuppe der bayerischen Alpen, von der Riesenspitze des Watzmanns bis zu dem mächtigen Säuling und andern allgäuischen Spitzen ein einfaches Kreuz schmückt, so unternahm es auch ein für die Sache begeisterter Mann, Christ. Ott, Pfarrer und Observator von Ober-Peißenberg, die Errichtung eines solchen ehrwürdigen und sinnvollen Denkmals auch auf den höchsten Punkt Bayerns in Anregung zu bringen und fand dafür allenthalben, selbst in den höchsten Kreisen die bereitwilligste Unterstützung.

Das Kreuz wurde in Cylinderform aus Eisen gearbeitet, mit einiger Vergoldung, und zwar, des Transportes wegen, in achtundzwanzig Theile zerlegbar. Zusammengesetzt ist es vierzehn Fuß hoch und wiegt über dreihundert Pfund. Als es auf diese Weise vollendet war, machte sich eine Gesellschaft von neunundzwanzig geübten Gebirgssteigern zusammen, um die gefährliche und mühevolle Aufrichtung desselben auszuführen. An der Spitze standen als Führer der ganzen Expedition, als am meisten lokalkundig, der kgl. Forstwart von Graseck, Kiendl und Ludwig Kiesel, Schlosserssohn aus Schongau, der zur sinnreichen und geschickten Verfertigung des Kreuzes am meisten beigetragen hatte. Am Montage den 11. August sollte von Partenkirchen aus mit der Expedition begonnen werden. Mit banger Sehnsucht sah

man wegen den Witterungsverhältnissen, die sich nicht sehr günstig zeigen wollten, diesem Tag entgegen, selbst an seinem Morgen wurde im Entschluß des Aufbruchs noch etwas geschwankt; da klärte sich jedoch der Himmel allmählig auf, die Barometer standen gut und so ertönte auch bald der Ruf: „Auf, dem Zugspitz zu!“ Mit freudiger Geschäftigkeit machten sich nun die Träger über die an sie vertheilten Traglasten her. Das Kreuz wurde nämlich, nachdem es in Peißenberg ausgestellt und feierlich eingeweiht war, wieder zerlegt, die Bruchtheile davon nebst Werkzeugen und andern Requisiten gehörig verpackt und unter neunzehn Männer vertheilt, deren jeder zwanzig Pfund zu tragen hatte. Auch wurden für drei Tage Lebensmittel mitgenommen. Leider konnte der Anreger des ganzen Unternehmens, der Pfarrer Ott, wegen Krankheit nicht daran Theil nehmen. Um neun Uhr Morgens wurde aufgebrochen. Der Weg ging anfangs über die schaurige Partnachklam in's Rainthal, die einzige Richtung, von wo aus bisher ein Auf- oder Abstieg der trotzigen Zugspitze möglich war. Nach eilf Uhr langte die Gesellschaft beim Rainthaler Bauern an, dem letzten wirthlichen Hofe in jenem sehr beschränkten Thale, das links von den mächtigen Felsenwänden des Wettersteingebirgs und rechts von den Schroffen der Alpspitze und des Höllenthals umstarrt ist. Tief unten in anfänglich schauriger Schlucht durchbraust es die Partnach. Entlang dieses Flüßchens gelangte man dann an die „blaue Gumpe,“ die bereits um 1433 Fuß höher als Partenkirchen liegt und endlich um die Abenddämmerungszeit zur sogenannten Angerhütte, dem letzten kümmerlichen Aufenthaltsorte eines Hirten, dem dort in jener Einsamkeit einige Geisen (Ziegen) — die zahmen Nebenbuhler der Gemsen — anvertraut sind. Hier angekommen bemerkten die emsigen Bergfahrer erst, daß ihnen noch ein theueres Haupt fehle, daß nämlich der rüstigste und verwegenste Bergsteiger, Michael Bauer, Forstgehilfe von Farchant, noch nicht dabei war. Dieser fünfundzwanzigjährige Jäger (von Ettal gebürtig) hatte mit großer Freude zugesagt an der Kreuzfahrt Theil zu nehmen. Da aber die Witterung dafür sich Morgens ungünstig zeigte, so glaubte er, daß für heute die Expedition nicht abgehen werde und ging daher wie gewöhnlich in sein Bergrevier, wo er glücklich jagte und mit einem Rehbock beladen Abends sechs Uhr wieder in Farchant, seinem Aufenthaltsorte, (eine Stunde von Partenkirchen entfernt) ankam. Dort erfuhr er zu seinem anfänglichen Leidwesen, daß die Zugspitzgesellschaft doch abgegangen sei. Um sein Wort zu halten, machte sich der kühne Jägersmann nun rasch entschlossen gegen acht Uhr Abends noch auf den Weg, diese einzuholen. Trotz daß er schon den ganzen Tag über in den Bergen herumgestiegen war, erreichte er nach fünfstündigem Marsche in der Dunkelheit der Nacht doch schon die bezeichnete Angerhütte, wo er von seinen Kameraden, die größtentheils im Freien lagerten, herzlich bewillkommt wurde.

Nach kurzer Ruhe waren um ein Uhr Morgens schon Alle auf den Beinen; Jeder sorgte nun noch für ein kräftiges warmes Frühstück, ordnete sein Gepäck und rüstete sich zum Aufbruche, der gegen halb drei Uhr, noch in nächtlicher Dunkelheit, unter Jauchzen und fröhlichen Alpenliedern erfolgte und beim Scheine der Kienfackeln einen höchst malerischen Anblick gewährte.

Nun wurde die Bergfahrt aber schon beschwerlicher, denn der längs einer wild aufstarrenden Felswand sich hinaufziehende, mit Geröll und Steintrümmern bedeckte Steig wurde immer steiler, was besonders den Trägern ihre Last erschwerte. Als es zu tagen anfing, erstieg man das sogenannte „Platt,“ ein von grauen Kalkmassen und Gebröckel überschüttetes Bergrevier, was sich nur wenig bewachsen in mächtiger Steigung zum Plattacher Ferner hinaufzieht und schon fast mühsam zu erklimmen ist. Dort ist der Ursprung der Partnach und das „letzte Wasser“ erfrischte die ermüdeten Körper, wie auch hier der Anblick des Zieles — die Zugspitze — die bei immer mehr verblassendem Monde wie ein heller Stern zauberhaft beleuchtet sich zeigte, die Gemüther aufrichtete. Ueber eine Reihe täuschend in einander gehäufter Hügel zum Theil noch mit Alpenkräutern bewachsen, unter denen besonders die Soldanella alpina hervorwucherte, kam man dann eben auf dem Schneeferner an, als die ersten Strahlen der Sonne die gigantisch darüber aufragenden Felsenwände beleuchtete und ihre grauweißen Formen in scharfem Kontrast von dem nun glücklich sich zeigenden tiefblauen Himmel abgingen. Auf diesem schon über 8000 Fuß liegenden weit ausgedehnten Schneefelde hörte nun alle Vegetation auf, die Luft wurde immer leichter und der Zustand einer ewigen Erstarrung tritt auf dieser trostlosen Fläche überall hervor; selbst einige zu hoch geschwärmte Schmetterlinge und Hummeln mußten hier erstarren, und bemerkenswerth genug, fand man auch, selbst auf der höchsten Grat, noch als Zeichen der Urwelt, viele Stücke Muschelkalk mit unzählig eingewachsenen kleinen Schnecken und Muschelthieren. Nachdem dieses wellenförmige in schiefer Ebene sich hinaufziehende nur wenig von einzelnen herabgestürzten Felsstücken und Geröll unterbrochene Schneefeld, weniger beschwerlich, überschritten war, kam man erst an die am steilsten aufragenden Felsenwände an den sogenannten „Grat,“ über welch schauerliches Felsengeschroff sich das ersehnte Wanderziel aufthürmte. Hier gab es nun erst die Hauptbeschwerden, und nur mit großer Anstrengung konnten die steilen Sandriften, das Geglätt und die aus losen Gestein bestehenden Hänge erklommen werden. Besonders den ersten Steigern wurde hier von den klugen Zugführern achtsames Gehen empfohlen, damit nicht die nachfolgenden durch das unter den Füßen der Erstern sich abrollende Gestein verletzt oder erschlagen würden. Noch war ein sehr steiler, von einigen Felsen überragter Schneehang zu passiren; und endlich gelangte man auf die Schneid oder das Joch, unter dessen vielgezacktem Kamm nördlich tief unten das schauerliche Höllenthal in noch dunkler Nacht heraufgähnte. Jetzt auf 10,000 Fuß hoher Region war man dem ersehnten Ziele nahe, die endliche Erreichung desselben und die scharfe aber stärkende Luft beflügelte die Schritte und sonderbar genug, der schon vier und zwanzig Stunden in den Bergen herumgestiegene Jäger Bauer war der erste, der mit seinem Doppelstutzen auf dem Rücken und seinem treuen Hund an der Seite, über den Grat vorauseilend den frostigen Zugspitz-

gipfel erstieg! Rasch folgten diesem Beispiele nun auch die andern mit ihren Traglasten und nach neun Uhr Morgens war der ganze Zug unter freudigem Gejauchz auf dem kegelförmigen Kopfe des Gipfels oben.

Leider hatten sich während des letzten Aufsteigens wieder die im Frühherbst des 1851 Jahres beinahe unvertreibbaren Wolken und Nebel gesammelt und in eigensinniger Verhüllung, während oben der Himmel rein war, unter sich die herrliche unvergleichbare Fernsicht gehemmt. Nur hie und da lüftete sich der Schleier und ließ einige Aussicht zu. Die näheren Berge zeigten sich dann wie Hügelland, über welche sich das flache Terrain mit seinen Seen, Flüßen, grünen Matten und Ortschaften in unermeßlichen Fernen ausbreitete und besonders die tief unten liegende grün beschattete Hügelparthie, in welcher der melancholische dunkelblaue Eibsee lagert, einen schönen Vordergrund bildete.

Nach kurzer Rast auf der frostigen Höhe ging's an die Arbeit der Kreuzaufrichtung. Während nun, festen Grund zu fassen, das verwitterte Gestein, welches den Gipfel in 1½ Fuß tiefer Schichte bedeckte, aufgeräumt wurde und für das neun und zwanzig Pfund schwere und zwei Zoll Dicke enthaltende unterste Kreuzstangentheil mit großer Mühe ein fünfzehn Zoll tiefes Loch in den harten Stein gebohrt wurde, beschäftigten sich die zwei geschickten Zugführer mit Zusammensetzung des Kreuzes. Die Aufstellung kostete aber erst ungeheure Mühe, Vorsicht, Geduld und Kraft der zwölf gewandten Männer, die damit beschäftigt waren. Man zog es mit Seilen in die Höhe, während rückwärts die Last mit den vom Kreuzcentrum auslaufenden Stützstangen nachgeschoben wurde und ein Schlosser so ruhig als wäre er in der Werkstatt — den Fuß des Kreuzes in das gebohrte Loch leitete. Besonders drei Männer hatten große Lebensgefahr zu bestehen und schauerlich war es anzusehen, wie sie auf den äußersten kaum zwei Fuß breiten Zinnen des von 8000 Fuß tiefen Abgründen umgebenen Gipfels mit kalter Ruhe arbeiteten und mit todesverachtendem Muthe das schwere Kreuz, — von drei Seitenstützen umgeben — auf der himmelanstrebenden Höhe endlich zum Stehen brachten!

Ein andächtiges tief empfundenes Dankgebet: „Ehre sei Gott" beschloß die höchst gelungene Aufrichtung, worauf gegen vier Uhr Nachmittags der Rückzug angetreten wurde. Dieser war an manchen Stellen gefährlicher, wie der Aufstieg und konnte besonders auf der schwindelnden Höhe des Grat-Kammes und auf den trügerischen Schneehängen nur mit vieler Vorsicht ohne Unglück ausgeführt werden. Nach kurzer Weile war auch das so mühsam erstiegene Geröll der Sandriften überschritten und wieder der mehr sichere Boden des Schneeferners erreicht, von wo es schon hurtiger und lustiger an ein „Abfahren" ging und beim „letzten Wasser," — das jetzt das erste war — eine um so mehr willkommene Labung eingenommen wurde, als die mitgenommenen Flüssigkeitsvorräthe zur Stillung des brennenden Durstes längst aufgezehrt waren und dafür auch schon sogar der hartgefrorene Schnee aushelfen mußte.

Um die Abenddämmerungszeit erreichte die Gesellschaft wieder die Angerhütte, wo auch wieder die Nacht zugebracht wurde, da der wenigstens sechs Stunden lange Weg nach Partenkirchen nicht mehr zurückgelegt werden konnte. Der kühne Jäger Bauer nahm sich jedoch vor, eine kürzere Richtung zu seiner Rückfahrt einzuschlagen, auf der entgegengesetzten Seite viel früher das Thal zu erreichen und bei dieser Gelegenheit auch das tyrolische Dorf Ehrwald zu besuchen. Vielleicht hatte der jugendfrische Jäger ein geliebtes Mädchen dort, der er eine Alpenrose von der so glücklich vollbrachten Kreuzfahrt bringen wollte, oder war es der Hang zu Abentheuern oder vielleicht auch Jägerstolz, was ihn zu diesem Wagstück sondergleichen, auf einem ihm weniger bekannten Bergterrain trieb, kurz, Bauer verließ schon nach zwölf Uhr die Gefährten auf der Zugspitze, um auf der Westseite des von dort sich verzweigenden Grates in's Loisachthal hinab zu steigen. Auf der West- oder Nordseite erheben sich aber die Felsenwände viel steiler und kahler — eine montanistische Eigenschaft, die bei vielen Kalkbergen der Voralpen statt findet. — An der Zugspitz oder dem Wettersteingebirge erheben sich die nackten Wände oft senkrecht nur von furchtbaren Verklüftungen und einzelnen Schneefeldern unterbrochen. Schaurig ist der Anblick dieses oft über 6000 Fuß kahl aufstarrenden Felsengeschroffs schon von unten. Kein Mensch, keine Gemse, ja kein Wirbelthier hat es bisher gewagt, diese mit ewiger Vernichtung umstarrten, höchstens von Lämmergeiern umkreischten Räume zu betreten; noch fürchterlicher ist der Anblick von oben, wo in grausigen Verklüftungen die tiefsten Abgründe gleich Todtengrüften heraufgähnen. Alles dieses schreckte aber den kühnen Jägersmann nicht ab, auf die gelenke Kraft und Uebung vertrauend, den einmal gefaßten Vorsatz auszuführen. Sein Begleiter dabei war sein treuer Hund — ein Gebirgsdachs — der schon die ganze acht und zwanzigstündige Gebirgstour mitgemacht hatte und durch das scharfe Gestein aber bereits wunde Füße hatte, so daß ihn sein Herr deßwegen in seinem Rücksack tragen mußte. Geraume Zeit kletterte Bauer das steile Felsengeklüft hinab, was dem muthigen Gebirgssohn anfangs nicht so gar gefährlich schien; bald war es aber schon schwerer auf dem schlüpfrig bedeckten Steingeröll zwischen den starksenkenden Felsen und einzelnen trügerischen Schneelagen immer festen Fuß zu fassen. Auf einmal befand er sich an einer schiefen glatten Steinplatte, die ringsum ein fürchterlicher Abgrund umgab und selbst dem tollkühnen Jäger einiges Entsetzen und Grauen einflößte. Um nun bei dem Durchschreiten dieser schlüpfrigen Steinplatte mit dem Hunde nicht zugleich zu Grunde zu gehen, ließ er diesen wieder frei laufen, der nun bei jedem Tritte jämmerlich winselte und seinem verwegenen Herrn Vorwürfe über sein übermüthiges Wagstück zu machen schien. Nur mit außerordentlicher Vorsicht konnte die Platte überschritten werden, kaum war aber das Ende derselben erreicht, so schien auch jeder Ausweg versperrt. Ueber ihm stiegen nun schon mehrere tausend Fuß hohe Wände mit furchtbarem erschütterndem Ernste empor, unter und neben ihm lagerte sich in grauenvoller Schlucht ein Schnee-Kaar. Nichts blieb nun übrig, als die steilen wilden Felsenwände wieder hinauf zu klimmen, um vielleicht

noch die Gefährten zu erreichen oder einen Sprung über die Wand in die trügerische Tiefe des Schneekaars auf Leben



und Tod zu wagen Eingetretene Müdigkeit, nach dreißigstündigem Marsche — denn die Natur hat ihre Grenzen — und vielleicht auch falsche Scham hielt ihn von Ersterem ab. So schwebte er nun — ein zweiter Maximilian auf der Martinswand — nur in noch größerer jetzt sich selbst nicht verbergender Todesgefahr; denn die unten nahe liegende Gegend ist menschenleer, nur das kalte Echo brachte in dieser Wüste den Hilferuf zurück! Der Verlassene verlor indeß keinen Augenblick die Geistesgegenwart und Besinnung; sein Entschluß war daher bald zum Vorwärts — zu einem Sprung in die Tiefe des Kaars hinab gefaßt, jedoch mußte sein Hund zuerst die Probe bestehen; die Rettung des eigenen Lebens beeinträchtigte das Mitleid gegen das treue Thier — seinen liebsten Gefährten; — im Falle, daß dem Hunde bei dem Fall das Leben gefährdet würde, war ja der Doppelstutzen noch bei der Hand, um den letzten Qualen des armen Thieres ein Ende zu machen. Der treue „Di" — so hieß der Hund — flog also hinab in die schauerliche Tiefe, und welche Ermuthigung, der liebe treue Gefährte kroch wieder unverletzt aus dem Schnee heraus und schaute mit verzeihender Sehnsucht zu seinem Herrn empor! Kurz besonnen flog nun auch der Stutzen, das zweite so theure Jägerkleinod in die Tiefe nach. Auch dieser blieb unversehrt im Schnee stecken. Leib und Seele Gott vertrauend, wagte nun auch Bauer den gewaltigen Todessprung über die zwanzig Fuß tiefe Kluft hinab, und der Sprung war wunderbar gelungen, denn der Jäger, sein Hund und das Gewehr waren wohlbehalten im gefallenen Schnee beisammen, der glücklich und um jene Jahreszeit in sehr seltener Weise, sich tüchtig angehäuft hatte.

Freuden und Dankesthränen entstürzten nun den Augen des Jägers und seine Hände falteten sich Dank betend zu dem Herrn empor und doch war er durch den glücklichen Sprung noch bei Weitem nicht gerettet. Wo nun ein fernerer Ausweg bei der jetzigen Unmöglichkeit eines Rückwärts, welches Bewußtsein ihn jetzt um so mehr überwältigend anschauerte? Ueberall, wo der Blick hinforschte, nichts als überragende Wände, oft thurmhoch, in phantastisch schauerlichen Gestalten aufgeschichtet. Noch immer kein Strauch oder sonstiger Grund zum Anhalt, viel weniger ein Steig der aus diesem Felsenlabyrinth — aus diesem Todtengerippe der Natur — hinaus führe. In dieser trostlosen Lage ruhete er einige Zeit am äußersten Ende des Schneekaars, um sich neue Kraft zu sammeln und bereute einigermaßen sein Gott versuchendes Unternehmen; wie gerne wäre er nun wieder oben gewesen bei seinen Kameraden! Allein dieses war des Sprunges wegen nirgends mehr möglich. Um nun hier nicht durch Hunger und Kälte langsam umzukommen, mußte doch noch ein Ausweg, und sei es auch — zu einem schnellen Tod — gesucht werden. Er raffte sich daher wieder auf und durchforschte mit seinem Hund den ganzen Rand des Schneefeldes, um eine zum Abstieg sich bietende Kluft zu finden, allein immer noch ragten unübersteigliche Felsenwände schweigend u. d schauerlich entgegen. Noch einmal kehrte er zu dem Platze des Sprunges zurück, von wo er tief unten zwischen Wolken den Eibsee als leuchtenden Anhaltsstern liegen sah; in dieser Richtung fand er endlich mit seinem Hunde eine Stelle, wo ein Hinabsteigen über das Gewänd durch eine sich darbietende Riffe freilich nur noch mit Einsetzung des Lebens möglich war; bald erreichte er nun glücklich den ersten Pflanzenwuchs und mit dem Leben in der Natur kehrte auch bei dem, zwei Stunden in Todesgefahr Geschwebten, neues Leben und Kraft ein; so erreichte er endlich die sogenannten „Thörlen," ein gleichsam als Fußgestell der Zugspitze an der tyrolischen Grenze sich gegen den Eibsee hinabziehendes Vorgebirg, worüber ein gewöhnlicher Uebergang und Schwärzer-

steig von Bayern nach Tyrol führt; dort traf Bauer die ersten Menschen — rückkehrende Ehrwalder, — die es kaum glauben wollten, daß er von jenem „Teufelsgwänd" herunter gekommen sei, wo es, wie sie sagten, so lang der Zugspitz steht, noch kein Mensch gewagt, hinauf, viel weniger herabzukommen. Bauer meinte nun selbst, daß er diese zwar kürzeste, aber um so gefährlichere Fahrt nicht zum zweiten Mal machen wolle. Nach Ehrwald schickte er für dieses Mal einen Gruß und ging dann nach Grainau, wo er vier Uhr Nachmittags ankam. Am andern Tage traf sich die ganze Kreuzfahrergesellschaft wieder wohlbehalten in Partenkirchen, wo sie nach der Zugspitze hinauffahen und auf dieser höchsten Hochwarte Bayerns das aufgerichtete Kreuz von der Sonne wohlgefällig beleuchtet erblickten. Möge dieses heilige Zeichen, dieses Panier des Glaubensſieges, hocherhaben wie seine Bedeutung, jedem Sturme trotzen!

Mr.

Schottische Geschichten.

Gespenster, Hexen und Kobolde, grimmige Ungeheuer in Waldesnacht und öder Steppe, hinwieder neckische oder Freude spendende Feen sind tief gewurzelt in der lebendigen Phantasie des schottischen Bauern.

Er gibt dir vielleicht zu, daß ihre Macht sich seltener zeige, aber geringer ist sie nicht geworden, und was früher geschehen, das kann wieder zutreffen. Noch immer ist die Nacht Gefahr drohend, der Abend verhängnißvoll und selbst der Morgen und Mittag zählen ihre überirdischen Mächte. Versuch' es nicht etwa gar, dem Bergschotten seinen Wahn zu nehmen. Du gehst fehl, und gelänge es dir, kaum wäre ihm wohl bei so viel Licht und Einsicht.

Die Welt der bösen und freundlichen Dämone ist ihm zugleich ein offenes und doch geheimnißvolles Buch der Vergangenheit; ein abenteuerlicher Pfad von alter in seine Zeit herauf; und am längst in das Meer der Ewigkeit verronnenen Strome geschichtlicher Ereignisse trinkt er, als flöße jener eben dahin, mit begieriger Lippe aus dem Becher der Ueberlieferung — aber nur dann mit ganzer Seele, wenn ihn eine traumartige Gestalt bietet oder würzt.

So weiſ't er hin auf See und Insel, Berg und Thal, Gräber und Ruinen. Und wenn er etwa schalkhaft lächelt, ist's nicht Mißtrauen gegen seine Landessage, sondern es gilt dir, falls du seiner Mähr zweideutigen Blickes zuhorchst und zu zweifeln wagst.

Du wirst aber nicht lange zweifeln wollen, vielmehr selbstwillig träumen und glauben.

Verfolge den Pfad in jenen wundersam schönen und abenteuerlichen Landen, die da scharf wechseln in lang gestreckten, schauerlichen Oeden, blühenden Gehegen und smaragdgrüner Waldesnacht, in Bergen, Thälern und leiseschwellenden Niederungen, allüberall durchstreut mit stolz prangenden Schlössern, Epheuumranktem Getrümmer gebrochener Burgställe, oder den Wehmuth umhauchten, von Pflanzen und Gestrüpp umklammerten Resten uralter Abteien und Kirchhöfe. Zieh' stromauf- oder abwärts an den Ufern der Flüsse, oder irre ab, dorthin und dahin, vom Firth of Clyde landüber bis hinauf zum Cape Dunscansby, oder dem Felsen umstarrten Wrath und wieder zurück im Westen, Angesichts des atlantischen Oceans und der Hebriden: überall mahnt es dich an geschichtliche Thaten und Gestalten, schauriger oder schöner Erinnerung voll. Von den Zeiten der Römer und Celten, deren grimmigen Schlachten und ihren Opfern kolossale Hügel zum Denkmal dienen, bis herauf zum jüngsten der entscheidenden Ereignisse, der Schlacht von Culloden — aller Orten und aus jeder Zeit wuchert es dir entgegen in Kampf und Abenteuer, in Thaten der begeisterten Vaterlandsliebe, schreckengebährender Parteiwuth oder bewunderungswürdiger Hingebung für eine erhabene Persönlichkeit.

Aber von Dem hinweg, was einst wirklich geschehen, verirrst du dich, wie willenlos, in die Welt der Sagen.

Wald, Thal und Inseln, altes Gemäuer und grüne Bergeshänge, durchfärbt von bunten Blumen und zierlichem Farrenkraut, was immer du siehst — aus der tiefsten Einsamkeit tritt dir ein fabelhaftes, geheimnißdurchwebtes Leben entgegen.

Geht der Mond glühroth auf über Moß of Kincardie — gleich dem Schotten, magst du hinter einsamem Gestrüpp in dunklen Schlagschatten eine Hexe grinsen und lauschen sehen oder einen geisterartigen Zwerg. Der See Catrine, von schaurigen Felsen umthront, hie und da umgürtet von schneeweißem Sande neben hellstem Wiesengrün und üppigem Haselgestände um hochaufragende Bäume, drüber der Wassergeier hoch hinwegschwebt oder die flüchtige Wildtaube — von der geschichtlichen Erinnerung und Wirklichkeit reißt er dich unversehens in das Gebiet des Zaubers. Und wenn die blühenden Inseln des See's Awe, des See's Lomond und mehr andere vor deinen Blicken auftauchen, mit ihnen tauchen auf die guten und schadenfrohen Feen, Gnomen, oder grimmige Ungethüme, so verborgene Schätze bewachen.

Aber die Natur unterstützt deine Einbildungskraft noch weit mächtiger, und wirklich da Gewesenes rückt sie dir magisch vor dein Auge, wenn es nicht aller Weihe der Poesie baar blieb.

Du schlenderst am See von Awe, wo Ossians Vater, der gewaltige Fingal, lebte, oder auf rauhsteinigtem Bergpfade kletterst du in das Thal, genannt Glenco, so durchströmt ist vom klaren Quell der Cona, die in scharfkantigem Felsenbette dahinspielt, oft wehmüthigen Klanges, wie der Gesang des unsterblichen Ossian, und unvergänglich wie seine Weisen. Da sieh hinauf rings zu den himmelhoch starrenden Bergeswänden und lausche dem Gelispel der Wasser und dem Luftzuge — die Stimmen der Vergangenheit treffen dein Ohr. Oder schaukle dahin auf den Wogen des atlantischen Meeres gegen die Hebriden, auf das finstere waldige Morven zu, das gräberreiche Jona, das glänzend schwarz basaltene Staffa, das rastlos mit begieriger Felsenlippe die brausenden Fluthen schlürft — nicht die Eilande allein wecken deine Erinnerung an die Seekönige und die Helden versunkener Jahrhunderte. Nein, wenn Morgens oder Abends die Nebel dahin fließen, unhoch über dem Fahrzeuge, in der Sonne früherſten

Strahlen, oder ihrem letzten Scheideblick auf das düstere Schieiergewölke, rücken dir die Gestalten der alten Helden in wechselnden Formen vor die Augen. Und nicht anders wähnst du — als du sähest sie da oben über dir, nah' und weithin, auf luftigem Plan kämpfend in wildester Schlachtenwuth erscheinen, oder rastend in erhabener Ruhe nach dem Kampf, und reihenweise, oder Etliche zusammen, hinausschauend, hinüber oder hinab auf ihre alten Reiche im Ocean und zu Land — auf die blutgetünchten Schlachtfelder von voreinst.

Also klingt's und weht's und blickt es dich an, allüberall zu Land und Meer, in Traum und Wahn und in bunten Sagen von Kampf und Sieg, von Lust und Schmerz und Klagen aus alten — alten Tagen.

Hely Mary.

Viele anmuthige Inseln liegen dahingestreut im See von Awe.

Davon heißt die eine — Inishail.

Einst lugte da friedsam ein Kloster aus üppigem Gelaube hoher Bäume hervor. Aber die Stürme der Zeit rüttelten an der Heimat der Frommen, und lange, lange schon unter'm Schatten wuchernder Gebüsche und dem Getrümmer öder Mauern schlummern die Nonnen.

Ihre Namen sind verklungen und nur von einer Jungfrau weiß der Schiffer noch alte Kunde — das ist Hely Mary. Die hat er, oder sein Ahne selbst gesehen. Und wenn du in der Frühlingszeit über den See von Awe fährst, siehst du sie vielleicht selbst. Da schwankt ihre luftige Gestalt am Ufer und schaut hinaus in den See, als suche und deute sie auf Etwas, das in den Tiefen der Wasser verborgen liegen soll.

Und bis das nicht da liegt, hat Hely Mary keine Ruhe im Grab.

Hoch ragt der Berg Cruachan in die Lüfte. An seinen Niederungen stand voreinst ein Schloß. D'rin lebte Hely Mary an der Seite ihres Vaters Macdona.

Macdona ließ ihr freieste Wahl unter den Edelsten im Lande.

Da wählte sie unter zwei Freunden, welche gleich für sie glühten, den einen, Magregor. Der Andere, Cameron, sah sich in seiner Hoffnung getäuscht.

Nahe war des Jahres Wonnezeit und früh drängten sich die Blumen und Blüthen aus der Erde, Hely Mary's Pfade zu überduften oder ihre Stirne bräutlich zu schmücken. Da erscholl weit von Osten her der Ruf zum heiligen Lande, und der Vater und Magregor hefteten das Kreuzeszeichen auf die Brust, das Schwert ward geschliffen und geweiht, und in der Freude Honigbecher träufelte die Myrrhe des Trennungsschmerzes.

Cameron schloß sich nicht an. Finster blickte er längst, er mied den glücklichen Magregor und Alles, was er sonst gesucht. Für Lust und Ernst, für Kampf und Spiel war ihm der Sinn gewichen, aus Freundschaft war Haß und Neid geworden. Hely Mary's Wahl trug die Schuld.

Das ging Magregor zu Herzen.

Einen Ring, mit schönen grünen Steinen geschmückt, reichte er Hely Mary und sprach: „Lang währt es, bis ich in die Heimat zurückkehre. Erwarte mich und den Vater im Kloster von Inishail. Kein Frevler wagte es je, der Insel Friedensstätte zu entheiligen, und du findest dort Ruhe, Schutz und Trost. Da harre der Wiederkunft entgegen. Du hast mich gewählt, doch Grausamkeit ist mir fremd. Bin ich in zweimal zwölf Monden nicht zurück, bin ich im Kampf gefallen, bist du frei und magst Cameron den Ring geben. Denn er liebt dich, und für deine Wahl wurde er mein Feind im Leben. So will ich ihn nach meinem Tode versöhnen."

„Cameron ist edel, aber er soll den Ring nie besitzen," antwortete Hely Mary. „Magregor's Braut liebt nur einmal und nicht wieder."

Macdona und Magregor ritten fort aus den Thälern der Berge bis an's Meer, d'rüber fuhren sie und weithin führten sie gefahrvolle Pfade durch wilder Stämme Lande zum heiligen Grab. Hely Mary aber war in der Zelle zu Inishail, und wenn Frühmorgens und Nachts die Fenster der Kirche vom Scheine der Lampen glühten, kniete Hely Mary bei den Nonnen im Chor und betete.

Zwei Jahre flossen dahin. Macdona und Magregor waren nicht zurück, und die Kunde ihres Todes brachte Der und Jener an die Ufer des See's von Awe.

Verzweifelnd irrte Hely Mary durch die Räume des Klosters oder am Gestade von Inishail. Und sie schaute sehnsuchtsvoll hinaus und hinüber, ob kein Kahn vom Ufer stoße, der den Vater und Magregor brächte.

So harrte sie in banger Sehnsucht, und Tag für Tag ward sie trostloser.

Auch Cameron harrte, doch in süßer Sehnsucht, denn ihm träumte von Hely Mary's Besitz. „Kommt, o kommt!" ließ er ihr verkünden, „Magregor und Macdona sind todt, denn die Zeit ist verstrichen und jeder Mund spricht es. Zu schön seid Ihr für die düsteren Mauern von Inishail. Also habt Erbarmen mit Euch selbst und mir, löset Magregor's Wort und sendet mir den Ring, daß er mir ein Zeichen sei! Denn mir gebührt er." Sinnend vernahm Hely Mary die Botschaft und sagte: „Er soll Antwort haben. Wenn im Abend Cruachan's Wände erglühen, will ich auf einem Kahne gegen das Ufer fahren und den Ring dem weihen, dem er nun gebührt."

Freude röthete Cameron's Wangen, als er diese Worte vernahm, und Abends stand er, festlich geschmückt, am säuselnden Röhricht des Ufers drüben. Da sah er den Kahn von Inishail's grünen Gehegen herüber schwimmen, und Hely Mary stand in Mitte desselben. Unweit vom Ufer gebot sie dem Schiffer Stillstand.

„Was haltet Ihr an und zaudert?" rief Cameron. „Ihr zeigt mir den Ring — naht Euch und gebt mir ihn!" Hely Mary aber streckte langsam die Rechte über die Fluthen des See's von Awe und ließ den Ring in die Tiefe fallen.

„Was soll das bedeuten? Ihr wollt mich ewig meiden?!" rief Cameron in bitterer Enttäuschung.

Hely Mary aber sagte nichts, sondern nickte langsam

zu. Sie winkte dem Schiffer und der Kahn wandte sich gegen Inishail zurück.

Groll und Verzweiflung ergriff Cameron's Seele. Ruhelos irrte er umher in den wildesten Schluchten und im Schatten der dichtesten Wälder; und als die Zeit nahte, da Hely Mary den Schleier nehmen wollte, hatte er das Schlimmste ersonnen. Inishail wollte er überfallen, Hely Mary entführen und ob ihm dafür der Fluch der Kirche folge.

Die bestimmte Stunde war gekommen. Im Schweigen der Nacht wollte Cameron die That vollbringen. Sicher seiner Beute, sah er die Sonne sinken, aber ihn trieb doch sein Gewissen hin und her. Als er zu seinem Schlosse hinaufschritt, kam ihm ein Fischer entgegen, der bot ihm einen Ring zum Kauf.

„Was seh' ich?" rief Cameron. „Es ist Magregor's Ring, der in den Tiefen des See's lag. Wie kommt Ihr dazu?"

„Ich zog ihn mit den Fischen heraus."

„Das ist des Himmels Fügung!" jauchzte Cameron. „Sie soll es erfahren und ihren Widerstand soll der Wink des Schicksals brechen!" Reich belohnt ging der Fischer von Cameron's Schloß.

Eine Stunde später ritt in funkelnder Wehr eine Schaar Bewaffneter gegen den See von Awe zu. Als sie an das Ufer gelangte, hielt der Führer an, entsandte Alle gegen das Schloß an den Hängen des Berges Cruachan, er selbst trat in einen Kahn. Der flog auf Inishail zu.

Es war Magregor. Von Sehnsucht getrieben war er Macdona vorausgeeilt.

Entzückt erkannte ihn Hely Mary. „So lebst du?" stammelte sie, ihr Haupt an seine Brust lehnend.

„Ich lebe und Macdona lebt," war des Ritters Antwort, „— doch was ist dir, Hely Mary?"

Darauf erfuhr er, daß sein Ring in den Tiefen des See's begraben liege.

„Deßhalb sei getrost!" sagte Magregor. „Bist du mir doch treu geblieben. Schlummere sanft und träume selig, in wenigen Tagen komm' ich und führe dich auf mein Schloß."

Bald verließ Magregor die Insel. Als er über dem See war, bestieg er sein Roß und ritt gen Cameron's Schloß. Den traf er am Eingange, und staunend trat dieser zurück, denn er wußte von Nichts.

„Da bin ich wieder!" sagte Magregor. „Zuerst zu Hely Mary, dann zu Euch! Ihr sollt und müßt mir wieder Freund sein. Laßt ab von Groll und Liebesschmerz. Aus vielen Gefahren hat mich der Himmel gerettet, das ist ein Zeichen, daß die Jungfrau mir bestimmt ist, und nicht Euch. Und hat sie doch ihr Wort gehalten, was frommt Euch alles Begehren? Ich erlaubte ihr, Euch den Ring zu geben, und sie warf ihn in die Tiefe der Fluthen."

Da lachte Cameron wild und sprach: „Ihr beruft Euch auf des Himmels Zeichen und Wink. Wohlan, auch ich will es thun. Mir ist er günstiger als Euch. Seht Ihr, Magregor, den Ring an meiner Hand? Der Ring ist mein!"

Starren Blickes stand Magregor. „Den Ring habt Ihr?" lallte er. „Wie seid Ihr zu demselben gekommen?" „Ei mein Fischer hat ihn mit den Fischen gefangen!" höhnte Cameron.

„Das ist eine Lüge!" fuhr Magregor auf. „Nun erfaß' ich wohl Hely Mary's Schrecken. Sie hat ihn nicht in den See versenkt — sie hielt mich für todt und schenkte Euch das Kleinod!"

„Und wenn dem so wäre!" rief Cameron. „Ist nicht die Zeit verflossen, die Ihr bestimmtet? Zweimal zwölf Monde, sagtet Ihr, dann ist sie an keine Treue gebunden!" „Und daran mahntet Ihr sie?" tobte Magregor auf. „So rasch triebt Ihr sie, vom Rechte Gebrauch zu machen, das ich ihr verlieh und das sie von sich wies? Fluch dem, der Weibern traut und Freunden! Führt sie denn heim, wenn Ihr mich besiegt — für uns Beide zugleich ist Raum nicht auf der Erde!" Und Jenem weiter kein Wort gönnend, riß er das Schwert heraus, und Cameron das seine. Die kreuzten sich wie zuckende Blitze und schlugen schwere Wunden. Magregor stürzte durchbohrt darnieder. Mit letzter Kraft that er im Sinken noch einen Schwertstoß — und Cameron taumelte, den Tod in der Brust, an seiner Seite zu Boden.

Als der Mond über des Cruachan steile Gipfel auftauchte, kam Macdona und schaudernd sah er die Beiden entseelt.

Die Schreckenskunde von Tod und Fluch störte früh Morgens die Ruhe von Inishail. Da Macdona landete, fand er Hely Mary in Verzweiflung, ihre Sinne waren verwirrt.

„Fort, fort," rief sie, „meinen Ring will ich, meinen Ring! Magregor soll mir glauben! Magregor ist nicht todt — ich will ihn sehen — den Fluch soll Magregor von mir nehmen!"

Macdona geleitete sie schwermuthsvoll zum Kahne. Stumm saß Hely Mary und sah düster in den See, bis die Stelle kam, wo sie den Ring versenkt hatte. Da erhob sie sich mit unheimlich leuchtenden Blicken, die heftete sie verlangend auf die Fluthen. „Hier, hier liegt der Ring, Magregor!" rief sie. „Ich seh' ihn! Magregor, ich will den Ring holen!"

Und, noch das Wort auf den Lippen — stürzte sich Hely Mary in die Tiefe.

Zwei Tage später trugen die dunklen Wellen des See's von Awe eine Leiche an's Ufer von Inishail.

Es war Hely Mary's Hülle. Viel beweint von den Nonnen, ward sie zu Grabe getragen.

Macdona folgte Hely Mary bald.

Der Ring aber verkam. Und bis er wieder gefunden ist, hat Hely Mary keine Ruhe im Grabe. Ihre lichte Gestalt schwebt an den Ufern von Inishail, schaut hinaus, wo der Ring liegen soll und deutet hinab in die Tiefe des See's.

Jeder weiß, was sie will. Wer den Ring hat, soll ihn versenken, auf daß ihr Wort zu Magregor wahr werde.

Aber Keiner kam in der Jahrhunderte Lauf, der ihn besaß — und wird er kommen — —?

Fr. Trautmann.

Wo liegt der Hund begraben?

Von Sankt Veit, einem Schlosse im Mühlkreise, sechs Stunden von Linz, heißt es im Sprichworte, daß hier der Hund begraben liege und das ist auch so. An der Gartenmauer des Schloßbräuhauses, welche im Jahre 1821 bei einem Brande zusammenstürzte, befand sich nämlich ein Stein mit folgender Inschrift:

Mein Herrn hab' ich mit Tray bewacht,
Drumb ist mir dieser Stain gemacht,
Delfin ward ich von ihm genannt
Allhier lig ich verscharret im Sandt,
Die Zeit, so ich im Leben war
Seynd gewesen 17 Jar.

Diesen Stein ließ Sigmund Freyherr von Hager seinem getreuen Hunde setzen. Die Geschichte wird also erzählt:

Sigmund Hager, Freyherr von Sankt Veit und Allentsteig wurde am 15. Februar 1547 geboren. Er begab sich aus Begierde, die Länder zu sehen, 1578 von Hause weg und machte den Krieg in den Niederlanden mit. Als er einst zur Rekognoszirung ausritt, wurde er sehr müde, legte sich nieder und schlief ein. Während seines Schlafes kamen ebenfalls rekognoszirende Feinde in seine Nähe. Der Hund gewahrte sie und knurrte, jedoch vergeblich, Hager erwachte nicht, da zwickte ihn der Hund in ein Ohr, worauf er zu sich kam und sich noch rechtzeitig retten konnte.

Schiltbergers Heimkehr.

Als man 1394 zählte, lebte zu München ein schmucker Gesell von jungen Jahren, Namens Johann Schiltberger. Der ist wohlbekannt weitaus in allen deutschen Landen, denn er hat gar viel erlebt und erlitten, der Zeit er in der Fremde Gefangenschaft erduldete.

Ja wär' er in seiner Minne glücklich gewesen, sein Gottliebes Land Bayern hätte er nie verlassen. So aber neckte und quälte ihn die Maid seines Herzens, all bis er in Verzweiflung gerieth.

Uebereins brach in Ungarn der Krieg gegen die Türken los. Da machten sich an mehr Orten Ritter und Knappen auf. Der Schiltberger aber dachte: Jetzt thust ihr auch ein Leid an, der Febronia! Laß sie eine Zeit lang in Sorg' und Angst, die Türken werden ihre Schläge bald haben — und wenn Du heimkommst, wird sie ja sagen, damit du ferner nicht mehr in den Krieg ziehst; denn geneigt ist sie dir doch."

Wie er demnach entschlossen war und seinen Herrn gewählt hatte, gab er der Febronia Nachricht, daß er sie verlasse. Darüber ward sie ganz bestürzt, und als er ihr zum Troste sagte, er wolle ihr sicher treu bleiben, versprach sie hinwieder dasselbe. Dann nahm der Schiltberger Abschied von ihr und allen Vettern und Basen, setzte sich wohlgerüstet auf's Roß und ritt hinter seinem Ritter, der hieß Lienhard von Reichertinq, zum Isarthore hinaus.

Nun kam die Sache aber ganz anders, als der Schiltberger gedacht hatte. Denn nicht die Türken bekamen die Schläge, sondern die Christen; bei Nicopolis ging's ganz gräulich her und nach der Schlacht ließ Bajazeth auch noch viele Tausende hinschlachten. Herr Lienhard von Reichertinq war in der Schlacht gefallen und entkam so schmählichem Tode. Schiltberger aber hätt' ihn erleiden müssen, wär' ihm seine Jugend nicht zu Gut gekommen. Also ward er verschont, davon geschleppt und hat dann wunderbare Dinge erlebt.

Darüber verflossen gar viele, viele Jahre.

Mit einemmal gelang's ihm, zu entfliehen, that viele Wege und Irrwege, bis er sicher war, und, heißen Dank zu Gott im Herzen, ritt er zuletzt nach zwei und dreißig Sommern ganz allein beim Isarthor zu München herein, allwo er dazumal selbzweit hinter Herrn Lienhard von Reichertinq hinausgeritten war.

Begreift nun Jeder, was Staunen und Verwunderung in München losbrach, als der Schiltberger wieder daher kam. Alsbald ward er auf's Rathhaus geführt, daß er von seinen Abenteuern Bericht gebe. Das that er auch und versprach, noch vielmehr in ein Büchlein zu schreiben, auf daß es männiglich auf's Genaueste bekannt würde, was ihn Alles betroffen. Das hörte der Rath mit Wohlgefallen an und lud ihn zu einem Gastmahl im Ammerthalerhofe — dazu viel treffliche Bürger mit ihren Frauen und Töchtern — und ward dem Schiltberger bis zur Essenszeit so viel Ehr' angethan, daß er sich gar nicht mehr verwußte. Bei Allem Dem kam er aber nicht zur Frage, was aus der Febronia geworden sei. Und weil er nicht fragte, so sagten die Anderen auch nichts, denen die Sache von dazumal bekannt war. Wie er nun mit den Uebrigen am Tisch im Ammerthalerhof saß, stand der Rathsherr Bittrich, so sein Vetter war, auf, hielt eine Rede, und als er damit fertig war, sagte er: „So haben wir Euch willkommt, und seid Ihr nun überall wohl daran! Euer Hab' und Gut ist bewahrt und vermehrt, von der Lust zum Krieg seid Ihr sicher befreit, die Welt habt Ihr auch gesehen, mehr als Euch genehm war, so genießt nun der Ruhe am heimischen Heerde. — Jetzt aber sprecht ein offenes Wort — seid Ihr von Eurer heißen Lieb' auch geheilt — und hat's Euch damals nicht dennoch gereut, daß Ihr fortgezogen?" Dann setzte er sich und nahm sich ein Stück Rehfleisch und einen Löffel voll brauner Brüh von Honig und Weinbeeren. „Ja," sagte Schiltberger, mit seinem Rehfleisch beschäftigt, „erst kam's mir schon hart an, und bei Freising wär' ich gleich wieder umgekehrt, denn die Maid war in großer Gewalt über mich. Später ging's wohl besser, zuletzt hab' ich mich in mein Schicksal ergeben, und gedacht — kommst heim, ist sie gebändigt und du bist freier, als bisher. Aber meiner Seel, ich bin ihr treu geblieben. Denn das glaubt Ihr einem ehrlichen Münchner wohl, daß er sein Herz vor türkischen und persischen Weibsen verwahrt. — Nun wollt ich doch längst fragen — wie geht's denn der Febronia? Ist sie todt oder lebendig? Und wenn sie lebt, weß Hauskreuz ist sie denn geworden?" —

„Was ist das?" sagte plötzlich eine ehrsame Jungfrau vom Ende des Tisches herauf: „Hauskreuz? das sagst du von mir, die dir zu Lieb durch zwei und dreißig Jahre ihr Wort gehalten?"

„Ja, hör' ich recht?" rief der Schiltberger und ließ die Gabel mit einem Bissen Rehfleisch fallen. Zugleich stand er auf und sah zum Ende des Tisches „die Stimm' kenn' ich!" — „Kennst du mich denn noch nicht!" drängte die Febronia, sich nähernd. „Was schaust denn so herum?" — Richtig



— meiner Seel' — sie ist's, glaub' ich," — sagte Schiltberger ein wenig schwach.

„Ja freilich bin ich's!"

„Also Du — Du bist mir — bist mir treu geblieben? Und — und — so lang?"

„Und wär's noch einmal so lang gewesen."

„Ha ha, das gefällt mir wohl," rief Herr Bittrich. „Nun Herr Vetter, was gedenkt Ihr als Ehrenmann zu thun?"

„Was ich als Ehrenmann nicht lassen darf!" fiel Schiltberger heiter ein. „Gott hat sie und mich gestraft und zum Freisein sind wir Zwei einmal nicht geboren!" Dabei öffnete er die Arme und bot ihr beide Hände. „Grüß dich der Himmel, Febronia!" rief er „jetzt kommen wir ja doch noch zusammen!"

Ueber-Rheiner Kriegs- und Friedensgeschichten.

Der Sammetärmel.

Kaiser Friedrich Barbarossa und sein ganzes Geschlecht hielt vor allen deutschen Burgen eine werth, die Insignien des heiligen Reichs zu wahren, — den Trifels, der sich auf drei Bergkegeln des Wasgau an den Ufern der Queich als eine unvergleichliche Veste erhob. In der hohen Thurmkapelle alldorten zeigten zwei Mönche aus dem nahen Kloster Eußersthal alljährlich der herbeiströmenden Menge: die Krone des Herrn und die Lanze, mit welcher seine Seite geöffnet wurde, — einen Nagel und ein Stück Holz vom heiligen Kreuz nebst vielen anderen Reliquien aus der Zeit des Erdenlebens unseres Heilandes, — das Schwert und die Krone des großen Karl, — dessen dalmatisches Kleid, mit Edelsteinen besetzt, — Scepter, Reichsapfel und Kaisermantel, den kostbaren Gürtel und güldenen Rock, — die ganz güldene, mit Edelsteinen besetzten Handschuhe, Pantoffel und Strümpfe, so die Kaiser bei der Krönung trugen, — dann noch eine Albe von weißem Sammet, einen zweiten güldenen Apfel mit güldenem Kreuze, zwei Schwerter, einen Sporn von lauterm Gold, zwei Scharlachhosen und den Speer des heiligen Mauritius. In das dunkle und tiefe Burgverließ wurden die aufrührerischen Großen des Reichs — Erzbischöfe, Fürsten und selbst der Kaiser eigene ungehorsame Söhne — geworfen; dort seufzten unter Heinrich VI. die geblendeten Rebellen von Sicilien — Margarita und Richard in ewigem Gefängniß, und im nämlichen Kerker sah sich die Blume der Ritterschaft, König Richard Löwenherz, von seinem Land und Volk und seiner Liebe getrennt, eingeschlossen und verwahrt. In den Räumen der Burg versammelte der zweite Friedrich alle Pracht und Macht seines ausgebreiteten Reiches, und ihr Besitz galt als das glücklichste Omen bei der streitigen Kaiserwahl. —

Alles das war, und ist nicht mehr. Die trotzigen, in ihrem Fall noch stolzen Thürme und Mauern sehen über den herrlichen Buchenwäldern ernst in die stillen Thäler des Wasgau und in die Rheinebene herab, und es mag sonderlich in ihren Räumen wiederhallt haben, als vor einigen Jahren die preußischen Landwehrmänner mit den Freischärlern Willichs seit langer Zeit wieder einmal ein kleines Kriegsspiel am Fuße der verfallenen Burg des deutschen Reichs aufgeführt haben. Jetzt erst hat mancher in der Gegend dorten wirklich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Rothbart im Wasser Asiens mit Tode abgegangen, und daß es nur ein frommer Wahn gewesen, wenn man ihn von Zeit zu Zeit durch die zerbrochenen Säle des Trifels wandeln sehen wollte, und wenn man dem großen Kaiser vor Jahren noch immer auf seiner Lieblingsburg droben im hohen Saale, so wie in seiner Pfalz zu Kaiserslautern ein Bett bereit halten zu müssen glaubte.

Jedoch lenken wir den Blick von den Trümmern in der Höhe nach dem freundlichen Städtchen im Thal. Es ist Annweiler und war auch einmal eine freie Reichsstadt, hatte Mauern und Thürme und theilte sein Glück mit der Burg auf dem Sonnenberg. Daß das Weichbild der Reichsstadt nicht sehr groß war, machen die rings das Thal einengenden, steilen Felsenberge leicht begreiflich, und daß man in der Gegend nicht allzugroßen Respekt vor der reichsstädtischen Freiheit hatte, beweist der Umstand, daß Annweiler von jeher immer nur „der Bockstall" hieß und seine guten Bürger

noch jetzt wie ehemals stets nur als „die Bockstaller“ bekannt sind, und zwar fast überall in der Pfalz. Denn die Leute sagen, das Städtlein sei ganz und gar mit einer hohen Mauer eingeschlossen gewesen und nur eine einzige enge Pforte, gleich der an einem Stall für kleineres Hausvieh, hätte ein- und ausgeführt.

Aber nicht dieser Spitznamen allein soll das gute Städtlein auf unangenehme Art an seine frühere Reichsunmittelbarkeit erinnern; da gehen boshafte Fremde oft genug durch die Straße und streichen und fahren mit der Hand über ihre Aermel, — und wenn es einer auch ohne alle Absichtlichkeit thäte, so würde er doch deßwegen vielleicht von den Annweilerern schiefe Gesichter genug bekommen. Dieß verhält sich so.

Als nämlich die deutschen Kaiser noch öfters mit ihrem prächtigen und zahlreichen Gefolge nach Trifels kamen, da kam Geld und Gut in's Städtchen Annweiler, — die Gemeinde wie jeder Einzelne lebte auf großem Fuße und konnte es auch, denn Kaiser gibt's nicht überall. Damals hatten alle, so im Rathe saßen, rothsammetne reichgestickte Talare an, und verhandelten nie Etwas, ohne dieß Zeichen ihrer Würde am Leibe zu tragen. Solches erforderte der Ruhm der Stadt, und wenn sie zerrissen waren, gab es noch Geld für neue, wie sie meinten. Aber alle Herrlichkeit auf Erden nimmt ein Ende, und das erfuhr auch die Reichsveste Trifels. Es kamen andere Zeiten und andere Kaiser, letztere jedoch nicht mehr nach Annweiler. Da gingen viel sammetene Talare zu Grunde und verblichen mit dem Glanz von Trifels und des Reiches, und der Färber überstrich sie wohl, aber es wollte nichts mehr helfen. Jedoch ist für so kluge Leute, wie die Rathsherren zu Annweiler waren, kein Rath zu theuer. Die Stadt selbst sollte nicht wissen, wie schlimm es stand, viel weniger noch die Fremden, — darum ward beschlossen, aus den noch guten Fetzen der verschiedenen Talare einen einzigen zusammen zu nähen, welchen einer der weisen Herren anziehen und sich damit an's Fenster setzen mußte, also, daß die Vorübergehenden nicht zweifeln konnten, der ganze Rath sei in rothem Sammt versammelt. Aber nach einiger Zeit schwand die Freude über diese List, als an dem einzigen Uebriggebliebenen und Getreuen die Näthe aufgingen und die Franzen abhingen. Was sollten die Herren nun beginnen, ihre Würde als Rath und den Muth der Bürgerschaft aufrecht zu erhalten, wenn diese den Verlust der Talare erkennen würde?! Ohne den Kopf darüber noch zu verlieren, wurde beschlossen, mit den unverletzt gebliebenen Theilen des Talars den einen Aermel desselben zu flicken, welcher Aermel wiederum einer der Herren anziehen und sich so an's Fenster setzen mußte, daß man von der Straße nur allein diesen sah und Jeder glauben konnte, der Rath säße noch im schönsten Ornate oben.

Das haben auch die guten Annweilerer wirklich noch lange Jahre hinfort geglaubt, und sich über die schlechten Zeiten bei dem Anblick getröstet, bis ihnen doch endlich die Augen aufgegangen sind, da auch der einzige Aermel nicht ewig aushielt. —

Nun schämten sich die guten Leutlein und hatten sich oft genug über die boßhaften Anspielungen Auswärtiger zu ärgern. Und wenn Einer, der noch heute nach Annweiler kommt, keine sauern Gesichter und sauern Wein bekommen will, der hüte sich vor Anspielungen auf den Sammetärmel.

Kaiser Sigismund in Straßburg.

Straßburg, die reiche Stadt, von deren Lob alle Chroniken voll sind und deren Ruhm so manch' aufbewahrt' Sprüchlein im Munde des Volkes kündet, wie auch der gelahrte Erasmus von Rotterdam, der scharfsichtige Machiavelli und andere mehr ihres Lobs kein Ende wissen, war öfters von den Kaisern des Reiches besucht. Hatte doch einer der größten derselben gesagt:

„Wo Straßburg und Wien zugleich in Gefahr wären, wollete ich doch Straßburg zum Ersten zu Hülfe kommen.“ —

Da kam auch Kaiser Sigismund von Lombardien herüber, den Rhein herab mit gar reichem Gefolge, und zog am 7. Juli 1414 Abends unter dem Geläute aller Glocken des hehren Münsters durch den Rheingießen in die Stadt ein und ritt durch das Gedränge des Volks, welches den schönsten Fürsten seiner Zeit sehen wollte, in seine Herberge, so des Lohnherrn (Vorgesetzten des Stadtschatzes) Hof in der Brandgasse war. Da erhielt er reiche Geschenke von Rath und Bürgerschaft, — die Zorne aber und Mülnheimer hatten — jene zum Hohensteg, diese zum Mühlstein — dem Kaiser ein Fest bereitet. Der Kaiser ging in den Mühlstein zuerst und dieß verdroß die Zorne höchlichst, denn zwischen beiden Geschlechtern herrschte noch immer und seit einem Jahrhundert, unglückliche Eifersucht, — und die Zorne erschienen nicht beim Feste. Das mißfiel dem Kaiser, daß sich die fürnehmsten Familien einer so glorreichen Stadt befeindeten und er fürchtete einen Ausbruch während seiner Anwesenheit. Nun half der Bischof, Wilhelm von Dieſt, indem er selber ein glänzendes Fest gab und die Zornen vor allen Andern einlud; und wenn nun der Kaiser mit den Edeln auch später wieder an des Bischofs Tafel saß, da wurde der Stadt und der Bürgerschaft nicht eben im Guten gedacht; denn Bischof und Adel hielten darinnen zusammen, daß sie die Bürger haßten. Darob legte der Rath, fürsichtig und auf seine Rechte stolz, bewaffnete Bürger auf die Zunftstuben, hieß sorgfältig wachen, und große Schaaren Bürger zu Pferd und zu Fuß durchzogen mit Schwefelpfannen die Stadt so lange der Kaiser anwesend war, daß er sich's wohl hinter's Ohr schreiben durfte.

Aber Sigismund war ein gar heiterer Fürst. Und wenn sich auch einzelne Bürger mit seinen Kriegsknechten herumschlugen und dieselben tüchtig zerbläuten, mochte ihn dieß nicht in seiner Fröhlichkeit hemmen. Der König liebte den Tanz und den Umgang mit gebildeten Frauen sonderlich, und war selber gar artig und geschickt. — Da kam ein Bote von der Zorn'schen Familie, so ihn zum Essen und Tanz auf den Hohensteg einlud. „Gern will ich kommen!“ antwortete Sigismund, „gern will ich kommen, wo mich die holdseligen Damen dahin geleiten wollen, denn ich weiß den Weg nicht!“

Folgenden Tages in der Frühe kamen an hundert adelige Frauen und Jungfrauen in des Lohnherrn Hof, den

Kaiser abzuholen. Da er noch schlief, gingen etliche der Fürnehmsten hinauf, ihn zu wecken. Eilends erhob er sich aus dem Lager, warf sich in einen weiten Rock und empfing sie, — folgte auch der Einladung ohne Säumen, und bei Trommel- und Pfeifenschall unter wechselndem Tanz, bewegte sich der Zug durch die Brand- und Münstergasse zu dem Münster hin. Weil aber in der Eile der Kaiser sich zu beschuhen vergessen hatte, kauften ihm die Edelfrauen in der Kürbengasse für vierzehn Pfennige ein Paar Schuhe und halfen sie ihm anlegen. Dann hub der Reigen wieder an bis zum Hohensteg, wo der Kaiser sein Festkleid anzog und lustig und fröhlich mit den schönsten Frauen und Jungfrauen tanzte.

Das war am 13. Juli, und große Hitze. Um Mittag erhob sich ein großes Gewitter, — die Blitze zuckten durch die Fenster des Tanzsaales und liefen um den hohen Münsterthurm, — der Donner grollte über der Stadt, — aber der Kaiser tanzte und scherzte fort, auch den Damen kam keine Angst, wo sie nur den Kaiser um sich hatten. Er tanzte eben mit Hildegarde von Kageneck, der holdseligsten Jungfrau, und sagte ihr süße, schöne Worte, — da fuhr mit fürchterlichem Krachen ein Blitzstrahl über die Zinnen des Hohenstegs, daß alle sprachlos standen und Pfeife und Trommel schwieg. Es war aber auch der letzte gefährliche, denn das Gewitter zog sich jetzt schnell über den Rhein hinüber. Der Schrecken wich aus den Herzen der Tänzerinnen und aus ihren Gliedern, also daß die Lust nur besser anhub, während das Wetter dumpf und grimmig, gleich als hätt' es vor der Macht der Freude fliehen müssen, überm Rhein auf der Flur und dem Schwarzwalde seine grollende Stimme erschallen ließ.

Jener Blitzstrahl aber war in das hohe Dach des Pfenningthurmes gefahren, der unfern dem Hohensteg an dem damals sogenannten Baarfüßerplatz gestanden, mochte aber nicht gezündet haben. Und immer lustiger, heiterer schwang sich der Kaiser und die mit ihm im Reigen, bis es Abend wurde.

Da erschollen in der Dämmerung dumpf die Glocken von den Thürmen und riefen Sturm. Sigmund hörte es und lief mit den andern an's Fenster. Die Zünfte und übrigen Bürger eilten mit fliegenden Fahnen, gerüstet wie zur Schlacht, die Straßen durch, vor das Münster. Der Kaiser blickte besorgt seine Gefährten an, und hinab auf die bewehrten Mannen. „Was soll das bedeuten, meine Herren?" fragte er mit bestürzter Gebärde. „Liegen wohl der Bischof und Adel bei meiner Anwesenheit in Fehde mit den Bürgern?"

Diese aber stunden und konnten ihm keine Antwort geben. Jetzt traten die Ammeister und mehrere Rathsherren in den Saal zum Kaiser, berichteten, daß der Pfenningthurm, nachdem das Feuer in ihm lange heimlich gegluthet, in Flammen ausgebrochen, die Bürgerschaft aber, wie bei solcher Gelegenheit immer ausgezogen sei, allenfallsigen Unruhen sogleich zu begegnen. Nun ließ Herr Sigismund den Tanzsaal und die Frauen, stieg zu Pferde und ritt mit vor das Münster zu den Mannen, so dorten unter ihren Fahnen und Zunftmeistern in voller Wehr stunden. Dort wehete auch das große Banner über den kühnen Häuptern der Bürger und der Kaiser mußte an den herzhaften, schönen, zahlreich und wohlgeordneten Leuten seine große Freude haben. Freundlich sprach er mit den Bürgern und sagte:

„Wo ist noch solche Stadt im Reiche, wo in wenigen Augenblicken also viele und tapfere Mannen zum vollen Kampf bereit stehen? Deß bin ich stolz und hochgemuthet, — Euch aber, lieben und guten Freunde, gebührt das Lob dafür, daß Ihr solcher nutzbaren Ordnung also schnell und trefflich nachkommt!" — Der Pfenningthurm konnte nicht mehr gelöscht werden und nur sein Inhalt wurde gerettet. — Der Rath aber bestritt beim Abzug des Kaisers alle Ausgaben, so er und seine Freunde gemacht, — er aber ließ alle güldenen Fingerringe, o sich fanden, aufkaufen, um den Straßburger Frauen ein Angedenken zu hinterlassen. Deren waren hundertfünfzig, und da sie nicht ausreichten, versprach er die fehlenden nachzuschicken, was er auch that. — Sein Lebenlang erinnerte er sich an Straßburg und schrieb und empfing Briefe von der Frauenschaft der Stadt. Und als der Rath den Stadtschreiber Ulrich Meiger von Wasenecke, an ihn sandte, da er gerade auf einer Reise durch Frankreich zu Paris anwesend war, erzeugte er dem Gesandten vor großen Fürsten viele Ehre und sagte bei der Uebernahme einer güldenen Kette von den Straßburger Frauen, indem er sie sogleich anlegte: „Grüßet mir die Holdseligen, und saget, daß ich aus Engelland, wohin ich reise, ihnen gar allerlei hübsche Dinge mitbringen werde!" — In Aachen aber richtete er in der Folge die erste Frage an den Straßburger Gesandten, Goße Burggraf: „Was machen die schönen Frauen?" „Gnädiger Herr, sie tragen ein groß Verlangen nach Euch!" sagte höflich der Gesandte. — — An die Straßburger Männer mag sich der Kaiser wohl auch erinnert haben.

Waffenschmieds Töchterlein.

Um 1256 lebte zu München im Thal ein Waffenschmied, Namens Gerold, dessen Töchterlein hieß Agnes und ein trefflicher Geselle liebte sie. Das wollte aber der Vater nicht zugeben, denn des Heinrich Sache war auf nichts gestellt, hingegen er, der Waffenschmied, für reich und angesehen galt, weil Herzog und Ritter seine Kunden waren.

Wie nun die Agnes in treuer Liebessorge hin und her dachte, was zu thun sei, ward laut, daß Herzog Ludwig in die Rheinpfalz ziehe, um eine Zahl Raubschlösser zu zerstören. D'rüber bestellte des Herzogs Gemahlin, Maria von Brabant, etliche herrliche Waffenstücke, dazu einen schönen Dolch, und weil sie so viel von der Agnes Schönheit vernommen hatte, befahl sie dem Waffenschmied, sein Töchterlein mitzubringen, wann er seine Arbeit übergebe.

Da fügte sich's nun, daß die Herzogin der Agnes Liebe und Kummer erfuhr, nahm alsbald den Heinrich zu Diensten und versprach, für ihn weiters zu sorgen, sobald sie von Schloß Mangoldstein nächst Donauwörth zurückkäme. Dahin wolle sie während des Gemahls Abwesenheit mit dessen Schwester Elisabeth und deren Söhnlein, dem Conradin, ziehen. Nun kann sich Jeder der Liebenden Freude denken;

der Waffenschmied gab auch Heinrichs Wünschen nach, und so schien die Sache auf's Beste beschaffen.

Ueber ein Kurzes zog Herzog Ludwig von dannen und hielt sich zuerst etliche Zeit zu Heidelberg. Heinrich aber ritt mit der Herzogin Maria gen Donauwörth, hielt sich auf Schloß Mangoldstein und genoß seiner Herrin ganzes Vertrauen. Das ließ er der Agnes nach München berichten, und d'raus erwuchs ihr von Neuem rosenfarbener Lebensmuth.

Mittlerweil ward der Herzogin die Zeit nach dem fürstlichen Gemahl lange. Schrieb demnach zwei Briefe, davon war einer roth, der andere schwarz gesiegelt, und bat sie im ersten ihren Herrn, bald heimzukehren, im zweiten versprach sie dem Rauhgrafen Conrad von Peilstein bestes Wohlwollen, wenn er zur Rückkunft etwas beitrüge. D'rauf befahl sie dem Heinrich, ein Roß zu satteln, gab ihm die zwei Briefe und hieß ihn gen Heidelberg reiten. Der aber machte sich freudig auf, die Agnes zu München erfuhr gar bald, daß die Herzogin ihm stets mehr vertraue, und brachte dem Vater die Kunde, — der Heinrich aber ritt fort und fort, bis er zu Heidelberg anlangte.

Nun war's etwa sechs Tage später am zwanzigsten Jänner Morgens.

Da kniete Agnes in der Peterskirche und betete eifrig für ihrer Seele Freund. Mit einem Mal hörte sie Geräusch und Gewirr, und als sie zur Kirche hinauseilte, sah sie, wie die Menschen durch's Thalbruckerthor eilten, daselbst ein reitender Bote angekommen und bei den Rathsherren oben war. Sein Roß aber stand in Schweiß gebadet an der Rathhaustreppe und konnte vor Ermattung kaum stehen.

Als Agnes mit den Andern dahin kam, hörte sie von dem Einen, der Herzog Ludwig habe den unrechten Brief geöffnet, sei in tobender Eifersucht von Heidelberg nach Donauwörth gesprengt und habe den Schloßvogt von Mangoldstein niedergestoßen — vom Anderen, er habe der Herzogin Fräulein, die Helica von Prennberg, getödtet, die Obersthofmeisterin vom Thurme werfen lassen, weil er sie für mitschuldig gehalten, vom Dritten aber, des Herzogs Gemahlin, die schöne Maria, sei auf dessen Befehl enthauptet worden.

Da schlug unbeschreiblicher Jammer auf, und als der Bote todtenbleich herabkam, Alles zu bestätigen, fand er Alle rings in Thränen und lauter Verzweiflung.

Nur eine Jungfrau stand lautlos, wie vom Blitz durchzuckt, — dann urplötzlich raffte sie sich auf, drängte sich durch die Menge und rief mit flehender Stimme: „So viel Elend und Unheil hat Gott im Himmel zugelassen — was ist Dem widerfahren, so die Briefe übergab?"

„Dem rannte der Herzog den Dolch in's Herz!" antwortete Jener, sein Gesicht bedeckend.

Wie er das sprach, rief die Jungfrau, es war Agnes, laut auf vor Entsetzen.

„Und ich hab' den Dolch gebracht," stammelte sie. D'rauf sank sie ohnmächtig zu Boden.

Als man sie wieder erhob, war all ihr Sinn verwirrt. Und nimmer wurde sie dessen mächtig.

Noch drei Jahre lebte sie dahin, stets in irrer Erwartung, der Heinrich solle wiederkehren. Schier jeden Tag schlich sie an das Thor, dahinaus er mit Maria gen Donauwörth geritten war. Aber ihr unruhiges Auge entdeckte ihn nie — denn die Todten kehren nicht wieder.

Der Herzog hatte über Nacht seine That erfaßt und vor' Reue und Verzweiflung war er am Morgen eisgrau gelockt. Heiß flehte er zu Gott um Vergebung und zu geringster Sühne stiftete er Kloster Fürstenfeld. Dort wurde er seiner Zeit in die Gruft gesenkt.

Maria von Brabant und ihre zwei Freundinnen schlummern zu Donauwörth in der heil. Kreuzfrauenkapelle.

Agnes aber trugen sie eines schönen Lenztages gen St. Peters Friedhof in München zu Grab. Da wankte der Waffenschmied, gebrochenen Herzens hinter dem Sarge einher und viel Volks zog mit, Jung und Alt mit frommem Gebet.



Wie sie da heraufschritten vom Thal, soll Herzog Ludwig der Strenge just des Weges gekommen sein und als er erfuhr, wen sie begruben, habe eine Thräne in seinem Auge gezittert.

Nächsten Morgen lag ein herrlicher, reich duftender Kranz auf der Agnes Grab — und so war's Jahr für Jahr an dem Tage.

Das letztemal, da man 1295 schrieb — — —

Franz Trautmann.

Das Maileben.

I.



Die alte Römerstadt Andernach am Rhein, von Coblenz mehrere Stunden weit thalwärts gelegen, erfreute sich vor vierhundert Jahren eines weit größeren Glanzes, einer viel bedeutungsvolleren Herrschaft als jetzt. Sie zählte damals vielleicht die sechs bis achtfache Anzahl von Häusern und nahm in dem zu jener Zeit bestehenden rheinischen Städtebunde eine so gewichtige Stellung ein, daß sie in den erforderlichen Fällen zur Gesammtmacht des Bundes 1000 Fußknechte und 50 Heerreuter in's Feld stellen mußte. Auch thaten sich die Insassen von Andernach nicht wenig darauf zu Gute, daß die fränkischen Könige einen glänzenden Palast dort hielten, von dem freilich der dreißigjährige Krieg und die Zerstörungskriege der Franzosen nichts übrig gelassen haben, als die bloße Sage. In die glänzende Periode dieser Stadt zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts fällt die Geschichte, welche wir hier erzählen wollen.

Der alljährlich von allen Jungfrauen und Burschen der ganzen Stadt mit Sehnsucht erwartete letzte Tag des Monats April war herangekommen und zwar in strahlender Majestät und Herrlichkeit des Königs Lenz. Die Wogen des Rheines hatten sich schon zu wonneseliger Lauheit an der viellieben Sonne erwärmt und als es Abend ward, schwelgte die Luft in wunderbar würzigen Gerüchen und der thalwärts gegenüberliegende Berg Hammerstein hatte seine Festhaube aufgesetzt, denn seine Burg stand in einem wahren Flammenmeere, so spendete die untergehende Sonne all' ihren letzten Glanz auf diesen einen Punkt. In der Stadt Andernach läuteten die Glocken und that sich eine so feierliche Stimmung kund, als sollte Kaiser Friedrich von Wien kommen und mit seiner gesammten Heeresmacht einziehen in die festlich geschmückten Straßen. Das Geläute der Glocken weckte nicht wie sonst in den lebenslustigen Burschen eine stillernste Mahnung an den Tempel und das Wort des Herren; es däuchte ihnen heute ganz im Gegentheile, als ob die hellen Glockenstimmen viel weltlicher erschallten, ja als ob sie zum Tanze aufspielten. Nur von den Glöckchen des Franziskaner- und Graunonnenklosters wollten die ehrbaren Jungfrauen der lieben Stadt Andernach nichts wissen, und je heller und eindringlicher jene zur Vesper riefen, desto eiliger entfernten sich diese aus ihrer Nähe. Warum sie das gethan, warum sie heute gerade die fromme Mahnung der feierlichen Glöcklein verachtet, das wird unsere Erzählung schon treulich berichten.

Die ganze Inwohnerschaft, vor allen Dingen aber die jugendliche Bevölkerung derselben, war auf den Beinen und schlenderte theils Arm in Arm, theils singend und springend durch die Rheinstraße dem Rheine zu und lagerte sich dort am Ufer des wellenden Stromes auf einem freien Platze, dessen eine Seite in eine lange, mit alten, wunderschönen Linden bepflanzte Promenade auslief. An Raum für die zahllose Menschenmasse, für das fröhliche Gewimmel und Getümmel fehlte es also nicht, wohl aber an ehrbarer Aufmerksamkeit und Ruhe. Es war darum gar nicht zu verwundern, daß einige der stämmigsten Burschen unwillig auf die Linden kletterten und mit Donnerstimme in die horchende Versammlung hinabriefen: „Es wird schon spät! laßt uns den Schultheißen wählen!“ Und jauchzend schallte die Ant-

wort der ganzen Versammlung weit über den Rhein hinüber: „Ja wohl! Laßt uns den Schultheißen wählen! Nun schaarten sich Gruppen zusammen, nun wurden die Köpfe zusammengesteckt und geplaudert und gewispert, als ob die Wohlfahrt des ganzen heiligen römischen Reiches davon abhinge. Wir wollen ein Gleiches thun, von der einen Gruppe zur andern schlendern und die Leutchen näher in's Auge fassen, die wir später vielleicht doch noch näher kennen lernen.

Auf einem großen so recht mai- und weingrünen Fasse saß ein lustiger Patron, der allbekannte und allberühmte Küfermeister Peter Clausen, auf dessen Angesicht sich der rothkupferne Wiederschein des abendlich beleuchteten Hammersteines niedergelassen zu haben schien. Er hielt einen frischgefüllten Humpen in der Hand und wollte eben den Mund zu irgend einer witzigen Anrede öffnen, als sich die Meisten der Anwesenden um ihn gruppirten und wie aus einer Kehle riefen: „singt uns ein Lied, Meister Clausen, singt uns ein Lied!" —

Der Meister, geschmeichelt und deßhalb noch rothkupferner strahlend, begann: „Nun wohl ihr Lieben! Da es Euch beliebt, ein Lied von mir zu hören, so bin ich gern bereit. Dieweilen ich aber der Meinung bin, daß man nur singen kann, wenn man vorher einen tüchtigen Humpen geleert, und daß überhaupt alle Singkunst und alle Lieder aus dem Weine kommen, so müßt Ihr Euch bequemen, ein Trinklied von mir anzuhören!" Die Menge jauchzte ihm Beifall zu und Meister Clausen, nachdem er seine Meinung durch einen minutenlangen Zug aus dem Humpen bekräftiget, begann also zu singen:

Aus jeder Beere quillt ein Lied,
Wie's auch aus jedem Humpen sprüht,
Damit ein dankbarlich Gemüth
Den Herren weiß zu loben,
Daß er mit seinem kühlen Wein
Zum Himmel es gehoben!

Und hätt' ich erst den Keller mein
Das ganze Jahr voll kühlen Wein,
Wie wollt ich Herr dich benedei'n,
Vor deinem Thron mich neigen.
Nun aber ist mein Humpen leer,
Nun aber muß ich schweigen!

Doch wer mir ihn auf's Neue füllt
Und wer den heißen Durst mir stillt,
Fürwahr, dem wackern Manne gilt
Das nächste Lied der Freude.
Drum frisch nur her und schenk' mir ein,
Das Lied für dich, für mich der Wein
Und glücklich sind wir Beide!

Und Alles, was um Meister Clausen versammelt war, stimmte in den Chorus ein und lachte; er aber wartete nicht, bis eine gutmüthige Seele kam, um seinen heißen Durst zu stillen, sondern füllte sich selbst den Humpen und löschte sich selber den heißen Durst; und dabei glänzte sein Gesicht so außerordentlich vergnügt, als hätte es niemals eine Falte der Trübsal gekannt. Meister Clausen hatte aber auch Ursache, der Vergnügtesten Einer zu sein, denn war er nicht weit und breit berühmt, seiner herrlichen Weine wegen, die sein Keller barg und die ihm Geld und Ruhm die Fülle brachten, und besaß er nicht noch einen anderen Schatz, um den ihn sogar schon der edle Ritter Brömser von Rüdesheim beneidet hatte? Der kostbare Schatz, auf den er sich nicht wenig einbildete, war nichts Anderes, als sein schönes Töchterlein, das in ganz Andernach und der Umgegend unter dem Namen „Goldröschen" Jedermann bekannt war. Wer ihr diesen Namen zugetheilt, der mochte wohl ihr Köpfchen gemeint haben, das allerdings wie ein Röschen aus der goldenen Fülle seiner Locken herausschaute; auch mögen wohl die goldnen Mutterpfennige des schönen Mädchens und die goldnen Weine Meister Peters ihr Theil zu diesem Namen beigetragen haben. — Goldröschen saß während des Liedes, das ihr Vater in toller Begeisterung sang, einsam unter einer Linde und schaute der sinkenden Sonne nach; denn daß sie einem schönen Burschen nachschaute, der gewöhnlich der heilige Thomas genannt wurde, weil er Thomas hieß und immer so still und in sich verschlossen blieb, das wollen wir nicht behaupten, obgleich er allerdings nach derselben Richtung zu stand, in welcher auch die Sonne sich neigte. — In den rings versammelten Gruppen, deren Wichtigkeit und Aufregung sich in immer lebhafteren Bewegungen und Ausrufen offenbarte, schien es bald zu einem Resultate kommen zu wollen, denn auf Aller Mienen lagerte sich eine behäbige Zufriedenheit, und so kam es denn, daß vier der stämmigsten Burschen der Stadt wieder auf die Lindenbäume kletterten und mit lauter Stimme verkündeten, man möge sich ruhig verhalten und von Gruppe zu Gruppe die Erklärung abgeben, wen man zum Schultheißen erwählt habe; doch wie aus einer Kehle wurden die Sprecher übertönt und die ganze Versammlung, der gruppenweisen Anordnung derselben sich widersetzend, rief: „Meister Clausen sei unser Schultheiß; wir haben ihn erwählt!" Und so war das große Werk denn geschehen. Die Gemeinde Andernach hatte sich ihren Schultheißen gewählt, doch nicht einen Schultheiß, der über das Wohl der Stadt zu wachen habe; nein einen anderen viel harmloseren Schultheiß, dessen Amtsbefugnisse die Erzählung uns weiter vor Augen führen wird.

Kaum war der hundertfache Jubelruf der großen Schultheißenwahl verhallt, als auch das letzte Roth der untergehenden Sonne von den gegenüberliegenden Bergen verschwand; und das war gut und löblich, denn Meister Peters Angesicht, von Wein und Freude tiefdunkel geröthet, wäre sonst wohl gar, den Wiederschein der Sonne nicht ertragend, in Flammen aufgegangen. — Nun aber gab's ein Jubeln und Jauchzen und Drängen, wie man's nur einmal im Jahre und zwar an diesem Tage zu Andernach finden konnte. Jene vier Burschen Nicolas, Peter, Johann und Friedrich, zugleich auch Brüder und Söhne eines rüstigen Schiffmanns, traten zu dem neuerwählten Schultheißen, verneigten sich feierlich vor ihm und huben ihn auf des Einen Schultern, während der zweite den Humpen von Neuem füllte und die beiden An-

deren einen grünen Tannenbaum in Mannshöhe herbeischleppten und vor dem Schultheißen in die Erde festbohrten. Alsdann räusperte sich Meister Clausen, trank einen guten Schluck Wein, räusperte sich wieder und begann seine Antrittsrede wie folgt:

„Jungfrauen und Burschen, Frauen und Männer von Andernach! Dieweil es Euch beliebt hat, mich, den Meister der Küferzunft Christian Peter Clausen, zum Schultheißen des Mailehens zu erkiesen, so gestattet mir, mein neues Amt mit einem frischen Trunke zu beginnen. Alsdann werde ich nicht unterlassen, auch Euch auf Eure Pflichten aufmerksam zu machen, so wie ich selbst meine Obliegenheiten niemalen vergessen werde. Niklas, einen frischen Trunk! Ihr Alle wißt, daß wir morgen das heitere Fest des Mailehens feiern; doch wißt Ihr auch, was Lehen heißt? Das Lehen ist ein Besitzthum, von welchem Jemanden das Benutzungsrecht auf eine gewisse Zeit und unter gewissen Bedingungen gestattet ist, indeß sich der Lehensgeber das Haupteigenthum und die Hauptrechte vorbehalten hat. Jungfrauen und Bursche, Ihr werdet mich Alle verstanden haben, nun handelt darnach und vergesset nicht, daß das Mailehen hauptsächlich nur auf ein Jahr und nur unter gewissen Bedingungen zugestanden wird. Und so werde ich denn morgen um eilf Uhr, als am ersten Maitage, nach Aufrichtung des Maibaumes, hier an derselbigen Stelle mit der Versteigerung der wohlachtbaren Jungfrauen von Andernach beginnen. Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß ich zuvörderst einen frischen Trunk zu mir nehmen muß, ehe es mir vergönnt ist, die heutige Feier zu schließen. Peter, reich' mir den Humpen! So! Und ferner bedarf es wohl keiner Erinnerung, daß die wohlachtbaren Burschen von Andernach nicht unterlassen, von ihrem Vermögen einen erklecklichen Batzen mitzubringen und zwar aus zwei sehr wichtigen Gründen: erstens, weil die schönsten Jungfrauen nur auf ein sehr hohes Gebot als Mailehen ertheilt werden und zweitens, weil die ganze Versteigerungskasse das Fest verherrlichen soll, das morgen mit Spiel und Tanz und Wein — Johann, laß' mich einmal den Wein kosten — begangen und beendigt wird. Auch mache ich fernerhin noch bekannt, daß die angesteigerte Jungfrau morgen nicht das Recht hat, ihren neuen Lehensherrn auszuschlagen, wohl aber in späterer Zeit; die Burschen dagegen haben das Recht, mit ihrem Maimädchen ein ganzes Jahr lang zu gehen und mit ihr ausschließlich und allein zu tanzen. Und so schließe ich meine Rede und lade Euch ein, morgen um eilf Uhr wieder hier zu sein; nun gute Nacht, Ihr Lieben, gehabt Euch wohl! Friedrich, reich' mir den letzten Schluck, den allerletzten für heute!"

Meister Clausen hatte erschöpft geendigt, denn wohl noch nie war er in der Lage gewesen, eine so feierliche und ausführliche Rede halten zu müssen. Er stieg von seiner Rednerbühne, dem langen Niklas herab, und wollte mit seinem Töchterlein, Goldröschen, den Heimzug in die Stadt eröffnen, als die Burschen unter hellem Jubel ihn wieder auf ihre Schultern hoben, um ihn im Triumphzuge in die Stadt zu geleiten. Zu Goldröschen war Niklasens Bruder, der schöne Friedrich, getreten und bot ihr den Arm an; das muntere Kind erwiederte jedoch schnippisch: „oho, Herr Friedrich, noch habt Ihr nichts auf mich geboten und morgen erst beginnen die Mallehen, heute noch nicht!" — Friedrich, ein wackerer, aber auf seine Schönheit und seine Batzen ein wenig eingebildeter Bursche, wußte sich zu helfen, er lächelte freundlich und sagte mit schmeichlerischem Ausdrucke im Gesicht: „es war nicht böse gemeint, Goldröschen! Und hab' ich auch heute noch nichts auf Euch geboten, so wird mir doch morgen mein ganzes Vermögen feil sein, um von Euch die Gunst des Mailehens zu erlangen! Und beginnen auch morgen erst die Mailehen, so möchte ich doch wünschen, daß sie nimmer endigten!" — Nach diesen Worten blickte Goldröschen minder bös auf den schönen Burschen, rief ihm ein freundliches „gute Nacht" zu und eilte in die Nähe ihres Vaters. Die ganze Versammlung war aufgebrochen und zog jubelnd und singend in die Stadt. Bald ward es Nacht und die fröhlichen Leute begaben sich zur Ruh, die freilich bei mancher holden Jungfrau und bei manchem Burschen noch nicht so rasch einkehren wollte, denn Alle waren voll Erwartung des kommenden Tages. Wie manches Pärchen, das durch das Mailehen auf ein Jahr zu Tanz und Spiel an einander gekettet war, wurde Mann und Frau; ach, nur Jeder dachte wohl heute, das könne auch ihm passiren und konnte nicht schlafen und träumte wachend davon die ganze Nacht. Auch Goldröschen mied der Schlaf, doch wußte sie selbst nicht, warum; nebenan aber in der großen geräumigen Kammer, da schnarchte der neue Schultheiß in tiefem, tiefem Basse und stammelte noch im Schlafe einzelne Worte seiner Rede zu wiederholten Malen her.

Wir wollen die Stadt verlassen und wieder zum Rheine zurückkehren, dessen Wellen die Nacht durchrauschten mit tief geheimnißvollen Schauern. An seinen Ufern wandelte ein schweigender Mann, von dem wohl Jeder, der ihn hier um diese Stunde sah, gesagt hätte, er sei entweder ein böser oder ein unglücklicher Mensch. Als der Mond aufgegangen war, warf er noch einen wehmüthigen Blick zum Himmel und verschwand dann im nahen Gehölz auf den Bergen. Der unglückliche, nicht der böse Mann war Thomas, den sie den heiligen Thomas nannten.

II.

Der erste Maimorgen war angebrochen und erfüllte die ganze Rheingegend mit seiner kühlen, würzig-duftigen Herrlichkeit. In den Gebirgen hingen noch einzelne Nebelstreifen, die von ihren Feinden Wind und Sonne vergessen zu sein schienen und nur langsam sich in ihr Nichts verloren. Auf den Wellen des wunderbar schönen Stromes hüpften ebenfalls noch die Nebeldünste der vergangenen Nacht, bis endlich die Sonne strahlend Alles beherrschte und Natur und Menschen aus ihrer Trägheit aufrüttelte zu neuem Leben und neuer Lust. Die blanken Fensterscheiben der Häuser in Andernach öffneten sich hier und dort, von lieblicher Hand gefaßt, um den dumpfen Zimmerdunst mit der frischklaren Frühlingsluft des Morgens zu vertauschen. Einzelne Dirnen und Bursche durchstreiften schon die Beete ihrer Gärten, in der Erwartung, je früher desto schönere Blumen zu ihrem Feststrauße zu finden und Brüdern und Schwestern, Freun-

den und Freundinnen darin zuvorzukommen. — Wir wollen die Stadt noch auf eine kurze Zeit verlassen und uns einem kleinen Häuschen nähern, das gewissermaßen eine Grenze zwischen dem äußersten Ende derselben und dem Gebirge bildete. Das Häuschen, wohl mehr eine Hütte, gehörte einer armen Weberfrau, der Mutter Anne, die es mit ihrem Sohne Thomas bewohnte. Beide lebten in stiller, treuer Eintracht, erwarben ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit und waren im ganzen Orte zwar hoch geachtet aber als sehr arm bekannt. Mutter Anne hatte das Häuschen zur Feier des Maitags blank ausgescheuert, Thomas den Eingang mit grünen Zweigen geziert; so saßen die Beiden friedlich bei ihrem Morgenimbiß, der aus nichts als einer dampfenden Mehlsuppe bestand. Thomas blickte finster vor sich hin, und obgleich er seine alte Mutter über Alles in der Welt liebte, so wußte er ihr doch heute kein einziges liebes Wort zu sagen; und Mutter Anne wußte recht gut warum. In ihrem treuen Herzen stieg es bald als Ahnung und dann als Bewußtsein auf, was die Stirn ihres guten Sohnes heute gerade zum Maifeste mit düstren Falten trübe. Sie seufzte tief auf und hub endlich mit schwankender Stimme, die nur zu deutlich ihre innere Bewegung verrieth, zu reden an: „Bist du bös, mein lieber Sohn?“ — „„Nein, Mutter, nur traurig!““ — „Das weiß ich“ — fuhr die Alte liebreich fort — „aber ich habe geglaubt, du seiest auch bös! Und du hättest auch ein Recht dazu; ist nicht dein Vater in Armuth gestorben und hat nicht dein einziger Bruder mit den letzten Ueberbleibseln unseres Vermögens sich aus dem Staube gemacht, und nun sind wir ganz arm, und du mußt es nur von ferne sehen, wie die reichen und wohlhabenderen Burschen der Stadt in aller Herrgottsfrühe das Maifest beginnen, wie sie oft mit dem ganzen Hute voll Batzen zum Mailehen ziehen und die schönste Dirne sich ansteigern zu Scherz und Spiel und Tanz. Ach Gott, mein Sohn, auch mir zerreißt es das Herz, aber ich bin zu schwach, zu helfen. Nicht wahr, mein Sohn, du gehst heute nicht zum Mailehen; das würde dich nur noch trauriger machen?!“ Thomas hatte der Mutter, aber ohne sie anzublicken, andächtig zugehört, und als sie geendigt, schlug er seine blauen Augen wehmüthig und wie dankend zu ihr auf und sagte: „Mutter! liebe Mutter! Es zerreißt mir das Herz, aber ich geh' doch zum Maifest; ich kann nicht anders! Und wenn ich sie auch nur sehen kann, da bin ich schon glücklich und da bin ich auch reich!“ Mutter Anne wollte Einsprache thun und ihren Sohn bitten, das Mädchen sich aus dem Kopfe zu schlagen und sich nicht noch unglücklicher zu machen; der aber fuhr mit glänzenden Augen und pochendem Herzen fort: „Und ich glaube doch, daß sie mir gut ist, Mutter! Wenn sie anderen Burschen nachsieht, das hat eine ganz andere Art, als wenn ihr schönes Auge auf mich fällt; da ist mir's immer, als müßt' ich vor Herzeleid und Wonne in die Erde sinken. Nein, Mutter! Ich geh' hin zum Mailehen. Mögen die Bursche bieten so viel und so hoch sie wollen; ich weiß ja, daß ich arm bin und nicht bieten kann. Wenn sie mich nur ein Mal wieder so anschaut, da bin ich schon glücklich und geh' fort in die Berge, und wenn mir's Herz auch blutet!“ — Mutter Anne faßte seufzend ihren Sohn bei der Hand und sprach: „Nun wohl, mein Thomas, wenn du ein wenig Freud' daran hast, so geh' nur immer hin; doch da sollen sie auch nichts von meinem Sohne sagen, als sei er nicht hübsch oder als sei er gar zu arm; da will ich auch noch was finden, was heut zum Maifeste gehört!“ Und so ging sie in die Kammer und brachte bald den Arm voll schneeweißes Linnen, ein schönes buntes Halstuch, das letzte Erbtheil des seligen Vaters, und als nun Thomas, drall aufgeputzt, den grünen Filzhut, den er als Forstknecht gewöhnlich zu tragen pflegte, keck auf den Kopf stülpte, da drückte sie ihrem Sohne noch etwas in die Hand und lächelte dabei halb freudig, halb wehmüthig, als wolle sie sagen: „Nimm fürlieb, denn es ist Alles, was ich dir geben kann!“

Thomas betrachtete das Geschenk der Mutter; es war ein Goldstück mit dem Bildniß der Mutter Gottes; und als sie ihn freundlich anlächelte und sagte: „Nun geh' mein Sohn zum Mailehen, nun kannst du auch bieten. Ich hab's in der Kammer aufbewahrt schon zwanzig Jahre lang als letzten Nothpfennig, doch heute geb' ich's gern!“ Da küßte er die liebe Mutter Anne und sprang davon mit einem treuen „Gehab dich wohl!“ Bevor er aber den Weg in die Stadt antrat, pflückte er sich in den nahen Bergen den schönsten Waldblumenstrauß, und dann erst schlug er die Richtung nach der Stadt ein.

In Andernach gab es heute ein unerhört wichtiges und freudenvolles Fest, das Fest der Mailehen. Alles strömte dem Marktplatze zu, von wo der Festzug nach dem Lindenplatze am Rheine angetreten werden sollte. Die einzelnen Zünfte mit ihren Insignien und Fahnen rückten schon immer vollständiger heran; ein Musikchor mit Pauken und Trompeten hatte sich feierlich vor dem Rathhause aufgestellt, das gleich allen übrigen Häusern der Stadt auf das Festlichste mit Fahnen und Teppichen ausgeschmückt war. Auf einem großen, mit grünem Laubwerk verzierten Wagen hatte man einen ungeheuren Maibaum angebracht, der auf dem Festplatze aufgerichtet werden sollte. Der Wagen war mit sechs prachtvollen, meist schneeweißen Ochsen bespannt, die ebenfalls mit grünem Laubwerk geschmückt, kaum aus den Augen sehen konnten. Jeder der Anwesenden trug einen Tannenzweig in der Hand und einen Blumenstrauß auf der Brust. Aus Aller Mienen schaute die ungetrübteste Freude, die fröhlichste Heiterkeit, die selbst der Himmel zu theilen schien, denn es gab heut einen Maimorgen, der es wahrlich verdiente, der erste Maimorgen zu heißen. Da plötzlich gab es eine Unruhe unter der versammelten Menge, ein neugieriges Hin und Herfragen; Aller Augen richteten sich nach der einen Stelle des Marktplatzes, an welcher die Hauptstraße von Andernach mündete; und mit einem Male dröhnten die Pauken, die Trompeten erschallten und wie aus einer Kehle rief es: „der Schultheiß kommt! der Schultheiß kommt!“

Nun war an keine Ruhe, an kein Halten mehr zu denken, der ungeheuere Menschenknäuel wirbelte gleich einer Staubwolke dahin, dem hohen Mann entgegen, der heute der Leiter des Festes sein sollte. Auf einem kleinen weißen

Pferdchen, dessen Schweif und Mähnen, Brust und Stirn mit einem Walde von Blumen behangen waren, kam er, keuchend und von Schweiß triefend, herangetrabt und hinter ihm d'rein, als Ehrengarde, jagten kleppernd noch einige andere Bursche der Stadt, ebenfalls hoch zu Rosse. Unter einem ungeheuren Jubel der festlich erregten Menge befahl nun der Schultheiß und Küfermeister Peter Clausen, daß der Zug sich in gewohnter Weise langsam ordnen und alsdann durch die bekannten Straßen in Bewegung setzen solle. Und so geschah es; voraus marschirte das Musikchor, das sich bald in jammervollen Modulationen bald in sanften Weisen heute so recht in seinem Amte fühlte; hierauf folgte der Ochsen bespannte Wagen mit dem Maibaume, hinter diesem der König des Festes, der heute noch dreimal rothkupferner strahlende Schultheiß, von seiner Ehrengarde, nach welcher er jeden Augenblick in geschmeicheltem Stolze zurückschaute, treulich bewacht; nach dieser aber folgten paarweise die Jungfrauen von Andernach. Blumengeschmückt und in blitzenden Festkleidern glichen diese Reihen so lieblicher Wesen langen, langen Rosenbeeten oder wohl gar der Milchstraße des Himmels, wo sich auch Stern an Stern reiht, einer heller und glänzender als der andere. Ebenfalls paarweise zogen die Burschen der Stadt und darauf die Väter und Mütter und Verwandten und Bekannten hinter ihnen her.

Die Trompeten und Pauken schmetterten und wirbelten einen Tusch, man war auf dem Festplatze angelangt, wo unter einer der schattigsten Linden eine Art Tribüne für den Schultheißen und eine Tafel zur Versteigerungsfeier aufgerichtet worden war. Meister Peter bestieg feierlich seinen Sitz, und nachdem er einen silbernen Ehrenbecher, der ihm einst von einem Ritter verehrt worden war, bis zum Rande gefüllt, that er einen langen, langen Zug und hub an: „Meine lieben getreuen Jungfrauen und Jünglinge von Andernach! Mit dem Ehrentrunke aus diesem Becher begrüße ich vor allen Dingen den lieben Mai mit seinem Freudenfeste, ich begrüße Euch damit und eröffne demnach das Mailehen! Um allen etwaigen Streitigkeiten vorzubeugen, erkläre ich, der gestern erwählte Schultheiß Peter Clausen hiemit, daß ich alsbald die hier anwesenden ehrbaren Jungfrauen versteigern und dem Meistbietenden feierlich zuschlagen werde, worauf der Ansteigerer in die Rechte eines Lehensträgers tritt, das heißt, worauf sich dieser das Recht anmaßen darf, die ersteigerte wohlachtbare Jungfrau seine Maifrau oder sein Maimädchen zu benennen und während eines ganzen Jahres ausschließlich mit ihr zu tanzen. Auch ist der Lehensträger gehalten, seiner Maifrau am nächsten Sonntage früh morgens ein Halstuch sammt einem Blumenstrauße zu verehren, und die Maifrau dagegen hat ihrem Lehensträger an dem gleichen Tage Bänder für seinen Hut zu opfern. So geschehen und wornach zu achten! Und nun gehe die Versteigerung ihren Gang!"

Als Meister Clausen seine Rede keuchend geendigt und sich aus dem silbernen Ehrenbecher wieder gütlich gethan hatte, klopften die Herzen der Dirnen und Bursche schon längst vor innerer Aufregung. Die Dirnen hofften und zagten, daß der sie ersteigern möge, der ihnen gerade der liebste war; und die Bursche dachten zagend, das solle wohl Keiner wagen sie zu überbieten, wenn sie das Herzallerliebste anzusteigern gedächten. Die vier Brüder von gestern: Niclas, Peter, Johann und Friedrich hatten sich dicht in die Nähe des Schultheißen postirt und blickten so siegesgewiß und triumphirend um sich her, als wäre die ganze Welt nicht reich genug, sie heute zu überbieten. — Goldröschen, des Meisters liebreizendes Töchterlein, saß auf einem Ehrenplatze neben des Vaters Tribüne. Wer sie heute sah, der konnte nicht läugnen, daß die Rheinlande keine schönere Jungfrau in ihren Gauen und Bergen hüteten als sie. Ihr blondes, blank gesträhltes Haar hing in langen Flechten auf ihre Schultern herab; ihr buntes, goldgesticktes Mieder umschloß einen Körper, den kein Marmor, selbst unter des größten Künstlers Hand nachzuahmen im Stande gewesen wäre. Ach, alle Bursche erkannten ihr wohl den Preis der Schönheit zu, aber Alle dachten sie auch: die ist zu hoch für dich, die wird deine Maifrau nicht!

Nun begann der große Augenblick der Versteigerung. Mit den anscheinend ältesten Jungfrauen ward wohlweislich zuerst begonnen, wahrscheinlich, um sie vor allen Dingen an den Mann zu bringen. Der pfiffige Schultheiß hatte recht gut bedacht, daß anfangs die Steigerungslust am lebhaftesten sei, und so wollte er Alle zufrieden stellen und sein Amt in der möglichsten Weisheit zu Ende führen. So schollen denn die Anmeldungen des Ausrufers, die Gebote der Ansteigerer und der Beifall und das Jauchzen der ganzen Volksmenge durcheinander, daß es eine Lust war. Schon in kurzer Zeit hatte sich eine große Anzahl Paare zusammengefunden, und jedesmal, wenn eine neue Versteigerung begann, wurden die Gemüther von Neuem erhitzt; Einer überbot den Andern und derjenige, welcher Glück und Geld genug gehabt, blickte dann stolz im Kreise umher, nahm seine Maifrau in den Arm und wandelte die große Lindenallee hinab, als wären sie nun wirklich schon Mann und Frau. Mancher ward getäuscht in seinen Hoffnungen und Erwartungen, manche Dirne betrogen in ihrer stillen Sehnsucht, wenn sie nun plötzlich einem Andern den Arm reichen mußte und der Rechte sich wieder mit einer Andern, vielleicht eben so unglücklich, in die Lindenallee begab. Ebenso gab es aber auch eine große Anzahl Pärchen, die man schon von Weitem für wirkliche Brautleute hätte halten können; das Glück hatte sie begünstigt, der Rechte hatte die Rechte gefunden, und wer weiß, ob sie nicht schon in kurzer Zeit wirklich als Mann und Frau die Straßen von Andernach durchwandern werden. Auch die Brüder Niklas, Peter und Johann hatten ihr Theil weg; in ihrem lustigen Uebermuthe hatten sie heute schon Halstücher und Blumensträuße bereit gehalten und ihre Herzallerliebsten damit beschenkt. Nur der vierte und jüngste Bruder, der schöne Friedrich, stand noch emsig aufmerksam an der Versteigerungstafel und verwendete kein Auge vom Meister Schultheiß. Letzterer war wirklich bedauernswerth; sein anstrengendes Amt, das ihn veranlaßte, mit lauter brüllender Stimme die Versteigerung zu leiten, hier und dort kleine Streite zu schlichten und überall bei der Hand zu sein, lastete schwer auf seinen Schultern. Ein

über das andere Mal schaute er seufzend und von dicken Schweißtropfen triefend, zum Himmel und dachte: „dießmal und nimmer wieder!“ Wenn er jedoch seinem Ehrenbecher weidlich zugesprochen, da klärten sich seine rothglänzenden Wangen zur gutmüthigsten Freundlichkeit auf, und wäre er dann wieder von Neuem zum Schultheißen erwählt worden, er hätte es gewißlich angenommen. Bald war das Geschäft der Versteigerung zu Ende; nur wenige Jungfrauen und Bursche sahen ihrem Schicksale noch entgegen, da auf einmal richtete sich die Aufmerksamkeit der ganzen Menge nach der Versteigerungstafel: Meister Clausens Goldröschen sollte zur Versteigerung kommen! Nach dem Ausspruche der meisten Anwesenden sollte ihr die Ehre werden, zu allerletzt, gewissermaßen als Hauptperson, an die Reihe zu kommen, da man auch hier berechnet hatte, das Beste müsse den Schluß machen. Nur einige wenige Bursche, der schöne Friedrich unter ihnen, waren noch als ledig übrig; auch Thomas stand neben ihnen an der Versteigerungstafel. Wie klopfte ihnen allen gewaltig das Herz, als der große Augenblick herannahte, der über ihr Schicksal entscheiden sollte. Den meisten von ihnen war zu Muthe, als ob sie zum Tode geführt würden. Nur Friedrich schaute lächelnd und siegsgewiß auf sie herab, klapperte mit seinen Goldstücken in der Tasche und schien nur wenig befangen. Endlich rief Meister Schultheiß mit der letzten Kraft seiner erschöpften Lunge: „Und so biete ich denn die letzte wohlachtbare Jungfrau Rosine, Tochter des ehrbaren Küfermeisters und Schultheißen Christian Peter Clausen hiermit zur Versteigerung aus!“ Die ganze Versammlung brach in ein jubelndes Hurrah! aus, dem eine lautlose Stille folgte. Während dessen hatte Thomas einen flüchtigen, aber vielsagenden Blick nach Goldröschen hinübergeworfen und schien mit sich selber uneinig, ob er das Goldstück der Mutter Anna zum Angebot auf die Tafel werfen sollte oder nicht. Der schöne Friedrich hatte schon zehn blanke Silberstücke hingezählt und hielt noch immer die Hand in der Tasche, wahrscheinlich, um sogleich bereit zu sein, falls ein Anderer sein Gebot übersteigen sollte. Seine Besorgniß war überflüßig, denn die andern noch übrig gebliebenen Bursche gehörten meist der ärmeren Klasse an, und Thomas hatte er, wie er glaubte, gar nichts zu fürchten. In seinem Uebermuthe rief er deßhalb auch diesem zu: „nun Thomas, habt ihr vielleicht über Nacht einen Schatz gehoben, daß Ihr auch mitbieten oder mich gar überbieten könnt?“ „Oho!“ entgegnete Thomas im gerechten Zorne, „eines Schatzes bedarf es gerade noch nicht, um bei dem Feste zu sein. Ich weiß recht gut, daß ich arm bin, aber deßhalb habt Ihr noch nicht das Recht, mich der Verachtung preis zu geben. Und Geld hab' ich auch noch; da seht hier, ein schönes feines Goldstück mit dem Muttergottesbilde; doch behaltet nur Goldröschen als Eure Maifrau. Für die bin ich doch zu arm und das Goldstück wird Mutter Anne wohl auch noch brauchen können!“ Thomas schwieg, und fast Alle, die seiner Rede zugehört hatten, nahmen seine Partei und verwiesen Friedrich seine unpassenden Worte. Und als nun Meister Clausen verkündigte: „Zehn Kronen zum dritten und letzten!“ und als nun Friedrich das schöne Goldröschen am Arm nahm und mit ihr hinweggehen wollte zu den anderen Paaren, da streifte ihr lichtblaues Auge mit einem dankenden Blicke zu Thomas hinüber, als wollte es ihm sagen: „habe Dank für deine treue Gesinnung; ich werde dich gewiß nicht vergessen!“ Thomas war der liebevolle Blick des schönen Mädchens nicht entgangen, er verließ aber dennoch den Platz, denn seine Brust war so voll von Empfindungen, daß er lieber allein sein mochte draußen unter den stillen grünen Bäumen und auf den freien heimlichen Bergen. So ging er denn von dannen, warf seinen Waldblumenstrauß in die Wogen des Rheins und trat zur Mutter Anne: „da hast du dein Goldstück wieder, Mutter, 's ist nicht von Nöthen gewesen!“ Alle Fragen und Bitten der Mutter waren vergebens; Thomas hatte keine Antwort als: „laßt's gut sein, liebe Mutter, Ihr werdet das Goldstück wahrhaftig wohl brauchen können. Gehabt Euch wohl, ich geh' hinaus in die Berge!“ und bald war er den Augen der besorgten Mutter entschwunden.

Auf dem Festplatze unter den Linden hatte sich Alles schon wieder zum Heimzuge geordnet, und plauderte von den Festlichkeiten des Abends, an welchem hier auf derselben Stelle, wo ein Tanzboden hergerichtet werden sollte, der festliche Tag mit dem Tanzen um den Maibaum, mit Trinkgelagen und Lust und Fröhlichkeit sein Ende finden werde. Meister Schultheiß gab noch Verhaltungsbefehle mit der ihm eigenthümlichen Wichtigkeit, und bald war die ganze Stadt Andernach wieder in ihrer gewohnten Thätigkeit und Ordnung. An den Verkehr der Wochentage war freilich nicht zu denken, denn die Dirnen hatten ihre Köpfchen zu voll von ungewohnten Plänen und Gedanken, und die Burschen durchzogen die Stadt unter Singsang und Jubel in einzelnen Gruppen und klopften wohl auch hier und dort an das Pförtchen einer Weinschenke, um sich auf die ächte Tanzlaune vorzubereiten und ihren Gliedern die gehörige Geschmeidigkeit frühzeitig beizubringen.

So war denn der Abend herbeigekommen; vom Rhein her schallte fröhliche Musik, die Paare wirbelten jauchzend um den Maibaum umher, und als es später ward, und die Himmelsleuchten, die Sterne nicht hinreichten, den Festplatz zu erhellen, da war wohl manch ein Pärchen in traulichem Zwiesprach heimlich unter der Lindenallee zu finden und gelobte sich ewige Treue, so daß noch an demselbigen Tage aus dem Mailehen Braut und Bräutigam geworden. Meister Clausen ging frühzeitig mit Goldröschen heim, denn des Tumultes und des Weines mochte ihm wohl zu viel geworden sein. — Noch lange wirbelten die Pauken und schmetterten die Trompeten; draußen aber am äußersten Ende der Stadt, über das Häuschen der Mutter Anne hinaus auf den Bergen sang eine klagende Stimme zur gleichen Zeit ein einfach Lied, das oft die Seufzer unterbrechen mochten, denn nur einzelne Töne schallten zur Stadt herüber. Es lautete:

Wohl bin ich ein junges, ein redliches Blut,
Und hab' doch kein Geld, ach, und hab' auch kein'n Schatz.
Und wollt Ihr nicht glauben, wie weh mir das thut,
So küßt nur herzinnig und fragt Euren Schatz!

Lieb' Mütterlein laß du dein Kind nicht allein,
Ich hab' ja kein Geld, ach, und hab auch kein'n Schatz.
Und stirbst du, dann schick' mir, lieb Mütterlein,
Ein Englein vom Himmel als herzliebsten Schatz!

III.

Frühling und Sommer hatten dem Herbste Platz gemacht, der emsig seine gläsernen Trauben in die Berge hing und gar oft die liebe Sonne als Köchin schickte, auf daß die Beeren kochten und brateten zu Nutz und Frommen der Menschheit. Meister Clausen zu Andernach hatte vollauf zu thun; und während er daheim in seiner Werkstatt umher rumorte mit einer ganzen Schaar von Gesellen, damit es ihm nicht an Fässern mangele, wenn die Zeit der Weinlese herbeigekommen, streifte sein Töchterlein oft in den Weinbergen umher, deren ihr Vater diesseits und jenseits des Rheins eine erkleckliche Anzahl die seinigen nannte. Mit Goldröschen war eine große Veränderung vorgegangen; das muntere, Lust und Leben athmende Mädchen war stiller und stiller geworden, was Meister Peter beinahe ebenfalls seine weitberühmte tolle Laune gekostet hätte, denn nicht selten sah man ihn seufzend zum Himmel blicken und hörte ihn zwischen den Zähnen murmeln: „Herrgott, 's ist gewiß eine große Freude, Kinder zu haben, wenn's aber so fortgehen soll mit Röschen, daß sie weint, wenn das Glöcklein vom Graunonnenkloster schallt und lieber auch Nonne werden will, als ihrem alten Vater wie sonst fröhlich zur Seite stehen, da möcht' ich lieber wünschen, daß ich gar nicht mehr lebte und mich des fröhlichen Lebens freute!"

Auch unter den Einwohnern von Andernach hatte man schon dieselbe Beobachtung gemacht, denn nach der Sitte des Maifestes war den ganzen Mai hindurch an jedem Abend der Tanz um den Maibaum fortgesetzt worden; dem Tanze folgten gewöhnlich die Erzählungen von Rittern und Edelfrauen oder fröhliche Lieder, und nimmer hatte Goldröschen gefehlt. In ihrer alten Heiterkeit war sie jedesmal, geschmückt mit Halstuch und Strauß ihres Lehnsträgers, am Arme des schönen Friedrich zum Lindenplatze gekommen und Alle sahen sie gern und lauschten ihren witzigen Einfällen oder ihren helltönenden Liedern; bis sie auf einmal ausgeblieben, ja einzelne der Dirnen und Bursche sogar bemerkt haben wollten, daß sie beim Ausgange in die Stadt oder in die Berge nicht mehr das purpurfarbene seidene Halstuch trage, das sie vom schönen Friedrich zum Mailehen erhalten; und doch war es Sitte, ja sogar Gesetz, daß die Maifrau bei allen ihren Ausgängen dasselbe niemals daheim lassen durfte, so lange die Verbindlichkeit während des ganzen Jahres dauerte. Wohl schüttelten die Andernacher verwundert ihre Köpfe, aber Keins wußte sich die Sache zu erklären, Keins wußte das wichtige Geheimniß zu enträthseln. Schon viele Maipärchen waren wirklich Braut und Bräutigam geworden, und da konnte man es gewiß ein wichtiges Geheimniß nennen, wenn auch eins auseinander gegangen war, und Niemand so recht wußte, warum.

Wie schon gesagt, war der liebe Herbst herangekommen. An einem seiner heiß glühenden Nachmittage wollen wir wieder einmal an den Rhein hinaus wandern und die Natur und die Menschen in ihrem Treiben und Thun belauschen. Diesmal geht's aber nicht zu dem wohlbekannten Lindenplätzchen am diesseitigen Ufer; diesmal laßt uns über den grünwellenden Strom hinüberfahren und auf einer felsigen Uferstelle rasten, dort wo jetzt noch die sogenannte Teufelsmauer geheimnißvoll grausig in die Wellen hinein lugt. Von dieser Mauer erzählt die Sage, daß dort in altersgrauer Zeit Graf Friedrich von Wied ein Schloß erbauen wollen, es aber nimmer habe vollenden können, weil der Teufel jedesmal beim Wiederbeginn des Baues, Feuer hineingelegt; und so ist der Bau ganz unterblieben und nur die halb verbrannte Vordermauer steht noch zum Angedenken an jene grausige Sage. Zur Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, stand an der Stelle des Teufelshauses ein freundliches Winzerhäuschen, das zu dem daranschließenden Weinberge gehörte, dessen Besitzer Niemand anders als Meister Clausen war. An jenem Herbstnachmittage schien die liebe Sonne all' ihrer Gluth überdrüssig zu sein, darum gab sie sie wohl so verschwenderisch den nach Kühlung dürstenden Bergen. Der Himmel umzog sich mit dichten, tiefschwarzen Wolken; die Unruhe in der Natur und bald darauf wieder die drückende, geheimnißvolle Stille verkündeten ein schweres Gewitter, das sich durch scharfe Windstöße immer nachdrücklicher vorzubereiten schien. Um dieselbe Stunde lavirte ein blanker Nachen mit schneeweißem Segel und langhinflatternder, himmelblauer Wimpel von Welle zu Welle, bis der einsame Schiffer dem jenseitigen Ufer an der Stelle des Winzerhäuschens zusteuerte und seinen Nachen am Ufer festband. Er selbst achtete nicht der schweren, dicken Regentropfen, die immer zahlreicher fielen, und setzte sich auf einen Felsenhang am Ufer, gleichgültig in die Wellen blickend. Die Windstöße wiederholten sich heftiger, das Gewitter war in vollem Anzuge, und doch achtete der Schiffer nicht darauf. Er hatte nicht einmal bemerkt, daß ein schönes Mädchen, kein anderes als Goldröschen, eilend aus dem Winzerhause trat und mit angstvollen Zügen auf ihn zutrat. Er hielt ihr freilich den Rücken zugekehrt, so daß er sie und sie ihn nicht allsogleich erkennen konnte. Goldröschen rief ihm endlich in unsäglicher Angst zu: „Ach, lieber Schiffsmann, wollt Ihr nicht gegen ein gutes Fahrgeld mich vor dem Gewitter noch hinüberfahren auf die andere Seite? Ich bin ganz allein hier drüben, und habe so große Angst, und der Vater wird sich auch um mich ängstigen!" Bei diesen Worten drehte sich der Schiffer, wie aus einem Traume emporfahrend, heftig herum und erkannte Goldröschen, die ebenfalls bei dem Anblicke desselben, der kein Anderer war als Thomas, von Schrecken erfüllt ward. Thomas erwiederte kurz, aber mit liebreicher Stimme: „Recht gern, Jungfer Clausen! Steigt nur hinein in den Nachen, ich will Euch sicher hinüber geleiten!" D'rauf sprang er auf, hob sie selber hinein, band sein Fahrzeug los und bald trieben die schaukelnden Wellen den Nachen in den Strom, und der Sturmwind bauschte die Segel mit gewaltiger Macht aus einander. Das Gewitter hatte sich vollständig entwickelt; Blitz und Donner, Sturm und Regen wechselten plötzlich mit einander, und

kaum vermochte der starke Arm des Thomas das Steuer zu regieren und das Segel zu handhaben, das bald auf der einen, bald auf der andern Seite auf den Wellen zu schwimmen schien. Wieder ein starker Donnerschlag und Goldröschen, die bisher stumm im Nachen gesessen und nur ängstlich auf die angestrengten Bewegungen des Burschen hingeschaut hatte, rief mit aller Kraft ihrer Stimme: „Jesus! Maria! wir sind verloren!" Thomas aber entgegnete ruhig ernst: „Gebt Euch zufrieden, Röschen, der Thomas ist bei Euch und wacht über Euer Leben! Seid ruhig! So stark bin ich auch noch, daß ich ein so holdseliges Mädchen durch die Wellen zu ihrem Vater hinüber trage!" Thomas mildfreundliche Worte übten eine wunderbar beruhigende Wirkung auf Goldröschen aus, die seit langer Zeit zum erstenmale wieder ein leises glückseliges Lächeln auf ihren Wangen fühlte; und doch blieb sie stumm und auch Thomas sprach kein Wort mehr, so lange der Donner rollte und der Sturmwind tobte. Endlich, nachdem es dem muthigen Schiffer noch nicht möglich gewesen war, den Nachen an's andere Ufer zu führen, legte sich das Gewitter, ein heiterer Sonnenstrahl blickte durch die zerrissenen Wolkenmassen hindurch, Alles athmete Frieden, Erquickung und Ruhe. Da hub Röschen an: „Wie geht's denn Eurer Mutter Anne, Thomas, und wie geht's denn Euch, seid Ihr auch alle Beid' glücklich da draußen am Berge?" „Ich danke, Röschen," erwiederte Thomas schmerzlich erregt, „aber was kann's Euch denn kümmern, ob's der alten Mutter Anne und ihrem Sohn gut geht? Ihr habt uns ja doch wohl in Eurem Glücke vergessen!" — „In meinem Glücke?" stammelte Goldröschen und erblaßte, „in meinem Glücke, Thomas? Wer hat Euch denn gesagt, daß ich glücklich bin?" „Nun das weiß ja doch die Stadt," rief Thomas überzeugungsvoll; „seit dem letzten Mailehen gibt's ja kein reicheres und glücklicheres Pärchen in ganz Andernach als Ihr und der Friedrich!" Nach diesen Worten traten Goldröschen die Thränen in die Augen; sie hätte gerne weiter gesprochen, wenn sie's vermocht; und nur erst als Thomas sie nach ihren Thränen fragte, begann sie: „nun Euch kann ich's wohl sagen, denn Ihr seid ja ein guter Mensch, Thomas, Ihr seid ja ein guter Sohn; und wer seine alte Mutter so pflegt wie Ihr, der verdient auch wieder Vertrauen! So sollt Ihr denn auch wissen, daß ich damals am ersten Mai ganz unglücklich gewesen bin, als Friedrich das höchste Gebot machte. Nur wider Willen hab' ich ihm meinen Arm gegeben und schon drei Wochen nachher hab' ich ihm sein Tuch und seinen Strauß wieder heimgeschickt und hab auch Wicken dazu gefügt, und Ihr wißt schon, was das heißen soll. Da ist es aus mit dem Zusammengehen und mit dem Zusammentanzen!" Thomas, der bei dieser Erzählung hoch aufhorchte, wußte nicht, ob er träumte oder wachte, sein Herz klopfte so mächtig, wie noch nie, und er vermochte keine Worte hervorzubringen als: „Wie, Röschen, so wärt' Ihr nicht ein Paar, so wärt' Ihr frei?" — Röschen blickte verschämt zu ihm auf und stammelte: „ich hab' es damals recht gut gesehen, wie Ihr wohl gern mehr geboten hättet als er, aber Ihr hattet nur ein Goldstück, und das habt Ihr für Eure alte Mutter aufgespart; o, Ihr seid doch recht gut, Thomas!" Nun vermochte sich Thomas nicht mehr zu halten; er ließ, den ruhigen Wellen vertrauend, das Ruder fahren, sprang in die vordere Seite des Nachens hinüber und rief: „Röschen, mein liebes, liebes Röschen! Warum soll ich denn länger noch schweigen; ich kann ja doch ohne dich nicht leben! So wie ich dich heute mit starkem Arme durch die hochaufspringenden Wellen des Stromes geleitet, so laß' mich dich auch durch's ganze lange, schöne Leben tragen, ein treuer Mann, ein guter Mann! Bist du's zufrieden, Röschen, bist du's?" Er hielt sie sanft umschlungen und harrte der Antwort. Das liebende Mädchen vermochte ihm keine Antwort in Worten zu geben, sie entzog sich nicht seiner Umarmung, wehrte nicht seinen Küssen und konnte nur den einzigen Ausdruck ihres unendlichen Glückes finden: sie weinte lange, lange vor Freuden. Der Nachen, dessen Ruder die leitende Hand des Schiffers schon längst entbehrt, war ganz von selbst an's Ufer getrieben, gerade dem großen Lindenplatze genüber. Thomas hob sein Mädchen an's Land, und ging schweigend mit ihr Arm in Arm der Stadt zu. Die Bewohner von Andernach, als sie nun auf einmal das Pärchen erschauten, schüttelten die Köpfe, und waren nun so plötzlich von ihrer entsetzlichen Unwissenheit erlöst. „Ich hab's ja gleich gedacht, daß es so was geben würde," war das Einzige, was Jeder sich sagte.

In seiner Werkstatt stand Meister Clausen und hämmerte unmuthig auf ein Faß los; der Humpen Wein stand voll auf einem Tische daneben, denn er hatte ihn den ganzen Tag noch nicht angerührt. Doch als nun plötzlich die Thüre aufging, und Röschen glückselig fröhlich am Arme ihres Thomas hineintrat, und als nun dieser anhub: „Meister Peter Clausen, Ihr kennt mich, ich bin der Thomas; ich liebe Euer herzinniges Töchterlein und freie hiermit ehrlich und redlich um sie; wollt Ihr mich zu Eurem Eidam haben?" da rötheten sich seine verblichenen Wangen mit dem alten Glanze, da ging ihm das Herz auf, wie wenn es Tag werden will. Und als nun gar der Thomas anhub und sagte: „Auch dürft Ihr nicht denken, daß ich so arm bin, Meister Clausen! Der verloren gegangene Bruder ist heimgekehrt; mit dem Gelde, das er mitgenommen, hat er gewuchert und hat uns was Erkleckliches mitgebracht. Wir Beide treiben die Schifferei und ich kann ein Weib ganz tüchtig ernähren!" Da wußte sich der alte Meister nicht mehr zu halten. Er, dem der Trübsinn des Töchterleins sein fröhliches Leben verkümmerte, sah sie wieder lächeln, sah ihre erloschenen Augen wieder freundlich blitzen, und nun war er plötzlich wieder zum Schultheißen vom Mailehen geworden. „Nun denn in Gottes Namen, Kinder!" rief er in seiner alten lustigen Laune, „'s ist auch besser so, als das dumme Mailehen, wo man nicht weiß, ob Fleisch oder Fisch! Jetzt seid Ihr Braut und Bräutigam und so Gott will, in sechs Wochen Mann und Frau; da weiß man doch, daß Ihr ein Paar seid! Gott segne Euch, meine Kinder!" Drauf that er einen langen, langen Zug aus seinem Humpen, füllte ihn noch einmal und dann noch einmal, als müsse er Alles das nachholen, woran ihn der Kummer verhindert hatte.

Nun ward Mutter Anne herbeigeholt und Thomasens

Bruder, und der Tag endete in lauter Lust und Herrlichkeit.

Und auch die Geschichte ist zu Ende, die ich Euch hier erzählte. Die alte Sitte des Mailehens hat sich noch lange, lange Jahre in einigen Gegenden des Rheines, an der Ahr und in der Eifelgegend erhalten bis in die jüngste Zeit; manch schlanker Bursch führt jetzt noch sein Maimädchen zum Tanz; wohl kein Paar ist aber so schön gewesen und so viel beneidet werden als Goldröschen und Thomas.

E. D. Sternau.

Die Freierprobe.

Ein kölnischer Schwank.



Es war im Beginn der Achtziger Jahre an einem Samstagabend im Herbste, als es in der Schenke zum **Kantenkümpchen**, gelegen auf der Ecke der Breitstraße und Columbastraße zu Cöln, sehr lebhaft, ja lärmend zuging, denn die ganze Schenkstube war spickvoll Studenten. Wie es der vorherrschende rothe Mantel verrieth, gehörten sie fast ausschließlich zu den Zöglingen der nahe gelegenen Rechtsschule.

Der Lärm ging jedoch fast ausschließlich von einem großen Eichentische aus, um den herumgereiht etwa zwanzig der keckften Burschen saßen. Der große Stoßdegen, den sie theils an der Hüfte trugen, theils an dem alterbraunen Eichenstimse, auf dem ihre Hüte lagen, aufgehangen hatten, dazu die großen Fechthandschuhe von gelbem oder braunem Waschleder, ließen in ihnen sämmtlich Mitglieder der Burse erkennen, jener alten Verbindung, die zuerst den Studenten die Waffen in die Hand gab, übrigens mit der jüngeren Burschenschaft, wie man oft irrig meint, nichts gemein hatte. Alles eigentliche politische Leben war ihnen nämlich fremd, dagegen waren sie freilich dazu innig verbündet, die sogenannte Studentenfreiheit aufrecht zu halten, mit anderen Worten das Recht, die Bürger etwas zu tyrannisiren, was sie mitunter selbst bis zum Abreißen derer Häuser trieben. Obgleich meist adeligen und Patricierfamilien angehörig,

waren sie doch meistens um jene Zeit sehr ausgeartet und roh, ja ihre Abstammung diente nur dazu, ihre Anmaßungen zu steigern. Gegenüber einem verfallenden Regimente, gegenüber den Stadtsoldaten, den sogenannten kölnischen Funken, die Strümpfe auf dem Posten strickten, und Bücklinge und Zwiebeln an den Bajonetten heimtrugen, wie sie uns der Carneval noch jährlich heraufbeschwört, führte der Degen an der Seite dieser jungen, übermüthigen Leute selbst oft zu Streichen, die nur zu sehr den gefährlichen Späßen glichen, in welche wir in Shakspeare's Heinrich IV. den Prinz Heinz verflochten sehen. Prügeleien mit den Gewaltsdienern (Polizeidienern) waren namentlich an der Tagesordnung. Die Frauenzimmer, denen an ihrem guten Rufe gelegen war, suchten besonders ihnen weit auszuweichen, und wehe denen, die ihnen auf ihren Streifereien in der Umgegend in die Hände fielen, da sie es nicht immer für nöthig fanden, zuvor lange um ihre Gunst zu werben.

Auf dem Tische, um den die Bursen saßen, stand eine große, künstlich ziselirte Silberkump, eines jener Gefäße, von denen das Kantenkümpchen, ähnlich wie noch heute viele Wirthschaften in Cöln, den Namen trug, die man aber jetzt gewöhnlich mit dem englischen Ausdrucke Bowlen bezeichnet. Aus dem Kump kredenzte der Senior von Sierstorpff den lärmenden Kumpanen den dampfenden, duftenden Bischof.

Minder laut, nur so laut, um bei dem Lärm der zechenden Bursen verstanden zu werden, pflogen die andern unbewaffneten Studenten ihre Unterhaltung. Obgleich dieß im Grunde noch immer laut genug war, so schienen sie sich doch im Ausbruche ihrer jugendlichen Fröhlichkeit einen gewissen Zwang aufzulegen, gleichsam als fürchteten sie, vorlaut zu werden, wozu sie gewissermaßen den Bursen das Vorrecht zuerkannten.

Obgleich das Kantenkümpchen keine ausschließliche Studentenschenke war, so bemerkte man doch nur einen einzelnen Gast in Bürgertracht unter den Anwesenden. Er schien sich aber auch dort sehr unbehaglich zu fühlen, was eben nicht sehr zum Verwundern war, denn waren seine nächsten Nachbarn auch gerade keine Bursen, so besaßen doch auch sie in einem gewissen Grade alle jene unliebenswürdigen Eigenschaften, welche noch heut zu Tage die Studenten nicht zu den angenehmsten Gesellschaftern machen, und die alle mehr oder minder ihren Ursprung in einem Hauptfehler haben, der da heißt: Bürgerverachtung. Der Fremde, der sich als solcher in die Schenke verirrt zu haben schien, war übrigens selbst noch ein junger Mann von etwa acht und zwanzig Jahren, dessen blühendes, kräftiges Aussehen nicht davon zeugte, daß er sonst ein Feind einer lauten Fröhlichkeit sein dürfte. Freilich zog er jetzt seine Brauen etwas finster hinab, und als er sich eben sein Glas wieder gefüllt hatte, hielt er die Flasche gegen das Licht, und schien fast ungern zu bemerken, daß er dort noch lange nicht den Boden erreicht habe. Dann warf er sich in die hohle Lehne seines Stuhles zurück, und machte, den Blick hauptsächlich auf die Bursen gerichtet, den stummen Beobachter.

„Pest!“ rief dort eben der weinrothe, aufgedunsene Walther von Schenk, indem er mit der Linken von seinem Bauche den verschütteten Wein strich und mit der Rechten das leere Glas zum Kump führte: „Pest, unser Nordhöfer macht sich vortrefflich als Bischof. Eingeschenkt, Bruder Sierstorpff!“ Zwischen diesen Worten holte er, wie man es von ihm nicht anders gewohnt war, mit sehr hörbarem Schnauben Athem.

„Ha, ha, ha!“ lachte, auch sein Glas hinhaltend, Peter von Kranz, ein langer, bleicher Student, mit stechend lüsternem Blicke. „Nur eingeschenkt! Wenn ihr am Sonntag in der Früh in Groß Martin in die Kirche geht, so könnt ihr dort wieder Eine sehen, die ich hinbefördert habe, im Strohkranz, Büßerhemd und mit der gelben Wachskerze in der Hand. Das ist Numero acht. Ich kann sie Euch an den Fingern herzählen.“

„Um Gotteswillen verschone uns mit deinen hundertmal abgeleierten Liebeshändeln,“ meinte Konrad von Schürmann, ein großer vierschrötiger Student mit plumpen Zügen und einer Nase, die viel Aehnlichkeit mit den bekannten Maskennasen hatte.

„Um dagegen deine tausendmal abgeleierten Raufhändel und Paukereien aufgetischt zu hören,“ erwiederte der Unterbrochene. „Nimm dich nur in Acht, daß dabei nicht einmal die Worte wahr werden, welche dir die Straßenjungen zur Carnevalszeit nachrufen:“ „„Herr, setzt die Nase ab, man kennt Euch doch!““

„Willst du's etwa versuchen?“ schrie von Schürmann und ließ dabei seine gewaltige Faust dermaßen auf den Tisch fallen, daß die Gläser klirrten.

„Still!“ beruhigte von Sierstorpff, „ich bitte Euch, heute keinen Scandal!“

„Uebrigens hat Schürmann recht“ keuchte der dicke von Schenk. „Nichts von deinen Liebeshändeln. Ach gelänge es mir nur, die Eine zu erobern, die ich auf dem Korne habe, so blase ich dir was auf alle deine Eroberungen, und die meinen und Euere Alle dazu. Sprecht, gibt es ein schöneres Weib auf zwanzig Meilen in die Runde, als die junge Wittwe Demodis von Reimbach? Aber leider, das schleicht nur Morgens in die Kirche, wenn ein tüchtiger Burse noch lange nicht seinen Rausch ausgeschlafen hat, um nachher das Haus nicht wieder zu verlassen. Wie lange schmachte ich schon vergeblich darnach, mich ihr einmal zu nahen, ihr, vor der die Schönheit unserer Schönsten erbleicht, wie der Mond vor der Sonne!“ Nach diesen Worten lehnte sich von Schenk in seinen Stuhl zurück, ließ den Kopf hangen, umarmte liebevoll seinen Bauch mit einem Seufzer, daß es fast klang, als ob ein Blasbalg in eine Schmiede-Esse blase.

Alle lachten.

„Du Vollmond!“ meinte der Senior, „bist aber noch nicht vor dieser Sonne verblichen!“

„Nicht übel überlegt!“ sagte von Kranz. Deinen Bauch hast du gehörig gespickt; das wäre das Mittel auch deine leere Börse wieder zu spicken. Schon bevor man sie ihrem alten Ehekrüppel verkuppelte, gehörte sie zu den reichsten Mädchen der Stadt, seit sie aber auch diesen beerbte, kann sich wohl keiner hier im Vermögen mit ihr messen.

Aber meinst du, sie stäche dir allein in die Augen? Da müßte ich nicht sein! Wahrhaftig der verspräche ich auch, mindestens im besten Glauben, ewige, unverbrüchliche Treue. Sie könnte einem fürwahr alle Andern verleiden. Blitzt doch ihr Auge aus dem schwarzen Schleier heraus, wie ein Feuerfunke unter der Kohle, und ihr voller weißer Arm blinkt in dem schwarzen Gewande, wie die Zähne in dem Munde eines Mohren. Wer nur ein Mittel wüßte, erst einmal an sie heran zu kommen?"

„Ei, schaut mir diesen Aller-Welts-Verführer!" höhnte von Schürmann. „Er weiß keinen Rath! — Grade aus, — führt in's Haus. Was gilts, so falle ich ihr morgen mit der Thür hinein und bringe meinen Antrag in bester Form vor?"

„Nicht übel!" sagte der schmachtende Dicke. „Da sucht man ängstlich nach einer schicklichen Gelegenheit, und am Ende fischt sie einem ein Anderer vor der Nase fort. Wißt Ihr was? Wir wollen morgen alle drei unser Glück versuchen, und wer's Glück hat, führt die Braut heim. Ich, der ich zuerst die Sache auf's Tapet gebracht habe, halte mir auch den Vortritt voraus. Mit der Glocke zehn bin ich dort!"

„Topp! Ich folge um Eilf!" betheuerte von Kranz.

„Und um Zwölf steche ich Euch alle beide aus!" fügte von Schürmann hinzu. „Ihr wißt," hierbei machte er die Pantomime des Ausfallens mit dem Degen, ich verstehe mich auf den Stich; und der Preis verdiente allerdings, daß ich Euch allen Beiden die Hälse d'rum bräche, hätten wir nicht diesen Friedensvertrag geschlossen!"

„Entschlüsse beim Wein," meinte der Senior, „die morgen mit ihm verfliegen!"

„Es gilt einen Anker Nierſteiner!" rief von Schürmann.

„Wir halten Part. Setzt Ihr gegen? Wer von uns dreien nicht Wort hält, zahlt, sonst Ihr!" ließen sich die beiden andern vernehmen.

Man schlug ein.

„Es müßte mit dem Teufel zugehen," meinte von Schürmann wieder, „wenn eine Wittwe, die einen so alten Mann gehabt hat, drei so wohl conditionirte Burſen wollte abfahren lassen! Es wäre im Grunde eine Beleidigung für die ganze Verbindung. D'rum wißt Ihr was? Sollte sie uns alle drei mit Körben abfahren lassen, so erkläre ich ihr dies; und daß wir jedem andern Liebhaber als einem Burſen auf's Kolett steigen würden. Kurz sie müsse Einen aus unserer Mitte wählen! denn zum Zeichen legen wir unsere gekreuzten Degen ihr vor die Schwelle. Hollah ho! Eingeschenkt! Es lebe die Burſen-Braut!"

„Hoch, die Burſen-Braut!" tönte es um den Tisch, und die Gläser klangen zusammen.

An den andern Tischen aber verhielt man sich ruhig.

Da zog von Schürmann seinen Degen, und schlug mit der flachen Klinge zwischen die Nächstsitzenden auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser tanzten: „Hört ihr Kameele nicht? Es gilt der Burſen-Braut! Sauft oder krepirt!"

Die Andern stutzten ob dieser derben Aufforderung, ohne im Augenblicke zu wissen, wie sie sich dabei benehmen sollten.

Plötzlich erhob sich am andern Ende der Tafel der Fremde, der bei der letzten Wendung des Gesprächs immer finsterer darein geschaut hatte. Er hob das gefüllte Weinglas in die Höhe, und rief: „Es lebe Frau Demodis von Reimbach!" dann, nachdem er das Glas bis auf die Nagelprobe ausgetrunken hatte, fuhr er fort: „Und ein Pereat Allen, die es wagen, sie zu beleidigen und ihrem freien Willen ein Hinderniß in den Weg zu legen. Mögen ihre Klingen zerspringen, wie dieses Glas!" Damit warf er sein Glas mitten auf den Tisch zwischen die Burſen, daß es in hundert Scherben auseinander fuhr.

„Was? Will uns der Pfefferkrämer hier trotzen?" schrie von Schürmann, und zuckte seinen Degen. Seine Kumpane griffen nach den ihrigen.

Aber auch der Fremde hatte einen Degen zu erwischen gewußt. „Nur immer heran Ihr Großsprecher, die Ihr Alle über Einen herfallen wollt!" rief er, indem er sich kunstgerecht auslegte. „Nur immer heran, wenn ihr glaubt, den Bürger in mir verachten zu können. Ihr dürftet gewahr werden, daß Ihr Euch in mir irrt. Der Pfefferkrämer hat vielleicht mehr Schulen durchgemacht, als Einer von Euch Allen. Er weiß nicht blos quid juris, sondern auch mit den Waffen zu handthieren."

So sehr des Fremden Auge von Muth blitzte, so gefaßt er auch immer sein mochte, so hatte er sich nichts destoweniger zu seiner Deckung einer Kunst bedient, deren er sich nicht gleichzeitig rühmte, nämlich der Rhetorik, bei den Worten: „Ihr Großsprecher, die Ihr Alle über Einen herfallen wollt" hatten die Burſen gestutzt, so daß er vollständig Zeit fand, die obigen Phrasen zu vollenden.

Von Schürmann faßte sich zuerst, und rief: „Fort mit den Klingen und dran mit den Fäusten, damit der Prahlhans sieht, womit er es zu thun hat!" Damit ließ er seinen Degen fallen, griff aber statt dessen, wohl nur zu seiner Deckung, nach einem Stuhle. Auch die andern Klingen fielen klirrend nieder, und man war im Begriff, auf den Fremden einzudringen, und diesem drohte bei der Uebermacht keine geringe Gefahr. Da aber fand er Bundesgenossen und zwar in den übrigen Studenten, die sich auch durch die schnöde Aufforderung von Schürmann's beleidigt fühlten, und nun durch des Fremden Beispiel ermuthigt, diesem um so lieber beisprangen, als er sich ihnen ja auch als Mann der Wissenschaften zu erkennen gegeben hatte.

Dieser Verstärkung gegenüber griffen die Burſen auf's Neue zu den Degen. Ein Höllenlärm brach los, und sicher dürfte Blut geflossen sein, wenn sich nicht im entscheidenden Augenblicke die Thüre geöffnet hätte und der wohlbeleibte Küfermeister Freundchen, der Wirth des Kümpchens, zwischen die Streitenden gedrängt hätte. Ein Wirth in einem Kreise flotter Brüder ist immer eine Autorität, wenn er dieselbe nur einigermaßen zu behaupten weiß, denn solche Gäste zerfallen meist durchgängig entweder in solche, die bereits in der Kreide oder auf dem Kerbholze stehen, oder doch in solche, die nächstens einmal darauf zu kommen gedenken. Auch Meister Freundchen mit dem gesprengelten Bleicherroth auf den runden Wangen, verstand es trotz der

freundlichen Miene, die gewöhnlich seinem Namen alle Ehre machte, wenn es sein mußte, ein ernstes Gesicht aufzusetzen, und das bewies er auch jetzt. „Ruhe Ihr Herren!" heischte seine Stentorstimme. „Alles zu seiner Zeit und an seinem Ort, sagt der weise Salomo. Das Kümpchen ist kein Fechtboden, sondern nur ein Zechboden. Hier darf nichts als Rebenblut fließen. Nur immer zu bestellt. Soll ich noch einen Kump zurecht machen, ihr Herren Bursen? Ich bin just bei guter Laune, und bringe sie, wenn es sein muß, noch auf's Kerb; das heißt nämlich, wenn ihr mich nicht ärgerlich macht."

Man sieht, auch Meister Freundchen war kein schlechter Rhetoriker, und seinen Worten folgte auch gleich die entschiedenste Wirkung. Man hob ihn jubelnd in die Höhe, und selbst der schlaglustige von Schürmann bemerkte laut: „Meister Freundchen ist selbst ein kleiner Salomo. Hoffentlich wird sich unser Gegner finden lassen?"

„Das wird er!" bemerkte dieser, indem er dem Wirth das Geld für seine Zeche auszahlte, „und zwar vorerst morgen Abend wieder hier! Und wie ihr mich finden werdet, das hängt zum Theil von dem morgenden Betragen der drei Herren ab. Uebrigens ist mein Name Richwin von Mannfurt!" Damit verließ er die Schenke.

Meister Freundchen aber zog bei den letzten Worten, eine seltene Ehrenbezeugung, seine weiße Zipfelmütze ab, und machte dem Scheidenden eine tiefe Verbeugung.

„Richwin von Mannfurt?" sagte nachsinnend der Senior. „Hieß nicht so der Bursche, der im Jahr vier und siebzig so wacker zur Hand ging, als die Studentenschaft bei Brück den Commilitonen aus den Händen der Pfälzer befreite, den ihre Werber betrunken in einer Kiste über den Rhein geschafft hatten?"

„So hieß er und das war er!" antwortete Meister Freundchen. „Ich begreife nicht, wo ich nur meine Augen gehabt habe, daß ich ihn nicht gleich erkannte. Da seid Ihr einmal an den Unrechten gekommen. Darf ich Euch rathen, so nehmt Euch vor seinen Degenstößen in Acht, und laßt Euch nicht darauf ein. Nehmt lieber mit einem Hieb vorlieb, der Euch im schlimmsten Falle vielleicht das lose Maul auf vierzehn Tage sowohl für Euere gottlosen Reden, als für meinen Wein verstopft. Ich sage Euch, es ist ein wackerer Herr und ein flotter Zecher zugleich. So weit es nämlich eben reicht; denn er hat mir keinen Blaffer auf dem Kerb stehen lassen. Auch hat er mir nie einen anderen Gast vertrieben. Und das rathe ich Euch, daß Ihr ihn mir morgen mit Anstand behandelt, sonst sollt Ihr sehen, daß der Meister Freundchen auch Haare auf den Zähnen haben kann, wenn es sein muß."

„Na, na, Alter!" beschwichtigte von Schürmann, „sei nur ruhig! Hätten wir gewußt, daß er einst ein so wackerer Bursche, und dir ein so guter Kunde gewesen, so würden wir ihm schon anders begegnet sein! Statt zu grollen, erzähle lieber, was er jetzt treibt!"

„Ja, in dieser Beziehung, da seid Ihr just an den Rechten gekommen! Er ist ein Neffe des seligen Demodis, der ihn studieren ließ, und dann ihn zu seinen Geschäften verwandte, und jetzt ist er das Faktotum der Wittwe, ihr Verwalter, Justitiar, kurz Alles in Allem!"

„Zum Teufel!" sagte von Kranz, „das ist ein schlechtes Prognostikon für unsere Werbung!"

„Freilich, freilich!" meinte der Wirth. „Und wenn Ihr gerade bei Cassa sein solltet, so laßt lieber den Anker jetzt gleich heraufkommen!"

Dieser Rath schien fast Eingang zu finden, von Schenk aber drehte seine leeren Taschen herum und sagte: „Im schlimmsten Falle wird uns doch der Korb mit Euerem Anker versüßt. Besser freilich, sie wäre nichts von diesem Auftritte gewahr worden, indessen — wenn einmal Jugend keine Tugend hat, so wird gerade sie die Jugend selbst als Tugend zu schätzen wissen. Ich gebe die Sache noch nicht verloren, und am wenigsten die Wette."

Die beiden Andern stimmten ein, und man traf die Abrede, sich am folgenden Abende wieder einzufinden, um den Erfolg zu vernehmen, und die Wette zu vertrinken.

Am andern Morgen zwischen acht und neun Uhr saß Frau Demodis bereits im vollen Trauerputz im Erker ihres Hauses Reimbach, gelegen an der Rechtsschule, nur um einige hundert Schritte entfernt von der Schenke, in der die gestrige Scene spielte. Die junge, schlanke Dame blickte sehnsüchtig in die Straße hinab, schien aber dort nichts zu finden, was sie suchte. Sie seufzte mitunter so hoch auf, daß es fast schien, ihr Busen wollte der Haft des schwarzen Sammtgewandes entspringen.

Jetzt trat ihre Kammerjungfer Blasia in das Gemach, ein niedliches Stumpfnäschen mit blonden Haaren von etwa fünfundzwanzig Jahren, dem die Schelmerei aus jeder Miene lachte.

„Wo er nur bleiben mag der Vetter?" sagte die Wittwe, „ich fange im Ernste an, böse auf ihn zu werden."

„Beruhigt Euch, edle Frau!" bemerkte schnippisch Bläschen. „Gestern kam er jedenfalls so spät in die Stadt, daß es nicht passend sein mochte, Euch noch zu besuchen. Und wie hätte es der Glückliche ahnen dürfen, daß Ihr Euch gleich nach der Frühmesse, ihm zu Ehren, in Sammt und Seide werfen würdet?!"

„Lasse deine naseweisen Bemerkungen," sagte die Dame. „Seit dem Tode meines Mannes konnte ich mich um meine überrheinischen Güter nicht mehr bekümmern, und jetzt, wo er mir Bericht abzustatten kommt, sollte er mich nicht warten lassen. Er weiß, daß ich mir die Geschäfte angelegen sein lasse."

„Besonders seit er sie führt," spottete die Zofe.

Die junge Wittwe behauptete einen festen, feierlichen Blick. „Ich will es nicht leugnen. Ging es doch meinem seligen Gatten nicht anders, denn Richwin weiß die sonst so trockenen Geschäftsberichte in einer Weise vorzutragen, daß sie zu einer wahren Unterhaltung werden. Schlägt er etwa eine Gartenanlage vor, so sieht man im Geiste Bäume und Stauden gen Himmel wachsen, die Ranken sich zur Laube wölben, und man möchte sich also gleich in schattiger Kühle niederlassen."

„Mit ihm!" unterdrückte mühsam die Zofe.

„Sind Fehler begangen, so weiß er dabei den Charakter des Schuldigen, dem sie entsprangen, mit so wahren und doch so heiteren Farben zu malen, daß die Munterkeit über den Aerger den Sieg davon trägt, und man stets neben dem eigentlichen Ursprung des Uebels das rechte Mittel dagegen findet. Und so streng er auch unser Interesse immer wahrnahm, bleibt einmal ein Pächter ohne sein Verschulden mit dem Pacht rückständig, mit welchen rührenden Worten weiß er seine Lage zu schildern, und Nachsicht für ihn zu erbitten! Man kann sie ihm unmöglich abschlagen. Hinterher aber gehen dann die Rückstände immer pünktlich ein."

„Wobei Ihr aber freilich hin und wieder mit Euerer Privatchatouille nachhalft," ergänzte Bläschen.

„Nie ohne strenge Prüfung. Du mußt mir zugeben, daß ich darin selbst strenger war, als mein Mann. Halfst du mir doch immer bei meinen Nachforschungen?"

Die Zofe setzte eine sehr ernste, feierliche Miene auf. „Freilich wohl, in bedenklichen Fällen haben wir immer strenge Nachforschungen angestellt. Das heißt nämlich, wenn schöne Frauen oder Töchter in seiner Schützlinge Hause waren. Nur wollte es mir manchmal scheinen, als wenn es Euch dabei weniger um die Rente als vielmehr um den Rentmeister zu thun gewesen sei, und ging dieser dann rein aus, ich glaube, ihr hättet in der Freude Eueres Herzens gern die dreifache Rente bezahlt!"

„Blasia!" zürnte die Dame. „Du erlaubst dir heute einmal wieder recht boshaft zu sein. Niemand hat es bisher wagen dürfen, meinen Ruf anzutasten, willst Du etwa die Erste sein?"

„Soll mich Gott behüten und bewahren! Ihr waret stets eine treue Ehefrau, die sich mindestens nie eine That zu schulden kommen ließ, die sie nöthig gehabt hätte, vor ihrem Manne zu verbergen, und das ist gewiß Alles, was man billiger Weise von einer Frau in Euerer Lage verlangen durfte. Daß aber dennoch Euer Herzchen im Stillen, vielleicht ohne sich selbst dessen klar bewußt zu sein, einen jungen liebenswürdigen Mann wirklich liebenswürdig fand, und so eine stille Neigung aufnahm, wer kann Euch das verargen? Im Gegentheil, es muß in den Augen jedes Verständigen den Werth Euerer Treue noch erhöhen. Ohne nun aber Euerem Vetter zu nahe treten zu wollen, so möchte ich Euch doch bitten, wollt Ihr einen wohlgemeinten Rath Euerer treuen Blasia nicht verschmähen, so laßt jetzt, wo Ihr frei seid, Euerer Neigung nicht zu rasch den Zügel schießen. — Ihr seid das erste Mal, so zu sagen, von den Kinderschuhen weg die Frau eines ältlichen Mannes geworden, ohne daß Euere Reize den Triumph feiern konnten, den sie so sehr verdienten. Während Euerer Ehe aber lebtet Ihr, dem Wunsche Eueres Mannes gehorsam, er mochte seine Ursache dazu haben, so eingezogen, daß Ihr, außer mit Euerem Vetter, fast mit gar keinem Manne in Berührung kamet, der Euerer nur einigermaßen würdig gewesen wäre. Kein Wunder, daß Richwin einen Stein im Brett bekam. Dem wird nun aber bald anders. Das Trauerjahr ist bald vorbei, und die edelsten, schönsten und angesehensten Jünglinge werden Euch Ihre Huldigungen zu Füßen legen. Ach, laßt mich diesen Triumph erleben, und mit Euch empfinden! Seht Euch um unter Eueren Anbetern, und bleibt dann noch Euere Neigung für Richwin vorherrschend, — in Gottes Namen dann! Er wird Eueren Besitz alsdann um so mehr zu würdigen wissen, je größer und glänzender die Zahl derjenigen war, die ihm denselben streitig machten."

„Ich danke dir, Bläschen!" sagte die Herrin, indem sie der Zofe die Hand reichte. „Dein Rath ist gut, wenn auch wohl überflüssig. Träte der entsprechende Fall ein, so würde ich ihn befolgen."

Die Wittwe hatte bei den letzten Worten zum Erkerfenster hinaus geblickt; plötzlich sprang sie freudig auf und rief: „Da kommt er!"

„Der entsprechende Fall," lachte Bläschen. „Nehmt Euch zusammen!" warnte sie, und verließ das Gemach.

Und Frau Demodis von Reimbach nahm sich zusammen. Kein Weib, — selbst das beste nicht ausgenommen, — ist ganz frei von ein wenig Heuchelei, und wenn das überhaupt ein Fehler ist, so ist es jedenfalls mehr die Schuld der Männer, die sie dazu zwingen, als jene der Frauen selbst. Nicht zufrieden damit, daß eine Frau überhaupt eine brave Frau sei, die nöthigenfalls ihre Leidenschaften zu beherrschen weiß, — der jugendliche Schwärmer verlangt sogar, daß sie überhaupt keine Leidenschaften habe; sie soll und muß ihm ein Engel sein! So schmeichelhaft es nun aber den Frauen sein mag, für Engel gehalten zu werden, so höchst ungerecht ist es gegen sie, englische Tugenden von ihnen zu verlangen. — Aber selbst der mehr verständige Mann, der solches Verlangen nicht an die Frauen stellt, der nicht nur vom Vorhandensein ihrer Leidenschaft überzeugt ist, sondern sie dieser Glut wegen, besonders wenn sie für ihn glüht, nur um so heißer verehrt, auch er verlangt von ihnen, daß sie mindestens den Engel zu spielen, mit andern Worten zu heucheln verstehen. Deshalb hatte denn auch Frau Demodis die Kunst der Heuchelei ein klein wenig studirt.

Als Richwin in's Gemach trat, saß im Erker die — mit gemildertem Schmerz ihrem Gatten noch immer nachtrauernde Wittwe. Sie empfing ihn mit einem Blicke, der dem milden Sonnenblicke glich, wenn er durch eine dünne Regenwolke fällt. „Ei, sieh da, Vetter Richwin," sprach sie mit einer leichten aber freundlichen Kopfneigung.

„Zu Eueren Diensten, Frau Tante!"

Bei dieser Benennung durchfuhr die junge Wittwe, obgleich sie dieselbe von ihm gewohnt war, ein leises Zucken. Sie setzte eine würdige Miene auf und sprach: „Wißt Ihr auch, daß ich begann, ernstlich böse auf Euch zu werden, weil Ihr so lange auf Euch warten lasset.

Richwin entschuldigte sich fast mit denselben Worten, mit denen dieses bereits die Zofe gethan. Er erklärte nebenbei, daß er selbst jetzt noch nicht zu erscheinen gewagt haben würde, wenn ihn nicht ein gestriges Erlebniß genöthigt hätte, sie bei Zeiten zu warnen. Nun begann er den Vorfall zu erzählen.

Frau Demodis erschrack bei dem Berichte, und erklärte, daß sie, um diesen Zudringlichkeiten zu entgehen, lieber gleich die Stadt verlassen möchte.

Richwin rieth Ihr dieses ab, da sie das nicht für spätere Zudringlichkeiten schützen werde. „Mir überlaßt es!" rief er begeistert aus, „jene täppischen, ungezogenen Gesellen, die Euch zu belästigen und zu beleidigen wagen, dermassen auf die Straße zu befördern, daß ihnen und allen Andern für die Zukunft ähnliche Ungezogenheiten verleidet werden!" Bei diesen Worten hob der Gedanke, für die schöne Frau ringen und kämpfen zu dürfen, noch die herrliche Gestalt Richwins; seine Brust wölbte sich, höhere Glut ergoß sich auf seine Wangen, und sein Auge blitzte. So stand er da wie ein junger Siegesgott.

Mit Wohlgefallen ruhten die Augen der Wittwe, auf ihm, dann näherte sie sich, reichte ihm ihre kleine, weiße Hand und sprach: „Mein lieber, theurer Vetter!"

Richwin neigte sich auf dieselbe nieder, indem er sagte: „Meine theuere, theuere Tante!" und seine Lippen spitzten sich schon zum Kusse.

Aber auf das letzte Wort entzog sie ihm die Hand, und sagte ernst: „Laßt das! Was aber diese Angelegenheit betrifft, so will ich darüber mein kluges Bläschen zu Rathe ziehen." D'rauf rührte sie die Klingel.

Rasch war Bläschen bei der Hand. Als sie vernommen, worum es sich handele, war auch sie entschieden gegen die Flucht. „Die Gefahr, daß man uns heirathen will," meinte sie lächelnd, „ist eben so entsetzlich nicht. Am Ende gehören doch dazu zwei!" Noch viel weniger wollte sie auf den Vorschlag Richwin's eingehen, daß man den Freiern gleich die Hälse breche, sie meinte vielmehr, im schlimmsten Falle würde ein wohlgeflochtener Korb die hinreichenden Dienste thun.

„Aber bedenkt nur ihre Ungezogenheit!" sagte Richwin.

„Bah!" lachte Bläschen, ein Schnippchen schlagend, „wenn man sich so lange in die Schwächen des Alters hat zu finden gewußt, wie wir, so verzeiht man gern ein wenig Uebermuth der Jugend. Mögen die Herren übrigens sein, wie sie wollen, es würde uns bei all' unseren künftigen Freiern zu einer schlechten Empfehlung gereichen, wollten wir die ersten gleich so Hals über Kopf zur Thüre hinaus werfen. Hat der junge Herr auch daran gedacht? Oder wäre ihm wohl gar damit gedient, wenn hier reine Bahn bliebe?"

Richwin erröthete bis hinter die Ohren. Frau Demodis aber wandte sich ab, um das Vergnügen zu verbergen, welches sie darüber empfand, ihn so ertappt zu sehen.

„Ich weiß überhaupt nicht, edle Frau!" fuhr Bläschen fort, „wie Ihr in die Mysterien einer solchen Berathung einen Mann einweihen konntet. Die Sache bedarf einer ernsten Besprechung unter uns Frauen. Darf ich bitten?"

Damit zog sie die Herrin bei Seite, und es entspann sich ein eifriges Gespräch zwischen Beiden. Man sah es ihren Pantomimen an, Bläschen suchte die Wittwe für einen Plan zu gewinnen, gegen den sich diese anfangs sträubte. Aber, kurze Pausen abgerechnet, in denen Bläschen zu überlegen schien, bewegte sich unter Kichern und verschmiztem Lächeln ihr Mündchen so geläufig, wie der Schnabel eines Kanarienvogels, bis Frau Demodis endlich mit zu lächeln begann, und zuletzt sichtlich auf ihren Vorschlag einging.

„Aber was beginnen wir unterdessen mit Richwin?" lispelte sie.

„Am liebsten wäre mir, er bliebe ganz aus dem Spiele," flüsterte die Zofe entgegen. „Ich fürchte, er verdirbt uns dasselbe durch unzeitigen Eifer. Und dann, offen gesagt, wenn er in der Nähe ist, so traue ich Euch selbst nicht recht."

„Was das betrifft, so beruhige dich nur! Ich bin ihm noch immer seine theure Tante, und wenn ich diesen Ausdruck höre, so ist es mir stets, als ob mir einer einen Eimer kalt Wasser über den Kopf gösse, der jede etwa aufkeimende Glut sogleich löschen würde. Früher freilich, als mein Mann noch lebte, dem ich diesen Verwandtschaftsgrad zu ihm danke, wie wohl that mir da dieser Name, der mir einige Zutraulichkeit gestattete und mich doch auch wieder mit der schützenden Würde umgab; jetzt aber sehe ich immer unwillkürlich d'rauf in den Spiegel, ob mein Gesicht denn schon Falten trägt. Wir müssen ihn aber auch nöthigen Falls zu unserm Schutze in der Nähe haben, und dann, — damit du siehst, daß ich ihn nicht mit parteiischer, ungerechtfertigter Vorliebe behandle, finde ich dabei wohl noch die Gelegenheit, auch seine Anhänglichkeit auf die Probe zu stellen."

„Nun meinetwegen! Aber für jetzt entfernt ihn!" schloß die Zofe das Zwiegespräch.

Die trauernde Wittwe schien nach dieser Berathung zur kokeтten Schönen geworden zu sein. „Für heute Morgen, Vetter," wandte sie sich lächelnd an diesen, „nehmen mich, wie Ihr einsehen werdet, meine Herzensangelegenheiten zu sehr in Anspruch, als daß ich noch an Geschäfte denken könnte. Den Mittag aber wollt Ihr Euch wieder einfinden. Bis dahin aber, das rathe ich Euch, legt meinen Freiern kein Hinderniß in den Weg!"

Das Blut schoß Richwin in die Wangen, als er sich so, Jener wegen, verabschiedet sah. Er verbeugte sich etwas linkisch, schoß einen wüthenden Blick auf die Zofe, und verließ das Gemach.

Bläschen aber bekomplimentirte ihn lachend zur Thüre hinaus. D'raußen sagte sie zu ihm: „Gesteht, Herr Richwin von Mannfurt, daß ich mich etwas auf die Gedankensprache verstehe. Sagt einmal bei Euerer bekannten Offenheit, habt Ihr so eben nicht den frommen Wunsch hinter den Zähnen verbissen, daß ich beim Gott — sei — bei — uns wäre?

„Ungefähr habt Ihr meine Gedanken errathen," entgegnete er, „jedoch nicht so ganz. Ich dachte mir nämlich, wenn die Eva im Paradiese eine Kammerzofe gehabt hätte, so hätte sich der Gott — sei — bei — uns die Mühe sparen können, als Schlange auf dem Bauche zu kriechen."

„Sehr schmeichelhaft! Und doch — wenn Ihr nun der

Adam wäret?" Damit schlug ihm die Zofe ein Schnippchen und entfernte sich lachend.

Richwin stürmte zum Thore. Als er dort eben zu öffnen die Klinke ergriff, rührte d'raußen Walther von Schenk den Klöpper. Fast wäre er in die Nothwendigkeit versetzt worden, dem Verhaßten gegenüber den Bedienten zu spielen, und ihn zur Herrin hinauf zu komplimentiren. Mit Mühe verbiß er seinen Grimm, und wies den Studenten nach der Bedientenstube.

Die Frauen schienen richtig geurtheilt zu haben, daß die Herrin vorerst keines andern Schutzes bedürfe, als der weiblichen Würde. Als Frau Demodis kurz darauf in stolzer, gemessener Haltung zu dem Studenten in's Ansprachszimmer trat und nach seinem Wunsche fragte, stockte Walther von Schenk verlegen, und es bedurfte des Gedankens an den Spott seiner Commilitonen, daß er nicht jetzt noch von seinem Vorhaben abstand.

Als er sich so weit gesammelt hatte, stellte er sich als einen Anwalt vor; er behauptete, vernommen zu haben, daß die edle Frau in Folge ihrer Erbschaft in mannigfache Verwickelungen gerathen sei, zu deren glücklicher Lösung er nicht verfehlen wolle, seine Dienste anzubieten.

Die Wittwe dankte ihm auf's Freundlichste, erklärte jedoch dabei, bereits auf's Beste vertreten zu sein.

Von Schenk aber meinte, daß sich schwerlich ein Anderer mit einem solchen Eifer ihrer Sachen annehmen werde, als er. Er schilderte ihr nunmehr in den lebhaftesten Farben, und mit einem Feuer, wie es nur immer sein Asthma gestattete, welchen Antheil er an ihr nehme; wie er sich schon längst sehnlichst gewünscht habe, ihr näher zu treten, und kam so auf dem nächsten Wege von der Liebeserklärung selbst zum Heirathsantrage.

Die Wittwe, weit entfernt, sich durch diesen kühnen Sturmschritt beleidigt zu fühlen, bedauerte nur, daß sie sich in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht in der Stimmung befände, seinen ehrenden Antrag so zu würdigen, wie er es vielleicht verdiene. Noch zu sehr ergriffen von dem Verluste ihres ersten Gatten, fühle sie sich durch ein neueres, trauriges und verdrüßliches Ereigniß viel zu schmerzlich berührt, als daß sie jetzt schon mit ihrem Herzen zu Rathe gehen könne; um ihm indessen den Beweis zu geben, daß sie seinen Antrag mindestens vorerst nicht ganz abweise, möchte sie seine Anhänglichkeit erproben, und ihn gerade in der erwähnten verdrüßlichen Angelegenheit, um einen nicht unbedeutenden Liebesdienst bitten.

Wer war froher als unser Student? Er verschwor sich durch Tod und Hölle für sie zu gehen.

„Versprecht nicht zu viel, werther Herr!" lächelte sie mild. „Ich möchte Euch beim Worte fassen! Und in der That, der Dienst, den Ihr mir leisten sollt, erfordert etwas Aehnliches."

Wiederholte, lebhafte Betheuerungen!

„Nun, so hört denn! Gestern ist einer meiner Bedienten gestorben. Da es mir unheimlich war, mit einer Leiche unter einem Dache zu schlafen, so ließ ich dieselbe am Abend in den Wagenschuppen setzen. Denkt Euch meinen Schrecken, als ich diesen Morgen erfuhr, die Leiche sei verschwunden. Wahrscheinlich haben die Mediziner sie gestohlen. Nun aber werden diesen Abend seine Eltern ankommen, denen ich den Trauerfall anzeigte. Wie werde ich vor ihnen dastehen, wenn sie nicht einmal die Leiche ihres Sohnes mehr finden, die noch einmal zu sehen, sie, in ihrem Alter einen weiten Weg eingeschlagen haben. Ja, was das Allerschlimmste ist, denkt Euch den Schmerz der alten Leute, daß diese Leiche nicht einmal ein ehrliches Begräbniß finden soll?"

Von Schenk erklärte, die ganze Burse auf die Beine bringen zu wollen, um die Leiche wieder aufzutreiben.

„Aber nicht doch, lieber Herr," entgegnete die Wittwe. „Das würde großes Aufsehen machen, und uns im glücklichsten Falle doch nur in den Besitz einer verstümmelten Leiche setzen. Es handelt sich vielmehr darum, daß ein Lebender sich dazu hergebe, die Leiche auf einige Zeit zu spielen. Nun aber habt Ihr, werther Herr, Euere besser gerundeten Formen abgerechnet, was sich aber leicht durch den Verschiedenen Krankheitszustand erklären ließ, so ziemlich die Natur und das Antlitz desselben. Was noch fehlt, würde meine Blasia durch geschickt angebrachte Schminke zu ersetzen wissen. Ihr hättet nur Eine Nacht auszudauern, denn morgen in aller Frühe ließe ich Euch im Leichenhause zu Melaten niedersetzen, wo ich schon mit dem Todtengräber die Verabredung treffen würde, daß Ihr dort bei Zeiten aus Euerem Gefängniß befreit würdet. Gewiß, die Täuschung würde gelingen! — Doch Ihr findet meine Zumuthung wohl unbescheiden und ich verkenne nicht, wie unangenehm diese Dienstleistung sein mag; um so größer würde freilich aber auch der Dank sein, zu dem Ihr mich dadurch verpflichten würdet."

Die letzten Worte hoben die Bedenklichkeiten, die sich unverkennlich auf des Studenten Antlitz gezeigt hatten. Sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der reizenden Gestalt der Wittwe. Seine Phantasie spielte ihm vor, wie sie selbst, alle Scheu bezwingend, mit dem Todtengräber in's Leichenhaus trete, um ihn aus seinem engen Käfig zu befreien; wie sie dann d'raußen seinen Dienst mit einer zärtlichen Umarmung und einem heißen Kusse ihm lohne, und — auf's Neue schien ein Blasebalg in ein Schmiedfeuer zu hauchen, um die Flamme zu schüren. Dann sah er sich im Geiste schon als Herr und Meister aller ihrer reichen Einkünfte und Besitzungen, und mit Freuden sagte er zu.

Dafür reichte ihm die Wittwe aber auch jetzt schon zum Danke die Hand, die er mit Inbrunst küßte. Dann verabschiedete sie ihn mit dem Bemerken, daß ihr die Besorgung des Leichencostüms und andere Vorrichtungen zu seiner Bequemlichkeit noch vollauf zu schaffen machten, bat ihn aber, sich bei eintretender Dämmerung wieder einzufinden, und gegen Jeden, wer es auch sei, über diese Angelegenheit ein tiefes Schweigen zu beobachten.

Walther von Schenk verabschiedete sich, die Hand auf dem Herzen unter vielen Bücklingen und Kratzfüßen. Dann eilte er spornstreichs dem Kümpchen zu, um auf das gute

Gedeihen seiner Werbung ein Gläschen zu trinken. Auf dem Wege begegnete ihm von Kranz, dem er einen triumphirenden Blick und den höhnischen Wunsch zuwarf: „Glück zu!"

Bald stand auch Peter von Kranz vor der reizenden Wittwe. Das Gespräch der Beiden nahm im Beginn fast eine ähnliche Wendung. Wieder sprach die Wittwe von einem traurigen Vorfall in ihrem Hause, und erbat sich zum Beweise der Anhänglichkeit von dem Freier einen Dienst aus; worauf dieser eben so bereitwillig einging. Dann aber erzählte sie, daß einer ihrer Verwandten in ihrer Wohnung gestorben wäre, der seiner Ketzereien wegen excommunizirt worden sei. Deshalb sei alle ihre Bemühung, einen Geistlichen aufzutreiben, der die Nachtwache bei ihm halte und dabei die üblichen Gebete spräche, vergeblich gewesen. Dennoch möchte sie gerne dem Schimpfe entgehen, der ihrem Hause und ihrer Familie daraus erwachse, wenn dieses, außer ihrer vertrauten Kammerjungfer, irgend Jemand aus ihrer Dienerschaft erfahre; weshalb sie die Bitte an ihn wage, er möge ihr zu Liebe die Rolle eines Geistlichen bei der Leiche spielen.

Bereitwilliger noch als von Schenk ging von Kranz auf den Wunsch der Wittwe ein, und versprach, um die bestimmte Zeit, die jedoch um eine Stunde später festgestellt wurde, im Costüme zu erscheinen. Worauf auch ihm Stillschweigen auferlegt, und er dann auf das Freundlichste entlassen wurde.

Gegen Mittag fand sich auch Conrad von Schürmann ein. Zwar fiel er, wie er es selbst angedeutet hatte, ziemlich plump mit der Thüre in's Haus, und platzte ohne viele Umschweife mit seinem Liebesantrage heraus; dennoch ward er selbst freundlicher noch als seine beiden Vorgänger empfangen. Auch ihm gegenüber vermied die Dame zwar eine bestimmte Zusage, nichts desto weniger ließ sie sich lächelnd folgendermaßen vernehmen: „Es ward mir heute eine seltene Ehre zu Theil! Drei Liebesanträge an einem Morgen! Und zuletzt noch von einem so würdigen Manne, dessen Kühnheit gegenüber den Klingen seiner Gegner stadtbekannt und allgemein gepriesen ist, und an dessen Seite sich ein Weib des besten Schutzes versichert halten darf. Ihr werdet es wissen, edler Herr, daß das Weib am Manne keine Tugend höher zu schätzen weiß, als jene, die ihm selbst abgeht, nämlich die Tapferkeit."

Die gewaltige Gestalt des von Schürmann reckte sich bei diesen Worten noch mehr empor, und mit Stolz und einem unwillkürlichen Anflug von Galanterie sagte er: „Edle Frau, ich fühle mich durch Euer freundliches Urtheil um so mehr geschmeichelt, als ich mir selbst gestehen darf, daß mir Euer Lob mindestens nicht ganz unverdient zu Theil wird."

„Gewiß nicht, gewiß nicht!" bestätigte Frau Demodis. „Was Euere Nebenbuhler dagegen betrifft, — Ihr versprecht mir doch, Herr von Schürmann, daß Ihr ihnen nicht wieder verlauten laßt, was ich Euch anvertraue?!"

Von Schürmann legte die Rechte auf's Herz, machte eine plumpe Verbeugung und gelobte Verschwiegenheit auf Cavaliers- und Burschen-Parole.

„Nun denn," fuhr die Dame fort, „was Euere Nebenbuhler betrifft, so scheint es bei ihnen mit dem männlichen Muthe nicht zum Besten zu stehen. Um sie auf die Probe zu stellen, ersuchte ich sie, bei der Leiche eines Verwandten, die ich im Hause habe, die übliche Nachtwache zu halten; aber von Schenk wich meinem Gesuch unter allerlei nichtigen Vorwänden aus, und von Kranz ging zwar endlich darauf ein, aber so zögernd und unter so sichtlichem Widerstreben, daß daraus seine Furcht nur allzu klar hervorging. Wie Ihr leicht ermessen werdet, Herr, sollte ich mich überhaupt entschließen können, meine Hand zum zweiten Male zu vergeben, so werde ich sie doch gewiß niemals in diejenige eines Feiglings legen. Mit Herrn Walther von Schenk bin ich deshalb einmal für allemal fertig, und was den Herrn Peter von Kranz betrifft, so möchte ich fast wünschen, derselbe hätte mir auch lieber mein Gesuch rundweg abgeschlagen. Ihr könnt es Euch leicht denken, wie verdrießlich es mir sein muß, einem Bewerber zu Dank verpflichtet zu sein, dem ich hinsichtlich seines Muthes nicht ganz trauen darf. Wollt Ihr mich deshalb unterstützen, so will ich suchen, mich auch von ihm noch diesen Abend ganz zu befreien, indem ich seinen Muth auf eine stärkere Probe stelle. In der Garderobe meines seligen Mannes liegt noch von einem Faschingsscherze her Kostüm und Larve eines Teufels. Seid Ihr deshalb geneigt, auf den Scherz mit einzugehen, so seid so gut, Euch diesen Abend um neun Uhr bei mir einfinden zu wollen."

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß von Schürmann mit dem größten Vergnügen auf den Vorschlag einging. Hatte er doch ein noch größeres Interesse daran, einen Nebenbuhler wegzubeißen, als die Wittwe selbst, einen lästigen Bewerber los zu werden. Entzückt durch den Vorzug, den ihm die Dame schenkte, freute er sich schon im Voraus auf den Scherz und den Spott, den er über die Andern im Kümpchen später werde ausschütten können.

Als er sich entfernte, reichte die weibliche Würde der Wittwe allein kaum aus, um größeren Vertraulichkeiten, und namentlich einer derben Umarmung des Ungeschlachten zu entgehen, der sich gewissermaßen schon als Bräutigam betrachtete.

Als sich der Abend näherte, saß Richwin mit Frau Demodis bei den Papieren. Er bewies aber für heute die gepriesene Fertigkeit, selbst den trockenen Geschäften Reiz zu verleihen, keineswegs, und die Herrin sah sich oft genöthigt, es hinter der kleinen, weißen Hand zu verbergen, daß sich ihr kleines, rothes Mündchen etwas weit und unschön öffnete. Vielleicht würde sie die Sitzung längst aufgehoben haben, hätte sie nicht befürchtet, von Bläschen wegen ihrer unverdrossenen Selbstüberwachung der Geschäfte geneckt zu werden. Sie suchte mitunter durch abweichende Zwischenfragen die Besprechung auf interessantere Zweige abzulenken, aber Richwin, als ob er sie hätte damit ärgern wollen, beant-

wortete die Fragen kurz ab, und rückte ihr wieder mit neuen Zahlen zu Leibe.

„Laßt uns abbrechen," sagte sie endlich verdrießlich, „Ihr seid heute unausstehlich trocken und langweilig, und schneidet noch dazu eine so maulende Grimasse, als hättet Ihr über großes Unrecht zu klagen. Vetter, Vetter! Täuscht mich nicht Alles, so denkt Ihr Böses von mir?"

„Das nicht! Aber, — nehmt es mir nicht übel, weil Ihr doch einmal nach meiner Meinung fragt. Euer heutiges Benehmen scheint mir mindestens sehr unvorsichtig!"

„Und weshalb?"

„Ich brachte diesen Morgen, nachdem ich Euch verlassen, im Kümpchen zu!"

„Ei, schaut mir den saubern Moralprediger, den ganzen Morgen in der Weinschenke. Und was trieb Euch dahin?"

„Das Interesse für Euch!"

„Nun, das will ich glauben," lächelte die Dame.

„Ich glaubte dort vielleicht beobachten zu können, wenn man irgend eine Unbill gegen Euch im Schilde führen sollte, und so in den Stand gesetzt zu werden, derselben nöthigenfalls entgegen zu treten."

„Nun, und was weiter?"

„Nach der Reihe trafen dort Euere drei Bewerber ein. Ihre Gesichter strahlten vor Freude, und Einer sah den Andern, wenn er sich unbemerkt glaubte, mit einem so triumphirenden Blicke an, daß man fast sagen sollte, Ihr hättet allen Dreien eine Zusage gemacht, die Ihr doch höchstens nur Einem unter ihnen geben konntet. Da Ihr mir verboten hattet, ihnen unfreundlich zu begegnen, und es ihnen auch darum zu thun schien, sich mit mir zu befreunden, so kam es, daß wir uns bald näher traten. Ihre Freundschaft begann in der That rührend zu werden; sie tranken mir meinen Wein aus, und behandelten mich dabei mit einem so herablassenden Wohlwollen, als ob meine künftige Existenz allein von ihrer Gnade abhinge.

„Ha, ha, ha!" lachte die Wittwe. „Ich meine, ich sähe die zärtlichen Blicke, mit denen Ihr ihnen auf's Neue die leeren Gläser fülltet! Und sie ließen nichts verlauten."

„Anfangs setzten sie sehr geheimnißvolle Gesichter auf, die mindestens so viel verriethen, daß sie etwas Wichtiges sagen könnten, wenn sie wollten oder dürften. Aber zuletzt, als sie sich immer mehr mit Wein angefüllt hatten, schien kein Raum mehr für ihr Geheimniß zu bleiben, und dasselbe sie sehr zu drücken, und nun deutete mir Einer nach dem Andern an, daß er der Begünstigte wäre, und die beiden Andern sich gewaltig schneiden würden. Von Schürmann sprach dabei von einem späten Stelldichein, das er noch diesen Abend mit Euch verabredet habe, und die beiden andern gar —. Verzeiht, ich will's nicht glauben!" fuhr Richwin nach kurzer Pause fort, dann sprang er auf, ballte die Fäuste, maß mit heftigen Schritten das Zimmer, und rief aus: „Ich hätte den Kerls die Hälse gebrochen, hättet Ihr mir nicht jede Feindseligkeit verboten. Dem sei nun aber, wie ihm wolle, aber das kann ich Euch nicht verhehlen, Tante," damit machte er vor ihr Halt, „da Ihr denn doch einmal meine Meinung wissen wollt, Ihr sprangt sehr leichtsinnig mit Euerem Rufe um, als Ihr ihn diesen Gesellen anvertrautet!"

„Nun, und was behaupteten die beiden Andern gar?" fragte Frau Demodis gelassen.

„Nun, wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt, daß sie diese Nacht bei Euch zubringen würden."

„Und Ihr habt ihnen die Hälse nicht gebrochen, nicht weil ich es Euch verboten, nein, — weil Euch Euer böses Gewissen sagte, daß Ihr ihnen diese Mittheilung künstlich entlocktet. Ich soll Euch am Ende wohl noch Dank sagen für Eueren Eifer? — Ich hatte geboten, Feindseligkeiten zu vermeiden, nicht mit geheuchelter Freundlichkeit zu spioniren! Still, ich will reden! Ich hätte Euch in der That kaum eine solche Fertigkeit darin zugetraut! Und wenn es nur darum gegangen wäre, ihre Absichten zu erforschen, ich könnte es vielleicht noch mit Euerer guten Absicht entschuldigen, aber nein, nicht zufrieden mit dem Vertrauen, welches ich Euch in so großem Maße schenkte, sucht Ihr Euch noch hinter diejenigen meiner Geheimnisse zu schleichen, die ich Euch wohlweislich verbarg. Wahrlich, wenn Ihr mir vorwerft, zu leichtsinnig mein Vertrauen geschenkt zu haben, so dürfte ich vielleicht den Vorwurf Euch gegenüber verdient haben."

Richwin wollte sich entschuldigen, aber: „Schweigt! Kein Wort!" fiel die Herrin ein, dann fuhr sie mit wehmüthig gepreßter Stimme fort: „Und nun, nachdem Ihr so halb und halb etwas erfahren habt, — anstatt mir Vertrauen mit Vertrauen zu erwiedern, seid Ihr, gerade Ihr der einzige Mensch auf Erden, der Ehrloses von mir glaubt."

Richwin, wie vernichtet, machte abermals Miene, sich zu entschuldigen, aber die Wittwe stellte sich gerade vor ihn hin, ein Zornesfunkeln blitzte aus ihrem Auge. „Reizt mich nicht durch Euere Entschuldigung, die nur eine Lüge sein könnte, ich habe ohnehin Ursache genug, böse auf Euch zu sein." Nach einer kleinen Pause, in der sie sich zu fassen schien, fuhr sie wieder fort: „Doch damit Ihr meine ganze Verderbtheit erkennen möget," ihre Miene ging bei diesen Worten aus dem Ernst in's Neckische, Spöttische über, „so vernehmt, daß ich an den Dreien für heute noch nicht genug habe, daß ich für den Nothfall noch einen Vierten zur Hand haben möchte, nämlich Euch. Vielleicht zu Schutz und Schirm, — vielleicht Euch — und Euere Anhänglichkeit zu erproben. Solltet Ihr mich deshalb, Allem unerachtet, noch so werth halten, mir einen Dienst zu erzeigen, so begebt Euch unten in das ehemalige Bureau meines Mannes, und harrt dort, bis man Euerer begehrt. Für Erfrischungen wird gesorgt werden, und Euere Arbeiten mögen Euch einstweilen die Zeit verkürzen."

„Nie noch hatte Richwin so verlegen vor einem menschlichen Wesen gestanden. Er erkannte die Wahrheit der ihm gemachten Vorwürfe; er empfand die Größe der Beleidigung, die in dem gehegten Verdachte lag, und konnte sich dennoch desselben noch immer nicht ganz entschlagen. Er wollte sich auf's Neue entschuldigen, gerieth aber darüber in's Stottern und erröthete von Neuem bis hinter die Ohren.

„Laßt! Laßt!" sagte Frau Demodis ruhiger, indem sie die Klingel rührte. „Ihr seht mit den Entschuldigungen geht es doch nicht! D'rum kein Wort mehr, bevor Ihr heute meine Wohnung verlaßt. Wir scheiden alsdann mit einer andern Meinung von einander, oder — Ihr seid mir von nun an nichts weiter — als mein Beamter."

Bläschen war auf den Ton der Schelle erschienen, sie erhielt den Befehl, Richwin hinabzuführen.

So linkisch hatte er nie eine Verbeugung gemacht, wie seine jetzige Abschiedsverbeugung. Er zog wie ein begossener Pudel hinter Bläschen her, und setzte dabei ein Gesicht auf, ähnlich einem armen Sünder, den man auf's Schaffot führt.

Die Wittwe blickte ihm nach. Ihre Miene ging erst in Heiterkeit und dann in Wohlwollen über. „Der arme Schelm," sagte sie, „er ahnt nicht, wie gern wir Frauen Fehler verzeihen, die ihren Ursprung in der Eifersucht und Liebe haben."

Mit den Arbeiten Richwins wollte es heute aber auch nicht voran. Er war viel zu bewegt, um einen ruhigen Gedanken zu fassen, und versuchte er es gar, einen solchen nieder zu werfen, so bebte ihm die Feder in der Hand.

Das Bureau lag dicht am Eingangsthor So oft der Kläpper gerührt wurde, konnte er es nicht unterlassen, sein Ohr an die Thüre zu legen, und so vernahm er denn, wie wirklich die drei Freier einer nach dem andern eingelassen, und von Blasia in die obern Räume geführt wurden. In seinem Unmuthe zerkaute und zerstampfte er mehr Federn, als er Worte schrieb, und außer einigen Gläsern Wein, die er hastig hinunter schüttete, blieben die Erfrischungen unberührt.

Es mochte gegen halb Zehn sein, als Bläschen erschien, ihn mit einem Degen waffnete und ihn aufforderte, ihr leise zu folgen.

Oben harrte ihrer mit einem silbernen Armleuchter in der Hand die Herrin. Sie trug ein elegantes Négligé, welches, sich leicht anschließend, ihre reizenden Formen in ihrer ganzen Schönheit erkennen ließ. „Folgt mir, Vetter," sagte sie, „ich habe Euch zu meiner Schutz- und Ehrenwache erkoren."

Hierauf betrat sie mit den Beiden eine Art von Vorgemach, welches nach dem Gange hin einen offenen Eingang hatte, und im Hintergrunde die Thüre zu einem Gemache zeigte. Ueber der Thüre befand sich ein Oberlicht, durch welches dieser Vorderraum zur Tageszeit erhellt wurde. Ein Stuhl und ein Tisch bildeten hier die einzigen Geräthe.

„Hier ist Euer Wachtposten, Vetter. Und hier," damit öffnete die Wittwe die Thüre im Hintergrunde, und leuchtete hinein, „mein Schlafgemach! Hütet den Eingang selbst zu diesem Vorgemach, aber versprecht mir, nur im alleräußersten Nothfall von Euerer Waffe Gebrauch zu machen und Euch um alles Uebrige, was etwa sonst im Hause vorgehen sollte, nicht zu bekümmern."

Richwin betheuerte es.

„Sehr wohl, Vetter," fuhr Frau Demodis mit großer Freundlichkeit fort. „Macht, daß ich von nun an mit Euch zufrieden bin, und alles Andere soll vergessen sein. Und somit gute Nacht und gute Wacht." Darauf verschwand sie mit dem Lichte hinter ihrer Thüre, und verschloß und verriegelte diese von innen sorgfältig.

„Herr von Mannfurt," hub jetzt Bläschen ihrerseits an, „Ihr habt mich einmal mit der Schlange im Paradiese verglichen. Um glühende Kohlen auf Euer Haupt zu sammeln, will ich Euch, statt verführen, warnen. Betrachtet dieses Oberlicht, moderner Adam, es sei für Euch der verbotene Apfelbaum. Die geringste Unbescheidenheit — und Ihr dürftet auf immer aus Euerem Paradiese verbannt sein. Und nun gehabt Euch wohl!" Damit entfernte sie sich nach dem Gange zu.

Richwin wußte nicht, was er zu dem Allem sagen sollte, und ließ sich, seines Amtes gedenkend, sinnend auf den Stuhl nieder.

So hatte er eine Zeit lang gesessen, als es ihm vorkam, er höre im Schlafgemach der Herrin ein leises Kichern. Er spitzte sein ohnehin wachsames Ohr noch mehr. Jetzt, — er täuschte sich wahrhaftig nicht, es waren d'rinnen zwei Personen, die zusammen flüsterten und leise lachten.

Er hatte freilich vorher von der Erlaubniß Gebrauch gemacht, und in's Gemach hineingeschaut, und es war ihm leer erschienen. „Sollte dennoch Jemand darin verborgen gewesen sein?" Es fröstelte ihm bei dem Gedanken. Und dann —, ja jetzt tauchte es deutlich vor seiner Erinnerung auf, er hatte dieses Gemach mit dieser Tapete, in der immer eine Bahn von rothbraunem Seidendamast mit einer andern wechselte, auf der sich in Oel gemalte chinesische Arabesken befanden, schon einmal gesehen. An einem Morgen, als der selige Herr Demodis eben im Begriffe stand, eine Reise anzutreten, ließ ihn dieser auf sein Schlafgemach bescheiden, wo er mit der Toilette beschäftigt war. Damals, — es war kein Zweifel, es war dasselbe Gemach, — trat Frau Demodis durch eine versteckte Tapetenthüre ein und zog sich, als sie ihn bemerkte, etwas verlegen wieder zurück. „Und jetzt? — doch nein, nein, weg mit dem Gedanken," sagte er sich, „so schlecht kann sie nicht sein."

Umsonst aber suchte er sich zu beruhigen; in seinem scharfen Ohr klang immer noch ein vernehmliches Kichern, und sein Auge hing fest geheftet an dem verbotenen Baume, an dem Oberlichte nämlich. Jetzt aber — „Hölle und Teufel," es war kein Zweifel, es bewegten sich zwei getrennte Schatten an der Decke des Gemachs.

Wirklich, die Versuchung war groß! Wenig fehlte, und er hätte den Tisch an die Thüre gerückt, um hinaufzusteigen und durch das Oberlicht zu blicken. „Aber nein," sagte er sich, „mir mindestens soll sie keinen Vorwurf machen dürfen."

In diesem Augenblicke vernahm er deutlich, wie Frau Demodis zwar mit gepreßter Stimme, aber doch in der Hast so laut, daß er jedes Wort verstehen konnte, zu Jemand sagte: „Laß sein! Ich will's nicht haben!" Dann vernahm er, wie etwas vor die Thüre geschoben wurde. Unmittelbar d'rauf erhob sich hinter dem Oberlichte ein Haupt mit einer Männerschlafmütze, einer weißen Zipfelmütze. Das Gesicht darunter lag zwar im Schatten; doch als es sich nun ein

wenig wandte, bemerkte er eine große Nase, ganz ähnlich derjenigen des plumpen Renommisten. Und oben kicherte es, und unten kicherte es. Fürwahr, es war zum rasend werden. Richwin's Fäuste ballten sich, und es kostete ihm große Ueberwindung, daß er nicht mit kräftigem Fußtritte die Thüre sprengte, wenig darum bekümmert, ob der Verhaßte darüber den Hals bräche. Aber nein! Welches Recht hatte er dazu? Und wenn er nun die Heuchlerin entlarvt hätte, was würde es ihm genutzt haben? Wäre nicht gerade er zum Ziele des Spottes geworden? Und für ihn selbst bedurfte es da noch der Entlarvung?

Der Kopf d'rinnen verschwand; das Licht erlosch. Nur noch ein kleines schwimmendes Wachslichtchen schien den leichten Schimmer zu werfen, der droben an der Decke spielte. Aber Richwin's Phantasie malte sich allerlei Scenen in das Halbdunkel, oder besser gesagt, in das Dreiviertels Dunkel hinein, welche ihm den kalten Schweiß aus allen Poren trieben. Alle seine Glieder bebten, und seiner nicht mehr mächtig, stampfte sein Fuß so heftig den Boden, daß man es selbst im dritten, vierten Zimmer hätte vernehmen müssen.

Ein helles, fast nicht minder lautes Lachen antwortete ihm von d'rinnen darauf.

Das war zu viel, zu viel! Wie gebrochen sank er auf seinen Stuhl, senkte sein Gesicht auf seine Arme, und benetzte sie mit seinen Thränen. Nein, nein, das hatte er um Frau Demodis nicht verdient. Mochte sie ihn abweisen, derb abweisen, wenn sie seine kühnen Wünsche, die er sich kaum selbst zu gestehen wagte, bemerkt hatte, und sich dadurch beleidigt fühlte. Aber ihn so als Ehrenwächter zum Narren zu halten, während sie sich der Ehre begab; ja ihn so dem Spotte eines unwürdigen Nebenbuhlers preiszugeben, das war zu arg, das war niederträchtig und teuflisch zugleich, ja das war eine Bosheit, wie sie die Hölle selbst nicht schlimmer zu ersinnen vermochte. Aber morgen, morgen! Er sollte ihr nichts weiter sein als ihr Beamter, hatte sie gesagt? Aber was hätte er ihr noch sein mögen? Nichts, gar nichts! Er wollte sie fliehen, wie die Pest! — Aber einen Spiegel wollte er ihr zuvor vorhalten, einen Spiegel! — Gestehen wollte er ihr, wie sehr, wie innig er sie einst geliebt habe, daß er freudig für sie in den Tod gegangen wäre; wie sehr er sie verehrt, ja fast wie eine Heilige angebetet habe, (heißer entströmten ihm die Thränen bei diesen Gedanken,) und wie das nun plötzlich in das gerade Gegentheil umgeschlagen sei — in Verachtung, in die tiefste Verachtung! — Ja das war das rechte Wort, die tiefste Verachtung; — aber nicht doch, es drückte noch immer nicht den vollen Grad seiner Verachtung aus.

Während er sich so seinen Selbstquälereien hingab, ward seine Aufmerksamkeit plötzlich nach einer andern Richtung hin in Anspruch genommen, denn draußen den Gang herab bewegte sich etwas mit langsam gemessenem, dumpfhallendem Schritte.

Doch lassen wir unsern Wächter eine Zeit lang auf seinem Posten allein, und sehen wir, was sich während der letzten Scenen in andern Theilen des Hauses begab.

Walther von Schenk hatte sich pünktlich eingefunden, und konnte, da alle Vorbereitungen getroffen waren, seine Leichentoilette sogleich beginnen, wobei ihm, so weit es der Anstand erlaubte, Bläschen dienend zur Hand ging, und zuletzt seinem weinrothen Gesicht eine so treffliche Leichenblässe aufschminkte, daß er unwillkürlich vor sich selber erschrack, als er sich hernach im Spiegel betrachtete. Selbst Bläschen wunderte sich um so mehr über ihre Kunst, als sie dieselbe, seit sie in Diensten der Frau Demodis stand, nur an Karnevalstagen auszuüben Gelegenheit fand, wobei sie freilich einige Privatstudien vor dem Spiegel nicht mitrechnen mochte.

Als die Toilette beendet war, führte ihm Bläschen die Herrin zu, die gleichfalls bei seinem Anblick etwas erschrack. Sie verfehlte nicht, ihm nochmals ihren Dank für seine Bereitwilligkeit abzustatten, worauf ihn beide Frauen in einen Saal führten, der dem Schlafgemach der Wittwe gerade gegenüber lag. Hier war aus einem Tisch und einigen darauf gestellten Bänken eine Art von Katafalk gebildet, auf dem hoch oben der Sarg stand. Das Ganze war entsprechend decorirt, und der vorragende Tischrand mit silbernen Leuchtern besetzt, auf denen lange Wachskerzen brannten.

Die Frauen räumten einige der Leuchter hinweg, schoben einen Stuhl an den Tisch, und baten von Schenk, sein erhabenes Lager zu besteigen, bei welcher Operation sie jedoch den Tischrand sorgfältig unterstützten, damit seine gewichtige Person den Tisch nicht zum Umschlagen, und damit den ganzen Bau in Gefahr brächte.

Als der Student die Lade eingenommen hatte, fand er diese so wohl eingerichtet und gepolstert, daß ihm seine Lage eben nicht sehr unangenehm vorkam. Er äußerte deshalb nur die Besorgniß, daß er in Schlaf fallen und sich dem Geistlichen, von dem man ihm gesagt hatte, durch Schnarchen verrathen möchte.

Frau Demodis bat ihn aber flehentlich, sich wach zu erhalten, worauf er galant bemerkte, er werde stets an sie denken, was ihn gewiß nicht schlafen ließe. Darauf verließ man ihn.

Peter von Kranz erschien auch zur bestimmten Zeit, gleich im Kostüm. Dennoch ließ sich Bläschen nicht nehmen, um ihn unkenntlich zu machen, auch an ihm ihre Kunst zu versuchen, wobei sie seinen bleichen Wangen ein künstliches Weinroth auffärbte. Nachdem er sich gestärkt und auch ihm die Hausfrau ihre Aufwartung gemacht hatte, führte ihn Bläschen zur Scheinleiche. Hier fragte sie ihn, ob noch etwas zu seinen Befehlen stände, und als er dieses verneinte, entfernte sie sich.

Als von Kranz nun mit der Leiche allein war und einen Blick auf dieselbe warf, kam es ihm vor, als habe auch diese ihn angeblinzelt, und erst auf seinen Blick das Auge vollständig geschlossen; eine kleine Anwandlung von Unbehagen beschlich ihn. Er wandte sich und rief Bläschen, die sich noch auf dem Gange befand, nach: „Um sich besser wach zu erhalten, möchte doch etwas von dem edeln Weine, den er so eben genossen habe, so übel nicht sein. Etwa so ein oder zwei Fläschchen meinte er." — Lachend versprach die Zofe zu gehorchen.

Darauf kehrte er zurück, setzte sich, von der Leiche ziemlich abgewendet, auf einen Lehnsessel und zog sein christliches Palmgärtlein hervor. Man kann eben nicht sagen, daß es ihm sehr wohl zu Muthe gewesen sei. Eine Leiche ist selbst für denjenigen, der sich von allem Aberglauben frei weiß, keine angenehme Gesellschaft. Die zerfallende Hülle des Geistes, welcher letztere durch erstere erst Form, Ausdruck und eigentliches Leben erhält, so daß auch er für die äußere Erscheinung mindestens mit ihr erstarb, macht auf Jeden einen traurigen Eindruck und ruft trübe Gedanken wach, die man zwar bekämpfen und besiegen, aber erst durch längere Gewohnheit gänzlich los werden kann.

Von Peter von Kranz konnte man aber nicht sagen, daß er von allem Aberglauben frei gewesen sei, mochte er selbst in der Schenke den Freigeist spielen. Er war ein Student, daraus folgt aber noch keineswegs, daß er studirte; zwar spielt unsere Erzählung in einer Zeit, wo die größten Geister Deutschlands aufzuleuchten begannen, es waren aber nur erst einzelne Meteore, die vorab nur kleinern Kreisen leuchteten, und nach Cöln war wenig von ihrem Lichte gedrungen. War doch die einst so berühmte Cölnische Universität so herab gekommen, daß der Kurfürst Clemens August schon mit dem Plane umging, in Bonn Lehrstühle der Philosophie zu errichten, auf welchen namentlich auch die neuere, französische Philosophie gelehrt werden sollte, worüber denn der für einen Erzbischof freilich etwas freigeistige und lebensfrohe Kirchenfürst mit den frommen Vätern Jesuiten in Cöln in nicht geringen Zwiespalt gerieth. Selbst mehr gebildete Männer des Landes, wie unser Richwin zum Beispiel, thaten sich zwar derzeit viel d'rauf zu gut, daß sie nicht mehr an Hexen, Wehrwölfe und andere gespenstige Erscheinungen glaubten; aber an dem Teufel zu zweifeln, der noch immer in leibhafter Gestalt, wie ein brüllender Löwe umherwandle, um zu sehen, welchen er verschlänge, solch ein Zweifler wäre ihnen wie ein Gottesleugner vorgekommen, und selbst davon konnten sie sich nur schwer los machen, daß mitunter jene, die unversöhnt mit der Kirche gestorben seien, noch nach dem Tode umgehen müßten.

Hier aber lag, anders wußte von Kranz nicht, ein excommunizirter Ketzer auf der Bahre, und mit Schaudern dachte er jetzt daran, was nicht Alles in der Nacht möglicherweise geschehen könne. Er suchte deshalb jetzt Trost in seinem Gebetbüchlein, das er wohl lange nicht mehr angesehen und vielleicht nur der Form wegen mitgenommen haben mochte.

Doch was war das? — Als er eben in seinem Gemurmel eine Pause machte, um umzublättern, kam es ihm vor, als ob Einer in seiner Nähe athme. Schüchtern blickte er sich um, aber da war nirgends etwas Lebendes zu bemerken. Um so wohler aber athmete er selbst deshalb auf, als gleich darauf Blasia eintrat und noch zwei Tröster mitbrachte, nämlich zwei Flaschen strahlender Liebfrauenmilch.

Angelegentlich erkundigte er sich bei Bläschen, ob vielleicht in den Nebengemächern Jemand schlafe.

„Wie meint Ihr das, Herr?“ fragte sie zurück. „Es wird Euch doch nicht unheimlich allein bei der Leiche?“

„Oh, nicht doch! Und wenn es ein ganzes Dutzend Leichen wäre,“ prahlte er. „Ich meinte nur, ich habe etwas gehört, wie Athmen — oder Schnarchen,“ verstärkte er seine Bemerkung, als er die Zofe lächeln sah, „und ich möchte Niemand durch zu laute Andacht stören.“

Bläschen warf bei dem Worte „Schnarchen“ einen heimlichen, forschenden Blick auf die Leiche, welche ihr durch ein leichtes Nicken ihr Wachsein bekundete.

„Nichts wie Täuschung Euerer Sinne, ehrwürdiger Herr!“ hub Bläschen wieder an. „Laßt Euch das nicht angehen!“ dann flüsterte sie ihm leiser zu: „Nehmt Euch zusammen, Herr von Kranz, daß Ihr diese leichte Probe nicht mit Schanden besteht. Und nun gute Nacht!“

„Seid unbesorgt,“ sagte er. Kaum hatte sie aber den Rücken gedreht, so langte er schon nach einer der Flaschen, die er, fühlend, welchen Contrast sie zu den übrigen Decorationen bildeten, so eben noch sorgfältig versteckt hatte. Hastig schlang er ein Glas hinunter, dann ließ er sich wieder auf seinen Sessel nieder. Aber — da war es wieder! — Er hielt den Athem inne, spitzte die Ohren, und — es war kein Zweifel, es athmete etwas in seiner Nähe.

Auf's Neue begann er zu beten; aber das Gebet, das er so oft verspottet hatte, versagte ihm seine Kraft; auf's Neue sprach er der Liebfrauenmilch zu, aber immer trieb es ihn in Pausen wieder, zu horchen, und immer wieder vernahm er ein Athmen, das die Todtenstille unterbrach. Und je mehr er darauf horchte, je mehr nahm es den Anschein, als komme das Athmen von der Leiche her.

„Peter, Peter!“ bat er sich selbst flehentlich, „nimm dich zusammen, sonst bestehst du mit Schanden! Ich habe gehört, man solle in solchen Fällen auf das zugehen, was uns beängstige, und das Schreckliche werde in Nichts zerrinnen. D'rauf zu in Gottes Namen!“

Und wirklich bezwang er sich. Er rückte seinen Stuhl an den Katafalk, stieg hinauf, faßte mit der zitternden Rechte einen Leuchter, und hielt das Licht ganz nahe dem Antlitz der Leiche. Und es war wirklich nichts! Die Leiche lag regungslos da, und von einem Athem war hier so wenig als anderwärts das Geringste zu bemerken. Das Mittel schien ganz probat, denn er machte sogar die ruhige Bemerkung, daß es ihm vorkomme, als sei er dem Todten schon irgend einmal im Leben begegnet.

Beruhigt setzte er den Leuchter wieder an seine Stelle, und stieg hinab. In diesem Augenblicke aber entfuhr der Scheinleiche die lange zurückgehaltene Luft als ein langer, schwerer Seufzer. Wenig fehlte, so wäre er in die Kniee gesunken. „Es ist nichts, — gar — nichts!“ sagte er, aber seine Kniee schlotterten, und sein Körper stützte sich auf die Lehne des Stuhls. „Ich muß wiederrr — einmal einen Schluck — trrr — trrrrrrr — trrrrinken!“ D'rauf tastete er sich unter heftigem Zittern von der Leiche hinweg nach einem Tische hin. Dort pflanzte er jetzt beide Flaschen neben sich auf, und sprach ihnen fleißig zu.

Der edle Wein verfehlte aber auch nicht, ihm einiges neue Feuer in die Adern zu gießen. Das Athmen, das wußte er, war nichts wie Täuschung und das Seufzen wohl

auch, denn es ließ sich nicht wieder vernehmen. Es begann ihm etwas wohler zu werden. Um sich jedoch vollständig in eine bessere Stimmung hinein zu versetzen, sollte ihm der Gesang helfen. Versteht sich ein passender, ein geistlicher Gesang. Er schlug die Gesänge nach, die seinem Gebetbüchlein beigeheftet waren, und hatte bald einen Text gefunden; aber mit den Weisen wollte es nicht recht. Er mochte sich wohl in der jüngsten Zeit nicht viel mit der Kirchenmusik beschäftigt haben. Der Wein sollte seinem musikalischen Gedächtniß zu Hilfe kommen, aber — vergeblich. In der einen Hand das Gebetbuch, in der andern das Glas machte er auf verschiedene Texte wiederholte Versuche, bis er endlich in die Weise eines bekannten Gassenhauers hineingerieth, die mindestens rythmisch auf das dies irae paßte, wenn sie gleich sonst nicht besonders feierlich klingen mochte. Lustig sang er d'rauf los, da — auf einmal — erscholl ein Hohngelächter der Hölle im Gemach. Gebetbuch und Glas entsanken seinen Händen, das letztere zerfuhr klirrend in Scherben.

Entsetzt sah er sich um, aber nichts war zu sehen. Noch einmal that er sich den ungeheuersten Zwang an, der Leiche näher zu treten; aber auch sie lag ruhig wie zuvor. Sollte es wirklich Hohngelächter der Hölle gewesen sein, die herannahte, den unbußfertigen Sünder zu holen? Alle seine eigenen Sünden fielen ihm schwer auf die Seele; seine heutige Lästerung der Heiligen! Wie wenn ihn die Hölle gelegentlich mit zu Mahle zöge?

Dann beruhigte er sich wieder: „Nichts da! — Dummes Zeug! — O lieber, lieber Peter von Kranz, nimm dich zusammen!" — Dann aber, als wolle er ein Stoßgebet an einen bessern Heiligen richten, faltete er die Hände, die Wittwe fuhr ihm durch den Sinn, und in der Verwirrung betete er: „Heilige Demodis von Reimbach, bitt' für uns!"

Wieder glaubte er ein unterdrücktes Kichern zu vernehmen. Um sich zu stärken, griff er zur Flasche. In Ermangelung des Glases setzte er die Flasche selbst an den Mund. In einem Nebenzimmer aber hob eine Uhr aus; d'rauf setzte er wieder ab, ihre Schläge zu zählen. „Zehn, erst zehn Uhr!" jammerte er. „Will denn diese Nacht eine Ewigkeit währen!"

Eben wollte er wieder ein Gebet beginnen, da vernahm auch er die dumpfen, tönenden Schritte, bei denen wir Richwin verließen. Plötzlich vernahm er d'raußen einen heftigen Donnerschlag, die Thüre sprang weit auf in den Angeln, es blitzte und im Feuer stand der leibhaftige Teufel, so gräßlich, wie ihn sich nur jemals eine Phantasie gemalt haben mag, geziert mit allen seinen Attributen, als da sind: Wolfszähne, Geierskrallen, Kuhhörner und Schwanz, den Pferdefuß natürlich nicht zu vergessen. Peter von Kranz schrie laut auf, und ein zweifaches Echo schien auf seinen Ruf zu antworten. So betäubt auch die Sinne des Pseudopfaffen sein mochten, das sagte er sich dennoch, daß ihm ursprünglich die Ehre dieses Besuches nicht gälte, sondern dem Ketzer, und daß vielleicht noch Alles für ihn gut ginge, wenn er sich nur dem Blicke des Höllenfürsten zu entziehen wüßte. Aber seine Glieder waren für jede willkürliche Bewegung gehemmt, dafür aber ging ein Frösteln durch das Mark seiner Gebeine, und schüttelte sie heftig. Auch seine Kinnlade blieb davon nicht verschont, und seine Zähne klapperten hörbar zusammen; und auch dieses Zähneschlottern klang ihm wie ein zweifaches Echo von zwei Seiten her zurück.

Es war aber kein bloßes Echo, denn von Kranz war nicht mehr der Einzige im Gemach, der sich fürchtete. Bei dem dumpfschallenden Tritte des Teufels hatte sich die Scheinleiche schon ein wenig erhoben, bei dem Donnerschlag erhob sich der Oberkörper zur völlig sitzenden Stellung, so daß von Kranz es hätte sehen müssen, hätten seine Blicke nicht an der Thüre gehangen, und als nun gar der Gott sei bei uns in Flammen erschien, da sank sie mit einem Angstschrei, welcher von Kranz als Echo erschien, in den Sarg zurück.

Nicht besser aber stand es mit dem Teufel selbst. Als sein Blitzpulver verblitzt war, fiel sein erster Blick auf die hellerleuchtete, halb aufgerichtete Leiche, die ihn mit großen Augen anstierte; er sah sie zusammenbrechen, hörte ihren Aufschrei, und — da hätte der Teufel nicht bange werden sollen?! — So erschrak denn auch der Teufel selbst, und schrie auf, und der Schweiß drang ihm aus allen seinen Poren, als habe er sich selbst eben von seinen Untergebenen am Spieße braten lassen. So schlotterten denn alle drei mit den Zähnen ein Storchenkonzert.

Von Kranz gewann endlich so viel Gewalt über sich, daß er hinter der früher gefürchteten Leiche Versteck spielen konnte. Glücklich dort angelangt, sank er in die Kniee und schloß seine Augen, um das Ungethüm mindestens nicht zu sehen, wenn es auch über ihn komme, und so empfahl er seine arme Seele allen Heiligen.

Der Repräsentant seiner höllischen Majestät aber, als er ihn so flüchten sah, ward wieder seiner Aufgabe inne. Auch er redete sich zu, daß ihn seine Sinne getäuscht hätten. Er sagte sich, daß gerade er, dem man den meisten Muth zugetraut, der sich dessen selbst gerühmt hatte, am lächerlichsten erscheinen werde, wenn er verzage, und so nahm er denn mit lautem Gebrülle einen Anlauf, um von Kranz zu suchen.

Als aber die Leiche dies Gebrüll hörte, und ihn die Richtung auf den Sarg nehmen sah, sprang sie mit Einem Satze aus dem Sarge auf den Tischrand; das ganze Gebäude des Katafalks prasselte davon zusammen, und die Leiche würde sicher darunter gerathen sein, hätte sie sich nicht mit einem zweiten, weiten Sprunge davor gerettet.

„Alle guten Geister loben ihren Meister!" rief der Teufel, indem er der Thür zurannte, der er noch immer am nächsten war; dort aber trat er auf seinen Kuhschwanz und stürzte der Länge nach auf den Gang nieder. Ueber ihn schoß die Leiche hin, und über beide der Pater, der sich auch dort hinaus retten wollte, als er das Feld frei glaubte.

Alle drei erhoben sich aber so rasch es nur immer gehen wollte. In Frau Demodis Zimmer war auf das Gepolter hin das Licht wieder auf's Neue angezündet worden, und leuchtete durch das Oberlicht. Diesem freundlichen Schimmer eilten alle drei zu.

An dem vordern Eingang aber stand Richwin, der, als er die Gefahr herannahen sah, alles Andere vergaß und seiner Pflicht gedachte. Er faßte zuerst mit kräftigem Aeme den Pater und schleuderte ihn der Leiche entgegen, dann diese dem Teufel, dee aber keinen sonderlichen Appetit zu dem armen Sünder zu haben schien, und davor zurückprallte.

Da es nun aber auch in dem erhellten Gemach wieder heftig zu donnern begann, so schlugen die drei Erscheinungen eine andere Richtung ein, und polterten die Teeppe hinab; voraus der Pater, hinterdrein die Leiche und zuletzt der Teufel, den Kuhschwanz jetzt vorsichtig, ähnlich wie einen Shawl, auf dem linken Arme tragend. So stürmte es zum Thoee hinaus, welches man, nach der alten Kriegsregel, daß man dem fliehenden Feind goldene Beücken bauen solle, unverschlossen gelassen hatte.

Als so die Gefahr vorüber wae, öffnete sich der Wittwe Gemach, und hinaus traten, laut lachend, die Herrin und die Zofe, Erstere mit dem Armleuchter in der Hand, Letztere mit der Zipfelmütze auf dem Haupte und einer Maskennase vor dem Gesicht.

Der Wittwe Lachen verstummte aber augenblicklich, als sie Richwin ansah, dem es keineswegs lächeelich zu Muthe schien. Er war erschöpft auf seinen Stuhl gesunken, und der kalte Schweiß stand ihm vor der Stirn.

„Der arme Schelm!“ sagte sie mitleidig, indem sie den Leuchter niedersetzte. „Rasch, Blasia, eine Flasche Liebfrauenmilch süe unsern Helden.“ Die Zofe gehorchte, wobei sie sich die Knöchel der rechten Hand leckte, die sie sich an einem eisernen Ofenschieme wund geschlagen hatte.

Frau Demodis hatte aber die Worte: „für unseen Helden“ keineswegs ironisch gesprochen. Sie ermaß seine That nicht von dem Standpunkte eines Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts aus, sondern nach der Angst, die sie selbst in einer ähnlichen Lage empfunden haben würde, und da strahlte sein Ruhm in so hellem Glanze, daß sie es fast bereute, ihn einer so schweren Probe ausgesetzt zu haben.

„Wie ist Euch, mein lieber, lieber Vetter?“ sagte sie in mitleidigem Tone, dee ihee Worte fast wie Gesang erklingen ließ.

„Ach!“ seufzte dieser auf, „jetzt seh' ich es, es war blos ein Spaß, abee eben kein sehr spaßiger Spaß. Vor einem halben Dutzend solchee Gesellen wäre ich nicht bange gewesen, aber sich mit Tod und Teufel heeum zu balgen, das ist denn doch süe einen frommen Christen kein Kinderspiel, und hätte man selbst, wie ich heute, die Hölle schon zuvor empfunden!“

„Mein braver, liebee Richwin!“ sang sie wieder, trocknete mit iheem Battisttuche seine Stirn, beugte sich über ihn nieder, und rundete ihre Lippen. Hielt bis jetzt noch ein leises Frösteln seinen Herzschlag befangen, so loderte es jetzt um so glühender darin auf; — er sprang auf, seine Arme schlangen sich um iheen Nacken, und ein langer, seliger Kuß brannte auf ihren Lippen. Ee hielt sie so fest umschlungen, daß sie alle Mühe hatte, sich aus seinen Armen wieder zu lösen, was sie aber freilich auch nicht eher versuchte, als bis sie Bläschen herannahen hörte.



Dennoch schien diese bemerkt zu haben, was vorgegangen war, und nicht zum besten davon erbaut zu sein; sie murmelte etwas von verliebten Frauen, deren Worte Seifenblasen wären, und stieß die Flasche etwas unmanierlich auf den Tisch, indem sie sagte: „Dacht' ich's doch!“

Im Kantenkümpchen hatten sich an diesem Abende die Studenten fast noch zahlreicher eingefunden, als am Tage zuvor, um dort des Ausganges der Sache und der Entscheidung der Wette zu harren.

„Schon wieder zu Ende,“ sagte von Sierstorpff, indem er den Rest des Bischofs aus der umgebogenen Silberkump in sein Glas fließen ließ, „und noch immer Niemand da!“

„Ich für meinen Theil,“ bemerkte einer der Kumpane,

„bin es müde, noch ferner beizulegen, sie kommen doch nicht! Und im Kuhberg ist Tanzmusik, und da sind die reizendsten Kappesbauernmädchen.“ Damit erhob er sich, und viele folgten seinem Beispiele.

„Aber auch die derbsten Kappesbauernfäuste, Ihr Herren,“ bemerkte Meister Freundchen, dem es natürlich nicht d'rum zu thun war, daß die Gesellschaft schon auseinander ging. „Und was das Kommen der drei Herren betrifft, so haben mir die Herren von Scheuk und von Kranz allerdings bemerkt, daß sie wahrscheinlich verhindert sein dürften; dagegen sagte mir aber Herr von Schürmann noch diesen Morgen auf das Bestimmteste, daß er zwar spät aber gewiß erscheinen werde, und es hat noch keine Zehne geschlagen. Dann aber bedenkt auch, daß der Herr von Mannfurt es seiner Ehre schuldig ist zu kommen, und da bleibt er gewiß nicht aus. Vielleicht erfahren wir von ihm das Nähere!

„Mit dem Letztern magst du recht haben,“ sagte der zum Aufbruch gerüstete Student, „und so mag denn immer noch eine Kump herein wachsen. Was aber die Andern betrifft, so gebt acht: so dreist die Prahlhänse auch sind, wenn sie leichte Waare vor sich haben, kommt ihnen einmal was Ordentliches vor den Schnabel, so sind sie am Ende eben so scheu.“

Eben trat Meister Freundchen mit der dampfenden Kump zur Thüre herein; da vernahm man d'raußen einen vielstimmigen Schreckensschrei, und das Rennen flüchtiger Menschen.

„Nun, was gibt's denn da?“ fragte stillstehend Meister Freundchen.

In diesem Augenblicke stürmten d'raußen mehrere Personen in die dunkle Hausflur hinein, die Thüre ward aufgerissen und herein drängten sich: Pfaff, Leiche und Teufel.

Der Silberkump entsank des Küfers zitternden Händen, und ergoß seinen duftenden, dampfenden Inhalt über das Estrich. — Die drei Gestalten schienen sich hier beim Scheine der Lampen erst wieder zu erkennen, und stoben nach drei Richtungen aus einander. Aber auch die Gäste zerstoben, wo sie sich nahten, und suchten das Weite, ohne es jedoch zu finden, denn die Wände stemmten sich ihnen hemmend entgegen, obgleich viele nicht übel Lust zu haben schienen, sie fort zu schieben. Stühle, Tische, Gläser, Flaschen schlugen um, und man verkroch sich so gut es ging.

Die drei Erscheinungen aber hatten sich auf den ersten, besten Sitzen erschöpft niedergelassen; von dort aus wagten sie es, Einer auf den Andern einen zaghaften, forschenden Blick zu werfen; da auf einmal brachen sie in ein gellendes Lachen aus.

Dem Teufel war die Larve vom Gesicht gefallen; der Pfaff hatte Barett und Kräglein verloren, und mit dem Angstschweiß troff ihm eben so die weinrothe Schminke von dem bleichen Antlitze, wie der Leiche die Todtenbläße von den weinrothen Wangen, so daß beide schier aussahen, wie ein mit den Stadtfarben gestreiftes Schilderhaus.

„Wie du Schenk? Du Kranz? Du Schürmann?“ fragte es hinüber und herüber, indem man sich so viel es ging vollends demaskirte, und auf's Neue lachte man herzlich sich selber aus. Die Gäste aber krochen aus ihren Verstecken heraus, und da die Gefoppten der unwillkürlichen Anregung zum bösen Spiele gute Miene zu machen, den Zügel schießen ließen, so kam es zu Erklärungen und Erzählungen, und — so wie heute hatte das Kantenkümpchen wohl niemals noch von Lachen wiedergehallt.

Nicht lange nachher fand sich auch Richwin ein. Er brachte von Schenk und von Schürmann ihre zurückgelassenen Kleider. Zugleich theilte er den drei Freiern mit, daß ihn Frau Demodis abgesandt habe, um Frieden mit ihnen zu schließen. Sie möchten ihr den Scherz nicht zu sehr verargen, da ja dem Weibe den Angriffen des Mannes gegenüber keine andere Waffe zur Verfügung stände, als die List. Auch er, Richwin, biete auf der Dame Wunsch, ihnen die Hand zur Versöhnung und bäte sie, um dieselbe zu besiegeln, sich (hiermit öffnete er die Thüre, durch welche ein Bedienter ein halb Ohmfäßchen hineinrollte) dieses Fäßchen mit Liebfrauenmilch von der Frau Demodis zum Geschenke gefallen zu lassen. Zuletzt aber habe er noch den Auftrag, ihnen mitzutheilen, daß die Frau Demodis, um ferner ähnlichen Nachstellungen zu entgehen, ihm Richwin die Hand zur Verlobung gereicht habe.

Mit Freuden nahmen die Bursen die gebotene Hand, und mit noch größeren Freuden das gebotene Fäßchen Liebfrauenmilch an. „Ist doch,“ bemerkte einlenkend der Erzteufel, „in so fern unserer Forderung genügt, als ja ein Burse die Braut heimführt.“

Meister Freundchen aber war flink bei der Hand gewesen, und hatte eben so freudig, als ob er an der Zeche seinen Schnitt mache, den Krahnen in's Fäßchen geschlagen, und bald erklangen die Römer, gefüllt mit der goldenen Rebenmilch unserer lieben Frauen, zu Ehren des wackeren Bursen und seiner schönen Braut.

Nur mit Mühe und nicht ohne einen kleinen Spitz machte sich endlich Richwin aus dem Kreise los, um der Braut den glücklichen Erfolg seiner Gesandtschaft zu berichten.

Im Frühjahr aber, als das Trauerjahr abgelaufen war, führte Richwin von Mannfurt die Frau Demodis von Reimbach zum Altare, und somit begann denn für ihn erst die eigentliche, dauernde, lebenslängliche Probe, die er aber auch bis an's Ende auf das Glänzendste bestand, so daß die schöne Frau niemals diesen Schritt bereute. Der junge Gatte, von nun an fest vertrauend auf ihre Treue und Tugend, auch wohl etwas in jugendlich, stolzem Selbstbewußtsein, gönnte nach der Hochzeit ihrer Schönheit gerne die unschuldigen Triumphe, die sie ihm mit derselben geopfert zu haben schien, so daß zuletzt selbst Bläschen sich mit der frühen Hochzeit versöhnte.

Einige Jahre später reichte dieser Walther von Schenk, dessen auf der Universität gesammelte Weisheit in einen Weinschank aufging, als Gatte die Hand, wonach die listige, witzige Wirthin nicht verfehlte, viele Gäste anzuziehen und ihrem Gatten, der immer feister wurde, noch oft die Hölle heiß zu machen.

Carl Cramer.

Einiges aus dem Leben des Admirals de Ruyter.

Als im traurigen dreißigjährigen Kriege das deutsche Vaterland zu einem Tummelplatze für die rohen Söldner, den Auswurf aller fremden Nationen herabsank; als endlich selbst der so theuer erkaufte Friede von Münster und Osnabrück die Glieder des Reiches nicht wieder zu einer festen starken Macht zu vereinen vermochte, sondern die Kraft der Nation auf Jahrhunderte lähmte: zur selben Zeit hatte ein deutscher Stamm, vom Mutterlande getrennt, seine höchste Blüthe erreicht, sowohl in gewaltiger Thatkraft wie in Wissenschaft und Kunst. Der batavisch-friesische Stamm in dem kleinen, aber reichen Holland, welches sich nach langem Kampfe von Spanien unabhängig gemacht hatte, konnte es damals wagen mit England um die Herrschaft des Meeres zu ringen, ja es hat nicht bloß England, sondern der vereinigten Macht von Frankreich und England und einigen deutschen Fürsten gleichzeitig zu Wasser und zu Lande Trotz geboten. Damals waren in Holland Staatsmänner, wie das edle Brüderpaar Johann und Cornelius de Witt, Anführer zur See wie de Ruyter und Tromp, die sich den Helden des Alterthums kühnlich an die Seite stellen dürfen. Noch jetzt, wo Holland längst von seiner einstigen Macht und Größe herabgesunken ist, erzählt der holländische Vater seinem lauschenden Sohne von dem Seehelden de Ruyter, der nicht bloß vermochte vom einfachen Matrosen sich zum Admiral aufzuschwingen, und als solcher ähnlich wie Nelson und öfter als dieser, den Feinden seines Vaterlandes obzusiegen, sondern der unendlich edler und reiner als dieser mit dem Lorbeer des Siegers das Lob des gerechten, milden und bescheidenen und in jeglichem Sinne des Wortes sittlich braven Mannes vereint.

Ein armer Handwerker in Vlissingen hatte zwölf Kinder, die er kümmerlich nährte von der Arbeit seiner Hände. Um sie zu versorgen, gab er einen von seinen Knaben einem Seiler in die Lehre, und mehrere Jahre arbeitete Michael also für einen sehr geringen Lohn. Aber der Mastenwald im Hafen und die lustig wehenden Wimpel zogen ihn mit unwiderstehlicher Sehnsucht zu sich, er verließ seinen Dienst und ward im eilften Lebensjahre als Kajütenjunge auf einem Kauffahrer angenommen im Jahre 1618. Das war der Anfang des Michael Adriansohn de Ruyter, des ersten Seehelden seines Jahrhunderts. Langsam stieg er durch die verschiedenen Posten auf dem Schiffe empor, 1633 bis 35 war er Steuermann, im Jahre 1637 bekam er das Commando auf einem Kreuzer, mit welchem er den Portugiesen zu Hilfe kommen sollte gegen die Spanier. Sein Schiff hatte nur siebzehn Mann Besatzung, dennoch wagte er es, sich mit einem Spanier einzulassen, der zwanzig Kanonen und hundert und zwanzig Mann Besatzung hatte, und es gelang ihm, demselben eine schon genommene Prise wieder abzujagen und mit dieser glücklich davon zu kommen. Dann segelte er nach Westindien und bestand hier abermals ein Gefecht mit einem weit überlegenen Spanier, der ihn in den Grund zu bohren vermeinte, aber selber einen so unglücklichen Schuß erhielt, daß das Schiff bald in vollen Flammen stand. Bevor es aus einander barst, sprang die Mannschaft in's Meer und fand in de Ruyter nun nicht mehr den Feind, sondern den Menschen. Er setzte seine Bote aus, fischte die Schwimmenden auf und holte sie in sein Schiff. Unter ihnen war auch der Kapitän und an diesen wandte sich de Ruyter mit der Frage: „Was hättet ihr gethan, wenn ihr uns also überwältigt hättet? Würdet ihr uns wohl gerettet haben?" Trotzig erwiederte der Spanier: „Nein, wenn ich euch in den Grund geschossen hätte, so hättet ihr Alle ersaufen sollen." De Ruyter befahl nun sofort Vorbereitungen zu treffen, um die Geretteten alle wieder über Bord zu werfen; aber die Spanier legten sich auf's Bitten und dem konnte de Ruyter nicht widerstehen.

Ein wunderbares Glück begünstigte den jungen Kapitän. Einmal blieb er unter einer Flotte von sechs Westindienfahrern bei einem Sturme allein übrig, ein anderes Mal gar von siebzehn; aber öfter als das Glück rettete ihn sein Muth und seine Redlichkeit aus allen Gefahren. Einst lag er an den Küsten der Berberei vor Anker, da kam ein französischer Kaper daher und wollte ihn gefangen nehmen, weil Marokko mit seinem Könige im Kriege sei und de Ruyter für marokkanische Rechnung fahre. Alle Weigerung de Ruyter's war vergebens, er mußte folgen und kam als Gefangener auf das französische Schiff. Der Kapitän desselben behandelte ihn höflich und fragte ihn nach einer Weile, ob er Etwas zu trinken begehre, Wein oder Wasser nach seinem Belieben. „Wenn ich ein Gefangener bin," versetzte darauf de Ruyter, „so gebt mir Wasser; bin ich aber ein freier Mann, so gebt mir Wein." Diese Antwort gefiel dem Franzosen so wohl, daß er Wein herzubringen ließ und ihm mit demselben die Freiheit für ihn und sein Schiff anbot. Vergnügt fuhr de Ruyter weiter und warf die Anker im Hafen von Salée, einer Stadt im Marokkanischen. Sein Schiff war für Rechnung seiner Rheder mit Kaufmannswaaren beladen, die er in Marokko feil bieten sollte. Er selber verkaufte sie und stand mit seiner Waare aus, als der Oberste der Stadt zu ihm herantrat und sich nach dem Preise eines Tuches erkundigte, welches er zu haben wünschte. De Ruyter nannte den Preis, aber er war dem Muhamedaner zu hoch und er bot die Hälfte. Vergebens; da ließ er sein bewaffnetes Gefolge herantreten und fragte abermals: „Willst du es mir für die Hälfte lassen oder nicht?" De Ruyter entgegnete: „„Nein, doch weiß ich einen Ausweg, ich will es dir schenken und bin überzeugt, daß meine Rheder es nicht mißbilligen werden; aber den Verkauf für den halben Preis kann ich nicht verantworten."" „Ich will nichts geschenkt haben," erwiederte Jener, „denn wenn es mir nur um den Besitz des Tuches zu thun wäre, so könnte ich ja dich, dein Schiff, deine Mannschaft und alle deine Waaren umsonst wegnehmen." „Das kannst du," sprach de Ruyter, „aber wisse, daß dann Niemand mehr deinem Worte trauen wird, denn auf dieses mich verlassend bin ich hierher gekommen." Dennoch erneuerte der Muselmann seine Drohungen, wenn de Ruyter nicht ihm willfahren würde, und gebot seinen Bewaffneten, näher heranzutreten; aber de Ruyter erwiederte ihm ruhig: „wenn ich in meinem Schiffe wäre, so würdest du mir wahrlich nicht drohen!" Auf diese Worte wandte sich

der Marokkaner zornig zu den Seinen und sprach: „Ist es nicht zu bedauern, daß ein solcher Mann ein Christ sein muß? Sehet doch seine Treue und seinen Muth, wollte doch Allah, daß ihr mir eben solche Treue bewieset!" Dann trat er wieder zu de Ruyter und sprach: „Freund, sei unbesorgt, du hast meine Achtung dir erzwungen und Niemand soll es wagen, dich auf irgend eine Weise anzutasten." Auch nachher stand de Ruyter in unbedingter Achtung bei den Barbaresken und einige Jahre später schlug er sich im Angesichte der Stadt Algier mit einer überlegenen Anzahl von Raubschiffen so wacker herum, daß die Stadt selber ihn zu einem Besuche einlud und ihn wie im Triumphzuge aufnahm. Aber auch daheim fehlte de Ruyter die Anerkennung nicht und von Stufe zu Stufe stieg er zu immer höheren Würden und zuletzt zum Admiral der holländischen Flotte empor.



Entsetzlich ist der Gedanke an eine Schlacht, wo der Mensch es sich zur höchsten ehrenvollen Aufgabe stellt, seinen Mitmenschen zu vernichten. Noch grausamer wird ein Treffen auf dem Meere, wo mit den Kräften des Feuers und der feindlichen Menschenhand als dritte Macht sich noch die endlos öde Wasserfläche oder die brausenden Wogen verbinden, damit von allen Seiten zugleich der Tod in hundertfachen Gestalten drohe. Unter allen diesen Treffen aber, von denen wir eine genauere Kunde besitzen, war eins der grausigsten die Seeschlacht vom 11. — 14. Juni 1666, in welcher die Niederländer mit den Engländern kämpften. Zwar waren mit jenen auch die Franzosen verbündet; aber sie hatten ihre Schiffe noch nicht zu ihnen stoßen lassen und diese bestanden allein den Kampf unter der Anführung de Ruyter's.

Vom ersten bis zum achten Junius 1666 stachen die vereinigten Flotten der niederländischen Provinzen von dem Hafen von Texel aus in's Meer; aber theils widriger Wind, theils völlige Stille hinderten sie ihrer Bestimmung gemäß vor dem eilften die englische Küste zu erreichen. Am Morgen dieses Tages waren sie etwa sieben bis acht Meilen ostseits von der Landspitze, die zwischen dem Kanal und der Themsemündung sich nach Osten hinausdehnt in die Nordsee. Eine frische Kühlte aus Südwest zwang sie dort die Anker fallen zu lassen. Unterdessen hatten die Engländer Nachricht von dem Herannahen der Niederländer empfangen und um die Mittagszeit sahen diese die englischen Flaggen und Segel am Horizonte auftauchen. In dieser Stunde war die Stärke der niederländischen Flotte drei und achtzig Linienschiffe und Fregatten, ungerechnet die Jachten, Brander und andere kleinere Fahrzeuge; aber bevor ein Schuß gethan war, verlor eines der besten holländischen Schiffe unter dem Commando des wackeren Kapitäns von Gent durch das unaufhörliche Rollen und Stampfen bei dem heftigen Südweste zuerst den Bugspriet und dann den Fockmast, so daß es hilflos dem Feinde vorlag. Der Admiral ließ es hinter die Schlachtlinie bringen und dann zur Nothdurft hergestellt nach Holland heimwärts fahren, der Kapitän von Gent aber bekam ein anderes Schiff. Unterdessen war die englische Flotte näher herangekommen und man fand sie achtzig Segel stark. Sie bestand damals, wie auch noch jetzt, aus drei Abtheilungen, die sich nicht, wie bei den Holländern, nach den Landestheilen und Provinzen unterschieden, welche sie gestellt hatten, sondern nach den Farben in das Geschwader der rothen, der weißen und der blauen Flagge theilten. Hauptanführer war der Herzog Albemarle, der früher als Feldherr Monk, nach den Zeiten der englischen Republik, Karl II. wieder zurückgeführt hatte auf den Thron seiner Väter.

Es war zu spät geworden und die See ging zu hohl, als daß die Holländer die Anker, vor denen sie lagen, aufholen konnten, darum ließ de Ruyter um ein Uhr Mittags die Kabeltaue kappen und gleich darauf begann das Schießen. Beide Flotten waren nun unter Segel. Rechnen wir jedes der hundert und sechzig Schiffe nur auf fünfzig Kanonen, was doch nur die Anzahl für eine Fregatte ist, so waren mindestens achttausend schwere Geschütze an jenem Tage im

Feuer. Es war vier Uhr Nachmittags, als das erste englische Schiff sank, eine Fregatte von fünfzig Kanonen, nachdem sie noch eine Minute vorher von de Ruyters Admiralschiffe im Vorbeisegeln die letzte volle Breitseite empfangen hatte. Von da an folgte eine Zerstörung rasch der andern. Zwei holländische Schiffe standen gleichzeitig in Flammen, nicht durch feindliche Schüsse, auch nicht durch Brander, sondern durch glimmende Geschützpfropfen, welche der Wind in's Takelwerk wehte und dort anfachte. Nur mit genauer Noth vermochten sich der Fürst von Monaco und der Graf von Guiche, die als Freiwillige zu ihrer Belehrung das Seetreffen mit ansehen wollten, von dem einen brennenden Schiff auf das Admiralschiff de Ruyter's zu retten. Der Wind zwang die Engländer, an den Holländern vorbeizufahren und dann warfen sie die Anker aus, aber die Holländer wandten sich und dieß Mal mußten nun die Engländer die Ankertaue kappen. Um acht Uhr Abends sank ein schönes englisches Linienschiff mit siebzig metallenen Kanonen hundert Schritte weit von de Ruyter's Admiralschiffe und ging mit Mann und Maus zu Grunde. Durch den wallenden Pulverrauch konnte man nur so viel erkennen, daß es der blauen Flagge angehöre. Am wenigsten vermochten bis dahin die gefürchteten Brander auszurichten. Zwar gelang es einem holländischen Brander dem Admiralschiff der weißen Flagge an Bord zu kommen; aber im nächsten Augenblicke sank er auch. Ein zweiter Brander gelangte an dasselbe Schiff, ward aber auch sogleich in den Grund gebohrt. Dennoch hatte der erste Brander gezündet und schon flackerte die Flamme und ringelte sich an einem Taue empor, so daß von dem Anblicke entsetzt dreihundert Matrosen und Seesoldaten von dem Schiffe in's Meer sprangen, um sich durch Schwimmen zu retten. Als das der holländische Viceadmiral Evertsen bemerkte, schickte er noch den dritten Brander auf dieß englische Schiff; aber schon unterwegs ward dieser in den Grund geschossen und es gelang selbst dem wackeren Kapitän und seiner übrig gebliebenen Mannschaft des Feuers Herr zu werden. Da vermochte der Engländer die Schüsse seines Gegners auf gleiche Weise zu erwiedern, und gleich als fordere er Rache für die ausgestandene Gefahr, traf eine seiner ersten Kugeln den holländischen Viceadmiral Cornelius Evertsen und riß ihn in Stücke. Endlich machte die späte Dunkelheit dem Schießen ein Ende und die ermatteten Menschen durften sich ein wenig Ruhe gönnen.

Doch sie genossen derselben nicht im Uebermaße; denn während der Nacht mußten die Beschädigungen nach Kräften ausgebessert werden und die ersten Strahlen der aufgehenden Juniussonne fanden die Menschen schon wieder bei ihrer entsetzlichen Arbeit und wiederum währte diese den ganzen Tag hindurch bis zu dem Abend. Der Erfolg wechselte ohne Unterlaß, einmal war der Viceadmiral Tromp mit seinem ganzen Geschwader umringt und schon brannten zwei seiner Schiffe, als es de Ruyter gelang, die feindliche Reihe zu durchbrechen und ihn heraus zu holen. Gegen Abend war die Anzahl der englischen Schiffe nur noch acht und dreißig, über vierzig waren entweder verbrannt, gesunken oder von den Holländern genommen. Da wandte sich Albemarle der englischen Küste zu. Auch die Holländer hatten viele Schiffe verloren und trotz ihrer Begier zur Verfolgung war es Manchem nicht unlieb, als wiederum die Nacht ihre Schatten breitete über Freund und Feind und sie zur Ruhe zwang. In der Morgenfrühe des 13. Junius steckten die Engländer alle schwer beschädigten Schiffe selber in Brand, damit sie nicht in die Hände der Feinde fielen, und suchten nach der Themsemündung zu entkommen. Sie spannten alle nur erdenkliche Segel auf und benetzten sie unablässig. Fast der ganze Tag verstrich auf diese Weise, des Abends waren sie der Küste so nahe gekommen, daß der Royal Prince das Admiralschiff der weißen Flagge unter Sir George Ascue, ein schönes Gebäude mit neunzig metallenen Kanonen auf eine Sandbank gerieth, de Galper genannt. Vergebens gab Ascue durch Nothschüsse und Nothflaggen seine Gefahr zu erkennen, die anderen englischen Schiffe suchten ein jedes seine eigene Rettung und einige holländische Brander nahten still heran, um das prächtige Linienschiff anzuzünden. Da strich Ascue die Flagge und auf dieses Zeichen der Uebergabe ließ Tromp die Brander durch die üblichen Zeichen zurückrufen und die Mannschaft des englischen Schiffes in Booten herbeiholen. Kaum war Ascue an Bord des Viceadmirals Tromp, als der Royal Prince theils durch die geschehene Entlastung, theils durch die steigende Fluth wieder flott wurde; aber de Ruyter, der das Schiff nicht mit Mannschaft besetzen konnte, schickte nun abermals die Brander hin und nach wenigen Minuten stand eins der schönsten Schiffe in vollen Flammen und zersprang mit furchtbarem Krachen.

Also schien der Sieg am Abend des 13. Juni völlig in den Händen de Ruyter's zu sein; aber zur selben Zeit, als der Royal Prince zersprang, bemerkte man am Rande des Horizontes neue Flaggen und Segel auftauchen, es war die englische Flotte von zwei und zwanzig Schiffen unter dem deutschen Prinzen Robert, welche in den vorhergehenden Tagen der erwarteten französischen Flotte entgegengestellt, nun aber zur Hilfe herbeigerufen war. Vergebens versuchte de Ruyter die Vereinigung aller Engländer zu hindern, noch am späten Abend verkündeten die Freudenschüsse, daß sie gelungen war, und weissagten den neuen blutigen Kampf des folgenden Tages. Die englische Flotte war nun wieder etwa sechzig Schiffe stark, eben so zahlreich war auch die niederländische, von der nur etwa zwanzig verbrannt oder gesunken waren; aber die Hälfte der englischen Mannschaft war frisch und unermüdet und ihre Schiffe völlig unbeschädigt, die holländischen minder oder mehr alle zerschossen.

In der Morgenfrühe des 14. Junius berief de Ruyter alle Kapitäne zum Kriegsrath und ermunterte sie noch einmal, ihre Pflicht zu thun. Um acht Uhr Morgens begann abermals der entsetzliche Donner der Kanonen und von beiden Seiten ward mit solcher Erbitterung gekämpft, als wären die vorhergehenden Tage nur erst eine Vorbereitung gewesen zu diesem letzten Gefechte. Wiederum begann die Sonne des langen Sommertages zu sinken und noch konnte man nicht sagen, daß das Uebergewicht entschieden auf dieser oder jener Seite sei. Da ließ de Ruyter noch einmal alle drei holländischen Geschwader sich vereinigen und keilförmig die

englische Linie an drei Stellen durchbrechen. Dieser Angriff entschied. Zwar vertheidigten sich die Engländer noch muthig und standhaft anderthalb Stunden lang; aber allmälig ward es still. Um sieben Uhr Abends lagerte sich ein dicker Nebel über die Wellen und zwang die Menschen vollends zur Ruhe. Während des Nebels trieben die Schiffe unter kleinem Segel daher; aber als am Morgen des 15. Juni die Sonne aufstieg, waren beide Flotten weit aus einander und selbst von den Raen aus konnten die Holländer kein englisches Segel erblicken. Noch am selben Tage kehrte de Ruyter mit seinen Schiffen bis zum Texel zurück. In den Kirchen beider Länder wurde Gott Lob und Dank dargebracht für den Sieg, in Wahrheit war der Vortheil entschieden auf der Seite der Holländer und de Ruyter beherrschte von da an das Meer.

Im folgenden Jahre ungefähr um dieselbe Zeit im Juni waren die kriegführenden Mächte dem Abschlusse des Friedens nahe; aber die Engländer machten noch allerlei Schwierigkeiten, während ihr König die Gelder, die sein Parlament ihm zum Kriege bewilligt hatte, in Ausschweifungen vergeudete. Da wagte de Ruyter eine kühne That. Er fuhr mit der holländischen Flotte an die Mündung der Themse, ließ die Tiefe des Stromes untersuchen, und als man sie hinreichend fand, segelte er mit günstigem Winde stromaufwärts, um die englischen Schiffe auf den Werften zu zerstören. Auf dem Fluße selber lagen mehrere neue schöne Schiffe, noch nicht vollständig aufgetakelt, aber schon mit Geschütz und Mannschaft versehen. Erst wollten die Engländer sie vertheidigen, aber als vier ihrer neuen Linienschiffe in vollen Flammen standen, floh die Besatzung der andern. Die Festung Sheerness ward genommen und geschleift, die Engländer versenkten sechzehn kleinere Schiffe im Fahrwasser der Themse, doch vergebens, es war noch Raum da und de Ruyter fuhr hindurch. Weiter hinauf war der Fluß mit einer großen schweren Kette gesperrt. Da bat ein holländischer Kapitän, der wegen eines Disciplinarvergehens in Haft saß, de Ruyter möge ihm gestatten, mit seinem Schiffe diese Kette zu sprengen. Der Admiral bewilligte es und wieder segelte die Flotte weiter; die Engländer aber zündeten nun selber ihre Schiffe an, um dadurch die Feinde abzuhalten. Auf einem der brennenden Linienschiffe stand nur noch der Kapitän, Douglas mit Namen. Man rief ihm zu, er solle sich retten; aber er erwiederte: „Nie hat ein Douglas ohne Befehl seinen Posten verlassen!" und flog mit seinem Schiffe in die Luft. Bei Chatham lag unter andern auch das größte englische Schiff von hundert metallenen Kanonen, der Royal Charles, welches wenige Jahre vorher den König Karl II. aus der Verbannung von Holland nach England zurückgeführt hatte. Auch dieses zündete de Ruyter an und die Flamme aller dieser brennenden Schiffe leuchtete so weit in's Land hinein, daß man sie in London erblickte und daß dort die Menschen vor Angst und Schrecken sich zusammenrotteten. Die bewährtesten Geschichtschreiber Englands erzählen, daß zur selben Zeit zu Windsor der König Karl II. und seine Hofdamen sich erlustigten mit der Jagd auf eine Motte.

Nach dieser That de Ruyter's waren die Engländer zum Frieden gern bereit. Ruhmgekrönt kehrte der einfache Mann in sein Vaterland heim und wohnte zu Amsterdam, bis die Republik seiner wieder bedurfte und ihn aussandte zu neuen Siegen. In seiner stillen Häuslichkeit wie im Donner der Kanonen und dem Krachen der berstenden Schiffe war de Ruyter ein Muster wahrer Gottesfurcht. Einst war er vor einer Schlacht tiefgebeugt und nicht im Stande, seine Gedanken zu einem festen, sicheren Plane zu ordnen. Da ging er allein hinunter in seine Kajüte, fiel nieder auf seine Kniee und flehte zu Gott um Erleuchtung seines Sinnes. Sein Gebet war kurz, aber er fühlte sich wunderbar erleichtert und gehoben. Er stand auf, stieg auf das Verdeck und gab kaltblütig seine Befehle. Heiß entbrannte der Kampf; aber die trefflichen Anordnungen de Ruyter's entschieden bald den Sieg zu Gunsten der Holländer. Solche Eigenschaften wurden verherrlicht durch eine fast wunderbare und in unsern Tagen unglaublich lautende Bescheidenheit, so daß selbst der Ruhm, der ihm nothwendig folgen mußte, ihm öfters zur Last ward. „Gott," sprach er, „wird mich verlassen, wenn ich mich dieses Lobes erhebe. Es gilt mir gleich, ob Jemand mich erwähnt oder mich preist, wenn ich nur mein Gewissen befriedige und in treuem Dienste für mein Vaterland erfülle, was die Regierung unserer Republik mir gebietet." Einige baten ihn um die Erlaubniß, aus seinen Schiffstagebüchern die merkwürdigen Begebenheiten seines Lebens zusammenstellen zu dürfen; aber er verweigerte es, indem er sprach: „Nicht ich, sondern Gott hat das Alles gethan." Er selber erzählte wohl einmal seinem Enkel von solchen Vorfällen; aber wenn sein Schwiegersohn ihn nach dem Datum fragte, so gab er darauf keine Antwort und hielt in seiner Erzählung inne, weil er fürchtete, daß solche Fragen und Erkundigungen zu einer Geschichte seines Lebens oder einer Lobrede dienen sollten. Denn einer solchen erachtete er sich nicht für würdig.

Im Jahre 1675 bat der König von Spanien die Generalstaaten von Holland um Hilfe gegen die Franzosen und gegen den Aufstand in Sicilien, und die Holländer, die wenige Jahre vorher auch der spanischen Unterstützung sich erfreut hatten, schickten de Ruyter mit einer Flotte in's mittelländische Meer. Aber es waren nur vier und zwanzig Schiffe, unter ihnen zehn Linienschiffe und außerdem vier Brander; deshalb beklagte sich der alte Krieger, daß eine solche Flotte einer so wichtigen Sendung nicht entspräche. Die Admiralität erwiederte ihm darauf, man wolle nicht hoffen, daß er in seinen alten Tagen den Muth verlöre; aber de Ruyter antwortete: „Ich schätze mein Leben gering für die Republik; doch es thut mir leid, daß die Herren die Flagge der Republik so gering schätzen." Er ahnte sein Schicksal und nahm von seinen nächsten Freunden einen Abschied für immer. Zu Palermo verschaffte sein mächtiges Fürwort vier und zwanzig protestantischen Predigern, die für ihren Glauben auf den sizilischen Galeeren ruderten, sogleich die Freiheit; wenige Tage hernach, am 22. April 1676, traf er in der Meerenge von Messina mit den Franzosen unter dem berühmten Du Quesne zusammen. Gleich zu

Anfang des Treffens zerschmetterte eine Geschützkugel dem alten Manne Fuß und Bein; er stürzte nieder und mußte in seine Kajüte getragen werden. Doch unablässig ließ er sich Bericht abstatten von dem Gange der Schlacht und so oft man ihm die Kunde brachte, daß ein feindliches Schiff genommen oder zerstört sei, sprach er ruhig: „Fahrt so fort, meine Kinder, und haltet euch brav!" Sein eigenes Admiralschiff war in großer Gefahr und man zählte siebzig schwere Schüsse durch seine Segel; aber endlich blieb der spanisch-holländischen Flotte der so theuer erkaufte Sieg.

Sieben Tage lang dauerte noch das Leben in dem würdigen Greise und während der Zeit beschäftigte er sich nur mit der Flotte und im Besonderen mit der Fürsorge für die Verwundeten. Die letzten vier Tage sah er selber seinen Tod vor Augen; er lag still, äußerte wenig und dann beständig Worte aus den Psalmen, die er immer sehr gern gelesen hatte. Mehrmals sprach er ein Dankgebet für die Gnade Gottes, die er über sein Leben ausgebreitet.

Vier und zwanzig Stunden lang lag er im Todeskampfe und verschied dann endlich still und ruhig am 29. April 1676. So starb Michael Adrians Sohn, de Ruyter, einer der ersten Feldherren und der edelsten Männer aller Zeiten. Hollands Stern ging mit ihm unter.

Die Regierung in Syrakus bot einen prächtigen Begräbnißplatz für den entschlafenen Helden, doch nicht in geweihter Erde, weil er ein Protestant gewesen war und die Geistlichkeit deshalb es nicht erlaubte; aber die Holländer zogen vor, die Leiche zurückzuführen in seine Heimath. Die Franzosen waren edel genug, dem schmerzlichen Verluste Hollands Anerkennung widerfahren zu lassen, und begrüßten das Trauerschiff mit den üblichen Ehrenschüssen. Die Könige von Spanien, Frankreich und Dänemark ließen den Generalstaaten ihr Beileid über den unersetzlichen Verlust bezeugen und der König von Spanien schenkte dem Sohne Engel de Ruyter für ihn und seine Nachkommen die spanische Herzogswürde und einen Jahresgehalt von zweitausend Dukaten. Allein ein solcher Titel schien dem Sohne des alten Helden nicht verträglich mit der republikanischen Gleichheit seiner Mitbürger, darum bat er bei den Generalstaaten von Holland um eine andere Würde und sie machten ihn zum Baron. Allein das Geschlecht der de Ruyter starb mit diesem Baron und seinem Neffen aus. Noch heute zeigt man in Amsterdam am Hafen (de buitenkant) das Haus, wo zu den Zeiten des Friedens der alte Held wohnte. Dr. O. Klopp.

Ritterliche Thaten und Abenteuer.

Rah Ben Amun.

Das ausdauernde, nüchterne, tapfere Volk der Portugiesen, rings umschlossen von dem Meere oder den mächtigen Staaten, in welche damals Spanien zerfiel, wendete sich frühzeitig der See zu. Von Heinrich, dem Seefahrer, an, begannen jene kühnen Fahrten längs der Westküste Afrikas, bis Bartholomäus Diaz endlich dessen Südspitze entdeckte und nun der langgesuchte Seeweg nach Ostindien offen stand. Noch etwas früher hatten die Portugiesen Eroberungen an der, ihnen gegenüber liegenden Nordküste Afrikas, versucht (Ceuta 1415). Dort bestand ein dauernder Kampf zwischen den Mereniden und den früheren Dynastien, was freilich die Unternehmungen der Eindringlinge sehr erleichterte. Getreu den alten Sitten, hatten die eingewanderten Araber ihre unstäte Lebensart beibehalten. In kleine Stämme getheilt, unter ihren erblichen Häuptlingen, schlugen sie hie und da ihre Zelte auf, rissen wohl auch einiges Feld um, wanderten aber weiter, wenn es ihnen gefiel oder wann sie von einem Feinde bedrängt wurden. Dabei hatten aber diese unseßhaften Söhne der Wüste die edle Einfachheit ihrer Lebensweise, den tiefen poetischen Sinn und die ritterliche Tapferkeit sich bewahrt, was sie zu furchtbaren Feinden machte. Während die gewerbtreibenden, falschen Mauren in den Städten sich jedem Herrscher fügten, kämpften jene kühn für ihre Unabhängigkeit. An ihnen fanden deßhalb die Portugiesen entschlossene Gegner und nicht immer blieben sie Sieger. Aber hochgesinnt, wie sie damals waren, zeichneten sie selbst die ritterlichen Thaten auf, welche Beide vollbrachten. Vorläufig mag hier ein Beispiel folgen, später mehrere.

Unter allen arabischen Häuptlingen besaß damals keiner mehr den Ruf der Tapferkeit, als ein junger Krieger, den man Rah Ben Amun nannte. Am Rande einer grasreichen Ebene, am Fuße des Gebirges, hatte er mit den Seinigen die Zelte aufgeschlagen, und jede Aufforderung zur Unterwerfung verschmähend, verwüstete er weit und breit das Gebiet der Stämme, welche dem Gebote Emanuels, Königs von Portugal, bereits gehorchten. Ein so wachsamer Feind konnte nur durch einen raschen Ueberfall bezwungen werden.

Da zog der hochberühmte Ataide (16. März 1516) mit 430 wohlgerüsteten Reitern und einigem Fußvolk aus Marocco. So heimlich richtete er seinen Marsch ein, daß Niemand das Ziel desselben vermuthete. Unterwegs stießen noch 4000 Maurische Reiter von den unterworfenen Stämmen zu ihm. Nachdem sie sich eine Zeit lang in einem fruchtbaren Gefilde gelagert hatten, brachen sie mit dem Beginne der Dunkelheit wieder auf und erreichten unbemerkt die Lagerstelle ihrer Feinde. So plötzlich geschah der Ueberfall, daß Niemand Widerstand leistete. Rah selbst entrann nur mit Wenigen auf flüchtigem Roß. Viele waren erschlagen und der Ataide wendete sich mit reicher Beute an Heerden und Gefangenen zur Rückkehr. Der kecke Handstreich schien trefflich gelungen.

Als sich nun die Portugiesen auf der Heimkehr unweit Marocco's an einer lieblichen Stelle lagerten, um die von der Anstrengung und Tageshitze ermüdeten Glieder zu kräftigen und die Rosse zu erfrischen, umritt Ben Amun, nur mit 70 Reitern, die er zu sammeln vermochte, ihr Lager. Laut rief er den Arabern, welche mit den Portugiesen verbündet waren, zu, mit ihm die Christen anzugreifen, und durch deren Tod ihren vorherigen Abfall von Muhamed zu sühnen, sich selbst aus der Knechtschaft zu befreien, und den Ruf tapferer Männer zu gewinnen. Niemand antwortete ihm. Die Portugiesen setzten ihren Heerzug fort und ihre Mauren eilten zu der Vorhut, um ihre Beute zu sichern und von der Gefahr weiter entfernt zu sein.

Unter den gefangenen Frauen wurde auch Hota, die Gattin des Ben Amun, weggeführt, ein Weib von trefflicher Schönheit und hoher Tugend, die er ungemein liebte. Sobald sie die Stimme ihres Gemahls vernahm, rief sie ihn bei dem Namen. Sogleich hielt er sein Streitroß an. Da der Anführer des Zuges eine Unterredung gestattete, so sprach die edle Araberin: „Rah! wie oft gelobtest du, dich für meine Rettung der äußersten Lebensgefahr aussetzen zu wollen. Nun siehst du mich gefangen wegführen, und du duldest es? Wo ist nun deine vormalige Liebe, wo ist die Treue, die du versprachst? Wo ist die ausnehmende Tapferkeit, deren du dich rühmtest?“ — Der Araber erwiederte: „Lang ist der Tag; der Sieg beruht auf der Gnade der Gottheit, die Tapferkeit auf der Stärke meines Arms!“

Da warf die Frau Staub in die Luft und fügte hinzu: „So wird die Treue deiner Worte durch die Luft zerstreut. Gehe hin und erfreue dich einer andern Gattin! Ich aber werde immer klagen über deine Treulosigkeit oder Furchtsamkeit. Was einen Mann mehr entehrt, vermag ich nicht zu sagen.“

Jetzt wurde Ben Amun von Verzweiflung erfaßt. Er zog seinen Schuh aus und warf ihn in die Höhe: das alte Zeichen seines Volkes, niemals sein Wort brechen zu wollen. Der gellende Schlachtruf drang über die Ebene. Alle die zerstreuten Araber, die ihn vernahmen, eilten herbei. Mit feurigen Worten forderte er sie auf, für das Gesetz Muhameds zu kämpfen oder zu sterben. Er selbst, erklärte er, werde niemals den Schimpf überleben, sein geliebtes Weib geraubt zu sehen.

Da ergriff Erbarmen mit dem Schmerze ihres Häuptlings und kühner Kampfmuth die starken Männer. Ohngeachtet ihrer geringeren Zahl stürzten sie sich auf die gepanzerten Portugiesen. Es begann ein unglaublich wüthendes Fechten, und nur mit Mühe hielt Alphons Norogna, welcher die Nachhut führte, den Sturmanfall aus. Der Ataide kam ihm zu Hilfe. Lachend sprach er: „Gib dir doch keine Mühe, lieber Schwiegersohn, alle meine Araber zu vertilgen, wir müssen noch einigen Samen übrig lassen. Begib dich zu der Vorhut, ich selbst werde den Nachzug beschützen.“ Mit diesen Worten bestieg er ein frisches Schlachtroß.

Es bedurfte aber auch der ganzen Kriegserfahrung und Tapferkeit eines so berühmten Feldherrn, um hier das unaufhörliche Anstürmen der Araber auch nur eine Zeit lang zu brechen. Bald führte der Ataide seine Schaaren in dichtgeschlossener Ordnung weiter, bald, wann das Gedränge zu heftig ward, zog er eine Schaar zusammen und griff die Araber durch eine Wendung an, um wieder freies Feld zu erreichen. Als Dieses zu wiederholten Malen geschah und Ben Amun wohl begriff, wie die Entschlossenheit eines einzigen Mannes seine kühnen Angriffe zu vereiteln drohe, nahm er wahr, wie sich die Rüstung an dessen Halse etwas gelöst hatte. Da schleuderte er seine Lanze mit solch unwiderstehlicher Kraft in die Kehle seines Feindes, daß die Spitze zum Genicke hinausdrang.

Der Fall dieses tapferen Mannes brachte die Schlachtreihen der Portugiesen in Unordnung. Zudem fingen sie an, sich darüber zu streiten, wer jetzt der oberste Führer sein solle, indem die Einen den Alphons Norogna, die Andern den Alphons Ataide ausriefen. Unaufhaltsam brach Rah mit seinen Kriegern herein. Die Verwirrung wurde noch größer, als auch die verbündeten Mauren, um an so großer Beute Theil zu nehmen, plötzlich ihre Waffen gegen die Portugiesen wendeten. Die Meisten derselben wurden erschlagen. Selbst Norogna fiel mit den besten Rittern.

Mit Ruhm und Beute, und — was er noch weit höher achtete — mit der wieder erkämpften Gattin zog Ben



Amun nach der Heimat und sein Ruf ging durch alle Zeltdörfer der arabischen Stämme. Nicht lange hernach geschah es, daß Rah fliehende Reiter des Königs von Marocco vor sich her jagte, als Einer derselben das Pferd rasch herumwarf und seinen Verfolger mit dem Speere durchbohrte.

Mit tiefem Schmerz und lauter Wehklage ward das Leichenbegängniß des tapferen Ben Amun begangen. Man brachte ihn in ein kostbares Grabmal. Dort saß Hota, umgeben von den trauernden Frauen ihres Stammes. Neun Tage saß sie dort, ohne Speise oder Trank zu nehmen, und als sie den letzten Athem verhauchte, befahl sie den Ihrigen, sie mit ihrem Gemahl zu begraben. Bs.

Ein Ritterstück des Schertlin von Burtenbach.

Sebastian Schertel, gewöhnlicher Schertlin von Burtenbach genannt, geboren zu Schorndorf, hat uns seine Lebensbeschreibung hinterlassen, in welcher er seine Thaten getreu und einsichtsvoll erzählt. Nach ihr werden wir ein andermal das Leben dieses tapferen Mannes geben, der eben so groß im Felde, als klug in den Sachen des Staats war. Hier nur vorläufig ein Ritterstück, welches die ruhige Besonnenheit desselben zeigt.

Es geschah in dem Schmalkaldischen Kriege, daß sich die protestantischen Bundesgenossen durch innern Zwist und Unsicherheit geschwächt, ohngeachtet ihrer überlegenen Heereszahl vor dem Kaiser Karl V. in die Gegend von Donauwörth zurückzogen. Dieser, welcher sich eine Zeit lang in dem festen Regensburg eingeschlossen gehalten hatte, war ihnen nachgerückt, die Donau aufwärts, und suchte sie nun gänzlich von diesem Strome wegzudrängen. Da wurde denn auch das Städtchen Lauingen, das es mit jenen Bundesgenossen gehalten hatte, von den Kaiserlichen hart belagert. Die Bürger von Augsburg aber, sonst so mächtig und stolz in ihrer festen, reichen Stadt, erschracken, wie sie sich von ihren Genossen abgeschnitten sahen, und riefen den Schertlin, der ihre eigenen Truppen führte, von dem Bundesheere ab.

Schertlin gehorchte nur ungern. Galt er doch für den besten Feldherrn in dem Heere, und sein kluger Rath würde sicher zum Siege geführt haben, wenn nur derselbe von den mächtigen Fürsten unter den Schmalkaldnern beachtet worden wäre. Doch es blieb ihm keine Wahl und er verließ das Lager bei Nördlingen mit siebzig erlesenen Reisigen und hundert Schützen. Wie sie nun in der dunklen Nacht fortzogen, um durch einen Umweg die Straße nach Augsburg zu gewinnen, hörten sie wohl von Lauingen her das Krachen der Geschütze, da ihnen aber gar keine Kunde zugekommen war, so wußten sie nicht, ob dieses Freudenschüsse seien, irgend eines erlangten Vortheils wegen, oder ob das Städtlein belagert werde. Die äußersten Vorposten der Belagerer mochten den Schertlin, der mit den Seinigen so keck heranritt, für einen kaiserlichen General halten, denn sie ließen ihn ungehindert durch. Auch konnte man in der Finsterniß die Feldbinden nicht erkennen. Da sah sich Schertlin bei einer Biegung des Wegs auf einmal mitten unter den feindlichen Schanzen, weithin loderten Wachtfeuer und man konnte die kaiserlichen Wachen leicht erkennen. Da entfiel Allen der Muth, nur dem Anführer nicht. Mit scharfen Worten richtete er die Zagenden auf. Zurückgehen, sprach er, wäre jetzt eben so gefahrvoll als Vorwärtsdringen. Auch David sei einst in die Mitte seiner Gegner gerathen und habe sich durch Entschlossenheit gerettet. Ob sie denn den Fürsten und Gesandten der Bundesgenossen sagen wollten, frug er, daß sie ihn unter den Feinden allein zurückgelassen hätten? Das wirkte.

Ruhig, als wenn es gerade so sein müsse, rückte Schertlin mit seiner Schaar, mitten durch die Schanzen, Wolfsgruben und Wachen nach der Stadt zu weiter. Dabei unterstützte es ihn freilich nicht wenig, daß das kaiserliche Heer aus so mancherlei Völkerschaften, von verschiedener Zunge, zusammengesetzt war. Eine Wagenburg versperrte ihnen den Weg. Schertlin befahl sie zu öffnen, und die Spanier, welche sie besetzt hielten, ließen es ohne Widerrede geschehen. Mußten sie doch bei so unerhörter Kühnheit glauben, irgend ein kaiserlicher Befehlshaber wolle nach der Stadt reiten, um mit den Bürgern wegen der Uebergabe zu unterhandeln. So wurde das nächste Thor von Lauingen ohne Gefährde erreicht. Jedoch die Gefahr war noch nicht vorüber. Denn als Schertlin Einlaß begehrte und seinen Namen nannte, rief man ihm heraus: „Das Thor sei verrammelt und verschanzt, so daß es nicht geöffnet werden könne. Er möge nur durch die Gärten hin, dem Bache entlang, dem nächsten Thore sich zuwenden, vielleicht werde man ihn dort einlassen."

Auf das Neue mußte das kecke Wagstück unternommen werden. An dem Bache, den man bezeichnet hatte, hielt ein ganzes Regiment Spanier mit brennenden Lunten scharfe Wache. Gelassen zog Schertlin mit seiner kleinen Schaar vorüber, ohne nur zu fragen. Doch auch das zweite Thor, was nun erreicht war, öffnete sich nicht. Bereits war Meldung von dem ersten Thore her angelangt und die Hauptleute der Thorwache mußten wohl glauben, hier handle es sich um eine schlimme Täuschung und ein Hinterhalt werde in das geöffnete Thor gewaltsam eindringen. Wer durfte auch nur daran denken, daß so wenige Leute durch solch ein Heer sich den Weg bahnen konnten.

Während dieses gefährlichen Zögerns, wo ein geringer Umstand den kühnen Schertlin den nahen kaiserlichen Wachen verrathen konnte, kam dessen Eidam, Hanns von Steinheim, auf die Mauer, und erkannte den Ritter an der Stimme. Jetzt wurde nun rasch der Einlaß gewährt, und Alle priesen die ungemeine Kühnheit des Unternehmens. Doch Schertlin hielt seinen Auftrag erst für halb ausgeführt. An dem andern Tage verließ er wiederum die Stadt und suchte auf verborgenen Wegen das freie Feld zu gewinnen. Es gelang ihm auch, obgleich die Kaiserlichen, welche jetzt die Täuschung erkannten, ihn mit den Reitergeschwadern hart verfolgten.

Hänseln.

Vielen von unsern Lesern wird vielleicht schon der Ausdruck: „Hänseln" vorgekommen sein, aber nur Wenige werden vielleicht den Ursprung des Wortes und die Bedeutung, welche es ehemals in sich faßte, kennen.

Zu jener Zeit des Mittelalters, in welcher der Hansabund in seiner schönsten Blüthe stand, gehörte Bergen, die

jüngste von den ausserdeutschen Niederlassungen, zu den angesehensten ihrer Handelsplätze, und wer ein angesehener und auf Achtung Anspruch machender Kaufmann sein wollte, mußte dort seine Lehrjahre bestanden haben. Aus diesem Grunde war der Zudrang ungeheuer und selbst das Cölibat und die fast klösterlich eingezogene Lebensweise, welche der Bund den Gliedern der Niederlassungen zum Gesetz machte, schreckte die Bewerber nicht ab. Die Klugheit rieth den Bergener Hanseaten auf Maßregeln zu sinnen, welche den Zulauf zu vermindern im Stande waren. Das Auskunftsmittel, auf welches sie verfielen, war eben so originell, als es sich wirksam erwies. Es bestand in nichts Geringerem, als der Unterwerfung eines Noviziats, das wegen seines unmenschlichen Barbarismus vollkommen geeignet war, die Masse fern zu halten und nur einer geringen auserwählten Anzahl gestattete, „gebilligte Kaufleute des hanseatischen Bundes" zu werden. Das Noviziat dauerte ganze acht Jahre und die Prüfungen, die den Hauptbestandtheil derselben bildeten, wurden das Hänseln genannt.

Die erste Prüfung, welche der Novize zu bestehen hatte, nannte man das Wasserspiel. Der Schauplatz war ein im Hafen liegendes Schiff. Dort mußte sich der Lehrling aller seiner Kleider entledigen und unter gewissen Förmlichkeiten ein Seil um seinen Leib schlingen lassen. Einige von den Leuten hoben ihn am Stern des Schiffes über das Wasser und schleuderten ihn in die Tiefe hinab. Die Enden des Seiles, welches unter seinen Armen befestigt war, wurden auf der entgegengesetzten Seite des Schiffes von mehreren Bootsleuten gehalten und sobald der Zögling unter der Wasserfläche verschwunden war, zogen sie auf ein gegebenes Zeichen den Delinquenten unter der Länge des Schiffes hinweg. Diese Ceremonie wurde dreimal wiederholt. Begreiflicher Weise war der arme Teufel nach dieser Operation halb todt, gleichwohl war die Ceremonie damit noch nicht zu Ende. So leblos der Körper war, wurde er sogleich nach dem dritten Zuge auf eine bereitstehende Bank gelegt und von vier starken Burschen so lange geprügelt, daß die Haut aufsprang und das hervorquellende Blut seinen Körper bedeckte. Durch solche Mittel zum Leben erweckt und wieder bewußtlos geschlagen, ward er endlich in's Bett gebracht, und er konnte von Glück sagen, wenn er es nach einigen Wochen ohne weitern Nachtheil verließ.

Hatte der Novize diesen Vorgeschmack überstanden und beharrte er noch auf seinem Vorsatze, Lehrling in der Niederlassung zu sein, so erwartete ihn eine neue Probe seiner Standhaftigkeit, die an Grausamkeit der vorhergegangenen nicht nachstand, — das Rauchspiel. Der junge Kaufmann mußte sich abermals völlig entkleiden, wieder wurde ein Seil unter seinen Armen befestigt, aber statt an demselben in die Tiefe des Meeres gezogen zu werden, hing man den unerschrockenen Candidaten im Schornsteine auf. Unter seinen Füßen entzündete man ein schwaches Feuer und nährte es mit Haaren, Hornabfällen, Fischgräten und andern Materialien, deren Verzehrungsprozeß mit dem unausstehlichsten, übelriechendsten Dampfe verbunden war. Die dicken, den Schlot hinaufsteigenden Wolken erstickten den Novizen fast, aber der Ceremonienmeister kannte kein Erbarmen, er erlöste den beharrlichen Bewerber um die Mitgliederschaft der Hansa nicht eher aus seiner entsetzlichen Lage, als bis das Feuer völlig niedergebrannt und der Gemarterte vollkommen bewußtlos war. Aber schon stand wieder die verhängnißvolle Bank zu seiner Aufnahme bereit und die Ruthenstreiche von vier nervigen Fäusten riefen ihn zum Leben zurück, unterbrachen aber ihr entsetzliches Amt nicht früher, als bis er auf's Neue bewußtlos und voller blutender Striemen war. Ein mehrwöchentliches Krankenlager war auch diesmal die Folge.

Sobald der Patient genesen und zur dritten und letzten Prüfung fähig war, schritt man zum Staupenspiele. Der Schauplatz war bei dieser Förmlichkeit ein geräumiger Saal, der zum großen Theil von Zuschauern, den vornehmsten Männern, Frauen und Töchtern der Stadt ausgefüllt wurde. In der Mitte war ein hinreichend großer, freier Raum gelassen worden, auf welchem sich der beharrliche Novize befand und vor der versammelten Menge sämmtliche Kleidungsstücke ablegte. Vier vermummte Mannspersonen traten nunmehr auf ihn zu und nöthigten ihn, mit ihnen nach dem Takte einer lärmenden Musik zu tanzen. Dieß dauerte indeß nicht lange. Sie traten nach einer Weile ab und machten vier als Mönchen verkleideten Personen Platz, die wohl mit Ruthen versehen waren und den armen Candidaten zum Ergötzen des Publikums auf's Unbarmherzigste peitschten. Die Musik, nach deren Takte die Ruthenstreiche auf die entblößten Körpertheile des Opfers fielen, bestand nur aus Pauken und Trompeten und war jetzt so geräuschvoll geworden, daß sie selbst das Geschrei des Gemißhandelten übertäubte. Erst da die Arme der Henkersknechte in Mönchskleidern ermatteten und der Lehrling zum dritten Male bewußtlos zu Boden sank, schloß die entsetzliche Ceremonie.

Wer sich der menschenfreundlichen Idee hingeben wollte, daß nunmehr der Novize Alles überstanden habe, der irrt sich sehr, denn um dem Bunde angehören zu können, mußte er sich diesen Höllenqualen, die man boshaft genug „Spiele" nannte, volle acht Jahre unterwerfen. In welchen Zeiträumen sie jedoch vorgenommen wurden, vermögen wir nicht anzugeben.

Natürlich verzichteten Viele, sobald sie nur von diesem Unwesen hörten, auf die Ehre, ein gebilligter Kaufmann des Hansabundes zu werden, ein großer Theil von denen, die sich Muth und Standhaftigkeit genug zugetraut hatten, um ihren Körper den vorzunehmenden Grausamkeiten Preis zu geben, traten bald von ihrem Vorhaben zurück. Sie konnten Gott danken, wenn sie mit gesundem Körper davon kamen, aber nicht Wenige starben frühzeitig in Folge der erlittenen Mißhandlungen, während Andere lebenslang Krüppel blieben.

Nur ein sehr kleiner Theil ging siegreich aus dem Noviziat hervor, und was die Bergener Hanseaten beabsichtigt, hatten sie dadurch erreicht.

So lange die hanseatische Handelsgesellschaft in ihrem Glanze war, bestand auch dieses Unwesen, nachdem aber die ausgebreitete Schiffsahrt der Portugiesen und Spanier, die Errichtung der Ost- und Westindischen Compagnien, den Untergang der Hansa herbeiführten, stellte man nach und

nach die grausamen Spiele des Hänselns ein; gänzlich außer Gebrauch kamen sie jedoch nicht so schnell, erst ein Pönal-Mandat vom Jahre 1671 schaffte sie völlig ab.

Die Schwedenglocke in Landsberg.

Die freundliche und gewerbthätige Stadt Landsberg am Lech ist einer der anmuthigsten Punkte, welche dieser Grenzfluß in seinem Laufe bespült. Auf der Höhe des Hügels, an welchen die Stadt malerisch gebaut ist, genießt man einen prächtigen Anblick über die ewig denkwürdigen Gefilde des Lechfeldes, auf welchen die räuberischen Hunnen einst ihren Vernichtungskampf fochten. Gräuel, wie sie seit den barbarischen Tagen der Hunnen nicht mehr in unserem Vaterlande verübt wurden, hat die Stadt Landsberg nochmal erlitten im Beginn der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. Gustav Adolph starb nach der siegreichen Schlacht bei Lützen, am 6. November 1632, den Tod des Helden, ohne daß dadurch seinen Gegnern, unter denen der Churfürst Maximilian von Bayern in erster Reihe stand, ein wesentlicher Vortheil erwachsen wäre. Im Gegentheil suchten die schwedischen Völker, durch Franzosen und Deutsche verstärkt und durch den Tod ihres großen Führers von den Banden strenger Mannszucht befreit, ihren Racheburst durch Sengen und Brennen, durch Plündern und Morden zu stillen. Schrecken und Entsetzen gingen vor ihnen her, Zerstörung und Verwüstung begleiteten sie, Hunger und Elend folgten ihnen auf dem Fuße. Wilhelm von Weimar war mit einer starken Heeressäule um Nürnberg, der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld mit einer noch stärkern am Lech zurückgeblieben. Der Haß des kaiserlichen Generalissimus Wallenstein gegen seinen alten Feind, den Churfürsten Maximilian, schien des Jammers aus Bayern und der Befehle aus Wien nur zu spotten. Jetzt drang auch noch der Herzog Bernhard von Weimar, nachdem er die schwedischen Generale Horn und Torstensohn an sich gezogen, wie ein verheerender Strom in Bayern ein, das ohnehin schon mehr einem großen Leichenfelde als der blühenden Provinz glich, die es früher gewesen. München fiel zwar nicht wieder in Schwedenhand, aber desto schlimmer sah es auf dem flachen Lande aus, das nachgerade einer Wildniß zu gleichen anfing. Am härtesten und grausamsten war die Gegend zwischen der Isar und dem Lech bedrängt. Die Dörfer waren zerstört und menschenleer, die Felder unangebaut und statt mit dem reichen Segen der Früchte, mit dem Nachwuchs dichter Wälder übersät. Doch das schrecklichste Schicksal hatte Landsberg zu erdulden, das früher schon von den Schweden erobert, aber von dem Churfürsten im Verein mit den Truppen des kaiserlichen Generals Altringer wieder entsetzt worden war. Während Bernhard auf Ingolstadt losging und Horn Niederbayern und die Oberpfalz verwüstete, zog sich Torstensohn am Lech hinauf und stand, ehe man sich dessen versah, vor Landsberg. Die Stadt hatte schon bei ihrer frühern Erstürmung wegen ihrer Anhänglichkeit und Treue gegen den Churfürsten den ganzen Zorn des Feindes erfahren und bei der Entsetzung gelobt, die größte Glocke der Stadt solle fortan die Schwedenglocke heißen und für ewige Zeiten keinem andern Dienste mehr geweiht, sondern nur täglich eine Stunde geläutet werden, für Kinder und Enkel zum immerwährenden Gedächtnisse der Schrecknisse und Drangsale einer schweren, unheilvollen Zeit.

Auch jetzt begann die Schwedenglocke wieder zu läuten, aber nicht die dankbare Erinnerung an glückliche Rettung, sondern die furchtbare Drohung neuer Kämpfe und Leiden war es, was sie verkündete. Die churfürstliche Besatzung bestand bloß aus 400 Mann, doch die entschlossenen Bürger vereinigten sich mit ihr und schwuren feierlich, bis auf den letzten Mann zu kämpfen und unter keiner Bedingung sich zu ergeben. Die Erstürmung begann, und noch lange übertönten die feierlich schaurigen Klänge der Schwedenglocke den wilden Sturm und das lärmende Kampfgetöse. Die Landsberger leisteten eine Gegenwehr, wie sie nur der Muth der Verzweiflung möglich macht; doch der ungeheuren Uebermacht mußten sie weichen und endlich erliegen. Die letzten Vertheidiger sanken von den Wällen, die Thore wurden gesprengt, und wie raubgierige Wölfe drangen die Schweden in die wehrlose Stadt. Noch immer klangen die Töne der Schwedenglocke laut und voll über die unglückliche Stadt hin; doch der erste Trupp der Feinde, denen diese Töne halb wie Hohn, halb wie Drohung klangen, eilte nach der Kirche, auf deren Thurm die Glocke läutete, und da sie Niemanden in derselben fanden, erstiegen sie fluchend den Thurm. Hier oben saß der greise Küster dieser Kirche und läutete ruhig fort, unbekümmert um die blitzenden Säbel der Anstürmenden. Der erste dieser Unmenschen aber spaltete mit einem Hiebe den Kopf des Küsters — die Glocke that noch ein Paar dumpfe Schläge und schwieg dann auf lange. Der feindliche Trupp aber eilte so schnell, als er gekommen, wieder von dannen, um ja bei der Plünderung der Stadt und den Gräueln gegen ihre Einwohner keinen Augenblick zu spät zu kommen.

In der Stadt begannen nun Scenen, bei denen die Feder sich sträubt, sie nieder zu schreiben. Mit Grauen und Entsetzen erzählt die Tradition die unmenschlichen Grausamkeiten, welche von diesen Horden, die von der Geburt an keine andere Beschäftigung kennen gelernt hatten, als den Krieg und dadurch zu einer Art wahrhaft thierischer Verwilderung herabgesunken waren, verübt wurden. Doch neben diesen Bildern der Rohheit und des Entsetzens, welche die Geschichte mit blutigem Griffel in ihre Blätter eingegraben, hat sie auch einen andern unsterblichen Zug mit goldener Schrift in dieselben geschrieben: das ist der Heldenmuth der Landsberger Jungfrauen, welche vor den Kriegsknechten auf die Höhe des Berges flüchteten, sich von da, als sie keinen Ausweg mehr sahen, in die Tiefe stürzten und der entmenschten Wuth der wüsten Gesellen Nichts überließen als ihre zerschmetterten Glieder.

Wie durch ein Wunder blieb in dem allgemeinen Gräuel der Verwüstung der Thurm mit der Schwedenglocke stehen. Als später nach dem Abzug der Feinde die Stadt allmälig wieder aufgebaut wurde, ward die Glocke wie ein Heiligthum der Stadt verehrt, und noch vor kurzer Zeit wurde sie wöchentlich eine Stunde geläutet.

Hanns Rösselmann, der wackere Schultheiß.

Nach alten Urkunden erzählt.

1.



„Vater, ich will wandern gehen! Will die Welt und die Leute darinnen sehen und was sie thun und welcherlei Weise! Laßt mich fort, hinaus, Vater!“ So sprach der junge Hanns zu seinem Vater, dem Gerbermeister Walther Rösselmann von Türkheim im Münsterthale des Elsasses; und er mochte mit Recht Gelüste nach der Welt und ihren Dingen haben, dieweil er ein gar frischer, fröhlicher Gesell, mit hellem Kopfe und starken Knochen war und was er in der Werkstätte seines Vaters lernen konnte, bereits Alles aus dem FF verstund. Und Herr Rösselmann, der Alte, sah seines Sohnes Bitte als billige Forderung an, wollte das stille Flehen der jungen Base, so im Hause war, nicht verstehen und sagte zu, daß er andern Tages wandern dürfe, wohin ihn sein gutes Glück führe.

Da gab es an jenem Abend im Hause gar viel zu thun, um den wandernden Sohn trefflich und wie sich's gebühre, auszustatten, — der Hanns und sein Vater schnürten den Bündel unter zwar ernsten, aber doch nicht traurigen Worten, — die Mutter aber und das junge Bäslein, die holde Gertrud, weinten den lieben, langen Tag, eine mehr als die andere, und wollten sich nicht trösten lassen. Denn der Hanns war der Mutter Augapfel und das arme Bäslein hatte Niemanden lieber in der Welt als ihn, ob er sie auch als Knabe öfters gar unzart behandelt hatte, wenn sie sich seinen wilden Launen nicht fügen wollte. Vater und Mutter waren gerade d'raußen und Gertrud's Thränen fielen eine nach der andern auf das weiße Hemd, das sie ihrem jungen Vetter selbst gesponnen und gebleicht, und das sie ihm jetzt zu seiner Wanderung zurecht legte.

„Ich glaub', du willst gar nicht aufhören zu weinen.

Trudele!" sagte jetzt der junge Geselle, als begreife er solchen Schmerz und Kummer ob seiner Abreise nicht. „Du thust ja, als ging ich aus der Welt! Laß doch das Weinen, Trudele! Du könntest mir am Ende noch selber das Herz schwer machen!"

Das arme Mägdelein weinte nur noch mehr und konnte nicht einmal mehr fortarbeiten. Ganz von ihrem Leid überwältigt warf sie sich auf einen Stuhl nieder, nahm die Schürze und verhüllete ihr gar nasses Antlitz darinnen. Ihr junger Vetter aber stund verwirrt da, versuchte ob dem thörichten Mägdlein zu lächeln und es wollte ihm doch nicht gelingen. Da versuchte er sie nochmals zu trösten und sagte:

„Warum grämst du dich so sehr, Gertrud? Ich komme ja wieder!"

„O — warum aber gehst du?"

„Das ist Gesellenbrauch — zu Colmar und Straßburg wandern die jungen Leute hinaus in die Welt, Etwas zu lernen, auf daß sie ihrer Zunft Ehre machen, und warum soll ich das nicht thun, Trudele?"

„Und wann kommst du wieder? Ach, Hännselin, komme recht bald wieder! Ich habe ja Niemanden ohne dich!"

„Hast du nicht die Mutter und den Vater, so dir wohlwollen, wie mir selbst? Und hast du nicht mein Brüderlein, den kleinen Walther?! Ich dächte doch, sie sollten dir lieb und werth sein, Gertrud!" entgegnete ernst, wenn auch milde der junge Geselle. „Du solltest nicht so sehr weinen und der Mutter das Herz noch schwerer machen!"

Das arme Mägdlein fühlte wohl, daß er Recht habe, hätte ihn aber so um Vieles nicht reden hören mögen. Sie war verletzt und wußte nicht warum, — aber gewaltsam hielt sie ihre Thränen zurück, trocknete schnell Augen und Wangen und ging neuerdings an die Arbeit. Sie weinte nicht mehr und schien ruhig und gefaßt, und wenn sie von Jemanden angeredet wurde, mochte es nun ihr junger Vetter sein oder Jemand anders, gab sie freundlich aber ernst und fest schnelle und richtige Antwort. Aber öfters mußte sie sich hinausschleichen, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen und dann weinte sie sich so recht aus, damit sie vor ihren Verwandten, in deren Haus sie als arme Waise aufgenommen worden war, ruhig erscheinen konnte. Ja, es gewährte ihr Trost in ihrem Leid, als die Stunde des Schlafengehens schlug, mit ihrem unendlichen Schmerze allein sein zu können.

Früh Morgens, da der Hahn zum zweiten Male krähete, war Alles bereits schon auf den Beinen im Hause, — die Gesellen des Meisters Rösselmann stunden in schmucker Sonntagsjacke unten im Hofe, den Sohn des Meisters erwartend, dem sie das Geleit geben wollten. Der aber nahm oben Abschied von Vater und Mutter, Schwester und Bruder, denn als Schwester hatte er von jeher sein Bäslein geliebt.

Gertrud stand mit qualvollem Herzen dabei, da die Mutter weinte und des Vaters Stimme zitterte, als er dem Scheidenden den Segen gab, — aber keine Thräne quoll in ihr Auge. Da bot ihr junger Vetter nochmals Allen die Hand, gab den Abschiedsgruß und sagte:

„Behüt und gesegn' Euch Gott, lieb' Vater und Mutter und lieb Brüderlein! Ade lieb Schwesterlein, und sei mir nicht böse, Trudele, weil ich jetzund scheide!"

Da weinte das arme Kind wieder und konnte sich nicht länger halten, und sagte:

„Ich bin dir ja nicht böse, wenn du es nur mir nicht bist. Ade, ade, und vergeß uns in der Fremde nicht, wohin du in Gottes Schutz auch kommen mögest!"

„Ich will dich nicht vergessen, lieb's Trudele, und deiner wohl als ein werth Schwesterlein allzeit und aller Orten gedenken! Ade, Ade!"

Die Gesellen im Hofe empfingen ihn jetzt, nahmen ihn in die Mitte und mit Sang und Klang ging es die Straße hinab zum Thore des Städtleins hinaus, daß sich alle Fenster öffneten, um dem scheidenden jungen Bürger den Abschiedsgruß zuzurufen. — Im nächsten Dorfe schieden nach einem trefflichen Valettrunk die braven Gesellen seines Vaters von ihm, nachdem er ihnen noch viele Grüße an die daheim mitgegeben, und unser Hanns wanderte nun allein in die Fremde hinaus. An jenem Tag erinnerte er sich gar sehr an die freundlichen Worte und Mienen seines Bäsleins und an ihr heftiges Weinen beim Scheiden. Ja es kam ihm zum Oeftern auf seiner Wanderung, bei welcher er das Elsaß die Kreuz und die Queer durchwallte und Straßburg, Hagenau, Weißenburg und Schlettstadt gesehen hatte, die Sehnsucht nach dem freundlichen Thun und Blick eines lieben Mägdeleins an. Es trieb ihn wieder in die Gegend seiner Heimath und so kam er nach Colmar.

In Colmar sah zu dem Hause des Schultheißen, so auch Gerbermeister gewesen, ein wunderholdes Mägdelein heraus, als der junge Gerbergesell des Weges kam, — und jenes war des Schultheißen Töchterlein. Da kehrte der Geselle ein und sagte:

„Gott grüß Euch, schön Jungfräulein! Wo ist Euer werther Vater?"

„Der Vater sitzt d'rinnen in der Stube, — wollet nur hereintreten, junger Gesell," erwiederte mit freundlicher Gebärde das Mägdelein.

Da ging er in die Stube zu dem alten Schultheiß und sein freundlich verständig Wesen gefiel dem Meister, also daß er ihn in die Zahl seiner Gesellen und in sein Haus aufnahm. Und beide Theile wurden mit einander zufrieden, und der junge Rösselmann galt bald als der klügste, geschickteste und stärkste Gerbergesell in der Stadt, und beim Zunftspiel war der Preis allezeit sein, daß er hoch in Ehren stund bei allen Genossen. Auch die Jungfrauen der Stadt wollten ihm wohl, aber sein Sinnen und Denken stund auf keine andere, denn auf seines Meisters holdselig Töchterlein, die schöne Kunigund. Die war aber auch gut und freundlich und liebselig mit ihm, daß er im Herzen schwor, keine andere sein Leben lang zu minnen, denn sie. Auch der Meister war ihm gut und hielt ihn wie einen Sohn, so daß er das Geschäft der Gerberei ganz in seinen

Händen ließ und ihn auch bei Gelegenheit zum Oeftern in seinen Obliegenheiten als Schultheiß der Stadt gebrauchte. Da nahm ihn eines Tages der alte Herr auf die Seite, ließ einen guten Wein bringen und sie setzten sich neben einander und tranken, bis der Alte anhub:

„Lieber Gesell, du bist mir und meinem Hause viel werth geworden, also daß ich dich ungern scheiden sähe, wo dir je dein Sinn wo anders hinstünde. Ich bin alt geworden und mürbe, denn Zeit und Mühe hat lang und hart auf mir gelegen. Ich habe ausgehalten in Gottes Namen bei diesen schlimmen Zeitläuften, — aber es wird jetzt wohl nicht mehr gehen, — das, was nachkommt, bedarf eines kräftigeren Widerstandes als der meinige sein möchte, — denn siehe: Kaiser Friedrich, unser mächtiger Herr, mag auch nun mürbe sein, — die Schelme in Welschland haben ihm's Leben und Herrschen verleidet, und von seinen deutschen Landen will er auch nicht viel wissen, also daß er d'rüben in Welschland Kraft und Zeit hat vergeudet. — Der König Konrad, sein Sohn, ist nicht der gewaltige Herr, wie sein Vater, und die Fürsten und Herren sind arg widerspenstig, also daß die böse Zeit, von der ich rede, für unser Land und diese gute Stadt nicht lange mehr ausbleiben wird. Da wird auch mein Haus eines starken Schirmers bedürfen und mein Töchterlein eines Ehegemahls, so ihr das erhält, was meines Vaters Hand und die meinige ihr in Redlichkeit erworben. Du warst seither treu und gut, — ich frage dich nun, ob du meiner Gunde einen Gemahl, wie ich ihn wünsche, schaffen willst, wo ich nicht mehr am Leben bin?"

Der Geselle stund bei diesen Worten, die er deuten konnte, wie er wollte, unschlüssig und verwirrt da.

„Wie? Du zögerst? Sollte ich mich geirrt haben?" fragte der Alte selber in Verlegenheit gerathend, den Gesellen und sich selbst. „Wohl, wenn du bereits ein ander Lieb hast und meine Gunde verschmähest, so kann ich nicht dawider, so leid mir das thut, Geselle!"

„O nein, lieber Meister, Vater —," rief dieser jetzt in höchster Freude, — „ich habe kein ander Lieb im Herzen, denn Euer holdselig Töchterlein, und wo sie mein eigen, will ich mich schon hier auf Erden im Himmel wähnen!"

„Das denk ich auch!" schmunzelte der Schultheiß und fuhr fröhlich fort: „Ich weiß, daß du meiner Gunde viel lieb und werth bist, und ich habe dich vor allen andern erkannt, daß sie dir allein's gebühre. Und daß sie dein eigen sein will, wird sie dir wohl selber schon gesagt haben."

In Freude und Lust eilte andern Tages schon der wackere Geselle seiner Heimath zu, um Vater und Mutter sein Glück zu künden, auf daß sie sich mit ihm freuen möchten. Und in des Meisters Haus zu Türkheim war heller Jubel über die Ankunft des glücklichen Sohnes. Nur Eine weinte derhalben stille Thränen und mochte ob der frohen Nachricht nicht fröhlich sein. Das war das arme Bäslein im Hause, die stille und sanfte Gertrud.

„Warum so traurig und trüben Herzens, lieb Trudele?" fragte der Glückliche in gar milder, freundlicher Rede und griff ihre Hand. „Willst du dich nicht freuen, daß ich wieder gekommen und mit solch froher Botschaft?!"

„O, daß du dich glücklich fühlst, glaub es sicherlich, das freut mich von Herzen, aber — —" aber sie selbst hätte ihn so gerne glücklich gemacht, dachte Gertrud, und konnte es doch nicht sagen.

„Du sollst bei der Hochzeit neben meiner Gunde stehen, Trudele, — sollst allein mir alles mein Linnenzeug zur gebührlichen Ausstattung durch deine Hand schaffen und bereiten, — ja, wenn du willst, magst du in meinem Hause wohnen und die holde Gunde wird dich halten wie ein herzig lieb Schwesterlein. Denn sie ist gut und sanft wie du, und sie ist schön und liebselig wie keine andere!"

So sprach der Frohe, denn er wußte ja nicht, wie weh' er mit solcher Rede seinem Bäslein that, und er sah ja nicht, wie ihr armes Herz in Wehleid und Trauern zuckte, als er ihr sein Glück erzählte. Auch sah er die Thränen nicht, die auf die Linnen fielen, welche sie ihm wob und bleichte und wie sie seufzte und weinte, da sie ihm die Hemden und Tücher nähete zur stattlichen Mitgabe für seinen herannahenden Hochzeitstag.

2.

In der wilden Zeit des Interregnums, wo kein Kaiser im Reiche herrschte und Jeder that, was ihm wohl gefiel, da fühlten die Städte am Rheine wohl, daß sie nur durch Zusammenhalten und entschiedene Kraft sich den Angriffen der Herren und Fürsten im Lande erwehren möchten. Die Straßburger und Speierer lagen mit ihren Bischöfen und dem wilden Adel umher in harter Fehde und gleich ihnen die meisten der anderen Städte. Solche Noth stählte die Kraft und den freien Bürgersinn ihrer Bewohner und das Städtewesen ging erkräftigt und blühend aus dieser Zeit der willkührlichen rohen Kraft hervor, weil die Bürger Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wohl gelernt hatten.

Zu jener Zeit, 1261, da die Straßburger den tapfern Grafen Rudolph von Habsburg zu ihrem Kriegshauptmann und Feldobersten erkoren, bekleidete zu Colmar das Amt eines Schultheißen, Hanns Rösselmann von Türkheim. Der alte Schultheiß war gestorben und die zwei folgenden dieses Amts hatten sich allweg nur bei dem Schwiegersohn desselben Raths in ihrer Pflicht erholt, dieweil Herr Hanns Rösselmann ein gar verständiger und hochgeachteter Bürger bei männiglich in gutem Ruf gestanden. Und als nochmals die Wahl vorgenommen wurde, da wählte ihn die Bürgerschaft als den tauglichsten und würdigsten zu ihrem Schultheißen. Jetzt war sein hauptsächlich Streben darauf gerichtet, seiner Stadt die bürgerliche Freiheit zu sichern und der Parthei, welche in der Gemeinde dem Bischof von Straßburg, Walther von Geroldseck, anhing, entgegen zu arbeiten. Wohl wußt' er, daß Kaiser Friedrich II. und zuletzt noch König Richard von Cornwallis die Stadt wie alle andern im Elsaß unter der Bischöfe Aufsicht gestellt hatte, — aber mit Recht glaubte er den ungegründeten Forderungen und dem Versuche jenes stolzen Prälaten, sich ganz in Besitz und Eigenthum der

Stadt zu setzen, mit all' möglicher Kraft entgegentreten zu müssen.

Doch war die Gegenparthei in der Stadt, welche ihn verläumdete, als suche er die Armen zu unterdrücken, den Adel auf die Seite zu schaffen und sich selbst und die Seinigen zu erheben, so groß und stark, daß es all' seiner Festigkeit und Vorsicht bedurfte, um sich in seinem Amte zu halten. Auf die Kunde des Zwiespalts zwischen den Straßburgern und ihrem Bischof schloß er im Namen der Bürgerschaft ein Bündniß mit dem Rath zu Straßburg ab, als seinen „lieben und besonders guten Freunden," wie er denn auch durch großes Verdienst um das Wohl der Stadt und durch seine ausgebreitete Verwandtschaft von dem Vater seiner Frau her, noch immer großen Einfluß ausübte.

So kehrte er eines Tages aus dem Rathshofe heim zu seinem Hause, — es war eine Sitzung voll wildem Sturm und Geschrei gewesen, wie noch nie vorher, und die bischöfliche Parthei im Schooße des Raths hatte den Mund gar voll genommen und einen trefflichen Lärm vollführt. Insonderlich war ihm einer vom Adel, der von Rathsamhausen, mit starrer Rede entgegengetreten. — Mit kummervollem Herzen ging er die Straße hinab, als ihm ein armer Mann aus der Stadt, der als fauler, hinterlistiger und tückischer Mensch bekannt war, in den Weg trat.

„Gebt mir einen Groschen, Schultheiß!" sprach ihn der Unverschämte an, so sichtlich im Rausche stack, obwohl es noch nicht vollends Mittag war. „Gebt mir einen Groschen, daß ich trinken kann, wie mir's gefällt, so wie Ihr auch!"

„Wie, Schelmenjörg? Grober, schlimmer Gesell!" fuhr der Schultheiß heraus, der ohne dieß in nicht gar frommer Laune war. „Willst du von and'rer Leute Gut zehren in deiner Schlemmerei!?"

„Was, zum Teufel, Schultheiß, schwatzt ihr daher und führet harte, starre Rede!" entgegnete der freche Bube, indem er sich vor Rösselmann mit eingestemmten Armen hinstellte. „Man kennt Euch und Eure Sippschaft wohl auch und wo Ihr hergeloffen seid, daß Ihr vom Gute dieser Stadt zehren möget. Wir Andere dürfen darob darben oder Gras fressen, — aber das möcht' Euch noch bös auf die Kippe geh'n, Mann! Denket nur an den Schelmenjörg, so es Euch gesagt!"

Was wollte der Schultheiß dem Betrunkenen gegenüber machen? Er verschluckte seinen Zorn, dieweil er doch an einen Unwürdigen verschwendet gewesen wäre, warf dem Bettler einen Groschen hin, indem er sich mit Verachtung abwandte und seinem Hause zuschritt. Der Elende hob das Geld höhnisch auf und rief dem Weggehenden nach:

„So kommt man dem hochnasigen Gesellen an! Oder soll ich ihm gar Dank wissen, daß er mir gegeben, was er der Stadt tausendfach gestohlen! Warte nur, Männlein, wir kommen dir noch weidlicher auf den Hals!"

Der Schultheiß kam mit trauriger und unmuthiger Gebärde heim und setzte sich neben sein theures Gemahl und seine Kinder an den Mittagstisch, um mit seinen Gesellen, Knechten und Mägden und von ihnen umgeben, sich zu dem nachfolgenden Tagewerk zu erkräftigen. Er wurde heiterer in seiner Familie Mitte, sprach freundlich mit Weib und Kind und den treuen Gesellen, und mochte es nicht unterlassen, ihnen seine Noth zu klagen.

„Ich habe Zeit, Mühe und gute Laune unserer Stadt gewidmet," sagte er. „Ließ mich kein Ding, auch das schwerste nicht, zu ihrem Heil verdrießen, und nun ist der Lohn, daß man mich der Herrschsucht, des Uebermuths, ja der Untreue und der Verschwendung im Amte zeihen will!"

„Das sagen wohl auch nur die Spitzknechte und Heimtücker!" sagte der Altgeselle, eine gar ehrliche und treue Haut, von seinem Platz über den Tisch herüber.

„Wo du die Geschlechter unserer Stadt also nennen willst, magst du recht haben," fuhr der Schultheiß fort. „Sie ließen mich ihre Meinung im Rathe wohl verstehen, und was sie gedacht, das mußt' ich von dem trunkenen Schelmenjörg auf der Straße laut hören."

„O laßt Euch ihre Meinung nicht verdrießen, Herr Meister!" entgegnete wiederum der Altgeselle, als Wortführer seiner Mitgesellen. „Ihr seid ein gar braver, frommer Mann, — das wissen alle Leute wohl, und wer etwelches anderes wissen will, dem soll die Schalkshaut weidlich von Euerm Altgesellen gegerbt werden, daß er dessen genug kriege!"

In demselben Augenblicke fragte des Schultheißen Gemahl, die fromme Frau Kunigunde, ihren Mann, was das für ein Lärm auf der Straße wäre, da sich jetzt etliche laute, unehrerbietige Stimmen vor dem Hause vernehmen ließen. Da sprang einer der Stadtknechte, so am Thore stunden, in die Stube, — sein Anblick deutete nichts Gutes. Mit keuchender Stimme rief er: „Herr Schultheiß, rettet Euch! Ihr seid verrathen!"

„Was gibts, Geselle! sag an!" fragte unerschrocken Herr Rösselmann. „Die Bischöflichen sind in die Stadt gedrungen, und haben die Oberhand, — die Bürgerschaft hält's mit ihnen, — fliehet, es geht Euch an Freiheit und Leben!"

„Will's Gott, so ist dem nicht so!" entgegnete gleichmüthig der Schultheiß, um seiner aufschreienden Frau Muth einzuflößen. Während er aber an's Fenster trat, um auf die Straße sehen zu können, rief der Altgeselle den andern zu:

„Wahrlich, sie sollen sich hüten, dem Meister ein Leid zu thun! Wir wollen ihnen die Knochen zu lauter Brei zerschlagen, wo sie ihm zu nahe treten! Darum fort jetzt in die Rüstkammer!"

Die Bischöflichen hatten wirklich mit Hilfe des gemeinen Volks die Oberhand in der Stadt gewonnen und ihre Pläne ganz in der Stille und mit Geschick ausgeführt, — bedräuliche, grobe Worte schollen von der Straße herauf und Rösselmann sah, daß es zu spät war, Sturm zu läuten und die ihm treue Bürgerschaft aufzurufen, da die Mauern, Thürme und Thore der Stadt in der Feinde Hände waren.

„Was wollt Ihr? Was ist Euer Begehr?" rief er derhalben aus dem Fenster auf die Straße, die von tobendem Volk gefüllt war, durch das sich einige vom Adel hoch zu Roß drängten, während am Thore des Hauses kühn-

müthigen Herzens sich die Gerbergesellen aufgestellt hatten und den Andringenden Furcht genug einflößten. Als sich der Schultheiß am Fenster zeigte, legte sich der Tumult, und der von Rathsamhausen beeilte sich, von seinem Streitroß Rösselmann's Frage zu beantworten.

„Hanns Rösselmann, Ihr sollt Euer Amt, das Ihr unwürdig geführet, alsbald niederlegen und aus der Stadt weichen!“ sagte der Edelmann in stolzer Rede.

„Ist das der Wille unserer Bürgerschaft?“ fragte der Schultheiß.

„Es ist der Wille unseres gnädigen Herrn, des Bischofs und Aller derjenigen, so Eure Ränke und Anschläge, mit welchen Ihr der Wohlfahrt dieser guten Stadt widerstrebt habt, erkannt haben! Beeilet Euch, diesem gerechten Begehr zu folgen, sonsten Ihr anderswie hiezu gezwungen werden möchtet!“

„Wohl, Herr Friedrich von Rathsamhausen, — Ihr dürft heute eine gar hochgemuthete und stolze Rede führen. Ich weiche nur der Gewalt, so Ihr heute in Händen habt und nicht im Bewußtsein meiner Unwürdigkeit oder Billigung Eueres und Eueres gnädigen Herrn Verfahren. Ich rufe Gott und Alle, so noch mit redlichem Herzen hier versammelt sind, zum Zeugen an, daß ich — —“

„Macht keine Worte, Meister!“ rief ihn unterbrechend sein Gegner. „Sputet Euch, wo Ihr's gut mit Euch selbst meinet, und macht, daß Ihr diese Stadt verlasset, in die Ihr als Fremdling gekommen seid!“ —

Und so mußte er Abschied nehmen von Weib und Kind, die er dem Ohm seiner Frau, dem Domherrn zu St. Martin in Schirm und Schutz empfahl, und wich aus der Stadt mit Trauer im Herzen ob dem Undank seiner Mitbürger.

3.

Mehrere Wochen waren vergangen, seitdem der Schultheiß Rösselmann in der Verbannung war; der von Rathsamhausen war Schultheiß geworden und nur erklärte Anhänger des Bischofs saßen im Rathe, welche denn auch nur auf ihres Schutzherrn Vortheil und Nutzen bedacht waren. Das Haus Rösselmann's aber stund leer, seine Werkstätte lag stille, denn die Meisterin war in ihres Oheims, des Domherrn Haus gezogen, und da gingen die armen Gesellen aus der Stadt, sich andere Meister zu suchen, und nur Einer blieb und wollte nicht weichen, — das war der treue Altgeselle. Er mochte die Hoffnung nicht aufgeben, seinen Meister nochmals als Schultheiß in der Stadt zu sehen, und ging und trug diese Hoffnung in die Herzen derjenigen Bürger, von welchen er wohl wußte, mit welcher Sehnsucht sie ihres vertriebenen Schultheißen gedachten, und das waren ihrer die große Mehrzahl in der Stadt.

„Seid getrost, liebe Frau Meisterin!“ konnte dann der fromme Geselle sagen, wenn er in des Domherrn Haus kam und sie in ihrem Leide traf. „Seid getrost, Euer Herr wird wieder kommen, ehe Ihr nur daran glaubet. Die Bürgerschaft erinnert sich seiner wohl, und erst gestern hat mir der Küfermeister Leitmann gesagt, da er mir von seinem Besten zutrank, daß man nur die Gelegenheit abwarte. Zur Zeit ist freilich die Schelmenbrut noch auf der Hut, aber 's kommt schon ein Tag, wo wir's ihnen eintränken wollen!“

„Habt Ihr nichts von meinem Herrn vernommen, treuer Gesell?“ fragte auf diese Reden die Frau Kunigunde mit Schluchzen.

„Ja, daß er wohl ist und bald bei Euch zu sein gedenkt!“

„Und wo weilt er jetzt?“

„Wohl nur an gutem Ort! Etzliche sagen zu Straßburg seine Freunde aufzubieten, Etzliche reden, daß er bei den Grafen von Habsburg weile, so nun auch dem Bischof abgesagt haben. Gewisses aber weiß man nicht zu sagen!“

„So erfüllet mir eine Bitte, guter Gesell, und gehet meinen Herrn aufzusuchen, auf daß ich sicher wisse, wo er zu treffen. Saget ihm, daß ich in Herzeleid hier weile und die Kinder nach ihrem Vater schreien, und daß ich zu ihm kommen wolle, auf daß ich wohne, wo er wohnt. Vielleicht trefft Ihr ihn zu Türkheim, in seiner Geburtsstadt, — gehet hin zu unserer Base Gertrud, die wird Euch wohl Kunde geben können!“

Und des nemlichen Tages noch ging der Geselle zum Thor hinaus, seiner Meisterin Bitte nachzukommen. Er war noch keine halbe Stunde von der Stadt weg, als er auf dem Hohlwege eine Frau in der Tracht der Landstädtchen im Elsaß, daherkommen sah. Vor ihm hin aber trollte die zerlumpte und verdächtige Gestalt eben jenes Schelmenjörgs aus der Stadt, welcher den Schultheiß an dem verhängnißvollen Tage angebettelt hatte. Als dieser Elende der nahenden Frau näher gekommen war, sah er sie scharf und nach seiner Art unverschämt an. Dann fing er an:

„Aha! Da ist ja wieder Eine von der Sippe! Was hast du wohl Sauberes in unsere Stadt zu melden, Dirne?“

„Gelobt sei Jesus Christus!“ stammelte das Weib und ließ dies halb als ihren gewöhnlichen Gruß, halb als Stoßseufzer gelten, und suchte mit diesen Worten an dem Elenden vorbei zu kommen. Der aber war nicht gleicher Meinung und rief ihr den Weg versperrend:

„Oho! So kommst du nicht durch! Woher des Wegs und wohin? Oder halt, ich weiß das schon, — hab' ich dich doch bei der Hochzeit des hergeloffenen Schultheißen gesehen.“ Damit hatte er die Arme am Kleide gepackt und hielt sie fest. „Ja, ja, du bist's schon, — nur ist das Fell trocken und runzlicht worden, — aber die Larve noch immer so schmerzhaft, als hättest du Galle getrunken. Schrei nicht, oder ich geb' dir das Messer da zu fressen, und heraus mit dem Silber- und Kupferblech, bevor Jemand kommt. Du magst nur wissen, daß du hiermit nur für zwei Monde Zinsen zahlst von dem, was der Schultheiß von uns genommen. Ja merk' dir's, 's wird bald die Zeit kommen, wo ich wieder in dem Hause wohne, allda mein Großvater gewohnt und aus dem meinen Vater des Schultheißen Schwiegervater getrieben, da er ihm den Plemper schuldete.“

Unter diesen Reden hatte der Elende alle Taschen seiner Gefangenen durchsucht und ihr die silbernen Spangen vom

Mieder und Kopfe gerissen. Jetzt aber fühlte er sich mit einmal von kräftiger Faust gepackt und wider den Rain geworfen, daß ihm alle Rippen krachten und er nicht sogleich wieder aufzustehen vermochte, — die Befreite aber in herzlichem Danke zu Gott und ihrem Retter sich erhob.

„Hat Euch der Elende wehe gethan, gute Frau?" fragte der Altgeselle, sich zu dem armen Weibe wendend.

„Ich bin nicht geschädigt, Herr, als was er mir vom Kleid und Haar gerissen, — Gott und Euch zu danken!" entgegnete die Frau und richtete sich auf, weiter zu eilen.

„Wollt Ihr mir nicht sagen, woher Ihr kommt?" fragte freundlich der Geselle. „Es ist mir, als hätt' ich Euch schon einmal gesehen!"

„Es könnte sein, aber wenn Ihr Euer gutes Werk krönen wollt, so erlaßt mir die Antwort und erlaubt, daß ich meines Weges gehe!" bat die Wanderin.

„Daran sollt Ihr nicht gehindert sein, — ich meinte nur, Euch bei der Hochzeit meines Meisters vor zehn Jahren gesehen zu haben. Wenn das wäre, würdet Ihr mir einen Gang ersparen können; und d'rum sagt, ob Ihr nicht die Base Gertrud von Türkheim seid?"

Die Frau schaute ihn groß und mit bestürzter Gebärde an. Dann fragte sie:

„Wer seid denn Ihr, Herr? Aber laßt mich jetzt, denn seht, der schlimme Gesell dorten kommt wieder auf die Beine!"

„Der wird Euch jetzt wohl in Ruhe lassen, so lang der Altgesell des Schultheißen bei Euch weilt. Seht, der bin ich, und wurde von der Frau Meisterin ausgeschickt, nach dem Herrn zu suchen!"

„Dann gehet mit mir nur wiederum in die Stadt zurück!" sagte mit wichtiger Miene die Frau und griff ihn an der Hand. „Auch an Euch geht meine Botschaft, daß Ihr wachen sollt, — Euer Herr wird bald kommen und, will's Gott, bleiben!"

„Nun dann allen Himmeln Preis!" rief der Altgeselle freudig und kehrte an der Seite der Frau, als die untergehende Sonne das Münster zu St. Martin roth malte, nach dem Thore der Stadt zurück.

Freude und Bangen herrschte an jenem Abende in allen Herzen im Hause des Domherrn, als Base Gertrud solch willkommene Botschaft brachte, wenn sie auch nicht mehr wußten, außer dem Domherrn selber, als daß jetzt der Vater und Meister im Schutze der Grafen von Habsburg weile und bald und sicher in die Stadt kommen wolle. — Aber die Nacht ging herum und der Vater kam nicht. Der andere Tag ging hin, und brachte in den Hof des Domherrn nichts, denn ein großes Weinfaß, das die Leute des Küfermeisters Leitmann aus einem benachbarten Dorfe hereinfuhren, weil allda der Domherr einen Keller hatte. Verzagend, da es schon Abend war, zog sich Frau Kunigunde mit dem kleinen Walther, wie ihr Söhnlein hieß, in ihr Gemach zurück, und weinte. Da trat die Base Gertrud ein, ging auf sie zu und sagte:

„Warum weinst du, Gunde, wo du fröhlich sein solltest?"

„Ach, Gertrud, du hast mir ob meinem Herrn wohl falschen Trost gegeben. Du weißt es auch nicht, wo er weilt, — o, vielleicht ist er gar schon — —"

Die Verzagende konnte vor Schluchzen nicht weiter reden; Gertrud aber, mit dem frommen, wehmüthigen und Gott ergebenen Ausdruck im Antlitz, blickte die Mutter und ihr Kind eine Zeit lang an, als ringe sie mit einer innern Bewegung; und als die Schluchzende wieder anfing:

„O du weißt es nicht, wie man ihn lieben muß, Gertrud, — du kannst mein Leid nicht kennen und fühlen!"

Da sprach die arme Gertrud:

„Er lebt und ist gesund!"

„Und wo weilt er, — sag' es, — ich bitt' dich um der Wunden Christi willen?"

„Hier, in diesem Hause! Aber willst du ihn nicht seinen Feinden ausliefern, so verhalte dich ruhig!"

Damit ging die Base wieder hinaus und überließ Frau Kunigunde ihren Gefühlen, Hoffnungen und Zweifeln. Gertrud, die sanfte, stille Gertrud hatte seit der Hochzeit ihres Vetters ihr ruhiges Leben in dem Hause des alten Rösselmann zu Türkheim fortgeführt. Nur die stete Wehmuth ihres Herzens und die bleichen Züge kündeten den Gram und das Leid ihrer Seele, — sonst war sie mild und gut wie immer. Da starb der alte Rösselmann und seine Frau folgte ihm, so daß das Haus auf den jüngern Sohn überging, der sich eine von den Töchtern des Städtleins erwählt hatte, — und nun war der armen Gertrud das Leben daselbst verleidet und pochenden Herzens war sie aus dem Hause geschieden, wo sie so viel Gutes genossen, um endlich dennoch den oft wiederholten Einladungen der Frau Kunigunde zu Colmar Folge zu leisten. Der Zufall hatte sie mit ihrem Vetter zusammengeführt und alsbald hatte sie's übernommen, seine Aufträge in die Stadt zu bringen, aus der er verbannt war. Als sie nun nach dem Gespräch mit ihres Vetters Hausfrau in den Hof kam, waren gerade der Altgeselle und der Küfermeister unter des Domherrn Aufsicht beschäftigt, das hereingebrachte Faß mit Vorsicht in den Keller zu bringen; Gertrud folgte und man ließ sie, als in das Geheimniß eingeweiht, mitfolgen, während des Küfermeisters Gesellen selbst wieder heimfuhren. Der Altgeselle konnte sich bei der Schwere des Fasses nicht enthalten, zu erproben, ob es voll oder leer, und pochte an.

„Schade!" sagte er bei dem hohlen Klang. „Schade, daß ein so schönes Faß nicht gefüllt ist!"

„O, es enthält schon guten und ächten Stoff!" antwortete lächelnd der Domherr. Macht nur das Faßthürlein auf und Ihr sollt es selbst sehen!"

„Das müßte doch mit Wundern zugehen!" meinte der Altgesell und klopfte noch einmal wider die Dauben, daß es hohlen Klang gab. In selbem Augenblick aber fiel das Thürlein des Fasses von selbst heraus und ihm folgte — — der Kopf des Schultheißen und dann sein ganzer Leib.

„Der Henker halt's da innen länger aus!" rief er hart aufathmend, als er gesund und frisch vor seinem erstaunten treuen Gesellen stand. „Jetzt an's Werk, ihr Lieben alle, und seid mir recht herzlich gegrüßt! D'raußen vor der

Stadt stehen in diesem Augenblicke unsere Freunde, Graf Gottfried von Habsburg, des Straßburger Kriegshauptmanns Bruder, mit seinen Mannen, und sie warten nur auf ein Zeichen von uns. Sammelt in heimlicher Eile so viel unserer befreundeten Bürger in der Stadt, als ohne Aufsehen möglich, und heißet sie Strohhaufen vor ihre Häuser auf die Gasse legen, — ich aber will nun an's Thor, allwo ich den Pförtner leichtlich gewinnen will. So, jetzt eilet fort, meine lieben Freunde und thut, wie ich Euch gesagt, — du aber gute, herzliebe Gertrude, was macht mein Weib und Kind?"

„Sie sind wohl und gesund!" sagte diese, und mit einem innigen: „Gott sei Lob und Dank!" eilte nun der wieder Heimgekommene bei der angebrochenen Dunkelheit der Nacht hinaus auf die Straße, seinen Plan auszuführen.

Die Wächter am Thore, so ihren alten Herrn noch nicht vergessen hatten, waren schnell gewonnen, sie gaben die Schlüssel her und das Thor flog sparrenweit auf. Jetzt steckte Rösselmann ein Bündel Stroh an einen Spieß, zündete es an und hob es hoch über die Mauer. Da rasselten die auf zwei Ackerslängen von der Stadtmauer haltenden Reisigen über das Feld herüber, stürmten ungehindert durch das Thor, drangen ungestüm in die innere Stadt und laut erscholl der Kampfruf:

„Habsburg hie! Habsburg!"

Hell flackerten jetzt die Strohhaufen in den Straßen auf, um in der Dunkelheit der Nacht besser handeln zu können, und die erschreckte Bürgerschaft sah beim zitternden Strohfeuer die blinkenden Waffen der fremden Krieger, und wußte nicht, was sie beginnen sollte. Bald aber erkannte man, wem es galt. Die Feinde des Schultheißen Rösselmann fuhren bange aus dem ersten Schlaf auf und hörten Hufschlag, Waffengeklirr und das Geschrei der Habsburger; da war an keinen Widerstand zu denken, und unbekleidet, wie sie vom Lager stiegen, versuchten sie die Flucht über die Mauern. Den Meisten gelang es, die Andern aber fielen den ergrimmten Kriegern in die Hände und fanden unbarmherzig den Tod.

Noch in selbiger Nacht aber jubelten die übrigen Bürger ihrem zurückgekehrten Schultheiß zu und begrüßten die Befreier von dem Joche der bischöflich Gesinnten. Auf den Händen trug man den wackern Rösselmann nach dem Rathshofe in den großen Saal, um ihn allda feierlich in seine Rechte und sein Amt wiederum einzusetzen. Die kühnen Krieger aber wurden nach Gebühren gut bewirthet die ganze Nacht hindurch, und als man am frühen Morgen aufbrach, um an das Tagewerk zu gehen, da schmetterten vor dem Thore schon befreundete Trompeten und ein Herold, so durch die Straßen ritt, verkündete die Ankunft des ehrenvesten, edeln und tapfern Grafen Rudolph von Habsburg und Kyburg, Landgrafen des obern Elsasses, Hauptmanns und Panierherren der freien Städte des Reiches, Straßburg und Zürich.

4.

Es hatte schon den ganzen Tag heftig gewettert und gestürmt, und der kalte Nord jagte die Schneeflocken in wilder Flucht über die Giebel und Schornsteine der Stadt und um die Zinnen des Münsters. Wer daheim bleiben konnte, blieb daheim am warmen Heerde, und so saß denn auch der Schultheiß von Colmar, der wackere Gerbermeister Hanns Rösselmann in der heimlichen Wohnstube mit seiner Familie, während unten im Hofe und in den Schuppen der Werkstätte trotz dem ungestümen Wetter lustiger Gesang der fleißigen Gesellen erscholl. Frau Kunigunde und Base Gertrud saßen mit dem Rocken am Heerde und spannen fleißig darauf los, der Meister aber schnitzte an Lanze und Bogen für den kleinen Walther, der zwischen seinen Knieen stund und ungeduldig zuschaute. Dabei schwatzte Herr Rösselmann in aller Gemüthlichkeit mit dem Knaben, mit seinem Weibe und der Base Gertrud. Eben sagte er wieder:

„Ja, ja, ich sag' es immer wieder, der Altgesell' hat ein Aug' auf dich, liebe Gertrud! Da müßt ich doch blind sein, wo ich das nicht merken würde, da der ehrliche Gesell kein Fäslein seiner Seele vor mir verheimlichen könnte. Und du wirst doch selbst schon dich überzeugt haben, wie er dir wohl will, wenn er deiner am Thore des Münsters wartet, um dich aus der Messe heim zu geleiten, — wie er im Dom selber zum Oeftern seine Augen dahin wendet, wo du kniest, und wie — —"

„Da müßte man dafür halten, daß auch ich während des heiligen Gebets meine Augen umschweifen lasse, um nach ihm zu sehen, wo ich solches bemerken soll!" sagte ernst die bleiche Base und blickte nur auf, um ihrem Vetter einen fast vorwurfsvollen Blick zuzusenden. „Du wollest doch also nicht von mir denken, Vetter Schultheiß?"

„Nun, und was hätt' es so Großes auf sich, Gertrud?" fragte der Schultheiß sichtlich in guter Laune. „Ich weiß, daß ich es dereinst gerade so gemacht und meine Gunde wird's wohl auch nicht läugnen, daß sie ihre Aeuglein öfters nach mir wandte, wenn sie, wie das Röslein im Kranz, unter den andern Mägdelein, im Gebete lag. Bin damals auch des Sonntags oder Abends in der Freistunde lieber daheim geblieben in der Stube, wo mein Lieb weilte, als mit den andern auf den Trinkstuben gelegen, — gerade wie jetzt auf einmal der gute Gesell', seit du in unserm Hause weilst. Sonst drängte es ihn auch nicht gar so sehr in das heilige Münster, jetzt aber rufen die Glocken kaum zum ersten Male Sonntag's von den Thürmen, steckt er schon in der Feiertagsjacke, und man muß ihn nur sehen, wie er sich durch die nach dem Haus des Herrn Wallenden drängt, um im Dom in deiner Nähe stehen zu dürfen und dich beten zu sehen. Denn das muß ich dir sagen, daß dein Anblick im Gebet schon den leichtfertigsten Gesellen fromm und gottesfürchtig machen möchte!"

Gertrud war aufgestanden, ihre Bewegung verborgen zu halten und machte sich am Erkerfensterlein etwas zu thun. Thränen stunden ihr in den Augen und ihr Herz schlug hörbar, während der Sturm an die Thüren und Wände pochte und die Flocken im wilden Getriebe durch die Straße jagte.

„Welches trübe, schlimme Wetter!" hub sie dann mit

einem unterdrückten Seufzer im Busen an. Aber der Schultheiß ließ sich nicht ableiten und fuhr fort:

„Was hast du, Gertrud, gegen den guten, treuen Gesellen, daß du nichts von ihm hören willst? Er ist herrlichen Gemüths und fleißig und geschickt wie Keiner. Er mag nur ein halb Dutzend Jahre mehr haben denn du, und wo du es nur überlegst, so wirst du ihn nicht ausschlagen!“

„Schweige, Vetter, thu's mir zu Gefallen und rede so nicht weiter!“ bat jetzt mit zitternder Stimme die Arme.

„Was hast du gegen ihn, sag' es, Gertrud?“ fragte ernster der Schultheiß.

„Nichts, gar nichts, — er ist ja treu und gut, wie du sagst und wir Alle wissen! Horche nur, wie die Dohle an den Thürmen d'rüben im Sturme schreit! Das bedeutet nichts Gutes!“

„So vergelte seine Liebe zu dir, — er ist es wohl würdig!“ fuhr der Schultheiß immer ernster redend fort, und ohne auf den Versuch seiner Base ein anderes Gespräch einzulenken, geachtet zu haben. „Er ist deiner wohl werth und kann dich glücklich machen!“

Gertrud legte die Hände auf den gepreßten Busen und fing mit fast erstickter Stimme an:

„Willst du mich also aus dem Hause haben, Vetter Schultheiß?“

„Gott wahr' mich vor solchen Gedanken! Ihr Beide müßtet, so lang ich am Leben bin, in diesem Hause wohnen! Nimm den guten Gesellen, Gertrud, nimm ihn!“

„Ich wollte ihn nehmen, wo ich je einem Manne die Hand reichen würde!“

„Dann willst du eine Nonne werden und in's Kloster gehen?“

„Will's Gott, so lange nicht, als mir dies Haus gerne ein gastlich Obdach gewährt!“

„Das sollst du haben, so lange es einen Bürger in Colmar gibt, der den Namen Rösselmann trägt. Gottlob ist es mir gewährt, dir meine treue, gute Schwester eine ruhige Zuflucht zu gewähren! Der Stadt Schutz ist in sichere Hände gelegt und unsere Feinde mögen uns und die gewahrte Freiheit der Stadt begeifern, wie sie's wollen, — schaden werden sie uns nicht mehr viel, deß bürgt die Freundschaft der Bürgerschaft zu Straßburg und der edeln Habsburger Herren, also auch unsere eigene Einheit, Kraft und Fürsicht. Bereits haben die Straßburger, Edle und Zunftgenossen, ihre Banner gegen unsere Feinde aufgeworfen und fliegen lassen, und ist es Gottes Wille, werden wir uns ihres Sieges freuen dürfen!“

So sprach der wackere Schultheiß vor seiner Familie, als stünd' er im Rathe und vor den Zünften; das war er so gewöhnt, wann es gerade sein Herz bewegte, von der Stadt Angelegenheiten auch im Schooße der Seinen zu sprechen. Jetzt aber stund er auf, stülpte den Filzhut auf's Haupt und warf den weiten Mantel um, indem er der fragenden Gattin bedeutete, daß er noch, obgleich es bereits schon Abend werden wolle, auf den Rathshof müsse.

Ein trübes, banges Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, überkam ihn, als er so zwischen den Häusern dahinschritt, um deren hohe Giebel und Firsten schauerig und gräulich der Sturm pfiff und ihm die Schneeflocken unter der Krempe des Hutes in's Gesicht trieb. Auf den Münsterthürmen zu St. Martin heulten und schrieen die Dohlen ganz ungeheuerlich mit dem tobenden Sturm um die Wette, — da hielt ihn Jemand am Mantel fest, daß er sich alsbald umwandte. Es war der Schelmenjörg, der neben ihm stand, wieder wie gewöhnlich in trunkenem Zustande, und der Schultheiß mochte sich wohl wundern, ihn zu sehen, da er seit dem glücklichen Handstreich, der die Stadt von den Bischöflichen befreite, sich nicht mehr hatte blicken lassen. So erschien der Elende heute dem Schultheißen in dessen ohnedieß trüber, ungewisser Ahnung, gleich wie ein Bote des Uebels und schlimmer Dinge, daß er sich nicht enthalten konnte, indem er mit Abscheu etwas zurücktrat, dem Trunkenen zuzurufen:

„Wie? frecher, schlimmer Geselle, du wagst hieher in die Stadt zu kommen und vor mein Antlitz zu treten?!“

„Bei Gottes Bart, ja, Hanns Rösselmann von Türkheim!“ rief mit verächtlichem, höhnischem Ausdruck der Bube. „Ich wag' es Euch unter die Nase zu stoßen, als dächt' ich an die Zeit, da Ihr daher geloffen seid in die Stadt, die Ihr und Euere Sippe auffressen wollt. Teufel auch, daß mich's nach meiner Väter Haus und Eurem Elend gelüstet, — daß ich da wieder wohnen will, wo mein Großvater gewohnt, und daß ich Euch Wucherpack hinauswerfen will auf die Straße, wo Ihr in Sturm und Wetter hungrig und elend wandeln möget! Ha! ha!“

„Da hast du, was ich in der Tasche habe, und stille deinen Hunger, — aber dann packe dich, Geselle, wo du nicht in den Thurm wandern und Wasser trinken willst,“ sagte gutmüthig und den herabgekommenen Menschen bemitleidend der Schultheiß und wollte weiter.

Der Bettler untersuchte die Münze in Eile und hub wieder an:

„Wahrlich, Schultheiß! Ein Filz seid Ihr keiner! Aber Ihr wollet mir gerne das Dutzendfache geben, wo ich Euch sagen wollte, was ich weiß!“

„Und was weißt du?“ fragte Rösselmann nochmals, sich umwendend.

„Nu, nu! Verschieden Ding!“ erwiederte pfiffig und einfältig zugleich sich stellend, der Bettler. „Ich weiß, daß es nichts Gut's bedeut't, wenn man einem Bettler, so ein Räuschlein hat, noch Geld gibt und wenn die Dohlen im Sturme vom Münster dorten schreien!“

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, wandte sich jetzt der Meister von dem Gesellen und ging auf den Rathshof hin. Die Unruhe seiner Seele war wo möglich noch größer geworden, und ohne sich lange auf der Amtsstube aufzuhalten, machte er, tief den Hut in das Gesicht gedrückt und in den schützenden Mantel gehüllt, durch das stürmische, schneestöbernde Wetter die Runde auf den Mauern der Stadt, besah beim Dämmerlicht des Abends alle Thürme und sah bei allen Thoren und Pforten nach, um sich von der Wehrhaftigkeit der Werke und der Wachsamkeit der Wächter zu überzeugen. Am Steinenbruckthor stund ein alter, treuer

Geselle und mochte sich wundern, da er den Schultheißen in dem greulichen Wetter daher kommen sah.

„Gott zum Gruß, Herr Schultheiß!“ sagte der Wächter und senkte den Spieß auf das Pflaster. „Ein schlimm, ungeheuerlich Wetter heute!“

„Ja, aber wird wohl nicht hindern, daß unsere braven Knechte nur desto wachsamer am Thore und auf den Mauern sind!“

„Ei bewahre, Herr Schultheiß. Hab' nur Eurethalben das Wetter so genannt! Wir alte Kriegskatzen sind das schon so gewohnt und kümmern uns nicht mehr um den Sturm, als der alte Thurm da, den er vergeblich umwerfen wollte!“

„Hütet wohl, guter Gesell, — die Nacht wird finster und stürmisch sein, wo man eine Veste leichtlich überlaufen möchte!“

„Hab't deß nicht Sorge, Herr Schultheiß! Ihr dürft ruhig schlafen!“ — —

Daheim saß schon Alles wieder beim warmen Heerde beisammen, — Frau Kunigunde und Base Gertrud, auch der Altgeselle war da und schnitzte in der abendlichen Feierstunde an dem Bogen und der Lanze des Knaben weiter. Mehr als einmal lugte er von seiner Arbeit auf, um nach der frommen Gertrud zu schauen, die ohne eine Silbe am Rocken saß und spann, während im Kamine der Wind pfiff und das Feuer, auf dem Heerde unruhig hin und her flackernd, fortknisterte und die Kohlen zusammensanken.

Da trat der Meister ein, spritzte den Schnee vom Hute und hing den Mantel auf.

„So!“ sagte er, um sich herschauend. „Jetzt dürfen wir ruhig beisammensitzen und schwatzen nach Begehr, — die Wächter sind treu und wachsam und Thore und Mauern fest!“

Frau Kunigunde blickte mit besorgter Geberde nach ihrem Manne.

„Hast du Sorge ob einem Ueberfall, mein Lieb'?“ fragte sie.

„Das nicht gerade, aber Fürsicht ist bei allen Dingen und allezeit gut!“ erwiederte der Schultheiß, dem Base Gertrud einen bittenden Blick zugeworfen hatte, damit er ja nicht wieder das Gespräch vom Abend erneuere. Er willfahrte ihr gerne und sprach von anderen allgemeineren Dingen und sagte endlich zu dem Altgesellen:

„Ihr Gesellen habt heute Nachmittag ein gar schön und trefflich Liedlein gesungen, so unser Freund, den sie den hochberühmten Herrn von Colmar nennen, zum Ersten hat erdichtet und gesungen! Gertrud, hol' ein Krüglein neuen Wein herauf, auf daß unserm lieben Gesellen das Singen besser gelinge!“

Gertrud holte das Krüglein und nach herzhaftem Bescheid that auch der Geselle nach seines Meisters Wunsch und sang die Weise, so dazumal im Elsaß erst war aufgekommen und von den fahrenden Sängern herumgetragen, schon bei allen Reigen und Tänzen in Stadt und Land und auf allen Trink- und Zunftstuben gesungen wurde. Es heißt, unserm Deutsch angepaßt:

„Mir sind von den Kinden
Bis hieher meine Tage
Entflogen mit den Winden;
Ich wollt' von Herzen klagen
Könnt' es nur helfen, nun hilfet es nicht.
Was ich auch darum thäte,
So wär' es doch geschehen;
Dies' Leben ist unstäte,
Wie Ihr wohl selbst gesehen,
Wann es erlöschet der Tod, als ein Licht.
Wir soll'n uns bei Zeiten des Besten berathen:
Ergreift uns mit der Schuld die Nacht, so ist es zu spate!“

Der Altgeselle mußte immer wieder diese Verse des Liedleins singen, bis mit dem Wunsche der „guten Nacht!“ sich Alle dem Schlafe überließen.

Ruhig und sich dem Herrn befehlend hatten sich Alle niedergelegt. Mit Schrecken sollten sie aufwachen. — Das Haus des Schultheißen war nicht weit vom Steinenbruckthore entfernt und in der dämmernden Frühe, da noch Alles schlief, erscholl plötzlich unten am Hausthore der Ruf:

„Feinde jo! Feinde jo! Sturm!“

Rösselmann hörte es und glaubte zu träumen. Aber nochmals ertönte angsterfülltes Geschrei von der Straße herauf:

„Herr Schultheiß heraus! Bürger auf! Sturm! Sturm!“

Jetzt springt der Schultheiß vom Lager, wirft sich in ein Wamms, springt hinunter in die Gesellenstube und ruft:

„Auf, meine lieben und getreuen Knaben! Wappnet Euch — die Feinde sind da und dringen durch's Thor!“ —

Wirklich hatten die Bischöflichen unter der Anführung des Herren von Winegk und anderer Edelen der Umgegend im Vertrauen auf die Mitwirkung einiger Freunde in der Stadt, den Ueberfall bei Thoröffnung in der Frühe gewagt, die treuen, überraschten Wächter nieder gehauen, und drangen eben in großer Anzahl in die Straßen der Stadt, indem sie laut das Losungswort des Bischofs von Straßburg hereinschallen ließen. Voraus rennen einige heißblütige Edele, und sind schon am Münsterplatze, während der Schultheiß Rösselmann sich an die Spitze seiner Gesellen und einiger benachbarten Bürger stellt.

„Hieher, hieher, meine lieben, guten Freunde!“ ruft der wackere Mann den Gefährten zu. „Heut' woll'n wir zeigen, daß wir der Freiheit des Reiches würdig! Mit Gott nur mir nach, wer an diesem Tage mit mir sterben und genesen will!“

Und damit ging es kühnmüthigen Herzens den andringenden Feinden entgegen. Frau Kunigunde lag daheim in der Stube in verzweifelter Angst auf den Knieen für des Gatten Leben zu beten, — Base Gertrud aber sprang an's Fenster und sah auf die Straße; ein verzweifelter Kampf hatte bereits begonnen und laut dröhnte Streitruf, Hufschlag und Schwertergeklirr an ihr bebendes Herz. Sie konnte aus dem fürchterlichen Getümmel in der engen Straße

nichts weiter unterscheiden, als die erhobenen und mit kräftigen Streichen niederfallenden Schwerter und Streitärte. Da hielt sie es in ihrer Angst nicht länger aus, warf einen Mantel um, und ohne recht zu wissen, was sie that, eilte sie auf den Kampfplatz. Ein stöhnender, ächzender Geselle schleppte sich eben aus dem Gewühl und sank über und über blutig mit zerschmettertem Arm auf die Staffel eines Hauses. Gertrud eilte auf ihn zu, um ihm wo möglich zu helfen.

„Gott! Ihr seid's, Jungfer Trude!" brachte der arme Junge hervor. „Sie haben mir wohl des Lebens Rest gegeben; aber der Meister, unser werther Meister, der steht d'rinnen mit gespaltenem Helm! Wohl wettert er noch weidlich d'rein und der Altgeselle steht ihm treulich bei, — aber wo nicht Hilfe kommt, geht's wohl bald auch mit ihnen zu Ende! Seht, dort steht er — dort — dort!"

Der arme Junge konnte nicht weiter reden. Trude sah hin und schrie in greulicher Angst auf, — eine mächtige Streitart fuhr ihrem todesmuthigen Vetter in die kühne Stirne, daß sie borst und einen mächtigen Blutquell entsandte, — er selbst aber sank in den linken Arm des treuen Altgesellen, dessen Rechte dem Thäter also das breite Zunftschwert in den Nacken trieb, daß der mit gellendem Todesschrei zusammensank. Jetzt trug der Treue allweg um sich schlagend und der Streiche wehrend den Meister aus dem schrecklichen Getümmel. — Gertrud, die Arme, sprang vor und umfaßte den blutigen Körper.

„Der Meister ist todt!" sagte mit trüber, zitternder Stimme der Altgeselle, indem er die Leiche in den Schooß Gertruds, die von unsäglichem Schmerz überwältigt an die Mauer des Hauses gesunken war, gleiten ließ. „Bewahret sie, liebe Jungfer Gertrud, — ich muß mir wohl auch den Gnadenstreich jetzt dorten vor den Feinden holen!"

Und damit ging der ehrliche Geselle wieder an seinen Platz. — Jetzt aber eilten aus allen Häusern die erwachten Bürger auf den Kampfplatz, dumpf riefen die Glocken von St. Martin zum Sturm und der Streiter wurden immer mehr. Sie sahen das Weib an der Hauswand, wie sie eine blutige Leiche an sich preßte, sie erkannten die Base Gertrud und ihren verschiedenen Vetter; da fuhr heißer Grimm in ihre Herzen und sie dachten nur an Rache.

„Der Schultheiß ist todt!" hallte von Mund zu Mund, „verderbt seine Mörder!"

Wuthentbrannt und mit dem Stachel des Schmerzes schlagen sie an den Feind, treiben und drängen ihn an die Mauern und er flieht in wilder angstvoller Flucht durch's Thor, — zwanzig seiner Ritter und Edeln büßen unter den Schwertern und Aexten der Bürger, die andern werden in die Ill und über die Mauern gestürzt; und als ihrer keiner mehr übrig war, hatte der Grimm der Bürger seine Grenzen noch nicht gefunden. Wer in der Stadt verdächtig war, mußte sterben, mehrere wurden von Pferden zur Richtstätte geschleift und ihr Körper auf's Rad geflochten, so auch der Schelmenjörg, der sich ertappen ließ. — Aber damit gewann man nicht mehr das Leben des Schultheißen. Der war todt für immer und mit seiner armen Hausfrau weinte ihm die ganze Stadt nach. Es konnte Frau Kunigunden nicht zum Trost gereichen, daß der erlauchte Schutzherr der Stadt, Rudolph von Habsburg, für sie und ihre Kinder stets ein gütiger Gönner sein wolle, da auch der treue Altgesell, so die Gerberei hätte fortführen mögen, an seinen Wunden gestorben war. — Die Clarissinnen zu Alspach erhielten damals einen neuen Zuwachs, — Base Gertrud nahm den Schleier. — Colmars Freiheit aber war gegründet, und dem sie zu danken, das war Hanns Rösselmann, der wackere Schultheiß.

A. Becker.

Das Rad an der Kirche zu Schweta.

Ohnweit Döbeln, dicht am Einflusse der wildbrausenden Zschopau in die sanfter dahin gleitende Freiberger Mulde breitet sich auf dem Abhange des Hügels, der das diesseitige Ufer bildet, das Dörfchen Schweta in lieblicher Anspruchslosigkeit aus. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erhob sich hier, auf der Höhe des Hügels eine Burg, der Edelsitz des Ritters von Saalhausen, dessen Stammgut sich in der Nähe von Tharand befand. Melchior, der Letzte seiner Linie, konnte eine lange Reihe von Ahnen aufzählen, die ihren Erben einen makellosen Namen hinterlassen hatten. Auch er war ein treuer Diener seines Fürsten und, gleich seinen Vorfahren, ein tapferer Krieger, der unter Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange unerschrocken die ihm zuertheilten Mannen in Schlachten und Belagerungen anführte.

Der alte, bewährte Kämpfer stand hoch in des Markgrafen Gunst und erfreute sich mancher Beweise derselben. In seinem vorgerückten Alter zog er sich von den Beschwerlichkeiten des Lagerlebens auf seinen Rittersitz zurück, um den Rest seiner Tage in Ruhe zu verbringen.

Die rauhen, blutigen Gewohnheiten, welche er sich auf dem Schlachtfelde angeeignet hatte, waren so mit seinem Wesen verwachsen, daß er sich ihrer selbst am friedlichen Heerde nicht entledigen konnte. Sein reizbares Blut wallte mächtig auf, sobald er Widerspruch erfuhr und Mißhandlungen waren in solchen Fällen das Gewöhnliche. Dabei machte er sich kein Gewissen daraus, das Opfer seines Zornes zu tödten oder so schwer zu verletzen, daß Tod oder lebenslängliche Gebrechlichkeit die unmittelbaren Folgen wurden. Mancher aus seiner Umgebung hatte seine Unbedachtsamkeit mit dem Leben bezahlt.

Wie sehr er auch die Gunst des Markgrafen besaß, so verscherzte er sie sich durch diese Rauhheit seiner Gemüthsart, bei der gar zu häufigen Wiederkehr, ungeachtet aller Nachsicht, endlich doch. Friedrich konnte und mochte ihn nicht immer vor dem Gesetze schützen. Aber Melchior von Saalhausen war zugleich ein schlauer Mann, der geschickt allen Verfolgungen entging. Einstmals erdrosselte er im Zorne zwei Böttcher, die, während sie bei ihm beschäftigt waren, ihn durch Widerspruch gereizt hatten. Die Sache war dem Markgrafen zu Ohren gekommen, und nothgedrungen sendete er seine Boten aus, den Uebelthäter gefangen zu nehmen. Melchior gewahrte vom Thurme aus das Nahen

der markgräflichen Reiter. Er hatte nur noch so viel Zeit sich durch eine Hinterthür auf das freie Feld zu flüchten; aber nirgends zeigte sich ihm ein sicherer Versteck. Da gewahrte er einen seiner Bauern, der eben mit Ausstreuen von Dünger beschäftigt war. In seiner Bedrängniß forderte er ihn auf, ihm zum Entkommen behilflich zu sein. Der Bauer kannte kein besseres Mittel, als den gestrengen Herrn unter seinem Düngerhaufen zu vergraben. Nothgedrungen unterwarf sich der Ritter dem Verfahren und der Landmann entfernte sich mit dem Versprechen, die Verfolger zu beobachten und seinen Herrn zu erlösen, sobald sie ihren Abzug angetreten haben würden.

Eine geraume Zeit verstreicht. Des Ritters Lage ist nicht die angenehmste und der Grimm beginnt sich in ihm zu regen; seine Leidenschaftlichkeit bestärkt ihn in dem plötzlich gefaßten Argwohn, daß ihn der Bauer vorsätzlich und um eine Art von Nemesis zu spielen, so ungebührlich lange unter seiner befeuchtenden Decke liegen lasse. Endlich sind die markgräflichen Häscher nach langem, fruchtlosen Suchen wieder davon geritten und in raschem Laufe kehrt der Retter zu seinem Gebieter zurück. Anstatt indeß den Dank zu erhalten, zu dem er sich berechtigt glaubt, springt Melchior, sobald er sich frei fühlt, auf, und stößt dem Armen in seiner Wuth das Schwert in den Leib. Der Bauer sank augenblicklich todt zu Boden. Saalhausen eilt nach seiner Burg und erfährt, wie so eben erst seine Verfolger auf der Straße nach Meißen verschwunden seien.

Gewissensbisse begannen jetzt den Undankbaren zu foltern; seine eigene Sicherheit machte es nothwendig, das Heimathsland zu meiden. Ruhelos trieb er sich eine Zeit lang in Deutschland umher, bis es der Verwendung seiner Freunde gelang, Friedrichs Zorn zu beschwichtigen und Melchior die Erlaubniß auszuwirken, fortan unbelästigt auf seinem Gute zu leben.

Von da an war sein Leben das eines Mannes, der seine Verbrechen von Herzen bereut, er verwendete sein Vermögen, da er keine Leibeserben besaß, zum Besten der Kirche und zum Wohle seiner Unterthanen, und auf seinem Sterbelager ordnete er an, daß man seinen Leichnam innerhalb der Eingangsthüre der Kirche zu Schweta begraben möge, damit Jeder, der dort seine Andacht verrichte, ihn, den ungestraften Uebelthäter, mit Füßen trete. Auf dem Grabsteine sollte, zum Zeichen der Strafe, der er sich selbst für schuldig erachte, ein Rad ausgehauen werden.

Sein letzter Wille wurde nach seinem Absterben im Jahre 1304 in Ausführung gebracht, und noch heute ist der Grabstein an der Mauer der Kirche sichtbar, aber der Zahn von mehr als einem halben Jahrtausend hat fast jede Spur des Rades, das lange, lange Jahre die Besucher an den gewaltthätigen Burgherrn erinnerte, verwischt. Von der Burg selbst ist nichts mehr zu erblicken. Ihr Verfall ging, weil sie unbewohnt blieb, rasch vor sich, die Steine wurden zur Errichtung anderer Gebäude verwendet und wo sie standen, sprießt jetzt üppiges Getreide hervor.

Schottische Geschichten.

Froach und Mego.

Viel Unheil stiftete schon neckisch prüfender Frauen Eigensinn. Aber oft gingen sie darüber selbst zu Grunde.

Davon zeugt auch Froach Elan, die Himmelsinsel im See Awe.

Es ist schon lange, lange her. Da war nicht gut landen an der Himmelsinsel.

Und doch zog es Jeden hin. Denn bis an's Gestade jenseits floß der wundersame Duft von Blumen und Blüthen, die sonst an keinem Ort zu finden waren, die hier und dort zerstreut liegenden Steine sahen wie Rubin und Hyazint, oder wie reinstes Silber oder Gold — und in Mitte der Insel, auf unvergleichlich schönen Matten, prangten einige Bäume, deren tief smaragdgrünes, üppiges Laub die köstlichsten Früchte barg, wie sie nur im Paradies zu finden gewesen.

Ob da der Nordwind wildes Schneegestöber dahin schauern ließ, ob des Sommers Gluth die Hänge bleichte, auf der Himmelsinsel war stets Lenz und Herbst vereint in Blüthen, Blumen und Früchten und die mildesten Lüfte, voll entzückenden Duftes, umhauchten unablässig das Zaubergebiet. Da lockte es wohl Viele hinüber, aber eh' sie den glimmend weißen Sand betraten, der wie ein Gürtel das holde Eiland umschlang, wandten sie sich Alle zur Flucht. Denn im Schatten der Bäume sah man bald das Ungeheuer liegen, das mit flammenden, selten müden Augen die herrlichen Früchte bewachte.

In der ersten Hütte an den Niederungen der Berge lebte Mego. Nach ihrem Besitz trachtete rastlos der kühne Sohn des Waldes. Der Jüngling hieß Froach, und er war der schönste in Argylshire und weit umher. Allen Launen Mego's hatte er sich unterworfen, alle Beweise aufopfernden Muthes hatte er ihr geboten. Ihn schreckte kein Abgrund des Ben Croachan, des Adlers Brut zu überraschen, klomm er zu den schauerlichsten Höhen, auf Bergen und im Thal war ihm nichts zu gefährlich, und was Mego im Uebermuthe in den See warf, Froach stürzte sich in die Fluthen und brachte der Erwählten, was sie versenkt hatte.

Nun war die Zeit der Prüfung vorüber, und dennoch zögerte Mego mit Erfüllung ihres Versprechens.

Da fragte er einst: „Warum versagst du mir deine Hand? Willst du noch mehr, als ich bestanden habe? Ich wüßte nichts mehr!" „Doch ich weiß es," entgegnete Mego mit süßester Freundlichkeit, „und leicht wirst du meinen letzten — allerletzten Wunsch erfüllen, denn ich habe dann gewiß und heilig kein Verlangen mehr, als das, dein zu werden. Verleiht dir das keinen Muth?"

„Und was soll das sein?" rief der Jüngling. „Du sagst für gewiß und heilig, es sei die letzte Prüfung. Wohlan, so schwöre ich dir, ich thue, was du verlangst — es müßte nur die zu harte Prüfung sein, dich zu meiden!"

„Nein, o nein, das will ich sicher nicht" — sagte Mego und einen Blick der feurigsten Liebe entsandte sie — „du hast geschworen, mein Geliebter, und Schwüre muß man halten — komm', daß du erfährst, was ich verlange!"

Sie trat aus der Hütte und Froach folgte ihr auf einen sanften Hügel. Dort blieb sie stehen und deutete schweigend auf die Himmelsinsel. Dabei sah sie ihn mit leuchtenden Augen an und hoch aufflammten ihre Wangen.

„Verstehst du mich?“ sagte sie dann. „Vollführe, was so Mancher versucht hat, und ich will dein werden, dir einzig und allein, wie dir allein die Früchte des Paradieses zu Theil wurden!“

Froach starrte hinaus in den See.

„O, was verlangst du von mir, Mego!“ sagte er voll des tiefsten Schmerzes. „Ich werde sterben ohne Sieg — oder ich werde vollführen, was du gebietest und dich dennoch nicht besitzen — denn den Keim des Todes werde ich mit mir nehmen!“

„Wie du doch furchtsam bist!“ erwiederte die schöne Mego hold spottend. „Ich dränge dich nicht. Ersehe die Zeit, da der Drache schläft, und besäe mir dieß Körbchen mit Blumen und Früchten von dort. Was kann dir Böses drohen von so milder, balsamischer Luft; Willst du, oder verweigerst du mir meine Bitte?“ Das sprach sie so verführerisch!

„O Allgewalt, die dich beseelt,“ rief der Jüngling im Entzücken. Er bot Mego seine Rechte. Sie aber drückte ihm dieselbe leise und nickte mit holdestem Danke zu. Dann schritten sie, Hand in Hand, den sanften, grünen Hügel darnieder, ohne zu sprechen.

Einmal hielt der Jüngling ein und wandte sich, wie in neu aufkeimenden Zweifeln, gegen den See und die Himmelsinsel. Da beugte sich Mego ein wenig vor und sah ihn zur Seite lächelnd an, als wollte sie sagen: „Wieder Furcht?“ Zugleich näherte sich ihre blüthenweiße Hand langsam dem Körbchen, und sie flüsterte: „Laß ab, Froach, wenn du keinen Muth hast — komm' und gib mir mein Körbchen zurück!“

Da erbebte Froach, seine Wangen übergoß Schaamröthe, in sanfter Hast entriß er sich Mego's Hand — und entschlossenen Blickes schritt er mit der Geliebten darnieder.

Zwei Tage lang forschte und spähte Froach's scharfes Auge nah und ferne von der Himmelsinsel. Am Morgen des dritten Tages kam er und sagte: „Mich bedünkt, das Ungethüm schläft. Du siehst Schwert und Speer bei mir, und meines Herzens Entschlossenheit ist dir bewußt. Ich bin bereit, meinen Schwur zu lösen. Doch bitte ich dich, lasse ab — fast wähne ich, du liebtest mich nicht!“

„Unaussprechlich!“ rief Mego. „Aber du sollst auch mein Stolz sein — nicht allein meine Liebe! Du sagtest mir oft, ich besiegte Alles und Alle, und mich zu besitzen, sei deiner Ruhmgier höchstes Ziel! Wohlan, so will ich, die Siegreiche, nur dem gehören, der keine Grenze s e i n e s Sieges kennt! Hast du aber vollbracht, was ich verlange, so bin ich nimmer deine Herrin, du bist der Herr und der Gebieter!“

„Folge mir, Mego!“ sagte Froach.

Er trat aus der Hütte und Mego folgte ihm auf den sanften Hügel und über diesen hinunter bis an's schilfumsäuselte Gestade. Dort ließ sie sich nieder an einem Gebüsche.

Froach aber gab ihr den Scheidegruß und trat in den Kahn. Bald stieß er vom Ufer. Sein Auge auf die Himmelsinsel gerichtet, glitt er dahin, sein herrliches Antlitz von den Strahlen der Morgensonne übergossen.

„O wie schön, wie erhaben ist er!“ flüsterte Mego. „Gleich einem König des Meeres steht er da, kaum berührend die Fluth, und sie gehorcht ihm dennoch! O, wie glücklich will ich sein, wie stolz auf diesen Helden!“

Und sie sah hinaus und hinaus, bis Froach an der Himmelsinsel landete, und sie sah ihn den Kahn an das Ufer lüpfen.

Dann verschwand er in sonnenumstrahlten Gebüschen.

Als Froach wenige Schritte gethan, kam es in entzückendem, doch gefahrvollen Taumel über ihn, denn die Düfte, welche ihm überall entgegenströmten, begannen ihre böse Wirkung zu thun. Wohl empfand und erkannte er dieß. — Aber sein Wille war fest. Und hätte er auch entfliehen wollen, nun war es zu spät, denn verführerisch ist, was die Sinne reizt und es reißt den Menschen fort in des Verderbens Abgründe, statt zu dem Gipfel der Wonne.

Also vergaß der Sinnetrunkene die Gefahr, welcher ihn jeder Schritt näher brachte, sein Auge hing schwelgend an der Blumen und Blüthen Herrlichkeit, und in Seligkeit athmete er den tausendfach würzigen Duft, bis er zu den Bäumen kam, an denen die Paradiesesfrüchte hingen.

Da war kein Ungeheuer zu sehen, nur den langsamen Odemzug desselben vernahm Froach aus den nahen Gebüschen. Mit rascher Hand pflückte er die schönsten Blumen und Blüthen in das Körbchen, von den Bäumen die herrlichsten Früchte — und fort eilte er schwanken Trittes gegen den Kahn.

Schon war er am Rande der Himmelsinsel, als brausend und tosend der Drache daher kam, und ein furchtbarer Kampf erhob sich. Froach wehrte sich, aber sein Speer fuhr zu Splittern, ihn selbst rannte das Ungethüm zu Boden, hauchte ihm wild schnaubend sein Gift entgegen und holte mit den mächtigen Tatzen und Krallen aus, ihm die Brust auseinander zu reißen. In dieser Zeit ersah es der Jüngling, sein Schwert zu ziehen, das stieß er dem Drachen in's Herz, daß er brüllend zusammenstürzte und winselnd verendete in einem Strome schwarzen Blutes.

Froach raffte sich auf; er bestieg in wirrer Siegesfreude den Kahn, stieß vom Ufer — und glaubte sich gerettet. Aber er trug das Gift in der Brust mit sich fort. Pfeilschnell flog der Kahn dahin, von der Kraft des jungen Armes durch die Fluthen geführt — bald darauf von der Kraft der Verzweiflung. Denn schon fühlte Froach den nahenden Tod, und er wollte Mego noch einmal sehen und sprechen.

„Willkommen, mein geliebter Herr und Gebieter!“ rief ihm Mego jauchzend entgegen, als er an das Gestade trat. Sie nahm das Körbchen, welches er ihr bot, und dankte ihm. Dabei griff sie hastig nach einer der schönsten Früchte, während Froach sie anflehte: „Laß ab, Mego, und berühre sie nicht! Ich habe mein Wort gelöst, du schwöre mir nun, nichts davon zu kosten, — wenn du mich je geliebt, schleu-

dere Alles hinweg in die Fluthen des See's, daß du nicht mit mir stirbst!"

„Ich dieß Alles von mir schleudern?" rief Mego. „Du bist gerettet und ich will dir Kraft zum Leben verleihen — komm' in meine Arme und empfange den ersten Kuß der Liebe!"

In heißer Umschlingung preßte Froach einen Kuß auf der Geliebten Mund.

„Und nun sollst du mit mir von den süßen Früchten essen," flüsterte Mego, „komm', setze dich zu mir!"

Sie zog ihn auf die üppigen Matten nieder. Froach lehnte sich verstummend an ihre Brust, und sie glaubte, er lausche in stillem Entzücken ihren Worten. Aber bald zerfloß ihr Wahn, denn Todtenblässe überzog sein Antlitz und in ihren Armen begann er zu verathmen.

„Du sollst, du darfst nicht sterben!" lallte Mego. „Diese Früchte, welche den Tod bringen sollen, bringen sicher erneutes Leben. Der Himmlischen Neid hat die Sage verkündet, daß kein Sterblicher unverwüstliches Daseln genieße! Nimm, mein Geliebter, nur einen Bissen und du bist genesen!"

Begierig führte sie eine Frucht zu den Lippen und die eine Hälfte bot sie dem bleichen Jüngling. Der schüttelte leise sein dunkelgelocktes Haupt.

„Du fürchtest dich?" rief Mego lächelnd. „Siehst du nicht, wie mir die Wangen glühen? Mir ist, als sei ich über alles Sterbliche erhaben — und hab' ich doch nichts genossen, als die Hälfte der herrlichen Frucht!"

Schwankend in Begierde und Besorgniß, ließ sie den Geliebten auf die grüne Matte sinken. Frucht um Frucht nahm sie und aß, und der Blumen und Blüthen bezaubernden Duft sog sie auf, und in seliger Berauschung ließ sie sich auf ihren Arm darnieder.

Da war's ihr, als schwankten Bäume und Felsen und Berge und begönnen einen Reigen um sie.

„Was soll das sein?" flüsterte sie in wachsender Unruhe, „hätte ich mich doch getäuscht?" Einen wirren Blick auf den Geliebten ließ sie streifen, zitternd berührte sie seine Stirne und seine Wangen, die waren kalt — zu seinem Herzen führte sie die Hand — das schlug nicht mehr.

„Er ist todt" — lispelte sie — „und ich trage die Schuld. Ich will ihn beweinen, in Einsamkeit will ich für ihn beten — doch nicht sterben — hinweg, hinweg mit diesen fluchbeladenen Blumen und Blüthen — und dieser einzigen Frucht, die noch übrig!"

Sie wollte sich aufraffen und das Körbchen wegschleudern, aber sie vermochte es nicht. Heißes Verlangen und Haß zugleich durchglühten ihr Herz, das Verlangen siegte. Mit zuckender Hand nahm sie die letzte Frucht und erhob sie, daß sie über ihr schwebte.

„O, wie süß, wie erfrischend muß sie sein!" lallte Mego in schmerzlichem Entzücken und ihre Hand senkte sich.

Kaum berührte die Frucht ihre Lippen, so vermochte die Hand nicht mehr, sie zu halten. Sie fiel auf die grüne Matte — und Mego sank erblassend zurück. In letzter Kraft breitete sie ihre Arme gegen Froach — und ihr Antlitz auf des Geliebten Brust — seufzte sie noch einmal auf. Dann war sie nicht mehr.

Das ist, was sich mit Froach und Mego in alten Tagen zutrug. Blumen, Blüthen und Früchte sind verschwunden. Aber was geschehen ist, ist geschehen, und was wahr ist, bleibt für immer wahr!

Franz Trautmann.

Fünf gelegte Kinder.

Zu München im Thal, links über der Hochbrücke, steht das Bäckerbruderschaftshäuslein.

Davon weiß Jeder, daß es Kaiser Ludwig der Bayer den Bäckern erbaute, weil sie ihm zu Mühldorf in der Kaiserschlacht das Leben retteten, und daß er ihnen den Reichsadler in's Panier setzte, ist auch schier jedem Kinde bekannt.

Nun heißt es da so:

Um 1300 lebte zu München ein Bäcker, Namens Hisan. Dem wurden, fünf Jahre hinter einander, jedesmal ein Knabe gelegt. Die Kinder nahm er geduldig zu sich, hatte demnach fünf Pflegesöhnlein und die zog er christlich auf. Weil er nun keineswegs reich war, mußte er sich oft überaus karg behelfen, dazu bekam er von seinen Verwandten Vorwürfe. Wann er d'rauf recht sorgenvoll war, erinnerte er die fünf Knaben an Dieß und Jenes und forderte sie auf, durch tadelloses Leben ihm seine That zu lohnen.

Da fehlte es weiter nicht und wurde Einer um den Andern ein guter Christ und tüchtiger Bäckergeselle.

D'rüber kam der Kaiserzwist. Die Bäcker hielten Rath unter der großen Linde, welche da stand, wo jetzt das Häuslein steht, und ward gemustert, wer für den Kaiser Ludwig ausziehen sollte, wer nicht. Da hätte es die Fünfe just nicht getroffen. Sie aber beschlossen, mitzuziehen und zu kämpfen, und wären sie auch Alle des Todes. Als es nun bei Mühldorf zur Schlacht kam, waren die Fünfe unter den Tapfersten und da der Kaiser in Gefahr schwebte, waren die Fünfe wieder mit voran und hieben wüthig darein, bis er in Sicherheit stand. D'rauf gewann der Kaiser noch die ganze Schlacht und Friedrich der Schöne, sein Gegner, gerieth in Haft.

Nun war der Kaiser Ludwig für manches Leid und manchen Kummer reich belohnt. Der Bäcker Hisan aber auch für manchen Zwist und viele Sorgen. Und da er die Botschaft vernahm, rief er aus: „Weil nur der Kaiser frei ist, die Fünfe wären mir gern zu Gott erlegen. Und wären mir zehn Buben gelegt worden, ich hätt' sie Alle zu mir genommen, und hätt' ich Hungers sterben müssen!"

Etliche Zeit darauf ward die Linde umgehauen, das Häuslein an der Hochbrücke vom Kaiser erbaut, aller Orten fein bemalt, des Hisan fünf Söhne wurden bald stattliche Bäcker, denn die Bäckerstöchter waren den tapferen Recken geneigt, bei der Bruderschaft waren Jene auch nicht die Letzten, auf dem Häuslein aber standen bis spät viel frumm alte Reime, die einen aber lauteten so:

Als man ain tausend drei hundert Jahr
und zwey und zwainzig zählen war

Nach der Gepurd Christi hinfort,
Hat sich's begeben an dem Ort.
Weil die statt noch war schmal und klein,
stundt an der stött ein Linden sein.
Gar oft die Beckkenknecht besunder
hielten ihr Versamblung darunder,
Brachten ihren Rathschlag zu Hauff,
Ein Bruederschaft zu richten auf.
In der Ehr zu unser lieben Frauen
und thetten die sach fleißig anschauen.
Legten d'rauf die Ding dem Kaiser für,
und als er verstünd ihr begür
verwilligt er's ihnen herzlich gern.
That sie auch darzue hoch verehrn,
Als der ihnen ganz vergünstigt war,
Dieweil sie ihn aus der Gfar
in der Schlacht erröttet haben.
und thet sie darzue noch mehr begaben.
Ließ ihnen pauen das Häuslein klein,
gab ihnen Brieff und sigl drein.
vergunt ihnen auch daneben ehrlich,
zu fiehren des Reichs Adler herrlich,
den sonst kein Handwerk fiehren darf,
Ob es noch so künstlich und scharf.
So thet die Bruederschaft pauen
Zum Lob Gottes und unser Frauen,
Gott geb dem Kaiser das ewige Leben
Wünschen all Brueder und Schwester daneben.

Franz Trautmann.

Der ehrliche Bader.

Zu München stand es in alter Zeit so, daß die Bader nicht für ehrlich galten, und obschon Kaiser Wenzel einen Befehl erlassen hatte, half es doch nichts. Denn das Volk gab gar wenig auf ihn, und so mußten die Bader Manches erdulden.

Dazumal lebte zu München ein Bader, der hieß Naras. Dem kam weit und breit kein Arzneidoktor in seiner Kunst gleich, selbst Herr Conrad von Botinbach nicht, so der Herzoge Ernst und Wilhelm Hofmedicus war.

Nun befiel den Herzog Wilhelm ein heftiges Unwohlsein. Da konnte Herr Conrad von Botinbach nicht helfen, etliche Mönche, welche gute Meister in der Arzneikunst waren, vermochten eben so wenig, mit dem Herzog ging es täglich schlimmer, und blieb zuletzt Niemand übrig, den man hätte befragen können, als der Bader Naras. Von dem wagte Keiner zu sprechen. Zuletzt verfiel der Wilhelm selbst auf ihn; der Naras wurde berufen und mit großem Lobe empfangen, damit er so viel mehr Muth gewinne. Das lehnte er bescheiden ab, prüfte des Herzogs ganzen Zustand und sagte dann: „Seid Ihr doch so gnädig, hoher Herr, als könnt' ich alle Kranken zugleich curiren. Das kann ich nicht. Was Euch fehlt, weiß ich gleichwohl und will Euch eine sichere Arznei verabreichen. Die wirkt aber nur, so Ihr eine Wahrheit hören könnt."

Als nun Wilhelm dieselbe hören wollte, fuhr Jener fort: „Der Kaiser hat uns vor etlicher Zeit für ehrlich erklärt, Ihr aber schärft es dem Volk nicht ein. Dran thut Ihr Unrecht, und das ist die Wahrheit, die ich Euch zu verkünden habe. Wohlan denn, ich helfe Euch, und Ihr macht dafür die Bader ehrlich, denn Euere Gewalt ist groß!"

Drauf sagte Herzog Wilhelm: „Lieber Naras, thut Ihr doch, als könnt' ich all' des Volkes Wahn auf einmal curiren. Das kann ich nicht. Euch aber will ich helfen, dran soll sich das Volk ein Beispiel nehmen. Also will ich ein Glas Wein mit Euch trinken, so Ihr mich gesund macht, dann seid Ihr sicher ehrlich. Ihr aber seht zu, daß euch's die Genossen gleich thun, dann wird einer um den Andern ehrlich!"

Auf dieß lächelte der Naras und sprach: „Wär' Euer Leib halb so gesund, als Euer Geist, könnt' Euch ein ehrlicher Arzneidoktor helfen und bedürftet keines unehrlichen Baders. Also nehmt Ihr mich beim Wort, ich aber nehm' Euch bei dem Eueren."

Da zeigte sich in Kurzem des Naras Meisterschaft. Der Herzog Wilhelm ward gesund und trank ein Glas Wein mit ihm. Drauf galt dieser aller Orte für ehrlich, die andern Bader mußten noch lange warten, denn gar mancher Herzog wurde unbaß, nicht jeder Bader war aber ein Naras.

Franz Trautmann.

Der schöne Franz von Brünn.

Zunächst dem gesegneten Schwabenlande ist Böhmen und Mähren ungemein reich an sagenhaften Stoffen; es soll uns deshalb vergönnt sein, ein Geschichtlein aus letzterem Lande zu erzählen, um so mehr, als dasselbe längere Zeit sich in einem Ulmer Meistersingerlied erhalten hatte. Doch zur Sache. Am Hofe des heldenmüthigen, der Kunst und Wissenschaft aber nicht minder als dem blutigen Waffenspiele vertrauten Königs Mathias Hunniady Corvinus, der durch den Olmützer Frieden, 1478, Mährens Oberherr geworden war, hielt sich neben anderen Flüchtlingen aus dem in Türkenhand gefallenen Constantinopel und von den Inseln, Basilius der Cypriote — ein weitberühmter Arzt — mit seinem jüngeren Sohne Chrysogonos auf. Als im Jahre 1483 die traurige Nachricht nach Ofen kam, daß die Stadt Brünn in Mähren von der Pest hart mitgenommen werde, schickte der König die beiden Aerzte dahin, damit sie der Ausbreitung des Uebels entgegen arbeiten möchten. Sie machten sich unverzüglich auf den Weg und erreichten die unglückliche Stadt, als eben die Seuche am heftigsten wüthete.

Oede und menschenleer fanden sie die sonst lebhaften Plätze und Gassen und das dumpfe Rollen der mit Leichen bedeckten Wägen tönte schauerlich durch die stille Stadt. Kein Haus war verschont geblieben. Niemand wagte sich mehr aus der Wohnung, aber umsonst, durch fest verschlossene Thüren und Fenster erreichte der Tod seine Opfer, er ergriff den Betenden mitten in seiner Andacht, wie er den heillosen

Sünder dahinriß. — Wehklagen erscholl in allen Behausungen und umsonst drang das Geheul der Leidenden und Sterbenden gen Himmel. Kein Arzt wollte mehr helfen, kein Priester die scheidende Seele durch Tröstungen der Religion und Stärkung des heiligen Sakraments erquicken. — Basilius erschien als ein rettender Engel in der allgemeinen Noth und Verzweiflung. Durch die zweckmäßigsten Mittel und planmäßigsten Anordnungen, durch persönliche Erscheinung, dann Aufmunterung der andern Aerzte brachte er es endlich dahin, daß die Wuth der Seuche nachließ. Schon konnte wieder der Gottesdienst gehalten werden und die von der Pest verschont Gebliebenen den Herrn für ihre Rettung preisen. Aber noch war die Schreckenszeit nicht vorüber. Noch lagen in manchen Häusern sämmtliche Bewohner krank darnieder. Auch die schöne Ludmille von Waldstein hatte die Seuche an das Lager gefesselt. Ihr Vater, der mächtige und gefürchtete Hinko, bot den Griechen goldene Schlösser für die Rettung seines einzigen Kindes, das sein Stolz war. Chrysogonos übernahm die Herstellung. Wie der Rosen schönste, so blühte sonst Ludmille unter den Töchtern Mährens; aber jetzt waren ihre Wangen blaß, ihr seelenvolles Auge erloschen, nichts desto weniger siegten ihre von der Krankheit verhüllten Reize über das Herz Chrysogonos. Der blühende Jüngling, dessen Herz den heimischen, griechischen Schönheiten kalt geblieben war, suchte mit aller Kraft das ihm so theuer gewordene Leben zu retten. Es gelang ihm. Der Todesengel wich seinen rastlosen Bestrebungen, die Wangen Ludmillens rötheten sich wieder und schöner als zuvor lebte sie wieder auf. Die Freude, sie gerettet zu haben, wurde dem armen Chrysogonos dadurch gar sehr verbittert, daß seine Gegenwart bei Ludmillen nicht mehr nöthig wurde. — Die Liebe in Chrysogonos Herzen hatte auch auf Ludmillen gewirkt. Obgleich krank, hatte sie einen erwärmenden Strahl dahin gesendet, der durch das immerwährende Beisammensein zur hellen Flamme wurde. Sie liebten sich Beide im Stillen, noch hatten ihre Empfindungen keine Worte gewonnen. — Einst als Chrysogon wieder die ganze Nacht durchwacht hatte, konnte er dem Drang seiner Gefühle nicht widerstehen, sanft beugte er sich über Ludmilla und küßte ihre Korallenlippen. Ludmilla schlief zwar nicht, behielt aber die Augen geschlossen. Der Jüngling dadurch dreister gemacht, heftiger, inniger. Jetzt erst öffnete sie mit einem leisen Seufzer die Augen und blickte ihn mit Huld und Milde an. Entwaffnet durch diesen Blick, der ihm sein Glück zu verkünden schien, sank Chrysogon am Lager nieder und erklärte seine Leidenschaft. Das liebende Mädchen schlang ihren weißen Arm um seinen Nacken und als Zeichen des Geständnisses barg sie ihr glühendes Gesicht an seine hochklopfende Brust. Still und unbelauscht theilten sie das selige Glück der reinen Liebe und schwuren sich nach der Sitte ihrer Zeit ewige Treue.

Gleich am andern Tage überraschte Ludmilla ihren entzückten Vater in seinem Gemach, der des Arztes Bemühungen königlich zu lohnen versprach. Zu dem Ende ließ er das schönste Reitpferd aus dem Stalle führen und legte tausend Goldgulden vor sich auf den Tisch. — Traurig sah Ludmilla diese Belohnungen, sie wollte ihm ihr Leben, das er gerettet hatte, mit ihrer Hand belohnen. Chrysogonos erschien, nachdem ein Diener ihn zu dem Herrn gerufen hatte. —

Mit Worten des innigsten Dankes überschüttete Hinko den jungen Arzt und beschwor ihn, jede Belohnung zu fordern, die in seinen Kräften stehe. Chrysogonos glaubte den Alten in der besten Stimmung zu sehen und warb in Gegenwart der hocherröthenden Ludmilla um ihre Hand. — Zorn umzog schnell das Gesicht des Vaters, wüthend warf er einen Blick auf Ludmilla, deren Röthe nun der blassen Todesfarbe wich. „Hier ist deine Belohnung," sprach der Alte, indem er trotzig auf den Geldhaufen wies, kein König kann dir für ein Menschenleben mehr anbieten. Mein schönstes Reitpferd steht noch überdieß reich angeschirrt im Hofe; mache, daß du auf diesem meinen Augen entgehst." — Da warf sich Ludmilla zu den Füßen des strengen Vaters und suchte durch häufige Zähren und Schilderung ihrer Liebe zu dem jungen Arzte das harte Herz zu rühren. Doch eben dieses entflammte die Wuth des Alten nur noch mehr. Er ergriff Ludmillen und schleppte sie in ihre Kammer, die er verriegelte. Schnaubend kam er zu dem Jüngling, der in starrer Verzweiflung, seiner Sinne nicht mehr mächtig, da stund. „Weiche von hinnen," fuhr er ihn an, „daß ich nicht undankbar an dem Retter meiner Tochter werde und nicht das Leben verfluche, das du ihr gerettet. Bist du blödsinnig, daß du die Hindernisse nicht einsiehst, die Euch trennen? Ehe ich meine Tochter einem Ketzer gebe, soll sie lieber in einem Kloster verschmachten. Bist du mir ebenbürtig? Kannst du glauben, daß ich einen Zweig des großen Waldsteinischen Hauses einem dahergelaufenen Bettler anhängen werde? Nimm deinen Lohn und fliehe bald aus den Mauern dieser Stadt!" — Bestürzt und beschämt stand Chrysogonos einen Augenblick, dann sprach er aber gefaßt zu Hinko: „Ich habe Eurer Tochter das Leben gerettet und Ihr raubt mir das meinige. Euer schnödes Geld kann mich nicht lohnen. Ich gehe, um Euch nie wieder zu sehen." Eiligst verließ er das Haus und kam stumm und traurig bei seinem Vater an. Diesem entdeckte er Alles und beschwor ihn, Brünn schleunigst zu verlassen. Basilius, welcher seines Sohnes leidenschaftliche Heftigkeit kannte, willigte, da ohnedieß die Stadt schon gerettet war, in das Begehren. Am andern Morgen reisten beide von den Segnungen des geretteten Volkes, von den Flüchen Hinko's und von Ludmillens heißen Thränen begleitet, nach Ofen zurück.

Ludmillens Trauer grenzte an Wahnsinn, kaum kannte sie das Glück zu lieben und geliebt zu werden, als durch ihres Vaters Strenge sie auch die bittern Leiden der Liebe kennen lernte. — Aber auch noch ein anderer Grund bewog Hinko, die Liebenden zu trennen. Hinko war ein heimlicher Anhänger Kaiser Friedrichs, der mit dem König Mathias Krieg führte. — Die beiden Aerzte waren Vertraute des Ungarnkönigs und als solche haßte sie Hinko, obgleich er ihren Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er befahl seiner Tochter, (so wenig kannte er die Stärke wahrer Liebe) Chrysogons gänzlich zu vergessen, da keine Möglichkeit vor-



handen sei, je mit ihm vereinigt zu werden. Um den Zürnenden zu besänftigen, versprach Ludmilla mit Worten, wovon ihr Herz nichts wußte, jenem Befehle Folge zu leisten. Sehnsüchtig schweiften ihre Blicke nach den fernen Gegenden, wo der Geliebte weilte, und Chrysogons Blicke schweiften zu ihr herüber. Wohl trennten sie Berge und Thäler, doch ihre Herzen waren und blieben vereint.

Tiefsinnig und trauernd war Chrysogon nach Ofen gekommen, er suchte die einsamsten Plätze und unterhielt sich fortwährend mit dem Gedanken an Ludmillen. Der König Mathias, der den Jüngling sehr lieb gewonnen hatte und wegen seiner großen Kenntnisse und wegen seines Scharfsinnes schätzte, that Vieles, um seine Sinne zu erheitern, doch vergebens. Chrysogon nahm nur gezwungen und mechanisch Theil an den Ergötzungen, zu welchen ihn der König einlud. Da entdeckte Basilius dem Könige die Ursache von seines Sohnes Schwermuth und flehte um Hilfe. Mathias glaubte den harten Sinn Hinko's dadurch zu brechen, wenn er Chrysogonen in den Adelstand erheben und ein eigenhändiges Schreiben an Hinko absenden werde. Beides geschah. — Chrysogono's Trauer verschwand, denn jetzt leuchtete ihm ja die lindernde Hoffnung durch die Wolken seines Grames, er hoffte Ludmillens Hand noch zu erringen.

Aber ein Freund Hinko's, der auch dem König Wladislaw huldigte und sich gerade in Ofen befand, schickte seinen vertrauten Diener an Hinko mit der Nachricht, daß Mathias einen seiner Freunde, einen jungen griechischen Arzt in den Adelstand erhoben, mit Ludmillen verehelichen wolle. Um nun seinem Herrscher nicht geradezu entgegen zu handeln, that Hinko seine Tochter eiligst in ein Kloster und versprach der Abtissin große Belohnungen, wenn sie seiner Ludmille Aufenthalt geheim halten wolle. Er und seine Dienerschaft zogen Trauerkleider an und es wurde ausgesprengt, Ludmilla sei an einer bösartigen Krankheit gestorben und ihr Leichnam, um die Ansteckung zu verhindern, zur nämlichen Stunde in die Stammgruft gebracht worden. Ludmilla ahnete von dem Allem nichts; sie beweinte die Härte des Vaters in der einsamen Zelle und die Vorstellungen der Abtissin — eine Nonne zu werden — wies sie mit ruhiger Entschlossenheit zurück. Sie hatte ja Chrysogonen das Gelübde ewiger Treue geschworen, wie konnte sie dieses brechen? —

Indessen langte der von Mathias abgesandte Bote in Brünn an und entledigte sich seines Auftrages an Hinko. Mit schmerzumflorten Blicken erzählte ihm dieser, nachdem er demüthig des Königs Handschreiben gelesen, seiner Tochter plötzlichen Tod und betheuerte, daß er seines Fürsten Befehlen unverzüglich entgegen gekommen wäre, wenn es nicht Ludmillens frühzeitiger Tod, wahrscheinlich durch Chrysogono's Entfernung beschleunigt, unmöglich gemacht hätte. Mit dieser Nachricht machte sich der Bote auf den Rückweg nach Ofen und Hinko triumphirte über seine gelungene List. Getreulich berichtete der Bote dem Könige Hinko's Antwort. Mathias scheuete sich, dieselbe seinem Günstlinge mitzutheilen. Doch Chrysogon, der den Boten ankommen gesehen, begab sich voll liebender Ungeduld in des Königs Gemach, um sein Unglück zu vernehmen. Als er des Königs traurige Miene sah, ahnete ihm nichts Gutes und er dachte, Hinko's stolzer Sinn sei noch nicht gebrochen. Doch unaussprechlich war sein Schmerz, als er erfuhr, daß das ihm

theure Wesen nicht mehr auf Erden wandle. In wahnsinniger Betäubung trieb er sich herum und jede seiner Mienen sprach den Tod aus, den er im Herzen trug. Basilius, dem es um das Leben seines Sohnes bangte, suchte ihn dahin zu bringen, Ungarn zu verlassen und in sein Vaterland zurückzukehren. Durch nichts mehr an diese Länder gebunden, war der arme Jüngling sogleich bereit, dem bittenden Vater nachzugeben. Hier verlor er ja Alles, was ihn noch an's Leben fesseln konnte, und jetzt dünkte es ihn gleichgültig, ob er hier oder in seinem Vaterlande die wenigen schmerzlichen Tage des Daseins hinbringen werde. Mit erster Gelegenheit verließ er, von Mathias reichlich beschenkt, Ofen und fuhr zu Schiffe nach Cypern zurück.

Als Hinko erfahren hatte, daß Chrysogon nach der fernen Heimath gezogen sei, nahm er im Geheim seine Tochter wieder aus dem Kloster. Ludmilla glaubte ihren Vater gerührt zu sehen, weil er sie mit Milde aufnahm und des Vergangenen mit keiner Sylbe erwähnte. Doch schon nach einigen Tagen glaubte sie mit Schrecken die Ursache von ihres Vaters Milde zu wissen, indem Samuel von Hradek und Walecrow, ein mährischer Edler, der sich bei ihrem Vater aufhielt, sie mit unermüdeter Aufmerksamkeit bediente, auch schon ihre Farben zu tragen anfing. Ludmilla, in deren Herzen Chrysogon's Bild mit flammenden Zügen lebte, gelobte sich im Stillen, eher Alles zu wagen, als durch Vergebung ihrer Hand die Hoffnung, den Geliebten einst doch noch zu besitzen, gänzlich zu vernichten. Was sie vorausgesehen, geschah. Hinko berief sie in sein Gemach und suchte durch Schmeichelworte und zuletzt durch Drohungen ihr Jawort für Samuel zu erringen. Zugleich zerriß er der Tochter Herz durch die Kunde, daß Chrysogon, nachdem er ihrer in den Armen anderer Dirnen vergessen, sich in sein Vaterland begeben wollte, aber die gerechte Strafe des Himmels ihn ereilt und er im Schiffbruch umgekommen sei. Jetzt war Ludmillens Entschluß zur vollen Reife gebracht. Sie versprach ihrem Vater, daß sich Samuel von Hradek nach acht Tagen mit ihr vermählen lassen könne. Der Alte willigte ein und küßte die Lippen seiner Tochter, deren Herz er tödtlich verwundet. Ludmilla kehrte nach ihrer Kammer zurück — warf sich im Ausbruche des höchsten Schmerzes über des Geliebten Tod vor das Bild der Mutter unseres Heilandes und flehte inbrünstig um baldige Endigung ihrer grenzenlosen Leiden. — Obwohl sie die Nachricht von des Geliebten Untreue nicht glaubte, so hielt sie doch die Kunde seines Todes für wahr.

Indessen beeilte sich Samuel seiner Braut, die er wirklich liebte, die gehörige Aufwartung zu machen. Hinko hatte ihm seiner Tochter Liebe zu dem jungen Arzte verschwiegen, daher erstaunte Samuel nicht wenig, als er seine Braut heftig weinend und auf den Knieen vor dem Muttergottesbilde erblickte, aber er freute sich auch einer so frommen Hausfrau.

Ludmilla litt gutwillig, daß er ihr seinen Siegelring an den Finger steckte und ihr den ersten Kuß als Braut gab. Ihr Entschluß war gefaßt und nichts in der Welt konnte diesen mehr zum Weichen bringen.

Hinko lud alle Edle Mährens zum bevorstehenden Hochzeitsfeste seiner Tochter, welches mit verschwenderischer Pracht vor sich gehen sollte. Alles staunte, die für todt ausgeschrieene Ludmilla als Braut wieder zu erblicken. Von allen Seiten wurde dieselbe mit Glückwünschen bestürmt. Endlich erschien der feierliche Tag, Samuel hatte sich auf's Festlichste geschmückt und der alte Hinko schien zehn Jahre jünger geworden zu sein. Er wollte morgen auf dem Stechrennen, das gehalten werden sollte, noch einmal mitkämpfen. Die Braut war in einem einfachen Hauskleide, welches ihre natürliche Anmuth nur erhöhte. Sie betrug sich still und geräuschlos. Die geladenen Herren und Damen kamen in's Prunkzimmer, wo lärmend und jubilirend auf das Wohl der Braut Humpen und Trinkhörner geleert wurden, die — einige nothwendige Aenderungen in ihrem Anzuge vorgebend — sich auf ihr Zimmer begab. Wacker wurde gezecht, der alte Hinko wollte an seiner Tochter Hochzeitstage sich nicht beschämen lassen und hatte dem Kellermeister befohlen, die herrlichsten Weine seines Kellers preis zu geben. — Da trat in festlichem Ornate der Priester herein, um das Paar zur Trauung in die nahe gelegene Peterskirche abzuholen. Schnell eilte Samuel nach seiner Braut, aber wie groß war seine Bestürzung, als er sie weder in ihrem Gemache, noch sonst wo fand. Er eilte zurück und theilte diese Nachricht dem Alten leise mit. Der Humpen entsank diesem vor Schrecken; schnell befahl er allen Dienern, Ludmillen überall aufzusuchen und sie vor ihn zu bringen. Diese kamen zurück mit der Nachricht, das Fräulein sei nirgends zu finden. Bestürzt standen der Vater und der Bräutigam, die Gäste fuhren von ihren Sitzen auf und raunten sich leise in die Ohren. Der Priester stand festgewurzelt auf seinem Platze, Niemand wußte sich das Räthsel zu lösen. Da befahl mit donnernder Stimme Hinko, alle Gäule zu satteln und versprach köstliche Belohnung dem, der die Braut zurückbringe. Er und der Bräutigam sprengten nach verschiedenen Richtungen fort, um sie zu suchen. Staunend standen die Gäste, — so eine Verlobung hatte noch keiner erlebt. Nach und nach schlich sich einer um den andern fort, mußte — da alle Diener auf und davon waren — sein Pferd selbst satteln und in Zeit von einer Stunde war das Haus, wo ehevor das lärmende Getön der Zecher erschallte, ganz leer und grabesstill.

Gegen Abend kamen Hinko und Samuel unverrichteter Sache zurück, einer der Knechte nach dem andern desgleichen. Der Alte raste und tobte, doch umsonst, die Braut war und blieb verschwunden.

Um diese Zeit machten sich in Deutschland viele Herren und Ritter auf zu einer Pilgerfahrt nach Palästina. Auch Just Artus, ein Wundarzt und Lautenschläger zu Ulm im Schwabenlande, wollte dahin wallen. Herr Hans Truchseß von Waldburg nahm ihn als Wundarzt mit auf die Reise. Er ging in Gesellschaft dieses nach Venedig, wo sie sich mehrere Tage aufhielten. Hier versammelten sich aus Britanien, Hispanien, Frankreich und Sizilien der Pilger so viele, daß zwei Schiffe ausgerüstet werden mußten, um sie

Alle aufzunehmen. Man stieß vom Lande, und Artus, der sich zum ersten Mal auf einem Schiffe befand, stand in den ersten Stunden viele Aengste und Schrecken aus und sehnte sich fast nach seinem lieben Schwaben zurück! —

An der Insel Eufemia landeten sie, gingen in die Stadt und besuchten das Kloster des heiligen Andreas. Hier lernte Artus einen jungen Pilger kennen, der sich sowohl durch seine Frömmigkeit und gute Aufführung, als auch durch ein schönes Aeußere empfahl. Artus, ein geselliger Mann, wurde bald mit ihm vertraut und da erzählte ihm der junge Pilger, daß er sich Franz nenne, aus Brünn in Mähren sei und da Gott ihn und die Stadt von einer fürchterlichen Pest gerettet, habe er gelobt, nach dem Grabe des Erlösers zu ziehen, um dort sein Dankgebet für seine und seiner Mitbürger wundervolle Rettung zu verrichten. Artus belobte sein frommes Vorhaben und erzählte ihm hierauf seine früheren Schicksale, wie er als Minnesänger viele Herren, Fürsten und Grafen kennen gelernt und machte ihn auf die Beschwerden einer so weiten Reise aufmerksam, mit dem Bedeuten, daß sein schwacher und zarter Körperbau kaum alle überwinden werde. Aber der junge Pilger baute auf Gott, der, wie er sagte, ihn schon einmal wundervoll gerettet und erhalten, und er hoffe durch Gottes Beistand die heilige Stadt glücklich zu erreichen. Durch solche Mittheilungen entspann sich innige Freundschaft zwischen beiden Jünglingen.

Als sie zu Candia angekommen waren, entdeckte Franz seinem Freunde, daß er sich durch einen Stoß am Fuße verwundet habe und bat ihn, denselben zu verbinden. Zugleich entblößte er seinen Fuß und zeigte ihm eine leichte Wunde. Artus verwunderte sich höchlich über den zarten und milchweißen Fuß seines Freundes, denn so schön hatte er noch keinen gesehen.

Am St. Johannisabende landeten sie bei der Insel Rhodus, wo sie das Fest des heiligen Johannis mit begingen. Die Schiffe wurden festlich beleuchtet und unter Trompetenschall die Feier begangen. Fröhlich segelten sie weiter, in der Hoffnung, bald das heilige Grab zu erreichen, auf welchen Anblick sich Artus sehr freuete, und kamen wohlbehalten bei der Insel Cypern an. Hier stiegen sie an's Land und einige der Pilgrime besuchten die Stadt Nicosia, andere wandelten nach dem Dorf Aelia, wo sich dazumal auf einem Berge das Kreuz des rechten Schächers befand. Franz und Artus gingen nach Nicosia, um diese Stadt, wo damals die Königin Katharina wohnte, zu besehen. Als sie Abends vor ein schönes Haus kamen, dessen Hof mit Blumen und Springbrunnen wohl versehen war, sagte Franz zu seinem Freunde: „Ich muß dem Besitzer dieses Hauses ein Brieflein übergeben, harre hier unten eine Viertelstunde." Artus wunderte sich höchlich über die hohe Freude und das große Entzücken, das der liebe Franz bei Erblickung dieses Gebäudes äußerte; er setzte sich auf eine vor dem Hause befindliche steinerne Bank, und sang folgendes deutsches Lied:

Vom Vaterland
So fern, so fern,
Hat mich erkannt
Der Abendstern,
Und lacht mich an·
Ich kenne dich,
Und deine Bahn,
Hier siehst du mich.

Ich blick' dich an
Ach Abendstern!
Auf deiner Bahn
So nah, so fern,
Wie freu' ich mich
Dich hier zu seh'n,
Du kannst, nicht ich,
Zum Liebchen geh'n.

Noch hallten die Töne dieses Liedes, als er ein lautes Händeklatschen hörte, er blickte auf und sah Franz auf dem Söller in Gesellschaft einer verschleierten Jungfrau stehen. Franz winkte ihm, herauf zu kommen. Artus ging hinauf und hier sprach Franz zu ihm: „Das Ziel meiner Wanderschaft ist geendet, ich bleibe hier in Cypern. Wenn Du, ehrlicher Mann, vom Grabe des Erlösers heim pilgerst, so halte Dich hier auf, ich habe ein Geschäft für Dich, auch sollst Du die Ursache erfahren, warum ich hier bleibe." Artus trennte sich mit schwerem Herzen von seinem Reisegefährten, den er außerordentlich lieb gewonnen hatte. Er schied von ihm mit dem Versprechen, bei seiner Rückreise sicher wieder bei ihm einzusprechen. Kurz darauf segelte Artus weiter. Sie gelangten richtig in's gelobte Land. Dankend fielen sie auf ihr Antlitz nieder, lobten und priesen Gott. Viel Herrliches und Treffliches sah Artus in der heiligen Stadt und konnte sich an all' den Wunderwerken kaum satt sehen. Nachdem sie sich einige Tage dort aufgehalten hatten, kehrten sie zurück und landeten wieder in Cypern. Da gedachte Artus seines Freundes Franz von Brünn, doch konnte er trotz all' seinem Suchen das Haus nicht wieder finden, denn die Stadt war sehr groß.

Er begab sich in eine Herberge und forschte überall nach dem jungen Franz von Brünn, aber gar Niemand konnte ihm Auskunft geben. Er beschloß, nur einige Tage sich aufzuhalten und seinen Unterhalt durch Lautenschlagen zu gewinnen. Anfangs horchte man mit Vergnügen seinen deutschen Gesängen zu, aber nach und nach wurde man dessen überdrüssig und des Artus Einkommen schmälerte sich täglich. Auch war Herr Hans Truchseß schon vorausgeeilt. — Er beschloß abzureisen, da er von seinem lieben Freunde gar nichts erfahren konnte, allein es war gerade kein Schiff segelfertig, das ihn nach der Heimath bringen konnte. — Schon sah er sich gänzlich ohne Unterstützung und ihm bangte vor dem folgenden Morgen, als er eines Mittags aus einer Kirche gehend, einer Dame ansichtig wurde, die ihm bekannte Züge hatte. Verwundert blieb er stehen, als die Dame auch ihn erblickte und mit einem Winke zu sich rief. — Artus gehorchte und fragte ehrfurchtsvoll, was ihr Begehren sei. — „Komm' mit mir in mein Haus," entgegnete die Dame, „dort sollst du's erfahren." — Dabei sah sie ihn mit lächelnder Miene an und Artus glaubte den Ton ihrer Stimme schon irgendwo gehört zu haben. Schwei-

gend folgte er ihr durch unterschiedliche Gassen, als er auf einmal vor das Haus kam, wo damals Franz hineingegangen war, und mit Verwunderung erkannte er in dem Frauenzimmer den werthen Freund, der seine Schritte in dieß Haus lenkte. — „Bist du denn wirklich Franz?“ fragte er, als sie in das Haus traten. — „Du wirst staunen,“ entgegnete dieser, „aber folge mir nur, das Räthsel soll gleich gelöst werden.“ Durch prachtvolle Vorzimmer, alle auf venezianische Art reich geschmückt, führte Franz den staunenden Lautenschläger in das Prunkzimmer. Dann befahl er einem Diener, köstlichen Wein und die schmackhaftesten Früchte zu bringen, welche er seinem Freunde vorsetzte. Artus, der sich schon lange den Genuß des Weines versagen mußte, war wie im Himmel; er betrachtete die schönen Formen seines Freundes und sah nur zu deutlich, daß er sich wirklich in ein Frauenzimmer verwandelt habe. Jetzt öffneten sich die Flügelthüren des Prunkgemaches und herein trat ein junger, stattlicher Herr in venetianischer Kleidung, welcher auf Franzen zueilte und ihn in seine Arme schloß. „Hier,“ sprach dieser, indem er auf den Lautenschläger wies, der in tiefer Ehrerbietung aufstand, „dieser Mann ist derjenige, von dem ich dir so oft erzählte, der meiner Pilgerfahrt treuer Freund wurde.“

Nachdem sich Ludmilla an ihrem Verlobungstage den lärmenden Gästen entzogen hatte, warf sie sich in ihrer Kammer in die lange vorbereiteten Pilgerkleider, setzte einen breitkämpigen Pilgerhut auf, band sich einen falschen Bart um und schlich in dem Getümmel der Knechte unbemerkt aus dem Hause. Ihr Entschluß war, als Pilger nach dem Grabe des Erlösers zu wandeln und dort für das Seelenheil ihres Geliebten zu beten, und um sein Vaterland, von dem sie so reizende Schilderungen hörte, zu sehen. Sie gesellte sich zu einem großen Haufen Pilger, die gerade durch Brünn wollten. und zog in dieser Gesellschaft aus den Thoren ihrer Vaterstadt. Die Verfolger erreichten wohl den Zug der Wallfahrer, doch weder Samuel noch ihr Vater vermutheten sie darunter und sprengten vorüber. Ludmilla, die sich aus dieser Gefahr gerettet sah, ging getrost weiter, doch drohte ihr bald noch eine größere. Sie nahm nämlich, als sie sich vor den Nachforschungen ihres Vaters sicher glaubte, den falschen Bart ab und zeigte zum größten Erstaunen der Gesellschaft ihr zartes und feines Gesicht. Doch, da in jenen Zeiten sogar Kinder nach dem gelobten Lande pilgerten, so schwand bald das Erstaunen der Uebrigen. Ein Einziger faßte Ludmillen schärfer in's Auge und gerieth auf die Vermuthung, der junge Pilger sei ein Weib. Mit dieser Ueberzeugung erwachte auch eine heftige Leidenschaft in seinem Herzen. Da Ludmilla sich verrathen sah, trennte sich dieselbe schon am nächsten Morgen von ihrer Gesellschaft und schloß sich einem andern Pilgerhaufen an, der singend die Straße daher gezogen kam und bald nach Venedig gelangte. Zu Nicosia erkundigte sie sich nach der Wohnung des Arztes Basilius, die man ihr zeigte. Sie wollte den Vater ihres Geliebten noch einmal sehen und mit ihm den Tod Chrysogons beweinen. Als sie in das Haus trat, kam ihr Basilius entgegen und fragte sie um ihr Begehren. Ludmilla warf den Hut von sich und stürzte sich laut weinend in die Arme des erstaunten Vaters. Groß war die Freude desselben, als er Ludmillen lebend und durch ihren Anblick seinen Sohn gerettet sah, der dem Grabe zuwelkte.

Der redliche Schwabe Artus begehrte dann an seinem ehemaligen, gar lieblichen Reisegefährten, ob er denn für immer aufgegeben habe die Heimath und den Vater wieder zu sehen? Aber in Chrysogons Armen blühte Ludmillens einziges Glück. Dennoch bat sie Artus gar herzlich, Brünn wieder aufzusuchen, dem Vater Hinko ihren Ring, ihr aber des Vaters Versöhnung zu bringen. — Artus zog nach Brünn und seine Gesänge fanden viel Hörer. Nur fand seine Botschaft keinen, denn Hinko von Waldstein war gestorben und sein Haus in tiefster Trauer. Ludmilla galt für eine entlaufene Abenteuerin, für eine längst Verstorbene bei den reichen erbenden Vettern, und der gute Artus hatte von vielem Glück zu sagen, daß er mit heiler Haut das liebe, lebenslustige Ulm wieder erreichte. — — — Artus aber hatte bis an's Ende seines Lebens doch keinen reizenderen Sang als von dem lieben Pilgrim, dem schönen Franz von Brünn.

Kaiser und Magister.

Zur Zeit, da Herzog Christoph von Bayern auf dem Reichstage zu Augsburg war, hörte er vom Magister Petrus Engelbrecht sprechen.

Der war des Erzherzogs und künftig römischen Königs und Kaisers Maximilian, Lehrmeister — und ein trefflicher Mann. Nur daß er auf's Lateinische und Griechische zu viel gab und dem Maximilian schier alle Lust zum Studieren verleidete, weil er die Sache zu heftig angriff. Wie nun Herzog Christoph und der Erzherzog über das zur Sprache kamen, verlangte der Erstere, den Magister kennen zu lernen. Er besuchte hierauf seinen fürstlichen Freund, und als sie eine Zeit lang von Abenteuern im Krieg und auf der Jagd gesprochen hatten, ließ Maximilian dem Magister sagen: „Herzog Christoph sei da und wolle mit ihm reden.“

Als Herr Petrus Engelbrecht eintrat und sich ehrfurchtsvoll beugte, schritt Herzog Christoph huldsam auf ihn zu, lobte ihn in Allem, worin er Gutes von ihm gehört habe, fand, daß er ein rechter Gelehrter sei und betheuerte ihm seine Verehrung.

Herr Petrus nahm das so ganz ungern nicht an, hielt sich aber doch recht bescheiden und sagte: „Hoher Herr, so Einer alle seine Zeit auf die Studia verwendet, mag er es wohl dahin bringen, ein gelehrter Mann zu werden. Das war von je mein Lebensziel und meine Absicht. Dafür versteh' ich mich wieder auf manch' Anderes nicht so wohl. Das will eben Alles getrieben und gelernt sein!“

„Da habt Ihr wohl recht, Herr Magister,“ erwiederte Herzog Christoph, „und habt mir selbst gesagt, was ich gern fürgebracht hätte. Glaubt Ihr denn, der Erzherzog wolle dereinst ein lehrender Magister werden? Dem ist keineswegs so. Er ist zum Regiment, und etwan vom ganzen heilig römischen Reich bestimmt. Was nützt es ihn dann,



so er noch so gut griechisch und lateinisch wüßte, und verstünde sich auf die deutsche Angelegenheit und Sache des Regiments nit! Vergebt, Herr Magister, aber mit dem überflüssigen Tand lockt Ihr keinen Hund hinter'm Ofen herfür!"

„Was Ihr doch sagt, hoher Herr!" fiel der Magister Petrus ein. „Das — das ist doch zu gering vom Griechischen und Lateinischen gesprochen!"

„Ei, so versucht es!" gab Herzog Christoph lächelnd zurück. „Seht Ihr — dort liegt des Erzherzogs schönste Rüde. Sagt Ihr auf Griechisch oder Lateinisch, sie soll aufstehen!"

Da kann sich Jeder denken, wie verlegen der Magister Engelbrecht über des Herzogs schelmische Rede ward, der Erzherzog Maximilian aber lachte von Herzen über den Einfall. D'rüber kam die Sache ganz in's Lustige, der Magister Petrus lachte zuletzt selbst mit, war aber keineswegs zur Erfüllung des Verlangens zu bringen.

Da besann sich Maximilian nicht lange, sondern befahl der Rüde auf Griechisch und dann auf Lateinisch, in Längerem, sich zu erheben. Die Rüde stand aber nicht auf. Als das nichts fruchtete, trat Jener einen Schritt näher, winkte mit der Hand und sagte: „Da komm' her!"

Auf dieß fuhr die Rüde sogleich auf und schritt ganz freudig auf ihn zu.

„Seht Ihr, Herr Magister," sprach Herzog Christoph, „das ist nun nichts, denn eine arme Rüde. Nun denkt Euch, ein Mensch, ein freier, deutscher Mann und das ganze deutsche Volk! Was gäb' dieses einem deutschen König oder Kaiser für alle fremde Gelehrsamkeit, so er sonst nichts wüßte!"

Da fuhr sich der Magister Petrus Engelbrecht mehrmals über den Scheitel und sagte: „Ja — ja — hoher Herr, so Ihr's auf die Weise nehmt, habt Ihr wohl recht gesprochen —" ließ auch weiters ein Weniges von zu großem Eifer ab.

Das währte gleichwohl nicht zu lange, so war's der alte Tanz und trieb es Herr Petrus wieder so heftig, daß sich Maximilian noch oft darüber ausließ, als er längst römischer Kaiser war, — Herr Magister Petrus Engelbrecht aber löblicher Pfarrherr zu Neustadt. Fr. Trautmann.

Erlebnisse eines Deutschen in nordamerikanischen Diensten gegen Mexiko.

Erste Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Die Löwenritter in Antwerpen und Seereise.

„O mein Sohn!" sprach mein Vater zu mir, als ich wieder einmal einen leichtsinnigen Streich gemacht: „Europa ist für dich zu klein, suche dir einen andern Welttheil!" — Zufälliger Weise hatte ich aber weniger Hülfsmittel, als der große Alexander, nicht einmal Ueberfluß an Kleidungsstücken und Geld, und sah mich denn auch genöthigt, einen andern Weg, als jener große Abenteurer, einzuschlagen; ich schloß nämlich einen Vertrag mit dem Agenten R.. in Mannheim und zahlte alle Reisekosten bis in den neuen Welttheil voraus. Solches begab sich am 10. August 1846. Vier Tage später befand ich mich in Antwerpen, der hohen Schule aller Spitzbuben, wo ich die feine Gesellschaft Outendirk, der meine Weiterbeförderung oblag, kennen lernte. Auf meinen gedruckten Vertrag, den ich von dem Agenten erhalten, und wornach ich höchstens drei Tage aufgehalten werden sollte, nahm man keine Rücksicht, erklärte kurz, an die Fortsetzung meiner Reise sei sobald nicht zu denken, und wieß mich in das Gasthaus zum goldenen Löwen von Frank, welches eigens zum Schutze für Auswanderer von Herrn Outendirk errichtet worden, und wo ich bis zu meiner Weiterreise gratis verköstigt werden sollte.

Der goldene Löwe war in der Nähe des Domes. Herr Frank, ein Belgier, stets Tabak kauend, ehedem Matrose und banquerotter Wirth in Brüssel, belehrte bei meinem Eintreten die in Menge versammelten Auswanderer auf so lebhafte anziehende Weise, daß sie offenen Mundes horchten; er warnte vor der schlechten Welt und daß man sich an ihn wenden müsse, wolle man nicht von Andern betrogen werden. Auch die Zaubergewalt des Auges, womit die Klapperschlange ihre Opfer bannt, mangelte diesem Musterwirthe nicht; und staunend bemerkte ich, wie er die herumlungernden Bauern so mit Blicken zu beunruhigen wußte, daß sie gar fleißig seinem Getränke zusprachen. Alles übertraf hier meine Erwartung. Die Kost bestand Morgens und Abends in kaffeefarbigem Spülwasser und ranzigem Butterbrod, Mittags in etwas Kuhfleisch- und Kartoffelschnitzen. Die Betten, harte Strohlager, je eines wenigstens für zwei Per-

sonen bestimmt, füllten in großer Anzahl, hart aneinander, die dumpfen Schlafzimmer.

Ich hielt's nicht lange aus in dieser Höhle, und wendete mich am ersten September, nachdem ich ärztliche und andere Kosten gehabt, an den Direktor D... und drang auf Entschädigung.

„Sie müssen," sagte ich, „alle Kosten meines unkontraktmäßigen Aufenthalts tragen."

Der Stifter des goldenen Löwen nahm eine Prise, zuckte die Achseln und sprach: „Nicht ich, sondern der Agent in M., der Sie zu frühe schickte, trägt die Schuld."

„Ich kann mich nicht an den Agenten in M. halten", erwiederte ich, „Sie sind für die Fehler Ihrer Agenten verantwortlich."

„Agent N.," entgegnete lächelnd der goldene Löwenritter: „gehört nicht zu meiner Gesellschaft, geht mich Nichts an."

Da war meine Geduld zu Ende.

„Lassen Sie sich," rief ich, „mit Agenten ein, von denen Sie keine Rechenschaft fordern können, um ungestraft die Leute zu betrügen und armen Auswanderern den letzten Heller abzulocken?"

„Sie werden ja im goldenen Löwen verpflegt," erinnerte kaltblütig der Spekulant.

„Ich kam nicht hieher, mich verpflegen zu lassen, sondern um nach Amerika zu reisen!" Mit diesen Worten schlug ich die Thüre zu, und eilte zum badischen Consul, der meine Klage sehr verdrießlich aufnahm, was ihm freilich nicht zu verargen war, da er, wie ich nachher erfuhr, ebenfalls diesem Bunde der goldenen Löwenritter angehörte. Nur der hessische Consul, dem ich eine, von mehreren Schicksalsgenossen unterzeichnete Beschwerdeschrift einhändigte, handelte als Ehrenmann, aber auch seine Bemühungen trugen keine Früchte.

So wurden wir achtundzwanzig Tage lang in Antwerpen von den Löwenrittern „verpflegt und beschützt." Viele Schiffe segelten an unsern Augen vorüber nach Nordamerika, aber von der schönsten Reisegelegenheit konnten wir keinen Gebrauch machen, weil wir Voraus akkordirt und uns dadurch ganz in die Gewalt habsüchtiger Spekulanten gegeben hatten, wie ich solches zur Warnung für Auswanderer mitgetheilt. Aber noch mehr! Ohne unsern wackern Schiffskapitän, welcher den halbfaulen Schiffsproviant, den uns die Gesellschaft Dutendirk noch zum Abschied aufhängen wollte, zurückwies, eine Untersuchung einleitete, und den Hafen, — obschon ihn dieser Aufschub eine beträchtliche Geldsumme kostete — nicht eher verließ, bis man uns haltbare Lebensmittel verabfolgt hatte; — würde die letzte Folge der „Verpflegung" der Herren Dutendirk für uns eine Hungersnoth zu Schiffe gewesen sein.

Kaum befanden wir uns auf hoher See, als sich die Kotzebuesche Komödie der Seekrankheit zu entwickeln begann. Bleich und verstört lagen die Passagiere auf dem Verdeck umher. Dieser Salzwasserkatzenjammer, der sich bei der Mehrzahl in den ersten vier Tagen verlor, verschonte von dreihundert Passagieren nur Kinder und sieben Erwachsene, worunter auch ich war. Frische Luft und heiteres Gemüth ist die einzige Arznei gegen dieses Leiden.

Am 20. September entschwand das Land gänzlich unsern Augen, die nun lange das erhabene Meer anstaunen konnten. Doch wie wirst du so langweilig, o erhabenes Meer! Trotz hin und her segeln scheint das Schiff nicht vom Fleck zu kommen, wie festgezaubert im Mittelpunkt eines ungeheuern Kreises, der nach allen Seiten hin gleichförmige Wellen treibt.

Unser Schiff, ein Dreimaster, hieß Algeria. Der Kapitän, Bartholomeo Craviotti, war, wie jeder seiner achtundzwanzig Matrosen, ein Genuese, dessen Gunst ich dadurch erwarb, daß ich in langweiligen Stunden den Matrosen zur Hand ging, und als Dollmetscher fungirte. Craviotti sprach nämlich auch französisch, welche Sprache ich einmal auf verschiedenen Lyceen hatte studiren sollen und in einem Wirthshaus in Antwerpen, während achtundzwanzig Tagen, besser, als während drei Jahren in jenen gelehrten Anstalten, erlernt hatte. Wenig Abende vergingen, die ich nicht in der Kajüte, bei italienischem Feuerwein und türkischen Cigarren, mit dem Kapitän zubrachte.

Auch auf andere Weise verschaffte ich mir Unterhaltung. Da nämlich nur zwei Küchen zum Gebrauch der Passagiere dienten, deßhalb die Unordnung alle Gränzen überstieg, und Diburgs edle Kraft — auf Gemeindekosten fortgeliefertes Gesindel aus Diburg in Hessendarmstadt — das Faustrecht übte, so beschloß ich die eingerissene Anarchie zu unterdrücken und Friede und Ordnung wieder herzustellen. Für eine freiere Staatsform war das Volk noch nicht reif, darum führte ich die absolute Monarchie ein. Als Diener der vollziehenden Gewalt waren die Matrosen bereit, auf meinen Wink herbeizueilen und den Gesetzen des neuen Herrschers von Kapitäns Gnaden, Achtung zu verschaffen. Als ich so meinen Thron befestigt sah, theilte ich meine dreihundert Unterthanen in drei gleich starke Stände ein, denen folgeweis die Kochstunden genau vorgeschrieben waren. Das Küchengesetz war die wichtigste meiner Verordnungen. Um aber auch die Last meiner Regierungssorgen zu erleichtern, schuf ich mir aus den Gesinnungstüchtigsten ein Ministerium, das über Befolgung meiner Anordnungen zu wachen hatte. Meine Bemühungen waren vom besten Erfolge gekrönt und „mit gerechtem Stolz kann Ich heute zurückblicken auf jene Meine fünfzigtägige Regierung."

Auf den 19. Oktober folgte die Nacht, in der über hundert Schiffe vom Sturm zertrümmert, tausend Menschen ihr Grab in den Wellen fanden. Heftige Donnerschläge und das gewaltige Schaukeln des Schiffes weckten mich um Mitternacht. Der Bau des Schiffes krachte, als wollten alle Fugen reißen. Von Minute zu Minute rauschten Wogen die Treppe herab in unser Schlafdeck. Das Wasser drang stellenweis durch die Decke und nöthigte Manche, Regenschirme im Bette auszuspannen.

Ich kleidete mich an, um mir einen Sturm auf dem Meere zu betrachten. Aus allen Ecken drangen Jammerlaute. Diburgs edle Kraft saß um eine Laterne gedrängt und gab sich die augenscheinlichste Mühe, das Ding wegzu-

beten. Der größte Hallunke darunter spielte die Rolle eines Geistlichen, und sprach ohne Aufhören die nämliche Litanei vor, welche die Andern mit dumpfem Gemurmel wiederholten.

Als ich die Treppe hinaufstieg, überschlug mich eine Woge und schleuderte mich an die Wand. Oben angekommen war es pechfinster. Der Regen goß in Strömen. Sturm und Donner heulten um die Wette. Der Blitz wies mir den Weg unter ein ausgespanntes Tuch, unter dessen Schutz sechs Matrosen — sonst nur zwei — das Steuerrad lenkten. Ich redete sie an. Keiner antwortete. Sie hatten Christusbilder um die Brust, und hiengen wie arme Sünder am Rade. Das Wetter wurde immer heftiger. Bald drang der Regen durch das Tuch und nöthigte mich, in's Zwischendeck zurückzukriechen. Eh' ich mein Lager erreicht hatte, erdröhnte ein furchtbarer Schlag, das Schiff erzitterte durch und durch und legte sich auf die Seite, so daß Menschen, Koffer, Geschirre und Kleidungsstücke auf dem Boden umherrollten. „Jesus Maria! Alles ist aus!“ ertönte eine Stimme; dann trat tiefe Stille ein; einen Augenblick schien jeder mit dem Gedanken des Todes beschäftigt. Das war die Krisis des Sturmes, die insofern glücklich vorübergegangen war, als unser Schiff nur den in vier Theile zersplitterten Fockmast verloren hatte.

Peinlicher, als Wassermangel und Seekrankheit, wichtiger als Kompaß und alle Erfahrung des Seemannes, ist auf hoher See der Wind. Der auf dem Lande mit so vieler Geringschätzung behandelte Wind, mit dem man das Nichtswürdige bezeichnet, wie rächt er sich, welche Triumphe erntet er dafür auf dem Ocean. „Ist der Wind gut?“ ist des Seereisenden erster Gedanke am Morgen. Der Wind bildet das Tagesgespräch. „Wenn wir nur guten Wind behalten oder bekommen,“ lautet das ewige Nachtgebet. Und wehe dem Schiffer, der den Mantel nicht nach dem Winde hängen wollte!

Nach einer achtundfünfzigtägigen Seefahrt erscholl der Ruf: „Land.“ In dunkler Ferne winkten uns die hügeligen Küstenstreifen, in deren Mitte die breite Mündung des Hudson strömte. Amerika! das war der beflügelnde Gedanke, der wie ein Funke jener Columbuswonne, Aller Herzen durchglühte.

Zweites Kapitel.

Der nordamerikanische Soldat.

Gegen Ende des Jahres 1846, da ich den Boden des gelobten Landes betrat, machte die Vereinigte Staaten-Regierung Nordamerikas gewaltige Rüstungen, um den Krieg mit der Republik Mexiko nachdrücklich fortsetzen zu können. In allen Wirthshäusern von Newyork trieben sich Werber umher. Jeder, der einen zum Militärdienst tauglichen Mann auf ein Rekrutirungsbureau brachte, erhielt ein Blutgeld von zwei Dollars. Daher lebten damals viele Industrieritter bloß von diesem Geschäfte, das in einer so bedeutenden Seestadt, wo Tagdiebe, Abenteurer und brodlose Unglückliche in Menge zu finden sind, sehr einträglich ging. Die Mehrzahl dieser Lockvögel waren schon länger in Amerika anwesende Deutsche, die ihren frisch ankommenden Landsleuten mit verführerischen Beschreibungen des amerikanischen Militärstands, oder mit Branntwein so lange die Köpfe erhitzten, bis sie in die Falle gingen.

Das Vereinigte-Staaten Militär zerfiel damals in das reguläre und in die sogenannten Volunteers. Der reguläre Soldat war übrigens Freiwilliger, so gut wie der Volunteer.

Die reguläre Armee enthielt Infanterie, Artillerie, Dragoner und berittene Riflemen (reitende Jäger). Die erste Compagnie jedes Artillerieregiments bildete die reitende; die andern waren mit Infanteriegewehren bewaffnet, und wurden im Felde bald als Artillerie, bald als Infanterie verwendet. Der Sold der Reiter betrug monatlich acht, der der Fußgänger sieben Dollars, immer nach zwei Monaten zahlbar, unter Vorbehalt eines Dollar für jeden Monat als rückständiges Guthaben, das erst mit dem Abschiede des Soldaten verabreicht wurde. Nur ein geborner Amerikaner konnte Anspruch auf Beförderung als regulärer Offizier machen.

Die Volunteers — nicht zu verwechseln mit der Miliz, die nur im Vaterlande streitet — waren Truppen, die jeder einzelne Staat auf eigene Rechnung stellte, Infanterie, etwas leichte Artillerie und Cavallerie. Unter ihnen waren die Riflemen zu Fuß als treffliche Schützen bekannt. Die Volunteers waren fast dreimal so gut besoldet, als die Regulären, da sie sowohl von der Regierung des einzelnen betreffenden, als auch der Vereinigten-Staaten bezahlt wurden, und genossen vieler Vorrechte und Freiheiten, wählten z. B. ihre Offiziere selbst. Hieher gehören auch die berühmten Texasrangers, die wildeste verwegenste Reiterei Amerikas, die ich später ausführlicher schildern werde.

Jede Division hatte ihren Settler-store, einen Kramladen, worin die nothwendigsten Bedürfnisse eines Soldaten, z. B. Rauch- und Kautabak, Root-beer (eine Art leichten Kräuterbiers), Zinnbecher, Eßbestecke, Bürsten u. s. w. verkauft wurden. Der Eigenthümer eines solchen Stores, der jedem Soldaten monatlich für zwei Dollars Credit geben mußte, hatte das Privilegium, Alles so theuer, als schlecht zu verkaufen. Dergleichen Marketender, denen verboten war, berauschende Getränke auszuschenken, begleiteten die Armee auch im Felde.

Die Vereinigte-Staaten-Armee bestand, mit wenigen Ausnahmen, aus den verwegensten Menschen aller civilisirten Nationen. Alte Soldaten, die schon in Algier, Batavia, Spanien und Griechenland gefochten, waren darunter, wie ehemalige Studenten, Handwerker, Kaufleute, Bauern, Matrosen und Edelleute. Mörder und Diebe, um dem Arme der Gerechtigkeit zu entgehen, verbargen sich ebensowohl unter der amerikanische Uniform, als andere verzweifelte Unglückliche und Abenteurer. Der dritte Theil bestand aus Deutschen und Irländern.

Das Exercitium war äußerst schlecht beschaffen. Die Offiziere nahmen gewöhnlich mit dem Lehrbuch in der Hand die einfachsten Uebungen vor, und selbst dann waren sie ihrer Sache nicht gewiß. Compagnien ein und desselben Regiments waren theils mit Percussions-, theils mit Feuersteingewehren bewaffnet. Während einerseits die regulären Offi-

ziere ihre Soldaten, trotz dem Verbot in den Kriegsgesetzen, oft auf die brutalste Weise mißhandelten, so fehlte andererseits in den Reihen der Volunteers nicht selten der Gehorsam.

Die Verpflegung im Felde war in jeder Hinsicht empörend. Der Grund hievon lag in der Beschaffenheit des Offiziercorps. Weil nämlich der Militärstand in Amerika kein Ehrenstand ist, so nehmen ehrenhafte Amerikaner in der Regel keine Kriegsdienste, und daher läßt sich erklären, warum der Soldat in Mexiko, obgleich Uncle Sam gute Lebensmittel in Menge lieferte, sich fast immer nur mit ranzigem Speck und Kaffee begnügen mußte.

Wo möglich noch schlimmer war die Beschaffenheit der Hospitäler, wo angehende Aerzte, Bartkratzer und Harnpropheten aller Art ihr Wesen trieben und ärger unter den Soldaten aufräumten, als die Waffen des Feindes; ein tüchtiger Arzt steht sich nämlich in Nordamerika zu gut, als daß er sich den Strapazen eines Feldzugs unterziehen möchte. Weiter unten ein Näheres.

Man kann mit Recht sagen, daß kein Soldat der Welt schlechter disciplinirt, besser besoldet, und tapferer war, als der nordamerikanische im letzten mexikanischen Kriege.

Doch ich kehre auf die nähern Umstände meines Eintritts unter das nordamerikanische Militär zurück. Es war am 19. November 1846, als ich mich anwerben ließ. Der englischen Sprache durchaus unkundig, mußte ich mich an einen Seelenverkäufer wenden, und begab mich deßhalb in ein deutsches Wirthshaus, dessen Eigenthümer mir als ein solcher Maller bekannt war.

Zwei Kerls, deren Aeußeres wenig Zutrauen einflößte, saßen in einer niedern, dumpfen Stube bei einem Glase Whiskey.

„Halloh!“ rief der Kleinere, ein pockennarbiges Galgengesicht: „auch Soldat werden? So ist's recht, als mit nach Mexiko!“

„Was für ein Landsmann?“ frug der Andere, ein großer Kerl mit verwitterten Zügen: „all eins, nur kein Irischer.“

Der Wirth kam jetzt mit freundlichem Lächeln herbeigeschlichen, lobte mich ob meines Entschlusses, gab mir Verhaltungsmaßregeln und lehrte mich die Fragen des untersuchenden Arztes auf englisch beantworten. Dann wurden wir mit einem mäßigen Mittagsmahle bewirthet. Meine beiden Tischgenossen sprachen dem Branntwein fleißig zu und wurden stets redseliger.

„Kameraden!“ rief der riesige Vagabund, in gerührte Stimmung versetzt durch den feurigen Kartoffelsaft: „Kameraden! wenn ich euch alle meine Schicksale erzählen wollt', die ich als erlebt hab', aber der liebe Gott hat mir tuschur geholfen und wird mich auch jetzt nicht verlassen — warum sauft ihr nicht, liebe Brüder? — zuerst bin ich in Karlsruh gelegen bei den Granadiers, hernach hab' ich einen Einstand gemacht unter die Kuirassiers nach Speier, wo die großen Schoppengläser sein, dann bin ich mit dem Franzos in Algier gewest in der Fremdenleschion, und jetzund will es der liebe Gott haben, daß ich nach Mexiko soll — vivat Mexiko!“

Dieses Individuum sollte aber Mexiko nicht mehr sehen, sondern der liebe Gott wollte haben, daß er bald nachher im Spitale zu Newyork an den Folgen der Liederlichkeit sterben sollte.

Nach Tisch führte uns der Wirth auf das Rekrutirungsbureau in der Greenwich-street und zum Doktor. Zwei von uns wurden für tauglich erklärt und auf ein anderes Bureau begleitet, wo wir den Fahneneid leisten sollten. Nach Vorlesung einer englischen Formel, von der wir kein Wort verstanden, reichte man uns die Bibel zum Kusse dar; hierin bestand die ganze Ceremonie. Ich wurde dem zweiten regulären Artillerieregiment, Compagnie C zugetheilt. Hierauf brachte mich ein von Soldaten geruderter Nachen nach einer kleinen befestigten Insel, Governorsisland, die mitten im Hudson, der Stadt gegenüber, liegt. Hier erhielt ich im linken Kasernenflügel ein Zimmer angewiesen, in welchem ein Dutzend Soldaten umherlagen, aus irdenen Pfeifen Tabakswolken bliesen und den Ankömmling neugierig musterten. Da trat einer hervor und reichte mir mit einem herzlichen „Grüß Gott!“ die Hand. Ich war angenehm überrascht, einen alten Bekannten in ihm zu erkennen, einen meiner Reisegefährten zur See, Namens Karl Müller, einen biedern Württemberger und Bäcker von Profession. Am nämlichen Abende noch wurde ich eingekleidet.

Täglich verstärkte sich die Compagnie, meistens durch Deutsche und Irländer, die sich stets in den Haaren lagen. So wurden einst sämmtliche Irländer mit blutigen Köpfen von den Deutschen zum Zimmer hinausgeschlagen und sammt dem herbeieilenden Unteroffizier die Treppe hinabgeworfen.

Unsere Kost bestand in Kaffee, Brod, Suppe und Speck. Das Exercitium wurde auf die nachläßigste Weise betrieben.

Nach Verlauf eines Monats wurde unsere Compagnie, die jetzt hundert Köpfe zählte, gemustert und für Mexiko eingeschifft; mit uns die Regimentsmusik. Das Schiff, ein Kauffahrer, lichtete sogleich die Anker, die Musik spielte einen wilden Marsch auf, und aus unsern Augen, den Meisten für immer, schwanden die Thürme von Newyork.

Drittes Kapitel.

Meine Kameraden.

Auf der Seereise von Newyork nach Mexiko beschäftigte ich mich mit dem Studium meiner Kameraden. Es erweckt mir, der ich sie fast Alle überlebt habe, eigene Gefühle, indem ich dieses niederschreibe, wenn ich mich ihres Treibens, ihrer Scherze und Hoffnungen erinnere, und ich erlaube mir, einige meiner Kriegsgefährten etwas näher zu erwähnen, da es nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, daß einige meiner Landsleute hiedurch Aufschluß über das Loos eines Angehörigen erhalten könnten.

Eines Abends, als wir Deutsche auf dem Hintertheil des Schiffes versammelt waren, lenkte mein vorhin erwähnter Reisegefährte, Karl Müller, den das Heimweh täglich mehr folterte, durch folgenden Ausruf das Gespräch auf einen Gegenstand, der die Theilnahme Aller in Anspruch nahm.

„Mit welchen Hoffnungen,“ begann er, „fuhr ich vor einem Monat den Hudson hinauf! Damals dachte ich nicht,

daß ich so bald wieder umkehren würde, um als Söldling auf fremder Erde zu verkümmern."

„Tröste dich," ermahnte Schmittborn, der Sohn eines Geistlichen aus der Rheinpfalz, „vielleicht fahren wir unserm Glück entgegen."

Beide starben einige Monate später im Hospital zu Puebla.

„Juchheh!" brüllte ein Trupp, „wir fahren All' dem Teufel zu, was fragen wir darnach!"

„Ich möchte nur wissen, wie wir Alle sterben, und wer glücklich davon kommt," sagte ein Schweizer, Namens Rapp, dem die Guerillas in Mexiko den Hals abschnitten.

„Bah! wenn mich die Kugel nur gleich auf den rechten Fleck trifft! nur nicht zum Krüppel geschossen!" rief der wackere, achtzehnjährige Baron v. Sehlen, ein Braunschweiger, durch auffallende Körperlänge ausgezeichnet. Eine romantische Natur! Noch nicht sechzehn Jahre alt ging er in Hamburg als Matrose zu Schiffe und machte einige Seereisen; als ihn aber einst bei einem heftigen Sturme der Steuermann den Mastbaum hinaufpeitschte, verlor das Seeleben alle Romantik für ihn, und bei der ersten Gelegenheit zu Newyork machte er sich auf und davon. Er figurirte dann einige Wochen als Stallknecht und huldigte endlich dem Mars. Vor den Thoren der feindlichen Hauptstadt wurde er in's Knie geschossen.

„Ich wollt', eine Kugel schlüge mir gleich in die Brust!" hallte die dumpfe Stimme des Hannoveraners Schappi, den die Nichteinwilligung seiner Eltern zu einer Heirath unter die Soldaten getrieben hatte. Eine Kugel tödtete ihn.

„Was!" schrie der Hannoveraner Gerlach, „lieber will ich Arm und Bein verlieren, als das Leben!" Dieser Kerl, der sich später durch Proben von Feigheit und Grausamkeit bemerkbar machte, kam mit der fallenden Sucht davon, die er sich durch den Schrecken im feindlichen Feuer zuzog.

„An's Sterben hab' ich wahrhaftig noch gar nicht gedacht," sprach lächelnd der Rheinbayer Ortlepp, ein Metzger. Er starb im feindlichen Feuer.

„In's Deutschland möcht' ich doch noch einmal!" wünschte Bernhard, ein hübsches, fixes Schneiderlein aus Hessendarmstadt. Sein Wunsch sollte nicht erfüllt werden.

„Gott verdamm' mich!" fluchte der rothbärtige Holländer Ellers, ein alter Soldat, der schon bei Antwerpen verwundet worden war, und ein eifriger Katholik, der ein altes holländisches Gebetbuch überall nachschleppte: „jeder Soldat, der in der Schlacht fällt, wird selig! Gott verdamm' mich! der Tod in der Schlacht ist das größte Glück, und ich wünsch' ihn jedem von euch und der ganzen Welt!" Er fiel in der Schlacht.

„Esel seid ihr! Donnerwetter, wenn mich der Teufel holen will, so soll er's thun, aber es gibt keinen Teufel und keinen Herrgott! und wenn ihr sterben sollt, so holt euch der Teufel, trotz Beten und Fluchen!" so sprach ein breitschulteriger Soldat, mit dunkelbraunem Gesichte, das ein großer, schwarzer Bart beschattete. Es war ein Elsäßer, Namens Widmann, schon sechzehn Jahre in Amerika, wo er als Bäcker, Matrose, Wallfischfänger und Buffalosjäger vergebens sein Glück versucht hatte; der ehrlichste Kerl, aber abstoßend, finster, von ungebeugtem Stolz und der göttlichsten Grobheit. Er kam glücklich davon.

„Meine Herrn!" begann jetzt mit Grazie Heinemann, ehemals Kommis in den angesehensten Häusern von Hannover und Hamburg, der älteste der Compagnie, dessen zartes Benehmen in solcher Gesellschaft nie verfehlte, Lachen zu erregen: „meine Herrn! wir sind Alle Söhne der Nacht, Fortuna lächelte uns nie — aber nur eine große Seele weiß Großes zu tragen, und wir, die uns das grimmige Schicksal haßt und hier auf dieser Nußschale im brüllenden Meere vereinigt hat, wir wissen unser Loos als Männer zu erfüllen! Wir warfen des Lebens Aengsten weg! Trotzig sehen wir dem Tod in's blutige Antlitz — denn als Männer, als Söhne des Unglücks, achten wir das Leben keines Hellers werth!"

„Bravo!" riefen Einige, geschmeichelt Söhne der Nacht und des Unglücks zu sein.

„Mit Ihrer Permission, meine Herrn," fuhr der Kommis fort, „werde ich Ihnen zu erzählen die Ehre haben, auf welche Art ich mich an der Welt, die uns so stiefmütterlich behandelte, gerächt habe."

„Vorwärts, aber kurz!" antwortete der Rheinbayer Doll, ein Schreiner.

„Mit welch' enormen Summen Geldes ich in Newyork landete," sprach Heinemann weiter: „erzählte ich, wenn ich nicht irre, schon früher"....

„Mehr als zwanzigmal," erwiederte Doll.

„Ich übergehe," erzählte der Kommis, „wie ich als Dandy in prachtvollen Karossen Newyork durchbrauste, bis ich, die Ungunst des Schicksals erfahrend, als Zeitungsträger des Herrn v. Eichthal zu Fuße zu gehen genöthigt war; wie mich dieser beschuldigte, ich lasse die Honorare für seine Zeitung theilweise in meine Börse fließen, und verabschiedete; wie ich dann Schulmeister in Pennsylvanien war, bis man mich verläumdete, als fröhne ich dem Trunke"...

„Das wissen wir, zur Sache!" rief Doll.

„Kurz," fuhr der Kommis fort, „da beschloß ich mich zu rächen. Ehrlichkeit, meine Herrn, währt durchaus nicht am längsten. Ich wurde daher Pedlar, verkaufte Galanteriewaaren, selbstfabrizirte Schönheitswasser und Pillen, und peinigte die Welt, weil sie mich gequält hatte. Eines Tages traf ich eine Farmerin allein zu Hause an, eine Amerikanerin, die kein Deutsch verstand, obschon ihr abwesender Gemahl ein Deutscher war. „Haben sie kein deutsches Gebetbuch?" fragte sie, „mein Mann trägt so sehnsüchtiges Verlangen darnach." — „Was für eines?" fragte ich. — „Ein lutherisches." — Ich zuckte die Achseln und sagte: „Leider besitze nur noch eines, das ich selbst benutze." Die gute Frau drang aber so lange in mich, bis ich ihr das Buch um schweres Geld abtrat. Dann machte ich mich eiligst aus dem Staube, um ihrem Gatten nicht zu begegnen, denn, denken Sie sich, meine Herren, welche Augen der fromme Mann gemacht haben mag, als er das vermeintliche Gebetbuch aufschlug und den profanen Titel las: „Ueber die Krankheiten der Pferde."

Ein lautes Gelächter erscholl. Heinemanns Ende folgt später.

„Wer erzählt noch was Schönes?" frugen Einige.

„Der Doll, der Doll!" riefen Andere. „Hervor Doll, du hast doch immer das größte Maul!"

„Gelt, wenn ihr den Doll nicht hättet!" rief der Aufgeforderte und reckte sich triumphirend. „Well, was wollt ihr hören? der Alte überall und nirgends, oder die tanzenden Todtengebeine in der Ahnengruft zu Drachenfels, oder Rinaldo Rinaldini, der fürchterliche Räuberhauptmann?"

„Rinaldo Rinaldini!" rief die Mehrzahl.

Hier darf ich auch dich nicht übergehen, o Kätz, armer Sündenbock der Compagnie! Wie manche bittere Stunde hast du uns versüßt, wenn schon auf deine Rechnung! Welche Stimme bewog dich aber auch, o Löwe aus dem Stamme Davids, ein Soldat, ein grausamer Soldat zu werden? Ach welche Thränen vergossest du, heißer, als Jeremias, da du die Kunde vernahmst, es ginge fort in den Krieg, in den grausamen Krieg, und welch rührenden Brief schriebst du damals, armer Daniel! an einen Freund in Newyork, dich zu befreien aus der Löwengrube! Noch gedenk' ich des herzergreifenden Schlusses jenes Briefes, der neben dem Buche Hiob im alten Testament eine Stelle verdient, und also lautet: „willst du aber, daß ich todtgeschossen werde, so bleib ich doch dein Freund." — Kätz ging siegreich aus allen Gefahren des Krieges hervor.

Eine anziehendere Bekanntschaft machte ich am 1. Januar 47. Ich unterhielt mich mit einem ehemaligen Buchbinder aus Hannover, den die Kunst unserer Militärärzte nachmals um den Verstand brachte, als ein unansehnlicher Soldat, den ich, weil er sich stets isolirt hielt, bisher kaum beachtet hatte, an unserer Unterhaltung Antheil nahm mit den Worten: „ja das hat schon Kant gesagt."

Verwundert und zweifelhaft maß ich ihn mit den Augen, und frug im Scherz: „unter welche Compagnie gehört der Kant?"

„Unter die Compagnie der Philosophen," erwiederte lächelnd der Soldat. Er hieß Pot, war etwas über dreißig Jahre alt und ein ehemaliger Förster. Wir schlossen noch am nämlichen Tage einen Freundschaftsbund, und wechselten unsere Adressen, damit einer von uns, wenn der andere in Mexiko fallen sollte, die Eltern seines Freundes benachrichtigen könne. Armer Pot, du sankst wie der Schwimmer, das Rettungsufer im Angesicht. — Nichts bedauere ich mehr, als daß seine Adresse bei meiner Verwundung verloren ging, und ich erinnere mich nur noch, daß sein Vater Müller in Sachsen war. Pots steter Begleiter, sein Trost in allen Leiden, war Göthe's Faust, den er seine Bibel nannte und auch noch sterbend an's Herz drückte.

Während dieser Seereise war eine vollständige Meuterei ihrem Ausbruch nahe. Waren die Deutschen schon durch die schlechte Kost erbittert, so stieg ihre Unzufriedenheit durch ein Verbot, deutsch zu sprechen, auf's höchste. Der kleine Schmitt, ein Schreiner, der als badischer Soldat in Mannheim seinen Offizier mit gefälltem Gewehr verfolgt und dann aus dem Zuchthaus mit großer Geistesgegenwart zu entkommen gewußt hatte, gerieth zuerst, des Verbots wegen, in's Handgemenge. Mit nervigen Armen riß Schmitt seinen Gegner, einen Unteroffizier, empor und hielt ihn schon halb über der Brüstung des Schiffes, um ihn in's Meer zu schleudern, als ihn die herbeieilenden Unteroffiziere zurückrissen und an einen Mastbaum banden. Kaum aber waren die Deutschen im Zwischendeck davon benachrichtigt, als sie fluchend auf's Verdeck stürmten und den Gebundenen befreiten. Im Triumphe kehrten sie nun mit ihm in's Zwischendeck zurück, wo sie sich drohend um ihre Waffen schaarten, zum Hohne des Verbots deutsche Lieder anstimmten und die abenteuerlichsten Plane schmiedeten. So wollten sie Alles, was nicht deutsch sprach, über Bord werfen, nach Cuba steuern, und das Piratenhandwerk treiben; einige der Soldaten, ehemalige Matrosen, unter ihnen Widmann, hatten sich schon als Steuerleute angeboten. Glücklicherweise nahmen die Offiziere das Verbot stillschweigend zurück, worauf sich der Sturm der Gemüther legte. Die Haupthelden bei diesem Aufruhr wurden in Mexiko stets strenge beobachtet und bei dem geringsten Anlaß hart bestraft.

Als wir nach einer einundzwanzigtägigen Fahrt die Küsten Mexikos und seine gewaltigen Berge erblickten, sah ich am Rande des Schiffes eine Schildkröte schwimmen. „Eine Schildkröte!" rief ich einigen Soldaten zu; sie schüttelten die Köpfe und lachten. „Ein Meerweibchen!" rief ich etwas später, und neugierig eilten alle die herbei, welche das Dasein einer Schildkröte bezweifelt hatten. —

Am 3. Januar 47 fuhren wir den Tampikofluß hinauf, dessen Ufer nur zuweilen mit schlechten, von Rohr und Lehm gebauten Hütten besetzt waren, deren Bewohner, unansehnliche, rothbraune, fast gänzlich nackte Indianer uns in Kanoes entgegenruderten und Fische feil boten. In dem kleinen Seehafen Tampiko verließen wir das Schiff und zogen mit Musik durch das Städtchen, umringt von barfüßigen Mexikanern, die, in wollene Decken aller Farben gehüllt, mit verschränkten Armen uns ebenso neugierig begafften, als wir ihre gelben Gesichter mit den hervorragenden Backenknochen und ihre dicken Köpfe mit dem schwarzen, struppigen Haare musterten.

Viertes Kapitel.

Erlebnisse in Tampiko.

Tampiko, damals 3000 Einwohner zählend, zog sich mit seinen winklichen, meist von elenden Rohrhütten begränzten Straßen am Ufer des Flusses hin. Nur am Marktplatze und an dem für Fahrzeuge mittleren Ranges zugänglichen Hafen, erhoben sich einige hübsche steinerne Gebäude, deren Besitzer sich in's Innere des Landes geflüchtet hatten. Die Umgegend von Tampiko ist hügelig, waldig und fruchtbar; das Klima zwar heiß, aber nicht ungesund; nur selten kühlt ein wolkenbruchähnlicher Regen, oder ein kalter, heftiger Sturm. Das Militär litt hier weniger, als in andern Gegenden Mexikos an Krankheiten, obwohl auch Fälle von Ruhr und Fieber, unsere gefährlichsten Feinde, vorkamen.

Auf einer unvollkommen befestigten Anhöhe, im Rücken Tampiko's, wo mehrere Compagnien des zweiten Artillerie-Regiments schon seit einigen Monaten lagen, schlugen auch wir unsere Zelte auf. Andere Truppen hielten die Stadt

besetzt, oder campirten in der Nähe. Das Exercitium mit Gewehr und Kanonen wurde hier, dreimal täglich, mit Ernst betrieben, auch einmal in der Nacht das ganze Lager durch einen Kanonenschuß allarmirt, um unsere Wachsamkeit zu prüfen, bei welcher Gelegenheit der feige Gerlach wie ein armer Sünder zitterte.

Häufig war ich Zeuge der empörenden Behandlung gemeiner Soldaten von Seite ihrer Vorgesetzten, und eine solche reizte mich selbst zu einer Wiedervergeltung, die mein Leben gefährdete.

Eines Tages nämlich wurde ich mit zwei andern auf Arbeit kommandirt. Nach zweistündiger Arbeit an einer Feldküche löste Feldwebel Wilson meine Mitarbeiter ab, ohne mich zu berücksichtigen. Ich hatte jedoch mehr Rücksicht, warf das Stemmeisen weg, setzte mich vor mein Zelt und rauchte eine Pfeife Tabak. In diesem unschuldigen Vergnügen störte mich aber bald ein Corporal, der mich aufforderte, weiter zu arbeiten, und als ich mich weigerte, in den Arrest führte. Dort hatte ich kaum Zeit, mich umzusehen und die Gratulationen des Mannheimer Schmitt, der schon länger hier logirte, hinzunehmen, als der Corporal wieder erschien, mich abholte und vor meinen Hauptmann führte.

Hauptmann Mac Kenzie war ein ehrenhafter, ritterlicher Degen, der schon in Florida mit den Indianern gekämpft und in Mexiko alle Schlachten unter General Taylor mitgefochten hatte. Nachdem in der Schlacht bei Monterey seine Compagnie aufgerieben worden war, kehrte er als Rekrutirungsoffizier nach Newyork zurück, wo er seine Compagnie hauptsächlich mit Deutschen, die er im Kriege hatte schätzen lernen, zu ergänzen suchte.

Er saß jetzt auf einem Feldstuhl vor seinem Zelte und, als ich mich nach Soldatenmanier ihm gegenüberpflanzte, runzelte er die Stirne, strich seinen langen rothen Bart und warf mir grimmige Blicke zu. Nach dieser Einleitung hielt er in kräftigem Tone eine englische Anrede, von der ich kein Wort verstand, und als er wohl sah, sie verfehle die versprochene Wirkung gänzlich, brach er plötzlich ab, sprang auf, faßte mich am Kragen und suchte mich gegen die Küche fortzubewegen.

Diese Art von Zeichensprache, vermittelst welcher wir uns einander verständlich machen konnten, erhielt meinen vollen Beifall, und ich gab ihm sogleich Antwort mit der rechten Hand, die ich ihm so verständlich an die Gurgel legte, daß er mich alsbald fahren ließ. Unsere Conversation war so anziehend, daß nun auch zwei Unteroffiziere Theil daran nahmen, und so gelangten wir im lebhaftesten Discours vor die Küche. Hier reichte mir mein Hauptmann eine Schaufel, die ich wüthend in den Sand warf. Durch diese Protestation erbittert, fuhr der Offizier auf mich los, packte mich an und wollte mich niederwerfen. Da umschlang ich ihn mit beiden Armen, riß ihn empor und schleuderte ihn neben die Schaufel in den Sand.

Wie ein Gedanke schwebten da nur noch die in der Ferne zusammeneilenden Offiziere an meinen Augen vorüber, denn sogleich wurde ich hinterrücks an Haar und Kleid ergriffen, zu Boden gerissen und von einem halben Dutzend Unteroffizieren gehalten. Es währte aber keine zwei Minuten, so hatte ich mich aus ihren Händen befreit und ein schweres Stemmeisen ergriffen, mit dem ich in blinder Wuth so um mich schlug, daß Alle ehrerbietig Platz machten. Erschöpft setzte ich mich dann in den Sand, wo man mich meine Wuth verschnaufen ließ.

Abgekühlt wurde ich abermals vor meinen Hauptmann gebracht, der so ruhig, als ob Nichts vorgefallen wäre, seinen Feldstuhl wieder einnahm, aber dießmal für rathsamer befunden hatte, einen Dolmetscher, der sich in der Person Widmanns fand, zu gebrauchen.

„Wißt Ihr," frug er, „daß Ihr ein todeswürdiges Verbrechen begangen habt?"

Ich schwieg verstockt.

„Ihr werdet vor ein Kriegsgericht gestellt werden!" fuhr er fort: „einstweilen seid Ihr als Gefangener einer Arbeitscompagnie zugetheilt, deren Aufseher Euch bei der geringsten Widersetzlichkeit niederstoßen wird. Habt Ihr etwas zu erinnern?"

Ich erklärte, daß ich nicht, um wie ein Galeerensclave behandelt zu werden, sondern um für das Land der Freiheit zu streiten, Soldat geworden sei. Hierauf wurde ich in's Gefängniß zurückgeführt.

Hier lag ich nicht müßig. Sowohl allen Exercitien meiner Compagnie mußte ich beiwohnen, als auch verschiedene andere Handarbeiten mit den Arrestanten verrichten. In müßigen Stunden dachte ich des Looses, das mich wohl erwarten werde. Meine Aussichten waren nicht glänzend. Mir drohte der kriegsrechtliche Tod durch Erschießen, oder, was in Amerika beim Militär ebensowohl der Fall war, — der Galgen. Damals schrieb ich an die Wand meines Kerkers:

Im Land der Freiheit — Knecht!
Auf Tod und Krüppel hin!
Da sieht man wieder recht,
Daß ich ein Esel bin!

Meine Mitgefangenen waren ein ehemaliger englischer Soldat und Matrose, Namens Cook, der wegen Betrugs, und ein schwarzlockiger Schotte, Namens Douglas, der wegen Betrunkenheit saß; ein Verrückter, Namens Rossel, aus Walldüren in Baden, der mit Deutschen englisch und mit Engländern deutsch sprach; und endlich zwei Kerls, Namens Fuchs und Kirsch. Die letztern hießen sich Freunde und entzweiten sich täglich. In Stunden ihres Grolls verrieth uns Kirsch, sein Freund, Fuchs, habe die Reise nach Amerika wegen eines im badischen Oberland verübten Todschlags angetreten; und Fuchs vertraute uns andererseits, daß sein Freund Kirsch, als Hausknecht in einem Gasthaus zu Mannheim eine bedeutende Summe Geld gestohlen, und damit nach Amerika entflohen sei. Beide saßen wegen Verkaufs von Montur.

Täglich gingen Arrestanten ab und zu; nachdem aber der Sold ausbezahlt worden, war unser Lokal gedrückt voll, besonders von Irländern, welchen der Branntwein Quartier

gemacht hatte. Kein Volk ist so tief gesunken, als die Söhne des grünen Erin in Amerika, die für einen Schluck Whiskey zu jeder Schandthat fähig sind. Ihre Natur hat mit der des Hundes viel gemein: sie beißen sich gerne herum, knurren gegen Schwächere, und lecken Stärkeren, von denen sie Schläge oder Brod bekommen, gehorsamst die Hände; dabei sind sie in den finstersten Fanatismus versunken. Die Stelle des Ehrgefühls vertritt bei ihnen ein unbegrenzter Nationalstolz, der freilich bei einem Irländer lächerlich ist. Ihre einzige gute Eigenschaft ist die, daß sie in Leid und Freud' fest zusammenhalten.

Vierzehn Tage hatte ich in diesem Loche, in vollständiger Ungewißheit über mein Schicksal, geschmachtet, als mich der unvermuthete Besuch meines Hauptmanns überraschte. Er rief mich vor und ein Spielmann, Namens Schröder, machte den Dolmetscher.

„Wißt Ihr, was Ihr begangen?"

Ich bejahte.

„Daß Ihr kriegsrechtlich den Tod verdient?"

Ich bejahte.

„Und was sagt Ihr dazu?"

„Nichts," — erwiederte ich, denn ich wollte mich nicht durch Todesdrohung zu einer Abbitte, welche er zu erwarten schien, bestimmen lassen. Hauptmann Mac Kenzie kehrte sich unwillig um und eilte fort. Dennoch wurde ich zwei Tage später abermals vor sein Zelt gerufen, wo er mir durch Widmann sagen ließ: „Ich habe jetzt eine bessere Meinung von Euch; ich glaube, Ihr habt Euch stets als guter Soldat benommen."

„Ich bedaure, Capitain," erwiederte ich nun, „jenen Vorfall."

„Wohlan!" rief der Offizier, „ich werde den Antrag auf Kriegsgericht, der bereits beim Oberst liegt, zurücknehmen."

Er schnallte hierauf den Säbel um und eilte zum Oberst in die Stadt. Widmann drückte mir die Hand und überhäufte mich mit einer Auswahl göttlicher Grobheiten.

Neunzehn Tage hatte ich im Gefängniß zugebracht, als mir die Freiheit angekündigt wurde. Als ich zu meiner Compagnie zurückkehrte, traf ich meinen Freund Pot in einer verdrießlichen Lage an. Er stand nämlich in gestreckter Stellung unter einem Baum, an dessen Aeste seine Arme aufgebunden waren, eine Strafe, die er sich durch wiederholte unerlaubte Besuche der Stadt zugezogen hatte. Meiner ansichtig werdend, deklamirte er die Stelle aus Göthe's Faust:

Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Am 21. Februar kam der Oberfeldherr der amerikanischen Armee, Generalmajor Scott, in Tampiko an und ertheilte den Befehl zur Einschiffung. Mehrere Tage vorher waren Truppen aus dem Innern des Landes, General Taylors erprobte Schaaren, lauter Reguläre, welche General Scott alle an sich zog, und Rekruten aus den Vereinigten Staaten Nordamerikas angekommen. Regiment auf Regiment zog durch die Stadt und füllte die Schiffe. Bald war der Golf von Meriko, so weit das Auge reichte, mit Segeln bedeckt. Vera Cruz war die Losung, wo wir uns zum erstenmale mit dem Feinde messen sollten.

Fünftes Kapitel.

Belagerung von Vera Cruz.

Durch Windstille aufgehalten, kamen wir etwa erst nach acht Tagen nach der winzigen Insel Lobos. Hier concentrirte sich die auf hundert Schiffen zerstreute Armee auf einige der größten Kriegsschiffe, die sofort den Küsten zusegelten, bis das niedere Fahrwasser ihren Lauf hemmte. Eine zahllose Menge kleiner Boote, deren jedes hundert Mann faßte, nahm jetzt die Armee auf und näherte sich in unabsehbaren Reihen dem Lande. Die Fläche des Meeres blitzte weit umher vom Glanze der Waffen und ein helles Klirren, als viele tausend Gewehre auf einmal geladen wurden, übertönte minutenlang das Geräusch der Ruder. Als die Boote auf Sand stießen, sprangen die Offiziere mit geschwungenen Säbeln in die Fluth; die Soldaten, Gewehr und Patrontasche über'm Wasser haltend, folgten, und unter weithinhallendem Geschrei watete Alles den Küsten zu. Der Feind, wohl aus Achtung vor den Kanonen unserer Kriegsschiffe, ließ sich nicht sehen.

Die Dunkelheit brach ein, als die Landung unternommen war. Wir lagerten uns hinter den Hügeln der Küste im Sand; abwechselnd ruhte und wachte, Gewehr im Arm, die Hälfte jeder Compagnie.

Im Schutze der Nacht wagten die Merikaner einen Ueberfall, näherten sich und eröffneten ein heftiges Gewehrfeuer. Sie trafen uns aber nicht unvorbereitet. Die Riflemen mit ihren guten Büchsen warfen sich alsbald dem Feind entgegen und trieben ihn, nach kurzem Widerstande, zurück.

Trommelwirbel riefen mit dem ersten Sonnenstrahl zum Aufbruch. Wir rückten am Gestade des Meeres gegen Vera Cruz vor. Einige leichte Stücke Geschütz wurden von Hügel zu Hügel gezogen und damit das vor uns zurückweichende Beobachtungscorps der Merikaner beschossen. Mehrmals erblickte ich General Scott, von einem Spion begleitet, mit einem Fernrohr auf erhabenen Punkten das Terrain recognoscirend. Er war einer der wohl- und hochgewachsensten Männer des Heeres, mit feinen, stolzen und, obgleich er schon das sechzigste Jahr überschritten hatte, immer noch frischen angenehmen Gesichtszügen. Ohne Zweifel war General Scott, der schon im Kriege mit den Engländern sich ausgezeichnet hatte, sowohl der erfahrenste und talentvollste, als auch der wissenschaftlich gebildetste unserer Generale, und vorzüglich im Geniewesen erfahren.

Nach zweistündigem Marsch erstiegen wir ein merkwürdiges, colossales Sandgebirge. Meine Division lagerte sich auf dem breiten Rücken desselben, indeß einige Volunteer-Regimenter, links über waldige Anhöhen vordringend, ein steinernes Gebäude stürmten. In der Ebene zu unsern Füßen schimmerten im Sonnenlicht, in einer Entfernung von drei englischen Meilen die Wälle und Thürme von Vera Cruz am Meeresufer; ihm gegenüber, auf Büchsenschußweite, ragte trotzig auf Felsen empor, von Meereswogen rund umbrandet, das berühmte Kastell San Juan de Ulloa.



Wir hatten nicht lange Muße, uns am Anblick dieser Stadt, des Schlüssels zu Mexiko, zu weiden. Bald blitzte und dampfte es auf an den Wällen, Schuß donnerte auf Schuß von Stadt und Kastell, und die Kanonenkugeln, die wir immer mit einem Hurrah begrüßten, schlugen, schwarzen Staub aufwirbelnd, stets näher und näher vor uns nieder. Als aber eine Kugel einen Offizier mitten von einander riß und dem hinter ihm stehenden Tambour den Arm abschlug, erhielten wir Befehl, binnen fünf Minuten den gefährlichen Platz zu räumen. Demzufolge zogen wir uns hinter das Sandgebirge zurück, und von diesem, wie von einem Walle, umgeben, lagerten wir auf einer sandigen Ebene. Während unsere Kriegsschiffe Vera Cruz zur See einschlossen, umringten wir, 21,000 Mann stark, dasselbe auf allen Seiten zu Land.

Zahllose Zelte erhoben sich bald auf dem früher so verlassenen Boden. Tag und Nacht flackerten Feuer. Die Waldungen hallten wieder vom Fällen der Bäume und vom Geschrei der Fuhrleute, die auf wilde Esel und Maulthiere, von denen das Holz wimmelte, eine lustige Jagd veranstalteten. Das Meeresufer erklang vom Ausladen der mit Munition und Proviant beladenen Schiffe. Vorrathshäuser und Pyramiden von aufgehäuften Bomben und Kanonenkugeln ragten am Strande empor. Reguläre und Volunteers, Land- und Seesoldaten, Kanoniere, Reiter und Fußgänger, Matrosen und Fuhrleute, Europäer, Amerikaner und Afrikaner wogten in den abenteuerlichsten Trachten bunt durcheinander, und aller Völker Zungen ertönten.

Jeden dritten Tag war meine Compagnie mit Belagerungsarbeiten beschäftigt, welche mit Nachdruck betrieben wurden. Wir verließen dann, mit Speck und Zwieback für zwei Tage versehen, Nachts um zehn Uhr das Lager, zogen in Begleitung anderer Compagnien, mit Aexten und Schaufeln beladen, in tiefster Stille über das Sandgebirge und näherten uns in einem Laufgraben Vera Cruz. Eine auf der Erde fortlaufende Schnur bezeichnete die Richtung, in welcher wir den Graben fortzuführen hatten, und hin und hereilende Ingenieuroffiziere gaben uns mit gedämpfter Stimme ihre Weisungen. Vierundzwanzig Stunden lang hackten und schaufelten wir fast ununterbrochen, und nur bei diesen anstrengenden Arbeiten erhielt der Soldat ausnahmsweise etwas Branntwein. Das Terrain begünstigte uns. Kleine sandige Erhöhungen des Bodens und Gesträuche verbargen uns den Blicken der Feinde, die allnächtlich Leuchtkugeln steigen ließen.

Gewöhnlich wurden wir erst dann bemerkt, wenn wir uns schon so tief eingegraben hatten, daß die Kartätschen über uns wegprasselten und nur die Bäume zerschmetterten, deren Zweige auf uns niedersanken.

Auch als Bedeckung der Arbeiter wurde einst meine Compagnie hart vor den Thoren von Vera Cruz hinter eine kleine Anhöhe postirt. Eine Volunteer-Compagnie mit vier kleinen Haubitzen hielt neben uns. Ueber uns sprangen die Kanonenkugeln in Sätzen wie Hasen und zerknickten das Gesträuche. Während sich die Offiziere bei kaltem Braten und feurigen Liqueuren gütlich thaten, kaute der Soldat harten Zwieback zu verdorbenem Wasser. „Siehst Du sie?“ rief mir plötzlich der Rheinbayer Doll zu. Er meinte eine Kanonenkugel, die grasend bergab spazierte, und nur noch etwa drei Schritte von mir entfernt war. Sowie ich mich aber umschaute, machte sie einen respektvollen Satz durch die Luft und sauste hart am Kopfe des Hauptmanns Mac Kenzie vorbei, der kaltblütig sein eigenthümliches, gedehntes Hm hm! hören ließ.

Die Belagerten versuchten zwar einige Ausfälle, wurden aber immer mit Verlust zurückgeschlagen. Auch eine Abtheilung mexikanischer Lanzenreiter, die wir bei unserer Ankunft von der Stadt abgeschnitten hatten, wagte in einer Nacht den Versuch, sich nach Vera Cruz durchzuschlagen, wurde aber zurückgeworfen und auseinander gesprengt. Etwas mehr Glück hatte der Feind zur See, wo ein französischer Kauffahrer, der Munition an Bord hatte, unter falscher Flagge in den Hafen von Vera Cruz schlüpfte.

Um diese Zeit wurde der Geist unserer Truppen durch zwei Generalordres, die vor der Fronte jeder Compagnie abgelesen wurden, vortheilhaft angeregt. Die eine enthielt die Mittheilung General Taylors über einen glänzenden Sieg, den er bei Buena Vista über die mexikanische Armee errungen hatte; die andere einen Beschluß des Congresses zu Washington, wornach jedem in Mexiko dienenden nordamerikanischen Soldaten, nach Ablauf seiner Dienstzeit, ein Geschenk von 160 Morgen Land ertheilt werden solle.

Tag und Nacht schickten die Mexikaner Bomben und Kanonenkugeln nach unserm Lager. Es war sehr spaßhaft anzuhören, wenn sich die sanguinischen Soldaten auf gemüthliche Weise, mitten im Kugelregen, von ihren künftigen Landgütern unterhielten. Nach zwanzig mühseligen Tagen waren die Belagerungsarbeiten vollendet. Die unglaublichste Anstrengung hatte es gekostet, die Mörser über das Sandgebirge zu transportiren. Das Feuer auf unserer Seite eröffneten einige Kanonierboote, die sich zur See dem Kastell näherten und einige erfolglose Schüsse mit ihm wechselten.

Abends um sechs Uhr fingen unsere Landbatterien zu spielen an. Das Bombardement wüthete mit ununterbrochener Heftigkeit Tag und Nacht. Zunächst der Stadt donnerte eine Batterie des schwersten Belagerungsgeschützes, welches den Grund erzittern machte und ganze feindliche Werke zertrümmerte. Sie wurde von freiwilligen Matrosen bedient, welchen Spaß sich diese Seebären nicht nehmen lassen wollten. So oft sie einen guten Schuß gethan, sprangen sie aus den Verschanzungen hervor, um die hervorgebrachte Wirkung besser in Augenschein nehmen zu können, und schwangen, dem feindlichen Feuer bloßgestellt, jubelnd ihre Mützen. Bei einem solchen Spaß fuhr eine Kanonenkugel unter sie und schlug drei Mann todt zu Boden.

Meine Compagnie, die früher noch nie auf Wurfgeschütz eingeübt worden war, lernte hier im feindlichen Feuer exerciren und bediente zweimal, je vierundzwanzig Stunden lang, die Mörser. Wir standen vor einem Friedhof und einer alten Kirche und warfen unaufhörlich Bomben in die Stadt, die uns nie die Antwort schuldig blieb, und die Mauern des Friedhofs und die Kirche in Ruinen legte. Vor, hinter und neben uns spielten gleichfalls Mörserbatterien. Während der Nacht schien der Himmel voll zischender Bomben zu hängen.

Einst saß ich, vom Geschütz abgelöst, mit Widmann, Doll und dem Baron v. Sehlen im Laufgraben. Wir hatten, um uns gegen den sandigen Wind zu schützen, von Gewehren und Blankets ein Dach über uns gebaut. Mit einem Male erdröhnte ein heftiger Schlag, unser Dach stürzte ein und wir wurden über und über mit Sand bedeckt. Doll, der kurz zuvor geäußert hatte, es sähe nicht mehr so kriegerisch aus, erblickte nun zu seinen Füßen eine 120pfündige Bombe, aus der ein unheimliches Zischen ertönte. Jeder von uns sah auf den im Sande wühlenden Gast und erwartete das tödtliche Zerplatzen. Da zischte und blitzte es, die Bombe erhob sich — fiel aber sogleich wieder unversehrt zurück und blieb ruhig liegen. Das Pulver war glücklicherweise wirkungslos aus dem Zündloch gefahren. Von Sehlen allein erlitt einigen unbedeutenden Schaden; das aus der Bombe explodirende Pulver hatte ihm die Waden versengt. Dennoch war dieser Vorfall unserm Doll allzukriegerisch und mißtraulsch betrachtete er den Atheisten Widmann und mich, und mied von nun an im Feuer unsere Nähe, als ob diese eine magnetische Anziehungskraft auf die feindlichen Kugeln ausübe.

Einen noch größern Eindruck, als auf Doll, machte eine Bombe auf einen Herrn v. Dietrich, einen ehemaligen Förster in Hessendarmstadt. Als er das Geschütz bediente, schlug eine Bombe mitten in die Schanze, zerplatzte, tödtete drei Mann und schlug einem vierten, Namens Miller, seinem Landsmann, der neben ihm stand, den linken Arm ab. Dietrich, ein gutmüthiger Mensch, der sich immer darin gefallen hatte, den Atheisten zu spielen, war plötzlich belehrt, und hielt nun eine Bombe für den schlagendsten Beweis der Existenz Gottes. „Barmherziger Gott!“ rief er aus, als er mir die Geschichte seiner Bekehrung erzählt hatte: „ich erkenne deinen väterlichen Wink!“

Wir schossen die Stadt mehrmals in Brand und verwandelten einen Theil derselben in Trümmer. Die mexikanischen Truppen litten sehr; leider büßten auch viele Einwohner, Frauen und Kinder, ihr Leben ein, welches Unglück der mexikanische Befehlshaber verschuldete, der, unerachtet General Scott vor dem Beginn des Bombardements den Einwohnern die Erlaubniß, die Stadt zu verlassen, ertheilt hatte, Niemanden ziehen ließ.

Vier Tage und Nächte beschossen wir Vera Cruz bis wir am Morgen des 26. März eine weiße Flagge vom

höchsten Thurme wehen sahen. Nach einiger Unterhandlung übergaben sich am 29. März 47 Vera Cruz und San Juan dUlloa mit einer 5000 Mann starken Besatzung auf Gnade und Ungnade. Die mexikanischen Truppen wurden ohne Waffen in ihre Heimath entlassen, nachdem die Offiziere ihr Ehrenwort verpfändet hatten, nicht mehr gegen uns zu kämpfen. In den folgenden Schlachten ergriffen wir jedoch Viele der letzteren wieder und der Strick wurde ihr Lohn. Mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen hielten wir nach der Uebergabe einen Triumphzug durch die verwüstete Stadt.

Sechstes Kapitel.

Schlacht bei Cerro Gordo.

Der größte Theil unserer Armee lag nach der Uebergabe vor den Thoren von Vera Cruz. Meiner Compagnie gegenüber standen die Zelte eines Volunteerregiments, das an seinen zerrissenen, schmutzigen Uniformen und rostrothen Waffen leicht zu erkennen war. Die überwiegende Mehrzahl der Volunteers bestand aus gebornen Amerikanern, schlanken, hochgewachsenen Leuten, von kaltem, stolzem Wesen, welche die abgesagtesten Feinde der Disciplin waren und sich im Lager hauptsächlich mit Kochen und Braten unterhielten.

Den Wirthen und Händlern war bei schwerer Geldstrafe verboten, geistige Getränke an die Soldaten zu verkaufen, ein Verfahren, das General Scott in allen kleinern Städten, die wir durchzogen, befolgte. Das verpönte Getränk wurde aber dennoch, trotz der härtesten Strafen, von armen Mexikanern in's Lager geschmuggelt. Veranlassung zu einer drolligen Scene gab einer dieser Schmuggler, den unser Lieutenant erwischte und in den Bock spannen ließ. Beim Abendverles war ich höchlich erstaunt von Lieutenant Simpson aufgefordert zu werden, den Rücken des armen Teufels mit einem Stricke zu bearbeiten. Ich verspürte aber durchaus keine Lust und schützte Krampf im Arme vor. Nun wurde ein Anderer aufgefordert, der sich mit dem nämlichen Uebel entschuldigte. Dasselbe war der Fall bei andern Soldaten. Es belustigte unsere Offiziere, daß fast die ganze Compagnie auf einmal über Krämpfe klagte, und scherzhaft rief Lieutenant Woodbridge Freiwillige auf. Da trat zum Erstaunen Aller derselbe Irländer hervor, an den der Mexikaner den Branntwein verkauft hatte.

Vera Cruz, etwa acht Tausend Einwohner zählend, eine schöngebaute Stadt, reich an großen Gebäuden, Waarenlagern, hübschen Kirchen, Kasernen und Wirthshäusern, liegt hart am Golf und wird auf den andern Seiten von einer ausgedehnten, meist sandigen Ebene begrenzt, die theilweise mit heerdenreichen Waldungen und Hügeln bedeckt ist; eine Wasserleitung führt ziemlich gutes Wasser ein. Das Klima wirkte sehr nachtheilig auf die Gesundheit der Truppen, unter welchen Fieber und Ruhr heftig grassirten. Das früher erwähnte Sandgebirge vermehrte die Trockenheit der Luft, in der wir unter einem stets wolkenreinen Himmel der glühendsten Sonnenhitze Preis gegeben waren. Nur wenige Stunden vor Sonnenaufgang herrschte eine liebliche, erquickende Kühle.

Mit Vergnügen vernahmen wir daher den Befehl zum Abmarsch. Die Zelte wurden abgebrochen und in Vera Cruz zurückgelassen, mit Ausnahme einiger wenigen für die Offiziere; ein gleiches Loos traf die Mäntel, die jedoch einigermaßen durch die Blankets*) ersetzt waren. Ungeheure Holzstöße wurden errichtet, der auf dem Lagerplatze zerstreute Unrath darauf gesammelt und den Flammen übergeben; so wurde der Besatzung die Luft rein erhalten.

Am 12. April brachen wir, zehn Tausend Mann stark, unter General Scott's Oberbefehl auf und zogen, von großen Wagenzügen begleitet, auf der Heerstraße nach der Hauptstadt Mexiko vorwärts. Durch endlose Waldungen, Berg auf, Berg ab, bis über die Knöchel im Sande, den schweren Tornister auf dem Rücken, marschirten wir in drückender Sonnenhitze durch Wolken von Staub. Die Märsche waren um so beschwerlicher, als wir immer erst dann aufbrachen, wann die Sonne schon hoch am Himmel stand. Soldaten stürzten aus Reih und Glied todt zu Boden. Andere stahlen sich bei Ruhepausen weg und folgten in zerstreuten Trupps dem Heere; viele dieser verröchelten unter dem Messer der lauernden Guerillas. Das Wasser war so selten, daß wir unsere Tagmärsche darnach einrichten mußten. Nur die Nächte in den Waldungen waren über alle Beschreibungen herrlich.

Unter denen, die nicht in Reih und Glied zu marschiren vermochten, war auch Widmann, der an Blutspeien litt, einer Folge seines frühern, wilden Lebens. Als er einst keuchend unter einem Baume saß, reichte ihm der Lieutenant Woodbridge einen Schluck Branntwein und befahl ihm, weiter zu marschiren.

„Ich kann nicht!" erwiederte Widmann, „und wenn Ihr mich todt schießt."

„Nächstens," betheuerte der Offizier, „werde ich dich an einen Platz führen, wo du todtgeschossen wirst."

Widmann, die Anspielung auf die bevorstehende Schlacht verstehend, antwortete: „Dann bleib' ich nicht zurück und wenn ich mich tragen lassen muß." Der Lieutenant lachte und ließ ihn ruhen.

Nach viertägigem Marsch überstiegen wir ein finsteres Gebirg und gelangten um Mitternacht über die Puente nationale, eine prachtvolle, aus riesigen Quadersteinen erbaute Brücke, die sich über einen breiten, gähnenden Abgrund wölbt, in welchem ein wildes Wasser braust. Sie wurde später von den Mexikanern hinter unserem Rücken in die Luft gesprengt, um uns im Falle einer Niederlage den Rückzug abzuschneiden. Auf der andern Seite der sogenannten Nationalbrücke ist ein zwischen waldigen Bergen eingezwängtes Thal, in welchem einige elende Rohrhütten ein Dorf bildeten. Hier vereinigten wir uns in der Stille der Nacht mit General Twiggs, der einige Tage vor uns mit der zwei Tausend Mann starken Vorhut so weit vorgedrungen war.

Hoch vor uns im Gebirge war der Engpaß Cerro Gordo, den wir passiren mußten. General Santa Anna,

*) Blanket, eine wollene Decke, die der Soldat nebst dem Mantel faßt.

der diesen äußerst vortheilhaften Punkt mit starken Verschanzungen umgeben und achtzehn Tausend Mann der auserlesensten mexikanischen Truppen, darunter viele freiwillig dienende, fanatisirte Bürger von Puebla und Mexiko, unter seinen Befehlen hatte, mochte seine Stellung für uneinnehmbar halten und beobachtete nicht die nöthige Vorsicht. Ohne daß er es gewahr wurde, hatten wir uns mit General Twiggs vereinigt. Am andern Tag ruhten wir und bereiteten uns zur Schlacht. Jeder Soldat faßte für zwei Tage Proviant, und, außer den in der Patrontasche befindlichen sechzig Patronen, noch weitere sechzig, die im Brodsack aufbewahrt wurden. General Twiggs ließ sich mit dem Feind in ein Scharmützel ein, und wußte sich geschickt einer Anhöhe zu bemächtigen, von wo aus die feindlichen Hauptwerke bestrichen werden konnten; während der Nacht wurde hier eine Batterie Haubitzen aufgefahren.

Früh am nächsten Morgen, 18. April 47, griff General Scott mit seinen zwölf Tausend Mann die überlegene Feindesmacht unversehens an. Während unsere Colonnen in's Feuer marschirten, spielte die Musik den Yankee-Doodle auf. Oberst Harney, an der Spitze der Dragoner, nahm im Sturm eine feindliche Batterie, welche den Hauptweg versperrte, während die Infanterie, durch's Gehölz dringend, von allen Seiten die Anhöhen zu stürmen begann. Als mein Regiment in's Treffen rückte, kamen zwei unserer Verwundeten aus der Schlacht, welche, was kaum glaublich scheint, mit frisch amputirten Armen ruhig an uns vorüberschritten. Auf einem in vergangener Nacht durch's Gehölz gehauenen Pfad, der sich um mehrere waldige Anhöhen wand, eilten wir vorwärts, bis wir am Fuße des höchsten Berges, der Hauptverschanzung des Feindes, anlangten. Sogleich schlossen wir uns den Sturmkolonnen an, welche bereits durch Pulverdampf und Eisenhagel emporklimmten. Der Gipfel des Berges, auf dem ein kleines Fort stand, dessen Stücke ein mörderisches Feuer gegen uns unterhielten, glich einem feuerspeienden Krater. Doch auch unsere Haubitzen, die auf der am vorigen Tage genommenen Anhöhe donnerten, rißen Lücken unter den feindlichen Truppen, die den Berg vertheidigten. Unsere vordersten Colonnen wankten einen Augenblick, sammelten sich aber wieder, stürmten auf Schußweite hinan, gaben eine Salve und drangen dann im Sturmschritt mit dem Bajonette vor.

Meine Compagnie hatte etwa die Hälfte des Berges erstiegen, als der Kanonendonner verstummte und ein durchdringendes Hurrahgeschrei unsern Sieg verkündigte. Als wir den Gipfel des Berges erklommen hatten, sanken wir erschöpft auf die blutgetränkte Erde. Wir ruhten zwischen Todten und Sterbenden. Zu meiner Linken lag ein Mexikaner, dem der halbe Hirnschädel fehlte und dessen Gehirn einige Schritte hinter ihm im Grase lag. Ein Irländer und ein Deutscher wären sich bald in die Haare gerathen, weil jener behauptete, eine Kanonenkugel, und dieser, ein Säbelhieb habe den Mexikaner getödtet. — Zu meiner Rechten röchelte ein, im Unterleib und Kopf verwundeter, blutjunger, mexikanischer Offizier, dessen bleiche Gesichtszüge Nichts an trotzigem Stolz verloren hatten, obwohl ihn rasch auf einander folgende Schauer des Schmerzes heftig in die Höhe schüttelten, so daß seine langen, schwarzen Locken den Boden schlugen.

Wir zogen den Berg hinab, an einer gewaltigen Kanone vorüber, welche der Feind nur halb hinauf zu ziehen Zeit gehabt hatte, so unerwartet geschah unser Angriff. Ueber einem Haufen von Steinen und Felsen lagen, theilweise eingeklemmt, einige hundert Verwundete und Todte; einer stieß mit dem Bajonnet voll Verzweiflung um sich her, und winkte uns, seinen Qualen ein Ende zu machen. Ein Volunteer erbarmte sich seiner und stieß ihm den Säbel durch's Herz.

Zu Füßen des Berges sahen wir unsere Dragoner den Feind auf der Straße nach Jalappa verfolgen. Diese Straße führt an ungeheuern, felsigen Abgründen vorüber. Während der Schlacht fiel ein Volunteerregiment, das auf Umwegen hieher marschirt war, einigen hundert Mexikanern in den Rücken und stürzte sie mit dem Bajonnet den schaudervollen Abhang hinunter. Die Hütten, welche hier die Seiten der Straße umgaben, waren angefüllt mit Verwundeten; zu ihrem Beistand waren mexikanische Aerzte zurückgeblieben. Ueberhaupt herrschte unter den mexikanischen Truppen, die uns im Exercitium weit überlegen waren, eine bessere Disciplin, als unter den unsrigen. Die Vorstellungen, die man sich in Europa gewöhnlich von der mexikanischen Armee macht, sind durchaus irrig. Sie schlugen sich hartnäckig und ihre Niederlagen wurden nur durch die größere Begeisterung, das außerordentliche Selbstvertrauen und die Ueberlegenheit der Feldherren des nordamerikanischen Heeres herbeigeführt.

Das ganze feindliche Lager, unzählige Waffen, Kleidungsstücke, Santa Annas Chaise, Briefschaften, an achtzig Tausend Dollars in Silber und als Curiosum ein Korkbein, welches dem feindlichen General zugehörte,*) fielen in unsere Hände. Die Mexikaner verloren an sechs Tausend Gefangene, darunter mehrere Generale, und an zwei Tausend Todte und Verwundete. Unser Verlust betrug sechs Hundert Todte und Verwundete.

In Eilmärschen zogen wir hinter dem geschlagenen Feinde her und besetzten Jalappa, ein reizendes Städtchen von etwa drei Tausend Seelen, das von prachtvollen Waldungen, fruchtbaren Feldern, üppigen Wiesen und Gärten umgeben, sich eine Anhöhe hinaufzieht. Von Jalappa an wird das Klima rauher, und wir erstarrten oft fast vor Kälte in der Nacht. Unsere Kost wurde stets erbärmlicher. Die wildromantische Gegend, die herrliche imposante Natur, in der ich mit hungerndem Magen marschirte, stimmte mich schwärmerisch und ich sang das Lied von der Sehnsucht:

Mein Hirn durchkreuzen und schwanken
Mit wunderbaren Weh'n
Kartoffelsalatgedanken
Und Kalbsbratenidee'n.

In dem schönen Kastell Perote, das zwar im Rufe der Uneinnehmbarkeit stand, aber aus Mangel an Kriegsbedarf ohne Schwertstreich sich ergeben mußte, hielten wir einige Rasttage. Dieses Kastell erhebt sich in einer großen

*) Santa Anna hatte bekanntlich bei der Belagerung von Vera Cruz durch die Franzosen ein Bein verloren.



Ebene, so daß die Annäherung des Feindes von sehr weitem wahrgenommen werden kann. Einige hundert Schritte hinter dem Kastell liegt das unansehnliche Städtchen Perote, das zwei Tausend Einwohner und fast eben so viele Räuber zählt. Dem Städtchen gegenüber, in einer Entfernung von zwei Stunden, erstreckt sich ein waldiges Gebirge, und etwa dreißig Stunden hinter diesem ragt ein mit ewigem Schnee bedeckter Berg in die Wolken, der bei heiterem Wetter vom Kastell aus sehr deutlich gesehen werden kann. Ein rauher, stürmischer Wind durchbrauste fast unaufhörlich diese Ebene. Da hier unser Zwieback ausging, so faßte jeder Soldat Mehl, um sich sein Brod selbst zu backen. Die Irländer fingen es nun sehr klug an, d. h. sie stahlen das Mehl nicht eher, bis es gebacken war. Vorzügliche Liebhaber waren sie aber von den Blankets, für welche sich unter den Mexikanern Käufer genug fanden.

Nach achttägiger Rast marschirten wir weiter. Hinter einem stattlichen Landgut machten wir Halt. Ich theilte die Nacht meinen Blanket mit Pot, dem der seinige gestohlen worden war. Ein vom Schneegebirg wehender Wind strich eiskalt über uns hin, und die Folge davon war, daß uns Beide am andern Morgen ein heftiges Fieber befiel. Nur mit Aufbietung aller unserer Kräfte schleppten wir uns noch sechs englische Meilen weiter nach Tep Aqualio, einem elenden Neste, wo meine Division rastete. Der Regimentsdoctor Satterle erklärte mich und einen andern Schwerkranken, der noch am nämlichen Abend starb, für dienstfähig, weil unsere Hände schmutzig waren! Ich wurde deshalb zu einer Inspektion mitgeschleppt, aber General Worth, der meinen Zustand erkannte, ließ mich alsbald wieder zurückbringen.

Am 5. Mai wurden die Kranken in's Hospital nach Perote zurückgefahren. Mit mir im nämlichen Wagen fuhren der Förster Pot und ein Buchbinder aus Hannover, welchen der Doctor durch Einschütten von Arznei im heftigsten Fieberanfall wahnsinnig gemacht hatte. Und dieser Satterle, als einer der besten Aerzte im Heere, avancirte in der Folge zum Generaldoctor! Reinlichster Doctor Satterle! Du hättest mir damals gewiß von deinen Arzneien eingegeben, würdest du geahnt haben, daß ich dir einst noch Lorbeeren flechten würde mit dieser meiner schmutzigen Hand!

Gegen Abend hielten wir vor den Thoren des Castells, man half mir vom Wagen und bewußtlos taumelte ich auf das Pflaster nieder.

Ende der ersten Abtheilung.

Erlebnisse eines Deutschen in nordamerikanischen Diensten gegen Mexiko.

Zweite Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Ein nordamerikanisches Militärhospital in Mexiko.

In einem kleinen Zimmer erhielt ich mein Bewußtsein wieder. Ich lag auf einer hölzernen Tragbahre; meine eben nicht sanfte Unterlage, sowie meine Zudecke, waren wollene Teppiche. Im Schimmer eines Lichtes, das in Mitte des Zimmers brannte, wurde ich jenes Buchbinders, auf ähnliche Weise gebettet, ansichtig. Ich rief ihm zu. Keine Antwort. Ein wüthender Durst quälte mich. Ich rief, so laut ich konnte, nach einem Trunk Wasser. Kein Arzt, nicht einmal ein Aufwärter, erschien. Unter schweren Fieberträumen verbrachte ich die Nacht. Am folgenden Morgen fand der eintretende Arzt meinen Leidensgenossen als Leiche.

Nachstehende Schilderung, die Manchem übertrieben scheinen dürfte, gibt doch nur ein schwaches Bild des unbeschreiblich elenden Zustandes, in dem das Hospital von Perote sich damals befand.

Ich wurde in den zweiten Stock getragen, in einen langen, mit Kranken angefüllten Saal. Die meisten derselben lagen, nur in einen Blanket gehüllt, auf dem backsteinernen Boden, wenige auf Strohsäcken; Alle ohne Ausnahme behielten die Kleider am Leibe. Da kein Sonnenstrahl in diesen Saal drang und Wand und Boden aus Stein bestanden, so war die Kälte, besonders in der Nacht, sehr peinlich.

Alle Morgen, um neun Uhr, machte der Arzt, begleitet vom Spitalverwalter, der die verordnete Diät und Medicin aufschrieb, die Runde durch die Krankenzimmer. Gewöhnlich verordnete er Zugpflaster und Schröpfköpfe, und behalf sich, in Ermangelung letzterer, mit halben Schoppengläsern. Gegen die Ruhr zog er energisch mit Opium zu Felde; so erhielt Pot, der schwer an dieser Krankheit litt, einen großen Klumpen dieses Gifts, von dem er sich nach Belieben Pillen drehen konnte! — Als dieser unerschrockene Arzt an mein Lager trat, befühlte er mit ernsthafter, wichtiger Miene meinen Puls und prüfte sehr aufmerksam meine Zunge; nachdem er dann mehrmals bedenklich das Haupt geschüttelt hatte, ließ er mir ein gewaltiges Zugpflaster auf den Magen legen. Die durch das Pflaster verursachte wunde Stelle mußte ich, um sie gegen die Berührung meines wollenen Hemdes zu schützen, in Ermangelung von Leinwand, mit Papier bedecken. Später verordnete Pulver ließ ich unberührt, weil ich die Beobachtung machte, daß die Kranken, welche die Vorschriften des Arztes befolgten, der Reihe nach starben.

Die Krankenkost, welche Morgens und Abends in Kaffee oder Thee, ohne Milch, mit schwerverdaulichem Zwieback, Mittags in Reis, mit Hammel- oder Rindfleisch bestand, war so elend, daß ein Kranker, wenn er auch das Glück hatte, besser zu werden, doch nicht wieder zu Kräften kommen konnte. Nur dann, wann einer in den letzten Zügen lag, verabreichte man ihm einen Löffel voll Wein oder Branntwein; so dem Kirsch, meinem ehemaligen Mitgefangenen in Tampiko, den hier die Schwindsucht wegraffte. Wie es mit der Reinlichkeit der Patienten stand, die oft Monate lang die Kleider anhatten, läßt sich denken. Doch darum kümmerten sich die Aerzte so wenig, wie um die Wirkung ihrer Arzneien, und nur an dieser, nicht an der Gefährlichkeit der Krankheiten, gingen die meisten Soldaten in den Hospitälern zu Grunde. In Perote allein starben binnen dreier Monate ein Tausend fünf Hundert!

Unter diesen war auch mein Freund Pot. Anfangs zwar schien es besser mit ihm zu werden, der Doctor hatte versprochen, seinen Abschied auszuwirken, und Tage lang saß er nun vor meinem Lager, und erzählte von Deutschland, das er bald wieder zu sehen hoffte. Aber bald kehrte seine Krankheit mit verdoppelter Heftigkeit zurück. Seine letzten Tage verbrachte er auf seinem Lager, zu schwach, sich zu erheben, ein Gegenstand des Mitleids und Ekels. Weder Arzt, noch Aufwärter, nahte sich dem Hilflosen. Als ich, auf dem Wege der Besserung, auf sein Lager zuwankte, lag er da, mit starren, erloschenen Augen und schwarzen Lippen, seine Bibel, den Faust, in der erkalteten Hand. Unter den Wällen des Castells, von Cactus umschattet, ruht er nun in fremder Erde, fern von der so innig ersehnten Heimath.

Nach Verlauf eines Monats, als ich mich etwas erholt hatte, verließ ich das Hospital, gegen den Willen des Arztes, und schloß mich einer Compagnie an, die ihres Gleichen suchte. Sie war zusammengesetzt aus abgemergelten, verwahrlosten Reconvalescenten aller Waffengattungen, logirte in einem Pferdestall, und wurde zu leichten Arbeiten, namentlich zum Beerdigen der Todten verwendet. Ich wurde also Todtengräber. Wie oft kam der Fall vor, daß wir heute einen begruben, der uns noch einige Tage vorher beim nämlichen Geschäft geholfen hatte. So wurde das Sprichwort: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt endlich selbst hinein," vor unsern Augen dramatisch aufgeführt. Die Sterblichkeit nahm so überhand, daß mit der Leichenbestattung sehr einfach verfahren wurde. Wir gruben nämlich vor dem Castell, in der Nähe eines Bohnenfeldes, das wir bei dieser Gelegenheit rein ausplünderten, einen langen, aber nur 1½ Schuh breiten und 4 Schuh tiefen Graben, in welchem wir oft zwanzig Leichen auf einmal einscharrten. Zwei gefangene Mexikaner luden die, oft nicht einmal mit Hemden bedeckten, oder was viel heißen wollte, in Blankets eingenähten Leichname auf einen Karren und fuhren sie an den Beerdigungsplatz. „Da hab' ich wieder einen unter den Fingern," hörte ich oft die Todtengräber sagen, „puh, der Kerl ist noch ganz warm!"

Anfangs August, nachdem ich drei Monate in Perote zugebracht hatte, war ich so weit hergestellt, daß ich den Marsch nach Puebla, wo mein Regiment diese Zeit über müßig lag, antreten konnte. Ich schloß mich daher den ersten Truppen an, die vorbei marschirten, und zwar dem neunten Infanterieregiment, das frisch aus den vereinigten Staaten angekommen war. Lieber blieb als Koch in Perote zurück.

Bei meinen neuen Kameraden wohnte ich sogleich einem Auftritte bei, der zur Charakteristik der amerikanischen Offiziere dienen mag. Ein Hauptmann und Lieutenant balgten sich nämlich, zur Belustigung der Zuschauer, geraume Zeit mit einem besoffenen Soldaten herum und brachten ihn endlich zu Boden. Die Herren Offiziere ließen sich nun das Vergnügen nicht nehmen, den Irländer eigenhändig zu knebeln und ihm, da er sie aus Leibeskräften „Büttel" und „Metzger" schalt, zwischen die Zähne ein Stück Holz zu stecken, das sie mit einer Schnur am Hinterkopfe fest anzogen und banden. Solche Strafen, wie die der Maulsperre, auf dem schneidenden Rücken eines hölzernen Pferdes reiten, einen Tornister mit Sand Tage lang herumtragen, Seewasser trinken u. s. w. waren sehr gebräuchlich.

Unser Weg, der unter steten Krümmungen die Aussicht öfters änderte, führte meist durch unbebaute, waldfreie Ebenen, auf welchen sich hie und da runde, kegelförmige, kahle Berge erhoben, zu deren Füßen viele Stücke schwarzer Lava zerstreut lagen. Das Holz mußte nachgeführt werden.

Nach fünf Tagemärschen kamen wir in der schönen Stadt Puebla an, die, achtzig Tausend Einwohner zählend, durch ein festes Fort gedeckt wird. Mißmuthig vernahm ich, mein Regiment sei bereits abmarschirt, und schlenderte durch die Straßen, als ich dem Feldwebel Robertson von meiner Compagnie begegnete, der mich benachrichtigte, mein Regiment liege zwar noch in der Stadt, werde aber am nächsten Morgen aufbrechen.

In einem alten Kloster traf ich meine Compagnie. Der Jubel meiner Kameraden, die mich für todt gehalten hatten, war groß, als ich unvermuthet in ihre Mitte trat. Man umringte mich, bewirthete mich mit Allem, was da war und frug theilnehmend nach den Andern der Compagnie, die in Perote gestorben waren. Jetzt trat unser neuer Lieutenant Daniels in's Zimmer, und frug, als ich mich bei ihm gemeldet hatte, ob ich mich schon kräftig genug fühle, Morgen mit zu marschiren, oder ob ich im Hospitale zurückbleiben wolle. „Ich gehe mit bis in die Hölle!" antwortete ich, und ein stürmisches Freudengeschrei meiner Kameraden erfolgte.

„Ein Brief ist für dich angekommen," benachrichtigte mich Widmann, „ein Brief aus Deutschland."

Augenblicklich suchte ich den Oberfeldwebel Wilson auf und erhielt den Brief; er meldete mir den Tod meiner Mutter.

Zweites Kapitel.

Schlacht bei Churubusko.

Früh am nächsten Morgen brach meine Division unter General Worth auf; die Generale Twiggs und Quittman waren einige Tage früher vorausgezogen. In meiner Compagnie vermißte ich manchen Waffengefährten, so einen Deutschen und einen Irländer, die von Guerillas ermordet wurden. Andere waren krank in Puebla zurückgeblieben, von welchen Schmittborn, der früher erwähnte Sohn eines Geistlichen aus der Rheinpfalz, Karl Müller, mein alter Reisegefährte, und Schneider, ein ehemaliger Kommis in Frankfurt, ihr Leben daselbst beschlossen. Auch Widmann hütete das Krankenlager in Puebla.

Nach einigen Märschen erstiegen wir ein gewaltiges Gebirge, in welchem ein winziges Dorf mitten im finstersten Walde liegt. Der Besitzer des einzig guten Hauses im Dorfe Riofrio, war ein Deutscher, der ein Gasthaus hielt. Wir kampirten hier die Nacht auf einem, von Berg und Wald eingeschlossenen Wiesenthale. Ein anhaltender, eiskalter Regen netzte uns bis auf die Haut und verhinderte selbst, am Morgen Feuer anzumachen. Ein Hessendarmstädter, Namens Mohr, der hinter der Armee zurückgeblieben war, wurde von einem Trupp Mexikaner gefangen und in die Hauptstadt geschleppt. Er konnte mit seinem Loose noch zufrieden sein, denn die Mexikaner verfuhren gewöhnlich auf barbarische Weise mit ihren Gefangenen. Santa Anna hatte die ganze Nation zum Vertilgungskampf gegen uns aufgerufen. In allen Provinzen bildeten sich Schaaren von Guerillas, welche von Priestern fanatisirt, und, wie die Bande des berüchtigten Pater Juranta, oft von ihnen angeführt, die Nachzügler schonungslos verstümmelten und niedermetzelten. Einst banden sie zehn unserer Soldaten auf dem Marktplatz eines Städtchens, und überließen sie, nachdem sie ihnen die Augen ausgestochen und die Zungen, Nasen und Ohren abgeschnitten hatten, ihrem Schicksale. Durch solche Greuelthaten, durch den Anblick der auf der Straße umherzerstreuten Köpfe und Eingeweide geschlachteter Waffenbrüder, geriethen die hinter uns nachziehenden Volunteers in Wuth und sengten und plünderten.

Als wir den höchsten Punkt des Gebirges erstiegen hatten, genossen wir eines prachtvollen und großartigen Anblicks. Zu unsern Füßen breitete sich in schwindelnder Tiefe das Thal von Mexiko aus. Ein durchsichtiger, luftblauer Schleier umhüllte das Thal, auf dem sich runde Berge, in Maisfelder versteckte Dörfer, erhoben, und hin und wieder silberhelle Teiche blinkten. Im Hintergrunde erstreckte sich eine in die Wolken ragende, unabsehbare, schwarze Gebirgskette.

Unten im Thale schlugen wir uns links und lagerten, nachdem wir noch zehn englische Meilen zurückgelegt hatten, in einem kleinen Dorfe. Am andern Morgen verfolgten wir einen kleinen Seitenweg, der sich an felsigen Hügeln vorbeizog, und wurden von einem Gewehrfeuer der Feinde, welche die Anhöhen besetzt hielten, empfangen. Nach einem ermüdenden Gebirgskampf, in welchem wir Hügel um Hügel erstürmten, räumten die Feinde das Feld, hatten aber unsern Weg so mit Felsstücken und Steinen verrammelt und mit breiten Gräben durchschnitten, daß wir mehrere Stunden arbeiten mußten, um den Weg wieder zugänglich zu machen. Bei dieser anstrengenden Arbeit ermunterte uns General Worth und versprach, aus seinem Beutel einen guten Nachttrunk zu bezahlen, den wir auch im Quartier in San Augustin im stärksten Branntwein erhielten.

San Augustin hatte schöne Gärten, mit Bäumen voll rothbackiger Aepfel, eine willkommene Beute für unsere hungrigen Magen, die sich zuweilen mit drei Stück Zwieback

für fünf Tage begnügen mußten, und nur selten mit dem fetten Bissen eines gestohlenen Schweins befriedigt werden konnten. Während unseres mehrtägigen Aufenthalts in diesem Städtchen machten wir mehrere Streifzüge; bei einem derselben hielten wir in einem Dorfe, wo sich der wohlredende Kommis Heinemann wegstahl und dem Aguardiente so fleißig zusprach, daß er bewußtlos in einem Maisfelde liegen blieb. Zwei Tage später brachte ihn ein mitleidiger Mexikaner in schrecklichem Zustande. Feindliche Lanzenreiter hatten ihn, als er im Felde lag, mit ihren Pferden überritten und seinen Hirnschädel mit Lanzen durchstochen. Er starb wenige Tage später.



Fünf Tage mochten wir in San Augustin gelegen haben, als wir eines Morgens dem Feinde entgegenrückten. Nicht lange marschirten wir, so krachten drei Kanonenschüsse hinter einander, und unsere Dragoner sprengten mit einem durch den zweiten Schuß getödteten Rittmeister zurück. Zugleich vernahmen wir zu unserer Linken ein Jammergeschrei; einer von der Seitenbedeckung, die in den Maisfeldern marschirte, war durch's Bein geschossen worden. Wir zogen uns etwas zurück, rückten dann im Schatten einer langen Reihe von Bäumen wieder vor und hielten bei einem Meierhof, in welchen meine Kompagnie gelegt wurde. Uns gegenüber war das Städtchen San Antonio, worin sich der Feind verschanzt hatte und die Nacht über unaufhörlich Bomben und Kanonenkugeln nach uns schleuderte. Am folgenden Tage rasteten wir. Zu unserer Rechten erklang heftiger Kanonendonner; dort suchte General Twiggs dem Feinde das Städtchen Contreras zu entreißen.

Mit dem frühesten Tageslichte des 19. Augusts stellten wir uns hinter dem Meierhof in Schlachtordnung auf, und eilten dann mit gefälltem Gewehr im Sturmschritt auf San Antonio los. Kein Schuß fiel; der Feind hatte sich in der Nacht zurückgezogen, weil General Twiggs am vorhergehenden Tage das naheliegende Contreras erstürmt und dadurch die Stellung des Feindes unhaltbar gemacht hatte. Ohne Zögern richteten wir nun unsern Marsch nach der stark befestigten Stadt Churubusko, wo uns Santa Anna mit fünfzehn Tausend Mann auf einer ausgedehnten, mit mannshohem Mais bedeckten Ebene, hinter furchtbaren Verschanzungen erwartete. Unsere Armee belief sich auf acht Tausend Mann.

Etwa hundert Schritte hinter San Antonio angekommen, vernahmen wir, ohne einen Feind zu sehen, den uns das hohe Mais verbarg, das Knattern des Kleingewehrfeuers, welches sich aber gleich wieder verlor. „Verdammt!" sagte mein kriegerischer Nebenmann Moritz, ein ehemalig badischer Dragoner, „ich hatte mich auf einen guten Schuß gefreut!" Einige Minuten später entlud sich ein anhaltendes, weithin rollendes Kanonen- und Gewehrfeuer, und die

Luft seufzte vom Kugelregen. Die Offiziere kommandirten Sturm und mit einem schallenden Hurrah flogen wir in den Eisenhagel. Alle dreißig Schritte mußten wir über mit Wasser angefüllte Gräben setzen, die uns hinderten, Geschütz nachzuführen und sogar in guter Ordnung vorzurücken.

Auf einem kleinen, freien Raume sammelte sich meine Kompagnie. Vor uns, hinter Maisfeldern hervor, sahen die Dächer eines vom Feinde verschanzten Meierhofs, und dicker Pulverdampf stieg zum Himmel auf. Die Kanonenkugeln rissen Furchen durch das Mais und Tausende von Flintenkugeln durchzischten unaufhörlich die Luft. Eine feindliche Abtheilung, die ausserhalb der Verschanzung unter'm Schutze der Kanonen postirt war, unterhielt ein besonders mörderisches Feuer gegen uns. Ohne Befehl, weiter vorzudringen, denn die Regimenter, selbst die Kompagnien, zum Theil halb aufgelöst, hatten sich einander in den dichten Maisfeldern verloren, eröffneten wir ein Rottenfeuer gegen den Feind. Von zwei Kugeln durchbohrt fiel zuerst unser blühender, jüngster Feldwebel Farrel, und rief sterbend: „Fechtet brav, ihr Jungens, sendet sie zur Hölle!" Dann fiel an meiner Seite Ortlepp, ein Metzger aus Bayern, tödtlich verwundet. Auch der Darmstädter Klump, dem eine Kugel zwei Finger breit über der rechten Brustwarze durch den Leib fuhr, und der dennoch gerettet wurde, stürzte zusammen. „Eben ist auch der Schäfer gefallen!" rief mir Moritz zu. Oft sahen wir einander nicht vor Pulverdampf. Ich hatte schon manche Patrone verschossen, da machte mich eine klägliche Stimme aufmerksam, die mehrmals meinen Namen rief. Umherschauend erblickte ich den Irländer Daily, der am Knie verwundet auf der Erde lag und mich dringend bat, ihn aus dem Feuer zu tragen. Indem ich mich bückte, sein Begehren zu erfüllen, drehte er den Kopf und seufzte: „Oh, das tödtet mich!" Blut quoll aus seiner Brust hervor, in die eine zweite, tödtliche Kugel gedrungen war, welche mich, wenn ich etwas schneller gewesen wäre, getroffen haben würde. Als unser Hauptmann immer noch keinen Befehl erhielt, und sah, wie sich die Reihen seiner Kompagnie lichteten, als auch unser Oberfeldwebel Wilson durch das feindliche Blei niedergerissen worden, kommandirte er mit donnernder Stimme: „rechts in die Flanke!", entzog uns der Fronte der feindlichen Verschanzung und rückte von der Seite auf dieselbe mit uns vor. Die Kugeln schlugen so links und rechts neben uns ein und pfiffen auf allen Seiten um uns, daß keiner wußte, wenn er den Fuß aufhob, ob er ihn wieder niedersetzen werde. Ein Schrei, ein Seufzer verrieth von Zeit zu Zeit, daß wieder einer getroffen sei. „Großer Gott, wie fallen unsere Brüder!" rief jetzt Moritz, von den blutigen Scenen ergriffen, aber mit unerschütterlicher Standhaftigkeit.

„Vorwärts! Vorwärts!" rief unser Hauptmann Mac Kenzie, den Säbel schwingend und stets an unserer Spitze. Endlich hatten wir die Verschanzungen erreicht, fällten wüthend die Gewehre und erstiegen unter einem heulenden Hurrah die feindlichen Werke. Wer uns im Wege stand, wurde niedergestochen und der Feind mit Gemetzel hinausgetrieben. Eiligst drehten wir die Kanonen herum, luden sie und beschossen die weichenden Massen der Mexikaner.

Unterdessen hatten auch unsere übrigen Divisionen auf allen Punkten den Feind geworfen, der in dichten Haufen auf der breiten Heerstraße nach Mexiko floh. Es war gebräuchlich in unserer Armee, daß, wenn die Schlacht gewonnen war, die Reihen sich auflösten und jeder auf eigene Faust kriegte. So verfolgten auch jetzt einige meiner Kompagnie die Fliehenden. Unsern Lieutenant Daniels an der Spitze stießen wir auf eine große Kanone, welche der Feind geladen und unvernagelt im Wege hatte stehen lassen. Sogleich ließ unser Lieutenant das Stück drehen und gegen die wimmelnden Schaaren, welche die ganze Breite des Weges anfüllten, abfeuern. Wir sahen die Kugel einen Augenblick, als sie etwa hundert Schritte vor der Mündung staubwirbelnd auf den Boden schlug; dann vollendete sie mit erneuter Schnellkraft ihren Lauf. Ein lautes Angstgeschrei ertönte in den Schaaren der Fliehenden, die sich nach schwerem Verlust auf den Seiten der Straße zertheilten. Hinter unserm Rücken erscholl jetzt das bestialische, heisere Geheul pulvergeschwärzter Volunteers, die springend zwei kleine Handhaubitzen herbeizogen, auf beiden Seiten der Straße aufstellten und brüllend ein verderbliches Feuer eröffneten.

Die Mexikaner sollen nach amerikanischen Berichten bei Contreras und Chnrubusko sechs Tausend Todte und Verwundete verloren haben; unser Verlust betrug ein Tausend zwei Hundert.

Ich hatte mich mit einigen Soldaten in einem Store reichlich mit Tabak und Liqueur versehen. Während wir auf der Erde saßen und siegesstolz unsere Papiercigarren rauchten, ritt Hauptmann Mac Kenzie vorüber. „Sag' dem Hauptmann," rief ich Kanzinger, seinem Bedienten zu, „ich hätte alle Achtung vor ihm, weil er im Feuer immer der Vorderste war!"

Kanzinger trat ohne Zögern vor und richtete meinen Auftrag aus. Der Hauptmann, ein gerader, biederherziger Soldat, lächelte und ließ mir sagen: „Er habe sich in Tampiko, als er mir das Kriegsgericht erlassen, nicht in mir getäuscht."

Von unsern Verwundeten hatte Schäfer das meiste Glück. Während er hinter einer kleinen Erhöhung des Bodens lag, wohin er sich geschleppt hatte, suchte ein nicht verwundeter Infanterist Schutz gegen die blauen Bohnen und streckte sich neben ihm aus. Um seinen Kopf zu decken, wollte der Infanterist seine Patrontasche losmachen, aber indem er sich etwas erhob, sparte ihm eine Kugel, die ihm den verdienten Lohn seiner Feigheit gab, alle weitere Mühe. Schäfer durchsuchte die Taschen des Todten und fand zwei Hundert Dollars in Gold und Papier. Solche Plünderungen der Gebliebenen waren an der Tagesordnung. Der Armee folgte beständig eine große Zahl schlechter, nicht zum Militärstand gehöriger Subjekte, welche sich durch Plünderung der gefallenen Soldaten und der unglücklichen Bewohner des Landes zu bereichern suchten.

Die Nacht über lagen wir in Churubusko. In dem Garten des Hauses, das meine Kompagnie bezog, gruben

wir ein breites Grab, nähten unsere gefallenen Kameraden in ihre Blankets ein und begruben sie. Beim Abendverles wurde mancher Name abgelesen, auf den das übliche, laute „Hier" nicht mehr erfolgte.

Zum Schlusse des Tages entdeckte ich eine Flasche kostbaren, wohlriechenden Haaröls, und salbte damit die schmutzigen Helden der Reihe nach, so daß sie nie geahnte Wohlgerüche dufteten.

Drittes Kapitel.

Schlacht bei Molino del Rei.

Am folgenden Tage wurde meine Division in das Städtchen Tokobaja verlegt. Von unserm Quartier aus konnten wir sehr deutlich die vielen Thürme der nur sechs englische Meilen entfernten Hauptstadt Mexiko sehen. Ungefähr in der Entfernung von zwei englischen Meilen erhob sich auf einem Hügel das Kastell Chapultepeck, die Kriegsschule der mexikanischen Offiziere, mit Artillerie und Infanterie wohl versehen.

Wir lagen fast einen Monat lang müßig in Tokobaja. Die Soldaten murrten, daß General Scott nicht gleich nach der Schlacht bei Chnrubusko die Hauptstadt angegriffen hatte, sondern dem Feinde Zeit ließ, sich zu hartnäckigem Widerstande vorzubereiten. Alte Soldaten, die unter Taylor gedient hatten, wünschten sich diesen „Old Rough and Ready"*) an die Stelle des Generals Scott. In der That ließ sich dieser von dem verschlagenen, wortbrüchigen General und Präsidenten Santa Anna täuschen. Santa Anna knüpfte nämlich Unterhandlungen an und ließ sogar, um Scott in der Meinung zu bestärken, er sei geneigt, Frieden zu schließen, alle Gefangenen frei. Während uns aber ein von General Scott und Santa Anna unterzeichneter Generalbefehl, der zur Einstellung aller Feindseligkeiten ermahnte und den Frieden in nahe Aussicht stellte, vorgelesen wurde, verschanzte der Feind insgeheim die Hauptstadt und rüstete sich zu neuem Kampfe.

Das Gerücht vom nahen Frieden führte auch andere im Geleite. So sagte man, es solle ein Regiment reitender Jäger, aus Freiwilligen aller Regimenter gebildet, und unter sehr günstigen Bedingungen, in Florida stationirt werden. Ellers, Bernhard und ich beschlossen unter dieses Corps zu treten und unterhielten uns manchen Abend von Florida. Diese Träume wurden aber bald unterbrochen. Unsere Fuhrleute, die nach Mexiko geschickt worden waren, um einigen von Santa Anna zugesagten Proviant in Empfang zu nehmen, wurden vom Pöbel der Stadt mißhandelt und theilweise ermordet. Zugleich brachte General Scott in Erfahrung, daß der Feind eine Kanonengießerei in dem Dörfchen Molino del Rei angelegt habe und, in Ermangelung von Metall, die größten Glocken der Kirchen Mexikos umschmelze. Jetzt beorderte Scott unsern Divisionsgeneral, Verstärkung an sich zu ziehen und das mit Mauern umgebene Molino del Rei zu stürmen. General Worth aber, ein ehrgeiziger Haudegen, wartete die Verstärkung nicht ab, sondern wagte mit seinen zwei Tausend fünf Hundert Mann den Angriff auf den dreifach überlegenen Feind.

*) Der „alte Rauh und Fertig," wie ihn seine Soldaten nannten.

Am 8. September Morgens ein Uhr wurde unsere Division in Schlachtordnung aufgestellt. Ich selbst stand Wache vor dem Vorrathshause und sollte an der Schlacht keinen Antheil nehmen; ich ersuchte aber meinen Lieutenant Daniels, mich unter die Freiwilligen eintreten zu lassen, welche sich zum Sturm einer Batterie gemeldet hatten. Der Lieutenant versprach mir zu willfahren. Als ich die Ablösung erwartend in der Stille der Nacht, vielleicht der letzten meines Lebens, auf und niederging, drängte sich mir die Erinnerung an mein Vaterland mit glühenden Farben auf. Das Bild meiner todten Mutter und das meines noch lebenden, oft schwer durch mich beleidigten Vaters schwebten mir lebhaft vor.

Die Ablösung nahte. Die Freiwilligen, darunter Ellers und Bernhard, standen in einer Straße von Tokobaja, einige hundert Mann stark. Die Offiziere untersuchten, beim Schein einer Laterne, genau jedes einzelne Gewehr. Nachdem Alles in guter Ordnung befunden worden, marschirten wir durch das Städtchen auf eine hochliegende Ebene, zogen mitten durch unsere hier in Schlachtordnung aufgestellten Truppen, und stellten uns an deren Spitze in einer langen Linie auf, je zwei Mann hinter einander. Vor mir stand Bernhard, neben mir Ellers. Als wir das Gewehr bei Fuß nahmen und ruhten, kehrte sich Bernhard um und reichte uns seine Feldflasche mit den Worten: „Trinkt Brüder, es ist Pulque!" Es waren seine letzten Worte.

Statt das Dunkel der Nacht zu benutzen, wartete General Worth, bis die Trompeten in Chapnltepeck, zu dessen Füßen, in der Entfernung einer englischen Meile, Molino del Rei liegt, zur Tagreveille erklangen. Nun wurden einige Bomben in die Stellung des Feindes geworfen, das Kommando: „fällt's Gewehr! verdoppelter Sturmschritt!" erschallte, und vorwärts stürmten wir, halb springend, auf dem sich sanft abwärts senkenden Boden.

Ein Feuer aus fünf Kanonenschlünden blitzte und donnerte, und ein Hagel Kartätschen prasselte uns entgegen. Mit lautem Hurrah stürmten wir vor, hinter uns folgte Bataillon an Bataillon. Ehe das Feuer, welches den nachrückenden Colonnen mehr als uns schadete, fünfmal wiederholt werden konnte, hatten wir die Geschütze genommen und einige feindliche Kanoniere mit dem Bajonnet niedergestochen. Jetzt begrüßte uns ein so heftiges Gewehrfeuer von den Mauern und Dächern Molino del Rei's, daß unser linker Flügel zurückzuweichen begann. Der greise, weißlockige General Worth sprengte in den dichtesten Kugelregen, ermunterte die Weichenden durch sein Beispiel und brachte sie wieder zum Angriff. Unter dem rechten Flügel, dem ich mich angeschlossen hatte, herrschte die größte Unordnung. Jeder kommandirte und Niemand gehorchte. Unter Geschrei und stetem Feuern stürzten Soldaten und Offiziere ordnungslos vorwärts, erreichten den Vorsprung einer Mauer des Dorfes, legten Sturmleitern an und begannen, mit wildem Muthe

die Mauern zu ersteigen. Der Feind zog sich von dieser Stelle etwas zurück, überschüttete uns aber von einem andern Theile der Mauer mit einem verderblichen Kugelregen. Plötzlich stürzte mein unerschrockener Waffengefährte, der Holländer Ellers, wie vom Schlage getroffen zu Boden, wälzte sich einige Male und blieb unbeweglich auf dem Angesichte liegen. Zur nämlichen Zeit fiel Bernhard; ich trug den leise Wimmernden an die Mauer, wo er sich mit dem Rücken anlehnte und seine Wunde im Unterleib mit den Händen bedeckte. Einige Stücke Geschütz wurden nun zu unserer Unterstützung herbeigezogen, gegen die Mauer gerichtet und mit Erfolg abgefeuert. Nach einem mehrstündigen, hartnäckigen Kampf wurde Molino del Rei erstürmt und der Feind hinausgeschlagen.

Die Mexikaner zogen sich gegen Chapultepeck zurück, sammelten sich aber wieder und rückten in dunkeln Massen gegen uns an. Unsere Niederlage wäre unvermeidlich gewesen, hätten sie unsre Verwirrung besser zu benutzen verstanden. Aber obgleich sie in schönen, langen Linien, die Plänkler an der Spitze, heranzogen, so fehlte es ihnen doch an der gehörigen Entschlossenheit, durch einen raschen Angriff unsre ungeordneten Haufen auseinander zu sprengen. Das Schlachtfeld war eine ziemlich ausgedehnte Ebene, hie und da mit Rainen und Strauchwerk besetzt und von kleinen Gräben durchschnitten. Ich ward jetzt meines Regimentes ansichtig, das langsam auf dem Rückzug begriffen war. Die Schuld lag am Vicecommandeur desselben *), einem ächten Kasernenritter, der die Soldaten mit nutzlosen Pedanterien nicht genug zu plagen wußte, und jetzt, wo es praktisch aufzutreten galt, den Kopf verlor. Man sagt diesem tapfern Oberst sogar nach, daß er während der Schlacht vom Pferde gestiegen sei und sich in einem Graben versteckt habe. Viele Soldaten überließen sich deßhalb der Plünderung in Molino del Rei. Ich postirte mich mit einigen Soldaten meiner Kompagnie hinter einen mit Caktus bewachsenen Rain, wo wir ein Feuer gegen den andringenden Feind unterhielten. Meine Gefährten waren der Irländer Swinen, der Hesse Weifart und der Badener Kanzinger, der als Diener des Hauptmanns nicht gebunden war, an der Schlacht Antheil zu nehmen, aber, wie er sich ausdrückte, auch einmal sein Gewehr an etwas Lebendigem probiren wollte. Von den feindlichen Plänklern, die immer näher kamen, schossen wir Mehrere nieder; Kanzinger erlegte sogar einen ihrer Offiziere.

Wir hätten unsre Stellung bald aufgeben müssen, wenn nicht glücklicherweise in diesem entscheidenden Augenblicke jene Verstärkung, welche General Worth verschmäht hatte, angekommen und dem Feind in die Flanke gefallen wäre. Mit erneuter Heftigkeit griffen wir nun von verschiedenen Seiten an und zwangen den Feind abermals zum Rückzug. Das Schlachtfeld war mit Verwundeten und Todten bedeckt. Im Getümmel gewahrte ich jetzt meinen Hauptmann Mac Kenzie, Lieutenant Daniels und unsern Regimentsadjutanten, welche zerstreut fechtende Soldaten verschiedener Compagnien sammelten. Ich schloß mich ihnen sogleich an. Die Unordnung war noch immer so groß, daß wir mehrmals in Gefahr geriethen, von unsern eigenen Leuten, die hinter uns Feuer gaben, erschossen zu werden. Eben hatte ich mein Gewehr wieder geladen, als mich der Regimentsadjutant aufforderte, einen Mexikaner auf's Korn zu nehmen, der es verschmäht hatte, seinen fliehenden Kameraden zu folgen, und auf der Erde liegend, hinter Leichen hervor, auf unsre Offiziere feuerte. Ich schoß und fehlte. Der Adjutant fluchte und befahl mir, denselben mit dem Bajonnet zu verjagen. Ich rannte vor, hielt es aber für rathsam, meine Schritte zu mäßigen, um das Gewehr wieder zu laden. In der Eile beachtete ich nicht, daß das um die Kugel gewickelte Papier zu dick war, und so blieb mir die Patrone oben im Laufe des Gewehrs stecken. Ohne mich dadurch aufhalten zu lassen, eilte ich weiter. Nie war ich in größerer Gefahr und nie hatte ich mehr Glück. In einer Entfernung von dreißig Schritten sprang der grüngeröckte Mexikaner vom Boden auf und legte auf mich an. Augenblicklich riß auch ich mein ungeladenes Gewehr empor und zielte nach ihm. Wider alles Vermuthen warf mein Gegner seine Muskete weg und lief davon. Rasch sprang ich auf das Gewehr zu und ergriff es, um dem Fliehenden seine eigene Kugel nachzusenden. Aber auf dieselbe Weise, wie ich meinen Gegner getäuscht hatte, sah ich mich nun selbst angeführt; das Gewehr war nicht geladen. Kaum hatte ich einige Schritte weiter gethan, so fiel ein Schuß auf mich, ein anderer Grünrock sprang aus einem Graben und ergriff die Flucht. Fast mußte ich lachen, als ich sah, wie er beständig sein unförmliches Mulattengesicht drehte und nach mir zurückschaute. Auf einmal blieb er steh'n und schickte sich an, sein Gewehr aufs Neue zu laden. Sogleich wiederholte ich mein Manoeuvre und nahm ihn auf's Korn, worauf er sich eilends davon machte.

Jetzt nahm ich von demselben Graben Besitz, den der Flüchtling verlassen hatte, kehrte mein Gewehr um und stieß den eingesetzten Ladstock so lange auf einen Stein, bis die Patrone unten festsaß. Mit welchem Vergnügen ließ ich den ersten Schuß wieder knallen! Dichte Caktusbüsche zogen sich an dem Graben hin, der bald von unsern Soldaten besetzt war. Die langsam zurückweichenden Kolonnen des Feindes erwiederten unser Feuer mit Nachdruck. Der aufspritzende Sand nöthigte mich, der ich kniete, selbst einmal zum Niesen. Lieutenant Daniels hatte das Gewehr eines Gefallenen ergriffen und lud und schoß, wie ein gemeiner Soldat, bis ihn eine Kugel tödtlich verwundet zu Boden streckte. „Soldaten," rief er uns zu, „thut eure Schuldigkeit, ich habe die meinige gethan!" — Ein lautes Rufen hinter unserm Rücken ermahnte uns, unsre Stellung zu verlassen, weil unsre Artillerie sich fertig machte, den Weg mit Kartätschen zu bestreichen. Dieses Feuer wirkte so kräftig, daß sich die feindlichen Glieder in wilder Flucht auflösten.

Wir verfuhren nun so gemüthlich, wie auf der Hasenjagd. Infanteristen und Artilleristen zogen durch und neben

*) Der Oberst unseres Regiments, ein ausgezeichneter Offizier, war als Commandant in Vera Cruz zurückgeblieben.

einander, halfen sich brüderlich mit Patronen aus und feuerten nach Herzenslust. „Auch hier, Saarbacher?" sprach ich gerade zu einem meiner Compagnie, einem ehemalig badischen Artilleristen; da drehte er sich plötzlich im Kreise herum, machte mit den Worten: „Bruder, ich bin geschossen" einige Sätze rückwärts und stürzte nieder. Eine Kugel war ihm, glücklicherweise ohne die Knochen zu verletzen, durch beide Schenkel gedrungen.

Endlich thaten wir der Verfolgung Einhalt und ordneten uns hinter Molino del Rei, wo Hauptmann Mac Kenzie seiner Compagnie eine Anrede hielt, und uns wegen unserer Tapferkeit lobte, aber strenge tadelte wegen unseres Hangs zur Ungebundenheit. Während wir die Kanonengießerei zerstörten, schoß der Feind aus Chapultepeck mit Kanonen und sprengte ein kleines Pulvermagazin, das wir erobert hatten, in die Luft, wodurch mehrere unsrer Leute verunglückten. Auf dem Rückmarsch nach Tokobaja rief mir eine Stimme aus einem Graben zu. Es war der kaum aus der Gefangenschaft befreite Darmstädter Mohr, durch den Schenkel geschossen. „Ach Gott!" klagte er, „sieh' einmal das große Loch da in meinen Hosen!" — „Sei ruhig!" tröstete ich ihn: „du kriegst wieder ein Paar neue!" — Niederträchtig ohne Gleichen hatte sich in dieser Schlacht der feige Gerlach benommen. Um zu rauben, drang er in ein Haus. Ein Greis mit weißen Haaren kam ihm mit gefalteten Händen entgegen. Gerlach setzte ihm das Gewehr auf die Brust und schoß ihn nieder. Der junge Sehlen kam dazu, als der Schuß gefallen war, und schmetterte den Mörder mit dem Kolben seines Gewehres zu Boden.

Die Merikaner verloren bei Molino del Rei über zwei tausend Todte, wir selbst büßten die Hälfte unserer Leute ein und eine Menge Offiziere. Von unserem Regiment wurden sechs Compagnien, darunter die meinige, aufgelöst und unter die andern vertheilt. Selbst unsere Spielleute wurden bewaffnet und in die Compagnien gesteckt.

Als ich mir Abends ein Stück Zwieback aus meinem Brodsack langte, sah ich, daß eine Kugel den Sack durchlöchert hatte.

Viertes Kapitel.

Verwundung bei Erstürmung der Stadt Merilo.

Am nämlichen Tage wurde ich mit einigen zwanzig Mann auf Wache in das Hospital beordert, ein großes, vierstöckiges Gebäude, in allen Zimmern und Höfen angefüllt mit Verwundeten, welche auf Stroh lagen; immer wurden noch welche hereingetragen. Ein Arzt und ein Wundarzneidiener besichtigten die Wunden, und verbanden die schwersten nothdürftig. „Doktor, werde ich meinen Arm, mein Bein verlieren?" hörte man fragen. Viele starben während der Nacht. Wenn ich vom Posten kam, war ich wie die andern Soldaten der Wache, genöthigt, mein Lager auf dem blutbefleckten Stroh, mitten unter Todten und Sterbenden, zu suchen. Es herrschte ein wahrer Schlächtergeruch.

Andern Tags ging ich in das obere Stockwerk, um einige meiner verwundeten Kameraden zu besuchen. Im Hausgang lagen abgeschnittene Arme und Beine hoch aufgehäuft, sie wueden erst am andern Tage im Hofe eingescharrt. Kaum konnte ich mich durch die dicht aneinander liegenden Verwundeten drängen, um zu Klump zu gelangen, demselben, der schon bei Churubusko verwundet worden war. Neben ihm lag die Leiche Schappi's, jenes Hannoveraners, den unglückliche Liebe nach Meriko getrieben. Eine durch allzugroße Entfernung mattgewordene Kugel war ihm bei Molino del Rei in die Stirne gedrungen, hatte sich aber, ohne den augenblicklichen Tod zu bewirken, seitwärts unter der Hirnschale festgesetzt. Schappi, der auf den Schuß bewußtlos niedergestürzt war, hatte zwar kurz darauf, ohne Schmerz zu empfinden, sein Bewußtsein wieder erhalten, aber nur, um wenige Stunden nachher in die heftigste Raserei zu fallen, von der ihn nur der Tod erlöste. In einem fast noch elenderen Zustande traf ich einen Irländer von meiner Compagnie an. Das Hirn des Unglücklichen, der durch einen Streifschuß am Hinterkopf verwundet worden war, hing zollang aus der Wunde; zwei Tage lang lag er unbeweglich auf dem Gesichte, nur ein leises Zucken seiner Finger verrieth zuweilen, daß noch Leben in ihm war. Hier sah ich auch Bernhard nochmals, der vor wenigen Stunden verschieden war; das tiefste Leiden drückte sich in seinem Gesichte aus. Vergebens hatte ich mich bisher umgesehen, um noch einmal die strengen, biedern Züge meines Ellers zu erblicken, der mich bei Vera Cruz aus den Händen der Irländer befreit und bei Tep Aqualio, als mich das Fieber befallen, mein Gewehr nachgeschleppt hatte; da zeigte mir Klump einen schon ganz in eine wollene Decke eingenähten Körper und sagte: „das ist Ellers." —

Am 10. September wurden Batterien in der Nähe von Chapultepeck errichtet und dieses Fort stark beschossen. Dreimal schossen wir die merikanische Flagge herunter und jagten einmal eine Kugel in die Mündung einer feindlichen Kanone. Am 13. September griffen wir Chapultepeck und Meriko zu gleicher Zeit im Sturme an. Beim Ausrücken rief mir Sehlen prophetisch zu: „Hüte dich vor dem Fiorida, wohin dir Ellers und Bernhard vorangingen!"

Mein Regiment stellte sich hinter Molino del Rei auf. Während andere Regimenter die vor dem Hügel des Castells postirten Feinde angriffen und die Aufmerksamkeit der Besatzung auf sich lenkten, näherte sich ein Bataillon dem Fort Chapultepeck an einer Stelle, wo es am wenigsten vermuthet wurde, legte Leitern an und begann hinauf zu stürmen. Zu gleicher Zeit geriethen die gegen die Hauptstadt vorrückenden Divisionen auf allen Seiten mit dem Feinde zusammen. Ein furchtbarer Kanonendonner machte die Erde erbeben und der Pulverdampf hüllte die Gegend meilenweit in dicke Nebel ein.

„Es geht Alles gut!" rief ein daherssprengender Adjutant. „Schon zieht sich der Feind in das Fort Chapultepeck zurück." Jetzt rückte mein Regiment vor. Das Kartätschenfeuer des Castells wirkte schrecklich. Der Boden wurde mit umherzerstreuten Gliedmaßen besät. Sonderbar anzusehen

war ein Sergeant, der auf dem Rücken eines Soldaten aus dem Feuer getragen wurde, wobei ein nebenher gehender Soldat sein nur noch an Haut und Fleisch hängendes Bein unterstützte; der Sergeant blickte mit irren Augen umher und rief wiederholt: „Ich glaube, ich bin verwundet!" — Auf einen Unteroffizier vom vierten Artillerieregiment machte das Blutbad einen solchen Eindruck, daß er ausreißen wollte, aber der Adjutant des Dragonerobersten Hayß, rasirte ihm mit dem Säbel eine Portion Haut und Haare vom Kopf und trieb ihn in's Feuer zurück. Ehe wir noch ganz bei Chapultepeck angekommen waren, erscholl ein weithin schallendes Hurrahgeschrei, blaue amerikanische Uniformen wurden auf den Zinnen des Forts sichtbar und bald flatterte das sternbesäete Banner vom höchsten Thurme. Die mexikanischen Truppen wälzten sich in dichten Haufen aus den Thoren von Chapultepeck, und was nicht unter unsern Schüssen fiel, floh nach der Hauptstadt. Wir verfolgten den Feind über die Felder und sammelten uns auf einer breiten Straße, die auf der linken Seite von unzugänglichen Sümpfen, und auf der rechten von einer steinernen, kolossalen Wasserleitung, die in die Stadt führte, begrenzt war. Durch die gewölbten Oeffnungen dieser Wasserleitung bot sich uns ein herzerfreuender Anblick dar. Auf Aeckern und Wiesen, die hie und da mit grünen Gebüschen und Häusern belebt waren, blitzten die Kanonen unserer reitenden Artillerie, indeß die Offiziere, ihre Befehle gebend, unaufhörlich hin und her ritten; ihr gegenüber stand die feindliche Artillerie, nur erkenntlich an dem vom Grunde aufwallenden Pulverdampf, der sich allmäig immer weiter zurückzog.

„Vorwärts!" hallte es von Compagnie zu Compagnie. Kaum hatten wir eine halbe Stunde zurückgelegt, als uns die Flintenkugeln wie die Bienen umsummten, und nöthigten, in den Graben zu unserer Linken zu springen, in welchem wir in gebückter Haltung vordrangen. Wir liefen Sturm gegen eine feindliche Verschanzung, welche nur noch etwa eine englische Meile vor der Hauptstadt aufgeworfen und mit reichlicher Infanterie besetzt war. Keiner kümmerte sich darum, wenn einer an seiner Seite durch eine Kugel weggerafft wurde, jeder drückte und trieb den andern zur Eile an, und die Hitzigsten drängten sich immer weiter vor. Ehe wir die Verschanzung ganz erreicht hatten, zogen sich die Mexikaner zurück und faßten etwa zwei Hundert Schritte hinter derselben auf's Neue Fuß. Wir erstiegen die Verschanzung, einen vorn mit einem Graben umzogenen, langen Damm von Erde, der mit Schießscharten versehen war. Von Caktusbüschen verborgen, lagen die Mexikaner auf den Knieen und hielten die Gewehre zum Abfeuern bereit auf die Oeffnungen des von uns eroberten Damms.

Jetzt verließ mich das Glück. Mein Unstern führte mich vor eine dieser gefährdeten Oeffnungen, wo ich mit gefälltem Gewehr nach dem Feind umherschaute. Im nämlichen Augenblicke durchzuckte mich ein heftiger Schmerz, es war mir, als ob mir Jemand mit einem Keulenschlag den Arm zerschmettere; das Gewehr entsank mir aus der Rechten und stieß mit dem Kolben am Boden auf, so daß ich's nur noch mit der Linken am Laufe hielt. Ich drehte den Kopf und erblickte meinen rechten Arm in einer unnatürlichen Lage, mit krampfhaft verzogenen Muskeln, in die Höhe gerichtet. Nun lehnte ich das Gewehr an die Verschanzung an, ergriff mit der Linken die rechte Hand und riß den Arm gewaltsam herunter. Er schien vollständig verloren. Eine Flintenkugel, welche in der Mitte des rechten Oberarmes durchgefahren war, hatte den Knochen nicht nur gebrochen, sondern auch theilweise zersplittert. Den zerschmetterten Arm fest an den Leib drückend, entfernte ich mich von der fatalen Oeffnung des Dammes, und ließ mich von zwei Soldaten den Graben hinunter führen, wo ich mich niedersetzte und mit meinem Zinnbecher Wasser aus einer Pfütze über die Wunde goß. Es war freilich ärgerlich, im Angesicht der Hauptstadt zu fallen.

Ein Spielmann, Namens Schröder, der mir schon im Gefängniß zu Tampiko als Dolmetscher gedient hatte, sah meinen Zustand, kam zu mir, und verließ mich nicht eher, als bis ich in's Hospital geschafft wurde. Auch der Schweizer Simon sprang zu mir und fragte, mit was er mir behilflich sein könne. „Mit einer Pfeife Tabak," erwiederte ich. Er gab mir seine Pfeife, nachdem er sie, in Ermangelung von Taback, mit getrockneten Rosenblättern gefüllt hatte.

Nachdem sich der Feind zurückgezogen, grub Schröder mit dem Bajonnet einige Stufen, auf welchen er mich aus dem Graben geleitete und in eine bretterne Hütte führte, wo schon einige Verwundete lagen. Bald darauf stürzte der Irländer Swinen herein, aus drei leichten Wunden blutend, mit einer Flasche geraubten Ale's in der Hand, die er mir zu trinken reichte.

Der Kampf dauerte bis tief in die Nacht. Durch die halbe Stadt wurde gefochten. Die Mexikaner hatten auf die platten Dächer der Häuser leichtes Geschütz gepflanzt, womit sie die Straßen bestrichen. Die Plünderung war nie ergiebiger. Einige meiner Kameraden machten selbst dem preußischen Consul ihre Aufwartung. Schmutzig und naß bis auf's Hemd, da sie einen Graben durchwadet hatten, mit Aexten, womit sie während des Straßengefechts durch die Häuser gebrochen waren, und ihren Gewehren bewaffnet, donnerten sie an die Thüre eines prachtvollen Hauses, das sie sich zur Plünderung ausersehen hatten. Da rief eine Stimme von innen auf englisch: „Hier wohnt kein Mexikaner, sondern der preußische Consul." — „Wenn du der preußische Consul bist," antworteten sie auf deutsch, „so öffne, kein Haar soll dir gekrümmt werden!" — Der preußische Consul öffnete mit den Worten: „Wo Deutsche sind, hat es keine Gefahr," und führte die Soldaten in ein Zimmer, wo er kalte Küche auftischen ließ und sie mit Thee und Branntwein regalirte. Die Gemahlin des Consuls schrie laut auf vor Entsetzen, als einer der Gesellen das Gewehr zum Fenster hinausstreckte und sich fertig machte, einen auf der Straße fliehenden Mexikaner nieder zu schießen. Die Andern, etwas rücksichtsvoller, fielen ihm in den Arm und hielten ihn ab. Der Consul benahm sich sehr klug und gastfreundlich. „Greift zu, Kinder," sagte er, „ihr habt einen heißen Tag gehabt." — „Ja wohl," antworteten sie,

„und du kannst Gott danken, daß du unser Landsmann bist, sonst hättest du einmal sehen sollen, wie wir hier aufgeräumt hätten!" Sie zechten bis tief in die Nacht und schliefen auf dem Zimmerboden im Hause. Andern Morgens, als sie schieden, erhielt Jeder noch ein reines Hemd als Andenken an den preußischen Consul in Mexiko.

Zwei Stunden mochten seit meiner Verwundung verflossen sein, als mir Schröder die Ankunft des Arztes meldete. Der Doktor stand hinter der Wasserleitung, die gegen die Kugeln Schutz gewährte, und machte einige Umstände, mich zu verbinden, weil ich nicht zu seinem Regiment gehörte. Endlich geruhte er dennoch, den Rock und Hemdärmel meines rechten Armes aufzutrennen. Als er die Wunde besichtigte, sagte er: „Euer Arm ist verdammt gebrochen." — „Kann er gerettet werden?" frug ich. — „Nein," antwortete er mürrisch, „tragt Sorge, daß Ihr bei Zeiten zu Euerem Regimentsarzte kommt." — Er wickelte eine Binde um meinen Arm; ein Fuhrmann riß sein Hemd vom Leibe und verfertigte mir eine Schlinge.

Eine halbe Stunde später langten Wagen an, um die Verwundeten in das sieben englische Meilen weit entfernte Hospital zurückzubringen.

Die Wagen waren nicht im Entferntesten für die Aufnahme von Verwundeten eingerichtet. Nicht ein Halm Stroh war zu sehen. Bei mir lagen noch fünf Verwundete. Im schnellsten Trab ging es fort über den mit Steinen bedeckten, aufgerissenen Weg, so daß wir alle Augenblicke in die Höhe geschüttelt wurden. Ein durch die Brust Geschossener rollte schreiend hin und her.

Nachdem wir fast zwei Stunden lang auf diese Weise gerädert worden waren, hielten wir am Hospital. Der Regimentsarzt, ein junger Mann, den wir erst erhalten hatten, besichtigte meinen Arm, an dem ich nur noch mit den Fingerspitzen eine kaum merkliche Bewegung machen konnte „Armer Kerl," sagte er, „ich glaube, Morgen früh werde ich dir deinen Arm abnehmen." — „Doktor," antwortete ich, „Ihr mögt mir den Kopf abschneiden, aber niemals meinen Arm!" Unerachtet aller Versicherung, die Amputation sei der einzige Weg, mein Leben zu erhalten, beharrte ich auf meinem Entschluß, lieber zu sterben, als Krüppel zu werden. Mein Arm wurde verbunden, ich erhielt einen Strohsack, und als Zudecke einen Blanket, der alle Morgen von meinem Blute fest angeklebt war. Unsere Kost bestand in Kaffee, ungesalzenem Fleisch und Suppe.

Am vierten Tage wurden wir auf ähnliche Weise, wie man uns hieher gebracht, in die Hauptstadt gefahren. Als wir über das Straßenpflaster rollten, stießen die Verwundeten schreckliche Flüche und Verwünschungen aus. Vor einem großen Gebäude wurden wir abgeladen und in die Zimmer getragen. Es war ein Glück, daß unser Appetit nicht groß war, denn fünf Tage lagen wir hier, ohne daß uns ein Arzt besuchte, oder ein Aufwärter warme Speise brachte. Einige Laibe Brod, die von den Aufwärtern aus dem vorigen Spitale mitgenommen worden waren, bildeten unsere ganze Nahrung.

Fünftes Kapitel.

Vier Monate in der Stadt Mexiko.



Hospitäler waren endlich zu unserer Aufnahme eingerichtet worden; mit Stroh gefüllte Krankenwagen sollten uns dahin bringen. Ich zog jedoch vor, zu Fuße zu gehen, wie sehr ich auch durch Wundfieber und Blutverlust entkräftet war. Ein Aufwärter, Namens Winter, ein halbverrückter Mensch aus Altbaiern, der seltsame Visionen hatte, den Himmel offen sah und zuweilen mit Napoleon sprach, war mein Begleiter.

Wir traten durch das gewölbte Thor eines riesigen Nonnenklosters, dessen einer Flügel als Spital diente, während der andere auch jetzt noch von Nonnen bewohnt war, welche den Zugang Tag und Nacht von zwei Mexikanern bewachen ließen. Ein sehr geräumiger Hof prangte gartenähnlich mit schattigen Orangen- und Feigenbäumen, Oliven- und Rosenbüschen und einem Springbrunnen. Ich schleppte mich eine steinerne Treppe hinauf in den zweiten Stock und gelangte in einen schönen Gang, der sich gleich einer Altane um den Hof herumzog. An mehreren Thüren und Fenstern verlassener Zellen vorübergehend, begab ich mich in einen langen, ziemlich dunkeln Saal, worin Verwundete dicht neben einander auf Strohsäcken lagen; Winter schleppte den meinigen herein, breitete ihn auf dem Boden aus und ließ mich darauf nieder.

Die Unordnung war die ersten Tage schrecklich. Zu meiner Rechten lag mein Feldwebel Robertson, der am zweiten Tage starb. Nicht weit von mir lag jener schwarzlockige Schotte, mein Mitgefangener in Tampiko; er war in der Brust verwundet und rief dem Aufwärter unaufhörlich zu, ihn aufzurichten, und wann er in die Höhe gebracht war, bat er wieder, ihn niederzulassen; am folgenden Tage starb er. Auch Cook, ein anderer Bekannter vom Arrest her, lag hier, doch nicht lebensgefährlich verwundet. Ein durch den Unterleib geschossener Pfälzer, wälzte sich jammernd vom Strohsack herunter, wofür ihn der Aufwärter rauh anfuhr, und schrie Tag und Nacht, bis ihn der Tod erlöste. Ein im Rückenmark verwundeter Unteroffizier, den seine eigenen Soldaten in der Schlacht aus Rachsucht niedergestreckt hatten, kroch tagelang im Saale umher und versuchte an den Wänden hinauf zu kriechen. Er starb endlich. Das Aechzen, Gewinsel und Geschrei war in den ersten Tagen erschütternd.

Gleich am ersten Tage brachte man einen Verwundeten herein; wir starrten uns verwundert an und brachen, trotz unserer elenden Lage, in ein unwiderstehliches Gelächter aus. Es war nämlich der Baron von Sehlen, der unglückliche Prophet, der mein Loos vorhergesagt hatte, ohne das seinige zu ahnen.

Die Nacht über brannte ein Licht im Saale; die Aufwärter wachten abwechselnd. Der Arzt erschien täglich. Die Verwaltung über die Krankenzimmer, Küche und Arzneimittel führte ein Feldwebel, der sogenannte Steward. Unter seinem Befehl standen mehrere Soldaten, die theils kochten, theils die Zimmer reinigten, den Kranken die Arzneimittel brachten, alle Morgen die Wunden mit lauwarmem Wasser auswuschen, zuweilen mit Höllenstein ausbrannten, Stückchen Leinwand, mit einem Gemisch von gelbem Wachs und Schweinefett bestrichen, drauf legten und dann mit leinenen Binden fest umwickelten. Auch ein Barbier fehlte nicht. Mexikanerinnen hielten wöchentlich große Wäsche im Hofe. Schreiner waren in Thätigkeit gesetzt, um jeden der Kranken mit einer Bettstelle zu versehen. So erhielt jeder Verwundete nach und nach ein gutes Bett mit Kopfkissen und Leinwand, die jeden Samstag nebst den Hemden gewaschen wurden. Die Kost wurde auch bald regelmäßig verabreicht, täglich drei Mal, in Kaffee, Suppe, nahrhaftem Brod, Rind-, Hammel- und Schweinefleisch. Die Kränksten erhielten sogar wöchentlich zwei Mal Geflügel oder Braten, welche Eier und Wein.

Zwölf Tage lang sah Niemand nach meinem Arme; der Verband war von Blut und Eiter hart wie Stein geworden; sobald es dunkelte, stellte sich das Wundfieber ein und quälte mich die Nacht hindurch. Vergeblich forderte ich die Wärter auf, meinen Arm zu untersuchen; der Doktor habe strenge verboten, erklärten sie, mir so frühe den Verband abzunehmen. „Help your self!" rief ich aus und riß Binden und Pflaster selbst herunter. Jetzt besichtigte der Doktor meine Wunde, ließ sie jeden Morgen frisch verbinden und den gebrochenen Knochen schindeln.

Die wenigen Soldaten meiner Compagnie, die von Blei und Krankheit verschont geblieben waren, besuchten uns häufig; so Moritz, der in der Militärbäckerei arbeitete, und uns mit Apfelkuchen, die er eigens zu diesem Zwecke gebacken hatte, aufwartete. Auch unser wackerer Hauptmann Mac Kenzie erfreute uns durch einen Besuch.

Ein anderer Besuch überraschte uns noch mehr. In Begleitung eines amerikanischen Offiziers erschienen nämlich einige mexikanische Geistliche, die von Einem zum Andern gingen und die Wunden besichtigten. Sie verriethen dabei ein solches Vergnügen wie ehemals ihre Vorfahren in Spanien bei Autodafe's und Stiergefechten.

In der Mitte des Saales hing an der Wand ein großer hölzerner Heiland, der eine Dornenkrone von Silber trug. Unter diesem Kruzifix lag ein Irländer, der in's Bein geschossen war. Mehrere Nächte hindurch bemerkte ich, daß der Arme große Anstrengungen zu machen pflegte und dann tief aufseufzte. Ich glaubte, er ränge zerknirscht und betend die Hände vor dem Messias, aber als ich einmal genauer hinsah, wurde ich gewahr, daß er an dem Christusbilde hinauf zu klettern suchte, um die silberne Dornenkrone zu stehlen, aber seines verwundeten Beins wegen immer wieder tief aufseufzend zurücksank.

Hier im Spital erfuhr ich das Schicksal des gemüthlichen, lustigen Sachsen Benedikt, jenes Bekannten von Tampiko her. Als er in Puebla lag, machten die Mexikaner häufige Versuche, unsere Soldaten zum Desertiren zu verleiten. Benedikt desertirte und erhielt Arbeit in einer Fabrik der Hauptstadt, wo er sehr gut bezahlt wurde. Als aber unsere Armee die Stadt bedrohte, ließ Santa Anna unsere Deserteurs ergreifen und zwang sie, gegen uns zu streiten. Sie wurden in die vordersten Reihen in den Verschanzungen gestellt; an Hundert von ihnen fielen in unsere Hände, auch Benedikt, dem zwei Finger abgeschossen waren. „Die Schurken sollen so lange leben!" befahl General

Scott, „bis unser Banner von den Thürmen Merikos weht, und dann sterben!" Er hielt Wort. Zur nämlichen Zeit, als das sternbesäte Banner auf dem Pallaste Santa Annas aufgezogen wurde, führte man die Deserteurs zum Tode. Ein Augenzeuge erzählte mir: Benedikt fuhr mit sechszehn anderen Verurtheilten auf einem Karren, der unter einem Galgen hielt, an welchem siebenzehn Stricke befestigt waren. Der Henker legte jedem der Verurtheilten eine Schlinge um den Hals und rief dann dem Fuhrmann zu: „Fahr fort!" Als der Karren wegrollte, suchte sich Benedikt mit den Füßen verzweiflungsvoll anzuklammern.

General Scott verfuhr überhaupt sehr streng, wie es bei einem solchen Heere Noth that. Selbst in der Hauptstadt ließ er einige Soldaten wegen Mordes aufhängen.

Eines Nachmittags fing plötzlich das ganze Spitalgebäude zu zittern an und zu wanken, daß Gläser und Flaschen umfielen, die Fensterscheiben klirrten und das Gebälke krachte, als wären wir zu Schiffe auf stürmischem Meer. Eine gräßliche Verwirrung entstand. Schäfer war der erste, der sich aus dem Bette fallen ließ, den verwundeten Fuß wie eine Fahne in die Höhe hielt und aus dem Zimmer rutschend ausrief: „Das Haus geht fort! das Haus geht fort!" — Obwohl es Einigen zweifelhaft schien, daß das Haus einen solchen Einfall bekommen habe, so wurden sie dennoch von andern verwirrten, unklaren Vorstellungen gepeinigt; alle Betten wurden mit einmal leer, Alles ging oder kroch durcheinander zum Saale hinaus und die Treppe hinunter; der Weg wurde mit Blut befleckt. Ein Soldat, dem kurz vorher das Bein war abgenommen worden, und der sich jetzt auf einmal von Allen verlassen sah, starb vor Entsetzen. Es war ein Erdbeben, das bald wieder vorüberging. Vor dem Spitale verkauften Merikaner geröstete Kartoffeln. Beim Beginn des Erdbebens warfen sich die Verkäufer auf's Antlitz und beteten. Während sie alle Heiligen anriefen, leerte die Wachtmannschaft die Schüsseln. Als das Erdbeben vorüber war, frugen die Merikaner den Corporal der Wache nach ihren Kartoffeln. „Das Erdbeben hat sie verschlungen!" antwortete dieser.

Nach zwei Monaten war ich so weit wieder hergestellt, daß ich die Schindeln ablegen konnte. Um diese Zeit erhielten wir unsern rückständigen Sold von mehreren Monaten. Nun machte ich öfters Ausflüge in die Stadt, zuweilen von Sehlen begleitet, der an Krücken ging.

Meriko, mit circa zweimalhundert zwanzig Tausend Einwohnern, ist eine der schönsten Städte, die ich je gesehen. Die Straßen sind breit und regelmäßig, die Häuser durchschnittlich hübsch, viele prachtvoll und von Marmor, aber nicht sehr hoch gebaut, vermuthlich aus Vorsicht wegen öfters wiederkehrender Erdbeben. Die Dächer der Häuser sind platt und zu Spaziergängen eingerichtet. Die meiste Kunst und Pracht ist an die zahlreichen Kirchen verschwendet. Fast eben so reich wie an Kirchen ist die Stadt an Spielhöllen, denn der Merikaner ist ein leidenschaftlicher Hazardspieler. Mehrere große, freie Plätze sind von Bäumen beschattet und durch Bildsäulen geziert. Zwei colossale, mehrere Meilen lange Wasserleitungen führen zu zwei verschiedenen Thoren Wasser ein. Die prunkvollsten Kaufläden, von welchen Viele Franzosen angehören, schmücken die äußerst belebte Hauptstraße. Hier sieht man ungeschliffene Mulatten und Mestizen, in farbige Blankets gehüllt, barfuß umherschlendern, schmächtige Kreolen, in europäischer Stutzertracht, einherstolziren, und vornehme Sennoras und Sennors, in Gesellschaft ihrer Beichtväter, welche selten fehlen, die Straßen in glänzenden Karossen durchbrausen. Vor den Kaufläden steht mit gierigen Augen der Leporetto, Art und Farbe seiner Bekleidung sind ein unauflösbares Räthsel; an den Straßenecken kauern Krüppel, die so oft sie Schritte schallen hören, den Strohhut ausstrecken und ein kurzes Gebet ableiern; nicht selten sitzt auf dem Trottoir, unbekümmert um das Treiben der Welt, eine Merikanerin, die eine Papiercigarre raucht. Soldaten und Geistliche aller Orden und Kutten, bis zum Bettelmönch, der die mit Heiligenbildern verzierte Almosenbüchse hinhält und dem armen Volke den letzten Heller abschwatzt, wogen auf und ab.

Ich zog am liebsten von einer Fonda in die andere und erquickte mich nach zwölfmonatlicher Entbehrung wieder einmal an guter Kost. Gewöhnlich kehrte ich in der Fonda Franzesa ein, wo ich die Bekanntschaft zweier deutscher Kaufleute gemacht hatte. Unter allen Speisen wissen die Merikaner fast nur gute Suppe zu bereiten. Es waren auch deutsche Bierbrauereien in Meriko, die ich fleißig besuchte, besonders die eines Hamburgers, Namens Wittmann, eines ehemaligen Chirurgs. Nicht minder fröhnte ich der Pulque, einem aus dem Saft der Cactus zur Zeit ihrer Blüthe bereiteten Getränke, welches, an Farbe der Milch und an Geschmack neuem, gährenden Weine ähnlich, in vielen Gegenden statt des seltenen Wassers getrunken, und in den Städten als Lieblingsgetränk der Merikaner, die sich darin zu berauschen pflegen, in förmlichen Pulquekneipen feilgeboten wird.

Für amerikanische Soldaten war es nicht rathsam, sich unbewaffnet oder einzeln in abgelegenen Straßen sehen zu lassen; fast täglich verübten die Merikaner Meuchelmorde. Die Volunteer-Regimenter rächten sich oft kannibalisch; so stürmten sie einst, als einer ihrer Kameraden ermordet worden war, aus ihren Quartieren, und zerfetzten ohne Unterschied alle Merikaner, die ihnen in die Hände fielen.

Noch rücksichtsloser benahmen sich die Texasrangers, die ich bei einem meiner Ausflüge ihren Einzug in die Stadt halten sah. Sie glichen einer Horde Räuber; ihre Gesichtszüge wetteiferten mit einander an Wildheit, Verwegenheit oder auch Bosheit. In ihrer Kleidung herrschte die abenteuerlichste Abwechslung. Hüte und Mützen der sonderbarsten Formen, oder auch nur Tücher, bedeckten ihre langhaarigen Köpfe. Waren sie nicht etwa gar hemdärmlig, so staken sie abwechselnd in Röcken, Fräcken, Wämmsern, Blankets, Mänteln und erbeuteten merikanischen Soldatenuniformen; ihre Bein- und Fußbekleidung bot einen eben so mannichfaltigen Anblick dar. Nicht weniger auffallend war ihre Bewaffnung. Alle trugen krumme Säbel, sechsläufige Pistolen und vortreffliche Büchsen, die von hinten geladen wurden und deren

sie sich mit der seltensten Geschicklichkeit zu bedienen wußten. Viele waren überdieß noch mit Dolchen und langen Messern bewaffnet. Wehe dem Mexikaner, der einem Texasranger nicht ehrerbietig aus dem Wege ging, oder Bezahlung verlangte, wenn er sich bei ihm zu Gaste lud. Die Texasrangers waren kaum in der Stadt, als sie schon Blut vergossen und Furcht und Schrecken unter den Einwohnern verbreiteten. Diese Reiter nahmen vollste Rache für die Greuelthaten und Verwüstungen der Mexikaner in Texas, zeichneten sich in allen Schlachten, besonders bei Monterey, durch die ungestümste Tapferkeit aus und gaben nie Pardon. Auch unter ihnen waren viele Deutsche.

Der Unsicherheit wegen durfte selbst der Verwundete, und wenn er an zwei Krücken ging, das Hospital nicht ohne Waffen verlassen. Diese Ausgänge waren aber sehr beschränkt und konnten nur mit einem Erlaubnißschein, den der Doktor ausstellte, stattfinden. Die Zeit hätte mir daher lang werden können, würde ich mir nicht selbst geholfen haben. So oft uns nämlich Soldaten besuchten, mischte ich mich, wenn sie das Spital verließen, unter sie und ging, nachdem ich die Hand meines verwundeten Arms in die Hosentasche gesteckt hatte, keck an der Wache vorüber, die mich in der Meinung, ich gehöre nicht in das Hospital, ruhig passiren ließ.

Gegen Ende des Jahres unterlag unser edelmüthiger, tapferer Offizier, Hauptmann Mac Kenzie, einer schweren Krankheit. Sein Tod wurde von den wenigen Soldaten, die noch von seiner Compagnie übrig waren, auf das tiefste beklagt und betrauert. So war die Mehrzahl der Offiziere und Soldaten, welche das Land erobert hatten, durch Wunden oder Strapatzen aufgerieben worden, und fast nur Rekruten, welche die Regimenter vollzählig machten und die keinen Schuß gethan, trugen bei ihrer Rückkehr in die vereinigten Staaten die Ehre und den Ruhm davon.

Am 13. Januar 1848 erhielt ich meinen Abschied, eine Anweisung auf lebenslängliche Pension, acht Dollars monatlich und hundert und sechzig Morgen Land. Mit dem Abschied erhielt jeder Verwundete noch ein Geschenk von zehn Dollars, einem Blanket und ein Paar Schuhen, angeblich von der Stadt Mexiko, weil ihr General Scott die im Falle des Widerstands angedrohte Plünderung erlassen hatte. —

Einige Tage vor meiner Abreise war Widmann aus dem Spital von Puebla angekommen, hatte mich nun täglich besucht und verließ mich nicht eher, bis ich den Wagen bestieg. „Lebe wohl!" sagte er, mir die Hand drückend, „ich merke, wir sehen uns nicht wieder! Ehe ein Jahr vergeht, hat mich der Teufel geholt!" Er entfernte sich und sang die Verse eines Volkslieds:

„Napoleon, der große Held,
Sprach: Wir sind verloren,
Uns're schönsten Grenadier
Sind im Schnee erfroren."

Rud. Kußmaul.

Graf Königsmark und die Prinzessin von Ahlden.



Philipp Christoph Graf Königsmark war vom Schicksale nicht bestimmt, seinen Namen durch Kriegsthaten zu verherrlichen, wie es sein Ahn, der berühmte schwedische Feldherr im 30jährigen Kriege gethan hatte, dessen Bildniß am Fuß-

gestelle des Gustav Adolphdenkmals zu Stockholm, neben Torstenson, Wrangel und Banner prangt, allein ein wehmüthiges Andenken sichert ihm sein grausames Schicksal.

Die Natur hatte diesen Sprößling einer alten Familie nicht stiefmütterlich ausgerüstet; er glich in Hinsicht der Reize seiner Gestalt und seines Geistes vollkommen seiner schönen Schwester Maria Aurora, der Geliebten des Königs von Polen, aber er besaß auch ihren leichtsinnigen Charakter.

Den ersten Jugendunterricht empfing der junge Graf in Hamburg, ritterliche Bildung am Hofe des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig, Lünburg-Zellischer Linie. Dann kam er an den kurfürstlichen Hof nach Dresden, begleitete den Kurprinzen, nachmaligen August den Starken, König von Polen, auf mehreren Reisen und theilte dessen Sinn zu ritterlichen und Liebesabenteuern. Als kursächsischer Oberst verließ der Graf Königsmark den Dresdner Hof und ging in gleicher Eigenschaft nach Hannover, an den Hof des Churfürsten Ernst August.

Der Churfürst Ernst August und der Herzog von Zelle, Georg Wilhelm, waren Brüder, sie hatten sich in die ihrem Hause gehörigen Länder getheilt; es war aber trotz der nahen Verwandtschaft beider Souverains und trotz der geringen Entfernung ihrer Residenzen eine auffallende und gegenseitige Entfremdung an die Stelle der Vertraulichkeit getreten, die zwischen den beiden Brüdern geherrscht hatte.

Die Ursache davon war, daß Georg Wilhelm auf einer Reise nach Holland sich aufs heftigste in ein Fräulein d'Olbreuse, eine geborne Französin, die der Religion wegen ihr Vaterland verlassen, verliebt hatte. Fräulein d'Olbreuse war aus einer adeligen Familie, aber ihre Abstammung war doch tief unter der des Herzogs. Seine Heirath mit ihr konnte nur als eine seiner Familie verhaßte und seinen Unterthanen unangenehme Mißheirath angesehen werden. Aber der Herzog, dem die Tugenden und Reize derselben Leidenschaft eingeflößt hatten, setzte sich über diese Rücksichten hinweg und bot ihr seine Hand an. Anfangs widerstand sie diesem Vorschlage, sie antwortete, nachdem sie ihre Schönheit durch die Pocken verloren hatte, dem Herzoge, daß, da die Reize, die ihn verführt hätten, verschwunden seien, sie sich für verpflichtet hielt, auf eine so große Ehre Verzicht zu leisten. Der Herzog blieb aber bei seinem Vorhaben, sie nahm deßhalb seine Hand an und wurde in den Rang einer deutschen Fürstin erhoben.

Eine einzige Tochter, Sophia Dorothea, war die Frucht dieser Ehe und die muthmaßliche Erbin der Stammländer ihres Vaters. Mit der jungen Erbprinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel war der junge Graf Königsmark erzogen worden; in den Kinderjahren, deren Freuden sich Sophia Dorothea so gern vergegenwärtigte, hatte sich zwischen ihr und dem Grafen ein innigeres Verhältniß entsponnen, das der Mutter kein Geheimniß blieb und von ihr nicht gemißbilligt wurde, da die künftige Stellung ihrer Tochter sehr zweifelhaft blieb, ehe sie selbst noch in den Reichsfürstenstand erhoben war. Erst hierdurch wurde ihre Anerkennung als rechtmäßige Gemahlin des Herzogs von Braunschweig eingeleitet und ihrer Tochter die Erbfolge gesichert. Wäre dieses nicht erfolgt, so hätte zwischen den Jugendgespielen keine Standesverschiedenheit obgewaltet. Als der Graf Königsmark an dem hannoverschen Hof in Dienst trat, war seine ehemalige Jugendgenossin an den Sohn des Churfürsten Ernst August, an Georg Ludwig, damals Churprinz von Hannover, später König von England, verheirathet.

Diese Heirath, durch welche die Mißstimmung zwischen beiden Fürstenhäusern vermittelt worden war, hatte die Gemahlin des Churfürsten, Sophia, Friedrichs V. von der Pfalz Tochter, zu Stande gebracht.

Ueberzeugt wie sie war, daß eine persönliche Unterredung, gegen die der von Natur gute, aber schwache Herzog, ihr Schwager, keine Vorstellungen treffen könnte, ihrer Unternehmung einen glücklichen Erfolg sichern würde, reiste sie im Geheimen und Nachts von Hannover ab und befand sich bei Tagesanbruch in Zelle. Sie fuhr geradewegs aufs Schloß, brach die Thüren des Zimmers auf, in welchem der Herzog und die Herzogin schliefen, und saß an ihren Betten fast im Augenblicke des Erwachens. Hier benutzte sie alle Vortheile der Ueberraschung des Herzogs, des Uebergewichts, das sie über seinen Kopf hatte, und der triftigen Gründe, welche sie unterstützten, so gut, daß sie das Geschäft bei der ersten Ueberredung endete.

Der Herzog hielt im Geheimen viel auf die Größe seines Hauses, er war erfreut, zur Aussöhnung mit seinen nächsten Verwandten beitragen zu können; die Verbindung seiner Tochter mit seinem Neffen setzte die Genehmigung seiner Verbindung mit Fräulein d'Olbreuse voraus und so erhielt der Erbprinz von Hannover, nachmaliger König Georg I, die Hand der Sophie Dorothea.

Das von Seiten der Politik sehr vortheilhafte Eheband machte nicht das persönliche Glück der Gatten. Durch den nunmehr erfolgenden Wechsel des Aufenthaltes gerieth die Prinzessin von Zelle in eine sehr schwierige Lage. Um sich in derselben zu erhalten, hätte sie viel Klugheit, Geschmeidigkeit und besonders viel Geduld bedurft; aber unglücklicher Weise fehlten ihr gerade diese Eigenschaften unter denen, mit welchen sie die Natur ausgestattet hatte. Froh und lebhaft von Natur, verwöhnt durch eine Erziehung, die sie von Eltern empfing, welche sie als ihre einzige Tochter anbeteten, war die Prinzessin ebenso inconsequent in ihren Handlungen als eigensinnig in ihren Meinungen. Eine übertriebene Reizbarkeit vereinigte sich bei ihr mit einem unwiderstehlichen Hange zum Spotte und dieser Charakter, der eben so leicht Angriffe voraussetzte, als gern veranlaßte, fand an dem Orte, wo sie sich entwickeln sollte, nur allzuviel Uebung.

Der Hof zu Celle machte, so zu sagen, eine französische Colonie aus; es ist eine bekannte Anekdote, daß einst, da an der Tafel des Herzogs lauter Franzosen saßen, einer derselben zu ihm sagte: „Monseigneur, Sie sind der einzige Fremde unter uns."

Die Flüchtlinge, die schaarenweise herbeigekommen waren, an dem glücklichen Schicksale ihrer Landsmännin Theil zu nehmen, hatten an dem Hofe derselben, neben der Leichtigkeit der französischen Sitten, auch jene muthwillige Lustigkeit eingeführt,

die auf dem südlichen Boden Frankreichs, von wo die mehrsten herstammten, so vorzüglich gedeiht.

Diese muthwillige Lustigkeit hat sich seitdem in den höheren Ständen fast überall verloren; zunehmender Luxus mit Vermehrung der Bedürfnisse, strengere Festsetzung der Regeln des Wohlstandes, welche die Erschlaffung der Sitten nothwendig machte, die Fortschritte der Aufklärung, welche die Einbildungskraft abstumpfte, aber die Vernunft mehr bildete und der skeptische Geist, der sogar die Ideen erschütterte, die am geschicktesten dazu waren, die Heiterkeit der Seele zu erhalten, alle diese Umstände haben dazu beigetragen, diese Veränderungen hervorzubringen. Nicht sowohl die Ansprüche des Adels, als die eines Franzosen und liebenswürdigen Mannes, gaben Zutritt bei Hofe und bahnten dort den Weg zu den ersten Posten.

Welcher Contrast zwischen dem Tone dieser Gesellschaft und dem Tone, den die Prinzessin an ihrem neuen Aufenthaltsorte finden sollte!

Herzog und Churfürst Ernst August war zwar ein prachtliebender Herr, aber an seinem Hofe herrschte die frostigste Etikette, die noch durch den Eigendünkel, welcher bei der Aussicht auf die englische Krone wuchs, verstärkt wurde. Von schwachem, argwöhnischen und heftigen Charakter, gab der Churfürst gern denen nach, die ihn durch ihren Verstand oder ihre Reize zu lenken im Stande waren. Anfänglich beherrschte ihn seine Gemahlin Sophie gänzlich, welche zur Mutter jene Tochter Jacobs I. von England hatte, deren Ehrgeiz das Unglück ihres Gemahls verursachte. Friedrich, Churfürst von der Pfalz, hatte auf ihr dringendes Bitten die böhmische Krone angenommen, die er nach der unglücklichen Schlacht bei Prag im Beginne des 30jährigen Krieges wieder aufgeben mußte und deren Verlust seine Aechtung nach sich zog. Ihre Tochter Sophie fand in dem Unglücke selbst, in welchem sie geboren ward, eine treffliche Schule für ihre Sitten und ihr Studium. Indeß man darf vermuthen, daß sie den Ehrgeiz ihrer Mutter geerbt hatte; ihrem Antrieb und ihren weisen Vorschlägen verdankt das Haus Hannover die Churwürde und die Zusicherung der Erbfolge in England. Für ihren Ruhm war es entscheidend, daß sie mit dem größten Geiste seines Zeitalters, mit Leibnitz, in genauer Verbindung stand und von ihm Unterricht, Rath und vielseitige Anregung erhielt. Sie übte unter diesen Umständen den größten Einfluß auf alle Haus- und Staatsangelegenheiten des Hauses Hannover aus. Sie hatte sich wegen ihres ehrgeizigen Charakters auch nur höchst ungern und nur im Hinblick auf die bedeutenden Vortheile entschlossen, für ihren Sohn eine Verbindung zu suchen, welche damals als Mißheirath angesehen werden mußte. Wenn auch diese nicht gewöhnliche Frau die Vorurtheile ihres Standes besiegt hätte, so hatte sie doch zu wenig Aehnlichkeit mit der Prinzessin von Celle in Hinsicht auf Alter, Geschmack und Charakter, als daß eine Annäherung zwischen ihnen leicht gewesen wäre. Die Churfürstin zeigte immer nur jenes frostige Benehmen gegen ihre Schwiegertochter, das die Klugheit ihr zur Pflicht machte und das die Prinzessin als Zeichen einer schlecht verhehlten Verachtung gegen ihre Geburt aufnahm.

Die andere Dame, die den Churfürsten noch unumschränkter beherrschte, war die Gräfin von Platen; das Unglück wollte, daß er in ihr einem verworfenen Weibe seine Gunst schenkte.

Die allgemeine Ueberlieferung nennt sie stolz, herrschsüchtig, rachsüchtig, verschwenderisch und ungetreu; sie soll nicht gegen jenen allgemeinen Ruf vertheidigt werden, dem sie nicht entgangen ist, aber es ist wahrscheinlich, daß ein hämischer Stolz, eine gemeine Sinnesart und eine zügellose Rachsucht, Fehler, gegen die sie sich nicht in Schutz nehmen läßt, die Erbitterung ihrer Feinde vermehrten und das Verzeichniß ihrer Fehler vergrößerten. Die Prinzessin fand den Stolz dieser Geliebten des Churfürsten, die es oft an Ehrfurcht gegen sie mangeln ließ, unerträglich und überdieß konnte sie nicht ohne Eifersucht auf eine Person blicken, deren Schönheit man rühmte und die, über den Schatz des Churfürsten verfügend, es wagte, sich ihr an Pracht gleichzustellen. Die Prinzessin rächte sich durch Spöttereien, und da diese der Gräfin sehr bald hinterbracht wurden, so wurden sie unversöhnliche Feinde.

Der Gemahl der Prinzessin von Celle, Prinz Georg, war nicht ohne gute Eigenschaften; er war vorzüglich weder hart, noch auch zum Hasse geneigt, allein er war von Natur frostig und indolent. Verschiedene Parteiungen am Hofe nöthigten ihn, sich auf den Einfluß der Gräfin von Platen zu stützen und, sei es aus Politik, sei es aus Abneigung, er behandelte seine Gemahlin vom Augenblicke der Vermählung an mit Sorglosigkeit.

Alle diese Umstände trugen dazu bei, der jungen Prinzessin den Aufenthalt in Hannover sehr unangenehm zu machen. Sie suchte sich dafür durch häufige Besuche bei ihren Eltern in Celle zu entschädigen; aber die vorübergehenden Tröstungen, welche sie dort fand, machten ihr doppelt das Verdrießliche ihres gewöhnlichen Aufenthaltes fühlbar.

Die unglückliche Fürstentochter mochte es tief fühlen, daß sie ein Opfer höfischer Convenienz sei, sie sah sich von allen Seiten feindselig berührt und versank in Verstimmung, welche bei den Vorwürfen, die sie ihrem Gatten oft machte, und bei den harten Erwiderungen, die solche fanden, sich immer mehr zum Trübsinn hinneigte. Der jugendliche Frohsinn, welcher sie im elterlichen Hause zum Gegenstande allgemeiner Vorliebe gemacht hatte, verschwand.

Zu ihrem Ruhme darf nicht unerwähnt bleiben, daß sie an einem Hofe, wo Liebesabenteuer und Verläumdung freies Spiel trieben, ungeachtet der mehrjährigen gespannten Verhältnisse zum Gemahle, auf ihre Frauenehre keinen Verdacht kommen ließ.

In dieser Stimmung sah sie einen Freund ihrer Jugend wieder; die vielen Bande, welche sie an den Grafen Königsmark aus der Jugendzeit knüpften, vermehrt noch durch den verlassenen Zustand der Prinzessin in Hannover und durch das Bedürfniß, einen Freund zu haben, der ihr ganzes Vertrauen verdiente, sind hinreichend, die große Vertraulichkeit zu erklären, die bald zwischen ihr und dem Grafen Königsmark entstand. Wir sind nicht berechtigt, eine strafbare Leidenschaft vorauszusetzen, wenn auch schon ihr Gemahl, nach den

damaligen üblichen Sitten der Fürstenhöfe, seine Gunst damals gänzlich einer Verwandten der Gräfin von Platen zugewendet hatte.

Bisher hatte Eitelkeit allein zwischen der Prinzessin und der Gräfin von Platen eine bittere Feindschaft hervorgerufen, aber bald gaben andere Leidenschaften, Liebe und Eifersucht, die in dem Herzen der Gräfin entflammten, ihrem gegenseitigen Hasse einen neuen Zuwachs. Die Gräfin von Platen verliebte sich heftig in den Grafen von Königsmark und von Eifersucht gegen die Prinzessin entbrennend, schilderte sie dem Churprinzen den unschuldigen Umgang seiner Gemahlin mit Königsmark in den dunkelsten Farben. Seit dieser Leidenschaft der Gräfin für Königsmark vermehrten sich die Klatschereien am Hofe, die Prinzessin fand sich tief in dieselben verwickelt und ihr Gemahl entfernte sich immer mehr von ihr; fester schloß sich der Prinz Georg an seine Maitresse an und die Dienste, welche ihm dafür die Gräfin Platen, deren Verwandte, beim Churfürsten, seinem Vater leistete, verstärkten diese Bande. Die Gräfin Platen bediente sich des Einflusses, den ihre Verwandte über den Churprinzen besaß, dazu, den Haß gegen seine Gemahlin zu unterhalten und dieser Demüthigungen zuzuziehen, die eine junge Dame von dem Charakter der Prinzessin weniger als jede andere Beleidigung verzeiht. Einst bot ein fremder Juwelier, der durch Hannover ging, der Prinzessin ein prächtiges, diamantenes Halsband zum Kauf an; sie bat darum bei ihrem Gemahl, hatte aber den doppelten Verdruß, eine abschlägige Antwort zu erhalten und an demselben Abende noch ihre Nebenbuhlerin mit dem Gegenstande ihres Wunsches geschmückt zu sehen. Vor Verdruß außer sich, machte sie dem Prinzen die heftigsten Vorwürfe, welche diesen in so große Wuth setzten, daß er sich zu Gewaltthätigkeiten gegen seine Gemahlin hinreißen ließ.

Dieß war das traurige Schicksal einer jungen, liebenswürdigen, verzogenen, an die feinen Sitten der Franzosen gewöhnten Prinzessin, welche sich ihren Nebenbuhlerinnen aufgeopfert und der herabwürdigendsten Behandlung ausgesetzt sah; man darf sich deßhalb nicht wundern, daß sie die bisherige Zärtlichkeit gegen ihren Gemahl und den bisherigen Kummer über seine Kälte vergaß und von nun an nur auf die Empfindungen ihres Unwillens und Hasses hörte.

Wer konnte es ihr verargen, daß sie dem Grafen von Königsmark ihr Herz frei ausschüttete, mit ihm von ihrem Unglück sprach und von ihm Rath und Trost zu erhalten strebte?

Stolz auf ihre Unschuld, aufgebracht über die Mißhandlungen, die sie erlitten hatte, glaubte die unglückliche Dame, ihren Feinden trotzen und ihnen ebenso ihre Verachtung und die Kraft ihres Charakters dadurch zeigen zu dürfen, daß sie sich über die Convenienzen hinwegsetzte, welche die öffentliche Meinung beherrschten.

Sie überließ sich zu unbehutsam der Freude, die ihr das Erscheinen Königsmarks am Hofe bereitete, sie lehnte sich auf ihn, wie auf eine Stütze, und in ihren öfteren geheimen Zusammenkünften faßte die Prinzessin den unglücklichen Entschluß, mit dem Grafen von Königsmark vom Hofe zu fliehen, um in ein Kloster zu gehen. Der Eintritt in ein Kloster schützte ihre Flucht gegen Verläumdungen und war ziemlich nach der Neigung der Prinzessin, deren nachheriges Leben ihren Geschmack an Zurückgezogenheit hinlänglich bewies.

Die Flucht ward gemeinschaftlich mit dem Grafen von Königsmark und dem Fräulein von Wolf entworfen und der erstere erhielt den Auftrag, die nöthigen Anstalten zu treffen. Die Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung in den Weg legten, nöthigten die dabei Betheiligten, mehrere Zusammenkünfte zu halten, welche nur zur Nachtzeit statt finden konnten, wenn Alles schlief.

Die Prinzessin suchte die zur Reise nach Frankreich nöthigen Gelder zusammen zu bringen, auch der Graf bemühte sich darum anfänglich in Hamburg, sodann aber am Hofe zu Dresden, wo seine Schwester die höchste Gunst genoß. Der König von Polen ließ hier den Bruder seiner Maitresse an den Belustigungen des Hofes Theil nehmen. Gegen das Ende eines Schmauses, da alle Gäste schon vom Weine benebelt waren, schlug der König vor, daß jeder seine Abenteuer erzählen solle. Königsmark beging die Unvorsichtigkeit, von der Verliebtheit der Gräfin Platen in ihn zu sprechen, er machte sich lustig über sie und zog über ihre Verfolgung der Prinzessin los. Im Unwillen darüber rühmte er sich unbedachter Weise, daß er dieses unschuldige Opfer bald aus den Händen seiner Feinde retten würde und von einer Unbedachtsamkeit zur andern fortgerissen, entdeckte er endlich der Gesellschaft den Entwurf zur Flucht, mit welchem er sich beschäftigte. Am andern Morgen mochte er seinen Vorwitz bedauern, allein schon war es zu spät. Ein Edelmann aus dem Hannöverschen, der bei seinem Hofe in Ungnade gefallen war und die Erzählung Königsmarks mit angehört hatte, benutzte diese Gelegenheit, um wieder in Gnade zu kommen und schrieb Alles haarklein an die Gräfin von Platen.

Schwer läßt sich der Zorn der Gräfin beim Empfange solcher Nachrichten schildern und der Churfürst selbst nahm innigen Antheil an der Sache, da er sich selbst mit beschimpft glaubte. Königsmark kam indessen ruhig nach Hannover zurück, da sein leichtsinniger Charakter sich bereits über die möglichen Folgen seiner Unvorsichtigkeit beruhigt hatte. Der kalte Empfang von Seiten des Churfürsten erregte ihm aber bald neue Befürchtungen und machten ihm die Nothwendigkeit fühlbar, die Ausführung der Flucht nicht länger zu verschieben. Man war fertig und es fehlten nur noch die näheren Bestimmungen der Prinzessin über Tag und Stunde der Abreise.

Königsmark begegnete der Prinzessin bei der Churfürstin, und erstere war nicht im Stande, ihre innere Bewegung beim Zusammentreffen mit dem Grafen so zu mäßigen, daß man nicht Verdacht hätte schöpfen sollen. Sie trug dem Fräulein von Wolf im Geheimen auf, ihren Freund zu benachrichtigen, daß er sich um Mitternacht in ihr Zimmer begeben solle. Alle diese Bewegungen und Heimlichkeiten hatte des Prinzen Georg Maitresse, welche sich bei der Churfürstin befand, bemerkt und der Gräfin Platen hinterbracht. Man argwöhnte, daß die Rede davon wäre, jene nächtlichen Zusammenkünfte zwischen dem Grafen und der Prinzessin zu erneuern, deren wahren Beweggrund man nun kannte. Der

Prinz Georg war abwesend; man glaubte aber seine Rückkehr nicht dazu erwarten zu dürfen, um einen dem ganzen churfürstlichen Hause angethanen Schimpf zu rächen.

Der Graf begab sich zur verabredeten Stunde zur Prinzessin, um das Schloß nicht wieder zu verlassen. Lange Zeit waren die Spuren des Grafen von hier an mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt, man kam erst später ins Reine über sein Schicksal, obwohl man von dem Tage seines Verschwindens an vielfache Muthmaßungen und Ahnungen über ihn aussprach.

Dem Gerüchte nach fühlte die Prinzessin Reue bei der Annäherung des entscheidenden Augenblickes und widerstand dem dringenden Zureden des Grafen, am andern Morgen abzureisen. Er verließ sie daher, wie es scheint, ohne die letzten Befehle von ihr empfangen zu haben. Indem er durch einen langen, dunkeln, gekrümmten Corridor ging, wurde Königsmark von vier verlarvten Männern überfallen. Es waren vier auserlesene Leute aus der churfürstlichen Garde; ein fünfter, nach einiger Behauptung der Churfürst selbst, commandirte den Angriff. Königsmark zog den Degen und würde sein Leben theuer verkauft haben, wenn nicht Hellebardenstöße aus der Ferne ihn fast eben so schnell, als er angegriffen wurde, zu Boden gestreckt hätten. Die letzten Worte des Grafen betrafen die Unschuld der Prinzessin. Der verstümmelte Leichnam des Unglücklichen ward am folgenden Morgen in der Nähe des Ortes, wo er fiel, eingemauert.

Die Prinzessin von Celle ward ihrem Vater wieder zurückgeschickt und wurde von diesem auf das Schloß Ahlden gefangen gesetzt.

Man erzählt, daß Prinz Georg mehrmal daran dachte, sich wieder mit ihr zu vereinigen; er soll sogar verkleidet in das Schloß Ahlden gekommen, sich vor der Prinzessin auf die Kniee geworfen und sie dringend beschworen haben, zurückzukehren. Die Prinzessin soll ihm aber folgende Antwort gegeben haben: „Nach dem, was zwischen Ihnen und mir vorgegangen ist, kann keine Wiedervereinigung statt finden; bin ich strafbar, so bin ich unwürdig, Ihre Gemahlin zu sein; bin ich unschuldig, so sind Sie meiner nicht würdig;“ eine Antwort, die eben so viel Festigkeit des Charakters, als Adel der Gesinnung beweist.

Die Prinzessin verlebte ihre Tage auf dem Schlosse Ahlden, weßhalb sie auch die Prinzessin von Ahlden genannt wird. Sie erhielt die Erlaubniß, eine Stunde weit in der Umgegend des Schlosses zu fahren; ihre Beschäftigungen bestanden in einer ausgebreiteten Correspondenz, besonders aber in mildthätigen Handlungen in der Umgegend ihrer Wohnung. Ihre Schönheit behielt sie bis in ein sehr hohes Alter.

Die Todtenversöhnung.

Es war an einem schwülen Sommertage um die Mittagszeit, als der Herzog Christian von Sachsen-Eisenberg auf einem Ruhebett im Schlosse zu Eisenberg verschiedenen Betrachtungen nachhing. Er hätte sich gerne dem Schlafe überlassen, allein die herrschende Schwüle mochte ihm denselben nicht willkommen heißen. Kein Zwitschern irgend eines Vogels, kein Tritt im Burghofe oder auf den Gängen war hörbar, allenthalben Grabesruhe, die ganze Natur schien ausgestorben zu sein. Da klopfte es an der Thüre. Befremdet, wie Jemand zu so ungewöhnlicher Zeit und unangemeldet durch die wachehabenden Posten eintreten könne, rief er „herein“. — Da trat eine Frauengestalt in altväterischer Tracht in's Gemach und von einem Schauer befallen, erhob sich der Herzog, indem er die Dame fragte, wer sie sei und was sie denn begehre? — — — „Entsetze dich nicht,“ gab sie zur Antwort, „ich bin kein böser Geist und nichts soll dir widerfahren. Ich bin eine deiner Vorfahren — Anna — des Churfürsten von Sachsen Tochter, mein Gemahl war Herzog Kasimir von Sachsen-Koburg. Schon über hundert Jahre sind wir todt. Ich nahe dir mit der Bitte, mich mit meinem Gemahl, mit dem ich unversöhnt gestorben, um der Ruhe unserer Seelen wegen zu versöhnen. Als Werkzeug Gottes bist du dazu erwählt, unsere Vereinigung zu bewirken.“ — Erschüttert von diesem Begehren, entgegnete der Herzog, daß er diesem Wunsche nicht Genüge leisten könne. — „So sei dir noch eine Bedenkzeit verstattet. Nach Verlauf von acht Tagen werde ich um dieselbe Stunde wiederkehren, ob du dann vielleicht meinem Flehen Gehör leisten wirst.“ — Hierauf verschwand die Erscheinung. — Der befangene Herzog berief alsbald seine geistlichen Freunde zu sich, erzählte ihnen das Ereigniß, und in Erwägung seiner Frömmigkeit, so wie, daß das Gesicht bei Tage erfolgt, auch in dem Ansuchen des Geistes nichts enthalten sei gegen Gottes Willen, ertheilten sie ihm den Rath, demselben sein Begehren zu erfüllen. Also geschah, daß der Herzog von Eisenberg zu derselben Stunde wie vor acht Tagen das Anklopfen vor seiner Kabinetsthüre vernahm und den Geist hereinschreiten sah, der ihn fragte, ob er nun entschlossen wäre, das Verlangte zu gewähren? — Der Herzog sprach: „Wofern dein Begehren nichts gegen Gottes Wort enthält, will ich es erfüllen.“

„„Ich handele nicht gegen Gott! Mein Gemahl hatte mich bei meinem Leben wegen Untreue im Verdacht, und obschon ich ihn von meiner Unschuld überführte, nährte er dennoch einen heftigen Haß gegen mich und ging so weit, daß er mir endlich auf meinem Todtenbette zu unserer Aussöhnung seine Gegenwart versagte. Ich starb, ohne sie erlangt zu haben, ruhe friedlich, jedoch ohne das reine Anschauen Gottes, und bald nachher folgte er mir in den Tod, doch mit dem tiefsten Gefühl der Reue gegen seine Unversöhnlichkeit. Die wahre Ruhe des Grabes fehlt ihm. Nun ist endlich der Augenblick gekommen, der uns Beiden wieder Frieden geben soll, und du bist dazu bestimmt, uns zu versöhnen.““

„Sage mir denn,“ entgegnete der Herzog, „was ich zu thun habe, um dir zur ewigen Ruhe zu verhelfen!“ —

„„Halte dich in kommender Nacht bereit, ich werde mit meinem Gemahl vor dir erscheinen, dann magst du dein Urtheil fällen und mit Gott unsere Hände in einander legen zum Zeichen der endlichen Versöhnung.““

Nachdem der Geist das Gemach verlassen hatte, ertheilte der Herzog der Wache den strengsten Befehl, Niemanden

herein zu lassen und genau auf Alles, was im Schlosse sich begeben möge, Acht zu haben. Er befahl darauf, mehrere Lichter auf den Tisch zu stellen und die heilige Schrift auf denselben legen zu lassen und bereitete sich auf den Besuch vor. Als es Elf schlug, öffnete sich die Thüre und die Fürstin trat herein. In fürstlicher Tracht, blaß und todtengleich folgte ihr Gemahl. Dieser gab jetzt dem Herzog einen Bericht von dem Zwiste, welcher zwischen ihm und seiner Gemahlin statt gehabt, nach dessen Beendigung der Herzog, der mit gespannter Aufmerksamkeit ihn vernommen hatte, den Ausspruch that, daß das Vergehen sich auf Seiten des Fürsten befinde, welches dieser auch als gerechten Spruch erkannte. — Jetzt nahm der Herzog die kalte Hand des Fürsten, legte sie in die der Fürstin Anna, sprach den Segen des Herrn über Beide, und aus ihrem Munde erfolgte ein einstimmiges Amen! Als der Herzog hierauf den Gesang: „Herr Gott, dich loben wir!“ anzuheben begann, hat es ihm geschienen, als wenn Beide mitgesungen hätten. Nach Beendigung desselben richtete die Fürstin sich an den Herzog mit den Worten: „Den Lohn wirst du vom Himmel empfangen und bald bei uns sein!“ — Beide sind hierauf verschwunden. Niemand hat die Todten gesehen und die Wache nur die Stimme des Herzogs gehört. Einige Jahre später, zu Anfang des Jahres 1707, ist Herzog Christian von Eisenberg gestorben, welcher diese Begebenheit selbst aufgeschrieben, die sich dermalen in der fürstlichen Bibliothek zu Rudolstadt befindet.

Aus dem dreißigjährigen Kriege.

I.

Feldkaplan und Lieutenant.



Der Kampf hatte sich im Jahre 1626 mehr nach dem Norden Deutschlands gezogen. Der Dänenkönig Christian IV. stand mit einem bedeutenden Heere, das aus Dänen und Deutschen zusammengesetzt war, den Liguisten gegenüber. Tilly, der Anführer der letzteren, hielt sein Heer noch zu schwach, um einen entscheidenden Schlag gegen die Feinde ausführen zu können. Hätten sich Tilly und Wallenstein vereinigt, so möchte leicht weit früher der Stand der Angelegenheiten ein ganz anderes Aussehen gewonnen haben, allein der gegenseitige Neid und Eifersucht hinderte die Vereinigung dieser Generale und ihrer Truppen.

Tilly ging jetzt nach den Braunschweigischen Landen, um von dort aus seinen Operationsplan besser fortzusetzen. Dort aber überfiel den „Eisenmann,“ wie ihn so viele

seiner Zeitgenossen nannten, eine bedenkliche Krankheit, und der Kummer, nicht die hinreichende Heeresmacht zu besitzen, um dem Dänenkönig energisch entgegentreten zu können, vermehrte nur noch sein Uebel. Endlich jedoch siegte Tilly's kräftige Natur und er wandte jetzt die Zeit seiner Wiedergenesung eifrig an, um Boten an alle befreundete Fürsten zu senden und um Verstärkung seines Heeres zu bitten. Sein Bemühen war auch nicht vergeblich, denn bald drängten sich eine Menge neuer Streiter nach den Kriegsschreibestuben, wo man die Anmeldungen für den Felddienst annahm. Den Neuangeworbenen wurde dann ein Stück Handgeld, wohl auch zuweilen ein Monatssold im Voraus bezahlt und truppenweise gingen Jene nach den Hauptlagerplätzen der verschiedenen Armeen ab.

Der Name Tilly hatte damals Alles entflammt. Seinem eigenen Befehle wollte jeder der neuen Krieger untergeordnet sein, denn Alle hofften unter diesem Lieblinge der Siegesgöttin den besten Erfolg für einen starken Arm und für ein sicheres Auge, das die Muskete wohl auf den Feind zu richten verstand. Es waren jedoch nicht blos gewöhnliche Kriegsknechte, die sich zu Tilly's Fahne drängten, auch Offiziere schätzten sich hoch geehrt, seinen Truppen eingereiht werden zu können.

In München war ein Hauptsammelplatz der jetzt nach Norden ziehenden Truppen. Hier wurden die Unkundigen rasch im Gebrauche der Waffen eingeübt und vorläufig dann schon einem Jeden der Platz zugetheilt, den er später bei dem Hauptheere einzunehmen hatte. In wenigen Tagen sollte wieder ein starker Zug aufbrechen, um nach Tilly's Lager zu ziehen, als sich noch unverhofft zwei Männer anmeldeten, die ebenfalls unter jenem Feldherrn zu dienen verlangten, wenn auch auf ganz verschiedene Art und Weise.

Der eine dieser Männer mochte wohl sechs und zwanzig Jahre zählen, allein eine breite und tiefe Narbe, die von der Stirn über die Wange hernieder ging, gab ihm ein älteres Aussehen.

Eine Narbe im Angesicht
Verläugnet einen Helden nicht —

pflegten die Alten zu sagen und bei Jenem traf auch das Sprüchlein gar wohl zu, denn Steinhofen, so hieß der Kriegsmann, hatte im baierischen Heere in der Schlacht am weißen Berge schon seine Sporen verdient und sich gar herrlich gehalten. Er war der Ersten Einer von den Andringenden gewesen, als dort der Sieg entschieden wurde, aber ein Säbelhieb, dessen Merkzeichen seinem Gesicht auf Lebenszeit eingeprägt war, hatte ihn mitten in seiner Siegesbahn vom Pferde gerissen. Besinnungslos sank er hin und über ihn hinweg stürmten Freunde und Feinde, den Hilflosen ohne Schonung zertretend. Als man am Siegesabende die Verwundeten aufsuchte und die Todten in große Gruben warf und verscharrte, da wollten ihn schon die Karrenführer unter die Klasse der letzteren rechnen. Glücklicher Weise entdeckte jedoch ein gewissenhafter Feldarzt noch ein Lebensfünkchen in dem jämmerlich gemißhandelten Körper Steinhofens und ließ denselben in das Lazareth tragen. Dort wurde dem Armen jede Hülfe zu Theil, welche die mangelhafte Heilkunst jener Zeit zu bieten vermochte.

Nach Verlauf eines schmerzensvollen Jahres war Steinhofen mindestens so weit hergestellt, daß er sich an zwei Krückenstöcken mühsam fortschleppen konnte. Ein Oheim Steinhofens, der in Piemont ein schönes Landgut besaß und selbst ein geschickter Arzt war, drang in den Armen, daß derselbe die noch langwierige, völlige Heilung seiner Kunst und den schönen, stillen Bergen des Südens anvertrauen möge. Steinhofen folgte der Einladung, obgleich er mit seinem Feuermuthe lieber sich schon jetzt wieder in das Schlachtgetümmel stürzen mochte und hätte er gleichwohl auch nur mit den Krücken zuschlagen können. Es gehörten noch mehrere lange, träge Jahre dazu, um den feurigen Jüngling gänzlich herzustellen. Immer verdarb er durch die Ausbrüche seines Unmuthes, wenn neue traurige Kriegsmähr aus Deutschland hinab in sein stilles Thal drang, die Bemühungen seines besorgten Oheims. Lief aber freudige Kunde ein, so hatte er wohl auch schon oft die Verbände von den noch nicht geheilten Wunden gerissen und dem Alten zugerufen: „Schau her, guter Graukopf, was nicht mehr blutet, ist auch keine Wunde mehr. Mein Schwert wird rostig; laß mich ziehen, Alter!"

Allein all sein Bitten und Drohen half ihm nichts. Ein Arzt läßt sich da keine Vorschriften machen, wo er selbst welche zu geben hat. Oft wurde der Oheim recht ernstlich bös, bis dann Steinhofen wieder ruhig und ergeben ward.

Endlich, endlich ertönte die Freudenbotschaft: „Du bist geheilt. Ziehe hin, wohin Dein Herz Dich treibt."

Entzückt fiel Steinhofen dem Alten um den Hals und herzte und drückte den Oheim so sehr, daß Jener glaubte, ein Opfer solcher Freudenbezeugungen werden zu müssen. Dann aber eilte der junge Krieger hinauf, wo er wußte, daß seine alten Freunde, Schwert und Harnisch lagen. Noch war keines von Beiden ihm zu schwer geworden und er jauchzte hoch auf, als er die geliebte Eisenbürde wieder an sich drücken konnte. Das Schwert aber schwang er durch die Lüfte, daß der blanke Stahl tausend Blitze dem Sonnenschein entgegensandte.

Da war nun auch kein Halten mehr. Alle Bitten des guten Oheims, seinen Pflegling noch für einige Wochen zum Bleiben in dem schönen Piemont zu bewegen, waren umsonst. Am zweiten Tage hatte Steinhofen noch vor der Sonne seinen Weg angetreten. Von der letzten Höhe, welche ihm noch einmal seines Oheims Besitzung schauen ließ, sandte er noch ein kräftiges: „Behüt Euch Gott und tausend Dank!" hinüber, schwenkte hoch sein Barett und warf dann sein Roß herum, thalwärts sprengend. Er machte lange Tagreisen und kurzes Nachtlager und so kam es, daß er binnen kurzer Frist vor den Herrn Kriegsräthen in München stand.

Die „Steinhofen" waren ein altes, weit verzweigtes Geschlecht und gar wohl bekannt. Der junge Träger dieses Namens hätte jedoch kaum der Nennung desselben oder eines Fürsprechers bedurft. Sein blitzendes Auge und das breite Ehrenzeichen, die Narbe im Gesicht, machten schon auf das Kriegstribunal den günstigsten Eindruck. Als er jedoch

seinen Namen nannte, da erinnerten sich Alle bald seiner gerühmten Tapferkeit in der Schlacht bei Prag und mit Freuden wurde die Kunde aufgenommen, daß der junge Krieger wieder in die Reihen der Streiter treten wollte. Man sagte ihm auch alsbald willig eine Lieutenantsstelle in einem Reiterregimente zu und er ward für den andern Morgen wieder vor die Herren beschieden, wo man ihm sein Patent und ein Empfehlungsschreiben an Tilly einhändigen würde. Steinhofen war entzückt, seine Wünsche erfüllt, ja übertroffen zu sehen und konnte den nächsten Morgen kaum erwarten.

Wenige Stunden nach Steinhofen meldete sich ein Anderer beim Kriegsrath, der gleichfalls um eine Anstellung in dem Heere bat, aber um die friedlichste in demselben, um eine Feldkaplanstelle.

Der Bewerber war ein schlichter Mann, der wohl dreißig Jahre zählen konnte und dessen stille Züge leicht einen demüthigen, bescheidenen Menschen erkennen ließen. Wartenberg, so nannte sich jener Mann, hatte gar schöne Zeugnisse von den Professoren und Geistlichen der Universität Ingolstadt aufzuweisen. Aber eins hatte ihm bisher immer gefehlt, ohne das oft die schönsten Kenntnisse nicht zur Geltung gelangen können, und dieses Eine war — ein rechter Protektor. Unendlich oft hatte Wartenberg schon um eine Kirchenstelle angehalten, doch immer waren ihm Andere zuvorgekommen, die oft weit weniger Gelehrsamkeit, allein viel mehr Empfehlungen besaßen, als er. Ihn hatte man aber immer mit Hoffnung auf die nächste Stelle entlassen, wo man ihm jedoch stets wieder Andere vorzog.

So hatte er schon lange Jahre in einer kleinen Dorfkirche einem alten mürrischen Pater als Substitut beigestanden, wo er kümmerlich genug sein Dasein fristen mußte. Nun war der Alte gestorben und Wartenberg glaubte jetzt die meisten und gerechtesten Ansprüche auf die kleine Pfründe zu haben, allein der Vetter eines Rathsherrn zu Ulm, der obendrein noch weidlich als ein Schwachkopf bekannt war, erhielt die Stelle, weil — sein Vetter ein Rathsherr war.

Wartenberg war dadurch freilich an seinem bisherigen Wohnorte unnöthig geworden. Mit thränendem Auge verließ er das Dörfchen und wanderte noch einmal nach Ingolstadt, um sich dort bei seinen wenigen, und leider machtlosen Freunden Raths zu erholen. Hier wurde ihm nun der Bescheid, sich nach München zu wenden und sich um eine Feldkaplanstelle im baierischen Heere zu bewerben. So sehr sich auch Wartenbergs friedliches Gemüth gegen die Schrecken des Krieges sträubte, so sah er in dem Gelingen dieses Vorschlages doch zum wenigsten eine sichere Existenz. Er entschloß sich also, mit seinen Zeugnissen nach München zu pilgern und hoffte diesmal um so mehr auf einen glücklichen Ausgang, weil jetzt auch einer seiner Fürsprecher einen entferntverwandten Vetter im Kriegsrath hatte.

Zu den Kaplanstellen, deren wirklich einige in der Armee zu besetzen waren, hatten sich nicht eben besonders viele Bewerber gemeldet. Jeder zog vor, daheim in gemächlicher Ruhe für das Seelenwohl seiner Gemeindeglieder zu sorgen, als sich im unbequemen Amte des Feldkaplans noch den Gefahren des Krieges auszusetzen. Dieser Mangel an Bewerbern war natürlicher Weise für Wartenberg nur um so günstiger. Es ward ihm die verlangte Stellung zugesagt und er wurde alsdann ebenfalls für den nächsten Morgen wieder bestellt, wo man ihm seine Ausfertigungsdokumente einhändigen wollte.

Der nächste Morgen erschien und pünktlich stellten sich zu den festgesetzten Stunden die beiden Neugeworbenen vor dem Kriegsrathe ein. Die Nacht, welche Beide verlebt hatten, war jedoch verschieden genug. Steinhofen hatte nur von Siegen, Schlachtgetümmel, neuen Wunden und neuen Ehren geträumt. Wartenberg dagegen hatte des Schlummers nur wenig genossen. Er gedachte seines stillen, friedlichen Dörfchens, dessen gemüthliche Bewohner ihn von Herzen lieb gewonnen hatten, denn er war ihnen immer ein treuer Freund und allzeit williger Rathgeber gewesen. Wie oft war er mit ihnen hinausgewandelt in die Felder, wenn sie die reifen Aehren mit der Sichel schnitten und in Garben banden. Wie gerne hatte da Jeder ihm, den man so gut und so arm wußte, das beste Stück Brod und einen frischen Trunk aus dem Kruge mitgetheilt. Wollte er doch auch jetzt wieder hinaus auf ein Feld, das erntereif war und wo die Sichel mähte, aber der Tod führte ihren Griffel und Glaubenshaß, Mordgier hießen die schwarzen Rathgeber des Todes. Die heitern, ruhigen Abende, an denen er die Sonne hinter den blauen, fernen Bergen scheiden sah, waren für ihn vorbei, das fühlte er. Aber ihm bangte jetzt vor dem Kommenden. Seine Pflicht sollte fortan sein, durch seine Reden zum Mord zu begeistern und Verwundete und Sterbende zu trösten. Oft genug fragte er sich: wirst du das auch recht vermögen, und der Friedliebende vermochte sich nur ein ungewiß genug klingendes Ja! zur Antwort zu geben.

Ein kunstfertiger Schreiber hatte einstweilen zwei Pergamente schön beschrieben und gefaltet, auf welchen die Empfehlungen der beiden Männer verzeichnet standen. Auf absonderliches Anrathen der Kriegsräthe hatte er Steinhofens Verdienste gar stattlich herausheben müssen und denselben zu bester Aufnahme recommandirt. Für den Geistlichen glaubte man nur wenig fürsprechende Worte zu bedürfen; man bat nur, ihm, der als ein unterrichteter und erfahrener Mann bekannt war, eine Stelle als Feldkaplan zu geben. Die Schreiben waren versiegelt den Beiden übergeben worden, worauf man mit herzlichen Glückwünschen die Abziehenden entließ.

Noch an demselben Tage setzte sich ein Zug von mehreren hundert Mann neuangeworbener Truppen aller Gattungen in Marsch, um zu Tilly zu stoßen, der abermals dringend um Verstärkung gebeten, weil der Dänenkönig Ernstliches vorzuhaben scheine. Man hatte daher den Kriegern doppelte Eile empfohlen und in starken Märschen rückte der Zug nordwärts. Gar Manchem unter ihnen schlug das Herz tapfer und feurig dem Kampfe entgegen, aber Keiner sehnte sich so sehr nach der Karthaunenmusik und dem Schlachtenruf, als Steinhofen. Wartenberg dagegen ward immer stiller und in sich gekehrter. Wohl war er Mann genug, um nicht einer anscheinenden Gefahr feig den Rücken zu kehren, aber er sah auch das schwierige seiner neuen

Stellung bald ein und versuchte daher, seinen sanften Geist schon jetzt durch die Phantasie mit blutigen Kriegsbildern vertrauter zu machen. Oft spornte er sein Roß an, um an die Seite derer zu kommen, die von ihren Kriegsthaten erzählten, denn es waren genug dabei, die bereits unter andern Herren und in fremden Ländern gedient und gefochten hatten. Hörte jedoch Wartenberg die Erzählung des schonungslosen Mordes, der oft nur von der Sucht nach Beute geboten wurde, dann wandte er rasch sein Roß wieder abseits, denn mit solch schaurigen Bildern mochte sich seine Seele noch immer nicht befreunden; sein eigenes Herz fing ihm an zu bluten, wenn er von den Leiden Anderer hörte.

Ohne Gefahr kamen die Krieger im Harzgebirge an, denn die Feinde standen jetzt weit nördlicher, wo sie sich vereinigt hatten, um unter Anführung des Dänenkönigs der Streitmacht Tillys bald ein Haupttreffen zu liefern. Es war am sechs und zwanzigsten August des Jahres 1626, als der Zug im Lager Tilly's bei dem Städtchen Lutter am Barrenberge anlangte. Mit Jubel wurden die neuen Krieger empfangen und die Feldhauptleute stellten sich alsbald ein, um die ihren Abtheilungen zugedachten Mannen in Empfang zu nehmen. Das gab ein Gejauchze, wenn die neuen Ankömmlinge in die Zeltreihe gelangten, wo ihre künftigen Kameraden lagerten, daß schier einem Jeden der Kampfesmuth unter den heitern Gesellen noch eins so sehr anwachsen mußte. Steinhofen stimmte aus vollem Herzen in den Jubel ein, obgleich er noch keinen seiner künftigen Waffenbrüder recht kannte, denn das Regiment, bei dem er früher gedient hatte, hielt jetzt unter einem andern General die baierischen Städte besetzt und die neuen Kampfgenossen gedachte sich Steinhofen erst zu Freunden zu machen. Wartenberg aber stand still da und hatte für den Jubel nichts als eine heimliche Thräne, die der Erinnerung an sein friedliches Dörfchen galt.

Lange ward jedoch Beiden nicht Zeit gelassen, ihren Neigungen nachzuhängen. Noch hatten sie nicht die Reisekleider abgelegt, als ein Offizier hinzutrat und sie bat, mit nach dem Zelte des Generals zu kommen, der jetzt selbst die Empfehlungsschreiben der Angekommenen in Empfang nähme, um danach seine Verfügungen zu treffen. Bald war man auch vor dem Zelte des Feldherrn angelangt, wo sich eine Menge Offiziere aller Waffengattungen drängten, um Befehle zu empfangen und weiter zu befördern. Der Offizier, welcher die Neuangelangten hierher geleitet hatte, winkte zuerst Steinhofen, ihm in das Zelt zu folgen und mit hochklopfendem Herzen trat dieser ein.

Da stand er nun wieder dem berühmten und gefürchteten Tilly gegenüber und blickte wieder staunend auf den ernsten Mann, wie er schon vor sechs Jahren bei Prag mit ehrfurchtsvollen Schauern sein Auge nicht hatte von ihm abwenden können und sich damals still und feierlich gelobte, ein Krieger werden zu wollen wie dieser.

Tilly saß stumm und grübelnd vor Charten und Plänen. Er schien die Eintretenden nicht zu bemerken. Finster blickte er vor sich hin und nur zuweilen zuckte krampfhaft sein Mund, den noch niemals ein Lachen bewegt hatte. Auf seinen Zügen waren noch die Spuren der kaum überstandenen Krankheit bemerkbar. Seine Wangen waren bleich und eingefallen, nur das Feuerauge vermochte keine Krankheit zu dämpfen.

Der mit Steinhofen eingetretene Offizier wagte endlich, sich dem General leise zu nähern und ihm den Empfehlungsbrief des Kriegsrathes zu überreichen.

Tilly blickte flüchtig auf und durchflog dann rasch das Schreiben, das er hastig aufgerissen hatte. Noch einen seltsamen Blick warf er hierauf Steinhofen zu, schob den Brief unwillig bei Seite und gab den kurzen Befehl:

„Man bringe den Mann sogleich zu dem Reiterregimente. Er ist für die Stelle des verstorbenen Feldkaplans empfohlen und angenommen. Morgen früh vor Tagesanbruch hat er die erste Feldrede zu halten!"

Das Alles hatte Tilly mit schneidend kaltem Tone gesagt. Man konnte daraus fast annehmen, daß er dem Stande der Geistlichen, dem er sich doch einst selbst hatte widmen sollen, nicht recht wohl wollte, oder daß er die Priester für unnöthig bei einer Armee tapferer Haudegen halten mochte.

Steinhofen aber war wie vom Blitze getroffen. Er, der ein dringliches Empfehlungsschreiben zu einer Lieutenantsstelle glaubte besessen zu haben, ward hier plötzlich zum Feldkaplan ernannt. Schon war er nahe daran, den militärischen Gehorsam zu vergessen und sich diesem aufgedrungenen Amte zu widersetzen, als den Zögernden noch ein unwilliger Blick aus Tillys Augen traf, der nicht gern lange und unnöthig mit den Leuten verkehrte. Stumm verbeugte sich Steinhofen und verließ mit dem Offiziere, der ihn hieher gebracht hatte, das Zelt.

Als Beide wieder im Freien waren, theilte Steinhofen seinem Begleiter mit, wie er hierhergekommen sei mit der Ueberzeugung, eine Lieutenantsstelle zu erhalten und wie er so unvermuthet hier zum Kaplan gemacht werde, zu welchem Amte er weder Kenntniß noch Lust besäße. Der Offizier war ebenfalls nicht wenig befremdet und schloß auf die Möglichkeit eines Mißverständnisses der Münchener Kriegsräthe; allein was war da zu thun? Tilly war ein Mann, dem für den geringsten Widerspruch keine Strafe zu streng erschien und der die pünktlichste Erfüllung seiner Befehle mit Argusaugen überwachte. Der Offizier redete daher Steinhofen zu, mit der Aufklärung des Irrthums wenigstens bis nach der Schlacht zu warten und das Unvermeidliche zu tragen. Tilly sei jetzt ohnehin so mürrisch, fügte er hinzu, daß er Niemand rathen möge, den Feldherrn mit einer nicht ungewöhnlich wichtigen Angelegenheit zu stören.

Für Steinhofen war freilich diese Nachricht ein bittrer Schlag. Er verwünschte das Ungeschick des Kriegsrathes bis in die Hölle. Morgen sollte eine Schlacht geliefert werden, in der er seinen ausgeruhten Arm zum ersten Male wieder erproben wollte, und jetzt macht ihn plötzlich der Befehl des Feldherrn zum Kaplan! Steinhofen war ein ganzer Soldat und wußte als solcher auch vor allen Dingen zu gehorchen. Er entschloß sich daher, wenn auch schwer genug, wenigstens für einen Tag als Feldkaplan zu fungiren, entstehe auch daraus, was wolle. Allein eine

Feldpredigt zu halten, eine gelehrte Rede, das dünkte ihm etwas übermenschlich Schweres und lange wußte er nicht, wie er sich aus dieser Verlegenheit ziehen sollte. Er ließ sich von dem Offizier sein Zelt anweisen und Jener versprach ihm zugleich, die erste Gelegenheit wahrzunehmen, um bei Tilly für ihn zu sprechen.

Kaum hatte Steinhofen vorhin Tillys Zelt verlassen, als sich auch schon ein alter, graubärtiger Hauptmann dem zagenden Wartenberg nahte und ihn kurz aufforderte, ihm zu folgen. Jetzt traten diese Beiden vor den Feldherrn, der wieder in sein dumpfes Brüten versunken war. Der alte Hauptmann glaubte jedoch schon mehr Anrecht auf die Nachsicht Tillys zu haben, als der junge Begleiter Steinhofens, denn er ging festen Schrittes zu dem Tische, an welchem Tilly saß. Hier legte er ehrerbietig das Pergament nieder, worauf er sich wieder an den Eingang des Zeltes zurückzog.

Der Feldherr griff fast mechanisch nach dem Schreiben, allein beim Lesen des Inhalts veränderte sich sein strenges Gesicht merklich. Mehrere Male blickte er von dem Pergament auf und zu Wartenberg hinüber, dann aber faltete er das Schreiben wieder zusammen.

„Hier übergebe ich Euch," sagte er darauf zu dem Hauptmann, „einen neuen Waffenbruder. Die Herren in München haben ihn gar wohl herausgestrichen. Morgen mag er seine Probe ablegen. Reiht ihn Eurer Kompagnie als Lieutenant ein und berichtet mir bald, wie er sich gehalten."

„Ich — Lieutenant?" rief Wartenberg entsetzt.

„Ja wohl, Freundchen," fiel der alte Hauptmann ein, dem Tillys Fürsprache schon eine Meinung für den neuen Kameraden hatte fassen lassen; „Lieutenant seid Ihr und Morgen wollen wir mitsammen drein schlagen."

„Aber ich bin ja —" stammelte Wartenberg.

„Von jetzt an mein Kamerad," ergänzte der Hauptmann und zog den fast zum Tode Erschrockenen rasch mit sich zum Zelte hinaus.

Der arme Wartenberg war also hier für den tapfern Steinhofen gehalten worden, eben so wie man Jenen für den neuen Feldkaplan hielt. An all den Mißverständnissen war jedoch einzig und allein der überrasche Schreiber in München schuld gewesen. In großer Eile hatte er getrachtet, die beiden rasch bestellten Pergamente zu fertigen und zuletzt hatte er dieselben verwechselt, so daß er das für den Kaplan bestimmte Schreiben dem Lieutenant und dem Kaplan die Empfehlungsschrift des Lieutenants einhändigte.

Die beiden Männer wußten sich freilich diese Veränderung ihrer Stellungen nicht zu erklären, um so weniger, als sie sich nicht einmal kannten und ihre Charaktere zu verschieden waren, als daß sie sich auf der gemeinschaftlichen Reise hätten zu einander gezogen gefühlt. So konnten sie jetzt die Spuren des Mißverständnisses nur vermuthen; sie waren jedoch Beide betrübt genug, in so verkehrte Lagen gekommen zu sein.

Vor Allem galt dies von Wartenberg, dem fast die Augen übergehen wollten, als er mit seinem Hauptmann weiter schritt.

„Aber ich beschwöre Euch bei den Wunden des Heilands," bat er den alten Krieger, „wie könnt Ihr mich zum Kriegsdienst zwingen wollen; mich! der noch nie ein Schwert geführt!"

„Bah, bah" polterte der Alte, „das sind nur Redensarten. Ich denke erst Wunder was für ein Hauptkerl Ihr wäret; aber wahrscheinlich habt Ihr den leichtgläubigen Kriegsräthen Heldenthaten Eurer Tapferkeit vorgeschwatzt, die Ihr nie ausgeführt, sondern nur geträumt habt. Ihr glaubtet durch Prahlerei wahrscheinlich die Lieutenantsstelle zu erlangen und richtig, es ist Euch gelungen. Nun Ihr aber hierher kommt und seht das lustige Kriegsgetümmel und wie die Waffen so gar spitzig und gefährlich ausschauen, da fällt Euch der Muth, wie die verfaulte Birne vom Baume. Jetzt möchtet Ihr nun wohl gerne wieder zurück zu den Suppentöpfen und Bratpfannen Eurer Muhmen und Bettern, aber das wollen wir schon kuriren, radikal kuriren, sage ich Euch. Ich gebe Euch mein Wort, ehe Euch das dritte Pferd unterm Leibe todtgeschossen ist, habt Ihr so viel Muth wie unser Einer!"

„Ich kann und will aber nicht zum Mörder meiner Mitmenschen werden, wenn diese auch meine Feinde sind," entgegnete Wartenberg. „Ich versichere es Euch wiederholt, daß ich mich auf der Kanzlei in München als Kaplan gemeldet habe und daß man mir auch die Versicherung gab, hier eine Feldkaplanstelle zu erhalten."

„Macht keine so leeren Ausflüchte!" fuhr der Hauptmann immer wilder auf. „Der General hat Euch zum Lieutenant gemacht und Ihr bleibt jetzt im Dienst, das rathe ich Euch!"

„Noch bin ich Euch nicht untergeben" rief Wartenberg mit letzter Anstrengung, „ich eile augenblicklich zum Feldherrn, um ihm meine Lage vorzustellen."

Damit wollte er fort, allein der Hauptmann hielt ihn zurück.

„Seid Ihr des Teufels!" schrie er ihn an. „Ihr kennt unsern Tilly noch nicht. Sein Wort ist fester als Eisen und Stahl und sein Grimm ist leicht genug zu wecken. Wenn Ihr es wagtet, jetzt zu ihm zu gehen und ihn bei seinen Berechnungen, in seinen Kriegsplänen zu stören, so ließ er Euch entweder zum Zelt hinauswerfen, oder — hängen."

Vernichtet stand Wartenberg da.

„Was aber soll ich thun?" frug er verzweifelnd den mitleidlosen Alten.

„Was Ihr thun sollt?" hohnlachte der Hauptmann, „ein Schwert sollt Ihr nehmen und nicht heulen wie ein gichtbrüchiges Marketenderweib. Der General hat Euch zum Lieutenant gemacht, ich hätte es nicht gethan, und Er jetzt, wenn er Euch so kennen gelernt wie ich, wohl auch nicht. Also Ihr seid nun einmal Lieutenant, aber das rathe ich Euch: haltet Euch tapfer, sonst seid Ihr morgen eine Leiche, oder — ich zerbreche Euch den Degen. Versteht Ihr!"

Hierauf deutete der Hauptmann finster auf eine Lagerstatt in dem Zelte, wo sie eingetreten waren.

„Dort legt Euch nieder," fügte er noch finster hinzu, „und verschlaft die weinerlichen Gedanken. Morgen früh noch vor Tagesanbruch heißt's den Panzer anlegen; also ruht vorher aus. Gute Nacht!"

Damit verließ der Hauptmann das Zelt und Wartenberg blieb allein zurück. Noch immer glaubte der Arme, daß er träume, und wünschte zu erwachen, um den garstigen Traum los zu werden. Allein bald erschien ein Soldat, der ihm Wamms, Panzer und Waffen brachte, dieselben auf den Boden ausbreitete und sich mit den Worten entfernte: „Das ist für Euch, Lieutenant!"

„Also dennoch kein Traum!" jammerte Wartenberg laut auf und sank vernichtet auf sein Lager.

Wer da sagt: Die Nacht sei keines Menschen Freund, der hat nur selten ganz Recht. Wie oft ist die Nacht eine Freundin der Trauernden und auf wie manches blutende Herz legt sie lindernden Balsam. Unendliche Male wird sie zur Vermittlerin zwischen uns und der Welt, mit der wir, gekränkt oder verkannt, vielleicht schon zerfallen waren. Es gehört oft nur eine Nacht dazu, um uns dieselbe Sonne, die am Abend vorher für uns allen Glanz, alle Wärme verloren zu haben schien, am andern Morgen wieder zur belebenden Freundin zu machen, in deren Licht wir uns frisch und froh, gekräftigt und wieder lebensmuthig fühlen.

So hatte auch eine Nacht vermittelnd auf die Gemüther Wartenbergs und Steinhofens eingewirkt.

Wohl war Wartenberg bis in sein Innerstes erschüttert worden. Er war in ein Mißverständniß gestoßen, dessen Aufklärung von seiner Seite der ihm aufgedrungene Vorgesetzte für eine Entschuldigung hielt, die dem Zagenden Feigheit eingäbe. Um sich dem Feldherrn mit einer Aufklärung zu nahen, sollte ihm die härteste Strafe, ja, vielleicht den Tod bringen, hatte der Hauptmann ihm gesagt. Er hielt dies für kaum glaublich und doch erinnerte er sich, so manches Beispiel barbarischer Strenge gegen Widersetzliche, von Tilly gehört zu haben. Was war also Anderes zu thun, als sich dem grausam scherzenden Verhängniß zu fügen. Wartenberg entschloß sich, die Waffen anzulegen, immer noch hoffend, daß man bald den Irrthum selbst einsehen würde. Schlummer kam jedoch wenig über seine Augen, und die Lärmtrommel des Morgens fand ihn schon wach.

Steinhofen hingegen hatte in seiner ersten Wuth noch arg genug getobt und mit dem Schicksale gehadert, aber auch er war überzeugt, daß die Verwechslung, die hier obwalten müsse, sich bald genug aufklären würde. Nur Eines kränkte ihn schwer, daß er nämlich die schöne Schlacht morgen nicht mitfechten durfte, denn er hatte sich jetzt entschlossen, dem Befehle des Feldherrn treu zu gehorchen und wirklich als Feldkaplan zu fungiren, entstehe auch daraus, was da wolle. Auch ihm hatte man, wie Wartenberg militärische Kleider, die Tracht eines Feldpredigers gebracht und Steinhofen hätte fast über sich lachen mögen, als er sich in dem ernsten, ehrwürdigen Ornate sah.

Die Truppen waren versammelt.

Der alte Hauptmann, unter dessen Befehl Wartenberg fechten sollte, hatte dem neuen Lieutenant als Gruß zugerufen: „Nun, habt Ihr die ersten Anfälle vom Kriegsfieber überstanden? Nur Muth, bald geht auch noch die ganze Furcht zum Teufel!"

Wartenberg wollte noch einmal versuchen, dem Hauptmann seine Lage vorzustellen, allein umsonst, denn schon sprengte derselbe vor seine Kompagnie, weil so eben das Zeichen gegeben worden war, daß der Feldprediger erschienen sei.

Der neue Kaplan schritt in seiner geistlichen Tracht so fest einher, daß es schier einen Jeden schon Wunder nahm, allein noch mehr erstaunte man, als derselbe mit Uebergehung aller übrigen kirchlichen Gebräuche mit lauter Stimme begann:

„Kameraden! Helden! Man hat mich gestern zu Eurem Kaplan gemacht, obschon ich am liebsten selbst heute mit d'rein schlüge und einigen Feinden das Genick brechen möchte!"

Die Krieger schauten einander verwundert an. Dergleichen Reden waren ihnen von anderen Feldpredigern noch nie vorgekommen.

„In der Bibel weiß ich leider nicht genug Bescheid," fuhr Steinhofen fort, „um Euch durch heilige Sprüche das Unrecht uns'rer Feinde zu beweisen, allein hier, im Herzen, hege ich die rechte Ueberzeugung, daß wir für eine gute Sache kämpfen. Keiner von Euch darf einen einzigen Blutstropfen ungestraft hingeben. Für eine jede Wunde, die Euch der Feind schlägt, schlaget ihm zwei und drei dagegen!"

Ein Beifallsgemurmel lief durch die Reihen. „Das ist ein ganzer Kerl! Der versteht's zu reden!" hörte man an mehr als einer Stelle ausrufen.

„Es gibt auf der lieben Gotteswelt gar mancherlei Lumpen," sprach Steinhofen weiter, „so sind zum Beispiel uns're Feinde wahre Erzlumpen, die man ausrotten muß mit Stumpf und Stiel. Wir wollen die Dänen heute heimschicken, oder noch besser, wir wollen ihnen die Schädel so weich klopfen, daß die deutsche Luft frei in ihr schwaches Gehirn hineinschauen mag. Gelingt Euch dies, so kommt Keiner von ihnen jemals wieder. Aber die größten Lumpen auf der Welt, das sind allzeit die, so den Feinden den Rücken kehren und die Sohlen zeigen, wenn ihnen die Lanzen all zu dicht entgegen starren, oder wenn es der Säbelhiebe zu viele regnet. Von solchen Lumpen mag der liebe Herrgott auch nun und nimmermehr etwas wissen, aber der Teufel faßt sie alle früher oder später gewiß mit seinen Krallen. Euch Allen sieht man's aber recht wohl an, daß kein solcher Lump unter Euch ist. Doch nun sind es genug der Worte, jetzt zeiget Thaten. Soli Deo gloria sei unser Feldgeschrei. Amen! Amen!"

Noch niemals hatte eine Feldpredigt auf die Kriegsleute so tiefen Eindruck gemacht, aber vielleicht kam auch noch keine aus einem eben so aufrichtigen Herzen. Den alten bärtigen Gesellen waren sogar einzelne Thränen über die Backen gelaufen, der Kaplan hatte ihnen zur Seele gesprochen. Begeistert tönte es wie aus einem Munde: „Soli Deo gloria!"

Nur Wartenberg wußte nicht, wie ihm geschah. Ist dies die Art und Weise, wie man hier predigt, frug er sich mit Entsetzen, sollen dies des Herrn Worte sein? Ein Schauer überlief ihn und er war so in sich versunken, daß er das Kommando zum Vorrücken ganz überhörte; allein das kampfgewohnte Roß trug den Willenlosen mit dem Strudel der Menge fort.

Das Treffen begann. Das Donnern der Geschütze wühlte in den Bergen alle Stimmen des Echos auf, der Boden dröhnte und über die Felder wälzte sich der Kampf.

Die feindliche Armee hatte anfangs eine gute Stellung, allein war es Uebereilung, war es Unkenntniß der Gegend, ehe sie noch ganz ihre Schlachtordnung entfaltet hatte, gab sie sich schon mehrere Blößen, welche Tilly's Falkenauge sogleich bemerkte und die sein Kriegsgeist sich alsbald zu Nutze zu machen wußte.

Die liguistische Armee rückte in trefflicher Haltung vor und jeder Einzelne kämpfte mit Löwenmuth. Tilly leitete die ganze Schlacht mit einer Uebersicht, gegen welche die Kriegskenntniß des Dänenkönigs weit zurückbleiben mußte. Nur ein Flügel der Feinde wollte nicht wanken und weichen und jetzt erhielt das Reservecorps den Befehl, zur Unterstützung der Bayern auf jenen Punkt vorzurücken. Bei jener Abtheilung befand sich auch Wartenberg, der bis jetzt glücklicher Weise noch nicht mit in den offenen Kampf gezogen worden war. Das Getümmel aber, das Schlachtgeschrei, hatte ihn längst betäubt; er wußte kaum mehr, was er that, denn er gehörte nicht mehr sich selbst an. Auch jetzt folgte er, oder vielmehr sein Roß führte ihn den Uebrigen nach, die voll Kampfesmuth auf die Feinde eindrangen. Da sich bald die strenge Ordnung der Kolonnen auflöste, indem Jeder der Erste an dem Feind sein wollte, so blieb Wartenberg etwas zurück, aber dennoch nicht weit genug, um die Greuel des Mordes hier nicht mit ansehen zu müssen.

Der Sieg neigte sich bereits ganz entschieden auf Tillys Seite, denn auch der bis jetzt standhaft gebliebene Flügel kam in's Weichen und die Kompagnie, der Wartenberg zugetheilt worden war, drang mordend immer weiter vor. Das Geschrei der Verwundeten und Kämpfenden, die gedankenlose Wuth, mit der hier Menschen gegen Menschen stritten, mit der Jeder des Andern Tod bezweckte, brachte den sanftmüthigen Wartenberg ganz wieder zu sich. Eben war ganz in seiner Nähe ein junger dänischer Offizier, durch eine Kugel verwundet, vom Pferde gesunken und ein liguistischer Soldat eilte hinzu, um den Hilflosen mit dem Musketenkolben zu erschlagen, da jedoch hielt sich Wartenberg nicht länger. Mit einem Satze war er bei dem Soldaten und riß diesem das Gewehr aus der Hand.

„Zurück!“ donnerte er den Kriegsmann an, „fürchtest Du Dich nicht der Sünde, einen armen Machtlosen zu morden!“

Der Soldat war betroffen genug und starrte Wartenberg an, als sehe er ein Gespenst. Die augenblickliche Störung aber benutzten rasch einige Feinde, die mit erneuter Kraft dort vordrangen, wo sich dieser Vorfall ereignete. Schon war ein Dänenschwert nach Wartenbergs Haupt gezückt, als plötzlich ein neuer Streiter herbeisprengte, der in geistlicher Tracht, ein Schwert schwingend sich auf die Feinde stürzte und zuerst den Hieb mit seiner Klinge auffing, der Wartenberg gelten sollte, mit einem zweiten Streich aber denselben Feind, der auf Wartenberg eingedrungen war, todt zu Boden streckte.

„Mir nach, Brüder!“ rief Steinhofen, denn er war es; „eine Memme mag zuschauen, wo es so heiß hergeht, wie bei Euch,“ und sein geistliches Amt, seine Kleidung vergessend, drang er vor; die Krieger aber, die heute schon seine Rede begeistert hatte, folgten ihm mit Jubelgeschrei.

Noch war keine Stunde verflossen, so war auch der Kampf entschieden. Die Dänen waren total geschlagen und zogen sich in wilder Flucht nordwärts, wurden jedoch von den Nachsetzenden noch hart genug bedrängt.

Jetzt eilte auch Tilly dorthin, von wo ihm schon Boten die sonderbare Mähr gebracht hatten, daß der neue Kaplan zu Pferde sitze und wie ein Löwe zu kämpfen verstehe. Bald ward Steinhofen vor den Feldherrn beschieden. Aus mehr als einer Wunde blutend, sprengte der junge Held heran. Rasch schwenkte er sich vom Pferde und ließ sich vor Tilly auf ein Knie nieder.

„Ihr seid ein sonderbarer Gottesgelehrter,“ sprach Tilly so freundlich wie ihn seit Jahren Niemand gesehen hatte und indem er Steinhofen aufzustehen gebot. „Eure Rede hat mich heut schon Wunder genommen, aber Euer Muth und die alte Narbe im Gesicht, die ich schon gestern mit Befremden an Euch erblickte, zeigt, daß Ihr doch wohl nicht recht für den geistlichen Stand geboren seid.“

„Mein General,“ begann Steinhofen, „Ihr selbst habt mich für den geistlichen Stand bestimmt.“

„Ich hätte dies gethan?“ frug Tilly befremdet genug.

„Ich glaubte von Euch als Lieutenant aufgenommen zu werden,“ fuhr Steinhofen fort, „doch gestern befahlt Ihr, daß ich Kaplan werden sollte. Jetzt gewährt mir aber die Bitte und laßt mich wieder Lieutenant werden, denn der geistliche Stand ist mir gar zu friedlich.“

Tilly wußte sich anfangs diese Rede nicht zu deuten, bald jedoch klärte sich das Mißverständniß auf, das, wie man jetzt leicht einsah, nur von den Herren des Kriegsrathes durch Verwechselung der Empfehlungsschreiben entstanden sein konnte.

„Wo ist aber dann der Andere, der wahrscheinlich Lieutenant anstatt Kaplan wurde?“ frug Tilly; allein schon theilte sich der Kreis der Umstehenden und fluchend und tobend brachte der alte Hauptmann den todtenbleichen Wartenberg herbeigeführt.

„General!“ rief der ergrimmte Hauptmann schon von ferne, „Gerechtigkeit verlange ich, Kriegsrecht! Mord und Pest! Hier ist ein Desserteur; derselbe, den Ihr mir gestern als Lieutenant übergabt, derselbe, der vorhin bald den Sieg in's Stocken bringen konnte und derselbe, der jetzt feig genug entfliehen wollte. Ich hätte ihn selbst niedergestoßen, aber mich hat meine gute Klinge gedauert; ein Desserteur muß hängen.“

„Beruhigt Euch, Hauptmann“, fiel hier Tilly ein,

bald wird sich Alles aufklären. Seid Ihr nicht derselbe, der mir gestern als Lieutenant Steinhofen empfohlen worden war?" wandte er sich dann zu dem zitternden Wartenberg.

„Herr, erbarmt Euch meiner!" jammerte jetzt der Geängstigte, indem er Tillys Kniee umklammerte, „ich bin kein Kriegsmann, sondern ein bescheidener Diener Gottes. Ich hatte um eine Kaplanstelle in Eurer Armee angehalten, man sicherte mir in München dieselbe zu und gestern machte mich Euer Befehl zum Lieutenant. Ich bitte Euch, laßt mich ziehen!"

Wäre Tilly das Lachen nicht gar zu fremd gewesen, so hätte er jetzt gewiß gelächelt, so aber sprach er so freundlich, als es ihm möglich war: „Steht nur auf, Kaplan, das Mißverständniß ist gelöst. Ihr habt ohne Euren Willen ein Treffen mitgemacht, aber hütet Euch, jemals wieder zwischen Kämpfer treten zu wollen, das fällt selten gut aus. Jetzt geht und tröstet die Sterbenden!"

Wartenberg glaubte abermals zu träumen, aber als der alte Hauptmann, der ihn hierher gebracht hatte, jetzt auf ihn zutrat, ihm bieder die Hand reichte und dieselbe mit den Worten: „Also hattet Ihr doch Recht, nun, Nichts für ungut!" recht herzlich schüttelte, da schwand der letzte Zweifel. Froh warf er die verhaßten Waffen von sich und eilte dort hin, wo ihn seine Pflicht der Seelsorge rief.

„Ihr aber, junger Held," wandte sich hierauf Tilly zu Steinhofen, „Ihr habt Euch zwar in der Tracht des Priesters wohl bewährt, doch glaube ich, wird die Hauptmannstracht Euch noch besser lassen. Wir wollen zusammen noch manch' solchen Kampf wie heute bestehen."

Damit reichte er dem entzückten Steinhofen die Hand und verließ die Gruppe, wo er zwei Menschen glücklich gemacht hatte, die durch ein Versehen unglücklich genug hätten werden können.

Wartenberg hat sich nachmals wohl in den Feldienst gefunden, bis ihm später drunten im Baierlande eine stille, gute Pfründe wurde.

Steinhofen aber hat überall gefochten wie ein Held, bis ihm endlich in der Nördlinger Schlacht mitten im Siege eine Kugel das Leben raubte. — Ein rechter Soldat wird sich keinen schöneren Tod wünschen. A. Veldern.

Kopf um Kopf.

Ein Bild aus Zwickau's Vorzeit.

Als Markgraf Heinrich der Erlauchte im Jahre 1242 vom Kaiser Friedrich dem Zweiten mit der Anwartschaft auf Thüringen belehnt wurde, verlobte er seinen dreijährigen Sohn Albert mit des Kaisers zweijähriger Tochter Margarethe und erhielt von diesem, außer den kaiserlichen Kammergütern im südlichen Pleißnerlande, als Mitgabe noch die drei kaiserlichen Städte Zwickau, Altenburg und Chemnitz um zehntausend Mark Silbers verpfändet. Kaiser Rudolph suchte demselben jedoch das Recht des Pfandbesitzes wieder zu nehmen, unter dem Vorgeben, die Verpfändung sei unrechtlich gegen die Konstitutionen des Reichs geschehen, in der That aber strebte er nur sich einen Anhang gegen die Markgrafen im Pleißnerlande zu verschaffen. Deßhalb erklärte er die genannten drei Reichsstädte von der geschehenen Verpfändung ausgeschlossen und ermächtigte dieselben, 1273, unter sich eine Verbindung zur Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten zu errichten und keine Einmischung irgend einer fremden Obergewalt in ihre allgemeinen Angelegenheiten zu dulden. Diese Verbindung kam zehn Jahre später auch wirklich zu Stande. Sein Nachfolger, Kaiser Adolph von Nassau, ließ sich 1292 in Zwickau huldigen und bestätigte bei diesem Anlasse seines Vorgängers Ausspruch.

Diese Vereinigung währte unter mannichfachen Wechselfällen bis zum Anfange des folgenden Jahrhunderts. 1309 gelangten die drei Städte als Vergütung für erlittene Schäden an Landgraf Friedrich den Ernsthaften und unter ihm wurden sie genöthigt, freiwillig ihrer Reichsfreiheit zu entsagen, während ihnen als Entschädigung gewisse Vorrechte und Privilegien, sowie die gleiche Berechtigung der Bürgerschaft mit dem Adel von Kaiser Ludwig gelassen wurde.

Zwickau, das in Folge einer Theilung zwischen den drei Brüdern an Wilhelm den Einäugigen kam, konnte lange nicht den Verlust seiner Reichsfreiheit verschmerzen; die früheren Einrichtungen bestanden noch immer, denn das Patrizierthum hatte hier seine tiefsten Wurzeln geschlagen. Wie sehr sich Markgraf Wilhelm auch bemühte, die Stadt unter seine unumschränkte Gewalt zu bringen, so hartnäckig waren aber auch die Zwickauer, und besonders der Magistrat darauf bedacht, ihre Vorrechte zu erhalten und wo sich dieß unbeachtet thun ließ, zu erweitern. So bestand zwischen dem Markgrafen und den Patriziern Zwickaus eine Feindseligkeit, die, wiewohl sie nicht in Thätlichkeiten ausartete, doch fortdauerndes gegenseitiges Mißtrauen und Furcht erzeugte.

Um diese Zeit stand Peter Mergenthaler als Bürgermeister an der Spitze der städtischen Verwaltung. Er war ein herrschsüchtiger stolzer Mann, ein Patrizier von echtem Schrot und Korn, dem die Entsagung der Reichsfreiheit der Stadt tief zu Herzen ging. Er war die Seele des Raths, der gleich ihm trauerte und mit aller Kraft gegen weitere Erniedrigung ankämpfte. Mergenthalers Stolz hielt mit seiner unbeugsamen Strenge und Charakterfestigkeit gleichen Schritt. Sein Wille herrschte im Rathe wie in seiner Familie und wenn er auch nicht die Liebe seiner Mitbürger zu gewinnen vermochte, so konnten sie ihm doch ihre Achtung nicht versagen. Aber er besaß in dem Kämmerer, dem nicht minder stolzen und anmaßenden Franziskus Steuchsing einen Nebenbuhler, der seinen ganzen Einfluß aufbot, um Mergenthaler zu verdrängen und sich an seine Stelle zu setzen. In Allem, was dieser anordnete, trat ihm Jener entgegen und in der That sah er seine Anstrengungen von Erfolg gekrönt, indem sich seine Partei nach und nach verstärkte und ihm immer deutlicher die Aussicht bot, sich zum Stimmführer der Bürgerschaft zu erheben. Die Kühnheit der Herrschsucht Steuchsings und seine Zuversicht wuchs, da ihn der Markgraf zum Stadthauptmann und Stadtvoigt ernannte, und die Spaltung zwischen den beiden obersten Gewalten Zwickaus erweiterte sich nunmehr um ein Bedeutendes. Eben

so wie Mißtrauen und Eifersucht die erste Veranlassung der Feindschaft zwischen Steuchsing und Mergenthaler gewesen, war es auch bei ihren Freunden und Anhängern und Privathaß hatte sie nachmals einander noch mehr entfremdet und ihre Zahl vermehrt.

Wie betrübend aber sonst auch Zerwürfnisse und Parteikämpfe unter den Mitgliedern des Rathes zu sein pflegen, so erwiesen sie sich doch im gegenwärtigen Falle von einigem Vortheil, indem zum Wohle der Stadt, wenn schon aus viel selbstsüchtigeren Ursachen, die Verwaltung des Vermögens und die Ausübung der Rechte der Bürgerschaft von der einen oder andern Partei sorgfältig überwacht wurde. Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß vor Einführung der neuen Städteordnung die völlige Einigkeit der Senatoren nur zu häufig den Bürgern zum Nachtheil gereichte, da diejenigen, welche ihre Hüter und Schützer sein sollten, ihre Stellung mißbrauchten, eigenmächtig mit dem anvertrauten Vermögen schalteten, und die Gesetze und Rechte handhabten, wie es ihrem Besten entsprach.

Um dieser fortwährenden Beaufsichtigung willen, war aber auch die Feindschaft zwischen den beiden Parteien um so rückhaltsloser und erbitterter. Beide hielten sich die Wage. Mergenthalers Anhang war zahlreicher, aber seine Macht war darum noch nicht der Steuchsings gewachsen; die des ehemaligen Kämmerers fußte in seiner Kenntniß sowohl des Finanzwesens der Stadt und seiner Verwaltung, als auch in der der wahren Rechte des Raths und seiner Uebergriffe. Mergenthaler konnte allerdings keiner offenbaren Unredlichkeit beschuldigt werden, aber sein Handeln war nicht völlig frei von Eigennutz und Tadel gewesen. Er erkannte deßhalb das Uebergewicht seines Gegners bei sich selbst an, ja er fürchtete ihn. Der studirte und auf seine Gelehrsamkeit stolze Steuchsing durfte sich nur zu dem von ihm bis jetzt geringschätzig behandelten Volke wenden und es auffordern, den Magistrat über seine Verwaltung zur Rechenschaft zu ziehen, so war die Ruhe der Stadt und die Sicherheit der Senatoren gefährdet. Aber es war noch ein weiterer Grund vorhanden, welcher der Partei Mergenthalers den reizbaren Stadtvoigt gefährlich machte. Indem nämlich Zwickau seiner Reichsfreiheit entsagte, hatte es, wie schon erwähnt, in Folge des Uebereinkommens, viele seiner Privilegien bewahrt und die Gewalt des Markgrafen in Bezug auf seine inneren Angelegenheiten war sehr beschränkt.

Dem entschlossenen Wilhelm hatte diese Bevorzugung einzelner Städte seines Landestheiles schon längst mißfallen; er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne zu versuchen, seine Gewalt zu vervollständigen, und es würde ihm bei dem geringen Schutze, welchen die ehemaligen Reichsstädte in dem Kaiser besaßen, wohl gelungen sein, wenn nicht der Widerstand so einmüthig gewesen wäre. Steuchsing kannte die schwachen Stellen, welche einem Angriffe vortheilhaft waren; benutzte er sie im Interesse des Landesherrn gegen die Stadt, indem er sie ihm verrieth, so war es nur zu wahrscheinlich, daß auch Zwickau bald in den Rang der übrigen Meißner Landstädte zurück sank.

Das war die wunde Stelle in dem Ansehen des stolzen Bürgermeisters und seiner Anhänger unter den Rathsherren, die sie sich nicht verhehlen konnten. Ernstlich, aber im Stillen, dachten die Letzteren daran, die erbitterten Feinde einander näher zu bringen, denn eine größere Eintracht im Rathe war für ihre Privatvortheile eben so nothwendig, wie die Beschwichtigung des unbegrenzten Hasses des Stadtkommandanten und seiner möglichen unberechenbaren Nachtheile für die Interessen der Gesammtheit. Lange sann man über Mittel zu diesem Zwecke nach, ohne ein geeignetes ausfindig zu machen. Nur ein einziges bot die Möglichkeit einer dauernden Ausgleichung, aber es ging über den Bereich der Wahrscheinlichkeit, daß es je erreicht werden könnte — eine Verwandtschaft durch die Vermählung der Kinder der zwei Gegner.

Wir können hier nicht unerwähnt lassen, daß eine warme Freundschaft Steuchsing und Mergenthaler in frühern Jahren mit einander verband. Beide hatten sich verheirathet und die Ehe eines Jeden war nur mit einem einzigen Kinde gesegnet worden. Mergenthalers Tochter und Steuchsings Sohn waren, im gleichen Alter, mit einander aufgewachsen; als tägliche Spielgenossen, hatte sich zwischen Beiden, ihnen selbst unbewußt, eine Neigung gebildet, die, wenn sie schon unausgesprochen blieb, doch der Tiefe und Herzlichkeit nicht ermangelte. Um diese Zeit war es, daß, wie es so häufig im Leben geschieht, Sonderinteressen die beiden langjährigen Freunde trennten und Eifersucht sogar die gegenseitige Liebe in maßlosen Haß verwandelte. Jahre vergingen. Der junge Steuchsing hatte die Prager Universität bezogen und war als geschickter Jurist in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Das Bild seiner Jugendgespielin war noch nicht aus Albrechts Herzen und Geiste verschwunden. Beim Anblicke des zur blühenden Jungfrau aufgewachsenen Mädchens erwachten die Gefühle, von denen er sich bisher keine Rechenschaft abgelegt, zum Bewußtsein und stärker als zuvor. Ihn schmerzte die Feindschaft der Eltern tief, denn sie beraubte ihn der Hoffnung, die Wünsche seines Herzens erfüllt zu sehen.

Auch die Jungfrau hatte oft mit Freude der entschwundenen Tage eines ungetrübten Glückes und mit Gefühlen der Wehmuth des fernen Jünglings gedacht. Nach seiner Rückkehr hatten sie sich trotz des Verbotes ihrer Eltern gesehen und gesprochen. In der Kinder Herzen erbten nicht die bittern, gehässigen Gefühle fort, welche die Eltern entzweiten. Sie trafen sich häufig an den schattigsten und wenigst besuchten Theilen in der Nähe der Stadt, und Niemand ahnte den Bund ihrer Herzen. Eines Tages stand die Tochter Mergenthalers, ihren Geliebten erwartend, am Stadtgraben und fütterte die Schwäne, welche als Wahrzeichen der Stadt darin gepflegt wurden. Albrecht wollte sie überraschen und näherte sich ihr von der Seite, der sie den Rücken zugewendet hatte. Unwillkührlich that das erschreckte Mädchen einen Schritt nach vorn, und ehe der junge Steuchsing es noch verhindern konnte, glitt sie am schlüpfrigen Uferrande ab und versank in der Tiefe des Wassers. Ohne sich einen Augenblick lang zu besinnen, sprang der muthige junge Mann ihr nach, erfaßte den wieder aufsteigenden Körper am Arme und brachte die zarte Beute glücklich auf festen Boden. Nachdem er ihre entflohenen Lebensgeister durch heiße Küsse zurückge-

führt hatte, geleitete er das Opfer seines unbedachten Scherzes in das Haus ihrer Eltern, denen er natürlich vorgab, das Zusammentreffen sei ein nur zufälliges gewesen.

Das Gefühl der Dankbarkeit erhöhte die Liebe Beatens für den schönen Jüngling; es theilte sich den Eltern mit und die Feindschaft zwischen dem stolzen, unbeugsamen Bürgermeister und dem nicht minder hartnäckigen Stadthauptmann begann edleren Gefühlen zu weichen, und nach und nach erwärmten sich die Herzen Beider für die Freundschaft der Tage ihrer Jugend.

Durch diesen unvorhergesehenen, außer aller Berechnung liegenden Zufall schienen mit einem Male alle Besorgnisse, welche den Horizont für die Häupter der städtischen Verwaltung so düster umzogen hatten, beseitigt und ohne fremde Einmischung die Wünsche der Freunde und Parteigenossen Mergenthalers in Erfüllung gegangen. Um das Band zwischen den zwei Familien noch enger zu knüpfen, wurden die Liebenden einander feierlich verlobt und die Zeit der Vermählung festgesetzt.

Aber es schien nur. Im Innern grollte die Eifersucht noch immer. Das Geschehene war mehr ein Schritt der Klugheit, welchen die Eintracht gebot, an welchem das Herz indeß weniger Theil hatte. Auch unter den Rathsherrn gab es noch mehrere, deren Haß gegen Steuchsing nicht mit dieser scheinbaren Versöhnung erstarb. Markus Dittmann und die Brüder Franziskus und Alexander Gülden waren darunter die vornehmsten. Wenn sie auch die Nothwendigkeit eines Zusammenhaltens der beiden Häupter um ihres Vortheils und der Sicherheit willen erkannten, so konnten sie doch nicht umhin, Steuchsings Verderben zu wünschen und insgeheim unausgesetzt daran zu arbeiten.

Indessen nahete sich ein anderes, eben so unvorhergesehenes Ereigniß, welches nicht allein alle Hoffnungen der Bessergesinnten wieder zernichten, sondern Alles verschlimmern und die Ursache zu ungleich traurigeren Vorfällen werden sollte.

Die Schwesterstadt Chemnitz beabsichtigte, wie in den vorhergegangenen Jahren, ein Königschießen abzuhalten und lud dazu die in der Nähe gelegenen Ortschaften zur Theilnahme ein. Jede Stadt sendete die besten ihrer Schützen als Vertreter. Aus Zwickau begaben sich außer mehreren vornehmen Patriziern auch Mergenthaler und Steuchsing, Beide anerkannt geübt im Gebrauche der Armbrust, nach Chemnitz.

Das Fest nahm seinen heiteren, geräuschigen Verlauf; der feierliche Auszug war vorüber und das Schießen nach einem riesigen Vogel begann. Ehe viele Zeit verging, waren die äußeren Theile abgeschossen und nur der Rumpf saß noch fest auf der Stange. Noch hatte ihn keiner der zahlreichen Bewerber getroffen, als die Dämmerung einbrach und Mergenthaler an die Reihe kam. Mit sicherem Auge legte er die Armbrust an, mit fester Hand drückte er ab, und in der nächsten Sekunde wirbelte der zersplitterte Rumpf durch die Luft. Ein weithin schallendes Freudengeschrei begrüßte den Glücklichen bereits als Schützenkönig, aber das scharfe Auge eines der Zuschauer gewahrte hoch oben noch einen Spahn, der dem kräftigen Bolzen widerstanden hatte. Der Jubel war zu früh gewesen; dem Schützenbrauche gemäß konnte nur der zum König ausgerufen werden, welcher das letzte Stück mit dem Bolzen zur Erde brachte.

Mit verbissenem Unmuth trat Mergenthaler wieder unter die Menge und das Schießen begann von Neuem. Niemand that den gewaltigen Schuß, denn die Dämmerung rückte mehr und mehr vor und es war eine schwere Aufgabe, in dem zweifelhaften Lichte des einbrechenden Abends das kaum erkennbare Ziel recht im Auge zu behalten. Da trat Steuchsing zum Schusse vor. Seine Hand wog prüfend den Bolzen, sie legte ihn an die Schnur und das Auge flog suchend dem Laufe der Armbrust entlang seinem Ziele zu. Ruhig blieb es darauf haften, die Armbrust lag fest an der Wange des Schützen, — ein Druck des Fingers, der Pfeil sauste durch die Luft und der schwache Spahn säuselte in kleinen Splittern langsam herab.

Der Jubel über diesen Triumph war ungeheuer; von einem Ende des Platzes bis zum andern brüllte die Menge dem Beneidenswerthen ihren Beifall zu, und die Ceremonien, unter welchen er zum Schützenkönige ausgerufen und bekränzt wurde, gingen vor sich. Mit glühenden Blicken der Eifersucht schaute Mergenthaler zu, wie seinem Nebenbuhler die Ehren erwiesen wurden, welche er sich selbst entrissen wähnte und der unterdrückte Haß brach auf's Neue hervor. Mehr als je hielt er sich für dazu berechtigt; er glaubte wahrgenommen zu haben, wie ihn Steuchsings siegesglänzende Blicke suchten und wie ein Lächeln der Geringschätzung über seine Lippen glitt.

Der erste Schritt der wieder eröffneten Feindseligkeit war die Zurücknahme des Verlöbnisses ihrer Kinder. Erbarmungslos und unwiderruflich wurden sie einander aus den Armen gerissen. Eine Versöhnung schien bei den zwei Patriziern von gleichem Hochmuth und gleich starren Grundsätzen unmöglich zu sein. Nunmehr war aber auch von Steuchsing, welcher sich für den Beleidigten hielt, Alles zu fürchten und in der That gab er durch sein Auftreten nicht undeutlich zu verstehen, daß man nun von ihm eben das zu erwarten habe, was die Rathsherrn so sehr gefürchtet — die geheime Uebergabe ihrer mißbrauchten Gerechtigkeiten an den Meißner Markgrafen und die Mittheilung der Geheimnisse der städtischen Verwaltung.

Der Bürgermeister bereute fast, zu weit gegangen zu sein, aber theils war er zu stolz, um nachzugeben, theils pochte er auf seine Macht und seinen Anhang. Die Klugheit rieth ihm jedoch zu Vorsichtsmaßregeln. Er umgab den Stadtvoigt mit Spähern, die seine Absichten und sein Thun zu erforschen suchen sollten. Er durfte diesen Schritt nicht bereuen, denn die gehegten Besorgnisse gingen in Kurzem in Erfüllung.

Steuchsing war der Argwohn, mit welchem man ihn beobachtete, nicht fremd geblieben; dieser Umstand bewog ihn, sich noch tiefer in seine Undurchdringlichkeit zu hüllen, bestärkte ihn aber zugleich in seinem Vorhaben, ihre Interessen und Handlungsweise Wilhelm dem Einäugigen zu verrathen, um sich auf diese Weise in der Gunst desselben fester zu setzen und höhere Ehren zu erlangen, und vermehrte unklugerweise das Zurschautragen der Geringschätzung gegen die stolzen Rathsherrn, welche nicht, wie er, die hohe Schule besucht hatten. Zu diesem Zwecke entfernte er insgeheim aus

dem städtischen Archive die wichtigsten Urkunden und Beweisstücke, welche die Hauptstütze, zugleich aber auch die Hauptanklage der Herrschaft der Aristokratie Zwickaus ausmachten, und nachdem sie sämmtlich in seinem Besitz waren, zögerte er mit der Ausführung seines Planes nicht länger und sendete eines Tages einen Boten mit den verderblichen Mittheilungen an den Markgrafen ab. Wie geheim er aber auch dabei zu Werke gegangen war, hatte doch das Abgehen eines Boten die Aufmerksamkeit des Spähers Mergenthalers auf sich gezogen und dieser es augenblicklich seinem Herrn hinterbracht, der sofort, von Mißtrauen und Furcht erfüllt, seine Maßregeln beschleunigte.

Noch nicht viele Zeit war seit dem Ausmarsche des Sendlings verflossen, als in der Abenddämmerung mehrere berittene Vermummte durch dasselbe Thor die Stadt verließen. In gestrecktem Trabe eilten sie auf der Straße nach Meißen dahin und in einem Walde holten sie den Gesuchten ein. Ohne große Mühe wurde Steuchfings Diener überwältigt und gebunden. Man bemächtigte sich seiner Papiere und führte ihn noch in der nämlichen Nacht zurück nach der Stadt und in ein wohlverwahrtes Gefängniß.

Die Beweise der Verrätherei Steuchfings befanden sich nunmehr in den Händen seines Feindes, und der Zorn und die Rachegefühle des Bürgermeisters erreichten ihren höchsten Grad. Sein Untergang war beschlossen. Die gefährdeten Privilegien waren zu innig mit der Herrschaft der Patrizier verbunden, sie waren ihre letzte Stütze und ihr Verlust würde sie bis in das innerste Dasein verwundet haben. Jetzt mußte die gesammte Bürgerschaft gegen den Stadthauptmann auftreten und Mergenthaler zweifelte nicht, welcher Art ihr Urtheil sein werde.

Der Bürgermeister war zu aufgeregt, um in dieser Nacht den Schlummer zu suchen. Ohne Unterlaß schritt er in seinem Gemache auf und ab, während die mannichfachsten Empfindungen in seinem Herzen abwechselten und seinen Geist bald mit Bildern des Schreckens, bald der Zufriedenheit einer befriedigten Rache, bald mit Theilnahme erfüllten. Kaum wichen die Schatten der Nacht dem anbrechenden Morgen, als er auch schon seinen Diener zu sich berief und ihm auftrug, das gesammte Magistratskollegium schleunigst auf das Rathhaus zu beordern um eine hochwichtige Mittheilung zu vernehmen. Selbst die Viertelsmeister der Stadt, die Vertreter der Bürgerschaft, wurden, obwohl man sie nur selten der Ehre theilhaftig machte, zu den Verhandlungen des Raths gezogen zu werden, in die Aufforderung eingeschlossen. Der Aufruf des gewaltigen Stadtoberhauptes war so diktatorisch, daß sich bald sämmtliche Rathsherren und Viertelsmeister im Sessionszimmer einfanden. Nur Steuchfing ließ seine Abwesenheit unter einem nichtigen Vorwande entschuldigen; er schien das drohende Gewölk, das sich über seinem Haupte zusammengezogen hatte, zu ahnen.

Besaßen die Züge des gebietenden Mergenthaler ohnedieß durch ihre undurchdringliche Verschlossenheit wenig Einnehmendes, so waren sie heute durch ein düsteres, unheimliches Feuer noch schärfer ausgeprägt, und die Ankommenden waren, noch ehe sie den Zweck des Aufrufs kannten, überzeugt, daß eine Botschaft von der außerordentlichsten Wichtigkeit ihrer harre. Alle waren über die vermehrte Finsterkeit betroffen und sahen mit Ungeduld der Mittheilung des Bürgermeisters entgegen. Endlich erhob sich Mergenthaler zum Sprechen und schilderte den Versammelten in aufgeregten aber beredten Worten den Diebstahl und den Verrath des Stadthauptmanns. Alle erbleichten und erbebten vor den unausbleiblichen Folgen; aber sie athmeten von Neuem auf, als sie hörten, wie die That durch die Wachsamkeit der Späher des Bürgermeisters vereitelt worden war. Sobald er seine Rede geendet hatte, legte er den Anwesenden das Schreiben und die entfremdeten Dokumente vor. Ein lautes Murmeln von Verwünschungen wurde im Saale hörbar; alle Rathsmitglieder, und selbst diejenigen, welche anerkannt zur Partei des Stadthauptmanns gehörten, verdammten eine That, die sie ihres größten Stolzes, der Herrschaft, gänzlich beraubt haben würde. Nur die Viertelsmeister fanden eben darin weniger Grund zum Zorn, denn sie stimmten der in Steuchfings Briefe ausgesprochenen Beschuldigung einer zu eigenmächtigen Verwaltung des Rathes, im Innern völlig bei; aber sie fühlten sich schwer durch die weitere Behauptung angegriffen, daß die Bürger durch den Besitz einer Menge von Privilegien und Begünstigungen zum Trotz gegen die Obergewalt des Markgrafen angereizt würden, und der ganze Zorn der Vertreter der Bürgerschaft regte sich, da sie am Schlusse des Schreibens das Verlangen ausgedrückt fanden, die zum Theil angemaßten, zum Theil gemißbrauchten Freiheiten zu beschränken und die Herrschaft seiner Gewalt unterzuordnen.

Man berathschlagte über das zu unternehmende Verfahren und vereinigte sich zu dem Beschlusse, sich der Person des Stadthauptmanns sofort zu bemächtigen. Der Rathsherr Markus Dittmann ward zum Vollzieher des Auftrags erwählt. Niemand hätte sich ihm freudiger unterziehen können, als eben Dittmann, welcher Steuchfing mehr als Alle haßte und die Feindseligkeiten zwischen den beiden Rivalen um desswillen unausgesetzt unterhalten und neu belebt hatte, damit sein Sohn die Hand der reichen Bürgermeistertochter erhalte, deren Herz noch immer dem jungen Steuchfing angehörte.

Zugleich mit Dittmann, der seine Anordnungen zur Verhaftung des Gehaßten traf, entfernten sich auch die Viertelsmeister, um die Bürger unter die Waffen zu rufen; die Magistratspersonen verharrten jedoch im Sessionszimmer und sahen unter bangen Gefühlen der Besorgniß der Ankunft des Angeklagten entgegen, von dem man wohl wußte, welch entschlossenen, trotzigen Charakter er besaß.

Fest von dem Triumphe überzeugt, den seine That ihm bereiten würde, frohlockte Steuchfing bereits über die Gegner. Bald schritt er hastig das Zimmer auf und nieder, bald blickte er mit freudestrahlenden Augen durch die hohen Scheiben auf die Stadt, deren Bewohner sich in kurzem vor dem neuen Gebieter ehrfurchtsvoll beugen würden, bald riß er den Flügel auf, damit seine beengte Brust sich an der frischen Abendluft erlabe, bald wieder sank er träumerisch auf seinen Lehnstuhl und seine Phantasie überließ sich den verlockenden Bildern von Macht und Größe, die ihm seine

Ehrsucht als Lohn vorspiegelte. Erst als der Morgen im Osten zu grauen begann, schwang der Schlummergott leise seine Fittiche über ihn und die Traumbilder, die ihn im Wachen umschwebt, umgaukelten auch sein Lager.

Das heftige Klopfen des Dieners weckte ihn aus seinem ersten Schlafe. Man forderte sein Erscheinen auf dem Rathhause. Es durchzog ihn wie eine Ahnung, daß sein Plan fehlgeschlagen sei, aber er schüttelte sie von sich, denn in seinem Uebermuthe hielt er das für unmöglich. Er war zu erschöpft und ließ sich entschuldigen. Bald klopfte es abermals. Ein alter Mann verlangte dringend ihn zu sprechen; es war der Vater des Mannes, der mit den werthvollen Dokumenten an den Markgrafen abgegangen war. Er theilte dem Stadtvoigt die Festnahme seines Sohnes mit und bat dabei um seine Verwendung zu dessen Freilassung. Augenblicklich erkannte Steuchfing sein Unternehmen als vereitelt und sich als verloren. Er erzitterte bei dem raschen Wechsel von Traum zur Wirklichkeit, aber nur einen Moment lang gab er sich dem ersten überwältigenden Eindruck der Schreckensbotschaft hin; sein Charakter war fest und unbeugsam, rasch hatte er den schwankenden Muth aufgerichtet und das unabweisbare Gefühl getäuschter Hoffnungen zurückgedrängt. Er war zum Widerstand entschlossen, und bereit seinen Angreifern die Stirne zu bieten.

Sobald er seine Rüstung angelegt, seinen Helm aufgesetzt und das Schwert umgegürtet hatte, trat er an das hohe Bogenfenster und schaute nach der Straße, von welcher her er jeden Augenblick das Nahen der Feinde erwartete. Sie blieben nicht lange aus. Dittmann an der Spitze einer starken Anzahl von Stadtknechten mit ihrem Befehlshaber, Alle wohl mit Morgensternen bewaffnet, kam eilenden Schrittes auf das Haus zu. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren, hastig zog er seine gewichtige Waffe. Plötzlich stutzte er; er hatte etwas außer Acht gelassen; rasch trat er an den Wandschrank, riß aus seiner dunkeln Tiefe ein beschriebenes Pergament mit angehängtem Siegel und schleuderte es, ehe noch die Schaarwache sein Zimmer erreichte, mit hämischer Freude in die glühenden Kohlen des Kamins

Im nächsten Augenblicke öffnete Dittmann die Thür und er nebst seinem Gefolge traten ein.

Mit schlecht verhehltem Triumph in Blick und Geberde berichtete er seinen Auftrag. „Folgt uns also," sagte er am Schlusse seiner Anrede, „und ergebt Euch in das Schicksal, welches die Gerechtigkeit über Euch verhängen wird." Nicht so fügsam war Steuchfing. Er erhob seine Stimme und sprach dem Rathe die Berechtigung ab, ihn, der vom Markgrafen eingesetzt sei und unter seinen unmittelbaren Befehlen stehe, anzutasten. Man hörte ihn nicht an und forderte Gehorsam gegen die Anordnungen des Senats. Der Stadthauptmann beharrte fest auf seiner Weigerung; jetzt erhielten die Stadtknechte den Befehl, Gewalt anzuwenden; sie drangen vor, aber der furchtlose Mann schwang seine Waffe und streckte den Ersten, der tollkühn genug war, nach ihm zu fassen, aus einer tiefen Wunde blutend zu Boden. Die Uebrigen machten noch einige Versuche ihm beizukommen und ihm sein Schwert zu entreißen, aber sie wichen fast eben so schnell den gewaltigen Streichen, welche Steuchfing führte und durch die es ihm gelang, sich einen Weg nach der Thür zu bahnen. Bevor noch seine Angreifer zur Besinnung kamen, war er aus dem Zimmer und wollte sich eben im Hofe auf sein bereitstehendes Roß schwingen.

Schon hielt sich Steuchfing der drohenden Gefahr entronnen, schon triumphirte er im Geiste über seine Gegner, aber das Schicksal hatte ihm diesen Ausgang nicht bestimmt. Einer der Söldner, der an der Hauspforte zurückgelassen worden war, erreichte ihn, ehe er noch fest im Sattel saß, die ausgeworfene Schleuder schlang sich um seinen Leib,



Steuchfing taumelte und stürzte von dem sich bäumenden Pferde schwer auf das Pflaster nieder. Der Wehr- und Bewußtlose war jetzt eine leichte Beute seiner Verfolger, die sich um ihn sammelten und seine Hände und Füße mit Stricken umwanden. So gefesselt trug man ihn nach dem Rathhause und brachte ihn vor die harrenden Richter und Ankläger.

Der Rathsherr Markus Dittmann entfernte sich nicht sogleich mit den Uebrigen aus der Wohnung des Stadtvoigts. Neugierig spähte er umher und forschte nach weiteren Beweisen seiner Schuld. Beim Umherschauen gewahrte er das im Kamin liegende, von der Flamme noch unerreichte Pergament; er ahnte, daß es ein Gegenstand von Werth sei, der der Vernichtung geweiht war und riß es mit gieriger Hand aus seinem vermeintlichen Grabe. Voll Entsetzen, aber auch zugleich voll Freude erkannte er darin eines der für den Senat gewichtigsten Dokumente, das Steuchfing zu einem letzten und Hauptschlage noch zurückbehalten haben mochte. Dieser Raub vermehrte die Schuld um ein bedeutendes.

Am nämlichen Tage noch wurde Steuchfing zum

Verhör vor das Magistratskollegium geführt. Er konnte die That nicht leugnen, denn die Beweise sprachen unwiderleglich gegen ihn, und der Angeklagte war zu stolz, sich dazu zu erniedrigen. Am folgenden Morgen wiederholte man das Verhör im großen Saale des Rathhauses vor den versammelten Magistratspersonen an einer schwarzbehangenen Tafel. Ungebeugt stand auch heute der furchtlose Stadtvoigt vor seinen Richtern; er schreckte nicht vor der Anklage des Verbrechens beleidigter Rathsmajestät zurück. Laut und fest bestritt er die Anmaßung seiner Feinde über ihn zu richten; zwar stehe er im Dienste der Stadt, aber der Meißner Markgraf habe ihn eingesetzt, dieser sei der Landesfürst, dessen Urtheil er nur für recht erkennen werde. Die rückhaltslos ausgesprochenen Wahrheiten Steuchfings waren für die aristokratischen Rathsherrn eben so viele Beleidigungen. Wenn sie auch nicht dazu gedient hätten, das Rachegefühl zu verstärken, so gebot ihnen doch die Furcht vor dem Verlust ihrer Herrschaft den Feind, den selbst die drohende Gefahr nicht einzuschüchtern vermochte, unschädlich zu machen. Das Todesurtheil wurde wenige Stunden später über ihn ausgesprochen.

Im Stillen mußte sich Mergenthaler selbst eingestehen, wie wenig ihm seit der Entsagung der Reichsfreiheit das Recht zur Vollstreckung eines Blutnrtheils zustehe, aber der gegenwärtige Fall entschied nicht nur über seine Existenz, es vermischte sich mit ihm zugleich die Befriedigung eines unversöhnlichen Hasses. Wenn er schon sich der Patrizier, deren Interessen mit den seinen gefährdet waren, und des gemeinen Volks, dem sich der Stadtvoigt um seines maßlosen Stolzes willen verhaßt gemacht hatte, versichert hielt, so gab es doch außer seinen Freunden und Gesinnungsgenossen unter den Bessergesinnten einen nicht geringen Theil, die das Urtheil unrechtmäßig und zu hart finden und die sich in Folge eines natürlichen Mitleids vom Rathe abwenden mußten. Die Besorgniß vor der durch sie bewirkten Einmischung Markgraf Wilhelms machte die Eile nothwendig und der nächste Morgen war kaum angebrochen, als sich den Blicken der Vorübergehenden auf dem Markte das schwarzbehangene Blutgerüst zeigte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht und das Volk strömte in Schaaren zu. Um den Zudrang von außen zu hemmen und ein etwaiges Machtgebot des Markgrafen zu vereiteln, wurden die Stadtthore schon frühzeitig geschlossen, und Niemand erhielt, bis der Henker sein Werk gethan haben würde, Zutritt.

Um die achte Stunde des Morgens versammelten sich abermals die richterlichen und städtischen Behörden Zwickaus auf dem Rathhause, um über Steuchfing das hochnothpeinliche Halsgericht zu hegen. Umsonst forderte er die Gnade des Kaisers anrufen zu dürfen, da man dem Markgrafen nicht das Recht der Entscheidung zugestehe; die Ceremonie nahm ihren Fortgang, das Todesurtheil wurde ausgesprochen: Weil er „der Stadt beste Urkunden entwendet und eine davon durch das Feuer habe vernichten wollen, um ein Verbrechen gegen die Majestät des Rathes zu begehen,“ dafür solle er mit dem Tode gestraft werden. Der Bürgermeister schnitt alle weiteren Einwendungen ab, indem er den Stab über den Verurtheilten brach und ihn zur Richtstatt abführen ließ.

Rings um die Blutbühne standen die Bürger mit ihren Waffen und die Söldner und Stadtknechte in voller Rüstung, bereit jeder Bewegung zu Gunsten Steuchfings zu begegnen. Ungebeugten Hauptes, voll todesmuthiger Verachtung betrat dieser an der Seite eines Geistlichen das Schaffot und nach einem kurzen Gebet schlang er sich selbst das Tuch vor die Augen. Während Steuchfing noch mit gefalteten Händen kniete und betete, blitzte das breite Schwert des Henkers in der Sonne und im nämlichen Augenblicke färbte ein dunkelrother Strom den Boden und der Kopf rollte vom Rumpfe getrennt über den Sand. Wie es der Brauch war, zeigte der Scharfrichter dem Volke den bluttriefenden Kopf und fragte: „habe ich recht gerichtet?“ Und die Menschenmasse jubelte und rief dem Vollstrecker des Urtheils ein schallendes Bravo zu. Die Rathsherrn hatten sich gerächt und die rohe Menge war mit dem Schauspiele zufrieden; aber es waren doch viele unter den Zuschauern, die nicht in die laute Freude einstimmten und sich mit finstern, grollenden Blicken, Verwünschungen murmelnd, entfernten.

Die Freude der Rache war nur von sehr kurzer Dauer. Der Gedanke an die Folgen ihrer eigenmächtigen That drängte sich den Rathsherrn unwiderstehlich auf, und da der Thorwärter am Tränkthore anzeigte, daß der junge Steuchfing in Begleitung zweier markgräflicher Diener in gestrecktem Trabe an das Thor gekommen sei und Einlaß begehrt habe, da begann ihr Gewissen lauter zu schlagen und mit banger Furcht sahen sie dem Kommenden entgegen. Er hatte sich, sobald er den Grund der Zurückweisung erfahren, im wilden Zornausbruche wieder entfernt und war schneller noch als er gekommen, zurück nach Meißen geritten. Die Drohungen des jungen Mannes beunruhigten Mergenthaler und seine Kollegen ungemein; sie wußten, was sie von seinem jugendlichen Eifer bei seiner Kenntniß des Rechts zu erwarten hatten. In ihrer Kurzsichtigkeit glaubten sie die Schlange mit einem einzigen Streiche getödtet, während aus der wunden Stelle nur neues Leben ersprießte.

Und so war es. Die Gegner der Willkürherrschaft des Raths mehrten sich nach diesem blutigen Vorfalle sichtlich. Steuchfings Freunde nährten geschäftig den Brand und der jugendliche Albrecht bot Alles auf, seinen hingemordeten Vater zu rächen. Es war ihm nicht schwer geworden, sich beim Markgrafen Gehör zu verschaffen und einen Befehl zu erwirken, der den Rathsherrn verbot Kläger und Richter in einer Person zu sein. Er kam zu spät. Mit der ganzen Begeisterung, welche der traurige Anlaß in ihm erzeugte, schilderte er dem Fürsten die wohlmeinende Absicht seines Vaters und die rachsüchtige Ungerechtigkeit der Rathsherren. In einer Versammlung der Meißner Ritterschaft erneuerte der junge Rechtskundige seine Klage und heischte Gerechtigkeit. Die geringen Sympathien der Ritterschaft gegen die Städte waren nicht ohne Einfluß auf das Urtheil, welches sie in dem vorliegenden Falle aussprachen. Es lautete auf den Tod durch die Hand des Nachrichters für den größten Theil der Rathsherren. Wenn schon ein strenges Urtheil zur Erhaltung der Herrschaft des Landes-

herrn, wie als abschreckendes Beispiel für die andern Ex-Reichsstädte nothwendig war, so erschien es Wilhelm doch zu hart, und er beschloß es nach einer vorhergegangenen Untersuchung, welche er persönlich leiten wollte, auf die Hauptübelthäter zu beschränken.

Nach Verlauf weniger Tage brachte ein Sendbote des Markgrafen einem Theile der Zwickauer Rathsherrn den gemessenen Befehl, sich zur Vernehmung an seinem Hofe zu stellen. Schrecken und Bestürzung verbreiteten sich bei dieser Kunde durch die Stadt. Niedergeschmettert hörten die Senatoren das Schreiben ihres Fürsten an; sie zweifelten nicht länger an dem verhängnißvollen Ausgange einer That, die aller Gerechtigkeit und Billigkeit Hohn sprach und nur in persönlicher Feindschaft ihren Ursprung besaß. Der markgräfliche Befehl war so gemessen, daß die vorgeforderten Rathsherrn keine Zeit behielten, ihre häuslichen Angelegenheiten vor ihrer Abreise nach Meißen zu ordnen. In ihr unvermeidliches Schicksal ergeben legten sie feierlich auf dem Rathhause ihre Aemter nieder, nahmen von der Bürgerschaft Abschied und begaben sich von hier aus nach der Grünhainer Kapelle, um in der Beichte die Gnade Gottes zu erflehen.

Geleitet von einer starken Wache verließen sie bald darauf die Stadt als Gefangene des Markgrafen. Länger als zwei Tage waren sie unterwegs. Endlich fuhren sie den Schloßberg hinauf und befanden sich innerhalb der Mauern, die sie nur als Leichen wieder verlassen sollten. Kurz nach ihrer Ankunft nahm ihnen ein Priester von St. Afra nochmals die Beichte ab und am andern Morgen wurden sie vor den Markgrafen und die gesammte Ritterschaft des Meißner Landes geladen, um Rechenschaft abzulegen über die eigenmächtige That. Ebenso todesmuthig wie ihr eigenes Opfer standen der Bürgermeister Mergenthaler und die Rathsherrn Markus Dittmann und Alexander und Franziskus Gülden vor ihrem Landesfürsten. Sie beantworteten die vorgelegten Fragen offen und ohne Rückhalt; sie versuchten nicht zu leugnen, aber auch nicht sich zu vertheidigen, denn sie waren von der Nutzlosigkeit jeder Ausflucht überzeugt.

Das Verhör war nur von kurzer Dauer; zwei Henker im blutrothen Mantel, auf das breite Richtschwert gestützt, wohnten der feierlichen Handlung bei. Sie harrten des Winkes des Markgrafen, um ihn zu vollziehen.

Das Urtheil der Ritterschaft lautete auf den Tod der vier Magistratspersonen: Mergenthaler, die zwei Gülden und Markus Dittmann; Wilhelm bestätigte es und zwischen dem Ausspruch und der Vollstreckung lag nur ein kurzer Zwischenraum. Der Blutrichter brach über ihnen den Stab und die vier Missethäter wurden nach einem freien Raume des Schlosses geführt. Vier Mönche von St. Afra geleiteten sie auf diesem letzten Gange. Im Bewußtsein als Opfer ihrer Bestrebungen für die Erhaltung der Patrizierherrschaft ihrer Vaterstadt zu fallen, gingen sie festen Schrittes und ohne Murren dahin neben ihnen. Auf dem Platze angekommen knieten sie Einer nach dem Andern nieder und empfingen als dieselben furchtlosen und unbeugsamen Männer, die sie stets gewesen, den Todesstreich. Ihre Leichname wurden in der Kirche zu St. Afra beigesetzt.

Von dieser Zeit an verlor Zwickau jeden Schatten des ehemaligen reichsstädtischen Glanzes. Alle diejenigen Rechte und Freiheiten, welche die Gewalt der meißner Fürsten beschränkten, wurden der Stadt entrissen, und nur die unbedeutenderen, werthloseren gelassen. Dieß war der Ausgang eines Kampfes um die Herrschaft, in dem die Häupter zweier feindlichen Parteien ihr bestes Gut zum Opfer bringen mußten, ohne dadurch etwas Anderes zu erringen, als ihren Untergang.

Das Gloria des Teufels.

Nicht sehr lange vor dem Auftreten der reichen Fugger lebte in der kunstsinnigen Stadt Augsburg ein Meistersänger, Namens Peter Umlauf, der neben seinem Liederschatze — eine seltene Beigabe — auch des Geldes und Gutes im Ueberflusse besaß. Der Alte machte gar keine Hehl von seinen Reichthümern, sondern that sich vielmehr ein Ziemliches darauf zum Besten, indem er mit großer Ruhmredigkeit von seinen Kunstfahrten erzählte und welche Fürsten und Machthaber alle, geistliche und weltliche, ihn mit Kleinodien beschenkt hätten. Es fanden sich indeß welche, die bezweifelten, daß er seinen ungewöhnlichen Wohlstand allein dem Gesange danke, zumal nicht unbekannt war, wie er auch mit den tieferen Wissenschaften sich befasse und in der Sterndeuterei, so wie im Gebrauche des Erdspiegels und der Wünschelruthe wohl erfahren sei. Mißgünstige Zungen sprachen sogar von einem Bunde mit den bösen Geistern, ein Verdacht, welcher in jenen Zeiten Manchen traf, der in die Geheimnisse der Natur besser eingeweiht war, als die unwissende Menge. So viel hatte seine Richtigkeit, daß fromme Gesinnung nicht die hervorstechende Eigenschaft unseres Künstlers war. Man sah ihn äußerst selten in der Messe und mit Noth des Jahres einmal am Tische des Herrn, und eben so wenig zeichnete er sich durch Freigebigkeit an die Klöster und Bruderschaften aus, weshalb er bei der Geistlichkeit nicht im besten Geruche stand.

Meister Peter hatte eine Tochter — das einzige Kind — welche gerade das Widerspiel des Vaters war, und wenn dieser durch Schroffheit und Hochmuth die Herzen abstieß, zog Lisbeth durch mildes und bescheidenes Wesen Alle an. Zufolge ihres Liebreizes und tugendsamen Wandels hätte sie Freier die Menge gefunden, wenn auch im Hintergrunde nicht die reiche Mitgabe gestanden wäre. Der Alte aber erkannte nicht, welch' kostbare Perle er an seiner Tochter besaß, sondern grollte mit dem Himmel, daß er ihm keinen Sohn beschieden, auf welchen er seine Kunst hätte vererben können; denn er war auf seinen Ruhm nicht minder stolz, als auf seinen Mammon. Als nun Lisbeth heranwuchs, kam er auf den Einfall, durch sie dennoch der Stammvater eines Sängergeschlechtes zu werden, und ließ derohalben kund thun, daß er demjenigen seiner Tochter Hand, benebst einer Aussteuer von zwanzigtausend ungarischen Gulden, gebe, so das schönste Minnelied dichte und absinge. In öffentlichem Wettkampfe sollte der Preis nach dem Ausspruche der bestellten Kunstrichter erworben werden. Ungerührt von den Bitten und Thränen der Tochter und den Vorstellungen seiner Freunde, sandte Meister Peter das Ladschreiben im ganzen

Reiche herum und fügte, um das Maß voll zu machen, mündlich den freventlichen Schwur bei: „Er werde sein Wort halten, und wenn auch der böse Feind selber unter den Bewerbern sich einfinde.“

Das Plakat des Augsburger Meisters zündete wie ein Blitzstrahl in der deutschen Junggesellenwelt, und wer nur immer „Schmerz und Herz“ zusammenreimen und ein Tänzchen auf der Zither klimpern konnte, quälte sich mit dem Versuche, ein Lied auszuhecken und in Noten zu setzen. Sämmtliche Geigenmacher zwischen Rhein und Oder waren nicht im Stande, so viele Harfen, Lauten und Fideln beizuschaffen, als die Nachfrage verlangte. In der Vaterstadt Lisbeth's griff ekkläelichermaßen der poetische Schwindel am allgemeinsten um sich und verrückte den gesetztesten Männern den Kopf. Alles, was noch nicht beweibt war, summte, pfiff oder trällerte den lieben langen Tag über vor sich hin, zu Hause und auf der Straße, und ganz Augsburg schiendem Ohre verwandelt in einen von tausenderlei Singvögeln bevölkerten Zauberwald. Solche Macht haben Liebe, Habsucht, Selbstdünkel und Ehrgeiz über die Menschen. Der Preis war aber auch gar zu anlockend, und manches hungernde Dichterlein sah im Geiste bereits sein ärmliches Dachstübchen von der strahlenden Schöne der Goldbraut erhellt.

Einer nur nahm nicht Theil an dem Jubel und den Hoffnungen, welche die Ausschreibung hervorgerufen hatte, und das war der ehrsame Geschlechter Herr Dietrich Langenmantel. Der junge Mann hatte seit geraumer Zeit sein Auge auf Lisbeth geworfen und, von ihr gleichfalls gerne gesehen, war er eben daran, förmlich um ihre Hand anzuhalten, als ihm des Vaters wunderliche Grille einen bösen Strich durch die Rechnung machte. Den starrsinnigen Alten von seinem Vorhaben zurückbringen zu wollen, wäre verlorne Mühe gewesen, und eben so wenig durfte sich Junker Dietrich irgend Hoffnung machen, den Preis im Wettgesange zu erringen; denn so gut er auch im Rathe das Wort und auf dem Schlachtfelde das Schwert zu führen verstand — in der edlen Musika war er ein erbärmlicher Stümper und kaum vermögend, ein einfaches Trinkliedlein genießbar vorzutragen.

Schon war der Vorabend des zum Wettspiele festgesetzten Tages gekommen, und noch wußte der liebesieche Junker nicht, wo aus oder wo an. Rathlos irrte er in den Straßen der Stadt herum und kam endlich, geleitet von seinem guten Engel, vor Sankt Ulrich's Münster. Er trat ein, um bei Gott Trost zu suchen, wie ein frommer Christ thun soll. Eben verklangen die letzten Glockenschläge des Angelus im Thurme, und Dietrich fand sich zu dieser späten Stunde allein in den weiten, dunkelnden Hallen. Er fiel an den Stufen des Altares auf die Kniee und betete lange und inbrünstig. Als er sich wieder erhob, sah er zu seiner Verwunderung das Grabmal des heiligen Ulrich von einem blendenden Silberscheine übergossen und ob dem Steine schwebte in wallender Lichtwolke die ehrwürdige Gestalt eines greisen Bischofs. Solch unaussprechliche Milde und Güte hatte Dietrich nie zuvor in einem menschlichen Antlitze geschaut und er fühlte augenblicklich alle Furcht beschwichtiget. „Mein Sohn!“ begann die Erscheinung mit sanfter und dennoch klangvoller Stimme, „wisse, nur eine dünne Erdrinde trennt die Wohnungen der Menschen von den Grüften der Hölle, und die da unten hören leise. So hat denn Satan den vermessenen Eid jenes Rabenvaters vernommen und sich aufgemacht, um den Preis zu ringen. Aber Gott, die ewige Gerechtigkeit, duldet nicht, daß eine schuldlose Seele zu Grunde gehe.“

Beim Schlusse dieser Anrede erhob sich der Heilige in seiner Wolke gegen den Altar hin, öffnete das auf dem Pulte liegende Meßbuch und riß ein Blatt heraus, welches er zusammen rollte und dem Junker darreichte, mit den Worten: „Morgen erscheint unter den Wettkämpfern auch derjenige, dessen christgläubige Herzen nur mit Grausen gedenken. Der Herr wird dir die Augen öffnen, daß du ihn trotz seiner gleißenden Vermummung erkennest. Halte dich in seiner Nähe, folge achtsam seinem Gesange, und wenn du gewahrst, daß er zu Ende kommen will, so lege ihm behende dieses Blatt unter und sei des Erfolges gewärtig.“

Sprach's und verschwand. Der Junker, welchem neuer Lebensmuth durch die Adern strömte, warf sich noch einmal vor dem Altare nieder und verließ sodann nach kurzem aber heißen Dankgebete die Kirche. Zu Hause angelangt, fand er, daß die Rolle, welche ihm der Heilige gegeben, den englischen Lobgesang enthielt, wie ihn der Priester mit den Worten: „Gloria in excelsis Deo“ zu intoniren pflegt.

Am folgenden Tage glich die gute Stadt Augsburg einem Bienenstocke, so wimmelte es auf den Straßen und Plätzen allüberall von Fremden. Die Meister und Pfuscher aus ganz Deutschland hatten sich eingestellt und noch ungleich größer war die Zahl der Neugierigen, die das Fest herbeigezogen. Zur bestimmten Stunde ergoß sich der Schwarm in die geräumige Halle des Umlauf'schen Hauses, welche auf's zweckmäßigste zum Schauplatze hergerichtet war. Weit gegen die Mitte des Saales vorgeschoben stand der mit schwerem Goldbrokat behangene Singestuhl, eine Art Katheder, welchen die vortragenden Sänger zu besteigen hatten. Diesem zur Rechten und Linken, aber tiefer im Hintergrunde erhoben sich zwei Estraden, die eine bestimmt für Meister Peter und seine Tochter, die andere für die drei Merker, welche das Preisgericht bildeten. Stuhl und Estraden umgaben in weitem Halbkreise die Bänke der Preiswerber. Jeder derselben hatte eine Pergamentrolle in der Hand, auf welcher seine Komposition aufgezeichnet war und einen Diener hinter sich, der das Instrument seines Herrn im Arme hielt. Eine Schranke, quer durch den Saal gezogen, schloß die eigentlichen Festgäste von dem blos zuhörenden Publikum ab. Nachdem Alles Platz genommen, überschaute Meister Peter die glänzende Versammlung mit der Miene befriedigten Stolzes, die für einige Augenblicke in den Ausdruck des Spottes überging, als er in der Reihe der Sänger Dietrich gewahrete. Die Neigung des Junkers zu seiner Tochter war ihm nicht unbekannt, aber eben so gut wußte er auch, welch' ein ungeschickter Poet jener sei. Ganz andere Gefühle durchzuckten Lisbeths Herz, als ihr Blick diesen Mitwerber traf, und sie hielt mit Mühe die Thränen zurück, welche ihr in die vom Kummer getrübten Augen traten.



Meister Peter gab jetzt das Zeichen zum Beginne. Man hatte ausgemacht, daß die Künstler nach dem Loose auftreten sollten. Der erste, welcher den Singestuhl einnahm, ließ sich in der Weise Rosenblüth's hören; andere folgten in der fröhlichen Lobeweise Hans Berchler's in Straßburg, im güld'nem Ton, in der geblümten Paradiesweis' und dergleichen. Es waren einige gute Sänger darunter, aber begeisterten Beifall wußte keiner hervor zu locken. Die Merker horchten aufmerksam den Vorträgen und notirten sorglich auf ihren Tafeln, wenn ein Verstoß in der Form gegen die Gesetze der Tabulatur oder im Inhalte gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichte vorfiel.

Jetzt kam die Reihe an Nummer Siebzehn, und in dem Aufgerufenen, welcher mit langen Schritten dem Singestuhl zueilte, erkannte Junker Dietrich kraft der ihm verheißenen höheren Eingebung alsogleich seinen Mann, obwohl derselbe äußerlich durchaus nichts Auffallendes zeigte; denn der Teufel ist nicht so dumm, wie ihn einige faselnde Chronikschreiber schildern, daß er nämlich durch eine rothe Hahnenfeder und einen feuerfarbenen Mantel sich selber den Aushängeschild der Hölle aufkleben sollte. Der Fremde begann seinen Vortrag mit einem Präludium auf der Laute, die er meisterhaft handhabte. Hierauf ließ er ein Lied folgen, welches die schöne Helene und die Freuden des Venusberges zum Gegenstande hatte. Schon bei den ersten Tönen seiner glockenreinen Tenorstimme gaben sich alle Mitbewerber verloren, und gleichwohl konnten sie dem Entzücken nicht widerstehen, welches diese zauberischen Weisen in der Versammlung hervorriefen.

Besonders hingerissen zeigte sich Junker Dietrich. Er hatte seinen Platz verlassen und rückte dem Sänger mit jeder Strophe näher und näher, bis er zuletzt dicht hinter ihm stand. Es schien, als wolle er das Liederbuch, welches der Fremde vor sich auf dem Pulte liegen hatte, mit den Augen verschlingen, in solch gespannter Aufmerksamkeit folgte er dem Gesange Note für Note und Wort für Wort. Eben wollte jener mit einer glänzenden Schlußstrophe sein Lied beendigen, als Dietrich's flinke Hand ihm das Blatt aus dem Meßbuche einschob.

Da hätte man sehen sollen — denn beschreiben läßt sich so was nicht — welche Veränderung urplötzlich mit dem Fremden vorging. Der Siegesstolz in seinen Zügen wich der Grimasse des höchsten Entsetzens; seine Gesichtsfarbe, anfangs die eines Mannes von blühender Gesundheit, wurde giftiges Gelb, sein einschmeichelnder Gesang das Brüllen einer gereizten Bestie. Er wollte das Blatt hinweg schleudern und vermochte es nicht; er wollte vom Stuhle aufspringen, aber eine unsichtbare Macht hielt ihn stramm darnieder, und dieselbe Gewalt zwang ihn auch, das Gloria anzustimmen. Er that es mit einem Geheule, welches den Zuhörern die Haare emportrieb und das Blut in den Gefäßen starren machte. Keiner hatte Lust, das Ende dieser höllischen Hymne abzuwarten, und Kopfüber stürzte Alles den Ausgängen zu. Durch ein ganzes Stadtviertel hin verfolgten die schauderhaften Laute die Flüchtlinge. Der alte Umlauf war nun inne geworden, welchen Gast er durch seinen Frevel sich in's Haus geladen. Er ging, um den Rest seiner Tage der Buße zu widmen, als Laienbruder in ein Kloster, nachdem er seine Schätze theils seiner Tochter, theils der Kirche, seine Lieder aber insgesammt dem Feuer übergeben. Von daher rührt es, daß von diesem berühmten Meister keine Zeile auf uns gekommen ist, was die Gelehrten heute noch beklagen. Lisbeth, als sie sich von der Krankheit erholt, welche ihr der Schrecken zugezogen hatte, gab ihrem Retter die Hand, und das war das beste Ende vom Liede.

Adelbert Müller.

Ende des ersten Bandes.